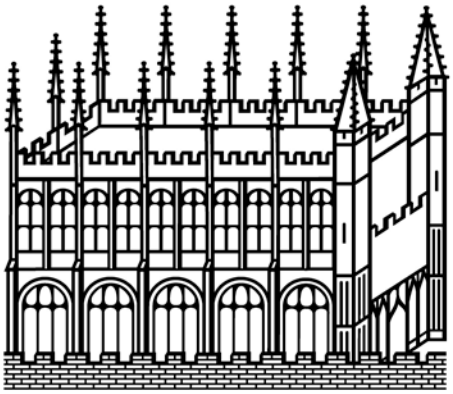

Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks

This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.

673
Soc. 3011 d. 71
1-7

673
Soc. 3011 d. 71
1-7

Verhandlungen

der

erſten Verſammlung

deutſcher

Philologen und Schulmänner

in

Nürnberg 1838.

Nürnberg 1838.

Verlag von Riegel und Wießner.

Campeſcher Druck.

Vorwort.

Der Unterzeichnete, dem von der diesjährigen ersten Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner die Führung der Protokolle, so wie deren Redaktion zum Druck war aufgetragen worden, hatte zu letzterem Geschäfte theils die von den Rednern selbst redigirten oder vollständig skizzirten Vorträge zur Hand, und wo dies stattfindet, ist es ausdrücklich von ihm bemerkt worden, theils wurden ihm blos schematisirte Entwürfe zur Ergänzung aus seinen eigenen Aufzeichnungen mitgetheilt, theils waren die in den Sitzungen niedergeschriebenen Protokolle auch für die Bearbeitung der Vorträge seine alleinige Quelle. Dies ist namentlich bei Direktor Dr. Ranke's Vortrag über Wolf's Nachlaß der Fall, weßwegen er um Entschuldigung bittet, wenn sich in der Redaktion desselben Ungenauigkeiten und Verstöße finden sollten. Er sieht sich hiezu bei den Protokollen Nr. III und IV überhaupt genöthigt, da diese, um die den Verhandlungen ohnehin karg zugemessene Zeit nicht noch mehr zu verkürzen, nicht öffentlich verlesen und anerkannt werden konnten.

So mögen denn diese Verhandlungen ein anspruchloses Zeugniß ablegen von dem ersten Zusammenwirken des Vereins. Sie dokumentiren, in wie weit ein erster Versuch gelungen ist, und können mit Billigkeit nur aus diesem Gesichtspunkt beurtheilt werden. Uebrigens hat sich fast die Mehrzahl der Män-

ner, deren lebendiger, an Bücher nicht gebundener Gelehrsamkeit wir gehaltreiche Vorträge verdanken, erst während ihres Hierseyns aufzutreten entschlossen. Allen aber, welche den Versammlungen beiwohnten, Philologen und Nichtphilologen, mögen diese Blätter zu einem Denkmal der schönen Tage dienen, mit welchen diese erste Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner das Leben eines jeden Theilnehmenden bereichert hat.

Nürnberg im November 1838.

C. Fr. Nägelsbach,
Gymnasialprofessor.

Die

Statuten des Vereins deutscher Philologen und Schulmänner.

§. 1.

Die Unterzeichneten vereinigen sich zu einer philologischen Gesellschaft, welche zum Zwecke hat:

a) das Studium der Philologie in der Art zu befördern, daß es die Sprachen (Grammatik, Kritik, Metrik) und die Sachen (den in den schriftlichen und artistischen Denkmälern niedergelegten Inhalt) mit gleicher Genauigkeit und Gründlichkeit umfasst,

b) die Methoden des Unterrichts mehr und mehr bildend und fruchtbringend zu machen, so wie den doctrinellen Widerstreit der Systeme und Richtungen auf den verschiedenen Stufen des öffentlichen Unterrichtes nach Möglichkeit auszugleichen,

c) die Wissenschaft aus dem Streite der Schulen zu ziehen, und bei aller Verschiedenheit der Ansichten und Richtungen im Wesentlichen Uebereinstimmung, so wie gegenseitige Achtung der an demselben Werke mit Ernst und Talent Arbeitenden zu wahren,

d) größere philologische Unternehmungen, welche die vereinigten Kräfte oder die Hülfe einer größeren Anzahl in Anspruch nehmen, zu befördern.

§. 2.

Zu diesem Zwecke achten sie für nöthig:

a) sich gegenseitig durch Rath und Mittheilung nach Möglichkeit zu unterstützen;

b) in einem schon bestehenden oder neuzubegründenden philologischen Journale Anzeigen und Beurtheilungen neu erschienener Schriften und Abhandlungen in dem oben bezeichneten Sinne niederzulegen;

c) in ihren umfassendern Arbeiten nach denselben Grundsätzen zu verfahren, und sie unter ihren Freunden nach Möglichkeit zu verbreiten;

d) sich an bestimmten Orten und in noch zu bestimmenden ein- oder zweijährigen Zeiträumen zu gegenseitigen Besprechungen und Mittheilungen zu vereinigen.

§. 3.

In jenen Versammlungen finden statt:

a) Mittheilungen aller Art über neubegonnene und eingeleitete Unternehmungen und über neue Untersuchungen auf dem Gebiete der Philologie;

b) Berathungen über Arbeiten, welche zu unternehmen den Zwecken der Gesellschaft förderlich ist, und über die Mittel ihrer Ausführung;

c) conversatorische Behandlung schwieriger Punkte im Gebiete der Philologie und der Methodik des Unterrichts;

d) zusammenhängende Vorträge, jedoch nur über Gegenstände, über welche die Gesellschaft die Ansicht eines ihrer Mitglieder zu hören im Voraus beschlossen, oder welche der jeweilige Vorstand genehmigt hat;

e) Berathungen über den Ort, die Zeit und den Vorstand der nächsten Vereinigung und über die Punkte, welche in ihr etwa zur besondern Berathung gebracht werden sollten.

§. 4.

Ein jeder Philolog kann der Gesellschaft als Mitglied beitreten, welcher dem Staate, dem er angehört, die nöthige Gewähr seiner Kenntnisse und Gesinnungen dadurch giebt, daß er an Gymnasien oder Universitäten lehrt, oder gelehrt hat, oder in einem andern öffentlichen Amte steht.

Auch Schulmänner, welche die übrigen Zweige des höhern öffentlichen Unterrichtes, als Mathematik, Physik, Geschichte und Geographie besorgen, sind eingeladen, an den Versammlungen Theil zu nehmen. Sie vertreten dort die von ihnen gelehrten Gegenstände.

Die Mitglieder des Vereins der Schulmänner des nördlichen Deutschlands sind eingeladen, sich auch dieser Vereinigung anzuschließen.

§. 5.

Kein dem Vereine Beigetretener ist zu irgend einer Dauer seines Beitritts noch zu irgend einer Leistung für die Gesellschaft verpflichtet. Jede Theilnahme ist eine freiwillige.

§. 6.

Dem für den nächsten Zusammentritt bestimmten Vorstande liegt jedes Mal ob, für diesen Zusammentritt die Genehmigung derjenigen deutschen Regierung zu suchen, in deren Gebiete die Versammlung statt finden soll.

§. 7.

Für die erste Zusammenkunft wird Nürnberg und der Michaelistag des Jahres 1838 bestimmt.

Göttingen, den 20. September 1837.

(Folgen die Unterschriften.)

Nürnberg, den 29. Sept. 1838.

I.

Protokoll

der

erſten, vorbereitenden Sitzung der diesjährigen Verſammlung deutſcher Philologen und Schulmänner.

Die Verſammlung wurde von ihrem diesjährigen Präſidenten, Hofrath und Profeſſor Dr. Thierſch, conſtituirt durch Verleſung der unter dem 20. Sept. 1837 in Göttingen für den Verein verfaſſten Statuten und durch Mittheilung des Namensverzeichniſſes der bis jetzt eingetroffenen Mitglieder, ferner durch Wahl der für das Bureau des Vereins zu verwendenden Theilnehmer an demſelben. Auf den Vorſchlag des Präſidenten wurden für die Sekretariatsarbeiten gewählt: Prof. Dr. Roſt aus Gotha, Rektor Dr. Roth und Prof. Nägelsbach aus Nürnberg, von denen letzterer die Führung des Protokolls übernommen hat.

Demnächſt dankte der Präſident den bisherigen Mitgliedern des ſtädtiſchen Comité's für die zur Förderung der Zwecke des Vereins getroffenen Einleitungen, ſo wie dem Magiſtrate der Stadt für die Bereitwilligkeit und Humanität, mit welcher derſelbe der gegenwärtigen erſten Zuſammenkunft förderlich geworden iſt.

Hierauf theilte Rektor Roth der Verſammlung ein Schreiben des Direktors Dr. Jakob aus Lübeck mit, in welchem dieſer im Namen des nordiſchen Schulmännervereins die Verbindung mit dem dieſſeitigen eröffnet und zu fruchtbarem Zuſammenwirken Vorſchläge und Mittheilungen macht. Die Schwierigkeiten, welche jenes Schreiben als dem Gedeihen des Vereines hinderlich bezeichnet, nehmlich der Nichtzuſammenhang ſeiner Beſtrebungen und der vielfältige Wechſel der bei den Verſammlungen erſcheinenden Mitglieder, werden vom Präſidenten dadurch für gehoben erklärt, daß es nicht im Intereſſe des Vereins liege, ein organiſch gegliedertes Ganzes zu bilden, ſondern daß er vielmehr nur allgemein anregend und ermunternd wirken wolle. Dagegen erachtet derſelbe den in jenem Schreiben enthaltenen zweiten Vorſchlag, kleinere Vereine zu gründen, für ſehr beherzigenswerth und ſchlägt vorläufig einigen, in der Verſammlung anweſenden bedeutenden Autoritäten vor, in ihrem Kreiſe für die Conſtituirung ſolcher Vereine zu wirken.

Alsdann ſchritt der Präſident zur Bezeichnung der Gegenſtände, welche die Vereinsverſammlungen beſchäftigen ſollen. Er theilte dieſelben in drei Claſſen, deren erſte die rein philologiſchen, die zweite philologiſch-methodologiſche, die dritte pädagogiſche Gegenſtände begreift. Die Fragen einiger Mitglieder des Vereins über die Hereinziehung der mathematiſchen Wiſſenſchaften und der neueren Sprachen in den Kreis der Arbeiten, ferner die Zweifel eines Mitgliedes über die Möglichkeit, einen Zuſammenhang zwiſchen den Verſammlungen der verſchiedenen Jahre zu erhalten, werden vom Präſidenten beantwortet. Den Anſichten und Vorſchlägen deſſelben trat die Verſammlung bei, und beſtimmte nach dem genehmigten Schema die Reihenfolge der Stoffe, welche in Vorträgen oder converſatoriſchen Erörterungen

zur Behandlung kommen ſollten. Für die Anträge einzelner Mitglieder, die ſpäter für dieſe Verſammlung oder die folgenden möchten geſtellt werden, ward ein Deſiderienbuch beim Bureau eröffnet.

Nürnberg, den 1. October 1838.

II.

Sitzungs-Protokoll

der

erſten öffentlichen Verſammlung des deutſchen Philologen- und Schulmännervereins.

Der Präſident eröffnete die erſte öffentliche Verſammlung durch Mittheilung der Namen einiger ſeit der vorberathenden Sitzung neu angekommenen Mitglieder, zeigte an, daß mehrere höchſt achtbare Gelehrte zu ihrem Leidweſen durch verſchiedene Umſtände ſich einzufinden gehindert ſeyen, und ſprach ſein Bedauern vorzüglich darüber aus, daß unter denjenigen, welche gegen ihren Wunſch abweſend ſeyen, auch die durch Alter und Verdienſte ehrwürdigen Senioren deutſcher Pädagogik und Philologie, Niethammer und Jacobs, gezählt würden, jener, der ſchon vor dreißig Jahren durch ſein Werk über den Humanismus die Geltung der claſſiſchen Studien ſiegreich geſchirmt, und dieſe durch die von ihm eingeleitete Schuleinrichtung von 1807 für Bayern gegründet habe, — dieſer (Jacobs), der, mit Niethammer in München vereint, durch Lehre und Beiſpiel jenen Studien edler Menſchlichkeit Liebe und Anſehn daſelbſt erworben, und die Keime gepflanzt, die ſeitdem aufgegangen ſind und mit jedem Jahre ſich mehr entwickelt haben. Dagegen drückte er ſeine Freude aus, daß ſo viele hochachtbare Gelehrte jener Fächer ſich aus den meiſten Ländern von Deutſchland auf die Einladung der Geſellſchaft vereinigt, und ſeinen Dank, daß ſie durch das Zutrauen, welches ſie der Sache geſchenkt, die Bedenklichkeiten gegen dieſelbe niedergeſchlagen und durch ihre Theilnahme das Werk zu dem ihrigen gemacht und feſtgeſtellt hätten. Er bemerkte, daß unter ihnen ſich auch ein Gelehrter der öſterreichiſchen Monarchie befinde, der auch nach kurzem Aufenthalt unter uns ſich durch Geiſt und Charakter die Achtung und Liebe ſämmtlicher Anweſenden erworben habe. Er begrüßte deſſen Erſcheinung als ein günſtiges Zeichen heilſamen und friedſamen Verkehrs, der ſich zwiſchen den Gelehrten und Schulmännern der reich begabten Völker jenes mächtigen Staates und uns einleiten und vermitteln werde. Außer einer größeren Zahl bayeriſcher Schulmänner ſeyen ſehr achtbare Vertreter der Intereſſen des Vereins aus den Schulen von Würtemberg, den altberühmten Pflegerinnen gründlicher Studien und edler Geſinnung, aus den aufſtrebenden Lehranſtalten von der Schweiz, von Baden, von Hannover, aus den mit Lehrkräften und Lehrmitteln reich ausgeſtatteten preußiſchen Schulen vom Rhein und von Weſtphalen und aus Sachſen, dem berühmten Sitze claſſiſcher Bildung, erſchienen, und bald habe ſich eine große Gemeinſamkeit des Beſtrebens unter ihnen zu enthüllen angefangen, welche die ſchönſten Erfolge verheiße. Er wandte ſich dann zu den ſtädtiſchen Behörden, von denen der erſte

Bürgermeiſter Binder, der Vorſtand der Gemeindebevollmächtigten, Conſulent von Königsthal, nebſt den andern Mitgliedern des ſtädtiſchen Comité's, Buchhändler Mainberger und Magiſtratsrath Schmidt, der Sitzung beiwohnten, um ihnen und der Stadt den Dank der Verſammlung für den Empfang auszudrücken, den ſie ihr in Nürnberg bereitet hätten. «Als Fremde,» ſagte er, «ſind wir gekommen, als Gaſtfreunde des Hauſes ſind wir aufgenommen worden, und haben uns hier, in den ehrwürdigen Räumen der ſtädtiſchen Berathungen, wie an dem Heerde der Stadt niedergelaſſen.» — Der Dank der Geſellſchaft ſey um ſo lebhafter, da die Philologen und Schulmänner in ihren Verhandlungen wenig von dem bieten könnten, was die Theilnahme und Aufmerkſamkeit der größeren Zahl in Anſpruch nehme. Ihre Studien verkehrten großentheils nicht mit der Gegenwart, ſondern mit der Vergangenheit, und bezögen ſich auf Leiſtungen und Zuſtände vergangener Zeiten. Dazu ſeyen ſie durch die von ihrer Natur gebotene Schärfe und Genauigkeit auf eine kleine Anzahl eigentlicher Pfleger reducirt, und würden darin füglich auf dieſe und ſich ſelbſt beſchränkt. Auch würde man dieſe Beſchränkung in gegenwärtigem Fall haben eintreten laſſen, wenn nicht dieſe Verſammlung ihrer Beſtimmung gemäß ganz auf die Oeffentlichkeit geſtellt und berechnet wäre, damit Jedermann ſich überzeugen könne, daß hier nichts als Friedſames und Wiſſenſchaftliches behandelt und erſtrebt werde, was jedem Staate, welches auch die Formen ſeiner Verwaltung ſeyen, und jedem Alter ſich heilſam erweiſe. Dazu treffe man vorzüglich in jeder beträchtlicheren und auf größere Intereſſen gegründeten Gemeinde hinter der großen Zahl eine Elite von Männern höherer Einſicht und Geſinnung, welchen jede Wiſſenſchaft eine der Beachtung würdige und alles auf die Jugendbildung Bezügliche eine heilige Sache ſey, und ſchon ihr kurzer Aufenthalt in Nürnberg habe die Geſellſchaft überzeugt, daß auch in dieſer, durch Lage und Bedürfniß vorzüglich dem Handel und den höheren Gewerben zugewandten Stadt die Zahl derſelben nicht gering, daß in ihr der altehrwürdige Sinn, der ſie früher eben ſo zum Sitze der Wiſſenſchaften und Künſte, wie der induſtriellen Beſtrebungen gemacht habe, noch lebendig ſey. Jene Männer wüßten, daß die Philologie etwas mehr ſey, als ein Haften an Worten und Redensarten, und hätten Recht, ſie höher anzuſchlagen, als die Menge. Die Philologie ſey Deuterin und Pflegerin des Edelſten und Vorzüglichſten, was Gott den Menſchen verliehen habe, der menſchlichen Rede. Sie beachte und erforſche dieſe in allen Sprachen, welche ſich im Lauf der Jahrtauſende über den Erdkreis ausgebreitet haben. Sie behandle und deute eben ſo die in ihnen niedergelegten Werke des menſchlichen Geiſtes, und als claſſiſche Philologie diejenigen, in welchen die beiden großen Völker des Alterthums ihre Weisheit und Erfahrung niedergelegt haben. Sie ſey darum die Bewahrerin und Spenderin des großen Erbes höherer Civiliſation, welches wir von den Vorfahren zur Benützung und weiteren Ueberlieferung empfangen haben, und ſey bemüht, dieſes auch dadurch nützlich zu machen, daß ſie ſeine Anwendung auf die Jugendbildung zeige und vermittle. In dieſer ihrer Pflege werde der edlere Theil der männlichen Jugend, dem ſpäter die Führung der öffentlichen Angelegenheiten obliege, gebildet, ihr Verſtand geſchärft, ihr Urtheil gebildet, ihr Geſchmack geläutert, und ihre Geſinnung für das Große und Würdige durch den Hauch des edlen Geiſtes geweckt und genährt, der die vorzüglicheren jener Werke erzeugt habe, in ihnen athme und aus ihnen in die empfänglichen Gemüther einer mit Weisheit und Schonung gepflegten Jugend übergehe. Gegenüber aber den Wiſſenſchaften und der höhe-

ren Civiliſation erſcheinen dieſe Studien als das bewahrende und veredelnde Princip. Alles, wodurch wir groß geworden, ſey idealer Natur und hafte mit ſeinen tiefſten Wurzeln, der Religion, der Wiſſenſchaft und der Bildung in dem Alterthume, gedeihe fortdauernd in dem Maaße, als jener Zuſammenhang erkannt und gepflegt, durch die claſſiſchen Studien Vergangenes und Gegenwärtiges vermittelt, der Geiſt der Jugend durch ſie gekräftigt, und dadurch der öffentliche Geiſt vor der Gefahr disparater Beſtrebungen bewahrt werde.

Was nun die demnächſt zu haltenden Vorträge betreffe, ſo bittet der Präſident zu bedenken, daß wegen des unermeſſlichen Umfangs der philologiſchen und pädagogiſchen Wiſſenſchaften, den er in einigen Hauptzügen andeutet, gar manches hochwichtige Fach derſelben werde unberückſichtigt bleiben müſſen, ja daß ſelbſt von den angebotenen Vorträgen nicht alle würden zur Tagesordnung kommen können. Wenn unter den Vorträgen einige ſeyen, die beim erſten Anblick minder wichtig und Manchem gering erſcheinen möchten, ſo ſey zu bedenken, daß auch das ſcheinbar Kleine, wenn es mit Genauigkeit und Scharfſinn behandelt werde, für das Ganze als ergänzender Theil wichtig und die Feſtigkeit und Sicherheit deſſelben von der Genauigkeit der Grundlage und hier beſonders der grammatiſchen abhängig ſey.

Nachdem hierauf der Präſident einige Geſchenke erwähnt hatte, welche dem Vereine bis jetzt zugekommen waren, eröffnete derſelbe die Arbeiten der Verſammlung durch Aufforderung des Miſſionars Dr. Schmid, ſeinen Vortrag über die tamuliſche Sprache und über den Zuſtand des Unterrichts in Oſtindien zu beginnen, wobei er zugleich einiges, die Perſönlichkeit des Redenden Betreffende mittheilt. Dieſer entſchuldigt zuvörderſt die etwaige Unzulänglichkeit ſeines deutſchen Ausdrucks mit der zwanzigjährigen Gewohnheit, nur mit tamuliſchen Heiden zu verkehren, und trägt ſodann Folgendes vor:

Die Tamulen, deren geographiſche Lage durch Aufzählung ihrer Nachbarſtämme beſtimmt wird, haben eine vom Sanskrit verſchiedene Sprache, welche unter ihren Schweſterdialekten die älteſte iſt. Ihr Bau iſt im Ganzen ſehr einfach. Die Nomina haben Endungen zur Bezeichnung der Caſus und zum Ausdruck des Instrumentalis, Localis und Socialis (des Mit). Die Pluralendung aller Nomina personalia, deren Singular auf en ausgeht, iſt er; gel dagegen die der übrigen personalia und ſämmtlicher impersonalia. Das Adjectivum wird dem Nomen ohne Flexion vorangeſetzt. Die Flexion des Zeitworts beſteht darin, daß die veralteten Formen der Pronomina an den Wortſtamm gehängt werden. Die Zeitſphären unterſcheiden ſich durch Einſetzung beſonderer Sylben oder Buchſtaben, von denen gir das Präſens, d, t oder in das Präteritum, w, b oder p das Futurum bezeichnen. Die Actio durans drückt die Sprache durch Zuſammenſetzung des Verbalſtammes mit dem Zeitwort ſeyn aus, ſo daß es Formen gibt, welche beſagen: ich habe gethan und thue noch. Asyndeta, wie veni, vidi, vici, gibt der Tamule ſo, daß er das Zeichen der Perſon nur an das letzte Verbum hängt, als wenn der Lateiner ſagte: vēn, vīd, vici. Insbeſondere bemerkenswerth iſt, daß der Tamule in ſeinem Ausdrucke jede Handlung in ihre kleinſten Einzelheiten zerlegt. Für: Haben Sie die Güte, mir die Feder zu ſchneiden, ſagt der Knabe: Gunſt erzeigend, die Feder verbeſſernd geben Sie; die Frau befiehlt ihrer Magd, einen Teller mit Früchten aus dem oberen Zimmer zu holen, mit den Worten: Im oberen Zimmer ſind zwei Teller mit Früchten; den einen laſſe, den anderen bringe. — Die Participialendung lautet durchaus: a, das an das oben erwähnte charak-

teriſtiſche Zeichen des Tempus angehängt wird (nur in der modernen Sprache ſagt man im Futurum um ſtatt wa, ba oder pa). Was die Stellung des Verbi betrifft, ſo iſt es eine Eigenthümlichkeit der Sprache, die Periode ſtets mit dem Verbum zu ſchließen; daher große Dehnung der (uneigentlich ſo zu nennenden) Perioden und geſpannte Aufmerkſamkeit des Tamulen auf das zu erwartende Verbum.

Hinſichtlich der Struktur der Rede iſt zu bemerken, daß der Tamule durchaus nur parataktiſch, alſo in lauter coordinirten Hauptſätzen ſpricht; daher der Mangel an Modis für abhängige Sätze und an Conjunctionen. Für damit, weil, treten Präpoſitionalausdrücke ein, z. B. «weil du faul geweſen biſt,» heißt auf Tamuliſch: Nach dem Maaße deines Faulgeweſenſeyns, oder auch: von, durch, aus Urſache deines Faulgeweſenſeyns. Um das griechiſche ὅτι auszudrücken, coordinirt der Tamule den abhängigen Satz mit dem Hauptſatz, z. B. für: Er ſagt, daß er gehen müſſe, ſpricht er: Ich muß gehen, ſagend ſpricht er, oder auch blos: Ich muß gehen, ſagt er. In Bezug auf die Folge der Sätze gilt die durchgängige Regel, alles Beſtimmende dem Zu-beſtimmenden voranzuſtellen, z. B. die Urſache der Wirkung, die Negation der Affirmation, die Ausnahme der Behauptung. Zur Erläuterung geht der Vortragende die horaziſche Strophe durch (Carm. 2, 14, 21) Linquenda tellus etc., deren Wortſtellung der tamuliſchen vollkommen entſpricht. Pronomina relativa haben ſie zufolge dieſer Regel nicht, da mittelſt derſelben eine Beſtimmung dem Zu-beſtimmenden nachtreten würde. Auf das Relativverhältniß eines folgenden Satzes zum vorhergehenden machen ſie dadurch aufmerkſam, daß ſie dieſem letzteren ein e anhängen. Tropiſche Ausdrücke fremder Sprachen vermögen ſie der ihrigen nicht anzueignen; in der Pſalmſtelle: Du haſt mich geſalbt mit dem Oele der Freude, müſſen ſie ſagen: mit der Freude, welche Oel heißt. Sie leſen alles Poetiſche und Claſſiſche in ſingendem Ton. Der Redende gab hierüber intereſſante Erläuterungen, und endlich auf beſonderes Begehren eine dergleichen über die aus pantheiſtiſchen Religionsanſichten herrührende Schwierigkeit der Uebertragung des chriſtlichen Begriffes: Himmel.

Der Redende ſpricht die Vermuthung aus, daß die Grammatik der tamuliſchen Sprache nach der des Pali-Dialektes gemodelt worden ſey. Denn alle tamuliſchen Subſtantiva impersonalia (vielleicht ohne Ausnahme), welche im Sanskrit vorkommen und in dieſem Dialekte mit aha oder mit n endigen, gehen im Tamuliſchen aus auf am, gerade wie in dem Pali-Dialekte, während im Kanareſiſchen dieſelben Wörter entweder mit ăwu oder mit ă endigen. Ferner macht er auf die reichen, bis jetzt unbekannten Schätze aufmerkſam, welche in alten grammatiſchen Werken dieſes Volkes, deren Entſtehungsgeſchichte in Mythen enthalten iſt, bis jetzt noch verborgen liegen.

Hierauf beginnt der Redende Mittheilungen zu machen über die Beſchaffenheit der indiſchen Erziehung. Der Unterricht beſteht faſt nur im mechaniſchen Auswendiglernen unverſtandener Verſe, von denen der Redende einige mittheilt. Es hat ſich aber bereits zu Calkutta ein Verein gebildet (Schulbuchgeſellſchaft), um dem Elend abzuhelfen. Der Mädchenunterricht findet mehr Schwierigkeiten, als der der Knaben, welche außerordentliche Begierde zeigen, engliſch zu lernen. Selbſt das Lateiniſche, Griechiſche und Hebräiſche wird in mehreren Schulen gelehrt; ein Miſſionar, ein Engländer, hat im Collegium der ſyriſchen Chriſten zu Cotyam in Travancor des Tacitus Germania mit ſeinen Schülern geleſen. Zugleich erzählt Dr. Schmid, wie

ein amerikaniſcher Miſſionar, der Aſtronomie kundig, Stifter und Hauptlehrer eines Seminars für junge Indier, dem Heidenthum in jenem Land einen mächtigen Stoß gegeben habe dadurch, daß er das Vorgeben der Prieſter, Sonn- und Mondsfinſterniſſe durch ihre heiligen Bücher (Wedam) vorher zu wiſſen, eine Hauptſtütze des Volksglaubens, damit zerſtört hat, daß er die richtige und wirklich zugetroffene Berechnung einer Mondsfinſterniß der falſchen eines Prieſters unter merkwürdigen Nebenumſtänden entgegenſtellte. Ein zur Sicherung des Braminenglaubens geſtiftetes Hinducollegium führte nur größere Entartung deſſelben herbei.

Der Präſident dankte dem Dr. Schmid für ſeinen höchſt anziehenden Vortrag mit allgemeiner Zuſtimmung der Verſammlung. Nach demſelben trat Prof. Dr. Döderlein auf mit einem Vortrage über die Natur der Conjunctionen:

Die bisherige Worterklärung des Ausdrucks Conjunction macht dieſelbe lediglich zu einem ſatzverbindenden Wörtlein. Es iſt aber dieſe Definition zu enge; denn die Conjunction iſt vielmehr eine Partikel der Copula oder des Verbi. Nämlich die geſammte Wörtermaſſe der Sprache zerfällt in partes und in particulas orationis. Nun hat jede pars orationis zur Hülfe eine particula, das Subſtantivum in der Präpoſition, das Attributivum in dem Adverbium, die Copula in der Conjunction. Darum bezeichnet die Conjunction eine Eigenſchaft der Copula, wie die Modi, und iſt eine Ergänzung derſelben. Es ſind ihrer aber nach den Kategorieen der Modalität dreierlei: der der Wirklichkeit (Indicativ), Möglichkeit (Optativ) und Nothwendigkeit (Conjunctiv und Imperativ, deren Identität ſich daraus erweiſ't, daß ἴωμεν und eamus zugleich auch die erſten Perſonen des, aus eben dieſem Grunde nicht defecten, Imperativus ſind). Was der Modus zu beſagen nicht im Stande iſt, ergänzt die Conjunction, der Modusbezeichnung mechaniſches Vehikel.

Sie dient aber nicht blos zur Verbindung zweier Sätze. Es bedarf nämlich auch einer Conjunction für den nicht verbundenen Satz, der Beſtimmungsconjunction. Nun iſt das Verbum im einfachen Satze auf dreifache Weiſe afficirt zu denken, entweder als bejahend, oder verneinend, oder fragend.

1) Eine bejahende Conjunction brauchen wir aber für gewöhnlich nicht, weil das Bejahen nicht beſonders bezeichnet wird; jedoch erweiſ't ſich die Wirklichkeit ihrer Exiſtenz a) durch ἦ, dem Gegentheil von οὔ, profecto, nae u. dergl. bei der Nothwendigkeit einer Emphaſis, b) durch das Ja, gleichſam den verkörperten Begriff der Bejahung.
2) Die verneinende Conjunction oder die Negation zählt man, jedoch wahrſcheinlich nur mit böſem Gewiſſen, in der Regel zu den Adverbien. Da aber dieſe (vergl. oben) blos dem Adjectivum inhäriren, ſo wird non kein Adverbium, ſondern eben, wofür es erklärt worden iſt, eine Beſtimmungsconjunction ſeyn. Ueber ο ὐ und μ ἠ zu reden, würde zu weit führen; erinnert aber kann werden an den gradweiſen Unterſchied der Verneinung: nescio, non .. scio, haud scio (Negation mit Achſelzucken).
3) Die fragenden Beſtimmungsconjunctionen können auch wegfallen, und erſetzen ſich durch Wortſtellung und Ton. Bekanntlich ſind ſie verſchieden, je nachdem der Fragende eine bejahende oder verneinende Antwort erwartet (ἦ-μή, ne-num).

Nach den Beſtimmungsconjunctionen iſt überzugehen zu denen der Verbindung, welche ſich darſtellen in einer Trias von Doppelgliedern:

a) Verbindung und Trennung (et-aut);
b) Grund und Folge (nam-igitur);
c) Zugeſtändniß und Widerſpruch (quidem-sed).

Jede dieſer Arten hat ihre Modificationen, z. B. et verbindet einfach, ac dagegen Synonyma (fortis ac strenuus), que Oppoſita. Soll der Gegenſatz in den Oppoſitis hervorgehoben werden, ſo ſagt man z. B. ſtatt terra marique lieber et terra et mari.

Mit dieſen Conjunctionen iſt das Bedürfniß der Sprache materiell befriedigt. Weil ſich aber neben der parataktiſchen Satzfügung in der Sprache auch die ſyntaktiſche entwickelt hat, ein Unterſchied, deſſen Erkenntniß und Benennung wir Thierſch verdanken, muß es auch parataktiſche und ſyntaktiſche Conjunctionen geben. Letztere bedingen die Exiſtenz der Periode. Nämlich, um ein Gleichniß zu gebrauchen, im Aſyndeton ſtehen die Sätze ſo wenig in Beziehung zu einander, als Einſiedler; in der Parataxis gleichen ſie den einander gleichgeſtellten Individuen eines noch nicht zu politiſcher Gliederung entwickelten Nomadenvolks. Syntaktiſch ſind die Sätze ein organiſirter Staat, deſſen Monarch der Hauptſatz iſt.

Nun ſind noch die ſyntaktiſchen Conjunctionen mit den parataktiſchen zu paralleliſiren:

a) Verbindung und Trennung:
Parataktiſch iſt et, was quum ſyntaktiſch; ingleichen iſt aut parataktiſch ſo viel, als quam ſyntaktiſch; der Disjunktion ſteht gegenüber die Comparation; deren Identität verräth ſchon das griechiſche ἤ. Das ſyntaktiſche: Ich bin älter, als du — lautet parataktiſch: Ich bin älter. Oder du?

b) Grund und Folge:
Dem parataktiſchen nam ſteht gegenüber quod, quia, die pflichtmäßige, quoniam, die freiwillige Angabe des Grundes, und zwar quoniam eines ſolchen, den der Andere ſchon kennt.
Igitur, itaque ſo viel als ſyntaktiſch ut; denn itaque iſt ὥστε und dieſes iſt zugleich auch ut. Der logiſche Weg erweiſt das Nämliche.

c) Zugeſtändniß und Widerſpruch:
Es iſt klar, daß quamquam ſyntaktiſch dem quidem und sed dem tamen entſpricht.

Uebrig iſt noch die hypothetiſche Conjunction si. Dieſe iſt die ſyntaktiſche Form von der Frageconjunction. Das Deutſche verräth's: «Gehſt du? So bleibe ich!» Vergl. das Horaziſche: Lucet? Eamus! Was aber zu machen ſey mit quoque und γέ, überläßt der Vortragende dem Bedenken der Verſammlung.

Gegen Prof. Döderlein's Vortrag will ſich Direktor Dr. Hartung von Schleuſingen erheben; aber da die Zeit ſelbſt zur Debatte vom Platz aus nicht mehr zureicht, ſo ſchließt der Präſident die heutige Verſammlung, nachdem er zuvor noch die Tagesordnung für morgen mit einigen nothwendig gewordenen Modificationen der früheren protokollariſchen Beſtimmungen bekannt gemacht hat.

Beilage.

Miſſionar Dr. Schmid hat ſeinem Vortrage über das Tamuliſche nachträglich noch einige ſchriftliche Bemerkungen beigefügt, welche hier mitgetheilt werden:

Alles, was nicht zum Menſchengeſchlechte gehört, iſt im Tamuliſchen neutrius generis; ſelbſt sūrien und sandiren, Sonne und Mond, obgleich mit der männlichen Endung en, werden im gewöhnlichen Tamuliſchen als neutra behandelt. Dies gibt der Sprache einen unpoetiſchen Anſtrich, und ſcheint mir die Idee zu bekräftigen, daß die tamuliſche Sprache ihre erſte Bildung nicht von den Brahmanen, ſondern von den Buddhiſten erhalten hat, deren Lehrſyſtem keine Naturkräfte, ſondern blos Menſchen vergötterte. Denn daß dieſe Eigenheit des Tamuliſchen ein Beweis des Verarmens und Sinkens der Sprache ſeyn ſollte, wie im Engliſchen, kann ich nicht denken.

Das angehängte ā drückt im Tamuliſchen die Frage, ē den Nachdruck, ō die Verwunderung aus; z. B.: Haſt du dies gethan? nī idei sēidājā; — Haſt du dies gethan? nīā idei sēidāi; — Haſt du dies gethan! nī ideiā sēidāi; — eben ſo: Du haſt dies gethan! ni idei seidāiē; — Du haſt dies gethan! niē idei sēidāi; — Du haſt dies gethan! ni ideiē sēidāi. Verwunderung: haſt du dies gethan! ni idei sēidāiō, u. ſ. w.

Um die permanente Nichteriſtenz einer Handlungsweiſe anzudeuten, wirft der Tamule die Sylbe gir des gewöhnlichen Präſens aus; z. B. pŏi solgĭrān oder pŏi sollŭgĭrān, er lügt, pŏi sollān, er lügt nie; — eben ſo: pŏi sollŭgĭra mănidеn, ein Menſch, welcher lügt, und pŏi sollŭgĭrăwĕn, einer der lügt, — pŏi sollāda maniden, oder pŏi sollādăwĕn, einer, der nie lügt.

Illei verneint die Exiſtenz einer Sache oder Handlung; alla verneint eine Beſchaffenheit einer Sache oder Handlung. Auf die Frage: Iſt er gekommen? antwortet der Tamule: «illei (i. e. er iſt noch nicht gekommen, er iſt nicht hier);» auf die Frage: Iſt er zu Fuß gekommen? antwortet der Tamule: «alla, er iſt zu Pferd gekommen;» (ſondern und ähnliche Wörter drücken ſie in dieſem Falle nicht aus). Illei und alla ſind Formen zweier veralteter, defectiver Zeitwörter, wovon einige ſogenannte Gerundialformen noch exiſtiren, z. B. illāmel heißt: ohne, oder nicht ſeyend; allāmel, nicht auf eine gewiſſe Art ſeyend, oder: außerdem, ohnedies.

Um Adverbien zu bilden, wird die ſogenannte Gerundialform des Zeitworts āgirēn, ich werde, an das Subſtantiv angehängt (denn alle Adjectiva der Tamulen ſind eigentlich Subſtantiva). Dies Zeitwort ſpielt überhaupt eine wichtige Rolle im Tamuliſchen, indem die Participialformen der drei Zeitſphären, ja verſchiedene Formen des Participii präteriti (nämlich: āna, āgia und āja) an Subſtantiva angehängt werden, um ſie zu Adjectiven umzuſchaffen und zu gleicher Zeit verſchiedene fein und genau beſtimmte Zeitverhältniſſe auszudrücken. — Die dritte Perſon des Neutrum des Futurs: āgum oder häufiger zuſammengezogen in: ām wird gebraucht, um ja auszudrücken, ſo oft es gleichbedeutend iſt mit: es wird werden; es wird wohl ſo ſeyn. Das Neutrum des Particips der drei Zeiten in der Cauſal- oder Inſtrumentalform (nämlich āgiradāl, ānadāl, āwadāl) bedeutet: dadurch daß — oder weil — es iſt, war, ſeyn, werden wird u. ſ. w.

Nürnberg, den 2ten Oct. 1838.

III.

Sitzungs-Protokoll

der

zweiten öffentlichen Verſammlung.

Dieſelbe wird vom Präſidenten ebenfalls eröffnet durch Mittheilung der Namen neu zugetretener Mitglieder. Beſonders erfreulich iſt der Zutritt gelehrter Bearbeiter des römiſchen Rechts, der Profeſſoren Dr. Stahl's und Dr. Schmidtlein's von Erlangen, ferner von Raumer's, des Naturforſchers.

Da wegen Mangels an Zeit der Wunſch laut geworden iſt, die grammatiſchen Vorträge aus Rückſicht für die weiteren Intereſſen der Geſellſchaft zu beſchränken, ſo fällt Dr. Hartung's Debatte mit Dr. Döderlein und Prof. Bäumlein's Vortrag über die Modi und über die griechiſchen Negationen weg. Letzterer hat über den von ihm behandelten Gegenſtand folgende Abhandlung zu Protokoll gegeben:

Bei dem Studium der griechiſchen Partikellehre des Herrn Directors Dr. Hartung bot ſich mir, neben der mannigfachen Belehrung und Anregung, die ich darin fand, doch auch Manches dar, womit ich meine Ueberzeugung und Erfahrung nicht wohl vereinigen konnte.

Hieher gehört namentlich die Lehre von den Negationen. In ihr tritt der verehrte Verfaſſer der Partikellehre insbeſondere dem von G. Hermann aufgeſtellten Unterſchiede der beiden griechiſchen Negationen, wonach οὐ objective, μή ſubjective Negation wäre, mit der Behauptung entgegen, daß vielmehr οὐ die in dem Satze beſchloſſene Verneinungspartikel ſei, μή dagegen zugleich die Beziehung auf eine von außen hineingetragene Vorſtellung, die Hindeutung auf einen in Wechſelbezug ſtehenden Gedanken involvire, eine Anſicht, in welcher bereits Herr Hofrath Thierſch ihm vorangegangen ſei.

Eine der erſten Stützen dieſer Anſicht könnte, wenn ſie begründet wäre, die Behauptung werden, daß Conjunctiv, Optativ, Imperativ ihrem Weſen nach abhängige Modi ſeien, welche Behauptung bereits G. Hermann ausgeſprochen, jedoch noch nicht ſo conſequent, wie Herr Director Hartung, durchgeführt hatte.

Ob aber mit hinreichendem Grunde eine weſentliche Abhängigkeit dieſer Modi angenommen werden könne, ſofern wir anders zwiſchen logiſcher und grammatiſcher Abhängigkeit unterſcheiden wollen, möchte ich bezweifeln. Ich habe eine gewiſſe Scheu vor der Menge von Ellipſen, welche um deßwillen angenommen werden müßten, und glaube, daß wir zu ihrer Annahme nur berechtigt ſind, wofern ſie durch die grammatiſche Structur des Satzes angedeutet werden.

Dies iſt nun aber weder bei der Annahme G. Hermann's, daß der Conjunctiv. delib. ἰῶ, auf welchen derſelbe auch den Conjunctiv. adhortativus zurückführt, gleich ſei mit ἀμφι-

βητῶ εἰ ἴω, noch bei der Annahme Hartung's, daß jene Modi von einem nur nicht immer ausgedrückten Momente — dem Willen, demnach von einem βούλομαι, κελεύω, ὅρα u. dergl. abhängig seien, der Fall. Wäre das für sich stehende ἴω wirklich indirekte Frage, warum finden wir nicht eben sowohl die Partikeln der indirekten Frage: ὅπως, ὅπη u. dergl. damit verbunden, wie die direkten Fragwörter πῶς u. s. w.? — Und sollte ein Conjunctiv, Optativ, Imperativ von einem zu supplirenden βούλομαι, κελεύω u. dergl. abhängen können, wenn doch sonst keiner dieser Modi in Abhängigkeit von einem wirklich ausgedrückten βούλομαι, κελεύω steht?

Ich übergehe die anderen Gründe und berühre nur noch Einiges, was der Verfasser der Partikellehre zur Unterstützung seiner Annahme, daß auch der Imperativ, wogegen sich allerdings das Gefühl am meisten sträubt, wesentlich abhängiger Modus sei, beigebracht hat.

Es sind dies einige Fälle, in welchen der Imperativ im Griechischen wirklich eine abhängige Verbindung einzugehen scheint, namentlich die bekannte Construction οἶσθ' ὡς ποίησον u. dergl. Diese, wie Bernhardy richtig erinnert, erst im gesellschaftlichen Leben der Attiker aufgekommene Formel sagt aber doch wohl über die ursprüngliche Kraft des Imperativs nichts aus; sie ist wie einige andere Fälle bei Herodot und Plato, wo der Imperativ abhängig zu seyn scheint, nur ein weiterer Beleg für die Art der griechischen Sprache, vermöge der sie in zwangloser Natürlichkeit Verbindungen eingeht, welche andere Sprachen als regelwidrig verwerfen würden; vermöge welcher sie namentlich auch die Formen der unabhängigen Rede mit denen der abhängigen vermengt; sie scheint am allernatürlichsten mit dem εὖ οἶδ' ὅτι, εὖ ἴσθ' ὅτι zusammengestellt werden zu können, das ja auch nicht mit dem Verbum construirt werden kann, dem es zunächst steht. Was nun die weiteren Gründe für die neue Theorie von dem Unterschiede der griechischen Negationen betrifft, so reicht die Zeit nicht hin, in eine einigermaßen gründliche Erörterung der Sache einzugehen. Ich begnüge mich hier, einfach meine Ansicht der des verehrten Verfassers der Partikellehre gegenüberzustellen.

Einer der scheinbarsten Einwürfe, welche Hartung gegen die Theorie G. Hermann's erhebt, ist das Vorkommen der Negation μή in solchen Schwüren, in welchen wir zunächst die Form unabhängiger Behauptung, mithin οὐ erwarten würden. Ich glaube, daß auch dieser Gebrauch von der prohibitiven Bedeutung des μή ausgeht, daß μή, in Beziehung zu Faktischem gesetzt, das Gefühl der Abneigung, des Abscheus ausdrücken sollte, womit man sich gegen eine gewisse Handlung und ihren Verdacht verwahrt, daß es darum hier weit entschiedener negirt, als ein objektives οὐ; und ich finde ein Analogon für diese griechische Erscheinung in der deutschen Sprache, welche statt eines nachdrücklichen «Nein» den Ausdruck «Bewahre» selbst mit Bezug auf Faktisches gebraucht.

In Beziehung auf eine zweite Einwendung, daß ja die Sprache, die Modi ausgenommen, nirgends Subjektives und Objektives trenne, glaube ich, daß auch auf dem Gebiete der Partikeln noch weitere Belege eines solchen Unterschieds sich auffinden lassen. So bezeichnen ἦ, μήν die subjektive, γάρ, δή die objektive Gewißheit; so sind ἤδη und νῦν Bezeichnung des gegenwärtigen Momentes, aber jenes nach subjektiver, dieses nach objektiver Auffassung.

Ein dritter Einwurf besteht darin, daß, da ebensowohl der Optativ, wie die Partikel μή als Ausdruck der Subjektivität genommen werde, erwartet werden sollte, daß μή der beständige Begleiter des Optativ wäre. Hier ist nun allerdings von demjenigen, welcher sowohl μή,

als den Optativ dem Gebiete der Subjektivität zuſpricht, ein Unterſchied zwiſchen der Subjektivität des μή und der des Optativs nachzuweiſen.

Mir ſcheint nun folgender Unterſchied jeden daher genommenen Einwurf zu beſeitigen. — Wenn bei dem Optative die Subjektivität rein in ſich, in dem Innerlichen beſchloſſen iſt, ſo iſt ſie in der Negation μή nicht überall rein innerlich, ſondern auch auf das Objektive, auf die Außenwelt gerichtet. Daß aber mit dem Optativ nicht jederzeit μή verbunden werde, dürfte ebenſowenig einen Einwurf gegen Hermanns Theorie abgeben. Warum ſollten nur gleiche, nicht auch zur Bildung der feineren Modificationen verſchiedenartige Elemente zuſammentreten können?

Unter den poſitiven Gründen gegen die in der Partikellehre vorgetragene Theorie der Negationen will ich nur den einen berühren, daß ſich nicht wenige Satzarten finden, in welchen, ſofern man irgend in die Theorie von einer Wechſelwirkung der Sätze und dem dadurch herbeigeführten μή eingeht, eine Wechſelbeziehung anzunehmen wäre, und welche deſſenungeachtet μή entſchieden verſchmähen. Nicht nur ſteht οὐ in jeder abhängigen Behauptung, ſelbſt bei dem Optativ und dem Accusativ. cum Infinitiv. nach φημί und überhaupt, wo derſelbe als Behauptung hervortritt, ſondern namentlich auch in Cauſalſätzen, wo das μή nur einem ſpäteren Sprachgebrauche angehört, und in Folgeſätzen mit dem Indicativ findet ſich regelmäßig οὐ. — Um ſo auffallender wird aber dies, wenn man damit ſo manche Satzarten mit μή vergleicht, wo ſich die vorausgeſetzte reſponſive Kraft dieſer Partikel und die Abhängigkeit des zu ihr gehörigen Satzes nur durch die ſchon erwähnten, ebenfalls einer hinlänglichen Begründung ermangelnden Ellipſen eines ἀμφισβητῶ, βούλομαι u. dergl. erklären ließen.

Ich geſtehe demnach, daß mir die von G. Hermann aufgeſtellte Theorie im Weſentlichen noch unerſchüttert ſcheint; und ich möchte ſie nur näher dahin beſtimmen, daß οὐ die Negation iſt, welche dem Objekte ſelbſt anhaftet, μή dagegen die vom Subjekt ausgehende, von ihm

es ſei in ſeinem Willen
oder in ſeiner Vorſtellung

vollzogene Negation, und ich glaube, daß aus dieſen Grundbeſtimmungen der claſſiſche Sprachgebrauch ſich durchaus erklären läßt. —

Auch Prof. Roſt ſendet, da die Kürze der Zeit zu eilen gebietet, nur eine ſchriftliche Mittheilung über die ſchon im Werke begriffene Bearbeitung eines vollſtändigen griechiſchen Lexikons ein.

Er beabſichtigte die Unvollſtändigkeit und Unzuverläſſigkeit der griechiſch-deutſchen Wörterbücher ans Licht zu ſtellen und dadurch das Bedürfniß eines neuen Werkes dieſer Art nachzuweiſen, mit deſſen Ausarbeitung er beſchäftigt iſt. Es ſoll daſſelbe in vier ſtarken Quartbänden, von denen einzelne Hefte zu etwa 40 Bogen ausgegeben werden, erſcheinen unter dem Titel: Vollſtändiges Wörterbuch der claſſiſchen Gräcität. Die Abſicht des Verfaſſers geht dahin, jedes griechiſche Wort nach allen ſeinen grammatiſchen und rhetoriſchen Verbindungen durch alle Perioden ſeines Gebrauchs zu verfolgen mit genauer Angabe der Belege.

Er beſitzt dazu außer ſeinen eigenen Sammlungen die reichen, noch unbenützten, Materialien, welche Jacobs, Kaltwaſſer und Reiſig für lexikaliſche Zwecke zuſammengetragen

haben, und erfreut ſich der thätigen Beihülfe vieler geachteter Philologen Deutſchlands, bittet aber auch alle anderen Philologen, ihn mit Beiträgen zu unterſtützen.

Aufgefordert vom Präſidenten betritt zuerſt Prof. Dr. Hoffer aus Wien den Rednerſtuhl, um über die deutſche Satzlehre einen Vortrag zu halten, deſſen Hauptinhalt *) darin beſtand, daß der Satz (die Periode) lediglich Verkörperung einer urſprünglichen Anſchauung, und als ſolche trotz aller Manchfaltigkeit ſeiner Gliederung etwas Eines und Ganzes ſey. Weil aber der menſchliche Geiſt nicht zuſammenfaſſend ſich äußern könne, ſo ſey er eben dadurch gezwungen, die Totalität ſeiner Anſchauung in mehrere Theile zu zerlegen, eine Operation, welche logiſch im Grunde nicht nöthig ſey. Darum ſey ſowohl die Copula zwiſchen Subject und Prädikat, als auch die Conjunktionen der Nebenſätze, da ſich jeder derſelben auf einen andern z. B. einen Präpoſitionalausdruck reduciren laſſe, ſtreng genommen überflüſſig. Subjekt und Prädicat ſeyen urſprünglich ſchon im Geiſte verbunden, und dieſe urſprüngliche Verbindung ſey die Hauptſache, die äußere etwas Zufälliges. Nun ſey es nothwendig, daß dem Schüler, der den Elementarunterricht abſolvirt habe, der Satz als die eine und untheilbare Totalität, als welche er für die geiſtige Anſchauung exiſtire, auch in formeller Hinſicht dargeſtellt und zum Bewußtſeyn gebracht werde.

Nachdem über dieſen Vortrag zwiſchen ſeinem Urheber und mehreren andern Mitgliedern der Verſammlung eine erläuternde Diskuſſion war geführt worden, forderte der Präſident den Prof. Dr. Spengel von München auf, die zweite Reihe der angekündigten Vorträge, welche die ſachliche Philologie betreffen ſollen, mit einer Mittheilung über die herkulaniſchen Rollen zu beginnen, welche mit des Verfaſſers eigenen Worten dem Protokoll hiemit einverleibt wird:

Je länger und eindringender wir uns mit dem Studium eines einzelnen Autors beſchäftigen, deſto mehr finden wir entweder nicht beachtet, was Beachtung verdient, oder doch nicht in ſeinem Werthe gewürdigt, eine Bemerkung, die ſich mir am lebhafteſten beim Studium neuerer literargeſchichtlicher Werke aufdringt; es iſt des Unangebauten, das bei richtiger Pflege reiche Erndte verſpricht, noch ſo viel, daß man mehr über Fülle, als über Mangel zu klagen Urſache hat. Zum Verſtändniſſe der Philoſophie, der Rhetorik, ja ſelbſt der Poeſie der Alten fehlt Manches und überall treffen wir auf Lücken, die uns unangenehm berühren, die aber aus den vorhandenen Schriften durch ſorgfältiges Studium immer noch zu ergänzen ſind; was wir ſelbſt bei einfachen Hiſtorikern einzuholen haben, um über ſie mit Einſicht zu urtheilen, hat Niebuhrs Behandlung des Livius gezeigt.

Haben wir demnach auch von dem intenſiven Studium der Autoren, dem richtigen Verſtändniſſe einzelner Schriftſteller, ja nicht ſelten einzelner Stellen noch die meiſten Aufſchlüſſe für das Alterthum zu erwarten, ſo iſt doch andererſeits der Wunſch natürlich, es mögen neue Entdeckungen unſer Wiſſen vermehren, und was vielleicht durch angeſtrengte Bearbeitung des

*) Leider war die von Prof. Dr. Hoffer verſprochene Skizze ſeines Vortrags zur Zeit, als der Druck der Protokolle nicht mehr verſchoben werden konnte, noch nicht eingetroffen.

vorräthigen Stoffes doch nicht zu erlangen ist, möge durch Erwerbung neuer Hülfsmittel aufgehellt werden.

Wir können unsere Zeit in dieser Beziehung nur glücklich preisen. Bringt auch nicht jeder Tag Neues und Unbekanntes hervor, wie es die glücklichen Philologen des 15. und 16. Jahrhunderts erlebten, so verdanken wir immerhin manche schätzbare Belehrung dem, was unsere Zeit zuerst an das Tageslicht gefördert hat. Von dem, was uns die Palimpseste geliefert haben, ist nichts unbrauchbar zu nennen. Den Werth der Ciceronischen Bücher de rep. wird jeder gebührend anerkennen, und wenn Fr. A. Wolf bei der Exegese der Demosthenischen Rede für den Ctesiphon die Anmerkung machte, er gebe gerne die neugefundene Republik für die Ciceronische Uebersetzung jenes Meisterstückes griechischer Beredtsamkeit, so mochte die Ueberzeugung, wie viel wir sprachlich aus einer solchen Version gewinnen könnten, so viel in jenem Momente auf ihn wirken, daß er den historischen Werth ganz unbeachtet ließ. Fronto's Briefe geben über die lateinische Sprache, ingleichen darüber, wie man zu seiner Zeit die älteren Dichter, Ennius, Lucretius, Pacuvius, Accius auf Kosten der Dichter augusteischer Zeit hervorsuchte und eifrig studirte, noch nicht geahnete Winke, und zeigen uns hinsichtlich seiner selbst die mir nicht erklärliche Erscheinung, daß er, der in den lateinischen Briefen so wenig Urtheilskraft verräth, in den griechisch geschriebenen eine Feinheit von Gedanken und einen Scharfsinn an den Tag legt, die kaum denselben Verfasser vermuthen lassen.

Was aus Polybius, Diodorus und Dio Cassius entdeckt worden ist, hat zwar nicht den erwarteten historischen Werth, weil wir nicht die Quellen selbst erhalten, sondern nur zum bestimmten Gebrauche gemachte Excerpte aus der von Constantinus Porphyrogennetes veranstalteten Encyclopädie haben; dennoch kennen wir jetzt erst des Polybius strenge Kritik gegen Timäus in ihrem ganzen Umfange; und wie auch in dieser einzelne historische Notizen von Bedeutung verborgen liegen, hat Niebuhr durch seine Behandlung einer Stelle des Dio Cassius gelehrt.

Bekannt ist, wie Gajus Juristen und Philologen wichtig und werth geworden ist. Eine andere Entdeckung, Lydus, ist gleichfalls für die Geschichte nicht ohne Erfolg geblieben, und Manches kann dafür noch gewonnen werden, und selbst grammatische Beiträge sind nicht ganz werthlos.

Außer den Palimpsesten, welche uns Obiges lieferten, und deren sich noch eine große Anzahl vorfinden mag, gibt es eine zweite Quelle, die an Alterthum jener noch weiter voransteht, auf welche ich, aufgefordert von unserem hochverehrten Präsidenten, so viel sich in meinem Gedächtniß erhalten hat, die Aufmerksamkeit der Versammlung zu richten wünsche: ich meine die Herkulanischen Rollen.

Da ich ganz unvorbereitet und von allen Hülfsmitteln entblößt dazu erscheine, so bin ich außer Stand gesetzt, die Abschriften solcher Rollen der verehrten Versammlung mitzutheilen und einzelne Proben zu geben; den Inhalt im Ganzen mit einigen Worten anzudeuten, möge mir erlaubt seyn.

Wir haben Volumina Herculanensia, welche in Neapel erschienen und genau nach dem Original in Kupfer gestochen sind; außerdem sind zwei Bände Vol. Hercul. in Oxford 1824—1825 erschienen; es sind Abschriften, die, wie man erzählt, während der Anwesenheit des

Prinzen von Wales in Neapel gemacht und von dem König der Universität Oxford geschenkt wurden. Sie sind höchst flüchtig gemacht und darum ganz unzuverlässig. Die Neapolitaner ignoriren diese Ausgabe ganz und gar. Wichtig ist der mitgetheilte Catalog, wornach 1610 Rollen bezeichnet, doch nur einige neunzig namentlich aufgeführt sind.

Der erste Band enthält das 4te Buch von Philodemus περὶ μουσικῆς (1753) in 37 Columnen; man findet nicht, was man darin erwartet; es ist wie fast alles von Philodemus Bekannte eine Streitschrift gegen eine andere Schule, hier gegen den Stoiker Diogenes; die Stoiker behaupten den großen Einfluß und die Macht der Musik auf sittliche Verbesserung der Menschen; dies ist es, was der Epikureer läugnet und als falsch zu erweisen sucht.

Erst 1809 erschien der 2te Theil; er brachte Bruchstücke aus Epikurs großem Werke von 37 Büchern περὶ φύσεως; die Arbeiter hatten aus Unwissenheit die Rollen zerschlagen, und so ist nur Weniges gerettet; es ist kein Zweifel, daß die Bücher vollständig gewesen, und so ging das vorzügliche Werk, von dem so viele Aufschlüsse zu erwarten waren, verloren, als man es bereits schon in Händen hatte. Es ist nicht wahrscheinlich, daß sich ein zweites Exemplar vorfinden wird und der Verlust scheint daher als unersetzlich zu betrachten.

Vollständiger sind die Fragmente des 3ten Bandes (1826), von welchen die eine Schrift den Titel: περὶ κακιῶν, die andere den περὶ κακιῶν καὶ ἀρετῶν führt. Erstere ist durch Göttling auch bei uns bekannt, und als Anhang zu des Aristoteles Oekonomikos seinem Freunde, einem hochgeachteten Mitgliede unserer Versammlung, gewidmet. Sie ist die erste Philodemische Schrift, die in Deutschland gedruckt worden. Ihr Inhalt ist: wie der Philosoph, i. e. der Epikureer sich in seinen häuslichen Verhältnissen zu benehmen hat. Hier finden wir unerwartet eine Recension zweier alter Schriften, des Xenophons und Aristoteles Oekonomikos; ein Beweis, daß Anderes oder Wichtigeres über diesen Gegenstand im Alterthume nicht vorhanden war; es wäre sonst von Philodemus mit in diesen Bereich gezogen worden. Die Aristotelische Schrift erscheint hier unter dem Namen des Theophrastus, und doch sind, wenn irgend etwas von Aristoteles, jene Blätter ganz im Geiste und Charakter des Philosophen. Der deutsche Herausgeber glaubte, das Vorhandene sei nur ein Auszug des Theophrastus aus dem vollständigen Aristoteles; dies ist ihm nicht gelungen durchzuführen, und man kann den Gegenbeweis aus Philodemus selbst liefern. Die Recension selbst ist übrigens nicht von Bedeutung; sie geht nur vom epikureischen Standpunkte aus, den weder der Sokrates des Xenophon noch Aristoteles genommen; was dem bequemen und gemächlichen Leben der Epikureer (εἰρηναῖος βίος) nur im Mindesten widerstreitet, wird verworfen; es ist interessant zu sehen, wie schon im Alterthume die Grundsätze einer bestimmten Schule so bedeutend wirken, daß deren Anhänger Alles nur mit ihren Brillen betrachten, und sich unfähig zeigen, in die einfachsten Gedanken Anderer einzugehen.

Die zweite Schrift des 3ten Bandes enthält nur einige zwanzig Columnen, keine vollständig, mehrere nur zur Hälfte. Gleichwohl ist es das Interessanteste, was wir von Philodemus kennen. Es sind Charaktere von menschlichen Schwächen, ganz im Geiste und in der Form der bekannten Theophrastischen, z. B. des ὑπερήφανος, παντειδήμων, αὐθάδης, αὐτοέκαστος u. Anderer. Man staunt, von Philodemus, dem Epikureer, solche Schilderungen zu lesen. Da der Titel περὶ κακιῶν καὶ ἀρετῶν ist und das Erhaltene nur aus dem neunten Buch, so waren die guten und lobenswerthen Eigenschaften, wie sie bei Theophrast versprochen werden,

gleichfalls abgehandelt, und das Vorhandene iſt nur als ein geringes Fragment eines ausgedehnteren Werkes zu betrachten. Wir lernen daraus, daß die ſpäteren philoſophiſchen Schulen den Weg tieferer Unterſuchungen ethiſcher Principien, den Ariſtoteles bereits gebahnt hatte, aufgegeben, und durch Schilderungen, durch Aufzählung einzelner äußerer Züge zu erreichen ſuchten, was die Philoſophen durch Definition und eine tiefere Forſchung über das Weſen dieſer oder jener Tugenden erſtrebten. Meines Erachtens hat man den Werth der Theophraſtiſchen Charaktere, über welche noch in neuerer Zeit vielfach geurtheilt worden, etwas zu hoch angeſchlagen; daß der Zweck wirklich geweſen, zur Beſſerung des ethiſchen Lebens beizutragen, nicht etwa Lebensbilder humoriſtiſcher Art zu liefern, — und an ſolchen Zügen fehlt es allerdings nicht — ſehen wir jetzt auch aus Philodemus; es iſt die praktiſche Philoſophie der Alten. Zu glauben aber, daß durch Aufzählung einzelner ſolcher Züge, die ſich immer mehren laſſen, für Philoſophie wie für das Leben etwas Erſprießliches erzweckt werde, konnte dem Theophraſt ſo wenig als dem Ariſtoteles ſelbſt in den Sinn kommen. Die Nachfolger der philoſophiſchen Schulen waren ſelten fähig, im Geiſte ihrer Stifter fortzuarbeiten; daher ihr allmählicher Verfall; und ſo iſt auch hier nicht ein Fortſchritt, ſondern ein Rückſchritt. Statt die ethiſche Philoſophie weiter in das Innere zu führen, hat man ſich blos an das Aeußere, an die Erſcheinung gehalten.

Dies iſt denn für mich ein Hauptgrund, warum ich Bedenken trage, dieſe Charaktere für das Produkt des Theophraſtus zu halten, wiewohl ſie aus der peripatetiſchen Schule hervorgegangen ſein mögen. Theophraſt hatte nicht den Geiſt des Ariſtoteles, aber arbeitete noch immer in deſſen Geiſte fort; wie konnte nun er in ſeinem 90. Jahre (wie die Einleitung zeigt), nachdem er ſo viel Speculatives geleiſtet, von der Aufzählung ſolcher menſchlicher Gebrechen und einzelner Züge, wie ſie jeder Tag zum Vorſchein bringt, eine Reformation auf dem ſittlichen Gebiete erwarten? Man leſe die Nicomachiſche Ethik und man wird geſtehen, daß Theophraſt, wenn er ſo urtheilte, gewiß unfähig war, des Ariſtoteles Nachfolger im Lyceum zu werden.

Auch Ariſtoteles gibt Schilderungen, aber ganz anderer Art; man vergleiche, wie er das jugendliche, das männliche und das Greiſenalter ſchildert mit dem Theophraſt oder Philodemus, und man wird den unendlichen Unterſchied fühlen. Dort werden alle einzelne gleichartige Erſcheinungen in einem allgemeinen Begriffe vereinigt; hier umgekehrt verſchwindet der allgemeine Begriff und wird in einzelnes Factum aufgelöſ't; was an Lebendigkeit und Anſchauung durch ſolche einzelne Züge gewonnen wird, geht für die Auffaſſung eines Ganzen verloren; daher haben ſolche Charaktere manches Angenehme, zumal wenn die Farben etwas ſtark aufgetragen ſind, aber nicht tieferen philoſophiſchen Gehalt; und wenn die peripatetiſche Schule auf ſolche Art die Ethik zu erläutern ſuchte, ſo iſt ſie von der Anſicht und Forſchung des Stifters weit ab- und zurückgegangen; nun iſt es überraſchend, in der Zeit des Cicero von einem epikureiſchen Philoſophen dieſe Gegenſtände auf dieſelbe Art behandelt zu ſehen.

In dem Cataloge der engliſchen Ausgabe ſind mehrere rhetoriſche Schriften verzeichnet, die zuſammengehören und ein ganzes größeres Werk bilden in vielen Büchern. Bekannt gemacht ſind bis jetzt in den Orforder Vol. Oxon. einige 40 Blätter des 4ten Buches περὶ ῥητορικῆς, vom Anfange herein bedeutend verſtümmelt, jedoch weiter hinein immer vollſtändiger und im Ganzen wohl erklärlich.

Sie enthalten einen Angriff gegen die Rhetorik und ſind gegen Demetrius, einen Stoiker,

gerichtet. Er betrachtet die Eintheilung der Rhetorik, wie ſie zu ſeiner Zeit ſchon beſtand, in inventio, dispositio, elocutio, memoria und pronuntiatio, zeigt von jedem dieſer Theile, daß er der Rhetorik nicht ausſchließlich, mancher ihr nicht einmal vorzüglich eigen ſei. Bei der Durchführung der ὑπόκρισις wird des Demetrius Phalereus Urtheil über Demoſthenes, er ſei zu affectirt geweſen, dann eine bedeutende Stelle aus Hieronymus dem Peripatetiker über Iſocrates vorgebracht, im Ganzen ſchon von Dionyſius von Halikarnaß, vielleicht aus unſerem Philodemus, angeführt. Uebrigens iſt es nicht ſo ſehr die politiſche Beredtſamkeit, gegen welche hier geſprochen wird, als vielmehr die ſophiſtiſche, die ἐπίδειξις, die der Verfaſſer in ihrer Nichtigkeit und Leerheit darzuſtellen ſucht. Es finden ſich manche für die Rhetorik beachtungswerthe Bemerkungen, die anderswoher wenig oder gar nicht bekannt ſind; vorzüglich aber ſieht man, wie die Rhetoren ſeiner Zeit von ihrer Kunſt gedacht und geſprochen haben; viele Einwendungen können aus Ariſtoteles, der hier gar nicht berückſichtigt iſt, wie denn die Späteren immer mehr von ihm abgekommen ſind, beſeitigt werden. Ein anderes Buch, wovon 16 Columnen erhalten ſind, hat zum Gegenſtand, daß die ſophiſtiſche Beredtſamkeit, die ἐπίδειξις und die vorläufigen Uebungen, die προγυμνάσματα, dem Staatsmanne nicht förderlich ſind, ſondern eher im Wege ſtehen. Erſt wenn die ſämmtlichen rhetoriſchen Schriften edirt ſind, läßt ſich über Anordnung und Folge des ganzen Werkes urtheilen.

Weil Philodemus in dieſen Büchern einen allgemein bekannten und viel beſprochenen Gegenſtand behandelt, ſo treten die paradoxen epikureiſchen Anſichten weniger als bei dem oben genannten, wie der Philoſoph ſich ökonomiſch-benehmen ſoll, hervor.

Dies iſt, was bis jetzt uns zugänglich geworden iſt; es ſind bereits ſeit einigen Jahren einige Bände erſchienen, ohne daß es möglich geweſen bei den vielfachen Störungen, die durch die Cholera in Italien entſtanden, ſie zu erlangen. Angekündigt ſind Auszüge des Philodemus aus Zeno's Büchern περὶ ἠθῶν καὶ βίων, wovon mehr als 100 Columnen unverſehrt ſein ſollen. Bedenkt man, daß, nach Ausſage zuverläſſiger Augenzeugen, die Zahl der bis jetzt gefundenen Rollen ſo groß iſt, daß ein geräumiger Saal ſie nicht mehr faſſt und ein zweites Local zur Aufnahme derſelben beſtimmt iſt, und vergleicht das wenige bereits Erſchienene, wie es unſere Kenntniß des Alterthums mehrt — und Philodemus iſt nicht der einzige Autor, wohl aber vielleicht der ſchwächſte, der ſich hier findet, — ſo muß unſere Aufmerkſamkeit beſonders auf dieſe herkulaniſchen Rollen gerichtet werden, und es bleibt nur zu wünſchen, daß die italieniſchen Gelehrten ihre Schätze nicht zu lange verborgen halten und ſie der literariſchen Welt mitzutheilen ſich beeilen möchten. —

Nach Beendigung dieſes Vortrages werden an den Sprecher einige Fragen über die Beſchaffenheit dieſer Rollen gerichtet, welche er beantwortet und ſich zugleich über die hier nothwendige Art des kritiſchen Verfahrens erklärt. Der genau gemeſſene Raum zeichne jeder zu verſuchenden Ergänzung die beſtimmteſten Grenzen vor; darum habe aber auch an demſelben jeder Ergänzungsverſuch ein ſicheres Kriterium. Den italieniſchen Gelehrten gehe bei ſonſtigen großen Talenten leider die genaue Kenntniß der griechiſchen Grammatik ab. Der Präſident gibt ſodann die Beſchreibung einer herkulaniſchen Rolle, die er in Paris geſehen, und theilt die erfreuliche Nachricht mit, daß von Spengel ſelbſt eine Bearbeitung der Volumina Herculanensia zu erwarten ſey, von der bereits gelungene Proben vorlägen. Hierauf ſpricht Spen-

gel den Wunſch aus, daß eine lithographirte Ausgabe dieſer Rollen veranſtaltet werden möge, ein Wunſch, den der Präſident über die Alpen getragen wiſſen möchte, zumal da die Italiener aus Nationaleitelkeit mit ihren Schätzen gegen Ausländer zurückhaltend, ja nicht einmal geneigt ſeyen, ſich über ihre Arbeiten mit einander ſelbſt zu verſtändigen.

Nunmehr erſtattet Direktor Dr. Ranke von Göttingen Bericht über den literariſchen Nachlaß Wolf's und über den Plan einer von ihm vorbereiteten Ausgabe der lateiniſchen Schriften deſſelben. Es iſt, ſagt er, für die Zukunft nothwendig, in einer Geſammtausgabe die reichen Früchte jenes genialen Geiſtes als Muſterwerke beſonders den jüngeren Philologen auf bequeme Weiſe in die Hände zu geben. Ueberdieß iſt auch noch viel Ungedrucktes vorhanden. Nun ſind zwar über dieſen Nachlaß verſchiedene Stimmen laut geworden und manche meinten, derſelbe ſey unbedeutend. Aber dem iſt nicht alſo, wie Ranke bezeugt, welchem Dr. Körte in Halberſtadt, Wolf's Schwiegerſohn, die Papiere zur Einſicht gegeben hat. Aufbewahrt werden ſie im Hauſe des Dichters Gleim, neben deſſen eigenem Nachlaß, und ſind Eigenthum des bisher mit Unrecht verunglimpften Dr. Körte, der dieſelben mit rühmlicher Geduld und Pietät zur Bequemlichkeit der Einſichtnehmenden geordnet hat. Wolf ſchrieb nämlich in der Regel nur auf Blätter verſchiedenen Formats; dieſe geriethen allmählich in die größte Verwirrung, in welches Chaos Ordnung gebracht zu haben Körtes Verdienſt iſt. Dieſe Papiere beſtehen:

1) in großentheils ſchon gedruckten Manuſcripten, deren Werth darauf beruht, daß man in ihnen die gradatim beſſernde Hand des Meiſters, den Fortſchritt vom Unvollkommneren zum Vollendeten aufs deutlichſte wahrnimmt, was, wie natürlich, die reichſte Belehrung gewährt;
2) in vielen Seminararbeiten von Wolf's Schülern. Dieſe machen nicht nur die Methode Wolf's im Corrigiren anſchaulich, ſondern ſind auch als Jugendarbeiten von längſt berühmt gewordenen Philologen intereſſant.
3) Findet ſich darunter Handſchriftliches von Fremden, beſonders holländiſchen Gelehrten, aber auch manches Bedeutende von Reiz, den Wolf und Hermann ſo hoch ehren. Es beſteht in Adverſarien zu ſolchen Schriftſtellern, die Reiz gerade las. Das Wichtigſte iſt aber ein vollſtändig durchgearbeitetes Exemplar der ariſtophaniſchen Wolken. Zugleich liegen Beweiſe vor, daß Reiz Wolfen mit dem Beiſpiele des Abſchreibens ganzer griechiſcher Werke vorangegangen iſt.
4) Aufſchluß über Wolf's Art zu arbeiten gibt das Vorhandenſeyn vieler Titel von projektirten Werken; nämlich die Titel waren das, was Wolf von ſeinen Büchern immer zuerſt ſchrieb. Nur zuweilen findet ſich nach einem ſolchen Titel auch etwas von einem Anfange.
5) Von gehaltenen Vorleſungen ſind nicht nur Schülerhefte, ſondern auch Wolf's eigene Entwürfe vorhanden.
6) Endlich liegen noch mancherlei Arbeiten vor, die von Wolf ſelbſt zur Herausgabe vorbereitet worden ſind. Eine Probe davon ſind Fr. A. Wolfii ad scutum Herculis epyllion Hesiodo subditum animadversiones, die Ranke hat abdrucken laſſen.

Derſelbe fand außerdem:

a) die Wolken des Ariſtophanes, lateiniſch interpretirt, mit vollſtändiger Einleitung.

Von dieser ersten Vorlesung Wolf's in Berlin sind vielleicht zehn Abschriften vorhanden, die von seinem nie rastenden Streben nach Vollkommenheit zeugen;

b) eine vollständige Uebersetzung von Platon's Symposion;

c) eine deßgleichen höchst wahrscheinlich vom ganzen Phädon, sowie von den Anfängen mehrerer anderer Dialogen. Ranke spricht sich für die Aufnahme auch solcher Fragmente aus.

d) Zu den Tuskulanen eine lateinische Einleitung nebst Commentar.

e) Papiere zur griechischen Grammatik von ganz ungeahnetem Werth, theils deutsch, theils lateinisch. Sie betreffen die Lehre von Accent und Prosodie, vom Ursprunge der Sprache, von den Dialekten, alles sorgfältig und im Zusammenhange behandelt und stylisirt, zum Theil ins Reine geschrieben. Auch wo Letzteres nicht statt findet, ist die Handschrift leserlich und von starken Zügen, so daß über den Sinn fast niemals Zweifel entsteht. Die nach verschiedenen Lebensperioden verschiedenartige Gestalt derselben hat die Ordnung und gehörige Zusammenstellung der zerstreuten Blätter bedeutend gefördert.

f) Hefte über Realwissenschaften, Antiquitäten, Mythologie u. dergl.

Nun soll die Sammlung dieser noch ungedruckten, so wie der gedruckten lateinischen Werke Wolf's nach folgendem Plane geschehen. Die Zusammenstellung der Schriften lediglich nach ihrer Zeitfolge verwerfend, macht Ranke zum Eintheilungsprincip die Materien und die Zeit ihrer Bearbeitung zugleich. Demnach umfasst der erste Band, was Wolf zur Epik gibt. Zu den Prolegomenen findet sich blos der Anfang einer Fortsetzung, betreffend die Kritik des alten Testaments; Wolf hatte vor, über Homer ein deutsches Werk zu schreiben. Der zweite Band wird enthalten, was sich anschließt an die Leptinea (Demosthenes und die Redner), der dritte das Platonische, der vierte das Literarhistorische, der fünfte das, was zur lateinischen Literatur gehört. Jeder Band soll ein abgeschlossenes Ganzes bilden. Uebrigens will Ranke nur die für sich allein verständlichen Arbeiten Wolf's, von den Anmerkungen aber blos das noch Ungedruckte geben.

Nachdem der Präsident dem Direktor Dr. Ranke für diese Mittheilungen gedankt, stellt er selber den Antrag:

> Die Versammlung solle Wolf's, des zweiten praeceptoris Germaniae, Gedächtniß dadurch ehren, daß sie sich zur Subscription für eine in Halle aufzustellende Statue des großen Mannes vereinige.

Dagegen will Dr. Schmid das von ihm lebhaft anerkannte Verdienst der deutschen Gelehrten dadurch geehrt wissen, daß man mit Rath und That dafür arbeite, ihre Bestrebungen den unglücklichen Nationen der Heidenwelt zugänglich und nutzbar zu machen. Zum Ehrengedächtniß des Wolfischen Namens wünscht er Geld gesammelt, damit junge Leute von Talent in die ferne Heidenwelt gesendet werden können, wovon er sich auch auf die Förderung deutscher Wissenschaft die bedeutendste Rückwirkung verspricht. Der Präsident entgegnet, daß ein solches Bestreben äußere Achtungsbezeugungen nicht auszuschließen brauche. Dem Verdienste Statuen zu setzen sey alte Sitte; denn das leibhaftige Bild des hingeschiedenen, großen Mannes entzünde die Begeisterung der Jugend. Drum sey, was Dr. Schmid wolle, zu thun, das Andere

nicht zu laſſen. Auch das Bedenken Prof. Dr. Gerlach's, als läge das Unternehmen außerhalb der Kräfte des Vereins wird vom Präſidenten durch die Bemerkung beſeitigt, daß es von gegenwärtiger Verſammlung nicht ausgeführt, ſondern nur angeregt werden ſolle. Gleichwohl ſchlägt nunmehr Prof. Gerlach vor, Wolfen ein Gedächtnißmal zu ſtiften durch Schrift, durch Acta des philologiſchen Vereins. Aber auch hiegegen macht der Präſident bemerklich, daß der Verein das hiezu nöthige Continuum von Thätigkeit nicht biete. Ueberhaupt ſeyen noch die wenigſten großen Deutſchen durch Statuen geehrt worden. Ohne dem Luxus, der Entartung dieſer Sitte das Wort reden zu wollen, müſſe er immer behaupten, daß ein Volk, indem es ſeinen großen Männern ſolcherlei Ehren erweiſe, theils ſich ſelbſt ehre, theils auch in ſeiner Jugend den edlen Trieb der Nachahmung dadurch belebe, daß derſelben die Züge der Männer, die ihr bei ihren Beſtrebungen als Muſter und Führer vorleuchteten, von der öffentlichen Dankbarkeit in Denkmalen bewahrt und zur Betrachtung und Erhebung hingeſtellt würden. Er erinnert an das, was Nürnberg durch die vor einigen Jahren erfolgte Aufſtellung der Bildſäule Melanchthon's, und die jetzt im Werke begriffene der Statue Dürer's gewollt, an die großartigen Beſtrebungen König Ludwigs von Bayern, der die Bildniſſe der größten Männer deutſcher Nation der Mit- und Nachwelt in Einem Ueberblick zur Betrachtung hinzuſtellen beabſichtige. — Die Zeit verbietet weitere Erörterung. Nachdem Direktor Ranke noch mit Wenigem die Verabfaſſung einer Vita Wolfii in Anregung gebracht hat, wird über des Präſidenten Vorſchlag zur Abſtimmung geſchritten, derſelbe durch Stimmenmehrheit angenommen und ſomit die Eröffnung einer Subſcription beſchloſſen. —

Nunmehr war der Vortrag Prof. Dr. Gutenäcker's aus Münnerſtadt über die griechiſchen Mathematiker an der Tagesordnung; weil aber dieſer Gelehrte durch ein unvorhergeſehenes Ereigniß genöthigt ſchon abgereiſ't war, ſo theilt Pfarrer Wurm von Waldenbuch im Namen Dr. Gutenäcker's von deſſen Vortrag eine kurze Skizze mit. Dr. Gutenäcker theilt die Werke der griechiſchen Mathematiker in fünf Claſſen (Schriften a) über Mathematik, Logiſtik und Arithmetik im Allgemeinen, b) über Geometrie, c) über Mechanik, d) über Optik, e) über Aſtronomie), und wünſcht ſolche wegen ihres hohen Werthes mit Ausſchluß der aſtronomiſchen Dichter, der Kriegsſchriftſteller und Muſiker in ein neu herauszugebendes Corpus mathematicorum Graecorum vereinigt, beſcheidet ſich aber wegen der Schwierigkeit der Sache zu dem Vorſchlage, einſtweilen nur mit der Bearbeitung der vorzüglichſten den Anfang zu machen, jedoch durch öffentlichen Aufruf die Philologen Deutſchlands zur Mitwirkung aufzufordern. Für ſeine Perſon erbietet er ſich zur Bearbeitung von wenigſtens drei Schriftſtellern. Dieſer Skizze von Dr. Gutenäcker's Vortrage fügt Pfarrer Wurm, indem er auf die Wichtigkeit dieſer Schriften auch in grammatiſcher Hinſicht aufmerkſam macht, die intereſſante Bemerkung bei, daß Euklides ὥστε nie mit dem Infinitiv verbinde, und erklärt dieſe Erſcheinung aus dem objektiven, von perſönlicher Meinung unabhängigen Charakter der mathematiſchen Schlußfolge.

Der Präſident ſchlägt vor, weil ein ſolches Unternehmen nur unter der Direktion eines einzigen Mannes gedeihen könne, ſo ſey Prof. Dr. Gutenäcker aufzufordern, ſelbſt an die Spitze einer für die Herausgabe der Mathematiker zu bildenden Geſellſchaft zu treten, welcher Vorſchlag von der Verſammlung genehmigt und dem Unternehmen alle den Vereinsmitgliedern mögliche Förderung zugeſagt wird.

Hierauf betritt vom Präſidenten aufgefordert Prof. Dr. Rein von Eiſenach die Bühne, um nach einigen allgemeinen Bemerkungen über römiſches Recht und römiſche Antiquitäten der Verſammlung zwei Fragen vorzulegen:

1) Entwickelte ſich das römiſche Strafrecht aus uralten theokratiſchen Inſtitutionen, oder aus der Idee der Selbſtvergeltung und Familienrache?

Für erſtere Annahme ſpricht der allgemeine Glaube an die Gottheit und an deren Strafrecht. Insbeſondere ſind der Annahme, daß im römiſchen Bewußtſeyn der Staat bei Vollziehung der Strafe Organ der Gottheit ſey, Ausdrücke günſtig wie supplicium (von supplicari), das auch von bürgerlicher Strafe gebrauchte sacer esto, ingleichen die Reinigungsopfer, das Prieſtergericht über die Veſtalinnen, die hin und wieder vorkommenden Menſchenopfer. Für die letztere, daß der Staat in der Strafe nur der Vertreter des Einzelnen, alſo Selbſtrache die urſprüngliche Quelle des Strafrechts ſey, kann angeführt werden die talio bei Injurien, die poena, die Befugniß der Verwandten, in der Klageſtellung gegen den Mörder eines Familiengliedes die Vorhand zu haben, ferner das Recht des Vaters oder des Gatten, den adulter der Tochter oder die ehebrecheriſche Gattin zu tödten, endlich die Gewalt des Hausherrn über das Leben des nächtlichen Diebs.

Der Vortragende glaubt die Geſtaltung des römiſchen Strafrechts von beiden Principien beſtimmt, und erklärt deren Differenz aus der Stammverſchiedenheit der älteſten Bürgerſchaft Rom's. Von den hierarchiſchen Etruskern ſtamme das religiöſe Strafrecht, von den Lateinern und Sabinern die ſpäterhin von dem Staat übernommene Familienrache. Nach einer kurzen Debatte, in deren Verlaufe Prof. Döderlein die Ueberzeugung ausſpricht, daß der ganze Gegenſtand viel Licht von den Fortſchritten der Etymologie zu gewärtigen habe und zur Erläuterung über den Stamm von supplicium redet, den er in plectere (πλήξαι) zu finden glaubt, ſtellt der Vortragende die zweite Frage:

2) Kannten die Römer ein Strafrechtsprincip, durch welches ſie die Befugniß des Staates, zu ſtrafen, philoſophiſch rechtfertigten?

Der Vortragende iſt nicht der Meinung, daß die Römer eine beſtimmte Theorie hatten, weder die ſogenannte abſolute, nach welcher die Gerechtigkeit um ihrer ſelbſt willen vorhanden und die Obrigkeit nur ein Werkzeug Gottes iſt, noch die relative, der gemäß die Strafe ihren Zweck außer ſich im Abſchrecken, Beſſern und dergl. hat, iſt aber überzeugt, daß ſie unbewußt bei Vollziehung der Strafe die Idee der höchſten Gerechtigkeit vor Augen hatten, daneben aber die einzelnen Zwecke der Strafe wohl kannten und anzuwenden wußten.

Prof. Dr. Gerlach ſpricht ſich zu Gunſten der in dieſem Vortrag niedergelegten Gedanken aus und führt zu näherer Beſtätigung der zuletzt aufgeſtellten Anſicht eine Stelle des Gellius an, in welcher geſagt wird, daß die anfangs blos zur Warnung vorhandenen harten Strafen der Nexi allmählich wirkliche Strafe geworden ſeyen; überhaupt aber müſſe anerkannt werden, daß eine Menge zuerſt theokratiſch beſtrafter Verbrechen ſpäterhin Sache des Staates geworden ſeyen, während es zugleich an Spuren von Privat- und Familienrache nicht fehle.

Der Präſident wünſcht auch durch dieſen in Schärfe und Klarheit der Begriffsbeſtimmungen ausgezeichneten Vortrag das Studium der römiſchen Antiquitäten unter den Anweſenden weiter angeregt und gefördert, und übernimmt nun im Namen des Prof. Dr. von Jan aus Schweinfurt die Berichterſtattung über den gegenwärtigen Stand der von der Geſellſchaft deutſcher Naturforſcher veranſtalteten Bearbeitung der naturalis historia des Plinius durch Herrn Oberlehrer Dr. Sillig in Dresden. Dieſer Bericht enthält nach Dr. v. Jans eigenen Worten Folgendes:

Die Veranſtaltung einer großen Ausgabe der naturalis historia des Plinius von Seite der Geſellſchaft deutſcher Naturforſcher iſt ein Gegenſtand, der ſchon deßhalb unſere Verſammlung intereſſiren muß, weil er bis jetzt den einzigen Berührungspunkt mit jener bildet. Es möchte aber um ſo mehr Pflicht ſeyn, auch in Abweſenheit des Bearbeiters nicht ganz über dieſes Unternehmen zu ſchweigen, als ſchon bei Gründung unſers Vereines daſſelbe als ein ſolches bezeichnet wurde, welches nur durch die vereinten Kräfte Mehrerer zu Stande gebracht werden könnte, und ſomit für jeden, dem die Förderung der Wiſſenſchaft am Herzen liege, die Verbindlichkeit anerkannt wurde, daſſelbe nach Kräften zu unterſtützen.

Es iſt übrigens die Sache bis jetzt noch nicht weiter als bis zur Sammlung des Apparates gediehen, und ſelbſt hierin bleibt noch Manches zu wünſchen übrig. Wenn nämlich Herr Dr. Sillig, außer den früher in Italien, Frankreich, Spanien und England veranſtalteten Vergleichungen, zu denen ſpäter noch der für die 6 letzten Bücher höchſt wichtige Bamberger Codex und die vom Hrn. Cuſtos Endlicher in Wien aufgefundenen Fragmente einer ſehr alten Handſchrift hinzukommen, ſich aus Paris die Abſchrift eines für die Kritik des Plinius höchſt wichtigen Anecdoti, und die Vervollſtändigung der Collation der älteſten Pariſer Handſchrift auf eigene Koſten verſchaffte, ſo bleibt doch nach ſeiner Angabe noch die Vergleichung der Prager Handſchrift, wie die der Editio princeps übrig. Ein Exemplar von letzterer hat Herr Göttling Herrn Sillig zuzuſchicken verſprochen; allein es fehlt ihm natürlich an Zeit, um die Vergleichung ſelbſt vorzunehmen; es wäre daher ſehr erwünſcht, wenn hier von anderer Seite her Beiſtand geleiſtet würde. Außerdem möchte ich noch die Vergleichung der Münchner Handſchrift, die wenigſtens als Unterſtützung der Handſchriften erſten Ranges nicht ohne Bedeutung iſt, und von der älteren Wiener, von der mir Herr Privatdocent Dr. Reuß in Würzburg genauere Nachweiſe gegeben hat, wenigſtens die Vergleichung des letzten Buches, welches ſich in ſo wenigen älteren Handſchriften und in dieſen meiſt ſehr verdorben findet, noch als eine ſehr wünſchenswerthe Unterſtützung jenes Unternehmens bezeichnen. Mit Recht erkennt aber Hr. Sillig an, daß bei einem Schriftſteller, wie Plinius, die Lesarten der Handſchriften nicht der einzige Leitſtern für die Kritik ſeyn können, ſondern daß auch alle Epitomatoren berückſichtigt werden müſſen, unter denen er namentlich Vincentius Bellovacensis nennt, wenn er ihm gleich jetzt eine geringere Bedeutſamkeit als früher beilegt, und ein ähnliches Werk in einem Manuſcript der Wolfenbüttler Bibliothek. Außer dieſem aber nimmt noch die ganze Maſſe der früheren Commentare, der hier und da zerſtreuten Bemerkungen und Conjekturen die Aufmerkſamkeit des Bearbeiters ſo ſehr in Anſpruch, daß hier das Festina lente mehr denn irgendwo als Grundſatz aufzuſtellen ſeyn möchte, und man wohl dem nie raſtenden Fleiße des Herrn Sillig nur danken darf, wenn er uns die Erſcheinung des Anfangs ſeiner Ausgabe um einige Jahre

länger vorenthält, um nicht etwas Uebereiltes und Unreifes zu geben; doch hofft er in nicht zu langer Zeit an das Verarbeiten des gesammelten Materials gehen zu können.

Nunmehr tritt Prof. Dr. Schnitzer von Heilbronn mit einem Vortrag über die Person des Aristophanes in Platon's Symposion auf, von welcher Abhandlung der Verfasser selbst dem Protokoll folgende Skizze einzuverleiben ersucht wurde:

Die Person des Aristophanes unter den Theilnehmern an dem Gastmahl des Agathon und die Art, wie er von Plato eingeführt wird, hat schon den alten Erklärern Schwierigkeit gemacht, und wenn auch neuere (Wolf, Schleiermacher, Ast) von einer hämischen Absicht des Philosophen gänzlich absehen und die Einführung des Aristophanes vielmehr als eine Ehrenerklärung gegen denselben betrachten, so scheint doch dabei die Hauptsache fast übersehen zu sein, nämlich die Stellung des Aristophanes zu Sokrates, und das Verhältniß seiner Rede zu dem Vortrage des letztern. Nur in dieser Verbindung, glaube ich, kann die Stellung und Bedeutung des Komikers in diesem philosophischen Drama richtig aufgefasst werden. Bekanntlich trägt jede der redenden Personen in demselben eine besondere Ansicht von dem Eros oder der Liebe vor, und dies geschieht unverkennbar so, daß sich die verschiedenen Ansichten stufenweise aneinander reihen. Dieser Fortgang ist durch ein inneres Gesetz der Kunstwerks nothwendig bedingt. Die Spitze des ganzen Gesprächs ist offenbar die Rede des Sokrates, zu welcher die in begeisterter Laune gehaltene Lobrede des Alcibiades auf den Meister den heiteren Schluß bildet. Neben dieser Rede tritt am bedeutendsten die Aristophanische hervor, und wenn sie eigentlich unter den übrigen die Mitte einnehmen sollte, so ist sie, die scherzhafte, scherzend dem Ernste näher gerückt, indem ein Zufall, der dem Redner begegnet, ihn nöthigt, erst nach seinem Nachbar Eryximachos, und näher vor Sokrates zu sprechen. Durch diese scheinbare Willkür der Kunst sind nun die Personen so geordnet, daß die zwei ersten Phädrus und Pausanias, einander ergänzend, den volksthümlich-poetischen Begriff der Liebe angeben, der Arzt Eryximachus den physiologischen, und diese Ansichten sämmtlich komödirt und aufgelöst werden durch die Rede des Aristophanes, welche den Begriff der sinnlichen Liebe von der komischen Seite darstellt. Auf den Komiker folgt mit der höhern ästhetischen Ansicht von dem Eros der Tragiker Agathon. Beider Ansicht wird aber von Sokrates theils aufgehoben, theils vollendet. So ist nun Aristophanes der bedeutendste Vorgänger des Hauptsprechers in der Unterhaltung. Sein Vortrag ist aber vorerst ächt-platonisch, d. h. mit der Idee, welche Plato ausspricht, und mit der Form, in welche der Philosoph seine Ideen einzukleiden liebt, vollkommen übereinstimmend. Wenn er den Sokrates seinen Eros als das rein-menschliche, innere und geistige Verhältniß zum Schönen, das zugleich das Wahre und Gute ist, beschreiben läßt, so dient ihm das komische Spiel dazu, die gemein-sinnliche Ansicht von der Liebe vorher aufzulösen, zu vernichten, indem es dieselbe jedes blendenden Scheins entkleidet. Die Menschheit ist, nach dem Platonischen Aristophanes, in keinem Individuum ein Ganzes; überall zeigt sich ein verstümmeltes Geschlecht; die sinnliche Liebe ist nichts anderes, als die irrende Sehnsucht, sich selbst zu ergänzen. Die Einheit des Ganzen ist aber etwas so Ursprüngliches und Jenseitiges, daß eine völlige Integrirung nicht mehr gefunden wird; und da tritt denn Eros als heilendes Bewußtseyn hinzu, das den ergänzenden Theil im Andern außer sich weiß und so, geistig, sich selbst durch ihn ergänzt. Von diesem Standpunkt beurtheilt nun der Grieche die Aeußerungen

der geſchlechtlichen Liebe, als die an ſich unwahren Erſcheinungen jener irrenden Sehnſucht nach der urſprünglichen Einheit und Harmonie, unter welchen er das, was wir natürliche Neigung der Geſchlechter nennen, gerade zu niederſt ſtellt, dagegen, was ihm näher vorſchwebte und uns unnatürlich ſcheint, nach dem Maßſtabe der urſprünglichen Kraft des Ganzen ſehr hoch, die Neigung bei gleichem Geſchlechte zu einander, und über alle die des männlichen zum männlichen. Es iſt nicht nur platoniſch, ſondern helleniſch überhaupt, dieſer Neigung, der des Mannes zum Knaben und des Knaben zum Manne eine politiſche Bedeutung beizulegen, und ſie auf die tugendhafteſten Beſtrebungen zurückzuführen. In dieſer Art muß auch dieſe Neigung dem aufgeſtellten Begriff von Liebe am meiſten entſprechen. Nur ſie war bei den Griechen von einem Enthuſiasmus begleitet, der den andern Richtungen fehlte. Gleichwohl wird auch dieſe Geſtalt des Eros gegen ein Höheres aufgegeben, welches die Erfüllung der Sehnſucht mit dem Ewigen iſt, der εὐδαιμονία, die nur durch εὐσεβεῖν περὶ θεούς erlangt wird. Das höchſte Ziel des Strebens iſt παιδικῶν τυχεῖν κατὰ νοῦν αὐτῷ πεφυκότων, und dieſe erlangen wir durch Einigung und Verſöhnung des Geiſtes mit dem Geiſte, des Endlichen mit dem Unſterblichen (φίλοι γενόμενοι καὶ διαλλαγέντες τῷ θεῷ): und der ἡγεμὼν und στρατηγὸς zu dieſem Beſitze, das iſt der wahre Eros. — Dieſe rein-platoniſche Anſicht, die dem Komiker in den Mund gelegt wird, iſt auch in ihrer Form platoniſch gehalten. Es iſt bekannt, daß Plato, um überſinnliche Wahrheiten ſinnlich darzuſtellen, ſich der Mythe bedient, indem er das Jenſeitige dem Begriff nach in eine unvordenkliche Zeit zurückverlegt. Einen ſolchen Mythos gebraucht er hier in der Perſon des Komikers, indem er die Idee der Unvollkommenheit und der Ergänzung des Geſchlechts in der Form einer Verſtümmelung und Theilung in den Anfang der Menſchenwelt verſetzt. Dies iſt um ſo paſſender, als es ihm Gelegenheit gibt, die Rolle des Komikers daran vollkommen durchzuſpielen. (Vergl. die Einzelnheiten im Texte.) Es fragt ſich aber, ob es auch der wirkliche Ariſtophanes iſt, den Plato aufführt, und ob die Komik des Philoſophen auch wirklich Geiſt und Art der alten Komödie bezeichne. Denn es muß dieſes Bild doch Wahrheit haben, wenn Plato, wie wir ſahen, es nicht zum Spotte oder gar aus Rachſucht hinſtellt, ſondern ſo ganz in ſeinen Ideenkreis verwoben hat, daß es mit der Hauptfigur in der innigſten Beziehung ſteht. Und hier ſtoßen wir auf eine in unſern Tagen wieder lautgewordene Differenz. Es gibt eine Anſicht, welche der alten Komödie gar keinen Ernſt, keinen Zweck, keine innere Wahrheit zugeſteht (Droyßen in der Vorr. zu den Vögeln ꝛc. ꝛc.).

Was zunächſt die Perſon betrifft, ſo zeichnen nicht nur kleine Schwächen, wie die πλησμονὴ (wenn es wahr iſt, was Athenäos von dem Dichter erzählt), die λύγξ mit ihrer Hartnäckigkeit bis zum πταρμός, ſondern auch Anſpielungen, die dem Ariſtophanes in den Mund gelegt werden, dieſen ganz ſprechend. Für ſittliche Wirkung ſeiner Komödie könnte man ſich, wenn hier Zeugen gelten würden, auf namhafte Autoritäten der alten und neuen Zeit berufen. Aber laſſen wir ihn ſelbſt reden. Welches ſeiner blos politiſchen oder mehr ethiſchen Stücke wir vornehmen wollen, in jedem wird ſich derſelbe Fortgang der Idee zeigen, von welchem wir behaupten, daß er dem platoniſchen Kunſtwerk nothwendig ſei — Verwandtſchaft der Komödie und Tragödie. — Es iſt zuerſt die Vernichtung des Eiteln und Sinnlichen, das auf Beſtand und Wahrheit Anſpruch macht, um mit der Heiterkeit des Scherzes ſich in das Gebiet des Bleibenden und Wahren zu retten. Das Sinnliche und Selbſtiſche wird in ſeiner Nacktheit hinge-

ſtellt, preisgegeben und ebendadurch zum bloßen, machtloſen Schein herabgeſetzt. Dies iſt gewiß eine ſittliche That, und von tiefer ſittlicher Wirkung. Ebendeßwegen fällt aber auch das Anſtößige der Nacktheit und Natürlichkeit hinweg, welches allein unſern modernen Geſchmack zu ſo bizarren und ſchiefen Urtheilen verleiten könnte, wie das angeführte iſt. Ich darf nur an die Art erinnern, wie der Grieche von Jugend auf ſeine nackten Statuen anzuſchauen gewöhnt ward. Es gibt aber auch viele Stellen der Komödie, wo der Gedanke, der geiſtige Gehalt der Rede ebenſo unverkennbar hervortritt, wie am Schluſſe der Ariſtophaniſchen Rede im Platon. Es würde zu weit führen, ſie alle namhaft zu machen; aber dieſen Eindruck wird kein aufmerkſamer Leſer der Komödie verläugnen können, daß Ariſtophanes, der wirkliche, nicht blos der platoniſche, alles Wahrhafte, die Sitte, das Recht, die heiligen Bande der Familie und des Staates niemals antaſtet, vielmehr da, wo er als Komiker auf der platten Gemeinheit der Gegenwart ſteht, dieſe ſtets nur aus innerer Kraft, aus einem höhern Bewußtſeyn vernichtet. Darum möcht' ich behaupten, daß der große Philoſoph, weit entfernt, die Perſon des Komikers als ſolche komödiren zu wollen, vielmehr dieſem in Wahrheit kein ſchöneres Denkmal ſetzen konnte, als das, welches er ihm geſetzt hat; und ohne dieſe Einſicht in den Geiſt des Ariſtophanes, ohne dieſen Glauben an ſeine gute Sache wäre es mir nicht möglich, weder ihn zu leſen, noch ihn zu bewundern, noch viel weniger aber, ihn zu überſetzen. —

Nach Beendigung dieſes lebendigen, mit großem Beifall aufgenommenen Vortrags begannen, als das Protokoll der vorigen erſten Sitzung verleſen war, Berathungen über adminiſtrative Intereſſen des Vereins. Es wurde zuerſt vom Präſidenten die Frage aufgeworfen, ob die Sitzungsprotokolle durch den Druck zu veröffentlichen ſeyen, die Beſchlußnahme hierüber jedoch ausgeſetzt *). Ferner fragt der Präſident die Verſammlung, ob vom Verein ein eigenes Journal gegründet, oder zu deſſen Mittheilungen ein ſchon vorhandenes benützt werden ſolle, und, wenn letzteres, ob Zimmermann's Zeitſchrift für Alterthumswiſſenſchaft oder die Jahn'ſchen Jahrbücher. Beſchloſſen wird, von der Gründung einer eigenen Zeitſchrift Umgang zu nehmen, dagegen mit der Redaktion genannter Jahrbücher erforderlichen Falls in Benehmen zu treten.

Nunmehr ſchlägt Direktor Dr. Ranke vor, für die nächſte Verſammlung einen Komité zu ernennen, der die bei ihm etwa einlaufenden Abhandlungen einzuſehen und mit gutachtlicher Berichterſtattung bei der Verſammlung anzufragen habe, welche von denſelben ſie zu hören begehre. Nachdem Prof. Dr. Roſt die Zweckmäßigkeit des Ranke'ſchen Vorſchlags vertheidigt, Hofrath Thierſch aber und Prof. Döderlein für entſcheidende Gewalt des Präſidenten in dieſer Hinſicht, jedoch unter Beiziehung eines berathenden literariſchen Büreau's ſich erklärt haben, wird der Beſchluß gefaſſt, es ſey der für die nächſte Verſammlung zu wählende Präſident zu ermächtigen, über die Zuläſſigkeit oder Unzuläſſigkeit der angemeldeten Vorträge mit Beiziehung eines literariſchen Büreau's zu entſcheiden. Ein anderer Antrag: der bevorſtehenden Verſammlung jetzt ſchon im Voraus Fragen und Aufgaben zu ſtellen, wird nicht angenommen.

---

*) Dieſe Frage hat ſich nachher von ſelbſt erledigt durch das freiwillige Anerbieten Herrn Karl Mainberger's, Chefs der Buchhandlung Riegel und Wießner in Nürnberg, die Protokolle auf eigene Rechnung in Verlag zu nehmen.

Nunmehr kam die Zeit und der Ort der nächſten Verſammlung zur Berathung. Der Beſchluß fiel dahin aus:

daß dieſelbe den 29ſten September 1839 zu Mannheim eröffnet werden ſolle.

An dieſen Beſchluß knüpfte ſich der natürliche Wunſch, daß es den hohen deutſchen Regierungen gefallen möge, durch Einführung gleichmäßiger Herbſtferien den Schulmännern aller deutſchen Länder den Beſuch der Vereinsverſammlungen möglich zu machen.

Als endlich zur Wahl des Präſidenten für die nächſte Verſammlung geſchritten worden war, lehnte der vom diesjährigen in Vorſchlag gebrachte Geheime Hofrath Dr. Nüßlin von Mannheim das ihm zugedachte Präſidium ab, und ſchlug an ſeiner Statt den Oberſtudien- und Miniſterialrath Dr. Zell vor, welcher Vorſchlag von der Verſammlung mittelſt Acclamation genehmigt wurde. Nach Feſtſetzung der Tagesordnung für morgen wird die heutige Sitzung geſchloſſen. —

Beilage.

Dr. Schmid's Rede

über die Frage:

Ob das Andenken Wolf's durch eine Statue geehrt werden ſolle *)?

(Was der Redner wirklich geſagt hat, iſt mit gewöhnlichen, was er noch außerdem hatte ſagen wollen, mit kleineren Lettern gedruckt).

Ich erhebe mich mit viel Häſitation; — ich fürchte, man wird, wenn ich geſprochen habe, zu mir ſagen: Si tacuisses, philosophus mansisses. Aber ich betrachte mich als den Deputirten entfernter, unwiſſender und durch Unwiſſenheit unglücklicher Nationen, welche Sie, verehrte Lehrer und Erzieher der Jugend Germaniens, durch mich um Lehrer anflehen. Und wären alle deutſche und engliche Miſſionarien hier verſammelt, ſie würden, wie Ein Mann, ihre Stimme mit der meinigen vereinen und Ihnen zurufen: Wir unterliegen unter unſern Arbeiten, — ſenden Sie uns, verehrte Männer! ſenden Sie uns Gehülfen; wir werden ſie freudig empfangen und ihnen mit allen unſern Kräften forthelfen!

Mein Gemüth iſt zu ſehr angeregt durch den Anblick ſo vieler ausgezeichneter Männer in dieſem Saale, und durch das Erhebende und Begeiſternde einer Verſammlung der Philologen und Schulmänner des geſammten germaniſchen Volksſtammes, — meine Gefühle ſind zu lebendig, als daß ich es jetzt wagen dürfte, eine Schilderung der Unwiſſenheit, Indolenz und des Elends der Nationen, unter denen ich lebte, zu geben; theils würde man Manches nicht glauben können und für Uebertreibung halten, theils würde ich, übermannt von der Erinnerung an ſo manche Scenen, die ich geſehen habe, vor Schmerz nicht weiter ſprechen können.

Wir Deutſche haben in ſo großem Ueberfluß, was jenen Völkern abgeht; jene Nationen ſchätzen den Unterricht, den wir ihnen geben können; ſie und die Engländer, unter denen ich zwanzig Jahre lang lebte, erkennen uns an (wenn auch nicht mit ausdrücklichen Worten) als das Salz der Erde. Deutſche Ausdauer (— deutſch, teutoniſch und germaniſch halte ich für identiſch; Dänen und Schweizer, Schweden und Holländer gehören Einem Stamme an; wir begrüßen ſie als

*) Auf ausdrückliches Verlangen Dr. Schmid's dem treffenden Protokolle beigedruckt.

Brüder und laden ſie zu unſerm Vereine und unſern Berathſchlagungen ein), deutſche Ausdauer, deutſche Solidität, deutſche Kritik werden von jenen Nationen willig anerkannt und geehrt, — und Philologen wie Wolf und Andere ſind es, die uns zu dem herangebildet haben, was wir ſind, und wir ſollten daher ihr Andenken ehren im Sinne des Horaz: Exegi monumentum aere perennius! Wir ſollten Subſcriptionen veranſtalten, um junge Deutſche in den Stand zu ſetzen, die Früchte der Arbeiten dieſer Männer auch andern, fernen Nationen mitzutheilen; wir ſollten Repräſentanten Wolf's und Anderer ausſenden, um zu lehren und zu lernen.

Welche philologiſche, ethnographiſche, hiſtoriſch-antiquariſche, naturgeſchichtliche Entdeckungen könnten noch gemacht werden in Caucaſien, um Laſſa, in Tibet, in Butan, ja hinter der chineſiſchen Mauer, wenn wir junge Deutſche ausſendeten! Jene Völker werden bereichert und Deutſchland wird nicht ärmer werden! Wir müſſen den Samen weit ausſtreuen; dann werden wir auch deſto reichlicher ärnten. Je weitherziger, je großartiger Deutſchland ſeine Gelehrſamkeit und Bildung in Anwendung bringt, deſto herrlicher wird auch unſer eigener Gewinn ſeyn! — Ein achtungswerther deutſcher Gelehrter hat ſchon längſt einen ähnlichen Vorſchlag gemacht; über einen genauer beſtimmten Plan iſt es jetzt nicht an der Zeit ſich auszuſprechen.

Wie viele deutſche junge Männer gleichen dem jungen, aufbrauſenden Moſte; dieſe namentlich könnten wir, — wenn ſie übrigens gewiſſe unumgänglich nöthige Eigenſchaften beſitzen —, dieſe namentlich könnten wir aufſuchen und ausſenden; unter fremden wilden Nationen des Caucaſus, der Tatarei würden ſie Erfahrung ſammeln und als ruhige und brauchbare Bürger zurückkehren. Und wie mancher andere brave junge Deutſche kann mit viel Recht ſagen:

Das Vaterland bedarf nicht meiner Kräfte;
Es hat der Männer g'nug für Aemter und Geſchäfte,
Und ſchenkt mir gerne meine Pflicht! ....

Man beſchuldigt zuweilen die Miſſionare (wie z. B. Spittler in ſeinem Leitfaden der Kirchengeſchichte that), daß ſie mit den Heiden ungeſchickt umgingen. Wohl, ſo müſſen wir geſchicktere Menſchenerzieher ausſenden! Man beſchuldigt zuweilen die Miſſionare, daß ſie Halbgelehrte ſeyen. Wohl, ſo müſſen wir ſolider gebildete ausſenden! Man beſchuldigt ſie, daß jeder blos ſeine kirchlichen oder ſectireriſchen Unterſcheidungslehren zu verbreiten ſuche. Wohl, ſo müſſen wir ſolche ausſenden, die das reine Evangelium ohne menſchliche Zuſätze zu lehren ſich beſtreben. Man beſchuldigt ſie der Heuchelei, der Herrſchſucht, verdammlicher Kunſtgriffe in ihren Bekehrungsverſuchen, der Unwahrheit und der Uebertreibung in ihren Berichten. Wohl, ſo müſſen wir ſolche ausſenden, welche demüthig ſind, ſtreng wahr, ſtreng ſcrupulös in ihren Worten und ganzem Wandel, und welche blos von der Liebe zu Gott und den Menſchen beſeelt und getrieben ſind. —

Chriſtus hat den Chriſten befohlen, hinzugehen und die Heiden zu lehren, Chriſtus hat die Pflicht auch auf uns gelegt. Erfüllen wir ſie nicht, ſo erfüllen ſie Andere, und wir gehen eines ſchönen Lohns, des Bewußtſeyns, wohlgethan zu haben, verluſtig!

Nürnberg, den 3. October 1838.

IV.

Sitzungs-Protokoll

der

dritten öffentlichen Versammlung.

Die Zahl der Theilnehmer an der diesjährigen Versammlung hat sich von Neuem vermehrt, so daß die Liste derselben jetzt 80 Nummern enthält. Leider sind aber einige Mitglieder durch dringende Umstände gezwungen gewesen, bereits wieder abzureisen.

Nach Bekanntmachung einiger Einläufe, unter denen sich auch ein Plan zur Gründung eines Erziehungshauses für talentvolle arme Knaben befindet, wurde der Wunsch ausgesprochen, daß in Deutschland ein allgemeiner Programmentausch eingeführt werden möge, und vom Präsidenten der allgemeinsten Beachtung empfohlen. Ebenderselbe wünscht mit Erwartung polizeylicher Genehmigung die Subscription für Wolf's Denkmal vorläufig begonnen.

Da die beschränkte Zeit nicht gestattet, eine ursprünglich für the Madras-Journal of Literature and Science englisch geschriebene Abhandlung Dr. Schmid's zum Vortrage gelangen zu lassen, so wird ein kurzer Auszug aus derselben hier im Protokoll mitgetheilt *):

Mit der Erzählung der isländischen Geschichtschreiber: daß Odin oder Wodan etwa 60 Jahre vor Christi Geburt, um den römischen Eroberern zu entgehen, seinen Wohnsitz am caspischen Meere zwischen dem Tanais und Borysthenes verlassen, und, angelangt mit den Seinen an den Ufern der Ostsee, sich nach Schweden begeben, und hier eine Stadt Sigtun **) erbaut, die von den Schweden genannt worden Aesegarth (Asiaten-Wohnung), oder, nach anderer Ueberlieferung, am Ende seines thatenreichen Lebens sich niedergelassen habe in Odensee, wahrscheinlich Dänemarks ältester Stadt, mit dieser Erzählung also stimmt in ihrem Hauptpunkte die von Tacitus Germ. 3 berichtete Tradition auffallend zusammen, daß nämlich Ulysses auf seinen langen Irrfahrten auch nach Deutschland gekommen sey und hier die am Rhein

*) Dr. Schmid hat zu dieser Abhandlung brieflich bemerkt, daß er auf den ihr zu Grunde liegenden Hauptgedanken schon in Indien gekommen und solchen A. W. von Schlegel in einem Schreiben mitgetheilt habe, welches von demselben in die indische Bibliothek eingerückt und dort bestritten worden sey; aber v. Schlegel's Gegengründe hätten ihn nicht überzeugt. Ein Hauptmoment in seiner Abhandlung sey die Identität der Benennung des Mittwochs im Tamulischen und Altdeutschen. Ueberhaupt könne eine vergleichende Tabelle der Wochentag-Benennungen in den Dialekten der Völker, welche die Wocheneintheilung besäßen, zu mancher wichtigen historisch-antiquarischen Entdeckung führen. Er erlaube sich einstweilen den Alterthumsforschern folgende Fragen vorzulegen: 1) Wann und wo findet man die ersten Spuren der lateinischen Wochentag-Benennungen, dies solis, lunae etc.? 2) Wann und wo findet man unter den germanischen Stämmen die ersten Spuren der Jahreseintheilung in Wochen und der Wochentag-Namen?

**) Dieses tun findet sich wieder im Gallischen dunum und im Englischen town.

gelegene Stadt Asciburgium gegründet habe. Nimmt man nun die Möglichkeit an, daß der Römer in Odin's Namen eine Verstümmelung von 'Οδυσσεὺς gefunden, beachtet man ferner die allgemein zugeſtandene Verwandtſchaft der indiſchen mit den germaniſchen Sprachen, ſo wie die bemerkenswerthe Thatſache, daß derſelbe Wochentag von den Tamulen, die vor Zeitem Buddhiſten waren, «Buden-Küramei (Buddhu's-Tag),» von den teutoniſchen Nationen Wodan's-Tag (engl. Wednesday, deutſch durch Verderbung Mittwoch, d. h. Wodan's-Wochentag) genannt worden iſt, ſo liegt die Vermuthung nicht fern, daß in den isländiſchen und in der von Tacitus überlieferten Sage eine und dieſelbe Geſchichte berichtet wird: die Einwanderung und Anſiedelung aſiatiſcher Coloniſten in Deutſchland, daß Asciburgium bei Tacitus und jenes Aese-garth (engl. guard, franz. garde ſ. v. a. πύργος) identiſch ſind. Daß aber Odin und Buddhu dieſelbe Perſon bezeichnen, geht nicht nur aus der eben berührten im Tamuliſchen und Altgermaniſchen gleichheitlichen Benennung des Mittwochs, ſondern auch daraus hervor, daß Buddhu (tamuliſch: Buden) im Sanskrit und den abgeleiteten Dialekten einen weiſen Mann, dann überhaupt einen Führer, Lehrer oder Geſetzgeber des Volkes bedeutet. Von der Sanskritwurzel dieſes Worts kommt das lat. video, das griech. οἶδα, das böhmiſche wedeti (wiſſen) und wédemoſt (die Wiſſenſchaft), ferner im Indiſchen Wēda, Bēda, im Holländiſchen Wet (das Geſetz), im Tamuliſchen butti, putti (der Verſtand), badiden, padiden (der Dichter), im Deutſchen wiſſen, was plattdeutſch wēten lautet. Nicht unwahrſcheinlich iſt es, daß dieſer Odin-Buddhu, den Tacitus noch nicht als einen germaniſchen Gott, ſondern nur als einen verſchollenen Wanderer kennt, der letzte Einwanderer indiſcher Abkunft war, der vielleicht in Folge der mithridatiſchen Kriege aus ſeinem einſtweiligen Sitz am caſpiſchen Meere vertrieben nach Deutſchland gezogen iſt. So verdanken wir der Beſonnenheit des römiſchen Geſchichtſchreibers, der eine für ihn unglaubliche Volksſage nicht ſogleich als Unſinn verworfen hat, nach 2000 Jahren die Beſtätigung jener isländiſchen Sagen und einen neuen Schimmer von Licht in dem Dunkel der Urgeſchichte unſeres Volkes *). —

Zum Vortrage kam dagegen Prof. Dr. Gerlach's Darſtellung des gegenwärtigen Standpunktes römiſcher Geſchichtſchreibung, welche auf allgemeines Verlangen, von der Hand des Verfaſſers redigirt, dem Protokolle vollſtändig einverleibt wird.

Prof. Dr. Gerlach ſprach:

Ich will verſuchen, Ihnen den gegenwärtigen Standpunkt römiſcher Geſchichtsforſchung und Darſtellung zu berichten. Die Bedeutſamkeit des Gegenſtandes, die Achtung vor dieſer Verſammlung, die vorurtheilsfreie Beurtheilung meiner ſelbſt ſollte mir billig Schweigen auferlegen. Doch meine Liebe für dieſe Studien, meine Theilnahme an den Zwecken unſeres Vereines wollte ich durch wenige Worte beurkunden; und ich weiß, ich darf auf Ihre Nachſicht rechnen. Was ich ſagen werde, hat weder Ungunſt noch Haß mir eingegeben; die Wahrheit hat mich geleitet, die über jeder perſönlichen Beziehung ſteht.

Kaum dürfte die Behauptung irgendwo Widerſpruch erfahren, daß geſchichtliche Forſchung

*) Vergl. zu dieſer Abhandlung: Carol. Halling de flava gente Budinorum dissertatio p. 39. (Anmerkung des Protokollführers).

und Darſtellung, wie die Pflege der Wiſſenſchaft überhaupt, unterliege dem hemmenden und fördernden Einfluſſe der Zeit. Ja man könnte für die Hiſtorie die Wahrheit dieſes Satzes ſelbſt im weitern Umfange geltend machen, weil andere Wiſſenſchaften freilich mehr eine innere Concentration der geiſtigen Kraft gebieten, und ein Zurücktreten ins eigene Bewußtſein, während die Darſtellung der Thaten und Schickſale der Völker nothwendig eine nähere Berührung ja ein ſelbſtthätiges Eingreifen in das Leben vorausſetzt. Alſo abgeſehen davon, daß in andern Zeiten andere Hülfsmittel dargeboten werden, daß früher verborgene Quellen ſich öffnen, wird die Geſchichtsforſchung je nach den verſchiedenen Zeiten ſchon darum eine andere ſeyn, weil der geſchichtlichen Wahrheit nicht immer dieſelbe Empfänglichkeit der Gemüther entgegenkommt. Aber wenn irgendwo, gilt in der Hiſtorie der Platoniſche Satz, daß Gleiches nur von Gleichem mag begriffen werden, und verſchloſſen und unbenutzt liegen die Schätze hiſtoriſcher Weisheit, wenn nicht ein lebensreiches und thatkräftiges Zeitalter in der eigenen Bruſt die Löſung der dunklen Schickſalsräthſel findet. Das Alterthum in ſeiner hohen Eigenthümlichkeit ſteht in dieſer Hinſicht dem hiſtoriſchen Bewußtſeyn der Gegenwart nothwendig ferner als die neuere Zeit. Durch Sprache und Sitte, durch Glauben und Bildung, durch Denkart und Vorſtellung, durch die Reihe der Jahrhunderte von jener Zeit geſchieden und unter einem anderen Himmel wohnend, können wir nur durch angeſtrengten Fleiß, durch tiefes Wiſſen, durch eine Vereinigung von mannigfachen Kenntniſſen uns auf den Standpunkt erheben, von welchem aus ein tieferer Blick in die geiſtige Werkſtätte des alterthümlichen Volkslebens geſtattet iſt. Allerdings aber darf man in dieſer Beziehung ſich glücklich preiſen, und mit einem gewiſſen ſtolzen Selbſtgefühl rückwärts wie vorwärts blicken; denn das Alterthum, in verſchiedenen Richtungen von beſonnenen Forſchern durchwandert und ergründet, mit Scharfſinn und umfaſſender Gelehrſamkeit nach ſeinen Hauptſeiten aufgehellt und ſeinem innern Leben nach durch Geiſtestiefe in das Bewußtſein der Gegenwart erhoben, ſteht in einer Klarheit vor unſerm Auge wie nie vorher. Ja ſo ganz ſchien daſſelbe Manchem enthüllt und offenbart, daß die Beſchäftigung damit literariſchem Ehrgeize nicht mehr genügen mochte, wenn er nicht die Erforſchung altgermaniſcher Dialekte damit verbunden, oder den Kranz ſanskritaniſcher Weisheit ſich um die Stirne flocht.

Doch mögen Andere mit mehr Recht darin das Streben, die Philologie zur allgemeinen Sprachwiſſenſchaft zu erheben, wiederfinden, das bleibt unleugbar, daß die Geſchichtsforſchung des Alterthums durch den höhern Standpunkt der Philologie vorzugsweiſe iſt gefördert worden. Damit vereinigt wirkte das rege Leben in allen Gebieten des Wiſſens. Denn das deutſche Volk, in der letzten Hälfte des abgewichenen Jahrhunderts aus einem langen geiſtigen Schlummer auferwacht und von den Feſſeln hergebrachter Denkweiſe befreit, verfolgte gleichzeitig mit verjüngter Kraft die verſchiedenſten Richtungen und rief überall die größten Umgeſtaltungen hervor. Während die Tiefe des philoſophiſchen Denkens die Bewunderung des Jahrhunderts erregte, erblühten aus der Fülle poetiſchen Lebens die Genien der deutſchen Poeſie, und während die Freiheit des Gedankens das Joch beſchränkender Dogmen von ſich warf, wagte man mit wiſſenſchaftlichem Geiſte die rechtlichen Verhältniſſe der Völker zu beleuchten. Endlich die Erforſchung der Natur, zuletzt zur geiſtloſen Beobachtung einzelner Thatſachen herabgeſunken, wagte, von höherm Geiſt getrieben, die Geheimniſſe der Schöpfung zu enthüllen, während gleichzeitig die praktiſche Tüchtigkeit der Zeit die neuerforſchten Kräfte der Natur den Menſchen

dienſtbar machte und den Lebensgenuß veredelte und verſchönerte. Doch indem das geiſtige Leben der Gegenwart ſich immer reicher entfaltete, hatten auch die politiſchen Zuſtände eine ſolche Umgeſtaltung erfahren, daß die Bedeutung des Staates auch dem Unachtſamſten kund geworden war. Die Bedrohung deutſchen Volksthums durch fremde Unterdrückung hatte neue Liebe zum Vaterlande, neuen Haß gegen Gewaltherrſchaft geboren, und ein Geſchlecht, welches für Altar und Heerd und für die angeſtammten Fürſten Gut und Blut geopfert, konnte und mochte nicht mehr ohne den Schutz des Geſetzes leben. Dieſes ſtolze Selbſtgefühl des Volks, das Bewußtſeyn ſeiner Kraft und ſeiner Rechte erzeugten jene Spannung der Gemüther, welche dem Zurückſinken in Stumpfſinn und Erſtarrung wehrt, und die Grundlage eines höhern Strebens iſt wie im Staate ſo in der Wiſſenſchaft. So mußte das Leben des Alterthums, deſſen Weſen in der freieſten Entwickelung ſeiner Kräfte ſich offenbart, ganz andern Anklang finden. Was früher Gegenſtand träumender Bewunderung geweſen und mehr dem Wiſſenstrieb als Gegenſtand gedient, wird jetzt nach ſeiner innern Wahrheit empfunden und erkannt. Und nicht mehr bloßes Gaukelſpiel müßiger Gedanken, nicht ein Ideal für Jugendträume konnten Römer und Hellenen bleiben, ſie ſollten Muſter und Vorbild werden für den Ernſt des Lebens. Von einer ſo tiefbewegten Zeit, von einem ſo reichen und mannigfachen Streben in Wiſſenſchaft und Kunſt durfte auch die Geſchichtsforſchung des Alterthums, durfte namentlich die verwaiſ'te Geſchichte Roms neue Belebung und eine würdigere Behandlung erwarten. Da erſchien, noch in den Zeiten der Unterdrückung, Niebuhr's Werk, in entſchiedenem Gegenſatz zu Allem, was bisher als römiſche Geſchichte gegolten hatte. Unmöglich iſt es mir dieſes tiefſinnige Werk nach allen Seiten zu charakteriſiren; als eigenthümliche Vorzüge hebe ich folgende heraus: zunächſt die Gediegenheit und den Umfang von Gelehrſamkeit, welche geläutert durch klares und beſtimmtes Denken und geordnet durch die Methode ſtrenger Wiſſenſchaft eine neue Epoche hiſtoriſcher Darſtellung begründet hat; ſodann die Beſonnenheit und Schärfe der Kritik, welche ohne Schonung jeden Wahn zerſtört, aber ſophiſtiſcher Skepſis heilſame Schranken ſetzt; drittens den klaren Blick und das richtige Urtheil in allen Verhältniſſen des Staates und öffentlichen Rechts. Und erſteres nun mochte am wenigſten befremden bei einem Manne, der unter ſeines Vaters beſonnener Leitung ſchon frühe ſeine Liebe den Wiſſenſchaften zugewendet und, bald einer praktiſchen Laufbahn zugeführt, nicht im Aufſpeichern todten Wiſſens, ſondern allein in deſſen geiſtiger Belebung Befriedigung fand. Es erſcheint daher die Tiefe der Forſchung hier mit einem ſittlichen Ernſte und einer Erfaſſung des Lebens ſelbſt vereinigt, wie ſie in Deutſchland bisher ſelten gefunden wurde, etwa Juſtus Möſer's einziges Geſchichtswerk ausgenommen. In der Ausübung der Kritik erkennt man leicht den Zeitgenoſſen jener Männer, welche, mit einem ſeltenen Reichthum von Kenntniſſen ausgeſtattet, durch die Klarheit ihres Blickes die Nebel des Irrthums durchdrangen und mit den Waffen einer zerſetzenden Dialektik Licht und Helle ſchufen, wo früher ein dichtes Dunkel alles Eindringen zu wehren ſchien. Doch hatte die mehr negative Richtung des verfloſſenen Jahrhunderts die Macht des Vorurtheils durch Unglauben, Zweifelſucht und ſubjektive Auffaſſung bekämpft, ſo erſcheint bei Niebuhr die Kritik im höchſten Grade ſchaffend und conſtructiv. Wo die alten Schattenbilder des Wahns gewichen, tritt das lebendige Bild der Wahrheit uns entgegen, ſo daß die Ausſicht in die dunkelſte Vergangenheit ſich öffnet. Aber am größten erſcheint Niebuhr ohne Zweifel in der tiefen Auffaſſung

des öffentlichen Lebens und in der vollendeten Darſtellung des römiſchen Staates. Hier, wo geiſtige Geſundheit die Grundbedingung der Erkenntniß iſt, mußte die männliche Reife ſeines Urtheils und ein an Erfahrungen mannigfacher Art ſehr reiches Leben am ſicherſten zum Ziele führen. Klarheit, Schärfe, Tiefe haben ſich vereinigt, um mit feſter Hand ein Bild des Volks zu zeichnen, deſſen Züge unauslöſchlich ſind. Mag daher ein neuer Kritiker, der ſich gerne im Gegenſatze zu den Philologen denkt, Niebuhr's Werk nur als eine objektive Geſchichtsdarſtellung wollen gelten laſſen, welches nur mit Ausmittelung von Thatſachen ſich beſchäftige, ſo mögen wir dieſen Vorwurf gerne dulden; denn immerhin ſind dieſe Thatſachen alſo dargeſtellt, daß, wenn auch nicht dem großen Haufen, der hier kein Urtheil hat, doch dem denkenden Alterthumsforſcher die alte Zeit in ihrer Weſenheit ſich offenbart und eine Ueberzeugung gewährt, welche die geſchwätzige Zunge moderner Oberflächlichkeit zu erzeugen umſonſt ſich abmüht. Mochte dem ernſten Manne der leichte Sinn der Jugend fehlen, mochte ſeine ruhige Beſonnenheit nicht die frohen Hoffnungen theilen, welche manche, in den Begriffen ihrer Zeit befangen, hegen, ſein Auge hat um ſo klarer in die Tiefen der Vergangenheit geblickt, und ſeine Darſtellung des Kampfes der Bürger Roms um gleiche Rechte wird unübertroffen bleiben.

Jede hervorragende Erſcheinung in Wiſſenſchaft und Kunſt muß, abgeſehen vom unmittelbaren Einfluß der Perſönlichkeit, im Gebiete des Wiſſens ſelber erſchütternd und umgeſtaltend wirken. Das Heraustreten aus dem Bekannten und Hergebrachten weckt die Geiſter und erzeugt Beifall und Nachahmung oder Widerſtand und Kampf. Im höhern Grade bewährt ſich dies bei Niebuhr's Werk. Während Gleichgeſinnte die neue Glanzerſcheinung mit Freudigkeit begrüßten, trat der Ernſt und die Gediegenheit der Forſchung mit Entſchiedenheit der ſelbſtgefälligen Breite ſogenannter philoſophiſcher Betrachtungsweiſe entgegen, ja die ſtreng philologiſche Haltung, der Schmuck gründlicher Gelehrſamkeit, kurz die Wiſſenſchaftlichkeit der Behandlung ſchien der Anforderung des Jahrhunderts zu widerſtreben, welche die Bildung aus den engen Kreiſen der Gelehrten auf den offnen Markt verpflanzen und zu einem Gemeingut des Volks umgeſtalten will. Diejenigen, welche die neue Richtung billigten, traten zu derſelben wieder in ein ganz verſchiedenes Verhältniß. Am erſten ergriffen die Niebuhriſchen Ideeen die Rechtsgelehrten. Hatten doch Mehrere derſelben entſchiedenen Antheil an den erſten Unterſuchungen Niebuhr's, und als auf dieſen Grundlagen die ganze Entwickelungsgeſchichte des römiſchen Staates durch ihn neu begründet war, begrüßten ſie mit Enthuſiasmus das gediegene Werk und gaben, den Spuren des Meiſters folgend, der ganzen Darſtellung der römiſchen Rechtsverhältniſſe eine neue Geſtalt. Die Maſſe römiſcher Rechtsbegriffe, welche mehr nach praktiſchen als wiſſenſchaftlichen Zwecken die Weisheit Juſtinian's zu einem großen Ganzen vereinigt hatte, wurde jetzo in ihrer geſchichtlichen Entwickelung begriffen und in jeder einzelnen Lehre die ſtufenweiſe Ausbildung des Rechtsgefühles anerkannt. Auf dieſe Weiſe trat das in jüngſter Zeit oft angegriffene Geſetzbuch, die reiche Hinterlaſſenſchaft des römiſchen Volks, in eine ganz verſchiedene Beziehung zur Gegenwart; was früher als Dogma und als Autorität das eigne Denken wehren wollte, ward jetzt zum Problem der Wiſſenſchaft; lebendige Erkenntniß belebte eine todte Maſſe, welche nur zu oft Unklarheit und Verworrenheit erzeugt hatte. Bei dieſer Anerkennung Niebuhriſcher Forſchung im Allgemeinen muß nur getadelt werden, daß einige im entſchiedenen Widerſpruche zu Niebuhr's Streben ſich der eignen Forſchung überhoben glaubten,

und, wie früher Einige ſofort als neuen Zweig ein etruskiſches Recht aufgeführt, ſo jetzt Niebuhr's Gedanken faſt copirend wiedergaben, dagegen, was dort im organiſchen Zuſammenhange, eines das andere ſtützend, aufgeführt und künſtleriſch gefügt war, jetzt zerriſſen und zerſtückelt, wie disjecta membra poetae in Paragraphen und unter einer Maſſe von Rubriken wiedergaben, um den baaren Ertrag in Compendienweisheit für die Jugend auf den Markt zu bringen. Ganz anders freilich in der nächſten Gegenwart, wo der eitle Wahn ſogenannter philoſophiſcher Denker im eigenen Hirne zu erzeugen meinte, was die hiſtoriſch-philologiſche Gelehrſamkeit als Reſultate ihm geboten. Wenn dieſe an fremder Weisheit Brüſten ſich vollgeſogen, erſchien das mühſam Erlernte den arg Verblendeten als eigne Erfindung, und ſo traten ſie in die gelehrte Welt mit jener Zuverſicht, wodurch man aufgeblähte Thoren wie an einem Narrenrocke unterſcheidet. — Wie der Geiſt Niebuhriſcher Forſchung in der Alterthumswiſſenſchaft geweckt, belebt und entzündet, das in einer Verſammlung von Philologen ausführlich darzuthun, würde zum mindeſten überflüſſig ſcheinen. Es iſt Niebuhr's entſchiedenes Verdienſt, daß die Thätigkeit der Philologen ſich überhaupt mehr der Hiſtorie zugewendet, und wie er ſelbſt ſtets die geſammte Wiſſenſchaft im Auge hatte, ſo auch andere heilte von thörichter Befangenheit, welche in bloßer Wortkritik das Weſen der Wiſſenſchaft zu finden meinten. Wer will berichten, wie viel die Sacherklärung durch Niebuhr's würdigen Vorgang gewonnen hat? Wer will es leugnen, daß gerade die Philologie am meiſten Niebuhr's Geiſt ergriffen hat, indem ſie ſelbſtthätig die Bahn verfolgte, welche der große Meiſter eröffnet hat? Ich darf nur das einzige Werk erwähnen über die Etrusker, um die Wahrheit des Geſagten zu beweiſen. Hier iſt zuerſt das noch von Niebuhr nicht zerſtörte Halbdunkel über jenes Volk gelichtet, und ein klarer Begriff über deſſen verwickelte Verhältniſſe gewonnen worden. Der Verſuch durch Feſtſtellung der äußeren Verhältniſſe der Volksgeſchichte einen feſten Boden für die richtige Auffaſſung der innern geiſtigen Beziehungen zu gewinnen, um ſo die ſchwierigen Fragen über etruskiſche Religion und Götterlehre, über politiſche Zuſtände und Verfaſſung, über etruskiſche Kunſt und Wiſſenſchaft der Löſung näher zu bringen, iſt durch das Urtheil aller Einſichtsvollen hinlänglich nach ſeiner Bedeutſamkeit gewürdigt worden. Indeſſen, daß nicht alle Beſtrebungen im gleichen Sinne und in gleicher Richtung verfolgt wurden, lag theils in der Individualität der Forſchenden, theils in der mannigfachen Anregung, welche Niebuhr's Werk ſelbſt gewährte. Und vorzüglich nun war es der Geiſt jener zerſtörenden Kritik, welcher in der erſten Bearbeitung am grellſten hervortrat, der den wachen Sinn ſtrebender Jünglinge verführen mußte. Es reizte die kühne Combination, wodurch Niebuhr die hiſtoriſche Bedeutung der erſten römiſchen Könige vernichtet hatte, ſo daß ſie nur als Charakter-Typen einer Periode noch erſchienen, durch welche die ein Zeitalter beherrſchenden Ideen verkörpert worden wären. Dieſer Gedanke fiel in ein fruchtbares Erdreich. Denn nach immer Neuem und Pikantem haſcht die gedanken- und thatenloſe Zeit.

Da mußte der große Meiſter ſich ſpotten laſſen, daß er auf halbem Wege ſtehen geblieben und aus den neuen Entdeckungen nicht größere Reſultate habe ziehen können. So ſehen wir Romulus und Remus zu altrömiſchen Gottheiten werden, und die ganze Sage von der Gründung Roms zu einem griechiſchen Roman herabgewürdigt, von Diocles aus Peparethos zwar nicht ohne Rückſicht auf die Landesſage erdichtet, aber doch dergeſtalt mit griechiſchen Elementen durchdrungen und verſetzt, daß der nationelle Charakter ganz verwiſcht erſcheint. Und wäh-

rend früher das römiſche Volk faſt ausſchließend im Etruskiſchen wurzeln ſollte, ward jetzo alles Weſentliche auf ſabiniſchen Urſprung zurückgeführt, während eben die Sage hier das Wahre ſchon angedeutet hat, indem ſie die Verſchmelzung drei verſchiedener Volksthümlichkeiten als die römiſche begründend bezeichnet hat. In anderer, wenn auch nicht ganz verſchiedener Art hat Niebuhr's Einfluß in neueſter Zeit ſich dargethan. Die Tiefe und Allſeitigkeit ſeiner Forſchung, der unverwandte Blick auf ein letztes Ziel und die kunſtvolle Verknüpfung aller einzelnen Elemente hat einen würdigen Nachfolger in dem Verfaſſer des Werkes: die Verfaſſung des Königs Servius Tullius u. ſ. w. gefunden. Man bewundert die Gelehrſamkeit, man freut ſich der Geiſtesfülle, man ehrt des Verfaſſers Streben, aber man beklagt den neuen Mißbrauch der Kritik und das Tantaliſche Streben nach einem Ziele, das unerreichbar iſt. Die Floskeln: Philoſophie der Geſchichte, Phyſik der Weltgeſchichte, politiſche Phyſiologie ſind ein böſes Vorzeichen für ernſte beſonnene Forſchung. Das Zeitalter ſtrebt offenbar nach einer umfaſſenden und erſchöpfenden Darſtellung der politiſchen Verhältniſſe; das Einzelne kann nur im Verhältniß zum Ganzen in ſeinem Weſen begriffen werden, und namentlich darf für die Geſchichte des Alterthums die auf andern Gebieten gewonnene Erkenntniß nicht unbeachtet bleiben. Aber wer für irgend eine hiſtoriſche Unterſuchung einen Geſichtspunkt aufſtellt, welcher die natürliche Ordnung der Gegenſtände aufhebt, wer in den politiſchen Einrichtungen eines Volkes alles auf Geſetze zurückführen will, die ſich mit Naturnothwendigkeit entwickeln, wie ſie der Phyſiolog im einzelnen Menſchen nachweiſ't, wer Lebensalter und Geſchlechtergegenſatz in allen Richtungen und Zuſtänden des Völkerlebens anerkennt, kurz wer den ewigen Kampf der Freiheit mit dem Schickſal nach den engen Schranken unvollkommner Naturerkenntniß ermeſſen will, der iſt in einem Grundirrthum befangen. Geiſt, Kenntniſſe und Gelehrſamkeit, die nicht der Wahrheit dienen, können nur chaotiſche Verwirrung gebähren.

Haben wir von Seiten der Philologen und Rechtsgelehrten im Ganzen freudige Anerkennung und verſtändige Entwickelung der Ideeen Niebuhr's gefunden, ſo möchten wir nicht das Gleiche von den eigentlichen Hiſtorikern behaupten. Die älteren Zunftgenoſſen, jeder Neuerung abgeneigt, ſahen mit tiefem Schmerze die Zerſtörung des alten Baues, in welchem Geiſtesträgheit eine bequeme Zuflucht fand. Gleichgültig konnten ſie nicht bleiben; vornehme Geringſchätzung wollte auch nicht mehr genügen; zu offenem Widerſtande fehlte Kraft und Luſt; ſo blieb nichts übrig, als durch leiſe Klage die verletzte Empfindlichkeit und die Mißſtimmung zu offenbaren, und es verſtummten bald dieſe Zeugen einer abgetretenen Zeit. Andere, keineswegs die neuen Reſultate verſchmähend, denen ſie ſo viel verdankten, aber unfähig, eine Idee in ihrem ganzen Umfange zu umfaſſen, meinten durch Nachweiſung von kleinen Irrthümern, durch Mäkeln und Kritteln im Einzelnen dem Meiſter den wohlverdienten Kranz vom Haupte zu reiſſen, aber thaten durch ſolche Vermeſſenheit nur die eigne Blöße kund. Wieder andere, geiſt- und kenntnißreich und gewandt genug, jedes neuen Gedankens ſich zu bemeiſtern, mochten von dem Glanze der neuen Sonne gerne die eigene Perſönlichkeit beleuchtet ſehen, indem ſie, Unbedeutendes mißbilligend, die Uebereinſtimmung ſelbſtſtändiger Forſchung rühmten, und ſolche Eitelkeit mochte man am liebſten noch ertragen, weil in ihr ſelbſt die Anerkennung fremder Geiſtesgröße lag. Weiter noch gingen ſolche, welche, durch das würdige Beiſpiel aufgefordert, auch ſchöpferiſch im Gebiete alterthümlicher Geſchichtſchreibung auftreten wollten, und durch eine Reihe von Wer-

ken ihre Thätigkeit bewieſen. Auch wird Niemand leugnen wollen, daß dieſe Werke mannigfache Anregung gewährten; nur ſchien es uns derſelben am wenigſten zu bedürfen, wo Prüfung und Sichtung des Gegebenen als erſte Pflicht geboten war. Ein raſcher Wechſel keck vorgetragener Hypotheſen, die ſich ſelber widerſprachen, erinnert an franzöſiſche Beweglichkeit, und der Deutſche ſollte ſich doch hüten, daß er geiſtreich nenne, was nur den Schein der Wahrheit hat. — Sehen wir dieſe Gegner wenigſtens auf gleicher Baſis ſich bewegen, ſo beſteht das Weſen der andern Gattung gerade darin, daß ſie einen durchaus verſchiedenen Standpunkt nehmen, den ſubjectiven. Hatte Niebuhr ſich beſtrebt, im römiſchen Sinne die römiſche Zeit uns darzuſtellen, hatte er ſeinen Ruhm darein geſetzt, das Eigenthümliche des fremden Volkes als einen in ſich vollendeten Organismus zu begreifen, ſo wollten dieſe die alte Zeit im Lichte der Gegenwart erkennen. Hier begegnen wir zuerſt dem flachen Liberalismus unſerer Tage, welcher von der ſelbſtgeſchaffenen Höhe ſeines Standpunkts mit ſtolzer Selbſtbefriedigung nach der Vergangenheit zurückſchaut. Da ſie den Maaßſtab alles Werthes von den Begriffen ihrer Zeit entlehnen, ſo muß auch die Vergangenheit auf dies Prokruſtes-Bett ſich ſpannen laſſen. Nur die Schlagworte ihrer Partei haben für dieſe Menſchen Klang und Sinn, das lebensvolle Walten mannigfacher Kräfte, die ſtete Weiterbildung des Beſtehenden wird mit den hohlen Phraſen leerer Abſtraction umfaſſt; die große Vergangenheit wird zum Zerrbild moderner Parteianſichten. Mögen dieſe Männer durch den Beifall der Maſſen ſich leiten und belohnen laſſen; die Wiſſenſchaft kennt ihre Namen nicht. Nicht minder widerſinnig war der Gedanke, die ganze Darſtellung des römiſchen Staatslebens durch die materiellen Intereſſen zu begründen. Von welcher Bedeutung Landbeſitz im römiſchen Staate war, hat Niebuhr erſt zum lebendigen Bewußtſeyn unſerer Zeit gebracht; wie ſtreng und folgerecht ſich der Begriff des Eigenthums bei dieſem Volke ausgebildet, haben die Rechtsgelehrten dargethan; die Bedeutung der geſammten Finanz-Verwaltung von Rom kann jedermann erfahren, der ſich darum bemüht. Wer aber ohne Rückſicht auf den Unterſchied der Zeiten neue Begriffe auf alte Verhältniſſe überträgt, wer mit den Sätzen neuer Staatswirthſchaft das geiſtige Leben alter Völker ermeſſen will, wer die Zwecke polizeylicher Tendenzen an die Spitze jener Zeiten ſtellt, wo Vaterland und Freiheit aller Herzen erfüllten, wo Ruhmliebe und Thatendrang die Völker leiteten, der macht einer Verkehrtheit ſich ſchuldig, die bisher ohne Beiſpiel war. — Ein weit höheres Ziel verfolgten endlich diejenigen, welche ausgingen von einer tiefern Einſicht in die Strebungen der Gegenwart. Sie behaupten, das Object der Geſchichte ſei durch die neuere Zeit weſentlich geändert und erweitert. Die handelnde Welt ſei in ihrem Werthe geſunken, die denkende und empfindende geſtiegen. Eine vollkommnere Einſicht in die Geſetze der Sittlichkeit ſey uns geworden, man habe deutlicher erkannt, daß die gleichen Impulſe in allen Beſtrebungen des Menſchen wirken; daher müſſe die Hiſtorie die innern Erſcheinungen der geiſtigen Welt offenbaren und die Ideeen darzuſtellen ſuchen, welche das Alterthum bewegten. Und dieſe Richtung wird als eine weſentlich neue und als Epoche machend hingeſtellt. Wenn wir uns mit der geſtellten Aufgabe im Allgemeinen einverſtanden hier erklären, ſo müſſen wir einmal die Neuheit der Erfindung leugnen, ſodann die Zweckmäßigkeit der Mittel, die dabei in Anwendung kommen, in Frage ſtellen. Die Aufgabe hatte ſchon Wolf als den höchſten Zweck der Alterthumswiſſenſchaft hingeſtellt und in ſeinen Vorträgen nach deren Verwirklichung geſtrebt. Die Darſtellung

des innern geiſtigen Lebens iſt ſchon dem Alterthume nicht fremd geweſen. Man hat vergeſſen, wie an Theopompus die alles enthüllende Charakteriſtik iſt geprieſen worden, man ſcheint nicht zu gedenken, mit welchem tiefen Sinne und mit welcher Univerſalität des Geiſtes Tacitus das reiche Gemälde ſeiner Zeit entworfen. Zu allen Zeiten, wenn die Thatkraft in den Völkern erloſchen war, hat der Geiſt der Edlern ſich der Betrachtung des innern Lebens zugewendet, und in der Tiefe des Menſchenherzens die Löſung der Widerſprüche im äußern Leben zu finden getrachtet. Wer nun das Alterthum in ſeiner Weſenheit erkennen will, wird keineswegs das alte Völkerleben in den engen Kreis ſubjectiver Vorſtellungsweiſe bannen dürfen, ſondern eher aus dieſer Subjectivität heraustreten und in der Geſchichte ſelber den Maaßſtab der Beurtheilung ſuchen müſſen. Vor Allem alſo fordern wir eine würdige Geſinnung, welche mit jener frommen Scheu dem Tempel des Alterthums ſich naht, mit der wir jeder Geiſtesgröße huldigen ſollen. Aber damit uns der Geiſt Roms erfülle, ſollen wir die Sprache als den treueſten Spiegel des geiſtigen Lebens begreifen lernen, und nicht nach modernen philoſophiſchen Begriffen und mit ſtetem Hinblick auf etymologiſche Studien den kunſtvollen Bau beſtändig in ſeine Beſtandtheile zerlegen und zerſetzen. Wer innige Vertrautheit mit der Sprache der größten Schriftſteller gewonnen hat, wem die Wortkritik nicht Zweck, ſondern Mittel iſt, wer das ſubjective Urtheil der Erforſchung des fremden Idioms unterordnen kann, der wird, wenn auch nicht ſcharf und ſpitzfindig über jede Einzelheit ſich verbreiten, doch mit geſundem Blick und in den Geiſt des Alterthums eingeweiht deſſen großartiges Leben betrachten und darzuſtellen wiſſen. Dabei muß ihn leiten die Beſonnenheit des Urtheils, welches nicht von Eitelkeit und dem Geiſt des Widerſpruchs mißgeleitet im ſteten Forſchen nach dem Wahren daſſelbe anerkennt, wo es ſich findet.

Die Wahrheit iſt nicht weniger Einzelner Eigenthum; nur durch beſtändig prüfende Vergleichung des Selbſtgefundenen mit den Forſchungen der Andern werden wir jene Schiefheit der Beurtheilung vermeiden, die um ſo mehr geprieſen wird, je ſeltner das Gefühl für Wahrheit iſt. Endlich wird der Geſchichtſchreiber des römiſchen Volks allerdings die Gegenwart in ihrem Streben zu begreifen, und in ihrem Verhältniſſe zum Alterthum zu würdigen ſuchen. Niemand kann die Geſchichte irgend eines Volks beſchreiben, deſſen Verhältniß zu ſeiner Zeit er nicht klar erkennt. Aber mit Nichten wird die gegenwärtige Zeit den Maaßſtab für die Eigenthümlichkeit des Alterthums bilden können. Eben aus der klaren Erkenntniß unſerer ſelbſt und unſerer Zuſtände und deren Prüfung an einem fremden Elemente ſoll eine reinere Erkenntniß der Menſchheit überhaupt hervorgehen, welche die Betrachtung leiten wird. So wird die Gegenwart den dunkeln Hintergrund bilden müſſen, auf welchem das reiche Gemälde der Vergangenheit in ſeinem wahren Lichte und in richtigem Verhältniſſe erſcheint. —

Nach Beendigung dieſes mit lebhaftem Beifall aufgenommenen Vortrages betritt der Präſident ſelbſt die Bühne, um dem vorigen Redner zuvörderſt für das eben ſo ſchön als gerecht ausgeſprochene Lob Niebuhr's zu danken, des großen Schöpfers der hiſtoriſchen Philologie. Er fühle ſich verlegen, nach dieſen tiefen und umfaſſenden Betrachtungen über die Geſchichtſchreibung des Alterthums nunmehr ſelbſt überzugehen auf die Darſtellung einer Specialität, nämlich der Oertlichkeit der marathoniſchen Ebene und des aus derſelben allein begreiflichen Ganges der Schlacht. Weil aber ſeine Unterſuchungen eine der größten Geſchichten des Hellenen-

volks beträfen und auf jenem classischen Boden selbst angestellt worden seyen, glaube er auf die Theilnahme der Versammlung rechnen zu dürfen, indem er Folgendes vortrage*):

Was Ausdehnung und Beschaffenheit der Ebene von Marathon betrifft, so ist sie vom Meere südlich gelegen, im Uebrigen von Bergen umgeben und durch diese von dem Orte Marathon getrennt, aber mit ihm durch ein enges Thal von der Länge etwa einer Stunde verbunden, in dessen Grund ein Bach die Gewässer der attischen und böotischen Gebirge der tiefer liegenden Ebene zuführt. Dieser Bach spaltet sie in zwei ungefähr gleiche Hälften. Da wo er aus den Gebirgen kommt, ihm zur Linken, tritt die letzte Abdachung des Berges als ein Vorsprung mit einem niedrigen Plateau in die Ebene. Nicht weit von dem Austritt des Baches aus dem Thal zeigt sein rechtes Ufer die Ruine einer Capelle auf den Resten eines alten Tempels; hier ist offenbar das Heiligthum des Herakles gewesen, in dessen Bezirk oder τέμενος nach Herodot die Athenäer lagerten. Vom linken Ufer des Baches aus gehen in gerader und paralleler Richtung drei Gräben, jetzt noch etwa acht Fuß tief und sechs breit, offenbar Werke menschlicher Hand, welche beim Hochwasser einen Theil des Baches nach dem östlichen Gebirge abführen, und wohl, wie die meisten großen Anlagen der Art, in früherem Alterthum ausgeführt. Werden sie als zur Zeit des Miltiades schon bestehend angenommen, sey es daß er sie vorgefunden oder angelegt, so vollenden sie den Zusammenhang der zum Verständniß der Schlacht dienenden Eigenheiten des Ortes. Zuerst kommt in Betracht die Stelle des attischen Lagers. Wie war es möglich, daß die kleine attische Schaar in offener Ebene eine Reihe von Tagen dem übermächtigen Feinde nahe lagern konnte, ohne von seiner Reiterei unablässig geplagt und zerrüttet zu werden? Diese Schwierigkeit hebt sich, wenn das Lager als auf dem eben bezeichneten Plateau an der Mündung des Thales in der Nähe des Herakleion aufgeschlagen angenommen wird. Miltiades war hier gegen die Reiterei geschützt und beherrschte zugleich den Eingang in das Thal von Marathon und das tiefer liegende Land, aus dem er Zufuhr erhielt. Zugleich war er dadurch in dem Fall, den für die Schlacht günstigen Tag abzuwarten und wählen zu können. Aufstellung des Heeres. Wie konnte das Heer sich aufstellen, ohne von den Persern überflügelt und von ihrer Reiterei sogleich in den Rücken genommen zu werden? Man hat geglaubt, die attische Schlachtreihe habe sich am Eingange der Ebene von einem Berge zum andern erstreckt, ihre Flügel durch die Gebirge deckend, an welche sie sich anlehnte; doch treten gleich am Eingange die Berge so weit auseinander, daß ein Heer von 10000 Mann nicht von einem zum andern reichen und in ihrem Bogen eine volle Diagonale bilden konnte. Auch wäre bei dieser Aufstellung der Mittelpunkt durch den Bach getrennt und die Verbindung zwischen beiden Flügeln unterbrochen worden. Es ist also anzunehmen, daß die Aufstellung nur auf dem rechten Ufer des Baches geschehen. Der linke Flügel lehnte sich sofort an den Tempel des Herakles und an das Ufer des Baches, der rechte an das westliche Gebirge. Zugleich war der linke durch die oben bezeichneten drei Gräben gedeckt, die ein Umgehen desselben durch die Reiterei unmöglich machten. Cornelius Nepos erwähnt, daß an vielen Orten Verhaue von Bäumen gewesen seyen. Diese konnten sich nicht auf der Linie

*) Nach des Redners Anweisung entnommen der Allg. Zeit. Nr. 287. (14. Oct. 1838.)

der Schlacht befinden, da ſie die geſchloſſenen Reihen der Schwerbewaffneten zerriſſen und der Zerſprengung durch die leichten Truppen der Feinde ausgeſetzt hätten. Sie waren alſo auf der linken Seite des Baches und bildeten in Verbindung mit den Gräben die Schutzwehr des linken Flügels. Auch jetzt iſt der Boden daſelbſt wenigſtens noch mit Buſchwerk bewachſen. — Der Schlachtplan des Miltiades. Miltiades vereinigte ſeine größte Stärke auf die beiden Flügel und ſchwächte dadurch das Centrum. Er ging von der Vorausſetzung aus, daß er mit den beiden Flügeln ſiegen würde, und hatte die Abſicht, dieſe hinter den Rücken des dem Centrum nachdrängenden Feindes zu vereinigen und ihn von hinten anzugreifen, und die Schlacht ward auch in dieſer Weiſe geführt und entſchieden; aber die Frage iſt, wie er wagen konnte, in dieſer Art das Centrum preis zu geben, ohne es und damit die übrigen Theile einem ſichern Untergange auszuſetzen? Auch darauf findet ſich in der Beſchaffenheit der Gegend die Antwort. Das weichende Centrum konnte ſich nach dem Eingange des nahen Thales zurückziehen; es war dort gegen die Verfolgung geſichert, auch im Stande, ſich bei der Enge deſſelben dem nachdrängenden Feinde von Neuem entgegenzuſtellen, dem hier die Uebermacht ohne Nutzen war. So erklärt ſich zugleich die Möglichkeit eines ſolchen Schlachtplans, und wie die Zahl der gefallenen Athenäer ſo gering ſeyn konnte, ungeachtet der Feind das Centrum beſiegt hatte. Auch von dieſer geringen Zahl fielen die meiſten erſt tiefer in der Ebene, da wo der Grabhügel ſteht, als der beſiegte Feind bei ſeiner Einſchiffung noch hartnäckigen Widerſtand leiſtete. — Der Redende erwähnte noch, wie wenige Tage nach ſeinem Aufenthalt in Marathon er mit dem Paſcha von Negropont über die Schlacht bei Marathon ein Geſpräch hatte, wobei der Muſelmann, als er die nähern Umſtände, und wie hier 10000 Athenäer 110000 Aſiaten beſiegt hätten, betroffen über die Analogie der alten und neueſten Zeit, ſich doch faſſte, und, indem er ruhig die Hand erhob, nur die Worte ſagte: Χερὶ θεοῦ (Hand Gottes)! —

Es fehlt leider an Zeit, die dem Vortrage des Präſidenten materiell verwandte Abhandlung über die Ebene von Criſſa, welche Prof. Ulrichs in Athen eingeſendet hat, der Verſammlung vorzuleſen *), auf deren Wichtigkeit der Präſident um ſo mehr aufmerkſam macht, als gerade die geographiſche Darſtellung alter Localitäten lediglich nach den Beſchreibungen der Schriftſteller an den größten Uebelſtänden leide. Zugleich theilt derſelbe Prof. Ulrichs' Klage über die noch andauernde literariſche Armuth Athen's mit, und ſpricht den Wunſch aus, daß ſich mancher der anweſenden Gelehrten hiedurch veranlaſſt ſehen möge, ſeine ſchriftſtelleriſchen Arbeiten den griechiſchen Berufsgenoſſen zuzuſenden.

Der Tagesordnung gemäß kommen nunmehr die Vorträge über Methodologie und Pädagogik an die Reihe, und es tritt zuerſt Dr. Benſen von Rothenburg auf mit einer Abhandlung über die Bedeutung der Philologie für das Staatsleben und die Nationalerziehung der Gegenwart. Der Verfaſſer hat folgende kurze Skizze derſelben ſelbſt zu Protokoll gegeben:

Griechenthum war das Ferment des römiſchen Geiſteslebens. Durch das Alterthum wurde erſt das Mittelalter verklärt und die neuere Zeit erwachte. Dem Philologen genügte das Selbſtlernen nicht; auch die junge Generation ſollte aus demſelben Quell getränkt werden, aus wel-

*) Dieſelbe wird in den Münchner gelehrten Anzeigen mitgetheilt werden.

chem die Gelehrten geſchöpft hatten. So wurde die Philologie ein Erziehungsmittel. Der unterſuchende Charakter der neueren Zeit ſetzt ſie neuen Prüfungen aus. Beſonders wirkt die neue Wiſſenſchaft der Nationalerziehung ein. Dieſe letztere iſt alt, wird aber jetzt durch den Kampf der ſocialen Verhältniſſe beſonders hervorgehoben. Daher der Werth der Philologie in Frage geſtellt. Beſonders durch die zwei Syſteme der Staatswirthſchaft; nach dem erleuchteteren geht der Volkswohlſtand von der guten Ordnung des ganzen Staatshaushaltes aus; was kann die Philologie für dieſen wirken? Die Unterrichtsmittel bilden formell oder poſitiv, wonach ſich jede Beurtheilung derſelben zu richten hat. Die Philologie zerfällt in drei Theile: 1) Kenntniß der claſſiſchen Sprachen, 2) Kenntniß der Claſſiker, 3) Alterthumskunde.

Die Sprache iſt ein organiſches Gebilde des Volksthums; je höher das Volk organiſirt iſt, deſto wichtiger iſt die Erlernung ſeiner Sprache. Gründe, warum die alten Sprachen die neueren als Unterrichtsmittel übertreffen: beſonders, weil ſie als Kunſtwerke vollendet vor uns liegen. — Die Claſſiker an und für ſich. Zuerſt wird dem Einwurf begegnet, als nährten ſie republikaniſch-revolutionäre Ideen, während ſie doch im Gegentheil die Geſetzmäßigkeit des politiſchen Lebens preiſen; ferner dem Einwurf, als gefährde ihre heidniſche Weltanſchauung das Chriſtenthum, während ſie gerade dadurch die Wahrheit der heiligen Offenbarungen beweiſen, daß ſie durch eigene Weisheit nicht zu klarer Anſchauung der Wahrheit gelangt ſind. Die ſchlüpfrigen Stellen laſſen ſich leicht umgehen, während gerade die Tüchtigkeit claſſiſcher Lebensanſchauung der Peſt jener neuen, franzöſiſchen Schule entgegenwirkt. Durch Verbindung mit einer gebildeten Alterthumskunde führen die Claſſiker zur Einſicht in alle Lebensverhältniſſe der Gegenwart. So wendet ſich jeder Tadel der Claſſiker zu ihrem Lobe.

Der zweite Theil dieſer Abhandlung, der die Frage behandelte: welche Modificationen der claſſiſche Unterricht erleiden müſſe, um, dem Leben angepaſſt, den Bedürfniſſen der Gegenwart zu genügen, konnte wegen Kürze der Zeit nicht vorgetragen werden. Der Redner behält ſich die Bekanntmachung deſſelben durch den Druck vor. Der Präſident aber knüpft an dieſen Vortrag einige Bemerkungen an, indem er erſtlich an Voltaire's Wort erinnert, daß die modernen Schriftſteller ihre Rede aus Backſteinen zuſammenfügten, während die Alten mit Marmorquadern gebaut hätten, ſodann ſich beſonders zur Verſtändigung der nichtphilologiſchen Zuhörer über den Ausdruck todte Sprachen erklärt. Es ſey dies kein Prädikat, was den Sprachen des Alterthums ausſchließlich zukomme. Denn auch eine moderne ſey todt, wenn ſie geleſen werde oder innerer Fortbildung unfähig ſey. Dagegen ſey nichts todt, was ſich als Ausdruck des Geiſtes und geiſtigen Lebens darſtelle, was Geiſt nicht nur enthalte, ſondern auch erwecke, und in dieſer Beziehung zeigten ſich die alten Sprachen nicht als erſtorben, ſondern mit ungeſchwächter, überall Leben ſchaffender Jugendkraft begabt.

Hierauf kam in einem Vortrage Prof. Dr. Hoffer's aus Wien die Behandlung der Elementarmathematik zur Sprache. Derſelbe fand, daß die Algebra, vorzüglich die Lehre von der Verwechslung der Zeichen, noch häufig auf eine dem Knaben unbegreifliche Weiſe vorgetragen und ihm das Verſtändniß der Sache nicht aufgeſchloſſen werde. Er ſuchte hierauf durch Entwicklung einfacher Formeln die Methode zu zeigen, nach welcher eine jede Gleichung dem Lernenden als a = a und als eine blos variirte Darſtellung dieſer Grundformel zum Bewußtſeyn gebracht werden könne. Ebenſo machte der Redner aufmerkſam darauf,

daß der wiſſenſchaftliche Werth der in der Mathematik nothwendigen Definitionen je nach den Entwickelungsſtufen des Unterrichts ein verſchiedener ſey, indem eine Definition auf einem niedrigeren Standpunkte zureichend erſcheinen könne, die ſich unmittelbar mit der Gewinnung eines höheren als ungenügend erweiſe. — Die Bemerkungen des Redenden, welche der Präſident mit deſſen ſprachlichen Anſichten verwandt findet, indem derſelbe überall auf das im Geiſt einfach Vorhandene zurückgegangen und ſolches in den ſich vielfach formulirenden Erſcheinungs- und Darſtellungsarten wieder erkannt wiſſen wolle, werden von der Verſammlung zwar nicht durchaus neu gefunden, jedoch immerhin dankbar anerkannt, da die ältere unpraktiſche und unwiſſenſchaftliche Methode noch in vielen Schulen und Lehrbüchern herrſche. Der Präſident findet ſich durch dieſen Vortrag veranlaſſt, den Stand der Philologen und Schulmänner gegen den Verdacht der Mißachtung mathematiſchen Wiſſens zu verwahren; erſt da träten zwiſchen Mathematikern und Philologen merkliche Divergenzen der Meinungen hervor, wenn ſich's um Ausdehnung des mathematiſchen Unterrichts in den Schulen handle.

An der Tagesordnung waren nunmehr die Vorträge über die methodiſche Behandlung der Geſchichte in den Schulen. Und zwar theilte Rektor Dr. Roth von Nürnberg über den Anfang und Ausgang des hiſtoriſchen Unterrichts in höheren Lehranſtalten folgende, von ihm ſelbſt dem Protokolle beigegebene Bemerkungen mit:

Wenn ich in den Bemerkungen, welche ich über dieſen Gegenſtand vorzutragen habe, unſre bayerſchen Einrichtungen als das Beſtehende vorausſetze, ſo verkenne ich nicht, daß anderswo, z. B. in Preußen, wenigſtens ein Anfang gemacht worden iſt, die Sache anders zu geſtalten. Aber im Allgemeinen kann man, wie ich glaube, annehmen, daß der Gang, welcher unſern Lehranſtalten für den Unterricht in der Geſchichte vorgezeichnet iſt, für jetzt noch der gewöhnliche ſey. Wir ſind angewieſen, mit den Schülern etwa vom zwölften Jahre an den Unterricht in der allgemeinen Geſchichte zu beginnen, und ihnen eine Ueberſicht derſelben in kompendiariſcher Weiſe beizubringen. Unſer erſter Kurs dauert zwei Jahre. Ihm folgt ein zweiter ausführlicherer Kurs von vier Jahren, in welchem die alte, mittlere und neuere Geſchichte mit Hinweiſung zu den Hauptquellen und zu den vorzüglichſten Bearbeitungen gegeben werden ſoll. Dann, wann unſre Schüler zur Univerſität übergetreten ſind, haben ſie nochmals allgemeine Geſchichte zu hören, welche ihnen nach der dazu beſtimmten Zeit nur in kompendiariſcher Form gegeben wird. So empfängt denn der Studirende, welcher den regelmäßigen Lauf durch die Gymnaſien und die Univerſität macht, zweimal denſelben Unterricht in kompendiariſcher Form, vor Anfang des Gymnaſiallaufs und im erſten Univerſitätsjahre; und nur in dem erſteren, nicht aber auf der Univerſität, wird er in die innern Räume der Geſchichte eingeführt. Angenommen nun, dieſe Einrichtung ſey die richtige für unſre Gymnaſien, ſo iſt ſie gewiß nicht die rechte für die Univerſität. Sie ſchreibt ſich, was die letztere betrifft, her von der Zeit, da das Gymnaſium keinen Geſchichtsunterricht gab, oder nur wenigen Unterricht in der alten, keinen in der mittlern und neuern Geſchichte, und iſt nun geblieben, auch nachdem die Gymnaſien hierin ſchon längſt eine durchgehende Umwandlung erfahren haben. Ich brauche nicht erſt darzuthun, daß dieſes Verhältniß, wie es jetzt beſteht, unrichtig und dem Gedeihen der geſchichtlichen Studien, ja der Liebe zu ihnen ſelbſt hinderlich iſt. Denn die Einwendung iſt nicht zu fürchten, daß immer noch, ungeachtet des zweifachen Geſchichtskurſes auf

Gymnaſien, viele Studirende noch unwiſſend in der Geſchichte ſeyen, wenn ſie die Univerſität beziehen. Die Univerſität muß ihren höheren Standpunkt, wie in der Philologie, der Mathematik, den Naturwiſſenſchaften, ſo auch in der Geſchichte behaupten; d. h. ſie muß in der Geſchichte etwas Bedeutenderes geben, als dasjenige iſt, was ein Schüler mitbringt, der ſeinen Geſchichtsunterricht auf dem Gymnaſium genoſſen und angenommen hat. Bedeutender aber könnte der Geſchichtsunterricht auf der Univerſität ſeyn entweder durch die Ausführlichkeit der Erzählung, oder durch die Art der Auffaſſung von Seiten des Docenten, oder, was das Wünſchenswertheſte iſt, durch beides zugleich. Wo nun, wie bei uns, der philoſophiſche Kurs, welcher auch die hiſtoriſchen Kollegien in ſich begreift, der Zeit nach abgetheit, den Fakultätsſtudien vorangehen muß, ſtatt daß, wie anderswo, die philoſophiſchen neben den Fakultätsſtudien hergehen, da iſt kaum anzunehmen, daß es zu ſolchen Kollegien über die allgemeine Geſchichte kommen werde, welche den Studirenden etwas Ausführlicheres geben, als was ſie im Gymnaſium ſchon gehabt haben. Und ſo, glaube ich, ſollte man den kompendiariſchen Unterricht in der Geſchichte auf der Univerſität wenigſtens dadurch fruchtbar zu machen und zu erheben ſuchen, daß man ſtatt einer unerquicklichen Berichterſtattung über die Fakta Philoſophie der Geſchichte gäbe.

Aber der Anfang des Geſchichtsunterrichts auf unſern Schulen ſcheint mir nicht minder unrichtig zu ſeyn, als der Ausgang auf der Univerſität. Wir ſollen den Schülern eine Reihe von Hauptdaten in der allgemeinen Geſchichte der alten, mittlern und neuern Zeit beibringen, welche, von denſelben auswendig gelernt, ebenſoviele feſte Punkte in ihrem Gedächtniſſe bilden ſollen, um die ſich nachmals beim ausführlicheren Unterricht das übrige hiſtoriſche Wiſſen allmählich anſetzt, und ſo nach und nach ein ausgefülltes Ganzes bildet. Seyen das nun hundert Jahrszahlen und Daten, oder, wie bei uns, nur vier und zwanzig, die der Schüler in den erſten zwei Jahren ſeines Geſchichtsunterrichts ſich einprägen ſoll, ſo kann man freilich, wenn das wirklich geſchehen iſt, ſagen, er wiſſe jetzt Geſchichte; aber ebenſowohl kann man ſagen, er wiſſe ſie nicht. Denn wenn zum Wiſſen ein Verſtehen und innerliches Annehmen gehört, ſo kann man nicht nur, ſondern man muß vielmehr von einem zwölf- bis vierzehnjährigen Knaben, der jene Jahrszahlen gelernt und die Data ſich gemerkt hat, ſagen, er wiſſe nichts davon. Die univerſalhiſtoriſchen Begebenheiten, deren wichtigſte jene Data bilden, ſtehen ganz und gar außerhalb der Auffaſſungskraft des Knaben. Dieſes Alter kann und will Geſchichte erfaſſen, aber gerade die Art Geſchichte nicht, welche man ihm zum Anfange des Unterricht bietet. Indem man ihm aber diejenige Geſchichte anbietet und einzuprägen ſucht, für welche es keinen Sinn hat, verſäumt man nicht nur die Zeit, in welcher der Grund zur Geſchichtskenntniß überhaupt gelegt werden ſollte, ſondern man ſtumpft ſogar den für geſchichtliche Erkenntniß vorhandenen Sinn ab; denn wer in der Schule lebt, hat es vielfach geſehen, wie gefährlich es ſey, die Jugend zu der Meinung gelangen zu laſſen, daß ſie irgend ein Lehrfach abſolvirt habe, wenn es noch nicht wirklich abſolvirt iſt. Was nicht recht gelernt worden iſt, wird nachher ſchwerer gelernt, als wenn es ganz unberührt geblieben wäre. Der erſte Trieb iſt vorbei; die natürliche Trägheit verbindet ſich mit der Unluſt, die das unbewußte Mißlingen der Sache im Gemüthe zurückläßt. Und ſo mag für einen fruchtbaren Geſchichtsunterricht in dem Anfang der Jünglingsjahre kaum etwas Anderes ſo nachtheilig ſeyn, als die Meinung, daß man ja ſchon die ganze Geſchichte gehabt habe.

Jene Methode im Anfang des Geſchichtsunterrichts, woraus unſre beſtehenden Ordnungen für dieſe Sache fließen, iſt nicht gegründet auf die Beobachtung der Natur des Menſchengeiſtes, ſondern auf die falſche Vorſtellung, daß dieſer eine tabula rasa ſey, auf der man, wie auf dem Papier bei Entwerfung eines Planes oder eines Bildes zuerſt einzelne feſte Punkte für die äußerſten Umriſſe zu bezeichnen, dann von dieſen äußerſten feſten Punkten aus das Innere zu ſuchen und zu bemerken, überhaupt vom Allgemeinen zum Beſondern und zum Beſonderſten fortzuſchreiten habe. Wie noch niemand aus ſeinem eigenen Wiſſen heraus in irgend einer Disciplin ein Kompendium geſchrieben hat, der nicht eine große Maſſe von Wiſſen des Einzelnen vorher angeſammelt hätte, ſo daß er mit dem Einzelnen begann, allmählich dieſes in Kategorieen ordnete, und aus den Kategorieen zuletzt ſich ſelbſt einen wohlgeordneten Kompler bildete, der eben als Kompendium in die Erſcheinung tritt, und für des Verfaſſers Geiſt nun daſſelbe iſt, was dem Kanzelredner, wenn er die Kanzel beſteigt, der Plan ſeiner geiſtlichen Rede, ſo bleibt für jeden Menſchengeiſt und für den jugendlichen am allermeiſten der Gang jeder Erkenntniß immer derſelbe, und wird nur zu ſeinem größten Schaden auf künſtlichem Wege umgekehrt. Er will nur vom Beſonderen zum Allgemeinen, nicht vom Allgemeinen zum Beſonderen geführt werden. Iſt dieſes überhaupt wahr und eine Hauptregel für allen Unterricht, ſo iſt es beſonders wahr und wichtig für die Geſchichte. Man beginne alſo den geſchichtlichen Unterricht mit Einzelgeſchichte, nicht etwa ſo, wie man in methodologiſchen Anweiſungen für Elementarſchulen hie und da lieſ't, welche den Kindern in der Schule das beizubringen ermahnen, was ſie alltäglich um und vor ſich ſehen, den Ofen, die Stühle, die Bänke, nicht mit Erzählungen aus dem gemeinen Leben, ſondern mit wirklicher Geſchichte, ſo daß der Ernſt der Wiſſenſchaft ſich gleich anfangs in dieſem Unterrichte erkennbar mache, aber mit der ſpeciellſten Geſchichte, die in den Quellen vorhanden iſt. Dieſe findet ſich, ſoweit wir ihrer überhaupt habhaft werden können, in dem, was den bedeutendſten Perſonen begegnet iſt. Wenn wir auch in reifen Jahren uns fragen, welcher Art die Erzählung, ſey ſie nun eine wahre oder eine erdichtete, ſeyn müſſe, von der wir ſagen, ſie ziehe uns an oder intereſſire uns, ſo werden wir immer finden, daß es diejenige iſt, bei welcher wir unwillkührlich für oder wider eine oder mehrere der darin handelnden und leidenden Perſonen Partei nehmen. Dieß iſt noch viel mehr im jugendlichen Alter der Fall. Es intereſſirt ſich nur für Perſonen, nicht für allgemeine Zuſtände und allgemein wichtige Begebenheiten, oder für dieſe nur in ſofern, als ſie Perſonen betreffen, von Perſonen ausgehen. Wenn deshalb die unbezweifelte Aufgabe des erſten Geſchichtsunterrichts iſt, den in jedem Geiſte vorhandenen Geſchichtsſinn zu pflegen und ihm die gehörige wiſſenſchaftliche Richtung zn geben, ſo werden wir dieſe Pflicht in der Art am beſten erfüllen, daß wir dem Knaben — bei Mädchen iſt es ohnedieß nie anders denkbar — das Speciellſte aus der allgemeinen Geſchichte geben, das Speciellſte von den Perſonen, die in der allgemeinen Geſchichte als bedeutend auftreten; und zwar völlig unbekümmert darum, ob die ſo unterrichteten Schüler auf dieſem Wege einen ganzen Kurs der Geſchichte hören, oder nicht. Denn wenn ſie die Schule verlaſſen, bevor ſie zum nachfolgenden vierjährigen Kurs der Geſchichte übergegangen ſind, ſo nehmen ſie von einer ſolchen ſpeciellen Einleitung in die Geſchichte, bei welcher ſie einige Einzelheiten vernehmen und behalten, mehr wirklichen Nutzen für ihren Geiſt mit, als wenn ſie unſere vier und zwanzig oder auch hundert Jahrszahlen auswendig gelernt haben. Wie im übrigen Unterricht,

ſo hat auch in dieſem Zweige die Meinung von der Nothwendigkeit und Fruchtbarkeit einer encykliſchen Behandlung ein höchſt unverdientes Anſehen gewonnen. Wem es um Geiſtesbildung zu thun iſt, der kann nur wünſchen, daß durch richtigere Anſichten über das Weſen und den Gang und den Umfang des Lernens auf jeder Stufe des Menſchenalters, worüber namentlich obere Schulbehörden oft ganz im Dunkeln ſind, ſolche den Schulen verderbliche Meinungen bald möglichſt in ihrer Unhaltbarkeit erkannt und beſeitigt werden mögen. Ich meine nicht eben, daß die ganze Geſchichte in Biographieen ſollte gegeben werden, was mir an ſich nicht ausführbar erſcheint; ſondern, um es durch ein Beiſpiel anſchaulicher zu machen, die Auffaſſung des geſchichtlichen Stoffes, wie wir ſie in der heiligen Schrift alten Teſtaments, z. B. in den Büchern Samuelis vorfinden, ſcheint mir gerade diejenige zu ſeyn, der unſere Knaben zu dem Zwecke am meiſten bedürfen, dem zu Liebe ſie in der Geſchichte unterrichtet werden. Iſt dann durch einen ſolchen zweijährigen Unterricht der Grund in der Art gelegt, daß der Knabe Geſchichte gerne lernt, Begebenheiten im Zuſammenhange betrachtet, und das Wichtige, den Kern der Sachen, erfaſſt, ſo kann auf die perſönliche Geſchichte, wenn ich ſie ſo nennen darf, die politiſche unbedenklich folgen, wenn ich gleich glaube, daß ein ſpäterer Anfang derſelben naturgemäßer wäre. Aber wir haben vieles im Unterricht, was nicht von der Natur, ſondern von der Armuth und der Sorge fürs Brod ausgeht, ſo daß man das Naturgemäße nur in der Annäherung, nie ganz in der Wirklichkeit in Schulen einführen kann. Ein fähiger Schüler übrigens, der zwei Jahre lang mit dem Perſönlichen in der Geſchichte auf eine zweckmäßige Weiſe beſchäftigt worden iſt, wird von da an auch die politiſche Geſchichte richtiger auffaſſen, als er dies nach unſerer gegenwärtigen Einrichtung des erſten Geſchichtsunterrichts vermag. Er wird Sinn für die pragmatiſche Auffaſſung der Geſchichte bekommen. Und wenn, wie man mit Recht ſagt, die Geſchichte eine Lehrerin der Moral ſeyn ſoll, ſo wird ſie es nur für diejenigen ſeyn, welche in das Innere und Innerſte der Geſchichte einzugehen angeleitet worden ſind. Denn was iſt für die meiſten Menſchen, und für Knaben und Jünglinge insbeſondere, an dem Allgemeinen der Geſchichte für Leben und Geſinnung zu lernen?

Daß es vorzugsweiſe die alte Geſchichte ſey, in welche man den Knaben zum Anfang einführen, deren Speciellſtes er zuerſt kennen lernen ſollte, glaube ich nicht erſt ausführlich darlegen zu müſſen. Sie iſt gerade vor den beiden andern Hauptperioden am meiſten dazu geeignet, und hat auch verhältnißmäßig die meiſten Schriftſteller, die den vorhandenen Stoff ſchon in der Geſtalt bieten, welche für die Jugend die anziehendſte und angemeſſenſte iſt. Herodot, Plutarch, Livius, Tacitus geben ſpecielle Geſchichte. Wiewohl ich nicht der Meinung bin, daß man wohl thun würde, Ueberſetzungen von Stücken ſolcher Schriftſteller zum Anfang des Geſchichtsunterrichts zu geben. Der vorhandene Stoff wird vielmehr ſelbſtſtändig verarbeitet werden müſſen. —

Nach einigen Bemerkungen des Direktors Dr. Ranke von Göttingen, daß dasjenige, was Rektor Roth in ſeinem Vortrage als wünſchenswerth bezeichnet habe, in mehreren deutſchen Staaten, z. B. in Preußen und Hannover großentheils ſchon ausgeführt ſey, tritt Privatdocent Dr. Hofmann von Erlangen auf mit einem Vortrag über die bei Verabfaſſung eines hiſtoriſchen Lehrbuchs für die proteſtantiſchen Gymnaſien Bayerns zu befolgenden Grundſätze.

Der Redner leitet ſeinen von ihm ſelbſt redigirten Vortrag damit ein, daß er die Veran-

laſſung zu demſelben angibt. Als bei Einführung allgemeiner Lehrbücher für die Gymnaſien Bayerns nach einem auf proteſtantiſchen Gymnaſien brauchbaren Lehrbuche der Geſchichte Umfrage gehalten wurde, welches dem gegenwärtigen Stande hiſtoriſcher Wiſſenſchaft angemeſſen, geſchickt für den Unterricht, und wenigſtens nicht unter dem Einfluſſe von Anſichten abgefaſſt wäre, die den Grundwahrheiten chriſtlicher Religion und evangeliſcher Kirche zuwiderliefen, wurde der Redner von Männern, deren Rath zu befolgen er allezeit geneigt und berechtigt iſt, bei dem anerkannten Mangel an einem Buche, welches jener dreifachen Bedingniß entſpräche, aufgefordert, die Abfaſſung eines ſolchen zu verſuchen. Nachdem er den Muth gehabt, jenes Bedürfniß befriedigen zu wollen, hat er auch den Muth gewonnen, die Art und Weiſe, wie er es befriedigen zu können, wie er es befriedigen zu müſſen glaubt, der Verſammlung zur Prüfung darzulegen, indem er hofft, ſein Vortrag werde jedenfalls dienen, die Erwägung vorläufiger Gedanken über das Geſetz zu veranlaſſen, nach welchem ein ſolches Lehrbuch verabfaſſt werden müßte. Es iſt demnach zu handeln:

Von den Erforderniſſen eines Lehrbuchs der Geſchichte für Gymnaſien, und namentlich für proteſtantiſche Gymnaſien.

Von Gymnaſien iſt die Rede, nicht von Unterrichtsanſtalten, welche den claſſiſchen Studien fremd ſind; auch nicht von lateiniſchen Schulen, oder was anderwärts dieſen entſpricht, nicht von vorbereitendem Unterricht, in Bezug auf welchen der Redner ſich mit dem Vortrage Rektor Roth's einverſtanden erklärt, ſondern von höheren Claſſen, vom Unterrichte in allgemeiner Geſchichte, in welchem von den Perſönlichkeiten der Weltgeſchichte fortgegangen wird zu dem einfachen Zuſammenhange der Sachen und Begebniſſe.

Der Redner fragt zuerſt nach den Erforderniſſen eines ſolchen Lehrbuchs für Gymnaſien überhaupt, in Bezug auf Stoff, Form und Geſinnung.

I. Was den Stoff betrifft, ſo handelt es ſich:

1) Um das Verhältniß des geſchichtlichen Stoffs zu dem, welcher etwa aus andern Wiſſenſchaften beigebracht werden möchte. Beſonders iſt man verſucht, Geographiſches hereinzuziehen. Aber Alles, was etwa der Geographie als einer beſondern Wiſſenſchaft angehört, muß aus geſchichtlichen Lehrbüchern ausgeſchloſſen werden; unentbehrlich und alſo zuläſſig iſt nur, was Bedingniß hiſtoriſcher, welthiſtoriſcher Begebniſſe war.

2) Um das Verhältniß des Stoffs eines ſolchen Lehrbuchs zum Ganzen des hiſtoriſchen Stoffs. Weil es ein Lehrbuch iſt, ſo enthält es alles Nöthige, nicht für den Lehrer, ſondern für den Schüler. Nöthig aber iſt nur das, was von jedem Schüler, welcher die Univerſität bezieht, mag er nun beſondere Neigung und Anlage zur Erwerbung hiſtoriſcher Kenntniſſe haben oder nicht, mit Billigkeit verlangt werden kann. Wiſſen muß jeder Abiturient alles das, ohne was er einen wiſſenſchaftlichen Vortrag über allgemeine Geſchichte, wie er ſich für die Univerſität geziemt, nicht verſtehen kann. Alles dies alſo muß das Lehrbuch enthalten, aber nichts mehr, damit der Lehrer die Kenntniß alles deſſen, was es enthält, mit aller Entſchiedenheit und Beſtimmtheit fordern könne.

3) Um das Verhältniß einzelner Seiten des hiſtoriſchen Stoffs zu andern. Politiſche Geſchichte, Bildungsgeſchichte, Religionsgeſchichte müſſen in dem Maaße berückſichtigt ſeyn, wie in der Weltentwickelung ſelbſt politiſche Bewegungen, Begebniſſe der Bildung, Veränderungen im Religions-

zuſtande ſich zu einander verhalten. Es ſteht dem Lehrer nicht zu, an dieſem von Gott geordneten Verhältniſſe etwas für den Unterricht zu ändern.

4) Um das Verhältniß einzelner Zeiten zu einander. Hier muß man ſich nicht nur hüten, was uns der Zeit nach näher, für um ſo viel wichtiger zu achten, ſondern es muß vielmehr die Geſchichte der vorchriſtlichen Zeit vorzugsweiſe behandelt werden. Denn es liegt der Schule daran, einen Charakter zu bilden. Ein Charakter aber wird nur, wo Selbſtſtändigkeit möglich iſt. Die Möglichkeit ſelbſtſtändiger geiſtiger Thätigkeit iſt dem Schüler durch die Beſchäftigung mit claſſiſchen Studien weit mehr in der alten Geſchichte eröffnet, als in der neuen. Darum darf ſich der Lehrer durch den etwaigen Reichthum der neuen Geſchichte an anziehendem Stoffe nicht verleiten laſſen, es ſich auf Koſten des Schülers leicht zu machen.

5) Um das Verhältniß einzelner Völker zu einander.

Da es das Lehrbuch nicht mit Völkergeſchichte zu thun hat, ſondern mit Geſchichte des Menſchengeſchlechts, ſo iſt das Einzelne aus jener, namentlich die Geſchichte von Völkeranfängen, nur ſoweit aufzunehmen, als es für dieſe von Wichtigkeit iſt. Hiernach gehört Chineſiſches wenigſtens in die alte Geſchichte gar nicht, Indiſches viel weniger, als man jetzt aufzunehmen liebt. Dagegen iſt die israelitiſche Geſchichte ſo wichtig, wie die aller morgenländiſchen Völker zuſammen. Denn Israel ſteht als der Markſtein mitten zwiſchen den Wegen der Völker, als der einſame, verlaſſene Fels, deſſen Spitze zuerſt von der aufgehenden Sonne der Gerechtigkeit beſchienen wird.

6) Anfang und Ende.

Schließen darf man das Lehrbuch nicht mit der Geſchichte ſeit der franzöſiſchen Revolution, ſondern mit dem Eintreten dieſer ſelbſt. Schon um einer doppelten Verſuchung aus dem Wege zu gehen, daß man entweder mehr lobe, als das Gewiſſen erlaubt, oder Mißtrauen gegen die Obrigkeit in junge Gemüther ſäe, muß man einer Geſchichte dieſer neueſten Zeiten ſich enthalten. Sodann iſt die Fähigkeit für das Verſtändniß dieſer Geſchichten nicht in dem Maaße vorhanden, wie bei früheren Zeiten. Papſtthum und Kaiſerthum, evangeliſch und katholiſch, Univerſalmonarchie und Gleichgewicht der Staaten ſind Gegenſätze, welche dem Schüler des Gymnaſiums begreiflich und anſchaulich gemacht werden können; aber nicht ſo verhält ſich's mit Conſtitutionell und Nichtconſtitutionell. Vielleicht, daß nach einiger Zeit auch hiefür das Verſtändniß auf Schulen möglich ſeyn wird, wenn die Criſis in Bildung und Erziehung, in welcher wir leben, zugleich mit der Entwickelung der Gegenſätze, in welchen unſere Zeit ſich bewegt, zu einem Abſchluſſe gekommen iſt. Uebrigens lernt jeder Knabe und Jüngling von ſelbſt aus Wißbegierde oder Neugierde das Wiſſensnöthigſte aus dieſen Zeiten auch ohne Lehrer, vor Allem die Geſchichte der Befreiung Deutſchlands von franzöſiſcher Herrſchaft; und ſollte der Lehrer dieſes Nöthigſte und für den Schüler Wichtigſte vortragen zu müſſen glauben, ſo bedarf er dazu, weil es kein zuſammenhängender Unterricht iſt, auch keines Lehrbuchs.

Der Anfang des Lehrbuchs ſcheint ſich leicht zu ergeben: man geht zurück, ſo weit die älteſten Nachrichten reichen. Aber die älteſten Nachrichten ſind und bleiben die altteſtamentlichen, und dieſe führen nicht blos bis zu den Anfängen der Staaten, womit man die hiſtoriſchen Lehrbücher zu beginnen pflegt, ſondern bis zu dem Anfange des Menſchengeſchlechts. Auch iſt es unthunlich, mit Staaten anzufangen; denn die Völker ſind früher als die Staaten. Man fragt

billig, wie ſind dieſe und jene geworden. Oder ſoll man ſich ein beliebiges Schema erfinden, bei dem man von den Zeitfolge abſieht? Dann kommt man in Gefahr, etwa bei einem Zendvolke der Arier anzufangen, das wahrſcheinlich nie exiſtirt hat. Es giebt keinen Anfang für die Geſchichte des Menſchengeſchlechts, als deſſen Anfang ſelbſt, von dem freilich nur in der altteſtamentlichen Erzählung etwas zu erfahren iſt. Wer dieſer glaubt, befindet ſich nicht mehr in Ungewißheit über den Anfang ſeines Unterrichts, darum aber doch in nicht geringen Schwierigkeiten. Es iſt viel leichter, von den dunkeln Zeiten grauer Vorwelt Redensarten zu machen, als den Reichthum an Entwickelungsſtufen, welcher in der wortkargen Erzählung der Geneſis gegeben iſt, aus ihr herauszuheben und darzulegen, ohne doch die Einfachheit jener älteſten Vorgänge durch Fremdartiges zu entſtellen.

II. Was die Form betrifft, ſo handelt es ſich um Vertheilung des Stoffs und um die Sprache der Erzählung.

1) Die Vertheilung des Stoffs ſollte nicht nach Perioden geſchehen. Man hat weite und engere Perioden. Jene ſind: alte, mittlere und neue Geſchichte. Aber was iſt im Jahre 476, mit welchem man die alte Geſchichte abzuſchließen pflegt, ſo Hochwichtiges geſchehen? Der weſtrömiſche Kaiſer Romulus wurde abgeſetzt. Dies war ſchon vielen Kaiſern vor ihm widerfahren, und es war, wie zufällig, daß er der letzte im weſtrömiſchen Reiche blieb, dem es widerfuhr, indem 480 Odoaker ſich König von Italien nannte. Auch iſt ja Italien noch einmal römiſch geworden, als Juſtinianus es eroberte. Das übrige weſtrömiſche Reich aber war bereits von germaniſchen Völkern beſetzt. Umgekehrt hatten im Jahre 476 noch nicht alle germaniſchen Völker ihre römiſchen Wohnſitze eingenommen; nicht alle, welche ſich bereits niedergelaſſen hatten, waren bleibend eingerichtet. Das Chriſtenthum war entweder ſchon unter ihnen verbreitet, oder ſollte ihnen erſt ſpäter verkündigt werden; im römiſchen Reiche herrſchte es längſt. So hatte alſo jenes Jahr weder für das Eintreten des Chriſtenthums in die Welt noch für das Eintreten der germaniſchen Völker in die römiſche Welt eine erhebliche Bedeutung. Wohl aber weiſen uns dieſe beiden großen Ereigniſſe in eine und dieſelbe Zeit zurück, in diejenige nämlich, als Chriſtus geboren und der Ausbreitung des römiſchen Reichs in Deutſchland eine Schranke geſetzt wurde. Damals war das Gemeinweſen der Stadt Rom ein Reich geworden und dieſes in einer Perſon, der des Kaiſers concentrirt. Mit den Formen der Verwaltung dieſes Reichs, welche von Conſtantin ihre ſchlüßliche Vollendung erhielten, war der Grund und Anfang moderner Zuſtände gegeben. Oder wäre etwa die Geburt Jeſu zunächſt zu unbedeutend geweſen, um alle Weltgeſchichte in zwei Hälften zu zertheilen? Wer die Geſchichte des Chriſtenthums erſt bei Conſtantinus oder gar erſt bei den Karolingern einſchiebt, zerſtört die Eigenthümlichkeit jenes Ereigniſſes, des Eintritts des Chriſtenthums in die Welt. Denn dieſe Eigenthümlichkeit beſteht eben darin, daß zu derſelben Zeit, als die ganze gebildete Welt in ein Reich geſammelt, und dieſes in eine Perſon concentrirt war, der Heiland dieſer und aller Welt, welcher mehr war, als Auguſtus und Marcellus, in die Krippe zu Bethlehem gelegt wurde.

Wer aber zugeſteht, daß alte und neue Welt bei Chriſti Geburt ſich ſcheiden, der wird dieſem Ereigniſſe weder die deutſche Kirchenreformation, noch die Entdeckung von Amerika alſo gleichſetzen wollen, daß er noch eine mittlere und eine neue Geſchichte unterſchiede. Es gibt alſo nur vorchriſtliche und nachchriſtliche Geſchichte.

Innerhalb der vorchriſtlichen kleinere, engere Perioden zu machen, iſt neuerdings abgekommen. Man hat eingeſehen, daß dort der Fortſchritt von Volk zu Volk geſchieht, von Aegyptern zu Aſſyrern, von Aſſyrern zu Chaldäern, von Chaldäern zu Medern und Perſern, von da zu Griechen und weiter zu den Römern. Möglicher ſind engere Perioden in der nachchriſtlichen Zeit, weil hier in der Völkergemeinſchaft der Fortſchritt allerdings zeitenweiſe geſchieht. Wenn man dann nur nicht wieder in jeder ſolchen Periode nach Ländern und Völkern ſpaltet, und ſo ein und daſſelbe Begebniß ſechs oder achtmal erzählt und erwähnt. Indeß bleibt auch ſo immer die Verführung, den Zuſammenhang der Sachen über dem Synchronismus aufzugeben. Und unlebendig bleiben ſolche oft nur in Zahlen dargeſtellte Abſchnitte immerhin. Beſſer daher, man ſtellt in Gruppen zuſammen, als daß man in Perioden zertheilt. Vorwalte in der Erzählung das vorwaltende Begebniß; alles Uebrige nach Maaßgabe ſeiner Bedeutung ordne ſich demſelben unter. So gleicht dann die Erzählung dem Fortgange der Weltgeſchichte. Für das Gedächtniß des Schülers iſt ſolche Gruppirung bequemer, weil ſie für die Phantaſie auch etwas iſt; vor Allem aber iſt ſie richtiger für den Verſtand. Die größeren Gruppen zerfielen dann wieder in ihre kleineren Theile und einzelnen Seiten. Unter den allgemeineren Ueberſchriften, wie z. B. deutſche Kirchenreformation, ſtünden engere Paragraphen mit beſonderen Ueberſchriften, wie z. B. 1) Luther; 2) Karl V. und Luther; 3) Karl V. und Franz I.

Aus dieſer Art, den Stoff zu ordnen und zu vertheilen, ergibt ſich

2) für die Form der Erzählung ſchon auch die Forderung, daß ſie fortlaufend ſey, ohne Sprünge, ſo wie die Dinge ſich verlaufen haben, ohne irgendwo ſtille zu ſtehen oder abzureißen. Ferner erzähle man concret in Faktis, nicht in Redensarten, welche Gedächtniß, Einbildungskraft, Urtheil, Geſchmack, und, was das Schlimmſte iſt, die Geſinnung verderben. Kürze gebietet ſich von ſelbſt; ſie darf aber nie formlos werden. Nie werfe man einzelne Wörter hin außer Zuſammenhang, deren Bedeutung etwa der Lehrer erklären ſolle. Auch Anmerkungen taugen nicht. Ein rein fortlaufender Text ſey es. Solche Ordnung in der Form iſt ſo wenig gleichgültig, als Ordnung im Lehrzimmer oder Reinlichkeit des Anzugs.

III. Was den Sinn betrifft, in welchem ein ſolches Lehrbuch abzufaſſen iſt, ſo iſt nichts natürlicher, aber auch nichts ſeltner, als daß man bedenke, man habe es mit Gottes Gedanken und Thaten, mit der Geſchichte des zur Seligkeit beſtimmten Menſchengeſchlechts zu thun, und nicht mit den Bewegungen eines Marionettenſpiels, deſſen Figuren, wenn es vorbei iſt, zuſammengeworfen werden, bis die Stunde des Spiels wieder da iſt.

Doch daß ein Lehrbuch überhaupt in chriſtlichem Sinne geſchrieben werde, hierwider wird nicht leicht jemand etwas einzuwenden haben; deſto mehr Anſtoß möchte aber bei Vielen die andere Forderung finden, welche den zweiten Theil dieſes Vortrages ausmachen ſoll, daß für proteſtantiſche Gymnaſien in proteſtantiſchem Sinne ein geſchichtliches Lehrbuch geſchrieben werde. Der Inhalt dieſer Forderung wird ſich zugleich mit ihrer Rechtfertigung darlegen laſſen.

Je mehr ein Lehrbuch der Weltgeſchichte nicht blos eine Sammlung von Haupt- und Staatsaktionen iſt, ſondern die weſentlichen Züge der werdenden Geſtalt der Menſchheit heraustreten läßt, deſto mehr wird die Betrachtungsweiſe nach Confeſſionen eine verſchiedene. Wie verſchieden geſtaltet ſich dem Katholiken und dem Evangeliſchen die Geſchichte der chriſtlichen Kirche! Da jener in der Gemeinſchaft der Biſchöffe, dieſer in der Gemeinſchaft von Wort und

Sakrament ihre wesentliche Bedingniß sieht. Dem Katholiken ist die deutsche Kirchenreformation der Anfang alles systematischen Revolutionirens, während der Evangelische in der Grundlehre seiner Kirche von der Rechtfertigung den Grundton erkennt, welcher durch alle Wahrheit des seitherigen Lebens der Menschheit hindurchklingt. Noch vor Kurzem war es möglich, ein geschichtliches Lehrbuch für Gymnasien überhaupt ohne Unterschied der Confession zu schreiben. Keine der Confessionen reclamirte ihre Eigenthümlichkeit, da sie bei ihr selbst in Vergessenheit gerathen war. Dies ist sehr anders geworden, ohne daß man gleich an Dragonaden und Religionskriege zu denken braucht, wenn ein ernstlich Wort von beiden Seiten geredet wird. Mögen also beide Confessionen wieder vor ihren Spiegel treten und ihre Gestalt beschauen. Ob dann eine von ihnen nicht blos sich selbst erschaut, sondern auch in das vollkommene Gesetz der Freiheit hindurchschaut?

Soll aber nicht der Geschichtschreiber über dem confessionellen Unterschiede stehen, eben um den Confessionen ihren Spiegel vorhalten zu können? Gewiß, das soll er. Nur nicht so, daß ihm beide gleichgültig sind; nur nicht so, als wäre die Wahrheit überall und nirgend, schwebend wie eine in mancherlei Farben schillernde Wasserblase, welche zerplatzt, wenn man sie anrührt. Der Geschichtschreiber muß also über den Confessionen stehen, daß er die Zukunft der Kirche kennt, und nach ihr jene misst und beurtheilt. Je näher dieser Zukunft, desto wahrer. Stehe auf, so lautet der Zuruf an den Geschichtschreiber, und miß den Tempel Gottes und den Altar, und die darinnen anbeten; aber den äußern Vorhof des Tempels wirf hinaus und miß ihn nicht; denn er ist den Heiden gegeben.

Oder sollte von solcher confessionell verschiedenen Darstellung der Geschichte zu fürchten seyn, daß sie Feindschaft und Haß in junge Gemüther bringe? Gewiß nicht. Nur der Friede ist sicher, welchen zwei Völker schließen, die ihre eigenen Kräfte, und eines die des andern kennen. —

Nach Beendigung dieses Vortrages bezeigte der Präsident seine Freude darüber, daß die königl. bayerschen Verordnungen über den Geschichtsunterricht selbst die Grundsätze empföhlen, welche Dr. Hofmann hinsichtlich der Verabfassung von Geschichtslehrbüchern nach confessionellen Principien geäußert hätte. Hierauf entwickelte Dr. Gambihler aus Nürnberg, der beschränkten Zeit wegen kürzlich vom Platz aus, wie es möglich wäre, die Methoden von Jacotot und Hamilton durch ihre Vereinigung mit der herkömmlichen für den Gymnasialunterricht fruchtbar zu machen. Weil die Umstände keine weiteren Erörterungen hierüber gestatteten und die Stunde, welche den Versammelten Trennung gebot, gekommen war, so sprach Prof. Nägelsbach von Nürnberg zum Abschied folgende Worte:

Ergo posteaquam praeside ac moderatore viro magno, cui quantum nostrae literae quum universae tum in Bavaria potissimum debeant, sciunt quae sunt in Europa gentes humanitate politae, strenue navantibus operam tot viris egregiis, quorum elegantiam atque eruditionem admirati sumus, favente denique ac liberaliter adjuvante civitate nostra, quod petebamus effectum felicissimeque peractum et prope ventum est ad valedicendi necessitatem, vix mihi fas esse videtur dimitti consessum hunc philologorum amplissimum non appellatum ea lingua, quae nobis praecipua quodammodo praeter alios est, quum praesertim habeam, quod cum rebus commodisque nostris arctissime conjunctum veluti domestico ac familiari sermone transigendum putem.

Scitis, viri eruditissimi atque humanissimi, nostram philologorum rempublicam gravibus ab initio vehementibusque dissensionibus perturbatam, vel, si mavultis, commotam exercitamque fuisse. Atque quantum ea res utilitatis attulerit literis nostris, neque ego diffiteor et vos omnium minime ignoratis. Verum enimvero acerba memoria est exortae *Reiskium* inter atque *Ernestium* simultatis, acerbior etiam *Wolfii Vossii*que primum collatis viribus *Heynianas* laudes atterentium, deinde inter semet ipsos infaustis odiis dissidentium. *Creuzeri*, senis venerabilis, qui nunc tandem post exhaustos ingentes pro literis labores senectutis placida quiete literatoque otio fruitur, quam aerumnosam olim vitam reddiderunt capitales inimicitiae, quas ne provecta quidem aetate aut temporis spatio mitigatus exercebat magnus civis ejus, quem, ut Livius de Camillo prodidit memoriae, civiles jam res haud magnopere obeuntem bella excitabant. Hujusmodi controversias, ita motas, ita agitatas, quae non tantum prosunt literis, quibus ab humanitate factum nomen est, quantum illa ipsa deformanda humanitatis gratia nocent, multi fuerunt omni tempore, qui ex rerum literarumque nostrarum monumentis, si fieri posset, sublatas cuperent. Nimirum nos, qui horum aetati successimus, quanti fuerint illi viri, qui paene factum est ut alter alterum ulla dignum esse laude negarent, ipsis melius accuratiusque tempore edocti perspicimus, atque, quos vivos summae distraxerunt inimicitiae, eos mortuos in utrosque perinde grati exaequatione quadam venerationis conjungimus. Hoc enim aetas nostra, quum multis malis laboret, habere videtur boni, quod justior didicit esse in eos, quos mors a nimio vel odio vel favore vindicavit, defunctorumque tam laudes quam vitia aequiore perpendit judicio. Qualis enim quisque quo tempore fuerit, ex eo demum nunc cum maxime aut laudis aut vituperationis momenta pendent. Atque pulchri nobis exempli prodidit imitationem is, qui inprimis acer in adversarios fuisse dicitur, Wolfius, qui, ubi Heynium obisse supremum diem accepit, lugentium in morem vestitum mutavit. Quod ab inclyto viro propositum exemplum aequitatis aestimationisque rectissimae ita profecto comparatum est, ut juniores inprimis, qui discordantes inter se viros primarios debemus aequali cultu prosequi, moneamur gravissime, caritatem ac verecundiam, quam mortuis scimus ne ab inimicissimis quidem denegari, praestandam utique vivis esse, dum perfrui possint amore nostro atque ex admirantium suspicientiumque se discipulorum observantia aliquem certe capere fructum ingentis laboris, quem ipsi nostra causa, nostris ut commodis inservirent, cum admirabili rerum nostrarum incremento susceperunt. Caveamus itaque a partium studio, neque ita demum sectam principis alicujus viri gnaviter et vere sequi nobis videamur, si, quos ille minus probet, nos oderimus, quos ille errasse dixit, nos desipere vociferemur, quem ille severe, si forte, castigandum sibi putavit, nos despiciamus. Imo quae nunc inter principes viros exercentur irae, eae ut primo quoque tempore defervescant, consentientibus in bona vota animis exoptemus. Nam ut magnificum et praeclarum spectaculum est de veritate inter se non intermissa caritate depugnantium, ita simultates quantumvis magno cum literarum emolumento parum amice rixantium obscurant voluptatem ex magnarum virium contentione spectantibus nascentem. Contra nihil respublica nostra mea quidem sententia videre pulchrius potest, quam ita congredientes

disciplinae nostrae statores aliquos et vindices, ut ultro nobis in mentem veniat Homericum illud:

ἦ μὲν ἐμαρνάσθην ἔριδος πέρι θυμοβόροιο,
ἠδ' αὖτ' ἐν φιλότητι διέτμαγεν ἀρθμήσαντε.

Faxit Deus, qui philologis quoque dictum voluit illud Apostoli de praestantia caritatis omni linguarum facultate excellentioris, ut haec nostra, quam Thierschii mitis sapientia congregavit, societas ad subeundas placatioribus animis contentiones ne sit inutilis, neve eo fructu careat, quem humanissimi conditores sibi proposuerunt. Vobis autem viri eruditissimi, quorum humanitatem atque animos ab omni fastu supercilioque alienissimos jucundissima horum dierum consuetudine egregie perspeximus, gratias agimus quantas possumus maximas, quod tanta frequentia conventus nostros celebrare voluistis. Atque utinam rata fuisset, quae certissima videbatur affulsisse spes, futurum, ut duumviros illos, quos olim favens Bavaris rebus fortuna et amicitia conjunxerat Monachii, hic quoque ambos iterum una praesentes venerari liceret, *Fridericum Niethammerum*, ad quem quidquid boni patriis in scholis post gravissimas creberrimarum commutationum vicissitudines integrum in suo statu permansit, aliud alio nomine referendum est auctorem, qui Thierschium in patriam nostram vocavit, qui eos viros, quibus nostra tertia aetas usa praeceptoribus est, aut ipsos erudiendos curavit, aut in suo quemque munere collocavit, ut Bavaros nos juniores disciplinae suae habeat quasi nepotes, qui sacrarum et profanarum literarum, qui humanitatis universae annos amplius triginta commendator ac vindex acerrimus exstitit; — deinde vestrum, eruditissimi Gothani, vestrum autem, imo totius Germaniae decus, *Jacobsium*, cui raro sane exemplo contigit, ut omnes aetates institutione atque disciplina sua complecteretur, et sicuti pueris atque adolescentulis ita viris ad graece discendum atque omnem elegantiam dux et signifer esset. Qua tantorum virorum spe quoniam invidia quadam fortunae, id quod unum accidit conventui nostro parum commode, destituti sumus, tanto magis triumphamus gaudio, quod vestra praesentium opera virtuteque effectum est, ut omnia nobis cederent prosperrime, ita ut de societatis nostrae incrementis laetissima quaeque sperantes discedamus. Itaque valete, viri, claritudine, doctrina, meritis insignes, et haud ingratam horum dierum memoriam ad suos quisque lares sospites incolumesque perferte, inprimis tu, *Schmidi*, qui non contentus in remotissimis terrarum oris barbaris nationibus laetum divinitus datae salutis nuncium attulisse, primus mortalium Gangis accolas latine docuisti, primus latinam Grammaticam tamulice conscripsisti, *valete*, inquam, atque commodis usibusque disciplinae nostrae, quam barbari homines oderunt, boni cordatique viri tamquam universae scientiae atque humanitatis originem ac nutricem amplectuntur, quin strenue sicut facitis operam detis, nullis unquam aut hominum aut temporum injuriis defatigemini.

Nunmehr beſchloß der Präſident dieſe letzte Sitzung mit der Anzeige etlicher Geſchenke *),

*) Beſondere Erwähnung verdient Dr. Schmid's der in Nürnberg zuſammengetretenen Philologenverſammlung gewidmete Abhandlung über Sprachen- und Völkerverwandtſchaft (Halle, in der Buchhandlung des Waiſenhauſes); ferner eine tamuliſch geſchriebene, nur in drei Exemplaren nach Deutſch-

welche der Verſammlung zugekommen waren, und mit guten Wünſchen für das fernere Gedeihen des unter glücklichen Auſpicien gegründeten und ins Leben getretenen Vereins, ſo wie mit wiederholter Bezeigung ſeiner Hochachtung für den Geiſt der Stadt Nürnberg, welche, wie für die techniſche und gewerbliche Bildung, ſo für den claſſiſchen Unterricht ein ſo reges und thätiges Intereſſe bewähre und dem Verein eine ſo wohlwollende Geſinnung bethätigt habe. Nächſtdem trat noch Direktor Dr. Ranke von Göttingen auf, um dem Vorſitzenden für die eben ſo humane als energiſche und geiſtreiche Leitung der geſchloſſenen Sitzungen im Namen der Verſammlung zu danken, ein Dank, welchen die Mitglieder des Vereines durch ein dreimaliges Lebehoch freudig bekräftigten. Zum Schluſſe ergriff endlich der erſte Bürgermeiſter Binder das Wort, um von der Bühne aus in herzlichen Worten der Verſammlung im Namen der Stadt zu danken, daß gerade ſie vor allen zum erſten Sitz einer Vereinigung gewählt worden ſey, welche für Wiſſenſchaft und Erziehung, für die heiligſten Intereſſen, die jedem Staatsbürger und Familienvater vorzüglich am Herzen liegen müßten, ſchon im Beginne Schönes geleiſtet habe und für die Zukunft noch Größeres verheiße. Nach dieſen herzlichen, von den Anweſenden lebendig empfundenen und gewürdigten Abſchiedsworten ging die Verſammlung nicht ohne die freudigſten Hoffnungen für das im nächſten Jahre zu erneuernde Zuſammenwirken und mit dem Bewußtſeyn vielfach erhaltener Anregung zu lebendiger Thätigkeit in Wiſſenſchaft und Amt auseinander.

Verzeichniſs der Mitglieder

der

erſten Verſammlung deutſcher Philologen und Schulmänner in Nürnberg vom 29. September bis 3. October 1838.

(Nach Ordnung ihrer Einzeichnung in das Album.)

1. Dr. Friedrich Thierſch, K. B. Hofrath und Profeſſor von München.
2. Dr. C. L. Roth, Gymnaſial-Rektor von Nürnberg.
3. C. Fr. Nägelsbach, Gymnaſial-Profeſſor von Nürnberg.
4. Bernhard Schmid, Doctor der Theologie und Miſſionar von Jena.
5. Dr. Hoffer, K. K. Profeſſor, Lehrer der Söhne Sr. Kaiſerl. Hoheit des durchl. Herrn Erzherzogs Franz Karl, von Wien.
6. Geh. Hofrath Dr. Nüßlin, von Mannheim.
7. Lochner, Subrektor in Nürnberg.

---

land gekommene Schrift deſſelben: Lehrer-Belehrung, welche der Verfaſſer, wie er ſchreibt, "als einen Beweis der Dankbarkeit für die freundliche Aufnahme, die er nebſt allen andern Fremden gefunden," der Nürnberger Stadtbibliothek verehrt hat.

8. L. Spengel, Dr. und Profeſſor aus München.
9. Dr. Gutenäcker, Prof. von Männerſtadt.
10. Dr. Schnitzer, Prof. am Gymnaſium in Heilbronn a. N.
11. Dr. Landfermann, Gymnaſ.-Direktor in Duisburg a. R.
12. Hennes, Gymnaſiallehrer in Köln a. N.
13. Conrektor Dr. Sauppe in Torgau.
14. Hirſchmann, Subrektor in Nördlingen.
15. Kreisſchulinſpektor Rektor Bucher in Ellwangen.
16. Profeſſor Braun, von Ellwangen.
17. Profeſſor Schall von Stuttgart.
18. W. Bäumlein, Profeſſor am Gymnaſium in Heilbronn.
19. Jul. Fr. Wurm, Pfarrer in Waldenbuch.
20. G. A. Hauff, Profeſſor in Schönthal.
21. Dr. Cron, Studienlehrer in Erlangen.
22. Dr. Wilh. Mögelin, Vorbereitungslehrer in Ansbach.
23. Dr. J. G. Hofmann, Repetent und Lehrer am Gymnaſium in Erlangen.
24. Dr. Bayer von Erlangen.
25. Dr. Krafft, Lehrer der hebr. Sprache am Gymnaſium in Ansbach.
26. Dr. Wöckel, Profeſſor in Nürnberg.
27. Dr. Gambihler in Nürnberg.
28. Dr. Weber, Profeſſor in Weimar.
29. Dr. Ernſt Lieberkühn in Weimar.
30. Dr. Wilh. Rein, Profeſſor in Eiſenach.
31. Dr. Karl Wilh. Müller, Profeſſor an der Univerſität und dem Gymnaſium in Bern.
32. Joh. Bernh. Hoffmann, Aſſiſtent am Gymnaſium zu Ansbach.
33. Georg Thomas in Leipzig.
34. Dr. Roſt, Profeſſor in Gotha.
35. Dr. Ukert, Profeſſor von Gotha.
36. Dr. E. F. Wüſtemann, Profeſſor von Gotha.
37. Dr. Jacobi, Seminar-Inſpektor von Altdorf.
38. Dr. Mönnich, Rektor der Handelsſchule in Nürnberg.
39. Dr. Lechner, Rektor des Gymnaſiums in Hof.
40. Dr. Fabri, Profeſſor am Gymnaſium zu Nürnberg.
41. Dr. Benſen, Progymnaſiallehrer von Rothenburg.
42. Dr. F. W. Barthold, Prof. ord. histor. der Univerſität Greifswald.
43. Dr. Heerwagen, Gymnaſial-Aſſiſtent von Bayreuth.
44. G. J. Ph. Stahl, Subrektor und Progymnaſiallehrer in Oettingen.
45. Conſtantin Zezos (aus Patras) in München.
46. Dr. Chriſtian Laſſen aus Bonn.
47. Dr. Ludwig Döderlein, Profeſſor aus Erlangen.
48. Dr. Joh. Chriſtoph Held, Rektor des Gymnaſiums zu Bayreuth.

49. Dr. Joh. P. Endler, Studienlehrer in Nürnberg.
50. Dr. Hopf, Subrektor in Schwabach.
51. J. Meyer, Studienlehrer in Nürnberg.
52. Carl Biſſinger, Lehrer am Lyceum in Mannheim.
53. Dr. Carl Ferdinand Ranke, Direktor in Göttingen.
54. Dr. J. A. Hartung, Direktor in Schleuſingen.
55. Dr. F. W. Rücker, Studienlehrer zu Erlangen.
56. Dr. L. v. Jan, Gymnaſialprofeſſor von Schweinfurt.
57. Dr. Adelbert Recknagel, Gymnaſialaſſiſtent in Nürnberg.
58. Dr. Stroebel, Seminar-Inſpektor von Altdorf.
59. Dr. Peter Berg, Docent der Mathematik von Kopenhagen.
60. Dr. Fr. Gerlach, Profeſſor und Bibliothekar in Baſel.
61. Dr. Kayſer, Privatdocent an der Univerſität Heidelberg.
62. Götz, Studienlehrer in Memmingen.
63. Dr. Hagen, Privatdocent der Geſchichte an der Univerſität Heidelberg.
64. Dr. Schmidt, Studienlehrer in Erlangen.
65. Heinrich Reuter, Studienlehrer in Nürnberg.
66. Johannes Scharrer, Vorſtand der techniſchen Anſtalt in Nürnberg.
67. Dr. Bomhard, Studienrektor in Ansbach.
68. Johann Thomas Held, Gymnaſialprofeſſor in Nürnberg.
69. Dr. Stahl, Profeſſor der Rechte in Erlangen.
70. Dr. Schmidtlein, Profeſſor der Rechte in Erlangen.
71. Dr. Baier, Theol. Lic. von Greifswald.
72. Adolph Harleß, Dr. theol. et phil. in Erlangen.
73. Profeſſor Dr. Kopp in Erlangen.
74. Dr. v. Raumer, Profeſſor in Erlangen.
75. Profeſſor Friſcher in Stuttgart.
76. Dr. Märker von Dresden.
77. Kohl, Subrektor von Weiſſenburg.
78. Dr. Drechsler, außerordentlicher Profeſſor von Erlangen.
79. Burger, Pfarrer in Fürth.
80. Dr. Roſe, Prof. der Mathematik in Nürnberg.
81. Dr. Schorn von Weimar.

Verhandlungen

der

zweiten Verſammlung

deutſcher

Philologen und Schulmänner

in

Mannheim 1839.

2

Mannheim.
Verlag von Tobias Loeffler.

1840.

Vorwort.

Indem der Unterzeichnete, welcher von der zweiten Verſammlung der deutſchen Philologen und Schulmänner beauftragt wurde, die Herausgabe der Verhandlungen zu beſorgen, ſeiner Obliegenheit ſich entledigt, glaubt er noch einige Worte hinzufügen zu müſſen, theils um zu zeigen, wie er den Wünſchen der Verſammlung in dieſer Hinſicht nachzukommen geſucht habe, theils um das ſpäte Erſcheinen der Protocolle zu entſchuldigen.

Die einzelnen Vorträge, und ſelbſt einzelne Theile der Discuſſionen, welche beſonderes Intereſſe erregt haben, ſind von den Rednern ſchriftlich beim Bureau eingereicht und mit der größten Gewiſſenhaftigkeit abgedruckt worden, indem nur da, wo man es ausdrücklich verlangte, unbeſchadet des Sinnes in ſprachlicher Hinſicht Abänderungen getroffen wurden. Die übrigen Verhandlungen ſind nach den während der Sitzungen niedergeſchriebenen Protocollen bearbeitet. Jeder einzelne Bogen wurde nach dem Wunſche der Verſammlung den Herren Geheimerath Creuzer und Hofrath Bähr nach Heidelberg geſchickt, welche mit freundlicher Bereitwilligkeit die letzte Durchſicht beſorgten.

In Betreff der Anmerkung pag. 98, daß mehrere Vorträge nicht eingereicht worden ſeien, iſt nachträglich zu bemerken, daß Herr Geh. Hofrath Kärcher aus Carlsruhe ſich vorbehalten hat, ſeine Anſicht und ſeinen Wunſch wegen der Bearbeitung eines „etymologiſchen lateiniſchen Wörterbuches“ entweder in der Vorrede zu ſeinem demnächſt er-

ſcheinenden größern „alphabetiſchen lateiniſchen Wörterbuche," oder in der nächſten Verſammlung zu Gotha ſelbſt vorzutragen und näher zu entwickeln.

Daß nun aber das Ganze erſt jetzt erſcheinen konnte, hat, abgeſehen von manchen zufälligen Hinderniſſen, ſeinen Grund theils darin, daß der Druck wegen des Einſammelns der Manuſcripte erſt ſpät angefangen werden konnte, theils und beſonders darin, daß der Unterzeichnete durch ſeine Berufsgeſchäfte ſo ſehr in Anſpruch genommen war, daß er das Werk nicht ſo zu fördern vermochte, wie er ſelbſt es wünſchte. Uebrigens hatte dieſe Verzögerung den Vortheil, daß manche Arbeiten, welche erſt ſpäter eingereicht wurden, noch aufgenommen werden konnten.

Schließlich fühlt ſich der Unterzeichnete noch gedrungen, dem Herrn Miniſterialrath Zell, welcher die Güte hatte, das Protocoll der einleitenden Sitzung zu vervollſtändigen, und ſeinem verehrten Lehrer, Herrn Geh. Hofrath Nüßlin, welcher das Einſammeln der Manuſcripte übernommen hatte, und mit Rath und That die Sache fortwährend zu fördern ſuchte, ſeinen herzlichſten Dank auszuſprechen.

Mannheim im Juni **1840.**

Carl Biſſinger,
Lyceumslehrer.

Statuten

des

Vereins deutscher Philologen und Schulmänner.

§. 1.

Die Unterzeichneten vereinigen sich zu einer philologischen Gesellschaft, welche zum Zwecke hat:

a) das Studium der Philologie in der Art zu befördern, daß es die Sprachen (Grammatik, Kritik, Metrik) und die Sachen (den in den schriftlichen und artistischen Denkmälern niedergelegten Inhalt) mit gleicher Genauigkeit und Gründlichkeit umfaßt,

b) die Methoden des Unterrichts mehr und mehr bildend und fruchtbringend zu machen, so wie den doctrinellen Widerstreit der Systeme und Richtungen auf den verschiedenen Stufen des öffentlichen Unterrichtes nach Möglichkeit auszugleichen,

c) die Wissenschaft aus dem Streite der Schulen zu ziehen, und bei aller Verschiedenheit der Ansichten und Richtungen im Wesentlichen Uebereinstimmung, so wie gegenseitige Achtung der an demselben Werke mit Ernst und Talent Arbeitenden zu wahren,

d) größere philologische Unternehmungen, welche die vereinigten Kräfte oder die Hülfe einer größeren Anzahl in Anspruch nehmen, zu befördern.

§. 2.

Zu diesem Zwecke achten sie für nöthig:

a) sich gegenseitig durch Rath und Mittheilung nach Möglichkeit zu unterstützen;

b) in einem schon bestehenden oder neuzubegründenden philologischen Journale Anzeigen und Beurtheilungen neu erschienener Schriften und Abhandlungen in dem oben bezeichneten Sinne niederzulegen;

c) in ihren umfassendern Arbeiten nach denselben Grundsätzen zu verfahren, und sie unter ihren Freunden nach Möglichkeit zu verbreiten;

d) sich an bestimmten Orten und in noch zu bestimmenden ein- oder zweijährigen Zeiträumen zu gegenseitigen Besprechungen und Mittheilungen zu vereinigen.

§. 3.

In jenen Versammlungen finden statt:

a) Mittheilungen aller Art über neubegonnene und eingeleitete Unternehmungen und über neue Untersuchungen auf dem Gebiete der Philologie;

b) Berathungen über Arbeiten, welche zu unternehmen den Zwecken der Geſellſchaft förderlich iſt, und über die Mittel ihrer Ausführung;

c) converſatoriſche Behandlung ſchwieriger Punkte im Gebiete der Philologie und der Methodik des Unterrichts;

d) zuſammenhängende Vorträge, jedoch nur über Gegenſtände, über welche die Geſellſchaft die Anſicht eines ihrer Mitglieder zu hören im Voraus beſchloſſen, oder welche der jeweilige Vorſtand genehmigt hat;

e) Berathungen über den Ort, die Zeit und den Vorſtand der nächſten Vereinigung und über die Punkte, welche in ihr etwa zur beſondern Berathung gebracht werden ſollten.

§. 4.

Ein jeder Philolog kann der Geſellſchaft als Mitglied beitreten, welcher dem Staate, dem er angehört, die nöthige Gewähr ſeiner Kenntniſſe und Geſinnungen dadurch giebt, daß er an Gymnaſien oder Univerſitäten lehrt, oder gelehrt hat, oder in einem andern öffentlichen Amte ſteht.

Auch Schulmänner, welche die übrigen Zweige des höhern öffentlichen Unterrichtes, als Mathematik, Phyſik, Geſchichte und Geographie beſorgen, ſind eingeladen, an den Verſammlungen Theil zu nehmen. Sie vertreten dort die von ihnen gelehrten Gegenſtände.

Die Mitglieder des Vereins der Schulmänner des nördlichen Deutſchlands ſind eingeladen, ſich auch dieſer Vereinigung anzuſchließen.

§. 5.

Kein dem Vereine Beigetretener iſt zu irgend einer Dauer ſeines Beitritts, noch zu irgend einer Leiſtung für die Geſellſchaft verpflichtet. Jede Theilnahme iſt eine freiwillige.

§. 6.

Dem für den nächſten Zuſammentritt beſtimmten Vorſtande liegt jedes Mal ob, für dieſen Zuſammentritt die Genehmigung derjenigen deutſchen Regierung zu ſuchen, in deren Gebiete die Verſammlung ſtatt finden ſoll.

§. 7.

Für die erſte Zuſammenkunft wird Nürnberg und der Michaelistag des Jahres 1838 beſtimmt.

Göttingen, den 20. September 1837.

(Folgen die Unterſchriften.)

I.

Protocoll

der

erſten, vorbereitenden Sitzung der diesjährigen Verſammlung deutſcher Philologen und Schulmänner.

Mannheim, den 30. September 1839.

Der durch die vorige Verſammlung der deutſchen Philologen und Schulmänner zu Nürnberg gewählte Präſident, Miniſterialrath **Dr. Zell**, eröffnete die Sitzung mit der Mittheilung, daß bei dem Großherzoglich-Badiſchen Miniſterium des Innern ſeiner Zeit die Erlaubniß der Staatsregierung für die Verſammlung der deutſchen Philologen und Schulmänner an dem hieſigen Orte in Gemäßheit der Statuten (§. 6.) nachgeſucht, und von der genannten Behörde durch Beſchluß vom 9. Juni d. J. ertheilt worden ſey. Indem ſich der Präſident vorbehält, ſeinen Dank für das ihm geſchenkte Zutrauen und was er ſonſt in dieſer ſeiner Eigenſchaft bei der Eröffnung der diesjährigen Verſammlung zu ſagen habe, bei der erſten öffentlichen Sitzung zu äußern, lädt er die Verſammlung ein, durch Wahl das Bureau zu bilden. Auf ſeinen Vorſchlag werden Profeſſor Schneidewin von Göttingen, Lyceumslehrer Biſſinger von Mannheim und **Dr. Kayſer** von Heidelberg zu Sekretären gewählt, und nehmen ſofort ihre Plätze ein.

Nachdem nunmehr der Präſident die diesjährige Verſammlung für conſtituirt erklärt hat, giebt er derſelben Kenntniß davon, daß ſich zur Förderung der Zwecke der Verſammlung ein Comité, beſtehend aus dem erſten Bürgermeiſter der Stadt Mannheim, Herrn Jolly, und einer Anzahl angeſehener und achtbarer Männer verſchiedener Stände der hieſigen Einwohnerſchaft gebildet, und durch vielfache Aufmerkſamkeit und Theilnahme bei den vorbereitenden Anordnungen zu dieſer Verſammlung ſich jetzt ſchon um dieſelbe verdient gemacht habe. Dasſelbe gelte von dem Mitgliede der Verſammlung, dem Geheimen Hofrath **Dr. Nüßlin** dahier, der die Beſorgung der am Orte ſelbſt vorzunehmenden einleitenden Geſchäfte übernommen habe. Es wird hierauf die Liſte der ſchon angekommenen und eingezeichneten Theilnehmer der Verſammlung vorgeleſen, deren Zahl ſich damals ſchon auf 120 belief.

Darauf folgt die Mittheilung der ſchon früher angezeigten, zu haltenden Vorträge, als:

1) Ueber die Beziehungen unſerer Sprachlaute zu den verſchiedenen Vermögen des menſchlichen Geiſtes, von Hofrath **Dr. Guſtav Schilling** aus Stuttgart.
2) Ueber Plato's ſchriftſtelleriſche Motive, von Profeſſor **Dr. Hermann** aus Marburg.
3) Ueber Seneca's Stellung in ſeinem Zeitalter, von Profeſſor **Dr. Gerlach** aus Baſel.
4) Ueber den literariſchen handſchriftlichen Nachlaß des P. Desbillons, von dem Präſidenten, Miniſterialrath **Dr. Zell**.

5) Darſtellung der engliſchen Schulen, von Dr. C. Seebold aus Kirburg im Herzogthum Naſſau.
6) Ueber die Methode des philoſophiſchen Unterrichts auf Gymnaſien, von Profeſſor Scharpf aus Rotweil.
7) Wann ſoll auf Mittelſchulen der Unterricht in fremden Sprachen anfangen? von Profeſſor Döll aus Mannheim.
8) Ueber die Spuren alter Culturanlagen in Süddeutſchland, von Profeſſor Pauli aus Stuttgart.

Der Präſident lädt diejenigen Mitglieder, welche außer den genannten noch Vorträge zu halten gedächten, ein, in die auf dem Tiſche der Secretäre liegende Liſte ihre Namen und den Gegenſtand ihrer Vorträge einzuzeichnen. Nach einem beſonders ausgedrückten Wunſche der Geſellſchaft erklären ſich Geheimerrath und Profeſſor Dr. Creuzer aus Heidelberg und Hofrath und Profeſſor Dr. Thierſch aus München bereit, Vorträge zu halten, der Erſtere „über das Verhältniß der Philologie zu unſerer Zeit", der Letztere „über die gemeinſchaftlichen Intereſſen der humaniſtiſchen und realiſtiſchen Richtung unſerer Zeit."

Es werden hierauf folgende der Geſellſchaft zugeſendete Aufſätze, Bücher und Bücheranzeigen von dem Präſidenten angezeigt, und theils deren Vertheilung, theils, ſo weit es die Zeit erlaube, deren Beſprechung in einer der folgenden Sitzungen beſchloſſen.

Das Großherzogliche Antiquarium in Mannheim, von Hofrath Gräff aus Mannheim.

Eine wichtige pneumatologiſche und phyſiologiſche Entdeckung, und die Sonnenſtrahlen, von Dr. Wenner.

Das Programm des Carlsruher Lyceums vom Jahr 1839, dem eine Abhandlung, die ſieben erſten Jahre aus der Reformationsgeſchichte unſeres badiſchen Vaterlandes, von Hofrath Vierordt aus Carlsruhe, beigegeben iſt.

Beſſarabien, von Dr. J. H. Zucker.

Eine Reihe von Schriften, die auf das Jubelfeſt des geiſtlichen Rathes, Director Dr. Loreye von Raſtatt, Bezug haben.

Ueber deutſche Sprache, von Ceſchi, Lithographen aus Wien. (Handſchriftlicher Aufſatz.)

Horatiana, von Profeſſor F. P. Weißgerber aus Offenburg. (Handſchriftlicher Aufſatz.)

Mittheilungen über eine Sammlung neulateiniſcher Dichter, von Oberſchulrath und Director Dr. Friedemann aus Naſſau (Handſchriftlicher Aufſatz); und von demſelben „Anzeige einer Geſetzſammlung für das höhere Unterrichtsweſen in Deutſchland und den angrenzenden Ländern."

Anzeige einer neuen Ausgabe des Koran, von der Cramerſchen Buchhandlung in Crefeld.

Anzeige einer Geſchichte des Bauernkrieges in Oſtfranken, und einer Geſchichte des Kaiſers Heinrich IV. und Pabſtes Gregor VII., von Dr. H. Wilh. Benſen.

Nachdem hierauf noch die Tagesordnung für die erſte öffentliche Verſammlung beſprochen und angenommen, ſo wie auch über Ort und Zeit der Sitzungen und geſelligen Unterhaltung das Nöthige verabredet und feſtgeſetzt worden war, wurde die vorbereitende Sitzung geſchloſſen.

II.

Protocoll

der

erſten öffentlichen Sitzung der deutſchen Philologen und Schulmänner.

Mannheim, den 1. October 1839.

Tagesordnung.

Einleitende Rede des Präſidenten, Miniſterialrath Dr. Zell.

Geheimer Rath Creuzer aus Heidelberg: Ueber das Verhältniß der Philologie zu unſerer Zeit.

Profeſſor Dr. Hermann aus Marburg: Ueber Plato's ſchriftſtelleriſche Motive.

Suringar, Stadtrath von Leeuwarden: Ueber allgemeine Volksbildung.

Hofrath Dr. Guſtav Schilling aus Stuttgart: Ueber die Beziehungen unſerer Sprachlaute zu den verſchiedenen Vermögen des menſchlichen Geiſtes.

Nachdem die Statuten des Vereines und die Namen der neu angekommenen Mitglieder vorgeleſen waren, eröffnete der **Präſident** die Sitzung mit folgender Rede: *)

Das preiswürdige Unternehmen zur Förderung der claſſiſchen Studien und der Jugendbildung, welches vor zwei Jahren von trefflichen Männern gewünſcht und entworfen worden iſt, hat im vorigen Jahre unter günſtigen Auſpicien ſeine Ausführung gefunden und gewinnt jetzt durch gedeihlichen Fortgang ſeine feſtere Begründung.

Die zweite Verſammlung deutſcher Philologen und Schulmänner beginnt die Reihe ihrer öffentlichen Sitzungen.

Ehre den Gründern und allen Beförderern des ſchönen Unternehmens! — Herzlichen und geziemenden Gruß den vielen würdigen Männern, welche von nahe und ferne ſich hier vereint haben, erfüllt von Eifer für Wiſſenſchaft und Menſchenbildung, deren Förderung ſie zum Berufe ihres Lebens gemacht haben! — Geziemenden Dank den öffentlichen Behörden und Einwohnern dieſer Stadt für die freundliche Theilnahme und Bereitwilligkeit, welche ſie unſrer Verſammlung zuwendeten, ſo wie nicht minder Dank allen verehrten Anweſenden, welche durch dieſe ihre Anweſenheit uns ihre Aufmerkſamkeit beweiſen und ihre Theilnahme an dem Wirken dieſer Verſammlung beurkunden! — —

Die Stelle, welche ich hier nach dem mir gewordenen ehrenvollen Auftrage einnehme, gibt mir die Befugniß und legt mir gewiſſermaßen die Pflicht auf, dem Beginne unſrer Arbeiten im Einzelnen einige einleitende Worte allgemeinern Inhaltes in Bezug auf den doppelten Zweck unſrer Verſammlung: Förderung der claſſiſchen Studien und des gelehrten Schulunterrichtes, vorauszu-

---

*) Der Präſident konnte wegen plötzlichen Unwohlſeyns die Rede in dieſer Ausdehnung nicht halten; ſie iſt deßhalb auf beſondern Wunſch des Präſidenten vollſtändig dem Protocolle beigegeben worden.

ſchicken. Die Wichtigkeit beider Zwecke noch beſonders hervorheben zu wollen, wäre hier eben ſo überflüſſig, als eine ausführliche Beſprechung des ſo inhaltsreichen Gegenſtandes von meiner Seite ungeeignet wäre. Doch wird es ſtets zuläſſig, ja im Intereſſe der Sache ſelbſt räthlich ſeyn, einzelne Hauptgeſichtspunkte und Grundſätze hierüber je nach dem Bedürfniſſe der Zeit und der Umſtände wiederholt der Betrachtung vorzuführen, um aus dieſer Betrachtung uns, die wir dieſe Beſtrebungen zur Aufgabe unſeres Lebens gemacht haben, eine ſtets neue Stärkung des Willens und eine ſtets größere Klarheit der Einſicht zu ſchöpfen; zugleich aber auch um demjenigen, was wir als recht erkennen, eine ſtets weitere Verbreitung und größere Anerkennung zu gewinnen. So möge es denn auch mir jetzt vergönnt ſeyn, in dieſem Sinne Ihre Aufmerkſamkeit für einige Betrachtungen über die Gegenſtände, welche den Zweck unſrer Verſammlung bilden, auf kurze Zeit in Anſpruch zu nehmen.

Die geiſtige Bemühung mit der antiken Welt hat wie jedes große geiſtige Bildungsmittel die Kraft, zu den verſchiedenen Zeiten verſchieden auf die europäiſche Kultur mit fruchtbarem Erfolge einzuwirken. Nachdem die claſſiſchen Studien in frühern Jahrhunderten den Geiſt durch die Philoſophie der Alten zum Selbſtbewußtſeyn gebracht, auf die Religion und den Kultus, auf Recht, Literatur und Kunſt mannigfaltig leitend und beſtimmend ihren Einfluß ausgeübt haben, iſt auch jetzt, obgleich die moderne Bildung eine freiere und ſelbſtſtändigere Entwicklung gewonnen hat, und abgeſehen von dem gelehrten Bedürfniß einzelner Wiſſenſchaften, das Intereſſe und die Kraft dieſes Elementes für unſere geiſtige Bildung im Allgemeinen nicht erſchöpft, ſondern es bildet vielmehr nach den individuellen Eigenſchaften und Bedürfniſſen unſrer jetzigen Kultur theils ein wohlthätiges Gegengewicht, theils eine nothwendige Ergänzung andrer Richtungen. Um von andern Seiten dieſes Gegenſtandes nicht zu reden, ſo ſcheint eine fortwährende geiſtige Berührung der modernen Bildung mit der antiken Welt und demnach die Pflege der claſſiſchen Philologie für unſre Zeit vornehmlich in folgender dreifachen Beziehung von entſchiedenem Vortheil zu ſeyn. Die claſſiſchen Studien tragen nämlich dazu bei, ein wohlthätiges Gegengewicht zu bilden gegen die einſeitige Richtung auf das blos Materielle im Leben und in der Wiſſenſchaft; ferner, ſie befördern das Selbſtverſtändniß und die Selbſtkenntniß der Zeit; endlich, ſie geben einen gemeinſchaftlichen Maaßſtab und ein gemeinſames Organ der geiſtigen Bildung unter den verſchiedenen europäiſchen Völkern.

Was das erſte dieſer drei Momente betrifft, ſo iſt anerkanntermaßen das lebhafte und erfolgreiche Streben, möglichſt viele materielle Güter zu erzeugen und zu verbreiten, eine Hauptrichtung des Lebens, ſo wie die Auffindung und Anwendung von Mitteln zu einer möglichſt freien und gewinnreichen Beherrſchung der äußern Natur eine Hauptrichtung der Wiſſenſchaft für unſre Zeit geworden. Was die alte Mythenwelt in wunderbare Sagen eingehüllt von dem erſten Anfange der Herrſchaft über die Natur durch Bewältigung der Elemente, von der erſten Anwendung der bewegenden Kräfte, von der Erfindung der erſten Werkzeuge erzählt, ſehen wir ſtaunend in unſrer Zeit in erhöhter Potenz ſich erneuern. Wie des Prometheus Feuer, der Telchinen und Kureten Metallarbeit, des Erichthonius Wagen, des Dädalus Werkzeuge und Kunſtwerke eine neue Periode des geſellſchaftlichen Lebens und der Geſittung bezeichnen: ſo haben die Anwendung der Naturwiſſenſchaften und der erfindungsreiche Fleiß der Induſtrie auch uns eine neue Bahn eröffnet. Ferne ſey es von uns, dieſer mit ſolcher geiſtigen Kraft und mit ſo bewunderungswürdigem Erfolg betretenen Richtung feindſelig entgegenzutreten. Mit ſtolzer Freude ſehen wir auch hier, was die

Kraft des menſchlichen Geiſtes und die Ausdauer des Willens vermag. Nur wünſchen wir, daß nicht in dem Streben nach Erwerb und nach Beherrſchung der äußern Natur alle Thätigkeit der menſchlichen Geſellſchaft ihr ausſchließliches oder unverhältnißmäßig vorherrſchendes Ziel finde, und daß nicht die andern der höhern Natur des Menſchen nicht minder, ja noch mehr angehörenden Kräfte und Richtungen in Religion, Kunſt und Wiſſenſchaft mit den auf ihnen gegründeten Inſtitutionen und Ständen der Geſellſchaft gefährdet werden. Unter den Mitteln, welche geeignet ſind den Geiſt der Zeit vor dieſer Einſeitigkeit zu bewahren, ſcheint nun die Pflege der claſſiſchen Studien keine unweſentliche Stelle einzunehmen. Sie helfen ein wohlthätiges Gegengewicht gegen die oben bezeichnete Richtung bilden, einmal ſchon dadurch, weil ſie ideeller Art ſind und dadurch beitragen zu zeigen, daß der menſchliche Geiſt auch noch andere Bedürfniſſe des Wiſſens und Genießens hat, als die äußere Welt gibt; dann aber auch, weil ihre Pflege recht betrieben mit dem Intereſſe der ſchönen Kunſt und Literatur genau zuſammenhängt und in Wechſelwirkung mit ihnen ſteht. Vornehmlich aber werden dieſe Studien in dieſer Beziehung dadurch wichtig, weil ſie uns Völker und menſchliche Zuſtände zeigen, welche auch ohne jene oben bezeichnete materielle Richtung im Leben und Wiſſen groß und intereſſant geworden ſind. So mögen denn unſre claſſiſchen Studien, ohne feindſelig gegen andere aufzutreten, ſich ſelbſt durch fruchtbare und geſchmackvolle Behandlung ihres Gegenſtandes ſtets Anerkennung verſchaffen und erhalten, und dazu beitragen, daß die geiſtigen Intereſſen der Geſellſchaft neben den materiellen, daß theoretiſche Wiſſenſchaft mit der Pflege der ſchönen Literatur und Kunſt neben der praktiſchen Wiſſenſchaft, daß die Erinnerung an die Vergangenheit neben der auf die Gegenwart gerichteten Thätigkeit in harmoniſchem, der höhern Natur des Menſchen entſprechendem Gleichgewichte beſtehen.

Daß das Verſtändniß des Geiſtes unſrer eignen Zeit durch die Kenntniß des claſſiſchen Alterthums gefördert werde, war das zweite der drei oben angedeuteten Momente.

Nachdem in frühern Perioden die Bildung und die Lebensverhältniſſe der Geſellſchaft vorzugsweiſe auf dem Boden der Gewohnheit, der Tradition und Autorität begründet waren, ſo iſt jetzt das ſchon länger in den Gang unſrer Entwicklung eingetretene Princip der ſelbſtſtändig ſeyn wollenden Reflexion, der eignen ſubjektiven Beurtheilung in immer weitern Kreiſen thätig. Unter dieſen Umſtänden wird das Selbſtbewußtſeyn der Zeit und das Verſtändniß der geiſtigen Richtungen, welche die Geſellſchaft bewegen, um ſo nothwendiger. Dazu gehört aber weſentlich die Kenntniß davon, wie unſre geiſtige Entwickelung und Bildung aus der Vorzeit hervorgegangen iſt. Man erkennt das, was iſt, nur dann vollſtändig, wenn man weiß, wie es geworden iſt. Auf dieſem Wege nun kommen wir bei der Forſchung über Namen und Sachen, wenn wir bis zu den Quellen gehen, immer auf das griechiſche und römiſche Alterthum zurück. Daher, wenn man die Sache von einem allgemeinern und höhern Standpunkte betrachtet, die Nothwendigkeit des Elementes hiſtoriſcher Gelehrſamkeit überhaupt und der claſſiſchen Studien insbeſondere nicht blos für den Kreis der Wiſſenſchaft, ſondern im Intereſſe der Kultur und Geſellſchaft überhaupt. Die claſſiſche Alterthumskunde hat in dieſer Beziehung gleichſam die Acten zu inſtruiren zur weitern Benützung für den Geſchichtſchreiber, Staatsmann, Philoſophen und Künſtler. Wäre dieſes immer in genügender Weiſe geſchehen, ſo wären manche Irrwege der modernen Bildung, welche aus falſchen Doctrinen oder aus Mißverſtändniß und falſcher Nachahmung des Alterthums hervorgingen, ſichrer vermieden worden. Wenn man, um Einzelnes zur Beſtätigung des Geſagten anzuführen, früher

aus einer lebendigern und tiefern Auffaſſung der alten Religionen, wie ſie ſich jetzt gebildet hat, in die Natur und Bedürfniſſe einer jeden poſitiven Religion überhaupt, ſo wie in das Verhältniß des Kultus zum Leben und zur Kunſt hellere Einſicht gewonnen hätte, würde man dann ſo leicht nach einſeitiger Verſtandesaufklärung ſo manche unſrer religiöſen Inſtitutionen falſch beurtheilt und nach der Willkür oft nur eines kleinen Theiles der Geſellſchaft zerſtört oder abgeändert haben? Oder hätten bei genauerer Kenntniß der Verfaſſungen des Alterthums je irgendwo die Formen der griechiſchen und römiſchen Republiken als ein auch für die neuere Zeit geltendes Ideal der Staatsverfaſſung angeſehen werden können? Oder hätte dann eine blos äußerliche Auffaſſung und Nachahmung der Formen der antiken Literatur und Kunſt aufkommen und in den Gang der eignen nationellen Literatur und Kunſt ſtörend einwirken können? — Wenn nun ſo das jedesmalige Verſtändniß und die Auffaſſung des claſſiſchen Alterthums auf die Richtung und Leitung des modernen Geiſtes nachweislich von entſchiedenem Einfluß war und noch iſt: ſo geht daraus außer der Bedeutung dieſer Studien zugleich auch die Anforderung an ihre Pfleger hervor, den gelehrten Fleiß und die gründliche Genauigkeit bei dem Erforſchen und Sammeln des Einzelnen zwar nie aufzugeben, aber auch nicht minder durch lebendige Darſtellung des claſſiſchen Alterthums nach ſeinen verſchiedenen Seiten uns zugänglich zu machen und dadurch zur richtigen Auffaſſung und Leitung unſrer eignen geiſtigen Richtungen in Wiſſenſchaft, Kunſt und Leben beizutragen.

Als drittes Moment zur Beurtheilung des Verhältniſſes, in welchem die claſſiſchen Studien zu unſrer Cultur ſtehen, war oben angeführt worden, daß ſie zum geiſtigen Verkehr und zu dem gegenſeitigen Verſtändniß zwiſchen den verſchiedenen Nationen beitragen, welche dem Kreiſe der europäiſchen Bildung angehören.

In den frühern Perioden hatte die Cultur der verſchiedenen europäiſchen Nationen durch gemeinſame Grundlagen in Religion, Staatsverfaſſung, Wiſſenſchaft und Unterrichtsweſen bei aller übrigen Verſchiedenheit doch im Weſentlichen eine große Uebereinſtimmung und bildete gleichſam eine Einheit; der Verkehr aber unter den Völkern ſelbſt war dabei in den äußern wie in geiſtigen Beziehungen beſchränkter. Jetzt zeigt ſich in Bezug auf die culturhiſtoriſche Verbindung der verſchiedenen Völker eine jenem frühern Verhältniß in doppelter Beziehung entgegengeſetzte Erſcheinung: nämlich einmal das Streben nach ſelbſtſtändiger, eigner nationeller Entwicklung und dabei ein viel lebhafterer geiſtiger und materieller Verkehr. Der commercielle, der induſtrielle, auch der politiſche Verkehr und die darauf gegründeten gegenſeitigen Einwirkungen, ſo wichtig ſie ſind, ſind nun aber nicht die einzigen, und obgleich äußerlich minder hervortretend, iſt die gegenſeitige Einwirkung durch Philoſophie, Literatur und ſchöne Kunſt gewiß nicht weniger wichtig. Zu dieſem geiſtigen Verkehr iſt nun ein gemeinſames Maaß, ein gemeinſames Organ und zwar ein bleibendes und feſtes nöthig, nicht gerade um unbedingt den Werth der einzelnen nationellen Bildung und ihrer geiſtigen Erzeugniſſe darnach zu ſchätzen, aber jedenfalls zur Orientirung, zur Vermittlung, zum gegenſeitigen Verhältniß. Ein ſolches gemeinſames Maaß bildet nun die Sprache, Literatur und Kunſt des claſſiſchen Alterthumes. Ich rede hier zunächſt nicht von dem Gebrauche der lateiniſchen Sprache als dem allgemeinen Mittel der Mittheilung in der geſammten Gelehrtenrepublik, der auch jetzt noch Werth und Wichtigkeit hat; ich rede hier vielmehr von den Vorſtellungen, Bezeichnungen und Formen, welche aus der Berührung und theils aus der Fortſetzung des claſſiſchen Alterthumes in die geiſtige Bildung der modernen europäiſchen Welt übergegangen ſind.

Man denke ſich einmal dasjenige, was unſre wiſſenſchaftliche, literariſche und künſtleriſche europäiſche Bildung aus dem claſſiſchen Alterthum noch jetzt hat und gebraucht, aus unſerm Bewußtſeyn getilgt, ſo wird man dann den Mangel jenes gemeinſamen Mittels zur gegenſeitigen Verſtändigung nicht verkennen. Durch die claſſiſchen Studien iſt uns eine reiche Menge von Anſchauungen und Bezeichnungen für Philoſophie, Politik, Wiſſenſchaft und Kunſt gegeben, welche durch Jugend-Unterricht, durch die Anwendung der ausgezeichnetſten Schriftſteller und Künſtler, durch ihre allgemeine Verbreitung ein Gemeingut der ganzen cultivirten Welt geworden ſind, auf die wir uns immer beziehen können, die man zur Nachweiſung von Uebereinſtimmung und Verſchiedenheit der einzelnen nationalen Erzeugniſſe in Literatur und Kunſt, und zum Ausdrucke unſrer eignen Ideen benützen kann, mit dem Bewußtſeyn damit überall verſtanden zu werden. Je vielgeſtaltiger aber, je mannigfaltiger nun die Bildung und der Geſchmack geworden iſt, um ſo intereſſanter, um ſo nothwendiger wird eine ſolche gemeinſchaftliche Baſis, ein ſolches gemeinſchaftliches Maaß zur gegenſeitigen Verſtändigung ſeyn. So bilden alſo die claſſiſchen Studien eine allgemein bekannte und anerkannte, unverfälſchte Münze in dem geiſtigen Verkehr der europäiſchen Cultur, die durch ihre feſte und bleibende Werthbeſtimmung bei dem wechſelnden Curſe des Tages einen ſichern Anhaltspunkt und eine allſeitige Vermittlung darbietet.

Ein Haupthilfsmittel zur Erreichung der bisher angedeuteten erſprießlichen Wirkungen der claſſiſchen Studien liegt in ihrer rechten Pflege bei dem Jugendunterrichte. Dies führt uns zu dem andern, pädagogiſchen Zwecke unſrer Verſammlung, der zugleich einen noch weitern Kreis, als den der claſſiſchen Studien, nämlich die ganze liberale — im claſſiſchen Sinne des Wortes — Bildung der Jugend überhaupt und namentlich die Einrichtung und Methode des öffentlichen Unterrichtes in dieſer Beziehung, umfaßt. Wir werden von der Wichtigkeit dieſes Theiles unſrer Aufgabe genugſam durchdrungen ſeyn, wenn wir nur auf folgende einfache Betrachtung hindeuten. Der Zuſtand der Geſellſchaft und der Gang der Geſchichte hängt doch vorzugsweiſe von dem Gange der geiſtigen Cultur und der Herrſchaft der Ideen ab. Dieſe letztern werden aber vorzugsweiſe beſtimmt und geleitet von denjenigen Ständen und Berufsarten der Geſellſchaft, welche eine liberale und gelehrte Bildung erhalten, alſo gerade derjenigen, deren Erziehung und gemeinſchaftlich vorbereitender Schulunterricht uns hier beſchäftigt. Ueber Pädagogik und Didaktik fehlt es nun zwar bei uns nicht an Unterſuchungen, Syſtemen, Theorien, allgemeinen und beſondern Vorſchlägen aller Art. In keinem Fache vielleicht haben wir Deutſche ſo ſehr unſrer theoretiſchen, ſpeculativen Richtung und dem Hange zu literariſcher Induſtrie nachgegeben. Man könnte deswegen neue und wiederholte Berathungen und Beſprechungen hierüber für überflüſſig halten. Aber nachdem nun einmal jener Weg eingeſchlagen worden iſt, nachdem die vielerlei Theorien nicht ohne mannigfache Einwirkung auf die Praxis geblieben ſind: ſo iſt eine fortgeſetzte Prüfung und Sichtung der verſchiedenen Anſichten nicht abzuweiſen. Auch fehlt es auf dieſem Gebiete nicht an Gegenſtänden, welche auf dem Wege der Erfahrung und unbefangenen Beurtheilung fruchtbare Erörterungen um ſo mehr zulaſſen, je häufiger dieſe eben genannten Vorbedingungen ſonſt bei ſolchen Erörterungen zu fehlen pflegen. Dieſen Weg der Erfahrung und unbefangenen Beurtheilung werden gewiß auch Sie, Verehrteſte, bei unſern Berathungen wählen. Die allgemeinen theoretiſchen Anſichten auf dieſem Gebiete, und die Gegenſätze der Zeit zwar im Auge habend, aber ohne in ausführliche Erörterungen hierüber ſich einlaſſend, werden Sie bei jedem einzelnen mit unbefangener Würdi-

gung und praktiſchem Sinne das Nothwendige, das Ausführbare, das Rechte hervorheben und begründen. Sie werden dabei Gelegenheit haben zu erwägen, ob und in wie weit die Warnungen und Klagen gegründet ſind, welche manche achtbare Stimmen über den Zuſtand und die Richtung des öffentlichen Unterrichtes überhaupt in unſrer Zeit äußern. Sie werden namentlich dabei die Klagen erwägen, daß Unterricht und Erziehung zu ſehr von einander getrennt ſeyen, und der erſtere auf Unkoſten der letztern zu ſehr vorangeſtellt werde; daß in unſerm öffentlichen Unterricht von der Volksſchule an bis zur Univerſität dieſe inbegriffen das geſteckte Ziel der Anzahl, dem Maaße und der Behandlung der Unterrichtsgegenſtände nach zu hoch ſey, ſo daß entweder die Leiſtungen nur dem Namen nach entſprechen, oder daß die naturgemäße und geſunde Entwicklung des jugendlichen Geiſtes geſtört werde. Sie werden die Klage erwägen, daß die Methode des Unterrichtes in dem Streben geiſtesbildend zu ſeyn, und alles nur mechaniſche Lernen zu entfernen, in vielen Fällen zu abſtract und theoretiſch geworden ſey, und dadurch entweder wirkungslos oder ſchädlich und zu einer neuen Art von Pedantismus führend.

Dieſer pädagogiſche Zweck unſrer Verſammlung ſcheint aber außer der Wichtigkeit des Gegenſtandes noch vornehmlich wegen folgender Rückſichten unſre beſondre Aufmerkſamkeit und Theilnahme anzuſprechen. Wenn nämlich für die Darlegung gelehrter Unterſuchungen und ihrer Reſultate in den meiſten Fällen die ſchriftliche Mittheilung als hinreichendes Organ erſcheint, ſo iſt dieſes hinſichtlich der Berathungen über Einrichtung und Methode des Erziehungs- und Unterrichtsweſens nicht ebenſo der Fall. Hier kann eine große Zahl von Erfahrungen, Beobachtungen und ganz in's Einzelne gehenden, aber oft entſcheidenden Bemerkungen faſt nur durch mündlichen Verkehr anſchaulich und anregend mitgetheilt werden; ſo wie nicht minder auf dieſem Wege bei entgegenſtehenden Anſichten am beſten Verſtändigung, Ausgleichung, Berichtigung und Milderung ausgeſprochener Urtheile und ungünſtiger Eindrücke gewonnen werden kann. Dazu kommt noch folgendes. In frühern Zeiten wurde der gelehrte Schulunterricht ohne große Meinungsverſchiedenheit nach traditionellen Grundſätzen und Einrichtungen betrieben. Das Lehrgeſchäft war faſt ausſchließlich dem Klerus und bei einem großen Theile beſondern Corporationen, die ſtetig in einem Geiſte fortwirkten, anvertraut. Darin lag ein großes Element der Ordnung und der Dauer. Jetzt und ſchon ſeit längerer Zeit haben ſich dieſe Verhältniſſe theils nach dem natürlichen Gange der Entwicklung, theils durch äußere Gewalt geändert. Meinungen, Anſichten, Willkür, Syſteme und Verſuche durchkreuzen ſich auf dieſem Gebiete in vielerlei Weiſe. Wenn dieſe Bewegung der Geiſter manche Vortheile hat, ſo laſſen ſich doch auch die Nachtheile dieſes Zuſtandes nicht verkennen. Durch Verſammlungen nur, wie die gegenwärtige iſt, ergibt ſich eine unter dieſen Umſtänden höchſt erwünſchte Gelegenheit dazu, daß übereinſtimmende Erfahrungen und Anſichten ſich zuſammenfinden, ſich gegenſeitig begründen und verſtärken, und daß ſo aus dem frei gewonnenen Urtheile der Sachverſtändigen ein naturgemäßes und wohlthätiges Princip der Autorität ſich bildet, welches nach vielfachem Aendern und Schwanken eine feſtere Grundlage wieder zu gewinnen hilft.

So laſſen Sie uns denn, verehrte Männer, unſre gemeinſamen Arbeiten mit Ernſt und Eifer, zugleich mit freundlichem, brüderlichem Zuſammenwirken und gegenſeitigem Wohlwollen beginnen. Dieſe Ihre wohlwollende Geſinnung nehme ich für mich ſelbſt in beſonderm Maaße in Anſpruch. Ich hätte nichts mehr gewünſcht, als daß mein verehrteſter Lehrer und Freund, dem ich vorzugsweiſe die Anregung zu der Wahl der Studien und des Berufes verdanke, die mir die

Ehre dieſer Stelle verſchaffen, den Wünſchen der vorjährigen Verſammlung nachgegeben und den Vorſitz der diesjährigen Verſammlung angenommen hätte. Nachdem er aber einmal ſich bewogen fand, dieſes nicht zu thun, und nachdem dem Orte der diesjährigen Verſammlung, meiner geliebten Vaterſtadt, dieſer Beweis der Aufmerkſamkeit gegeben worden iſt, daß man einem ihrer Söhne die Ehre des Vorſitzes zudachte: ſo hielt ich es für meine Pflicht, dieſen Auftrag anzunehmen, wenn auch mit dem Bewußtſeyn, daß andere Mitglieder der Geſellſchaft mehr Anſprüche und mehr Bedingungen zur Führung dieſes Ehrenamtes hatten. Außer Ihrer Nachſicht wird der Geiſt und die Art Ihrer Berathungen die beſte Unterſtützung für jeden Vorſitzenden ſeyn. —

Verehrte Männer! Bei unſern frommen Vorfahren unternahm keine Körperſchaft, öffentliche Verſammlung oder Geſellſchaft irgend eine Feier oder ein öffentliches Geſchäft ohne religiöſe Weihe. Zur gleichen Sitte führte die Stimme der Natur das Volk der Griechen und Römer. Iſt auch nicht gleiches von uns der äußern Form nach geſchehen, ſo werden Sie doch gewiß alle mit mir durchdrungen ſeyn von dem ernſten Gedanken, daß wie alle menſchliche Beſtrebungen, ſo auch Wiſſenſchaft, Gelehrſamkeit, Unterricht und Erziehung in der Richtung auf das Göttliche und Höhere ihre wahre Bedeutung und Würde haben, und Sie werden mit mir den Himmel um ſeinen Segen für unſer Unternehmen anflehen.

Der Präſident fordert nun den Geheimenrath **Creuzer** von Heidelberg auf, ſeinen Vortrag **über das Verhältniß der Philologie zu unſerer Zeit** zu beginnen, und dieſer trägt hierauf Folgendes vor:

Hochzuverehrende Herren! Verehrte, theure Amtsgenoſſen und Freunde! Irre ich nicht, ſo möchte ein Vortrag über das Verhältniß der Philologie zu unſrer Zeit hier an ſeinem Orte ſeyn. Haben wir doch täglich über dieſe unſere Wiſſenſchaft ſehr verſchiedene, zum Theil einander widerſprechende Stimmen zu vernehmen. Da ſagen die Einen:

„Sie ſey verbraucht, oder ſie ſey unpraktiſch, ziehe vom Leben ab," — — oder

„ſie beenge den Verſtand, banne ihn in unnöthige Schranken, ſie verdüſtere den Sinn, „mache peinlich oder doch pedantiſch, zwänge den ſtrebenden Jugendgeiſt in erbärmlichen „Wortkram ein; jage Schatten nach u. ſ. w." — Die Andern:

„Sie befördere falſche Idealität, mache unzufrieden mit dem Beſtehenden; pflanze durch „Bewunderung der alten Freiſtaaten Republicanismus;" — — oder

„ſie mache unbrauchbar für die ſtrengen Forderungen von Haus und Staat durch „Beförderung der Schöngeiſterei und Phantaſterei."

Meine Herren, ich halte dieſen Vortrag in Mannheim, d. h. in einer deutſchen, ja europäiſchen Haupt- und Handelsſtadt, die einſt der Sitz des glänzenden Hofes Karl Theodor's war, eines Fürſten, der mit dem größeſten franzöſiſchen Schriftſteller des vorigen Jahrhunderts in Briefwechſel ſtand, mit Voltaire. — Laſſen Sie uns doch hören, wie dieſer helle Denker, dieſer ſcharfe unerbittliche Kunſtrichter über unſere Wiſſenſchaft und ihre Bearbeiter urtheilt:

Voltaire; — **Grammairiens — Gens de Lettres — Beaux esprits.** [1])

---

[1]) **Dictionnaire philos. VIII, p. 266 — 269.**

„Gens de Lettres.“ „Dieſes Wort entſpricht genau dem der Grammatiker (Grammairiens.) Bei den Griechen und Römern verſtand man unter Grammatiker (Grammairien) nicht allein einen Mann, geübt in der eigentlich ſo genannten Grammatik, welche die Grundlage aller Kenntniſſe iſt, ſondern einen Mann, der nicht Fremdling war in der Geometrie, in der Philoſophie, in der Univerſal- und Particular-Geſchichte, und der beſonders die Dichtkunſt und die Beredſamkeit zum Gegenſtande ſeines Studiums machte. Das iſt's, was unſre Gens de lettres heutiges Tages ſind. Man gibt dieſen Namen nicht einem Manne, der mit wenigen Kenntniſſen nur ein einziges Fach bearbeitet.“

„Ehemals, in dem ſechzehnten und weit in dem ſiebenzehnten Jahrhundert, beſchäftigten ſich die Literatoren viel mit der Sprachkritik der griechiſchen und lateiniſchen Schriftſteller; und ihre Arbeiten ſind es, denen wir die Wörterbücher, die correcten Ausgaben, die Commentare über die Meiſterwerke des Alterthums verdanken.“

„Es iſt einer der großen Fortſchritte unſers Jahrhunderts, eine Zahl unterrichteter Männer zu beſitzen, welche von den Dornen der mathematiſchen Wiſſenſchaften zu den Blüthen der Poeſie übergehen, und welche über ein metaphyſiſches Buch eben ſo richtig urtheilen, wie wir über ein Theaterſtück.“

„Ein homme de lettres iſt nicht, was man einen Schöngeiſt (bel esprit) nennt. Der Schöngeiſt ſetzt weniger Bildung, weniger Studium voraus, und erfordert keine Philoſophie. Er beruht hauptſächlich auf einer glänzenden Einbildungskraft, auf den Annehmlichkeiten der Unterhaltung, unterſtützt von einer gewöhnlichen Lecture.“

Jedoch will ich, unabhängig von fremder Autorität, in aller Kürze der Philologie Namen, Begriff und Urſprung, ſodann ihre Bedeutung und ihr Schickſal ſeit Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften betrachten; woran dann die weſentlichen praktiſchen Anwendungen ſich von ſelbſt ergeben werden.

Literatur nennt man unſere Wiſſenſchaft in Holland und anderwärts;[2] aber Philologie in Deutſchland und jetzt auch in Frankreich und in andern Ländern. — Iſt damit nichts weiter gemeint, als Linguiſtik, Sprachenkunde, und iſt der Philolog ein bloßer Sprachmeiſter? — Die Philoſophie gehörte von Anfang dazu. — Und Philologie war urſprünglich das Forſchen und lebendige Unterhalten über alle eines freien Menſchen würdige, die höchſten Intereſſen der Menſchheit berührende, und die tiefſten und ernſteſten Fragen des menſchlichen Geiſtes betreffende Gegenſtände.[3] — Humanitätswiſſenſchaften (Studia humanitatis.) — Aber Philologen nennt man uns jetzt in Deutſchland.

Wer war der Mann, der zuerſt dieſen Namen führte? Eratoſthenes.[4] — Und was

---

[2] Fr. Aug. Wolf Muſeum der Alterthumswiſſenſchaft. I. 1. S. 11. f.

[3] Plato Republ. IX. 262. vergl. Lobeck ad Phrynichi Epitome p. 393. und Cr. ad Porphyr. de vita Plotini XIV. pag. CXI. — *Φιλόσοφος καὶ Φιλόλογος (Φιλολόγος) Φιλολογεῖν, συμΦιλολογεῖν, Φιλόσοφοι μισοΦιλολόγοι.* Man vergl. auch J. A. Ernesti Indic. graecit. in Clav. Ciceron. in *Φιλολογώτερα.*

[4] Sueton. de illustr. Grammaticis cap. 10. — „Quia (Atteius) sicut Eratosthenes, qui primus hoc cognomen sibi vindicavit, multiplici variaque doctrina censebatur.“

war er? Philoſoph, Mathematiker, Aſtronom, Geograph, Geſchichtsforſcher, Sprachforſcher, Kunſtrichter — kurz Polyhiſtor. [5])

Wir wiſſen, daß der Einfluß jenes Univerſalgeiſtes Ariſtoteles, der alle Wiſſenſchaften denkend und forſchend umfaßte, zu mehreren den erſten Grund gelegt, und den Anfang und die Grenzen beſtimmt hatte, auch zu unſrer Wiſſenſchaft den erſten Anlaß gegeben.

Das war das Jahrhundert der Ptolemäer, d. h. derjenigen Nachfolger Alexanders d. Gr., welche am getreueſten die geiſtigen Eroberungen jenes großen Königs behaupteten, in ihrer Weltſtadt Alexandria einen Verein von Gelehrten gründeten, ihnen mit großartiger Freigebigkeit alle Mittel darboten, um was Welteroberung und Welthandel errungen und errangen, für alle Wiſſenſchaften, Natur-, Arznei-, Erd- und Völkerkunde, und für alle Zweige des menſchlichen Wiſſens, in empiriſchen wie in idealen Richtungen fruchtbar zu machen.

Und das Umfaſſende blieb bis in's Mittelalter herab Geiſt der Alexandriner. Während man auf andern Schulen des römiſchen Reichs mehr auf das, was mit dem damaligen Leben und mit dem Staat zuſammenhing, ſich beſchränkte, gab man in Alexandria den Studien einen weitern Umfang, und trieb mit Eifer die mathematiſchen Wiſſenſchaften, Aſtronomie u. ſ. w., ingleichen Arzneikunde, Naturwiſſenſchaft und Philoſophie. [6])

Ebendaſelbſt waren aber jene Könige und Gelehrten bedacht geweſen, die Quellen alles Wiſſens (die claſſiſchen Werke der griechiſchen Vorfahren) möglichſt vollſtändig zuſammenzuleiten, zu reinigen und in geläutertem Fluſſe auf die Nachwelt fortzuführen. Es entſtanden Bibliotheken. Auch dazu hatte Ariſtoteles den erſten Anſtoß gegeben, denn was vorher Polykrates von Samos, Piſiſtratos von Athen, Nikokrates von Cypern an Büchereien beſeſſen hatten, konnte gegen die Bücherſammlung jenes Philoſophen nicht in Anſchlag kommen. Sein Beiſpiel und der Rath des Demetrios von Phaleron entzündete zugleich einen Wetteifer zwiſchen den erſten Ptolemäern und den Königen von Pergamos. [7])

Um dieſen ſchon damals großen Reichthum der griechiſchen Literatur zu überſehen, wurden Verzeichniſſe (Kataloge) nöthig. Dazu legten Kallimachos in Alexandria und vermuthlich Krates in Pergamos [8]) durch ihre Tafeln (πίνακες) den Grund, worin die Namen der Verfaſſer jedes Werkes, ein Regiſter ſeines Inhalts mit Angabe der Zahl der Zeilen eingetragen waren. — Das war der Anfang eines großen Redactionsgeſchäfts, dem der ebräiſchen Maſorethen ähnlich. — Nun begann das große Geſchäft der Grammatiker und Kritiker im Großen wie im Kleinen. Ariſtophanes von Byzanz und Ariſtarchos ſtellten nun einen Kanon auf, d. h. eine nach den Grundſätzen des ſtrengen Kunſturtheils verfaßte Sammlung der Klaſſiker, d. h. eine Sammlung derjenigen griechiſchen Schriftſteller in Poeſie und in Proſa, die als ewige Muſter vor andern für würdig erkannt worden, der Mit- und Nachwelt erhalten zu werden. Dieſe wurden nun Gegenſtände einer ſorgfältigen Pflege. Ihre Texte wurden von Fehlern gereinigt, in ſorgfältigen Abſchriften vervielfältigt, und ſprachlich und ſachlich in Commentarien und Wörterbüchern erläutert.

---

[5]) Suidas in Ἐρατοσθένης p. 1429. ed. Gaisford. vergl. Eratosthenica ed. Bernhardy Berol. 1822.

[6]) Heeren Geſch. des Stud. d. alt. Lit. I. S. 30.

[7]) Strabo V. p. 384. Athen. I. pag. 3. p. 10. ed. Schweigh.

[8]) Athen. IX. pag. 408. sq. Wolf Prolegomm. ad Homer. p. 276.

Daß alſo die unſterblichen Werke des Homeros, Pindaros, der Tragiker und anderer Dichter, des Herodotos, Thukydides, Xenophon, Platon, Demoſthenes und anderer Autoren auf die Nachwelt gekommen — haben wir zunächſt jenen Philologen zu verdanken. [9])

So war demnach unſere Wiſſenſchaft gegründet, ihr Inhalt, Umfang und ihre Grenzen gezeichnet. Sie war in ihrem Entſtehen eben ſo umfaſſend, als praktiſch. Ptolemäus Lagi (oder der Erſte) und ſein Freund Demetrios Phalereus liebten vorzüglich die Ariſtoteliſche Philoſophie, als die der Wirklichkeit der menſchlichen Dinge und der praktiſchen Staatsführung am meiſten zuſagende. Daher, neben der Beförderung der grammatiſchen und kritiſchen Studien, die Erweiterung der Naturwiſſenſchaften — eine Richtung, die den Alexandriniſchen Philologen eigen blieb; wie denn Ariſtophanes der Byzantier die Thiergeſchichte des Ariſtoteles in einen Auszug brachte, Kallimachos die Ornithologie bearbeitete, und Ariſtarch's Schüler Tyrannion ſich den Ehrennamen Freund des Ariſtoteles verdiente. [10])

Derſelbe umfaſſende Geiſt belebte die Philologie bei Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften. Ihre Pfleger waren eben Gelehrte überhaupt, und nachdem die lateiniſche Sprache die der Kirche und des Staats geworden war, wurden ſie als claſſiſche Sprecher und Schreiber zu Geſchäftsführern der Regenten und der Völker berufen. Ja die Philologen waren und wollten Polyhiſtoren ſeyn. Ueber alle Fragen der menſchlichen Wißbegierde mußten ſie Rede ſtehen, und es war kein Zweig der Wiſſenſchaften, über den ſie nicht ſchrieben.

Schon vor dem Fall des griechiſchen Kaiſerthums hatte die griechiſche Literatur ihren Weg in's Abendland genommen, und einer ihrer erſten Verbreiter Manuel Chryſoloras hat in unſerm Lande zu Conſtanz, wohin er zum Concilium gekommen war, ſeine Ruheſtätte gefunden. [11]) Und am Ende desſelben fünfzehnten Jahrhunderts entzündete Johannes Reuchlin aus Pforzheim die Fackel der Wiſſenſchaft an dem Funken der ebräiſchen und griechiſchen Sprachen, und verſcheuchte damit ſiegreich die Finſterniß, welche die Kölner und andere Obſcuranten hartmäßig behaupten, verewigen wollten. [12]) In ſeiner Schule bildete ſich zuerſt Philipp Melanchthon aus Bretten,

---

[9]) Quintil. Instit. orat. X. 1. §. 54. Ruhnkenii Historia crit. Orator. graecc. Wyttenbach ad Vit. Ruhnken. p. 145. Geel Biblioth. crit. nov. p. 276.

[10]) *Φιλαριστοτέλης*. Strabo XIII. p. 386. seq. ed. Tzsch.

[11]) 1415 war er daſelbſt geſtorben. Grabſchrift von Poggio:

„Hic est Emanuel situs,
Sermonis decus Attici."

Und des Aeneas Sylvius:

„Ille ego, qui Latium priscas imitarier artes
Explosis docui sermonum ambagibus, et qui
Eloquium magni Demosthenis et Ciceronis
In lucem retuli, Chrysoloras nomine notus.
Hic sum post vitam, et peregrina in sede quiesco.
Huc me concilii deduxit cura."

(Ueber ihn ſ., außer denen, die ich im Blick auf die Anfänge und Fortſchritte des Studiums der claſſiſchen Literatur in der Rheiniſchen Pfalz und in den Badiſchen Landen in der Darmſtädter Schulzeitung 1832. Nr. 52. f., — Joh. Andres Anecdota Graeca et Latina, Neapoli 1816. Vol. I. Prodrom. —)

[12]) Ein großer Theil ſeiner Handſchriften und Bücher befindet ſich in der Hofbibliothek zu Karlsruhe (ſ. den angeführten Aufſatz in der Darmſtädt. Schulzeit. S. 422.)

der gelehrteſte und mildeſte unter den Reformatoren, bei dem wir auf unſerm Standpunkte nur ſeinen wohlverdienten Beinamen Lehrer Deutſchlands[13]) in Erinnerung bringen wollen. Zunächſt vor und neben ihm hatten Deſiderius Erasmus aus Rotterdam und Joachim Camerarius aus Bamberg ſich durch gründliche Sprachkunde, geſunde Kritik, durch die ächten Grundſätze und Uebung der Auslegung der alten, auch der bibliſchen Schriftſteller, und durch eingreifende und unvergängliche Verbeſſerung des Unterrichts und des geſammten Schulweſens unſterblich gemacht; wie ſie denn als hilfreiche Rathgeber der Deutſchen und der Nachbar-Länder allgemein verehrt wurden.

In dieſem ſechzehnten Jahrhundert war es in deutſchen Städten, namentlich Reichsſtädten, nicht nur der wetteifernde Stolz der edelſten Geſchlechter, Humaniſten zu unterſtützen und die claſſiſchen Studien auf alle Weiſe zu fördern; wobei ich nur an die Fugger von Augsburg, Raimund und Ulrich, zu erinnern brauche; ſondern auch die erſten Magiſtratsperſonen und Rechtsgelehrten derſelben Reichs- und Handelsſtädte waren und wollten Humaniſten und Philologen ſelber ſeyn; wobei einem jeden von uns die Namen Conrad Peutinger, Marcus Welſer, aus demſelben Augsburg, ingleichen Wilibald Pirkheimer in Nürnberg ſich in ehrendem Gedächtniß erneuern; und wenn uns hierbei die Peutingeriſche Tafel als eine unentbehrliche Urkunde der Geographie, auch unſerer deutſchen Länder einfällt, (eine Urkunde, um welche neulich die Akademie der Wiſſenſchaften in München ſich verdient gemacht, und womit ſich eben jetzt ein gelehrter hier anweſender Philolog beſchäftigt,) ſo ſtellet ſich uns in dem Freundepaar, dem genannten Pirkheimer und im Albrecht Dürer von Nürnberg das Muſter eines Bundes der Wiſſenſchaft mit der Kunſt vor Augen, wie es in denſelben ſchönen Tagen Italien in dem Seelenverein des Pietro Bembo und Rafael Sanzio geſehen und bewundert hatte.

Es folgten nun jene gewaltigen Geiſter, welche den ganzen Kreis des menſchlichen Wiſſens zu umfaſſen ſuchten mit mehr oder weniger Anſprüchen. Der große und doch ſo beſcheidene Iſaak Caſaubon (Caſaubonus), der durch das Licht der Religion erleuchtet in allen Dingen das Rechte ſah, und der an der unſterblichen Zuſchrift vor ſeiner Ausgabe des Polybios an ſeinen König Heinrich den Vierten mit klarem Verſtande und männlicher Kraft die ernſten Lehren der Geſchichte als einen Spiegel für die Fürſten vor Augen ſtellte; Joſeph Juſtus Scaliger, der, aller alten und neuern Sprachen kundig, in keinem Gebiete der Wiſſenſchaft Fremdling, den verworrenen Knäuel der Chronologie entwirrte, und daneben zu einer quellenmäßigen Univerſalhiſtorie zuerſt die Fundamente legte; Hugo Grotius, im Leben wie im Wiſſen gleich groß, muſterhafter Ausleger des N. T., Schöpfer des Natur- und Völkerrechtes, aufopfernder Patriot, gewandter Diplomat, glücklicher Dichter und Ueberſetzer der Dichter; endlich Claudius Salmaſius, den als Jüngling ein unlöſchbarer Wiſſensdurſt in der Heidelberger Bibliothek an den Rand des Grabes führte, der als Mann, wie ein zweiter Atlas die ganze Laſt der Literatur allein auf ſeine Schultern nehmen wollte, und wirklich über die Naturgeſchichte oder Univerſal-Ency-

---

[13]) Doctor Germaniae. — Im Inſcriptionsbuch der Univerſität Heidelberg iſt er als Student eingeſchrieben; in den Acten der philoſophiſchen Facultät daſelbſt als Baccalaureus der Philoſophie um's Jahr 1511. unter dem Namen Philippus Swargerdt de Bretten, wozu eine ſpätere Hand bemerkt hat: ὁ Φλιππος μελάγχθων totius orbis Miraculum MDXXIIII.

klopädie des ältern Plinius wie über die **Materia medica** eine ungeheuere Maſſe von Sprach- und Sachkenntniſſen ausgoß — aber eben in dieſem Verfahren unbewußt den Zeitgenoſſen die Lehre gab, daß dieſe gränzenloſe Richtung nicht länger verfolgt werden konnte, noch verfolgt werden durfte. Denn einmal hatte Saumaiſe in der Rechtskunde den Civiliſten große Blößen gegeben, ſodann hatte er mit ſeiner Bearbeitung des Plinius nicht Genüge geleiſtet. Daß er ſachlich nicht leiſten konnte, was in unſerm Jahrhundert durch Cuvier und Andere geleiſtet worden, war ihm nicht ſowohl zur Laſt zu legen, als daß er in ſeinem maſſigen und maaßloſen Verfahren die kritiſche Grundlage zu oft vernachläſſigt, d. h. daß er den ſehr im Argen liegenden Text jenes Autors vor allen Dingen nicht gehörig berichtet hatte — eine Arbeit, die daher mit vollem Recht noch neulich in dem Verein der deutſchen Naturforſcher und Aerzte als dringende Aufgabe geſtellt worden, und ſo eben durch löbliche Bemühung deutſcher Philologen nach und nach erledigt wird.

Jene maſſige Polyhiſtorie mußte nachgerade aufgegeben werden, weil die Wiſſenſchaften im Laufe der Zeit eine ſolche Ausbreitung gewonnen hatten, und ſelbſt zu einer ſolchen Maſſe angewachſen waren, daß die Einſicht der Unmöglichkeit, ſie alle zu umfaſſen, allgemein werden mußte. Selbſt die kühnſten und begabteſten Geiſter waren zur Erkenntniß gelangt, daß ſie ſich beſchränken müßten. — Was aber an Maſſe verloren gegangen, war für die Form gewonnen. Hatte das viele Wiſſen vorher oft den Geiſt verwirrt und unterdrückt, ſo ward er jetzt freier und ſeiner ſelbſt mehr froh. Er gewann hellere Einſicht in das Weſen ſeiner Wiſſenſchaft und deſſen, was bisher verſäumt worden.

Zuvörderſt in Betreff der ſogenannten höhern Kritik, ſo wurde nun erſt eine durchgreifende Reviſion der alten Schriftdenkmale der beiden claſſiſchen Sprachen zur Ausmittelung der Aechtheit und Unächtheit unternommen; Unterſuchungen, wodurch ſich, da ich jetzt lebende Philologen überhaupt nicht nennen will, unter den Britten Richard Bentley und unter den Deutſchen ſein Geiſtesverwandter Friedrich Auguſt Wolf unſterblich gemacht haben. Jetzt wurde die Kritik überhaupt, auch die der Texte im Einzelnen, ſo wie die Hermeneutik auf feſtere Grundſätze zurückgeführt, und eine elegantere Methode der Auslegung, beſonders durch Tiberius Hemſterhuys und durch Chriſtian Gottlob Heyne und ihre Schulen in Holland und in Deutſchland herrſchend. Wie ferner im vorigen Jahrhundert durch Leſſing und Winckelmann eine hellere Einſicht in das Weſen der redenden und bildenden Künſte gewonnen und verbreitet worden, ſo wurden und werden im gegenwärtigen der Geiſt der alten Poeſie, die Dichtungsarten und die metriſchen Syſteme theoretiſch und praktiſch ſtrenger unterſucht und gründlicher gewürdigt.

Aber auf der andern Seite iſt die Philologie weitläufiger geworden. Ich will jetzt nicht ausführen, daß in unſerm Jahrhundert das Studium unſerer herrlichen Mutterſprache in jeder Hinſicht nach viel ſtrengern wiſſenſchaftlichen Geſetzen behandelt wird und behandelt werden muß, als noch im nächſt vorhergegangenen; ich will nicht erwähnen, daß die Philologen eine ſchwere alte Sprache, das Sanſkrit, in den Kreis ihrer Studien zu ziehen angefangen, eine Sprache und Literatur, wovon unſere Altvorderen keine Notiz nahmen, noch zu nehmen brauchten — ſie hatten auch, wie auf dem Lehrſtuhl, ſo im ſchriftlichen und mündlichen Verkehr mit Ausländern, nur Latein nöthig, deſſen feſter Beſitz neben dem Griechiſchen und Ebräiſchen den vollendeten Philologen machte. Anjetzo müſſen wir Bücher unſeres Faches in allen neuern Sprachen leſen, und man fordert von uns und mit Recht, daß wir wenigſtens in zweien, im Franzöſiſchen und Engli-

ſchen, ſprachrichtig und geläufig mündlich und ſchriftlich uns ausdrücken können. Und müſſen wir nicht auch, ſeitdem griechiſche Jünglinge deutſche Univerſitäten beſuchen, deutſche Alterthumsforſcher die griechiſchen Länder bereiſen, der neugriechiſchen Sprache mächtig zu werden trachten? Aber alle dieſe neuern Sprachen lernen wir auch leichter, als Andere, und lehren ſie beſſer. — Wir ſind geſchicktere Sprachmeiſter, — weil wir der alten Sprachen Meiſter ſind. Ja, dieſe letzteren lernen und lehren wir unermüdlich; wir lieben ſie getreulich; — zuvörderſt um ihrer ſelbſt willen, wegen ihrer Klarheit, wegen ihrer logiſchen Schärfe, wegen ihrer Schönheit. O wie wäre es ſo gut geweſen, wenn die neuere deutſche Philoſophie nicht des Lateins entrathen zu können geglaubt hätte; und wenn man jetzt manchem jener transſcendentalen Dunkelmänner den Vorwurf, den man einem griechiſchen Philoſophen gemacht, nicht umgekehrt zurufen müßte: „Du biſt ein Philoſoph, aber ein Philolog biſt du mit nichten.“ [14]) Und an den Sprachen hängen die Sachen, die Begriffe, die Anſchauungen, die Gefühle mit ihren Abſtufungen, Schattirungen mit ihren Tinten und Tönen. Wollen wir die Sachen haben, wie ſie bei den claſſiſchen Alten zu finden ſind, ächt, unverkümmert und lauter, ſo müſſen wir ſie auch mit ihren angeborenen Stamm- und Natur-Lauten empfangen. Ueberſetzungen, auch die beſten, und wir Deutſchen haben vortreffliche, ſind und bleiben doch mehr oder minder — Schemen. — Hier giebt es keine Daguerrotypie, welche die Originalbilder der antiken Gedankenwelt auf den Grund einer andern, einer neuern Sprache herüber zu zaubern und feſtzuhalten vermöchte.

Der Nibelungenhort — vom Rhein her tönet ſeine Sage — aus dem großen Gedankenſtrome des Alterthums iſt er noch nicht ganz gehoben. Was wir Philologen noch täglich daraus gewinnen, ſind Goldkörner. Und eben weil wir dieſes reine Gold täglich unter den Händen haben, laſſen wir die plattirten Waaren moderner Induſtrie gleichgültiger zur Seite liegen. Ueberhaupt ſind wir Leute von der alten Welt. In keine Wiſſenſchaft iſt die neuere Journaliſtik ſo wenig eingedrungen, als in die unſere; und die ephemere Literatur kann einem Studium, das ſich mit Bearbeitung alter Grundtexte und Quellenkunde beſchäftigt, weniger anhaben. Darum iſt aber auch kein Stand der bürgerlichen Geſellſchaft mit zeitlichen Gütern weniger geſegnet als der unſrige; auf deren Beſitz wir jedoch, reich an geiſtigen Gütern, williger verzichten. Aber, wenn wir der Ehre werth ſind, ſo ſind wir auch eines Ehrenſoldes werth, und nicht gewärtig eines elenden Lohnes, den uns etwa ein amerikaniſirender, d. h. ein dem materiellen Mamonsdienſte verfallener, knauſernder Miniſter wie ein Almoſen von oben herab hinwerfen möchte. — Wir ſind ſtolz — aber auch beſcheiden. — Seitdem wir nämlich eingeſehen haben, daß wir die vielen Säle und Gemächer des Univerſalpalaſtes aller Wiſſenſchaften nicht mehr ausfüllen und ausſtatten könnten, haben wir aufgehört, Staatsmänner, Reichsräthe und Geſandten zu ſeyn, und haben uns beſcheiden in's Erdgeſchoß zurückgezogen. Dort iſt unſer Platz; — den aber behaupten wir auch, und vertheidigen ihn; er ruht unmittelbar auf dem Fundamente, und dieſes haben wir zu befeſtigen und zu bewahren.

Die Philologie iſt die Veſtalin, die das ewige Feuer, den geiſtigen Licht- und Lebensfunken zu bewachen hat. Darum iſt ſie keuſch und unverführbar durch die liederliche Literatur, wo ſie ſich auch einniſten will. Unſer Wahlſpruch iſt: „Das Schöne zum Guten.“ Vom Platon, der

[14]) Porphyr. de vita Plotini cap. 14. p. 64. ed. Oxon.: *Φιλολόγος μὲν ὁ Λογγῖνος, Φιλόσοφος δὲ οὐδαμῶς.*

ihn ausgesprochen, haben wir gelernt, daß das wahre Schöne bei dem höchsten Gute wohnt; wir wissen, daß das Erkennen und Aneignen dieses Schönen, wie es in den Musterwerken der Alten lebt, ein Bilden zum und im Sittlichen ist.

Aber das Schöne ist schwer, wie ein Solonisches Sprichwort [15]) sagt. Es erfordert Opfer, und an Aufopferungen sind wir gewöhnt. Gerne setzen wir ein Auge ein, um aus Mimers Weisheitsquelle zu trinken. Aber darum sind wir nicht einäugig, wie die Edda vom Odin sagt; auch nicht einseitig. „Daß keine der verschiedenen Seelenthätigkeiten beim Unterricht unangeregt und unbeschäftigt bleibe, sagt eine der geistreichsten Frauen Europa's; [16]) — daß das Urtheil geschärft und das Gedächtniß geübt, daß das Gefühl erwärmt, und die Einbildungskraft eben so wohl angeregt als leicht gezügelt werde; — welches Studium könnte wohl diese so verschiedenen und so wichtigen Bedingungen besser erfüllen, als das sogenannte classische? — Ich gestehe gerne, kein zweckmäßigeres zu kennen." — Das sagt eine französische Frau, und die Philologie der Deutschen hat sich in Frankreich anjetzo größerer Anerkennung zu erfreuen, als in ihrem eignen Vaterland. — Vielseitig macht uns schon die reiche Literatur der Alten, die uns aufgibt, Schriftsteller aller Art zu behandeln, Poeten und Prosaiker, Philosophen, Geschichtschreiber und Redner, der übrigen nicht zu gedenken. Da gibt's Arbeit die Fülle; und Arbeitsamkeit läßt Phantasterei nicht aufkommen, so wenig als der kräftige Geist der Alten Heuchelei und Pietismus, Fanatismus und Obscurantismus aufkommen läßt. Der Trank aus dem Quellborn der Alten ist klar und frisch, die Nahrung aus ihrem Saatfeld gesund und kräftig.

Wir dürfen von uns sagen, was Perikles von seinen Athenern sagte: „Wir lieben das Schöne mit wohlbeschränkter Einfachheit, wir lieben die Weisheit ohne Weichlichkeit." [17]) — Die Philologen sind so gute Patrioten als Andere, sie sind ebenmäßig mitgezogen in den letzten Befreiungskämpfen (**militatum abierunt.**) — Aber Ihr seyd, heißt es hier und dort, Republikaner. — Ja das sind wir, — aber im Freistaat der Gelehrten; in der bürgerlichen Welt kennen wir besser als jemand die Gebrechen und Uebel der alten Republiken. — Ja wir sind Republikaner; wir lehren unsere Schüler nach Platon's herrenloser freier Tugend [18]) trachten. Aber wir sind auch christliche Philologen; wir wissen: Gott macht den Menschen durch Gnade frei; wir haben gelernt und lehren es: Seyd unterthan der Obrigkeit, und: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist. — Wir dienen unsern Fürsten und verehren sie nicht mit Furcht, sondern als freie deutsche Männer, — und wir Badner insbesondere wir verehren unsern Fürsten und lieben ihn, denn er ehrt und liebt unsre Wissenschaft, ihn erfreut was in Literatur und Kunst das Alterthum Gediegenes und Schönes bietet. — Heil unserm Großherzog Leopold!

---

15) χαλεπὰ τὰ καλά. Plato Cratyl. p. 384 A. De Republ. IV. p. 435 C. VI. p. 497 D. Hipp. maj. fin. cf. Paroemiographi grr. ed. Gaisford p. 117, p. 388. sq.

16) Madame Necker de Saussure De l'éducation progressive ou Etude du cours de la vie, übersetzt von v. Hogguer und v. Wangenheim. Hamburg 1826. S. 428. f.

17) Thucyd. II. 40: Φιλοκαλοῦμέν τε μετ' εὐτελείας, καὶ Φιλοσοφοῦμεν ἄνευ μαλακίας.

18) ἀρετὴ ἀδέσποτον. Plato Republ. p. 617. E.

Nach Creuzer trat **Friedrich Jacobs** von Gotha auf. Eine freudige Bewegung und innige Rührung ergriff die Verſammlung bei dem Anblick des ruhmgekrönten Veteranen, deſſen langjähriges, erfolgreiches Wirken in den Grenzen der Gelehrſamkeit nicht minder als für die weiten Kreiſe der geſammten gebildeten Welt ſo Treffliches geleiſtet hat, und der in Geſinnung und Darſtellung überall uns als der treuſte Ausdruck echt humaner und claſſiſcher Bildung erſcheint. Dieſe Bewegung konnte ſich nur ſteigern, als Creuzer an dem Rednerſtuhle den Gefeierten mit folgender, durch ihre antike Einfachheit ausgezeichneten Anrede, bewillkommte:

Ehrwürdiger Greis!

Es wurde ſo eben des Guten und Schönen gedacht, aber auch des Soloniſchen Satzes, daß das Schöne ſchwer ſey. Sie haben dieſe Schwierigkeiten überwunden, Sie haben alle Elemente des Schönen in Wiſſenſchaft und Kunſt in ſich aufgenommen und repräſentiren es in unſerer Wiſſenſchaft. Was aber mehr iſt, an Ihnen iſt das Gebet des Sokrates in Erfüllung gegangen: „Verleihet mir, ihr Muſen, inwendig ſchön zu ſeyn!“ Sie, theurer Mann, ſind inwendig ſchön! Darum empfangen Sie unſere reinſte Verehrung.

Jacobs nahm nun ſelbſt das Wort. Er ſprach folgende Worte voll milder Weisheit:

Hochzuverehrende Herren!

Mein Hochverehrter Freund, Herr geh. Hofrath Rüßlin, hat die Güte gehabt, mich aufzufordern, dieſe glänzende Verſammlung von Freunden und Beförderern der claſſiſchen Studien, als der Bejahrteſte von Allen, mit einigen Worten zu begrüßen. Ich folge dieſer Aufforderung mit Vergnügen, da ſie mir eine Gelegenheit darbietet, für die höchſt freundliche und ehrenvolle Aufnahme, die mir von dieſer Verſammlung zu Theil geworden, meinen gefühlteſten Dank auszuſprechen. Zugleich aber, da ich vielleicht nie wieder Veranlaſſung haben werde, öffentlich, am wenigſten vor einer ſolchen Verſammlung von geiſtesverwandten Gelehrten, dergleichen das Vaterland nie, und nie zu einem edlern Zwecke vereinigt geſehen hat, zu ſprechen, benutze ich dieſen Augenblick, als ein längſt entlaſſener Veteran, ein **rude donatus**, Angeſichts dieſer würdigen Schaar mein **testamentum in procinctu** zu machen.

Man hat mir bisweilen die Ehre erzeigt, meine Liebe zum Frieden lobend zu erwähnen. Ich erlaube mir hierüber einige Worte zu ſagen. Jene Eigenſchaft mag zum Theil ein Erbe meiner Vorfahren ſeyn, die ſich, ſo weit ich ihre Geſchichte kenne, immer mehr bemüht haben, gute als berühmte Leute zu ſeyn. Nun hab' ich aber überdieß frühzeitig das Glück gehabt, die Heiligkeit der Wiſſenſchaften und ihren unermeßlichen Umfang im Ganzen und Einzeln zu ahnen, und, wenn ich dadurch auf der einen Seite zur Anſtrengung meiner Kräfte aufgefordert worden bin, ſo bin ich auf der andern unabläßig zu der richtigen Schätzung des Maaßes dieſer Kräfte zurückgeführt worden. Auf dem Standpunkte des hohen Alters, in welchem ich jetzt ſtehe, erſcheint mir das, was mir vielleicht gelungen ſeyn mag — auch wenn ich das Mißlungene nicht in Abzug bringe, unendlich gering gegen das, was ſelbſt in der engen Sphäre, die ich mir geſteckt habe, zu leiſten war. Oft und viel hab' ich an das Wort eines der größten Männer des vorigen Jahrhunderts, des Erfinders des Gravitations-Syſtems und des Infiniteſimal-Calculs, gedacht, der in ſeinem hohen Alter ausſprach: „Er komme ſich vor wie ein ſchwachſinniger Mann, der am Ufer des Weltmeers bunte Kieſel und Muſcheln ſammle, während der ganze unermeßliche Ocean mit ſeinen Schätzen vor ihm ausgebreitet liege.“ Wer könnte, nach einem ſolchen Bekennt-

niſſe eines ſolchen Mannes noch irgend einer Ueberſchätzung ſeiner eigenen Leiſtungen fähig ſeyn, vorzüglich in einer Wiſſenſchaft, in der, wie in der unſrigen, viele bunte Kieſel und Muſcheln geſammelt werden müſſen, um etwas des Anſchauens werthes aufzuführen?

Die Geſinnungen, die ich hier erwähne, in mir zu befeſtigen, hat der Einfluß eines Mannes beigetragen, der am wenigſten von uns vergeſſen werden darf, ſo gewiß als Jeder von uns ſein eignes Andenken der Nachwelt zu übergeben wünſcht, eines Mannes, der vor achtzig Jahren in der Wiſſenſchaft, welcher wir huldigen, auftrat und, nachdem er ihr eine lange Reihe von Jahren hindurch eine früher nie geſehene Würde verſchafft, durch Wort und That ſie gefördert, und hierdurch bei den Ausländern, wie in dem Vaterlande, einen faſt ungetheilten Ruhm erworben hatte, wie einſt Ariſtides und Themiſtokles, die Ungunſt eines Theiles ſeiner Zeitgenoſſen erfuhr, die, müde ſeinen Ruhm zu vernehmen, nur allzuleicht dem ungünſtigen Urtheile einiger Gegner glaubten. Wir können nicht zweifeln, meine Herren, daß ich von Chriſtian Gottlob Heyne ſpreche, deſſen Unterricht ich nur acht Monate, deſſen Freundſchaft ich länger als 30 Jahre genoſſen, und von dem ich in allen meinen Beſtrebungen ſo viele Beförderung der uneigennützigſten Art, und ſo viel liebende Theilnahme in allen meinen Verhältniſſen erfahren habe, als ich mit Worten nicht ausſprechen kann. Dieſen Mann, den, außer meinen verehrten Freunden, dem Herrn Geheimenrath Creuzer und Herrn Hofrath Thierſch, wohl nur wenige dieſer zahlreichen Verſammlung perſönlich gekannt haben, deſſen Enthaltung von perſönlichem Streite bekannt, und von Uebelwollenden ſogar als Anklage gebraucht worden iſt, dieſen Mann führe ich jetzt mit deſto größerer Freudigkeit an, da eben jetzt eine Menge ſeiner Briefe, in einer der trübſten Perioden Deutſchlands zur Abwehr eindringender Uebel geſchrieben, an das Licht getreten iſt, die von ſeiner unermüdlichen Liebe für alles Gute, von ſeinem Pflichteifer auch in den ſchwierigſten Verhältniſſen, von ſeiner Wahrheitsliebe und Treue bis zum Ende ſeines thätigen Lebens das herrlichſte Zeugniß geben.

Ich kehre zurück auf das, wovon ich ausgegangen bin, auf mein Vermächtniß. Den friedlichen Sinn, deſſen ich mir bewußt bin, vermache ich zunächſt den mir ſeit Jahren befreundeten Stiftern dieſes gelehrten Vereins, Thierſch und Roſt, die, unter den Auſpicien Alexanders v. Humboldt, dieſer Zierde deutſchen Adels und deutſcher Wiſſenſchaft, an den glänzenden Tagen des hundertjährigen Jubiläums von Göttingen den glücklichen Gedanken faßten, der uns hier zuſammen vereinigt hat; dann in weiteſter Ausdehnung allen Beförderern unſrer, der Bildung jedes Alters ſo heilſamen Wiſſenſchaft; und verbinde mit dieſem Vermächtniſſe die Bitte, daß, wenn Sie je die Segnungen deſſelben fühlen, Sie wohlwollend des alten Mannes gedenken, welcher bis zum letzten Ziele ſeines Lebens mit inniger Dankbarkeit an die Güte und Nachſicht denken wird, die er während ſeiner langen Laufbahn und noch zuletzt in dieſen ſchönen Tagen des Zuſammenſeyns mit Ihnen erfahren hat.

Als hierauf die verſammelten Gelehrten mit lautem Beifalle ihren Dank für das ſchöne Vermächtniß ausgeſprochen hatten, erklärte der ehrwürdige Redner mit bewegter Stimme, er müſſe jene Worte auf ſich beziehen: „Stirb Diagoras! denn den Himmel willſt du doch nicht erſteigen, und den Sternen biſt du ja nahe gekommen.“

Es folgte darauf ein Vortrag des Professor **Hermann** aus Marburg über **Plato's ſchriftſtelleriſche Motive.**

Leider mußte der Redner dieſen Vortrag mit der Bemerkung eröffnen, daß äußre Umſtände, die ſeiner Anherkunft vorausgingen, es ihm unmöglich gemacht hätten, das übernommene Thema ſchriftlich vorher zu bearbeiten, weßhalb hier auch nur eine überſichtliche Skizze davon gegeben werden kann; nur inſofern er ſich mit demſelben im Allgemeinen ſeit langer Zeit beſchäftigt, wollte er im Vertrauen auf die oft erprobte Nachſicht des Publicums, um ſich nicht zu zieren, dem an ihn ergangenen Rufe nach Kräften zu entſprechen ſuchen. An ſich ſey freilich keine Gelegenheit geeigneter als dieſe, wenn er ſich anders ſeinerſeits eine ſolche Vergleichung erlauben dürfe, um wie einſt Herodot vor der olympiſchen Panegyris, ſey es die Aufmerkſamkeit der Gebildeten auf eine literariſche Thätigkeit hinzulenken, ſey es die Reſultate einer ſolchen zu berichtigen oder zu ergänzen, und da er in ſeinem ſo eben vollendeten Werke über Plato gerade dieſen Gegenſtand, Plato's ſchriftſtelleriſche Motive nicht ſo ausdrücklich wie er es wünſchen möchte, erörtert habe, ſo möge es ihm wenigſtens vergönnt ſeyn, die Wahl deſſelben in einer kurzen Ausführung zu rechtfertigen; denn auf den erſten Blick könne es unnöthig oder ſelbſt lächerlich erſcheinen, nach den Motiven eines Schriftſtellers zu fragen, die ſich nach unſeren Begriffen von Verbreitung gemeinnütziger Kenntniſſe und der Ergebniſſe wiſſenſchaftlicher Forſchung von ſelbſt zu verſtehen ſchienen; bei näherer Betrachtung müſſe jedoch dieſes Verhältniß im Alterthume, wenigſtens dem früheren, ehe ſich noch Wiſſenſchaft und Leben getrennt und ein eigener Gelehrtenſtand gebildet habe, ganz anders erſcheinen, und wenn auch jener Scheidungsproceß bereits zu Sokrates Zeit durch die Sophiſtik begonnen habe, ſo bleibe immer noch die Frage übrig, ob wir darum Sokrates größten Schüler den Sophiſten beizählen ſollen; außerdem biete dieſer ſelbſt ſowohl in der Form einen ſolchen Contraſt gegen die Art, wie philoſophiſche Gegenſtände gewöhnlich behandelt zu werden pflegten dar, als auch ſcheine er in der Behandlung des Inhalts die gewöhnlichen ſchriftſtelleriſchen Mittel und Kunſtgriffe dergeſtalt zu verſchmähen, ja erkläre ſich namentlich im Phaedrus gegen alle ſchriftliche Gedankenmittheilung mit ſolcher Stärke, daß man billig fragen müſſe, wie ſich nun gleichwohl ſeine zahlreichen erhaltenen Schriften zu ſeiner Lehre und ſeiner Zeit verhalten? Auch lehre die Erfahrung, daß ſeine ſchriftſtelleriſchen Motive in alter und neuer Zeit ſehr verſchiedentlich beurtheilt worden ſeyen, und an dieſe Urtheile ſolle ſich daher auch der gegenwärtige Vortrag zunächſt anknüpfen, weniger um ſie zu widerlegen, als um in ähnlicher Art, wie der Redner Plato's Verhältniß zu ſeinen philoſophiſchen Vorgängern annehme, die Einſeitigkeiten derſelben zu verſchmelzen und einem jeden ſein gebührendes Recht angedeihen zu laſſen.

Von derjenigen Anſicht allerdings, die in Plato's vorliegender Schriftenmaſſe ein ſcientifiſches Syſtem erblicken wolle, das in dieſer Hinſicht z. B. mit der erhaltenen Sammlung der ariſtoteliſchen Schriften zu vergleichen wäre, könne in unſerer Zeit, die den vorzugsweiſe künſtleriſchen Charakter der platoniſchen Geſpräche im Gegenſatze der ariſtoteliſchen Trockenheit ſo tief begriffen habe, am wenigſten mehr die Rede ſeyn, und auch ganz abgeſehen von der äußeren Form derſelben, die jener Annahme widerſtreite, ſtünden ihr ſowohl beſtimmte Aeußerungen platoniſcher Briefe, als die Autorität des Ariſtoteles ſelbſt entgegen, welcher Stellen platoniſcher Schriften meiſtens unter Sokrates Namen, dem ſie dort in den Mund gelegt ſeyen, anführe, unter Plato's Namen aber ſehr häufig ganz andere Lehren bekämpfe, als ſich dort urkundlich nachweiſen laſſen.

Was die Briefe betreffe, ſo dürfe der Redner es zwar als ausgemacht annehmen, daß ſie nicht von Plato ſelbſt herrühren; eben ſo ausgemacht aber gelte es ihm, daß der ſiebente Brief von einem ſeiner nächſten Schüler in ſeinem Geiſte geſchrieben ſey, ſo daß, wenn es dort heiße, daß Plato von den Grundlehren ſeiner Philoſophie niemals etwas geſchrieben habe, noch ſchriftlich niederlegen werde, dieſe Angabe als eben ſo urkundlich zu betrachten ſey, als was Plato in der Apologie und ſonſt unter Sokrates Perſon von deſſen Lebensumſtänden und Geſinnungen berichte; und wenn gleich der zweite Brief als ſpäteres Machwerk nicht einmal dieſes Vorrecht in Anſpruch nehmen könne, ſo ſey doch auch ſeine bekannte Aeußerung, daß alles, was unter Plato's Namen ſchriftlich exiſtire, dem verjüngten und verſchönerten Sokrates angehöre, ein Beweis, daß man noch damals zwiſchen den Unterſcheidungslehren platoniſcher Weisheit und dem Inhalte jener ſokratiſchen Geſpräche diſtinguirt habe. Von Ariſtoteles endlich ſey es allbekannt, daß er die Hauptſätze der platoniſchen Ideenlehre, die er beſtreite, die Lehre von den Elementen der Ideen, dem Eins und dem Großen und Kleinen als dem Principe der Relativität u. ſ. w. ausdrücklich auf die ungeſchriebenen Meinungen ſeines Vorgängers zurückführe, und je ungereimter es ſey, wenn mancher dieſe lebendigen Traditionen, die höchſtens **per nefas** aus Plato's mündlichen Vorträgen hätten ſchriftlich verbreitet werden können, in einen eigenen Zweig ſeiner ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit verwandle, deſto ſicherer dürften wir es auf das Zeugniß jenes urkundlichſten Gewährsmannes der Geſchichte alter Philoſophie hin annehmen, daß jene Diſtinction der Briefe vollkommen hiſtoriſch begründet und die in Plato's Mund gelegte Läugnung einer ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit hinſichtlich ſeiner oberſten Principien eben ſo gewiß als der ſeinen Schriften beigelegte ſokratiſche Charakter durch die äußere Form derſelben beſtätigt ſey. Eben ſo wenig aber dürfe man ſich zweitens durch dieſe Form verleiten laſſen, Plato's ſchriftſtelleriſche Motive mit andern in der Abſicht zu ſuchen, ſeine Leſer in ſtufenweiſer Entwickelung mittelſt ſokratiſcher Mäeutik allmälig anregend und aufklärend bis zum Abſchluſſe der philoſophiſchen Ueberzeugung zu führen, ſo daß in dem Ganzen ſeiner Geſpräche wenn auch nicht die philoſophiſche Syntheſis vollzogen, doch eine zuſammenhängende Kette analytiſcher Erörterungen zu finden wäre, die den Mangel des Syſtems durch die Methode erſetzte und damit eben jenem oben berührten Tadel der Schriftſtellerei entginge, als welcher vielmehr den zuſammenhängenden Vortrag im Gegenſatze der ſokratiſchen Geſprächsform träfe; — hiergegen ſpreche, auch abgeſehen von andern Gründen, die aus der Betrachtung der einzelnen Geſpräche hervorgingen, ſchon die Bemerkung, daß die Geſprächsform für Plato keineswegs eine freigewählte, ſondern eine hiſtoriſch gegebene geweſen ſey, die nicht einmal erſt aus der ſokratiſchen Schule ſtammend bereits durch Zeno von Elea oder nach andern Alexamenus von Teos die Beſtimmung für philoſophiſche Gegenſtände erhalten habe, und den Namen der ſokratiſchen nur wie die äſopiſche Thierfabel **a potiori** trage, und ſo gewiß es ſey, daß Plato dieſer Einkleidungsweiſe eine Bedeutung abgewonnen und einen Stempel wiſſenſchaftlicher Zweckmäßigkeit aufgedrückt habe, wovon Alexamenus keine Ahnung gehabt haben möge, ſo beweiſe dies doch für den urſprünglichen Grund ſeiner Wahl nicht mehr, als wenn Ariſtophanes, wie er ſich ſelbſt in der Parabaſe des Friedens deſſen rühme, die geſchichtlich gegebene Luſtigmacherei der attiſchen Komik durch höhere politiſche und ſittliche Beziehungen geadelt habe. Auch die Stelle im Phaedrus, welche die Hauptſtütze jener Anſicht bilde, beweiſe, wie von dem Redner anderwärts ausführlich dargethan worden, eher das Gegentheil, indem die Beſtimmung der

Schrift, Bild der lebendigen Gedankenmittheilung, simulacrum vivi animatique sermonis, wie es van Heusde ausdrückt, zu seyn, nach bekannten platonischen Principien gerade ihren unphilosophischen Charakter im Gegensatze des lebendigen Wortes bezeichne, für den es dann keinen wesentlichen Unterschied mache, ob es ein Gespräch oder eine fortlaufende Rede sey, was sie im Buchstaben gleichsam versteinere: Plato's Gleichniß, daß die schriftlichen Kunstgebilde den Bildsäulen entsprächen, die, so täuschend sie auch nachgeahmt seyn möchten, doch stumm und still dastünden und den Fragenden ohne Antwort ließen, passe auf Dialogen eben so wohl wie auf sonstige Bücher, da jene doch nicht alle denkbaren Fragen und Antworten erschöpfen könnten, und wenn Schleiermacher seiner Voraussetzung gemäß, daß die sokratische Gesprächsform der platonischen Schriften eben die einzig entsprechende Einkleidungsweise platonischer Weisheit gewesen sey, behaupte, daß derselbe auch in seinen mündlichen Vorträgen sich der mäeutischen Entwickelung bedient haben werde, so stehe diesem die ausdrückliche Angabe von Aristorenus und Simplicius entgegen, wornach wir uns jene wie bei Aristoteles vielmehr akroamatisch, höchstens mit nachfolgender Discussion, vorstellen und demzufolge auch in der Form einen wesentlichen Unterschied zwischen ihnen und seinen Schriften annehmen müssen. Wohl aber sey es drittens auch auf der andern Seite zu weit gegangen, wenn manche, sey es von einem mißverstandenen Gegensatze exoterischer und esoterischer Weisheit, sey es von der Aeußerung im Phaedrus ausgehend, daß alle schriftstellerischen Werke nur Scherze und Ziergärtlein seyen, Plato's Gespräche nur äußerlich als Kunstwerke ansähen, welche die eigenthümlichen Reize der sokratischen Dialektik in mimisch-dramatischer Darstellung zu reproduciren, den philosophischen Inhalt aber für das größere Publicum vielmehr in ein geheimnißvoll lockendes Halbdunkel zu verbergen, als auf Belehrung und Aufklärung hinzuwirken bezweckten, wodurch Plato gerade auf den Standpunkt der Sophisten, eines Protagoras u. A. zurücktreten würde, von welchen er selbst im Theätet sagt, daß sie die Wahrheit ihren Schülern nur im Geheimen mitgetheilt, dem großen Haufen dagegen in Räthsel gehüllt hätten; im Gegentheil trügen seine Schriften so viele rein philosophische Wahrheiten zur Schau, daß man billig fragen müsse, was denn Plato über diese nämlichen Gegenstände seinen näheren Schülern Tieferes habe bieten können, und auch ohne den Inhalt seiner Schriften dem seiner mündlichen Vorträge gleich zu stellen, dürfe man jene doch keineswegs in dem Sinne exoterisch nennen, daß sie um der künstlerischen Form willen die philosophische Auffassung des Gegenstands verläugnet oder aufgegeben hätten, ja selbst die Menschen, die man am Häufigsten als Beweise einer verhüllenden Einkleidung anführe, seyen eben so wenig wie die der alten Mythologie willkürlich gewählte Allegorien zur Veranschaulichung einer abstracten Wahrheit, sondern nothwendige Ausflüsse der ganzen Richtung der platonischen Philosophie, deren Resultate, wenigstens was das Band zwischen der geistigen und sinnlichen Welt betraf, nach den Prämissen derselben gar nicht anders hätten eingekleidet werden können: eine Lehre, die der Sinnenwelt ein Ideenreich als Analogon gegenüber gestellt und die alte noch bei Empedokles sichtbare Verwechselung von αἴσθησις und νόησις nur in soweit vermieden habe, als sie letztere als ein geistiges Schauen auffaßte, habe sich auch für die Verknüpfung beider Gebiete des sinnlichen Ausdrucks nicht erwehren können, und wie der Begriff durch seinen Eintritt in die Materie gleichsam seine wissenschaftliche Reinheit verliere, so sey auch zur Bezeichnung dieses Eintritts und seiner Folgen ein rein wissenschaftlicher Ausdruck nicht mehr möglich gewesen, so daß die mythische Einkleidung, weit entfernt eine bloße Hülle zu seyn, Pla-

to'n gerade als die adäquateſte für diejenigen Gegenſtände, auf welche er ſie anwandte, das heißt für die Uebergangspunkte aus der Wirklichkeit in das Jenſeits und umgekehrt, habe erſcheinen müſſen.

Mit eben dieſer Bemerkung, fuhr der Redner fort, laſſe ſich nun aber der Widerſpruch zwiſchen Plato's reicher ſchriftſtelleriſcher Thätigkeit und ſeiner Proteſtation gegen dieſelbe, ſo wie zwiſchen der künſtleriſchen Form der platoniſchen Schriften und ihrem philoſophiſchen Inhalte, und der daraus hervorgegangene Widerſtreit der Anſichten über ſeine ſchriftſtelleriſchen Motive auf's Einfachſte löſen, ſobald man nur die Principien und deren Anwendung ſcheide, von welchen jene als die eigentlich philoſophiſche reine Wahrheit dem ſinnlichen Ausdrucksmittel der Schrift eben ſo widerſtrebt, als dieſe ſeiner bedurft habe, und demgemäß zwar einerſeits die mündlichen Vorträge, die ſich insbeſondere mit den Principien beſchäftigt hätten, von den Schriften ſcheide, anderſeits jedoch nicht ſowohl beide parallel ſtelle, als vielmehr die akroamatiſchen Lehren als die Fortſetzung und den Schlußſtein der ſchriftlichen betrachte, die inſofern zwar vieles, was hier nur beiläufig angedeutet geweſen, klarer entwickelt, im Ganzen aber über den nämlichen Gegenſtand nichts verſchiedenes gelehrt hätten. Derſelbe erinnerte hierbei namentlich an Parmenides, der in ſeinem großen Lehrgedichte vom Weſen der Dinge gleichfalls die Principien als die Wahrheit von der Erſcheinung als der Unwahrheit getrennt, und letztere als das Nichtſeyende nicht nur aller wiſſenſchaftlichen Behandlung, ſondern auch aller Denk- und Ausdrückbarkeit für unfähig erklärt, gleichwohl aber auch ihr einen Abſchnitt ſeines Werkes gewidmet und ihre Thatſachen auf phyſikaliſche Geſetze zurückzuführen geſucht habe; in ähnlicher Weiſe habe Plato die Behandlungsart der Erſcheinung als untauglich für die Principien oder die eigentlich philoſophiſche Wahrheit erklärt, nur mit dem Unterſchiede, daß er für letztere vielmehr das lebendige Wort in Anſpruch genommen und gerade der Erſcheinung die Schrift zugewieſen habe, weil er auch dieſe nicht wie Parmenides der Wahrheit abſolut entgegenſetze, ſondern als einen ähnlichen Abglanz von ihr betrachte, wie es nach der obigen Bemerkung die Schrift von der mündlichen Rede ſey, und demzufolge in der Wirklichkeit nicht mehr den Gegenſatz, ſondern nur die Anwendung der höchſten Principien erblicke. Denn darin ſtehe jener allerdings hoch über den Eleaten, deren Abſtraction zuletzt nur habe in das andere Extrem der Emancipation der individuellſten Wirklichkeit bei den Sophiſten umſchlagen können, während die Wahrheit nach Gorgias bekannter Argumentation entweder gar nicht zu ſeyn, oder geſetzt auch ſie wäre, nicht erkannt, oder geſetzt auch ſie würde erkannt, nicht in Worten ausgedrückt werden zu können geſchienen habe, da man den Gedanken doch unmöglich, ſo wie er gedacht worden, in die Seele des andern legen könne; erſt durch die Wiederanknüpfung des Bandes zwiſchen der Geiſtes- und Sinnenwelt habe Plato auch das rechte Verhältniß ergriffen, Wort und Begriff hergeſtellt, indem er erſteres im Kratylus und ſonſt als ein ähnliches Bild des letzteren dargeſtellt habe, wie es die übrigen ſinnlichen Erſcheinungen deſſelben auch ſeyen, und ohne darum die Schrift, wo das Wort gleichſam den Nabelſtrang, der es mit der lebendigen Gedankenerzeugung vereinigte, zerriſſen, und ſich als todtes Kunſtwerk verſelbſtſtändigt habe, zum Ausdrucke der höchſten Begriffswahrheit geeignet zu halten, habe ihm gleichwohl auch ſie nicht weniger als die erſcheinende Wirklichkeit ſelbſt wenigſtens relative Wahrheit enthalten zu können ſcheinen müſſen. Ließen ſich alſo auch einerſeits ſeine mündlichen Lehren, der Inhalt der ἄγραφα δόγματα, im Verhältniß zu den ſchriftlichen mit demjenigen vergleichen, was Parmenides von dem Seyenden als der Wahrheit ſage, ſo hörten darum

bei ihm auch die ſchriftlichen noch nicht auf, philoſophiſch zu ſeyn, weil ſie nicht das Nichtſeyende als ſolches, ſondern nur inſofern beträfen, als die Principien der Wahrheit ſich auch in ihm wiederfänden und ihre Anwendung erhielten; nach der von Plato in dem Geſpräche Parmenides entwickelten Anſicht erhalte ja ſelbſt das Princip aller Wahrheit, das Eins, ſeine Realität nur durch das Heraustreten aus ſich und ſeine Erſcheinung in der Mannigfaltigkeit, ſo hoch es auch ſeiner Weſenheit nach über dieſer ſtehe, und möge ihm folglich auch die ſchriftliche Darlegung dem Weſen des Princips als ſolchem nicht zu entſprechen geſchienen haben, ſo könne ſie darum da, wo es ſich um die Zurückführung der Erſcheinung auf jenes handle, um ſo weniger unphiloſophiſch heißen, je gewiſſer das Princip auch in der Erſcheinung vorhanden, und die ſinnliche Hülle des Wortes für das Ohr eben nur derjenigen analog ſey, in welcher es dort für das Auge wahrnehmbar werde. Unphiloſophiſch könnte man nach unſerm Standpunkte nur das nennen, daß jene Anwendung in den platoniſchen Geſprächen ohne vorgängige Verſtändigung über die Principien gelehrt werde, wie denn jeder Leſer des Plato ſich erinnere, wie häufig Sokrates dort einen Begriff u. ſ. w. einſtweilen als bekannt annehme, um die Unterſuchung über den gegebenen Gegenſtand weiter führen zu können, ſo daß die Principien, wo ſie ſich erwähnt finden, in der Regel als Anticipationen oder Axiome erſchienen, für welche höchſtens hier und da der Verſuch eines populären oder inductiven Beweiſes gemacht wurde; — aber gerade daraus gehe bei ihm nur hervor, daß ſie ihm in ihrer ganzen Reinheit lebendig vorgeſchwebt hätten, während er ſie für dasjenige Publicum, auf welches er nur ſchriftlich wirken konnte, zunächſt blos in ihrer ſinnlichen Erſcheinung habe andeuten können, und ſo ergebe ſich ſein ſchriftſtelleriſches Motiv als ein ähnliches, wie er es der Gottheit bei der Schöpfung des Schönen auf der Erde unterlege. Die in den Ideen enthaltene Wahrheit ſey vor allen Dingen vorhanden; da ſie aber an ſich dem ſinnlichen Menſchen unerkennbar bleibe, ſo lehre der Phädrus, daß dazu die Schönheit als ihr ſichtbares und hörbares Abbild, die in der Mannigfaltigkeit erſcheinende Einheit, beſtimmt ſey, die Seele zuerſt für ſie zu gewinnen und auf ſie zu richten, bis das geiſtige Auge hinlänglich geſchärft ſey, um des ſinnlichen Mediums nicht mehr zu bedürfen: gerade ſo ſeyen auch die Principien in der Seele des philoſophiſchen Schriftſtellers von vorn herein vorhanden, eben ſo wenig aber, wie die Gottheit die Ideen in ihrer abſoluten Reinheit, könne er die Principien in ihrer abſtracten Nacktheit in dem ſinnlichen Medium der Schrift niederlegen, ſondern zunächſt nur die Wirklichkeit durch Hinweiſung auf ſie adeln und durch wiſſenſchaftliche Behandlung dieſer eine Ahnung jener erregen, bis ſich der Geiſt ihnen ſo weit genähert habe, daß er der künſtleriſchen Vermittelung nicht mehr bedürfe, und ſo nothwendig daher Plato für dieſes letztere Stadium, wo der Geiſt die Wahrheit ohne Hülle ſchauen ſollte, die ſchriftliche Mittheilung habe verwerfen müſſen, ſo brauchbar und zweckmäßig ſey ſie für das erſtere geweſen. Er ſelbſt laſſe ja dort die ſchöne Redekunſt überhaupt unter dem Geſichtspunkte einer ψυχαγωγία, Seelenleitung, gelten, und wenn es an ſich keinem Zweifel unterliege, daß die beiden Theile des Geſprächs in einem tieferen als bloß äußerlichen Zuſammenhang ſtünden, ſo laſſe ſich dieſer nicht einfacher und bequemer nachweiſen, als indem man die ſchriftliche Einkleidung, von welcher der zweite Theil handle, mit der Liebe zur Schönheit, der der erſte gewidmet ſey, in Parallele ſetze, wo dann zwar der Mißbrauch beider ſcharf getadelt, der rechte Gebrauch aber eben in dieſer Hinſicht empfohlen werde, daß beide es zwar nicht mit der Wahrheit als ſolcher zu thun hätten, für den ſinnlichen Menſchen aber die Brücke

zu derſelben böten; der philoſophiſche Schriftſteller, ſchreibe er auch eben ſo wenig in der Form der Wahrheit, als ſelbſt die Harmonie des Weltgebäudes das Ideenreich in ſeiner Reinheit repräſentire, ſey doch bei richtiger Anwendung der Principien wenigſtens ein Seelenleiter zur Wahrheit hin, und darauf beruhe denn auch die künſtleriſche Darſtellung und die ſokratiſche Einkleidung der platoniſchen Geſpräche mit ihrer pſychologiſchen Feinheit, die zwar nicht der höchſte Gipfel platoniſcher Weisheit, aber doch die höchſte Blüthe desjenigen ſey, was Plato in Sokrates Geiſte gewirkt und erſtrebt habe. Gewiſſermaßen trage freilich Plato's ganze Philoſophie einen weſentlich künſtleriſchen Charakter, in ſo fern ſie eben der obigen Bemerkung zufolge die Mannichfaltigkeit zur Einheit zu erheben, dieſe in jener nachzuweiſen, und damit das Princip der Schönheit und Harmonie über das ganze Leben der Welt und Menſchheit auszudehnen ſuche; eben deßhalb aber könne ſich dieſer ihr künſtleriſcher Charakter nur da zeigen, wo es die Anwendung der Principien auf die Wirklichkeit gelte, mit welcher Sokrates ſich ausſchließlich beſchäftigt habe, während er verſchwinde, wo ſie über die Sphäre mehr oder minder praktiſcher Tendenzen zu dem Principe der Einheit u. ſ. w. ſelbſt hinaufſteige, und je künſtleriſcher Plato's ſchriftſtelleriſche Natur geweſen ſey, deſto richtiger habe ihn ſein Tact geleitet, hinſichtlich dieſer Region auf jede ſchriftliche Darſtellungsweiſe zu verzichten. Nur in wenigen ſeiner Schriften finde ſich gerade aus dieſem Grunde, weil ſie ſich mit den Principien beſchäftigten, eine unkünſtleriſche Darſtellung, wie in dem oben erwähnten, mit Parmenides Namen bezeichneten Geſpräche, und dieſe müßten deßhalb ſchon darum einer früheren Periode beigelegt werden, wo er ſich noch nicht zu der Klarheit der Ideenlehre hinaufgerungen gehabt habe, die vom Phädrus an allen ſeinen Werken im Hintergrunde liege. Dieſe zweite Diſtinction jedoch weiter im Einzelnen zu verfolgen, ſah ſich der Redner durch die Kürze der Zeit verhindert, und glaubte ſich derſelben auch um ſo eher entſchlagen zu können, als er ſeine Anſichten über Plato's allmälige Schriftſtellerentwickelung anderswo ausführlich niedergelegt hat; — daß die aus dem Phädrus entnommenen ſchriftſtelleriſchen Motive auf diejenigen Dialoge, die nach äußern und innern Gründen vor jene fallen müſſen, keine unbedingte Anwendung finden können, verſtand ſich von ſelbſt, und ſo unvollkommen die Aufgabe auch bei der gebotenen Eile gelöſt ſcheinen mochte, ſo tröſtete er ſich gleichwohl mit Plato's Ausſpruche, daß das Wort überhaupt nur ein ſchwacher Abdruck des Gedankens ſey, und dankte nur den Zuhörern, daß ſie ihn nicht ſeines Philoſophen Schickſal hätten erfahren laſſen, dem bei der Vorleſung des Phädo der einzige Ariſtoteles aushielt — möchte er in ihnen, ſchloß er, lauter Geiſtesverwandte des Ariſtoteles erblicken dürfen!

Nach Profeſſor Hermann ſprach **Suringar**, Stadtrath von Leeuwarden und Ständemitglied von Friesland in Holland, in einem kurzen Vortrage **über allgemeine Volksbildung**, insbeſondere über die geringe Sorgfalt, die man bisher auf diejenigen jungen Leute verwendet, welche die Volksſchulen verlaſſen hätten. Er bemerkt dabei, er ſey in Deutſchland viel herumgereist und habe manche treffliche Einrichtungen kennen gelernt. Er könne mit voller Ueberzeugung behaupten, daß gerade Deutſchland in Rückſicht auf Volksbildung Bedeutendes geleiſtet habe und noch leiſte. Auch Holland zeichne ſich hierin aus, und habe beſonders in der letzten Zeit

ſeine Aufmerkſamkeit auf die Jünglinge gerichtet, denen, nachdem ſie die Volksſchulen verlaſſen hätten, keine Mittel zu ihrer weiteren Ausbildung zu Gebote ſtänden. Deßhalb habe man, um den Nachtheil, welcher aus dieſem Umſtande für Kinder niederer Stände erwüchſe, zu beſeitigen, theils Leihbibliotheken angelegt, in denen alle möglichen Werke enthalten ſeyen, wodurch ſich ſolche Jünglinge weiter bilden könnten, theils habe man Schulen eingerichtet, in denen das, was in den Volksſchulen gelernt werde, wiederholt und weiter fortgeführt werde; ja durch einzelne Verordnungen ſeyen die Schullehrer verpflichtet worden, wenigſtens 2 Stunden wöchentlich ſolchen Jünglingen Unterricht zu ertheilen, welche die Volksſchulen verlaſſen hätten. Allein dadurch ſey nur theilweiſe der Zweck erreicht worden. Der Redner erlaube ſich daher, die geehrte Verſammlung, und durch ſie vielleicht ganz Deutſchland auf dieſen Gegenſtand aufmerkſam zu machen, und ſtelle an die Verſammlung die Bitte, ſie möge ſich zum Organe hergeben, durch welches er folgende Preisfrage bekannt machen könne:

„Welches ſind die Urſachen, warum ſo viel Gutes, was die Kinder in den Schulen „gelernt haben, wieder verloren geht, ſobald und nachdem ſie die Schulen verlaſſen ha„ben? Welche Mittel können gegen dieſen Verluſt nach dem Verlaſſen der Schulen an„gewendet werden, durch die Kinder ſelbſt, durch Eltern, Lehrer, Geiſtliche, Privatperſonen „und Vereine, auch durch den Verein der deutſchen Philologen und Schulmänner, und end„lich durch den Staat, beſonders in Hinſicht auf ſolche Kinder, welche nicht für den ge„lehrten Stand und damit zum Beſuche einer Univerſität beſtimmt ſind?“

„Bei der Beantwortung dieſer Frage ſoll man erſtens entſcheiden, ob nicht vielleicht in dem Unterrichte ſelbſt der Keim des Verluſtes liegt: theils, weil vieles von dem, was die Kinder in den Schulen lernen, wenn es auch den Namen eines guten Unterrichtes trägt, eigentlich nicht gut iſt und alſo vermöge ſeiner Beſchaffenheit wieder verloren geht; und theils, wenn es auch gut iſt, nicht auf eine ſolche Weiſe gelehrt und gelernt werde, die es wahrſcheinlich macht, daß es nicht wieder verloren gehe. Zweitens, und hauptſächlich ſoll man aber die Mittel angeben, dem Verluſte von dem, was wirklich gut iſt und gut gelehrt und gelernt wurde, zuvorzukommen.“

„Für die beſte Löſung wird ein Preis von dreihundert Gulden rhein. Währung beſtimmt. Die Antworten müſſen bis zum 1. Januar 1841 eingeſchickt, und der Name des Verfaſſers auf einem verſiegelten Zettel beigelegt ſeyn, welcher die nämliche Ueberſchrift haben muß, wie der Aufſatz ſelbſt!“

Ich empfehle dieſe Sache, fuhr der Redner fort, dieſer verehrten Verſammlung von Philologen und Schulmännern. Mein Verlangen iſt, nicht bloß eine gute Antwort auf die Preisfrage zu haben, ſondern vielmehr hoffe ich, wenn jene Antwort da iſt, und die Mittel angewieſen ſind, daß dieſe Mittel auch angewendet werden ſollen, und daß auch die Mitglieder dieſes Vereines, deſſen Zweck ja, ſo viel ich aus dem ſchönen Vortrage des Geheimenrathes Creuzer entnehmen konnte, der Zweck des wahren Philologen, nämlich Volksglück und Volksbildung iſt, durch Einfluß und Vorbild für die Bildung der Jugend, welche die Schule verlaſſen hat, ſorgen mögen. Wenn ich bedenke, daß die Mitglieder dieſes Vereines in allen Gegenden Deutſchlands wohnen, wie viel Gutes kann dann aus ihrem Mitwirken entſtehen!

Das Gute zu wollen und zu thun iſt unſer aller Streben, und wahr iſt's, was ein deutſcher Schriftſteller in der Nähe von Gotha, Salzmann, ſagte:

„Wie viel Gutes ein Menſch thun kann, wenn es ihm recht Ernſt iſt, Gutes zu thun, das weiß der Menſch ſelbſt nicht.“

Dieſer Antrag wurde wegen der edeln, hochherzigen Geſinnung, die der Redner durch Wort und That bewies, mit allgemeinem Beifall aufgenommen, und es wurde, obgleich Mehrere bemerkten, das Volksſchulweſen liege eigentlich den Zwecken des Vereines entfernt, beſchloſſen, die Geſellſchaft ſolle, da die humane Bildung in Verbindung mit der Volkserziehung ſtehe, und die letztere auf die erſtere einwirke, die Preisfrage weiter bekannt machen und eine Commiſſion erfahrener Schulmänner ernennen, welche die erwarteten Preisſchriften prüfen, und das Reſultat ihrer Arbeiten der vierten Verſammlung deutſcher Philologen und Schulmänner zur Verkündigung vorlegen ſolle. — —

Hierauf folgte der Vortrag des Hofrath **Dr. Guſtav Schilling** aus Stuttgart **über die Beziehungen der einzelnen Sprachlaute zu den verſchiedenen Vermögen des menſchlichen Geiſtes.**

Hochzuverehrende Herren!

Erlaube auch ich mir, für einige Augenblicke Ihre Aufmerkſamkeit in Anſpruch zu nehmen, ſo geſchieht es lediglich im Intereſſe eines Gegenſtandes, der, meiner Anſicht nach, ſo ſehr tief in alle öffentliche und geſellſchaftliche Verhältniſſe des menſchlichen Lebens eingreift, und dennoch, bei unſerer Sprachkultur auf den Academien und höheren Lehranſtalten, ſo wenig mehr in ſorgfältige Berückſichtigung gezogen zu werden ſcheint, daß ich glaube, einen großen Theil des immer fühlbarer werdenden Erſchlaffens und Ermattens jener Verhältniſſe gerade dieſer Vernachläſſigung jenes Gegenſtandes zuſchreiben zu müſſen. Ich meine unter dieſem

> die Beziehungen, in welchen unſer einzelner Sprachlaut ſchon, und das tönende Wort, ganz abgeſehen von ſeiner grammatiſchen Bedeutung, zu der geſammten Geiſtigkeit des Menſchen ſteht.

Tria sunt — ſagt Quintilian — **quae praestare debet orator, ut doceat, moveat et delectet**; der geiſtliche wie der weltliche, öffentliche wie private Redner, in Kirche, Schule und Haus, auf den Cathedern, Stühlen und Bänken, der Redner aber iſt es, welchem die Feſtigkeit des Bandes anheim fällt, das den Staat wie die Kirche, die große geſellſchaftliche Maſſe wie den kleinen engen Kreis der heimathlichen Familie einend umgibt, und der durch ſeinen Einfluß allein ſolches zu löſen oder immer feſter zu ſchlingen die Gelegenheit wie die Kraft hat; und das movere jenes Satzes kann ohnzweifelhaft nur erreicht werden, wenn außer der deutlichſten und klarſten Darlegung des Sinnes der Redner bei ſeinem Vortrage auch jene Beziehungen noch in Erwägung ſtellt, in welchen das gebrauchte Wort, ja ſelbſt der einzelne gebrauchte Laut zu dem Gemüthe ſteht, zu welchem er ſpricht. Nicht genug iſt es, daß wir belehren in unſeren Vorträgen, wir müſſen auch unterhalten, aber nicht genug auch iſt es, daß wir belehren und unterhalten, ſondern wir müſſen auch rühren: dann erſt, wenn wir des Herzens uns vergewiſſert

haben, können wir, bei den mannigfaltigen Wechſelbeziehungen der verſchiedenen Vermögen des menſchlichen Geiſtes unter und zu einander, auch mit einiger Beſtimmtheit hoffen, auf den Verſtand und die Vernunft zugleich, auf die Denk- und Sinnesart unſeres Hörers irgend einen leitenden Einfluß zu üben. Solche Vergewiſſerung aber wird und kann uns nur werden durch Beachtung jenes Verhältniſſes zwiſchen Sprachlaut und Pſyche: ein Verhältniß, das — ſo weit ich meine Beobachtung dieſerhalb ausdehnen konnte — bei unſerem höheren Sprachunterricht aber und der jetzigen Heranbildung von Rednern, welcher Art nun, viel zu wenig, ja nicht ſelten gar nicht mehr in ſorgſame Beachtung gezogen wird, indem man dabei ſchon genug gethan zu haben glaubt, mit der Pflege der logiſch und oratoriſch richtigen Entwickelung der Gedanken, und — wenn's hoch kommt — allenfalls noch einige Aufmerkſamkeit richtet auf die bloße Schönheit der Form dieſer Entwicklung, nicht daran gedenkend, daß durch ſolche Einſeitigkeit des Unterrichts gerade die erſte Veranlaſſung gegeben wird zu dem immer Seltenerwerden guter Redner auf den Kanzeln und Cathedern wie auf den Tribünen, in den Kammern wie in den Richterſälen, und daß auf ſolche Weiſe gerade ein größerer oder geringerer Theil der Schmach auf die Schule gewälzt wird, die das bereits erwähnte, immer fühlbarer werdende Erſchlaffen aller geſellſchaftlichen Bande nach und nach über die Menſchheit bringen muß; denn die Sprache iſt doch nun einmal das weſentlichſte und wirkſamſte Mittel zur Offenbarung eines Innern und dasjenige Element gerade, welches jene Geſellſchaft wie ein warmer Pulsſchlag durchbebt. Schiller und Göthe — ſagen wir — ſind die größten deutſchen Dichter, und der oratoriſchen Gewandtheit eines Demoſthenes und Cicero leihen wir ſtaunend unſer Ohr: allein die despotiſche Gewalt faſt, welche ſie mit ihren Reden auf uns üben, dürfen wir nicht etwa bloß ſuchen in der Schwere und Tiefe der Gedanken, auch nicht etwa bloß in der Schönheit der Form, mit welcher ſie dieſe Gedanken vortragen, ſondern wir müſſen hauptſächlich auch ſie ſuchen in der pſychologiſchen Beſtimmtheit und Wahrheit des Lautes ihrer Ausdrücke und Worte. Gedanken — ſo tief und ergreifend als ſie — haben Tauſende nach ihnen ſchon wieder gehegt und geſprochen, aber in ihrer Wirkung ſind dieſe doch keine Göthe und keine Schiller, kein Demoſthenes und kein Cicero geworden.

Will ich damit aber nur die Nothwendigkeit andeuten, bei unſerem höhern Sprachunterrichte und beſonders bei der Bildung zukünftiger Redner auch auf die Wahl und Stellung der Worte hinſichtlich ihres einzelnen Tonlauts wieder mehr Rückſicht und belehrende Sorgfalt zu nehmen, ſo liegt zur Begründung ſolcher Nothwendigkeit mir auch noch ob:

einmal nachzuweiſen, daß in der That unſeren einzelnen Sprachlauten für ſich ſchon eine ſolche engere Beziehung zu den verſchiedenen Vermögen des menſchlichen Geiſtes inwohnt, und

dann dieſe Beziehungen ſelbſt auch näher an's Licht zu ziehen.

Den Beweis zunächſt betreffend für ein ſolches Verhältniß, ſo liefert denſelben die Sprache ſelbſt, und dergeſtalt zwar, daß hier nicht etwa von einem einzelnen beſtimmten Idiom bloß die Rede iſt und ſeyn kann, ſondern von der Sprache aller Völker, der Sprache der Menſchheit überhaupt. Alle Rede nämlich iſt eine Art articulirter Muſik, und als die erſten Elemente dieſer Muſik müſſen wir anerkennen die einzelnen Buchſtaben und Laute. Iſt der Satz aber richtig, woran wohl Niemand zweifelt, ſo muß auch der folgende richtig ſeyn, daß die Sylben und Wörter, welche aus jener Summe von Tönen und Lauten zuſammengeſetzt werden, nur nach ſtets vorwaltenden Geſetzen der Tonkunſt ſich bilden,

und daß die Aussprache derselben ebenfalls stets nur nach den rein musikalischen Grundgesetzen geformt werden muß. Einverstanden damit sagt auch Bernhardi in seiner Schrift über die Natur-Buchstaben (pag. 4.): „Es ist durchaus richtig, daß schon jedes einsylbige Wort, dessen Vocal auf „beiden Seiten durch mehrere Consonanten eingeschlossen ist, ein völlig musikalisches Princip in sich „schließt. Die vor dem Vocal stehenden Consonanten schreiten nämlich crescendo fort, der tö„nendste rückt unmittelbar an den Vocal, der den höchsten Ton hat, und die hinter dem Vocal „folgenden Consonanten schreiten decrescendo fort. Das ist ein unmittelbares Grundgesetz in „allen Sprachen.“ Demnach ist denn das erste musikalische Gesetz, das wir bei der Aussprache der einzelnen Sylben und Wörter zu beobachten haben, das Gesetz der Bewegung oder der Rhythmus, das nach dem Charakter aller musikalischen Künste auch sich geltend macht als das allgemeinste Grundgesetz, und uns unmittelbar hinführt zu dem Wortaccent. Bei der Bestimmung dieses Wortaccents kennt die deutsche Sprache keine andere als die rein logische und folglich stets charakteristische Bezeichnung, nach welcher in jedem Worte (ausgenommen das Wort lebendig) die für den innern Sinn bedeutsamste Sylbe auch alle anderen Sylben übertönt, so daß die Stammsylbe also auch mit vollstem Rechte stets den Hauptaccent hat, und die gewichtigere Ableitungssylbe stärker klingt, als alle Flexion. Ganz angemessen der natürlichen rhythmischen Accentuation liegen nun auch zwischen der stark betonten Stammsylbe und der tonlosen Flexion nothwendig noch verschiedene Abstufungen, welche auch bei der Aussprache der einzelnen Wörter die feineren Nuancirungen des Rhythmus des crescendo und decrescendo, verbunden mit einem geringen accelerando und ritardando, anwenden lassen. Sehr deutlich stellt sich dies dem Ohre dar, z. B. in den Wörtern:

In dieser Tonschwere der einzelnen Sylben besteht auch nur das allgemein angenommene metrische System von Längen und Kürzen, zu deren Darstellung allerdings auch eine Hinneigung in derselben liegt, obschon ein eigentliches geregeltes Zeitmaß unsere deutsche Sprache nicht hat, so sehr sie zu einem eben so kunstreichen als wohltönenden rhythmischen Versbau sich anwenden läßt.

Erscheint nun dem zu Folge aber jedes einzelne Wort für sich schon als gleichsam nach rein musikalischem Gesetze zusammengefügt, so folgt daraus nothwendig wieder:

1) daß die vollständigen Sätze und Perioden in einer Rede gewissermaßen einem Sprachconcerte gleichen können, bei welchem zunächst die Melodik der Vocale schon für sich erscheint als ein wirksames Mittel zur Gestaltung der Schönheit; und
2) daß sowohl die einzelnen Sprachtöne (als die ersten Elemente der Redemusik), wie auch das daraus gebildete Wort, losgetrennt von seiner logischen Bedeutung, in innigster Beziehung stehen muß zur Psyche.

Der erste Punkt, der zu einer Betrachtung der bloß formalen Schönheit einer Rede und Sprache führen würde, soll nicht weiter hier mich beschäftigen, sondern nur der zweite mir noch Veranlassung geben zu einer kurzen Darlegung des psychischen Characters der Sprachtöne für sich, der Sie, meine hochzuverehrende Herren! auch um so williger gewiß ein geneigtes Ohr schenken werden, als zu solcher Erforschung der Harmonie von Sprache und Idee, welche auch

Boeckh schon [1]) die unendliche Aufgabe der Wissenschaft nannte, meines Wissens noch kein Anfang gemacht wurde, und nur dem Zufalle, wie dem gesunden Sinne hier das Meiste überlassen blieb.

Zu einer vollständigen Lösung der Aufgabe fehlt es natürlich an Zeit, und ich muß mich mit leisen Andeutungen begnügen, die ich Ihrem gefälligen Urtheile und Ihrer erfahreneren Einsicht in der Sache mit dem bescheidenen Wunsche vorlege, daß Sie solche nicht unwerth eines reiferen Nachdenkens darüber und einer sorgfältigeren Prüfung halten möchten.

Auch bemerke ich vorher noch, daß bei dieser und solcher Charakteristik die Buchstaben nicht in ihrer mehr willkührlichen und rein conventionellen Anwendung, sondern in ihrer ursprünglichsten natürlichsten Wesenheit erfaßt werden müssen, so daß spätere Wortbildungen also, in denen die Laute der Buchstaben oft eine ganz andere Gestalt und Bedeutung angenommen haben, einer solchen charakteristischen Bestimmung durchaus keinen Eintrag thun können, wie dies Bernhardi auch, nach dem Vorgange älterer Sprachforscher, in seiner Sprachlehre [2]) genugsam dargethan hat.

Unter den Selbstlautern nun, mit deren Charakteristik ich zunächst beginne, und die als eigentliche Seelenhauche unmittelbar hervorquillen aus der menschlichen Brust, indem kein anderes Sprachorgan dabei thätig ist, als die tönende Stimmritze, deren Laut nur mannigfach gebrochen wird durch die verschiedenen Mundstellungen, — unter diesen ist das **A** der natürlichste und tonreichste Vocal, angenehm ergreifend, melodisch schön und kräftig tönend; es erklingt, so wie nur der Luftstrom hörbar dahin fließt, durch die ganz natürlich geöffneten Lippen; und daher bezeichnet denn sein Laut zunächst auch allen reinen Ton an sich, wie „Schall, Hall, Fall, Sang, Klang;" sein eigener Klang ist laut und rein, hell und ungefärbt, wodurch er dann nicht allein äußere Objecte, als: „Glas, Glanz, glatt, Wasser, Trank, blank" u. dgl., sondern auch innern Gehalt, wie in „Wahrheit, Klarheit, Pracht" und andere, vielfach charakterisirt. In allem Großen, Herrlichen und Erhabenen wird dieser Ton als Grundton gefunden, so in: „Nacht, Grab, Kraft, Mann, Majestät, Erhabenheit", welcher Charakter sogar übergeht in alle Bewegung, die durch diesen Vocal bezeichnet wird, ein mit „Anstand, Maaß und Anmuth gehaltenes, langsames und sanftes Wallen", und keine fliegende Eile. Demnach gelangen Heftigkeit und wilde Leidenschaft in diesem Tone niemals zum ächt charakteristischen Ausdrucke; „Mark" und „Kraft" und Stärke der Empfindung tönt in ihm wohl hervor aus dem Innersten der Seele, immer aber mit „Selbstachtung" und „Adel"; er wird daher auch, und nicht nur in der deutschen, sondern in fast allen Sprachen, gerne bezeichnend für den Aufschwung zum Göttlichen: „Allah, Vater, Jehovah, Atta [3]), Tempelhalle, Gladsheim, Prachtsaal, Walhalla, Allmacht, All" u. s. w.

Bei der Aussprache des **O** neigen die Organe, welche bei dem **A** ein merkliches Streben zur vollkommenen Kreisform haben, sich mehr zur aufrechten Ellipse, wodurch dem starken Klange des **O** mehr Fülle und Rundung, also im wahren Sinne des Worts mehr „Ton" gegeben wird. Diese Vermehrung des äußeren Klanges trägt natürlich sich auch über auf den inneren Charakter:

---

[1]) Studien von Daub und Creuzer, Thl. IV. pag. 358 und 366.

[2]) Bd. IV. pag. 265 ff.

[3]) „Atta unsar thu in Himinam" fleheten der germanischen Völker alte Ahnen zum Höchsten.

der pſychiſche Ausdruck des **A** erſcheint in dem **O** gleichſam in geſteigerter Potenz; es bildet ſich in dieſem der Uebergang von dem lichten, wohltönenden **A** zum grauſigen düſteren **U**; mit der „Macht" verbindet ſich in ihm auch noch die „erhabene Größe", mit der „Erhabenheit" die „Hoheit." Charakteriſtiſch wahr ſtellt daher auch z. B. Homer das ſchauerlich wilde „Toben und Grollen" des Oceans dar mit dieſem Vocale, indem er ſtatt βοαεσι des Wortes βοοωσι ſich bedient, welchen glücklichen und ſchönen Wortgebrauch bekanntlich Platon ſo ſehr bewunderte, daß er, in dem ſchmerzlichen Gefühle, nie die Sprache ſo bedeutſam tönend gebrauchen zu können, ſofort alle ſeine Gedichte verbrannte. Wie ſchön tönt dieſer Laut unſerem Ohre auch entgegen in dem „lobpreiſenden" Namen des Ewigen und „Vollkommenen"! — „Gott, Θεος, Thoth, Wodan" u. a.

Düſter und finſter, wie der Klang, iſt auch der Charakter des **U** ſeinem ganzen Weſen nach; aller Glanz und alle Helle des **A** und **O** wird durch ſeinen Klang getrübt; Geheimnißvolles und Myſtiſches iſt daher ſein bedeutſamer Ausdruck; geiſtige Macht und körperliche Plagen, „Stumpfheit, Druck und Kummer", bezeichnet es in höchſter charakteriſtiſcher Wahrheit; keine Bewegung, wenigſtens keine raſche Bewegung ſtellt es dar, nach „Ruhe" und „Geduld" nur ſtrebt es hin in der „Bruſt", auf welche es durch die dunkle Vorſylbe un zudem alles Widerwärtige hinanwälzt, und ſie drückt mit „Furcht" und „Grauen"; ja ſelbſt Unedles und Gemeines, wie in „Wuth, Trunk, Schmutz", gelangt oft in ihm zum Ausdrucke.

Das **I** bildet in jeder Hinſicht den reinſten Gegenſatz von dem **U**. Sein hoher und ſchneidender Ton klingt, ſparſam gebraucht, zwar weich und ſchmeichelnd, wird bei öfterem Gebrauche jedoch dem Ohre leicht zuwider; man ſcheint, ſagt Voſſius[4]) „**hinnire**" **potius quam loqui.** Wenn das **U** alle Bewegung zu unterdrücken droht, ſo kommt in dem kurzen **I** alle Schnelligkeit der Bewegung und deren verwandte Begriffe paſſend zum Ausdruck, als in: „Blitz, Witz, Licht, ſpringen" ꝛc.; in ſeinem gedehnten Klange aber hat es den Ton der „innigen Liebe" und des „himmliſchen Friedens."

Wenn dem **E** aller beſtimmte und bedeutungsvolle Charakter zu mangeln ſcheint, ſo tragen die Schuld hievon nur die vielfachen Modificationen, in denen es gebraucht wird. Kurz gebraucht verrichtet es faſt ganz allein das grammatiſche Geſchäft der Flexionen, und in ſeiner Dehnung bezeichnet es eine Menge abſtrakter Vorſtellungen und Ideen, in denen der Vocal bedeutungslos nur gebraucht wird als das zur Ausſprache nothwendige Mittel. Uebrigens iſt ſein zwiſchen **A** und **I** liegender Ton immer noch angenehm und zierlich: alle die andern ungleich charaktervolleren Vocale könnten nicht ſo oft vernommen werden, ohne den inneren und äußeren Sinn zu beleidigen; von dieſer Seite betrachtet, iſt das **E** daher doch noch von beſonderer Bedeutſamkeit, es mildert den Charakter des **A** und **I**, der „Glanz" jenes wird zur „Helle", und die „Blitzeseile" dieſes zur „Schnelle" und „Welle", in welcher Doppelnatur es beſonders den erotiſchen Gefühlen, die in fortwährender Miſchung ſich bewegen, angehört; „Weiber hören dieſen Vocal beſonders gern" — ſagt Voſſius — „weil er viel Anziehendes hat, und er gilt daher viel in den zärtlichen Liebesliedern."

Die Doppellaute oder Diphthonge nehmen in ihrem zuſammengeſetzten Klange auch die

---

[4]) De poëmatum cantu et viribus rhythmi pag. 52.

äſthetiſche Natur ihrer beiden Grundtöne an, und gewöhnlich zwar in gleicher Miſchung, verleihen daher aber auch der Redemelodie die zarteſten, oft wunderbar ſchönen Färbungen und Schattirungen.

So laſſen überſichtlich die Selbſtlaute ſich in zwei Claſſen theilen, in düſtere oder tiefere (a, o, u und ihre Zuſammenſetzungen) und lichtere oder hellere (e und i); jene klingen melodiſch geordnet, immer zu derjenigen wirklich tonartigen Grundſtimmung, welche den ausgeſprochenen Ideen zu Folge als Ernſt, Würde, Trauer und Erhabenheit ſich darſtellt; dieſe hingegen laſſen nur in ſanfter Milderung alles ernſttieferen Ergriffenſeyns ſich vernehmen, und ſind ſo in ihrer Miſchung mit jener erſten die Klänge wahrer „Leidenſchaft.“

Der Charakter der Conſonanten iſt in mancher Hinſicht noch beſtimmter als der der Vocale, weil ſie in der deutſchen, wie in jeder andern zum Mitlaut ſich weſentlich hinneigenden nordiſchen Kraftſprache, als die unwandelbaren Wurzeln weit beſtimmender ſind, als die Selbſtlaute, die unbeſchadet ihrer angeſtammten Bedeutſamkeit bei faſt jeder, ſelbſt rein förmlichen Flexion wechſeln. Einen entſcheidenden Einfluß auf den Charakter der Mitlaute hat die verſchiedene Mundbewegung bei deren Ausſprache, von welcher auch alle deren Ton-Verſchiedenheiten, inſonderheit in Beziehung auf die mehr oder mindere Stärke und Schwäche, unmittelbar abhängen. Dieſer organiſchen Beſtimmung nach theilen ſich die Conſonanten ein in leicht fließende, welche noch als eigentliche Halbvocale gelten können, als **H**, **Jot**, **W**, **M**, ꝛc. ꝛc. und in ſchwer fließende, welche keinen forthallenden Ton mehr haben, als **K**, **P**, **T** ꝛc. ꝛc. Natürlich beginne ich bei der hier anzuſtellenden Charakteriſtik mit jenen.

Das **H** zuvörderſt, welches den Selbſtlauten ſo nahe verwandt iſt, und nur in einem tonloſen Hauche beſteht, theilt allemal den Charakter des Vocals, den es entweder in raſchem Stoße hervordrängt, oder in ſeinem Klange noch mehr ausdehnt, und zeigt in jedem Falle ſeiner wahren Natur nach ein merkliches Streben nach Bewegung und Aufſchwung.

„Erhebet das Herz hinauf gen Himmel, in welchem die höchſte Gottheit thront.“

Dem innern Charakter nach iſt dem **H** ganz gleich das **Jot**, welches nun aber, wie es gar häufig zu geſchehen pflegt, nicht mit dem bloßen Gaumenlaute **G** verwechſelt werden darf.

„Im lauten Jubel jauchzt die Jugend froh zur Jagd.“

In dem wahrhaft wonnigen Laute **W** ſpricht alles Weiche, Wiegende, Wogende und Wallende ſich aus: ein wahrhaft ſüßer Wohllaut wohnt ihm bei.

„Nur deinen Willen, allweiſer Vater! wollen wir vollbringen; ewige Wonne wird
„es uns ſchaffen, bei allem Wirken, Herr! zu wandeln nur auf deinen Wegen!“ —

Als harte Schärfung des **U** erſcheint das **V** und **F**, welche daher auch die ſanfte Natur jenes ganz und gar verlieren; dagegen aber, ſowohl in Ton als in Bedeutung, eine Beſtimmtheit und Feſtigkeit an ſich tragen, die, das Gemüth anſprechend, durchaus keine Störung des weichen Wohllauts merken läßt.

„Froh in dem Gefühle, daß Gott mit ſeiner Vaterhand mich führt, bleib' ich fortan
„aufrecht, und fliehe alle Furcht, denn mein Vertrauen ſteht auf Gott, den Vater.“

Das **M** iſt von Natur ſo wohltönend, daß es ohne Mißklang zwei Extreme, Großmächtiges und Niedrigdürftiges, in ſich verbindet.

„Mit Muth will ich mich zu befreien ſtreben von meinen Makeln, und Maaß halten
„in meinem Verlangen, nicht müde werden im Vertrauen auf Gottes Macht und Güte.“

Der Laut des **N** kann wohl kraftvoll, aber nicht ſchön genannt werden; der kraftvollen

äußeren Natur entſpricht denn auch, wie ſchon Platon in ſeinem **Cratylus vel de recta nominum ratione** bemerkt, deſſen innerer Charakter, dem zu Folge alles feſtgehaltene und beſtimmte Innerliche, ſo wie auch alles entſchieden Widerſtrebende und Verneinende durch ihn ausgedrückt wird.

„Namen nennen ihn nicht; mit ſeinen leiblichen Sinnen kann der Menſch ihn nicht „faſſen; ahnen nur und fühlen kann der Menſch das göttliche Weſen.“

Von hoher Schönheit hingegen iſt wieder der Laut des **L**, in welchem lieblich und ſchmeichelnd erklingt alles Weiche und Sanfte, wie er ſelbſt, nach Platon's Ausdruck, gleichſam nur ſo hingleitet über die vorgelegte Zunge, und dadurch manche nachbarliche Härte mildert.

„Leiſ' und linde nur liſpelt die Kleine ihr Flehen, voll zärtlicher Liebe ſtillt die „Mutter willig ihr Verlangen.“

Das **K** dient zu einer zweifachen Bezeichnung; alle unruhige Bewegung und alles Rauhe und Schroffe wird durch ſeinen Laut dargeſtellt, weßhalb auch Voſſius[5]) in demſelben eine unbezweifelte Uebereinſtimmung findet mit den rauhen Sitten der Spartaner, deren Mundart in dieſer Hinſicht ähnlich der hetruriſchen, dieſen Laut gar oft am Schluſſe der Wörter hören ließ, und weßhalb derſelbe beſonders auch nur zu düſteren Tongemälden und zu einer auf Schwerfälligkeit und Rauheit beruhenden Kräftigung der Rede dient.

„Nur wenn der rollende Donner das Mark in ſeinen Rinnen zittern macht, nur „wenn äußere Erſchütterung ſein Inneres zu zerknirſchen droht, und bittere Trübſal „ſich über ihn verbreitet, nur dann erkennt ſein reuendes Herz die weite Verirrung „und nähert er ſich dem reinen Altare, um in frommer Rührung anzurufen Gott „als Herrn, Vater und Beſchützer.“

Die Ziſchlaute beeinträchtigen jederzeit den ſüßen Wohllaut der Sprache, wenn gleich die meiſten Ohren nicht ſehr incommodirt werden durch deren Häufung. In der That, wenn man zur Ironie geneigt wäre, ſo könnte man dreiſt behaupten, daß viele deutſche Schriftſteller und Dichter ſich ſelbſt ausziſchen in jeder Zeile und jedem Verſe, und gleichwohl der Leſer und Hörer nicht merkt den bitteren Spott, den hier der Zufall treibt mit dem Verfaſſer ſelbſt. Ein feineres Ohr müſſen die Athenienſer gehabt haben, die bekanntlich den allzuhäufigen Gebrauch dieſer Laute dem Euripides in lauter Rüge zum ſchweren Vorwurf machten. Den mildeſten Klang hat noch das **S**, welches neben dem Großen und Bedeutenden zugleich auch das Sanfte bezeichnet und alles Harte und Scharfe nur in einer angenehmen Milderung zeigt. Auffallen muß, daß bei der Verbindung der Ziſchlaute mit Vocalen immer der Charakter der letzteren vorherrſcht und ſeinen Eindruck auf die Empfindung des Hörers beſonders geltend macht.

„Schlimm iſt der Stand des Eitlen, wenn er ſeinen Verſtand nicht ſtets glänzen, „ſeinen Witz nicht ſtets ſchimmern, ſeine Schätze nicht ſtets ſehen, ſeine Schönheit „nicht ſtets ſcheinen laſſen und ſonſtige äußere Vorzüge in's Licht ſetzen kann.“

Eben ſo wenig als die Ziſchlaute ſind auch die Gaumenbuchſtaben dem Wohlklange ſehr förderſam, ſo häufig ſie, und die dargeſtellte Idee äußerlich nachahmend ſogar, gebraucht werden. Die herrſchendſten unter ihnen ſind das **G** und **K**, mit denen dann auch nicht ſelten eine tiefere Bedeutung ſich verbindet.

„Der Glocken klangreiches Geläute begleitet den kalten Körper auf dem letzten

---

[5]) De poëm. cantu et vir. rhythmi p. 54.

„Kirchengange, und nur der Glaub' an Gott kann die heißen Thränen trocknen, welche „stromweis fließen aus den Augen guter Kinder, Gatten und lang gekannter Freunde."

Charakteriſtiſcher ſind wieder die Zungenlaute **D** und **T**; in Uebereinſtimmung mit der Bewegung des ſie erzeugenden Organs deuten ſie immer auf etwas Feſtes, Sicheres, Beſtimmtes und Gefeſſeltes.

„Was kann dich ſchützen und retten, wenn der kalte Tod herannaht an dem Tage, „den Gott zu dem letzten deines Lebens richtete? Kein Mittel beſitzt dann die weite „Erde, dich zu erhalten."

Die ſtummſten Buchſtaben in der Tonleiter der Conſonanten ſind das **B** und **P**, daher aber auch die ſchärfſten und härteſten, obſchon ſie ihrer ſehr ſchnellen Erzeugung wegen, die ſie auch zur Bezeichnung alles ſchnell Bewegten und Lebenden tauglich macht, den Wohllaut an ſich faſt gar nicht ſtören, vielmehr noch mit Anmuth vernommen werden können.

„Der blühende Baum, der blinkende, plätſchernde Bach, die prächtige Blume, der „thürmende Berg, der prallende Blitz, der pochende Puls — Alles beweiſt uns die „Nähe des Allgegenwärtigen."

Damit wäre die Buchſtabenleiter wohl vollendet, und es bleibt nun nur noch kurz zu erörtern, in wiefern alle dieſe einzelnen Laute in ihren verſchiedenen Combinationen zu Sylben und Wörtern auch noch eine charakteriſtiſche Beſonderheit an ſich tragen:

eine Unterſuchung, wodurch jene erſte über den einzelnen Laut nothwendig an praktiſcher Beſtimmtheit gewinnen muß.

Die Sylben zunächſt zu dem Ende in's Auge gefaßt, kann wohl nur deren Wohlklang noch eine beſondere Aufmerkſamkeit verdienen, da Grimm, Bernhardi, Anton u. A. in ihren Sprachlehren, Grammatiken ꝛc. ꝛc. ſich ſchon genugſam und erſchöpfend über das Charakteriſtiſche im Aeußeren der Sylbenbildung ausgeſprochen haben. Den Wohlklang für ſich nun und die äſthetiſche Natur der Sylben insbeſondere betreffend, ſo möchte ich zuvörderſt den Endungen „bar, haft, ſam, ſal, ſchaft, thum, muth, heit, keit" und ähnlichen in aller Rede bei Weitem den Vorzug geben vor allen jenen ſchärfer tönenden „iſch, icht, niß" ꝛc. ꝛc. denn unverkennbar ſind jene wegen ihrer größeren Tonfülle auch weit wohllautender, als dieſe ziſchend harten, die wahrlich als eine ſehr empfindliche Schattenparthie in unſerer Sprache angeſehen werden müſſen. Auch trägt bei richtiger und voller Ausſprache der reine natürliche Klang jener etwas ſo Anmuthig-Würdiges und Ernſt-Erhabenes an ſich, was in der wirkſamſten und wohlthuendſten Uebereinſtimmung ſteht mit dem ganzen Weſen einer lauten Rede.

Für nicht weniger unpaſſend als die letzten Endungsſylben möchte ich auch die matt tönenden Flexionen „e, er, en und et" halten, welche den Vocal zu ſehr beeinträchtigen in ſeiner inneren Bedeutſamkeit und daher, wenigſtens bei zu großer Häufung, die wellenförmige Wohlbewegung der Rede erſchweren. Natürlich wird alle Sprachordnung und Sylbencompoſition nothwendig bedingt durch das Maaß der Möglichkeit; was übrigens darin möglich iſt, das hat Voß gezeigt durch Lehre [6]) und Beiſpiel. Wenn aber Gries in ſeiner Ueberſetzung des „raſenden Roland" unter 5695 Reimen 5680 hat, welche in der letzten Sylbe ein e haben, ſo — meine ich — iſt dies doch etwas zu viel und muß zu Mattigkeit und ermüdender Eintönigkeit führen.

Unter den Stammſylben ſind immer diejenigen die volltönendſten und alſo auch charakteri-

---

[6]) S. deſſen A. über Sprache und Dichtkunſt in der Jen. Lit. Zeitg. 1808. Nr. 128. ff.

ſtiſch bedeutſamſten, welche aus einem bloßen Vocale beſtehen; dieſen zunächſt ſtehen die, welche mit Conſonanten anfangen, aber mit dem Vocale endigen; iſt der Vocal rings von Conſonanten eingeſchloſſen, ſo entſteht ſchon Härte und der Charakter der Mitlaute iſt vorherrſchend vor dem des Vocals, während bei jenen der Charakter des Vocals den der Conſonanten mildert. Indeſſen gehören auch die rauhen Töne, wie Klopſtock ſagt[7]), zum Wohlklange der Sprache, ſobald ſie nur der Inhalt erfordert und unabweislich macht; doch müſſen ſie nach Maaßgabe ihres inneren Charakters und unter dem Richterſpruche eines gebildeten Ohrs in gehöriger Abwechslung mit den weichtönenden melodiſch geordnet werden.

So recht eigentlich zum Leibe aber wird der Geiſt erſt im Worte, da die einzelne Sylbe noch jedes vollſtändigen Begriffes entbehrt, und in jenem dürfen wir nun die Conſonanten gleichſam betrachten als die Knochen und Sehnen, während die Vocale als die belebenden Nerven erſcheinen, die an ſich ſchon von ätheriſcher Natur und innig verwandt ſind dem reinen Geiſte. Die Conſonanten geben dem Worte Geſtalt, Kraft und Bewegung, die Vocale aber lebendige Farbe, tönende Sprache und gefällige Biegſamkeit. So iſt das Wort ein gewordenes Ganze, das durch die Combination ſeiner einzelnen Theile ſein inneres Seyn, ſeine Seele und ſeinen Geiſt zur deutlichſten Anſchauung abſpiegelt.

Das erſte und natürlichſte Wort iſt die Interjection, in welcher nach dem Geſetze der Natur alle Empfindung nur durch einen tönenden Hauch hervorſtrömt aus der heftig bewegten Bruſt. Und wäre noch ein Zweifel zu hegen über meine vorhin ausgeſprochene Anſicht von der pſychiſchen Natur der einzelnen Sprachlaute, ſo muß das Weſen dieſer erſten Naturſprache, die hier als reinſtes Empfindungswort hervortritt, denſelben vollkommen heben. Nichts Gewöhnliches ſpricht ſich aus in dem tief geathmeten Ach! und O! — Bekannteres ſchon mehr in dem helleren Weh! — Nur die Fülle eines, aus der Vorſtellung ungewöhnlich großer und hoher Dinge hervorgegangenen Gefühls (ob angenehm oder unangenehm, iſt einerlei) tönt in jenen der horchenden Seele entgegen, wohlbekannter Schmerz aber wird in dieſem mitfühlend von ihr vernommen.

Nicht viel weniger der Pſyche nächſt verwandt iſt überhaupt das einſylbige Wort, indem in demſelben nur durch einen lauten Seelenhauch irgend ein innerer Zuſtand ſich kund giebt, und ſo daſſelbe der darſtellenden Rede ſichere Beſtimmtheit, Kraft und markige Fülle verleiht.

„Es lebt ein Gott! und ſchlägt nur ihm Dein Herz, ſo biſt du ſtark, o Menſch!“

Man fühlt deutlich, wie die Schwere des Inhalts dieſer wenigen Worte hauptſächlich hervorgebracht wird durch die Häufung einſylbiger Wörter, aber man fühlt eben ſo deutlich auch, wie dieſe und eine ſolche Häufung der rhythmiſchen Wohlbewegung der Sprache durchaus nicht förderlich, vielmehr hinderlich iſt. Nur durch ein zweiſylbiges Wort ſoll jene Reihe unterbrochen werden, und augenblicklich auch wird eine mehr rhythmiſche Wohlbewegung in ihr herrſchen.

„Ein Gott lebt über uns! ihm nur ſchlage entgegen dein Herz, und ſtark wirſt du
„dich fühlen, o Menſch!“

Welch' wichtigen Punkt für den Bau einer ſchönen Redeperiode ich damit berühre, leuchtet ein.

Mehr Würde, Feierlichkeit und Pracht, als die einſylbigen, verleihen die mehrſylbigen Wörter der Sprache, und wird die Reihe dieſer rhythmiſch-melodiſch unterbrochen von jenen kürzeren Wörtern, ſo iſt ein ſolch' geregeltes Gewebe von ausnehmend ſchöner Wirkung. Jedoch ge-

---

[7]) Sämmtl. Werke Thl. XII. pag. 126.

hören überlange, gleichſam coloſſaliſche Wortbildungen nicht daher; im Gegentheil berühren ſolche ſchon mehr oder weniger die Gränzen des Komiſchen, und haben in ihrem Ausdrucke durchaus Nichts, was mit dem eigentlichen Weſen und Zwecke einer wahrhaft ſchönen Rede übereinſtimmen könnte. Dahin müſſen wir ferner auch, wie denn überhaupt zwei Extreme in gewiſſer Beziehung ſich ſtets einander berühren, die gezwungenen Beſchneidungen der Wörter rechnen, jene Miniatur-Wortbildungen, die, als durchaus ausdruckslos, allen äſthetiſchen Anforderungen, welche wir an die Sprache machen, feindlich widerſtreben. Zum Beweiſe will ich zwei kleine Stellen hier vorleſen, deren erſte ich einer gedruckten politiſchen Kammerrede, und zweite einer eben ſolchen geiſtlichen Rede entnehme.

„Eine alle Wohlſtands-Freuden ſchnellverderbende leidenſchaftsvolle Herrſcher-Willkühr
„veranlaßte, allen markterfüllenden Welthandel und Völkerverkehr zuſammenſtürzend,
„das bei ununterbrochener Waffenunruhe fortwährend kriegsdurſtige Völkerleben un-
„ſeres Jahrhunderts.“

„Schwer zu ſeyn ſcheint's und iſt's vielen Menſchen wirklich, ſeinen Beleidigern
„zu verzeih'n, all' ſeine Feinde zu lieben, all' Thun und Laſſen ohn' Rach', Haß und
„Bitterkeit zu üben ꝛc.“

Welcher Schwulſt und welche Steifheit dort, und welche Armſeligkeit, Kälte und Nacktheit hier?! — Kein Wunder, wenn die an ſich beſten und erhabenſten Gedanken die ein und dieſelbe Wirkung auf den Hörer vielleicht hervorbringen, wie jener Aubri-Hund oder Jocko-Affe in der Comödie.

Eine andere Stelle dagegen aus einer Tzſchirnerſchen Predigt:

„Wenn die Mutter ſich freuet im Kreiſe ihrer Kinder, wenn im Arme ſie liebkoſet
„den kleinen Säugling, mit Wohlgefallen dem munteren Spiele der Knaben zuſieht
„und mit freundlicher Herablaſſung die Kleinen zu ihren Füßen lehrt, ſo iſt es der
„Trieb der treueſten Mutterliebe“ ꝛc.

oder aus der Beſchreibung des Gardaſee's von Heinſe:

„Süßer, röthlicher Dunſt bekleidete glänzend den öſtlichen Himmel, und die wolligten
„Wölkchen ſchwebten ſtill um den lichten Raum des Aethers, in dem entzückt in hohen
„Flügeln der Alpenadler hing“ ꝛc.

Wie ſchön melodiſch wechſeln hier die vollen Klänge der Vocale, und in welch' wohlthuend rhythmiſcher Bewegung die verſchieden quantitirten Wörter! — Doch die geringſte Verſtümmelung auch, durch Contraction oder Conſtruction, würde zu einem ähnlichen Unbilde ſie machen wie jene.

Und damit könnte ich meine Charakteriſtik des pſychiſchen Gehalts der einzelnen Sprach- und Wortlaute ſchließen; allein ein Einwurf, den ich befürchten muß, und der durch kräftige Nachhaltigkeit auch ſich beſonders auszuzeichnen ſcheint, mag in Folgendem und zum Schluß noch ſeine Erledigung finden. „Wollte man — wird man vielleicht ſagen — eine ſolche Charakteriſtik auch gelten laſſen, ſo muß die innere Natur der Selbſtlaute dabei doch nur mehr erfaßt werden nach ihrem volleren Klange, und wie nun dieſer, durch das Hinzutreten der Conſonanten, natürlich beſchränkt und bedeutend begränzt wird in ſeiner Fülle, ſo muß unabweislich auch jene innere Natur an Wahrheit und Beſtimmtheit verlieren.“ — Dem iſt aber nicht ſo, meine Herren! — Allerdings wird und muß — wie ich auch vorhin ſchon einmal zugab — ein allzugroßes Uebergewicht der Mitlaute, wie den vollen Klang der Vocale beeinträchtigen, ſo auch den pſychiſchen Ausdruck derſelben vermindern; indeſſen tritt dieſer Fall doch nur ein, wo offenbare Här-

ten und Mißklänge entſtehen, und bei einer ziemlich ebenmäßigen Miſchung der Vocale und Conſonanten, deren auch unſere deutſche Sprache in Rückſicht auf den geringeren Laut der letzteren recht wohl fähig iſt und die einer jeden Sprache unbezweifelt zur weſentlichen Schönheit gereicht, — in ſolchem Falle kann jene Beeinträchtigung nicht einmal ſtatt haben, ja muß dadurch vielmehr der volle und angenehme Klang und mit dieſem auch die äſthetiſche Bedeutſamkeit der Vocale offenbar noch gehoben und kräftiger gemacht werden. Iſt doch dieſe Miſchung allein auch Urſache, daß z. B. die ſpaniſche Sprache weit wohltönender und kräftiger klingt, als die verwandte italieniſche mit ihren faſt durchgängig herrſchenden Vocalendungen, und laſſen ſich aus den beſten älteren Schriftwerken Beiſpiele in Menge anführen, daß auch ihre Verfaſſer dieſer Anſicht gehuldigt haben müſſen. Wohl nicht ohne beſondere Abſicht vermied z. B. Pindar in vielen ſeiner Oden eine unnöthige Häufung der Conſonanten und ließ in andern das O ſo merklich hervortönen. Auf das Augenſcheinlichſte und Schlagendſte faſt meine ganze Darſtellung beſtätigend, beginnt Cicero ſo höchſt bedeutungsvoll, z. B. ſeine vierte Rede gegen den Catilina: **Video in me omnium vestrum ora atque oculos esse conversos: video vos non solum de vestro ac reipublicae, verum etiam, si id depulsum sit, de meo periculo esse sollicitos**; und ſagt mit gleicher Kenntniß und Achtung der hohen Bedeutſamkeit der Wort- und Sprachlaute in einer Rede für den Marcell: **Tantam enim mansuetudinem, tam inusitatam inauditamque clementiam, tantum in summa potestate rerum omnium modum, tam denique incredibilem sapientiam ac paene divinam, tacitus nullo modo praeterire possum etc.** Warum gebrauchten auch wohl die düſteren Hetrurier und Umbrer in den Geſängen bei ihren blutigen Kampfſpielen und Leichenfeiern ſo oft das düſtere U, wenn ihnen nicht ein, wenn auch nur dunkles Gefühl vielleicht die innere Natur dieſes Klanges erklärte? — Ein **Carmen lamentabile** der bekannten Eugubiniſchen Tafeln beginnt: „**Purtukitu erarunt strueblas eskamitu akeitu**“ etc. Hölty ſtimmt im Anfange ſeiner trefflichen Elegie auf ein Landmädchen durch das myſtiſche U höchſt bedeutſam an den wahren Grundton ſeiner Dichtung, modulirt hernach, bei der Schilderung des unſchuldvollen Lebens dieſes auch im Tode noch allgemein geliebten Mädchens, nicht weniger äſthetiſch wahr in die helleren und anmuthigeren Tonweiſen, und kehrt endlich wieder zurück zu den Todtenſchlummer kündenden düſteren Lauten. Und ſo auch durch viele andere Beiſpiele nur noch feſter überzeugt von einer engeren Beziehung, die ſtatt findet zwiſchen Sprachlaut und Pſyche, habe ich zum Schluß bloß den ſehnlichſten Wunſch noch einmal auszudrücken, daß dieſes Verhältniß wieder mehr bei unſerem Sprachunterrichte auf den höheren Lehranſtalten in ſorgſame Erwägung gezogen, und überhaupt wieder mehr, um des allgemeinen Beſten willen, zur Bildung tüchtiger Redner für Kirche, Schule und Haus, Catheder, Kammer und Richterſtuhl beigetragen werden möchte.

Das ſchönſte Kunſtwerk bleibt ja der Menſch, die ergreifendſte Kunſt aber auch ſeiner Rede Harmonie! —

Nach Beendigung dieſer Vorträge ſtellte Geheimer Hofrath **Dr. Nüßlin** den Antrag, daß die Geſellſchaft dem Hofrath Jacobs aus Gotha in einer eigenen Adreſſe ihre Freude wegen ſeiner Theilnahme an der Verſammlung und ihre hohe Verehrung ausdrücken möge. Der Antrag wurde durch allgemeine Acclamation angenommen, und ſofort folgende von Profeſſor Hermann aus Marburg entworfene Urkunde vorgeleſen und genehmigt.

Q. B. F. F. Q. S.

VIRUM. ILLUSTRISSIMUM.

DOCTISSIMUM. GRAVISSIMUM.

FRIDERICUM. JACOBS.

SERENISSIMO. SAXONUM. DUCI. A. CONSILIIS. AULAE. INTIMIS.

BIBLIOTHECAE. GOTHANAE. PRAEFECTUM.

ETC. ETC.

PHILOLOGIAE. GERMANICAE.

NON. ANNIS. MAGIS. QUAM. ELOQUENTIA. NESTOREM.

CUJUS. AB. ORE.

UTRIUSQUE. LINGUAE. DELICIAE.

MELLE. DULCIUS. FLUUNT.

SINCERAE. HUMANITATIS.

SACERDOTEM. EUNDEM. VIVUMQUE. EXEMPLAR.

QUO. NEMO. FELICIUS.

AUREAM. ANTIQUITATIS. VENUSTATEM.

ET DICENDO. ET. SENTIENDO. EXPRESSIT.

VASTOSQUE. ERUDITIONIS. THESAUROS.

CUM. HODIERNORUM. MORUM. ELEGANTIA.

INCOMPARABILI. TEMPEPAMENTO. CONJUNXIT.

POSTQUAM. NEQUE. ITINERIS. LONGINQUITATE. NEQUE. SENECTUTIS. INCOMMODIS. DETERRITUS. EST.

QUOMINUS. IIS.

QUOS. DUDUM. SCRIPTORUM. SUORUM. DULCEDINE. DEMULSERAT.

ETIAM. VULTUS. AC. CONSUETUDINIS. SUAE. FRUCTUM.

IMPERTIRET.

CONVENTUS. PHILOLOGORUM. GERMANIAE.

INEXSPECTATUM.

VEL. POTIUS. CUM. SUMMA. OMNIUM. EXSPECTATIONE. AC. DESIDERIO. ADVENIENTEM.

TANQUAM. PARENTEM. AC. PATRONUM. SUUM.

SALUTAT.

AD. DECLARANDUM.

QUANTUM. SIBI. CORDI. SIT.

UT. OPTIMARUM. ARTIUM. DOCTRINA.

IPSIUS. EXEMPLO.

SINE. INVIDIA. PARTIUMVE. STUDIO.

AD. UNAM. VERI. BONI. PULCRI. NORMAM. DIRIGATUR.

NEQUE. SOLUM. INGENIA. EXCOLAT.

VERUM. ETIAM. MORES. EMOLLIAT.

ANIMOSQUE. INEXPLETA. NOVARUM. RERUM. CUPIDINE. IRRETITOS.

AD. ANTIQUAE. DIGNITATIS. SIMPLICITATIS. SANITATIS. MODUM.

RETRAHAT.

P. P. MANNHEMII. PRID. KAL. OCTOBR.

A. MDCCCXXXIX.

Am Schluſſe der Sitzung war der Präſident genöthigt, der Verſammlung anzuzeigen, daß ein Unwohlſeyn, das ihn betroffen, vorausſichtlich ihn an der weiteren Fortſetzung ſeiner Funktion zu ſeinem großen Bedauern hindern werde. Die Geſellſchaft durch dieſe Mittheilung des würdigen Vorſtandes, der bis dahin ihre Angelegenheiten ſo human und umſichtig geleitet hatte, ſchmerzlich überraſcht, beſchloß, daß der Präſident der vorjährigen Verſammlung, Hofrath Thierſch erſucht werden ſolle, die Stelle des Präſidenten zu vertreten, welchen Antrag derſelbe auch annahm.

III.

Protocoll

der

zweiten öffentlichen Verſammlung.

Mannheim, den 2. Oktober 1839.

Tagesordnung.

Hofrath Dr. Thierſch aus München: Ueber die gemeinſchaftlichen Intereſſen der humaniſtiſchen und realiſtiſchen Richtung unſerer Zeit.

Profeſſor Dr. Gerlach aus Baſel: Ueber Seneca's Stellung zu ſeinem Zeitalter.

Profeſſor Dr. Pauly aus Stuttgart: Die Spuren alter Culturanlagen in Süd-Deutſchland.

Profeſſor Dr. Walz aus Tübingen: Ueber die Sitte der Alten, die Sculptur zu bemalen.

Profeſſor Dr. Scharpff von Rotweil: Ueber die Methode des philoſophiſchen Unterrichtes auf Gymnaſien.

Profeſſor Dr. Schilling aus Heidelberg: Vertheidigung der Uebungen im Lateiniſch-Sprechen und Schreiben (in lateiniſcher Sprache).

Nachdem der in der vorigen Verſammlung gewählte Stellvertreter des Präſidenten, Hofrath Thierſch das fortdauernde Unwohlſeyn deſſelben angezeigt hatte, ſchritt er zur Wahl eines Secretärs an die Stelle des Profeſſor Schneidewin aus Göttingen, der unvorhergeſehener Hinderniſſe halber aus dem Bureau ausgetreten war. Auf den Vorſchlag des Profeſſor Hermann wurde Dr. Münſcher, Gymnaſiallehrer aus Hanau dazu ernannt, und nahm ſofort ſeinen Platz ein.

Hierauf trat Hofrath **Thierſch** mit einem Vortrage **über das Verhältniß und das gemeinſame Intereſſe der humaniſtiſchen und induſtriellen Bildung unſerer Zeit** auf.*)

Er wies nach, wie die urſprüngliche Eine Bildung von Europa während der letzten Menſchenalter ſich in eine doppelte, die humaniſtiſche und induſtrielle, geſchieden, oder vielmehr, wie ſich von der humaniſtiſchen die induſtrielle ausgeſchieden und als eine beſondere geltend zu machen geſucht und gewußt habe. Die humaniſtiſche oder claſſiſche beruhe fortdauernd und hauptſächlich auf Studien der Sprachen und der Literatur, vorzüglich der claſſiſchen, und der Poeſie, der Geſchichte, der Beredſamkeit und Philoſophie, die in jenen ihre größten Muſter habe. Sie begreife oder vertrete die traditionellen und idealen Intereſſen der neueren Geſellſchaft, durch welche Religion, Staatsordnung, Geſetzgebung und Politik vermittelt würde. Die induſtrielle oder realiſtiſche, auch „höhere Bürgerbildung" genannt, beruhe vorzüglich auf den Studien der Mathematik und der Naturwiſſenſchaft, und habe den Betrieb und das Gedeihen der Gewerbthätigkeit und des Handels zur Abſicht. Die großen materiellen Intereſſen der Geſellſchaft und die äußern Güter, auf denen Wohlſtand, Reichthum, und meiſt auch Anſehen, wie der Einzelnen, ſo der Staaten beruht, ſeyen in ihr begriffen und von ihr vertreten. Beide Richtungen oder Arten der Bildung ſeyen ſeit mehr als fünfzig Jahren zuerſt in Deutſchland mit einander in jenen Streit gerathen, der den Stoff zu einem beredten Vortrage in der erſten Sitzung geliefert habe. Dieſer Streit ſey an Umfang wie an Heftigkeit immer bedeutender geworden. Längſt habe er die Gränzen von Deutſchland überſchritten, Frankreich, Belgien, Holland, bereits auch England und vorzüglich Dänemark, ja ſelbſt das ferne Norwegen ſey von ihm überzogen worden, und die wichtigſten Intereſſen, die weſenhafteſten Fragen ſelbſt der ſocialen Ordnung, habe er betroffen und hervorgeſtellt. Als Thatſache ſey durch ihn feſtgeſtellt worden, daß die humaniſtiſche Bildung den Wünſchen und Bedürfniſſen der gegenwärtigen Zeit allein nicht mehr genüge, und daß die induſtrielle, wie ſie ſich einer beſondern Begünſtigung und Pflege der Geſetzgebung und der Verwaltung erfreue, ſo auch eine eigene für ſie berechnete Baſis in der öffentlichen Erziehung zu gewinnen ſuche.

Das alles erſcheine nicht von untergeordneter Bedeutung, ſondern von großer Wichtigkeit, und offenbar liege hier eines jener größern welthiſtoriſchen Probleme vor, die ſich aus der Art und der Richtung der einzelnen Jahrhunderte herausſtellen, und an deren Löſung die Befriedigung der Gemüther und das weitere Gedeihen der ganzen Geſellſchaft geknüpft ſey. Auch ſolle man nicht beklagen, daß Deutſchland gerade der vorzüglichſte Kampfplatz des Krieges geworden ſey. Unſere Nation bewähre gerade dadurch ihren welthiſtoriſchen Charakter, daß faſt alle großen Probleme der intellectuellen und moraliſchen Ordnung aus ihrem Schooße ſich entfalten und durch den deutſchen Geiſt ihre Löſung ſuchen. Auch in Rückſicht auf Erziehung und Unterricht ſey er nicht zu beklagen — beiden habe er ſich zuletzt als ein guter Streit erwieſen: ἀγαθὴ δ' ἔρις ἥδε βροτοῖσι. Die erſten Angriffe der realiſtiſchen Bewegung haben ſich durch Campe, Salzmann, Baſedow auf das Veraltete, Pedantiſche und Unfruchtbare der überlieferten humaniſtiſchen Studien gerichtet. Der

*) Nachfolgender Vortrag wurde auf Verlangen des Verfaſſers aus der Beilage zur allgemeinen Zeitung vom 15. Oktober 1839, Nr. 288 wörtlich abgedruckt.

Angriff habe ſie aus langem Schlafe gerüttelt, habe ſie genöthigt, ſich über ſich ſelbſt, ihre Würde und Beſtimmung klar zu werden und neue Mittel und Methoden zu Erreichung ihres Zweckes zu ſuchen. So habe jene harte und anhaltende Fehde weſentlich dazu beigetragen, die allgemeine und durchgreifende Regeneration des ganzen gelehrten Schulweſens einzuleiten, welche hierauf durch große Männer und Talente wie — um nur der Todten zu erwähnen — Heyne und Wolf, durchgeführt worden ſey, und Deutſchland mit einem Lehrſtande geſchmückt habe, dem an Talenten, Gelehrſamkeit und pädagogiſcher Erfahrung kein anderer in keinem Lande zu vergleichen wäre, und auf deſſen Thätigkeit und Erfolgen hauptſächlich die hohe Achtung beruhe, deren ſich deutſche Gelehrſamkeit und Bildung, mit dieſen aber der deutſche Name bei andern Völkern erfreue. Man ſolle einem Mann, der dieſem Stande ſelbſt angehöre, eine ſolche Bezeichnung deſſelben nicht als einen Uebermuth anrechnen; denn ſeyen in jenem Urtheil die gebildeten Nationen übereinſtimmend, werde von ihnen mit beſonderer Aufmerkſamkeit Alles beachtet und Vieles benutzt, was auf dieſem Gebiet geleiſtet wird, ſo dürfe jener Stand, dem die Achtung des Auslandes entgegenkomme, wohl auch die Beachtung der eigenen Heimath anſprechen und auf das ſelbſt hinweiſen, wodurch ſie bedingt werde.

Eben ſo förderlich wie dem Humanismus, ſey der Kampf auch der induſtriellen Bildung ſelbſt geweſen. Genöthigt, ſich mit ihren Anſprüchen gegen den Widerſtand einer feſtbegründeten Macht und Anſicht geltend zu machen, habe die induſtrielle Bildung ſich in dem Falle geſehen, ihr Vermögen zum Behuf des Kampfes zu ſtärken, neue Methoden zum Theil mit der Erfahrung der humaniſtiſchen Schule zu ſuchen und ſich aus ihren Lehrtalenten zu ergänzen. Dazu habe der Ernſt und die rein ideale Richtung des Gegners mächtig beigetragen, den induſtriellen Unterricht in ſeiner Neigung nach dem Unwiſſenſchaftlichen, unmittelbar Nützlichen, zu beſchränken, und ihn auf die ſtrengen und tiefen Wiſſenſchaften hinzuweiſen.

Jetzt aber könne nicht die Abſicht ſeyn, den Kampf in ſeinen Beſtrebungen und Wendungen weiter zu verfolgen. Es genüge, darauf hinzudeuten, daß er aufgehört habe, ein Kampf auf Leben und Tod zu ſeyn. „Beide haben gelernt oder ſind nahe daran, ſich einander anzuerkennen und ſich neben einander anzubauen. Zwar fehlt es auch jetzt nicht an Befehdung, Leidenſchaften, ſelbſt nicht an Verfolgungen. Das Meer geht noch hoch, aber der Sturm iſt gebrochen, und die Wogen werden ſich bei andauernder Stille der Luft allmählig in Ruhe ſenken.“

„Hier aber erhebt ſich die Frage, ob beide Intereſſen in dieſer Lage neben einander beharren, oder ſich enger verbinden ſollen. Das ſcheint nöthig, wenn ihr Verhältniß und ihr Intereſſe gehörig erwogen wird. Ihr Verhältniß aber iſt das der Gegenſeitigkeit. Der Humanismus und die von ihm vertretene Bildung ruht zwar zumeiſt in der Vergangenheit, inſofern wir aus ihr die höhere Bildung empfangen haben, und ſucht dieſe als ein edles Erbtheil großer Ahnen zu wahren, zu mehren und mit ihm durch die Jugendbildung das Leben zu ſchmücken. Aber er nimmt auch die Mathematik in Anſpruch, inſofern ihre Lehre den Geiſt ſchärft und übt, und ihn gewöhnt, die reinſten Geſetze des Denkens zu faſſen und zu durchdringen. Schon Plato ſchrieb über den Eingang ſeiner Schule: Niemand ſolle ſie betreten, der der Geometrie unkundig ſey, und noch jetzt hat das Land, in welchem claſſiſche Studien am beharrlichſten getrieben und für das Oeffentliche am beſten benützt werden, hat England ihnen die Mathematik beigeſellt: „classics and mathematics“ iſt dort der Wahlſpruch.“ Eben ſo begehre der Humanismus die Naturwiſ-

ſenſchaft ſowohl für ſich, da er ohne ſie die Eine Seite des Alterthums nicht begreife, als für die Jugend. Er wolle ſeine Zöglinge nicht in Unkunde der Körper, der Kräfte und Erſcheinungen der Natur laſſen, und nur davon ſey auf ſeiner Seite die Frage, auf welcher Stufe des Unterrichts die Naturwiſſenſchaft eintrete, in welchem Umfang und nach welcher Methode ſie ſolle gelehrt werden.

Wie aber die humaniſtiſche Bildung ſich von ihrem Gebiet auf das andere verbreite, das die induſtrielle für ſich in Anſpruch nehme, ſo umgekehrt dieſe auf die Stoffe des humaniſtiſchen. Die Mathematik, die Naturwiſſenſchaft werden als die Güter und Träger der großen induſtriellen Thätigkeit, zugleich als die Säulen ihres Baues und Unterrichts begehrt; aber die Bildung des Induſtriellen nehme gleich der humaniſtiſchen das Studium der Religion, der Sprachen, der Literatur und Geſchichte in Anſpruch: auch ihr liege daran, den Menſchen zu beachten, über dem Calcul und dem chemiſchen Proceß nicht die Sitten, das Gemüth und die Geſinnung zu verſäumen. „Wehe der Erziehung, die bloß den Calculator oder Analytiker im Auge hat!“ Selbſt das Latein werde jetzt von vielen Seiten für die induſtrielle Bildung wieder in Anſpruch genommen, nicht nur als Grundlage der neueren Sprachen, ſondern als bewährtes Mittel der formellen Bildung des Geiſtes, und faſt einſtimmig ſey die Erfahrung der Lehrer auf dieſem Felde, daß im Allgemeinen ein in den humaniſtiſchen Studien geſchulter Knabe in den Realſtudien leichter begreife und feſter behalte, als ein ſolcher, dem die Wohlthat derſelben nicht zu Theil geworden.

„Das Verhältniß der humaniſtiſchen und induſtriellen Bildung iſt demnach ein gegenſeitiges, beides ſind die zwei Seiten Einer und derſelben Sache, und ſtehen in einem ſo engen Verbande, daß man ihn im vollen Sinne des Worts einen ſocialen nennen kann. Ein Krieg alſo, der zwiſchen ihnen ausbricht oder geführt wird, iſt ein Bürgerkrieg.

„Wie aber ihr Verhältniß ein gegenſeitiges, ſo iſt ihr Intereſſe ein gemeinſames: es iſt das der Wiſſenſchaftlichkeit, und begehrt, daß die Wiſſenſchaften als ſolche, ſelbſtſtändig, in ganzer Tiefe und in ſtrenger Forſchung und Methode getrieben werden.

„Daß dieſes das Intereſſe der humaniſtiſchen Bildung ſey, braucht keines weitern Beweiſes: ihr ganzes Beſtreben iſt ein ideelles, auf die innere Beſchaffenheit der Dinge gerichtetes, und in ſeinem tiefſten Weſen liegt das Bedürfniß und das Beſtreben, das Wiſſen und die Forſchung zunächſt an ſich und ganz unabhängig vom zufälligen Nutzen zu betrachten. Aber liegt das Alles, liegen dieſe unermeßbaren Größen den Intereſſen der induſtriellen Bildung nicht ſeitab? Sie fragt nicht ſo ſehr nach der Weſenheit der Forſchung und der Wiſſenſchaft, ſondern nach dem, was ſie nütze, und die Probleme der Mathematik und Naturwiſſenſchaft haben zunächſt für ſie nur Bedeutung, inſofern ſie für das, was man das „Leben“ nennt, Anwendung finden, d. h. inſofern ſie die Mittel und Wege des Erwerbs vermehren und erleichtern. Aber ſelbſt auf dem Standpunkt des Nutzens iſt nicht zu verkennen, daß der höchſte Nutzen in der ſtrengſten Wiſſenſchaftlichkeit zu ſuchen, und die wichtigſte Erfindung meiſt nur zufällig der Erfolg der tiefſten und reinſten wiſſenſchaftlichen Speculation und Forſchung iſt.

„Das Alterthum hat keinen Mathematiker, der fruchtbarer auf die Bedürfniſſe des öffentlichen Lebens und der Induſtrie eingewirkt, als Archimedes. Die Mathematik verdankt ihm die wichtigſten Theoreme, die Hydroſtatik und Hydraulik ihre Erfindung.“ Bekannt ſey, daß er die Mauern von Syrakus mit jener Wurfmaſchine und andern Werkzeugen der Vertheidigung ge-

ſchmückt, welche das römiſche Heer bei der Belagerung zwei Jahre lang in Schrecken hielten, bekannt auch ſein Ausruf, als er durch einen kunſtreichen Mechanismus das größte Schiff ſeiner Zeit in der Art bewegte, daß es der König Hiero mit eigner Hand und allein vom Stapel ließ: „δός μοι ποῦ στῶ καὶ τὰν γᾶν κινήσω, gib mir, wo ich ſtehen kann, und die Erde will ich bewegen!“ Archimedes aber, wie Plutarch berichtet, betrachtete das alles, was ihn in den Augen des Volks zum großen Namen erhob, als Nebenwerk müßiger Stunden, als eine Frucht ſeiner Willfährigkeit für die Wünſche ſeines königlichen Freundes, als Gründer ſeines Ruhmes aber die Probleme der reinen Mathematik, die er zuerſt gelöst hatte, und auf ſeinem Grabmale befahl er den Cylinder und in ihm die Kugel von gleicher Höhe abzubilden, deren Verhältniß er gefunden und bewieſen hatte. Ebenſo weiß man, daß auch die neueſten, überraſchendſten Erfindungen auf dem Gebiete der Mechanik und Naturkunde, durch welche Gewerbe und Verkehr umgeſtaltet und in dieſen Schwung gebracht worden, den tiefſten Studien der theoretiſchen Mechaniker, Chemiker und Phyſiker verdankt werden. Zu allen Zeiten und unter allen Völkern, wo Gewerbe und Handel aufblühten, iſt auch die Wiſſenſchaft und die Kunſt ſtark und mächtig geweſen. Soll dieſer Geiſt großer Erfindungen lebendig bleiben, ſo muß die rein wiſſenſchaftliche Forſchung, aus der er hervorgeht, ſtark und rein bewahrt werden.

„Die Erfolge der Wiſſenſchaft ſind die goldenen Aepfel der Heſperiden; aber es braucht eines Herkules, um ſie zu brechen. Sie müſſen der Schlange, dem Drachen, die den Zugang zu ihnen wehren, abgekämpft und abgewonnen werden, und dieſer Drache iſt die Gemeinheit, der gemeine, nur auf das unmittelbar Brauchbare gerichtete niedere Geiſt des Erwerbs, dem weder der Sinn für das Große und Edle, noch die Einſicht inwohnt, daß ohne dieſes auch das wahrhaft Nützliche nicht zu haben iſt. — Haben wir damit das Intereſſe der induſtriellen und humaniſtiſchen Bildung gegenüber der Wiſſenſchaft als ein gemeinſames bezeichnet, ſo wird dieſe Gemeinſamkeit auch auf dem Gebiete des öffentlichen Unterrichts und der Erziehung nicht können abgewieſen werden, wenigſtens nicht ganz. Ich werde hier gleich die Behauptung voranſtellen, von der ich ausgehe. Sie wird zwar auch in Zukunft auf Widerſpruch ſtoßen, verdient aber gleichwohl die ernſteſte Beachtung auch der Gegner, weil ſie nicht aus einſeitiger Vorliebe, die mir fern iſt, nicht aus beſondern Abſichten, die ich nicht kenne, ſondern aus dem, was aus langer Beobachtung und Erwägung des Ganges und der Mittel öffentlicher Bildung und Erziehung hervorgegangen iſt, die ich über die Gränzen unſerer Zeit und unſeres Landes hinaus anzuſtellen und zu vergleichen bemüht geweſen bin. Dieſem zufolge acht' ich als der Lage und dem Bedürfniß des künftigen Induſtriellen und des höher geſtellten Staatsbürgers im Allgemeinen gemäß, daß er wenigſtens in dem frühern Lebensalter eine Reihe von Jahren in Unterricht und Erziehung mit dem künftigen Gelehrten gleichen Schrittes geführt, dadurch aber auf eine höhere Stufe der Einſicht, des geiſtigen Vermögens und der Geſinnung erhoben werde. Ich gehe hier nicht auf das Bildende und Veredelnde eines gutgeführten Unterrichts der gelehrten Schulen von neuem ein; es liegt offen vor, und wird nur von Thoren oder Verblendeten verkannt. In ihm liegt die feſte und unerſchütterliche Grundlage unſerer höheren Bildung. Ich weiſe eben ſo wenig auf die Folgen hin, wenn beide Richtungen bis in die Wurzel hinab getrennt oder in dieſer Trennung erhalten würden. Die höhere Bildung hat nur ein Fundament, das Jahrhunderte gelegt und große Erfolge befeſtigt haben. Es eitlen Hoffnungen oder unklaren Beſtrebungen zu Liebe trennen, nährt und ſchärft noch

die Feindſchaft, welche wir löſen wollen, und ſchwächt zumeiſt denjenigen Stand, den wir zu der Quelle des höheren Gedeihens leiten, und ohne ſeine Beſtimmung aus den Augen zu verlieren, aus ihr tränken, durch ſie ſtärken möchten. Wir handeln dadurch in ſeinem wahren Intereſſe, und ſind, indem wir die Vermittelung der ſtreitenden Intereſſen auf einer höheren Stufe der Intelligenz ſuchen, die Vorſchreitenden, die der Bedürfniſſe der Gegenwart, der Forderungen der Zukunft Kundigen, während die Andern mit unklarem Blicke nur ein beſchränktes Ziel im Auge haben, und für den Bürger die Wege des Helotismus anbahnen, während wir ihn, während wir die Elite ſeines Standes zur geiſtigen Ebenbürtigkeit mit dem Stande der durch gelehrte Studien Gebildeten erheben möchten.

„Daß wir aber die Forderungen an den induſtriellen Stand, daß wir ſein Ziel nicht zu hoch ſtellen, wird jeder wahrnehmen, der die Lage und Beſtimmung deſſelben erwägt. Der höher geſtellte Induſtrielle, der Beſitzer größerer Gewerbe, der Vorſteher großer Handels- oder Bankgeſchäfte wird durch ſein Geſchäft ſelbſt mit allen tiefer liegenden Fragen der Zeit in Verbindung gebracht. Er verkehrt mit dem Welthandel, in dieſem mit der Politik; er umſpannt mit ſeinen Speculationen mehr als Einen Continent und Ein Meer, und ihr Erfolg iſt von dem Gange der Geſetzgebung, den Verwicklungen der Politik der Staaten weſentlich bedingt. Will er ſich und ſeinen wahren Vortheil richtig erkennen, ſo muß er über dieſe wichtigen Dinge ein richtiges Urtheil haben: ſein Verſtand muß möglichſt geſchärft, ſein Geiſt gewandt, ſein Entſchluß ſicher ſeyn. Er ſoll durch ſich und für ſeine Unternehmungen auf der Höhe der Zeit ſtehen, und muß dazu auf ſie erhoben werden. Wie dieſes geſchehe, daß es am ſicherſten geſchehe durch Aneignung der höheren Einſicht und Bildung ſeiner Zeit — wer dürfte daran zweifeln? Die Beiſpiele großer Induſtriellen der vergangenen Zeiten würden den noch Zweifelnden des Weitern belehren: die Mediceer, die ihr Bankhaus zur herzoglichen, die Fugger, die es zur fürſtlichen Würde gehoben, die Peutinger in Augsburg, die Beheim in Nürnberg, die großen und freien Handelsſtaaten alter und neuer Zeit, von Tyrus und Carthago, von Milet und Athen an bis auf die edlen Gründer der deutſchen Hanſa, die ihre politiſche Thätigkeit von Nowgorod bis Liſſabon ausdehnte. Niederland ſo gut wie England waren und ſind auch in ihrem Bürgerſtande mit höherer Bildung ausgeſtattet. Die Häuptlinge dieſer induſtriellen Bewegung, vorzüglich der vergangenen Zeit, achteten ſich geiſtesverwandt den Männern, die ihr Zeitalter mit Wiſſenſchaft und wiſſenſchaftlichem Ruhm geſchmückt haben, und lebten mit ihnen in gegenſeitigem Verkehr der Neigung und des Bedürfniſſes.

„Dazu nehme man Lage und Stellung eines Standes, der ſtark und aufrecht geblieben, während ſo Vieles um ihn ſchwach geworden und gealtert iſt, deſſen Einfluß und Wichtigkeit noch überall, wo die öffentliche Ordnung ſich befeſtigt, im Steigen begriffen iſt, den Stand des Bürgers, in den faſt Alles zuvor Getrennte unter dem Namen des Staatsbürgers übergangen iſt, um das Bürgerthum der neuern Zeit zu conſtituiren. Der Bürger erſcheint in Verwaltung der Angelegenheiten ſeiner Gemeinde; er überwacht im Landrath oder in den Provincialſtänden die öffentliche Verwaltung, unter der rheiniſchen Bevölkerung entſcheidet er in den Aſſiſſen über Ehre und Gut, über Tod und Leben ſeiner Mitbürger. Er nimmt in den ſtändiſchen Verſammlungen Theil an der Geſetzgebung. Kein Gegenſtand, keine Aufgabe iſt ſo hochgeſtellt und ſo ſchwierig, mit der Wiſſenſchaft und wiſſenſchaftlichen Dingen ſo eng und tief verbunden, die nicht zu ſeiner Erwägung kommen, die nicht ſeiner Entſcheidung unterlegt werden könnten. Iſt dieſes, ſo ſteht

hier nicht nur das Intereſſe des Bürgerſtandes, ſondern des ganzen öffentlichen Wohles in Frage. Ihn für dieſe Verrichtungen zu erziehen, ihn auf die Höhe dieſes Berufs zu erheben und dieſe Erhebung durch Erziehung und Unterricht der früheren Jahre vorzubereiten, das iſt auch gegenüber dem Staate die Aufgabe, welche die Zeit ihren Ordnern und Führern zur Löſung geſtellt, und ihre Löſung wird nur inſofern gelingen, als es gelingt, den Bürgerſtand ſelbſt durch Gemeinſamkeit der frühern Erziehung des künftigen Gelehrten und des künftigen Bürgers zu jenem höheren Grade der Einſicht und Bildung zu erheben, welche der Gelehrte weſentlich der ſorgfältigen und weiſen Pflege ſeiner früheren Jugend verdankt.

„So ſind wir durch unſere Erwägungen zu einer Aufgabe geführt worden, von der die Löſung ſo vieler Fragen unſerer Zeit, die Wahrung der überlieferten Bildung, die Förderung der neuen, die Mehrung der materiellen und der intellectuellen Güter, der Friede der Gemüther, das Gedeihen des Ganzen, die Sicherheit der Gegenwart, die Hoffnung der Zukunft weſentlich bedingt ſind. Wie nun das Einzelne anzuordnen, bis zu welchem Grad und bis zu welchem Alter die höher gehende Erziehung beider Stände, des gelehrten und induſtriellen, durch die Mittel der humaniſtiſchen auf gemeinſamer Grundlage ſolle gebaut werden, dieſes und Aehnliches iſt Sache der Ausführung. Das Einzelne iſt leicht auszumitteln, wenn man über die Hauptſache ſich geeinigt hat. Dieſe und den Grundſatz geltend zu machen, dadurch aber zur innern Vermittelung des langen Streits wie zur Förderung einer allen Bedürfniſſen der Gegenwart entſprechenden Jugendbildung beizutragen, war die Abſicht dieſes Vortrags, und mir bleibt nur übrig, Ihnen für die große und anhaltende Aufmerkſamkeit zu danken, die Sie mir geſchenkt, und die mich während deſſelben erhoben und mir gezeigt hat, daß ich nicht umſonſt auf Ihre Theilnahme gerechnet hatte.“

An dieſen Vortrag knüpfte Director **Thudichum** aus Büdingen, Bemerkungen über die Beſchaffenheit des erwähnten Streites, indem er zu beweiſen ſuchte, daß derſelbe nur perſönlich, ungerecht und unpraktiſch ſey, und daß er, wie ſich dieß im Großherzogthum Heſſen-Darmſtadt gezeigt habe, nur praktiſch gelöſt werden könne. Geheimer Hofrath **Kärcher** fügt die weitere Bemerkung bei, daß im Großherzogthum Baden kein Streit der verſchiedenen Richtungen ſtatt finde, indem beide neben einander auf gleiche Weiſe gefördert würden.

Es folgte nun der Vortrag des Profeſſor **Dr. Gerlach** aus Baſel **über Seneca's Stellung zu ſeinem Zeitalter.**

Wer durch die häufig wiederkehrende Benennung Auguſteiſches Zeitalter mißleitet, ſich gewöhnt hat, theils der Perſönlichkeit jenes Fürſten, theils ſeiner mittelbaren Einwirkung einen bedeutenden Einfluß auf die damalige Geiſtesentwicklung der Römer einzuräumen, dem muß es ein unauflösliches Räthſel erſcheinen, daß jene Einwirkung ſo vorübergehend war, und daß das ſogenannte goldene Zeitalter der Literatur, kaum entſtanden, dem ſilbernen weichen muß, welches wieder dem ehernen zueilt, damit endlich das eiſerne auf den Geiſtern laſte. Es beruht aber die obige Benennung meines Erachtens auf einer durchaus oberflächlichen Betrachtung der innern

Geſchichte, welche, je weniger die tiefern Beziehungen geiſtiger Kräfte aufgefaßt wurden, um ſo mehr ſich hingedrängt fühlte, an eine äußere Einwirkung die Entſtehung einer ſonſt unbegreiflichen Richtung anzuknüpfen. Dieſem Unvermögen einer tiefern Betrachtungsweiſe kam das richtig gefühlte Bedürfniß entgegen, die mannigfachen Strebungen eines vielbewegten Zeitalters unter einer gewiſſen Einheit zu begreifen; und da die großartigen Entwickelungen des Staats- und Völkerlebens gemeiniglich durch hervorragende Perſönlichkeiten entſchieden werden, ſo wollte man auch im Gebiet der Wiſſenſchaft und Kunſt das gleiche Geſetz im gleichem Maaße geltend machen, und einen ſichern Ausgangspunkt der Darſtellung gewinnen. Aber um ſo tiefer und innerlicher das Leben des wiſſenſchaftlichen Geiſtes iſt, als die That und deren äußere Erſcheinung, um ſo weniger kann eine jenem fremde Perſönlichkeit thätig in das Triebrad geiſtiger Entwickelungen eingreifen. Daher ſchien mir immer jene maaßloſe Bewunderung wiſſenſchaftlicher und künſtleriſcher Belebung, wodurch man die Namen des Hieron und Perikles, des Alexandros und der Ptolemäer, des Auguſtus und der Mediceer verherrlicht hat, weit mehr fremdartigen Tendenzen, als einer tiefern Auffaſſung der Strebungen der Völker ihren Urſprung zu verdanken. Was nun namentlich die Perſönlichkeit des Auguſtus anbetrifft, ſo kann ich derſelben durchaus keinen tiefer wirkenden Einfluß auch nur in der Hinſicht zugeſtehen, als wenn gewiſſe Richtungen durch ihn hervorgerufen, geleitet oder entwickelt worden wären. Das iſt allein das Vorrecht thatkräftiger Männer oder wunderbarer Geiſtesgröße. — Gemeine Klugheit und ſchlaue Berechnung menſchlicher Leidenſchaften und ihrer Wirkungen kann ordnend im Widerſtreit empörter Elemente wirken, kann verworrenes Streben nach eignen Zwecken leiten, kann zwieträchtige Völker in die Feſſeln der Selbſtſucht ſchlagen, Geiſter ſchaffen kann ſie nicht. Mag man in neuern Zeiten und aus leicht erklärlichen Gründen den Ruhm des ſchlauen Gewalthabers mit vollem Munde verkünden, wie denn ſelbſt Tiberius ſeine Vertheidiger gefunden; durch dergleichen Panegyriker wird das Urtheil der Geſchichte nicht geändert; und ein Mann, deſſen Leben mit Tücke und Argliſt begonnen und durch die empörendſte Grauſamkeit befleckt, ſpäter, wo Staatskunſt, Klugheit, veränderte Verhältniſſe, Milde und Schonung geboten, ſich dieſer zugewendet, um das Volk, das er um ſein Recht betrogen, leichter an Dienſtbarkeit zu gewöhnen, kann in der Zeit Entſchuldigung finden, und durch Vergleichung höher ſteigen, aber in Kunſt und Wiſſenſchaft ſchöpferiſch wirken kann er nicht (cfr. **Tacit. Annal. I. 10.**). Nach dieſer Annahme erſcheinen die Geiſteswerke der Römer kurz vor dem Anfang unſerer Zeitrechnung nur als die letzten Strebungen des republikaniſchen Geiſtes, welche vom Staate und Volke, dem ſie angehörten, losgeriſſen, ſich in das freie Reich der Gedanken und der Wiſſenſchaft geflüchtet, um hier ein Denkmal früherer Herrlichkeit zu gründen. Eine Geiſtesrichtung alſo, welche aus der Vergangenheit hervorgegangen, gegenüber den ſchleichenden Künſten der Despotie, raſch der Vollendung zugeſtrebt, konnte unter den Einflüſſen der neuern Zeit nicht weiter die bisherige Bahn verfolgen, ſondern mußte gelähmt, gehemmt, erdrückt in ganz verſchiedener Weiſe ſich entwickeln, um unter den neuen Verhältniſſen noch anerkannt zu werden. Daher iſt der Uebergang zur Alleinherrſchaft allerdings entſcheidend, zunächſt weniger durch die neue Form des Staats und durch die Perſönlichkeit der Herrſcher, als durch die geiſtige Erſchlaffung, welche der Despotie den Weg gebahnt. Es bildet ſich ein entſchiedener Gegenſatz zwiſchen der neuern Literatur, welche der Herrſcher Gunſt gefördert und öfter noch mit ihrem Haß verfolgt, und den Geiſteswerken des alten Roms, welche in der vollen Blüthe der Republik ſtanden, und mit deren Fall geendet. Dieſe

Thatſache von Tacitus im innerſten Bewußtſein ſeiner Seele anerkannt (V. Agric. c. 1. 2. 3. Annal. IV. 34.), von den Römern kaum beachtet, oder oberflächlich aufgefaßt, ſollte nun den Markſtein bilden, um die Gedankenwelt des römiſchen Volks in ihren Gegenſätzen zu begreifen, und das Gebiet der römiſchen Literatur in zwei große Hälften zu verlegen.

Auf der einen Seite der freie Staat in voller Jugendkraft und reicher Ueberfülle, gegründet auf Bürgertugend, Einfachheit und Sittenſtrenge, erſtrebt und gefühlt durch die ſtete Wiederkehr der innern Kämpfe, welche das Ringen nach vollem Recht und gleicher Ehre, gegenüber der Gewalt, dem Trotz, dem Uebermuth erzeugt. Dort ein alterndes Geſchlecht und die öde Grabesſtille eines Volkes, das ſich verblutet hat, unter der Geißel einer finſtern, argwöhniſchen, zügelloſen Despotie, welche das kalte ausgeſtorbene Herz durch materielle Größe und das Ungeheure zu ſättigen trachtet, welche für die Liebe zu dem ewigen Recht thieriſche Genüſſe bietet, welche ſtatt Männerſtolz und Bürgerehre den Uebermuth der Herrſcher zeugt, welche ſtatt dem lebendigen Wogen friſcher Menſchenkräfte das finſtere Todtenreich des Mechanismus pflanzt. Daß dieſer Gegenſatz im Leben des Staats und Volks auch in der Wiſſenſchaft ſich würde geltend machen, darüber kann bei dem kein Zweifel ſeyn, welcher die Einheit der Beſtrebungen des menſchlichen Geiſtes in allen Richtungen des Lebens zu begreifen fähig iſt. Wenn die Wiſſenſchaft und Kunſt ihrem wahren Weſen nach die ſchönſte Blüthe des Menſchengeiſtes iſt, ſo kann ſie auch da nur in ihrer ganzen Herrlichkeit ſich offenbaren, wo die Entwickelung des Lebens am vollkommenſten erſcheint, wo die Kräfte am freieſten ſich bewegen, wo durch allſeitige Bewegung und Belebung eben jene Geiſteshöhe gewonnen wird, welche den Adel der menſchlichen Natur verkündet. Daß nun die Römer nicht in gleichem Maaße wie die Hellenen das Gebiet der Wiſſenſchaft ergründet und die Kunſt gepflegt, iſt eine vielfach ausgeſprochene, öfters falſch gedeutete Behauptung. Aber mag immerhin die Wahrheit unbeſtritten ſeyn, daß die Entwickelung alles geiſtigen und künſtleriſchen Strebens bei den Hellenen einzig war, ſo wird nicht minder ſich beweiſen laſſen, daß die Umgeſtaltung der römiſchen Republik zur Weltherrſchaft der Literatur des Volks einen Charakter aufgedrückt, deſſen Einfluß ſelbſt die ſpätere helleniſche Literatur ſich nicht entziehen konnte, ſo daß von nun an die beiden Völker geiſtig immer mehr verwandt und durch den gemeinſamen Gegenſatz gegen die Barbaren feſt verbunden, ſich gleichmäßig fortentwickeln und bewegen. — Stand in den Zeiten der Republik die Pflege der Wiſſenſchaft durchaus der Sorge für's gemeine Weſen nach, und war in dem mühe- und arbeitsvollen Leben der römiſchen Bürger nur wenigen Begünſtigten die Beſchäftigung damit geſtattet, ſo hatte ſich unter Auguſtus die Wiſſenſchaft recht eigentlich vom Staate losgeriſſen und war aus den Trümmern des Freiſtaates wie ein wucherndes Unkraut emporgeſchoſſen.

Früher hatte ſich die Kunſt im Sonnenlichte des öffentlichen Lebens frei, kräftig und geſund entfaltet, fortan mußten die vielfach angeregten Geiſteskräfte den niedrigen Abſichten gemeinen Ehrgeizes, thörichter Eitelkeit, ſchnöder Habſucht dienſtbar werden, und aus der Ueppigkeit ſinnlichen Lebensgenuſſes ihre Nahrung ſaugen. So ward Wiſſenſchaft und Kunſt, meiſt im Dienſte des Staats, der Religion, und eine Zierde der höher ſtehenden Geſchlechter, ein leeres Spiel des Müßiggangs, eine Dienerin der Sinnenluſt, ein einträgliches Gewerbe. Hatte das republikaniſche Leben in ſtarrer Abgeſchloſſenheit ſich in ſich ſelbſt bewegt und mit einer gewiſſen Schnödigkeit alle fremdartigen Elemente von ſich ferne gehalten, ſo daß ſelbſt die Einwirkung der ſtammverwandten

Hellenen mit argwöhniſcher Aufmerkſamkeit verfolgt, nur langſam ſich geltend machen konnte, ſo mußte der Mittelpunkt einer Volksmonarchie den verſchiedenartigſten Einflüſſen ſich öffnen und die Provinzen, durch den eiſernen Arm Rom's in ihrer eigenthümlichen Entwickelung gelähmt, übten zähe das Vergeltungsrecht, indem von den äußerſten Gränzen des Reichs eine Menge der widerſprechendſten Richtungen in die Hauptſtadt ſtrömten, ſo daß die Auflöſung aller eigenthümlichen Volksſitte die nothwendige Folge war. Dieſe Verallgemeinerung und Erweiterung der Wiſſenſchaft auf einer Seite, ſo wie das Herabſteigen zu den Künſten des Luxus auf der andern Seite konnte nicht anders als zerſtörend auf wiſſenſchaftliche Tiefe und Gründlichkeit wirken. Denn wo Kunſt und Wiſſenſchaft nicht bloß Empfänglichkeit der Menge für alle rein menſchlichen Beſtrebungen in Anſpruch nehmen, ſondern ihre vielfachen Mitwirkungen erheiſchen, da wird die ideale Höhe des wiſſenſchaftlichen Gedankens aufgegeben. Die Wirklichkeit mit ihrer Schwerkraft macht ſich geltend, die Innerlichkeit und Tiefe muß der Maſſe weichen, die Forderungen der Außenwelt gebieten, und allem Herrlichen drängt immer mehr und mehr ein fremder Stoff ſich an. Aber den tiefſten Einfluß auf die Wiſſenſchaft äußerte die Despotie durch die Sitten. Erſchlaffung im Allgemeinen, Zügelloſigkeit Einzelner hatte die Macht der Despotie begründet, welche von dieſer Baſis aus neue Netze und Feſſeln für die Freiheit ſchmiedete. Mochte ſie mit eiſerner Zuchtruthe das Verbrechen ſtrafen, ſie ſelber ein Erzeugniß des Verbrechens, ſtreute die reiche Saat des Böſen aus. Wo die Gewaltherrſchaft noch nicht durch langen Druck zur Gewohnheit geworden iſt, wo die Freiheit noch ein Gegenſtand der Hoffnung und des Wunſches iſt, da iſt Geiſteshöhe und Sittlichkeit gefürchtet und gehaßt. Wohl mochte das Zeitalter die ſtillen Tugenden der Entſagung und Genügſamkeit bewahren, welche im Hauſe waltend Alles trägt und Alles duldet, wo aber mit Sittenreinheit ſich Hochſinn und Thatkraft eint, da fühlt Bewunderung ſelbſt ein entartetes Geſchlecht, da zittert der Räuber der Gewalt ſelbſt auf dem Throne, und tauſend Feinde erheben ſich gegen eine geiſtige Macht, welche, wo ſie nur erſcheint, als eine laute Anklage des Zeitalters angeſehen wird. Daher war das Beſtreben der römiſchen Despotie nothwendig dahin gerichtet, daß Geiſteskraft und Sittlichkeit im Preiſe ſanken, und dieſer Sieg ward ohne Anſtrengung errungen. Denn wie der große Geſchichtſchreiber ſagt, die Trefflichſten waren entweder im Bürgerkrieg gefallen, oder hatten geächtet und zerſtreut fern von der Heimath ihren Tod gefunden, die Uebrigen wurden durch äußere Ehre, Glanz und Reichthum um ſo mehr erhoben, je mehr ſie zur Knechtſchaft ſich geneigt; dazu kam die ſtumpfſinnige Trägheit der Maſſe, die Habſucht des Kriegsvolks, welches für höhern Sold des Bürgerthums vergaß, endlich das allgemeine Gefühl der Hoffnungsloſigkeit, welches noch die Beſten lähmte, und jede große That im Keim erſtickte. Alles dieß konnte wohl die Sehnſucht nach einem beſſern Zuſtande nicht erſticken, noch den Glauben an das Beſſere ganz zerſtören, aber alles freudige Vertrauen auf die eigne Kraft wich aus der Bruſt der Menſchen und nur in unnatürlicher Uebertreibung und in den ſchroffſten Gegenſätzen mochte noch die Macht der Wahrheit und perſönlicher Ueberzeugung ſich geltend machen.

Unter dem Einfluß ſolcher Verhältniſſe in Staat und Leben, in Wiſſenſchaft und Kunſt war die Jugend des Mannes verfloſſen, den ich als Verkündiger der neuen geiſtigen Richtung anerkennen möchte, des L. Annäus Seneca. In Auguſtus Greiſenalter fiel ſeine Knabenzeit, unter Tiberius war er zum Mann erwachſen; Caligula's Haß hatte ſein Leben bedroht; Claudius hatte ihn nach Corſika verbannt; durch Agrippina ward er an den Hof gerufen, und das wichtige Amt der

Erziehung Nero's ihm anvertraut, der ſpäter bei der Verſchwörung des Piſo ſeinem Lehrer die Wahl des Todes überließ. Somit war er ganz ein Sohn der neuern Zeit, und als ein Spanier von Geburt ganz fern von den Erinnerungen und Gedanken, welche auch in den Zeiten der tiefſten Schmach oft freien Männerſtolz erhalten. Sein regſamer Geiſt, ſein lebhaftes, alles Hohe und Herrliche leicht ergreifendes Gefühl, jugendlicher Ehrgeiz überdieß und die Sucht zu glänzen, hatten ihn auf das weite Feld der Wiſſenſchaft geführt, welche der Univerſalität zuſtrebend, mehr den Charakter encyclopädiſcher Allſeitigkeit als innerlicher Vertiefung des Geiſtes trug. Daher war nicht leicht ein Zweig des Wiſſens ihm fremd geblieben und man erſtaunt billig über den Reichthum von verſchiedenartigen Kenntniſſen, welcher in ſeinen Schriften ſichtbar wird. Nach der Sitte der Zeit hatte er in der Dichtkunſt ſich verſucht und viele Reden ausgearbeitet; ſeiner Geſchichtskenntniß, wenn auch nur auf markante Züge eingeſchränkt, begegnen wir in allen ſeinen Schriften; aber der Mittelpunkt all' ſeines Wiſſens war die Philoſophie, welche, ſo wie ſie überhaupt als geiſtiges Band die einzelnen Wiſſenſchaften verbindet, ſo damals noch im höhern Grade der eigentliche Mittelpunkt alles geiſtigen Strebens war. Daß nun aber dieſe Wiſſenſchaft, worin er vorzugsweiſe der Stoa folgte, nicht in der ſtrengen Form behandelt wurde, wie die großen Meiſter Zenon und Chryſippos lehrten, das möchte man ſchon aus den wenigen Angaben über ſein äußeres Leben folgern, wenn nicht überhaupt als bekannt angenommen wäre, daß eine ſtreng ſyſtematiſche Fortbildung der Philoſophie weder in dem Charakter der Römer, noch in dem der Zeit lag. Damals nun war die Strenge wiſſenſchaftlicher Conſequenz ſchon längſt aufgegeben gegen die ſogenannte geiſtreiche Manier, Gedanken nach einer äußern Aehnlichkeit zu combiniren, durch künſtliche Gegenſätze Licht und Schatten zweckmäßig zu vertheilen, endlich eine Maſſe zuſammengeraffter Kenntniſſe unter fremdartigen Geſichtspunkten vereinigt zur Schau zu tragen. Dieſe Schreibart, ganz im Sinne einer Zeit, welche ohne Tiefe der Geſinnung eitlem Wortgepränge mehr als billig huldigte, mußte eben ſo allen wiſſenſchaftlichen Ernſt zerſtören, als ſie flacher Betrachtungsweiſe des großen Haufens günſtig war, welcher in Kunſt und Wiſſenſchaft die eigne Verkehrtheit, nur im ſchönern Bilde, wieder finden will. Dieſem Style iſt eine wiſſenſchaftliche Begründung, ſtrenge Beweisführung und logiſche Entwickelung fremd, wie denn auch ſolche dem Seneca am wenigſten gelingt. Wo nicht das ſittliche Bewußtſeyn ſeine Bruſt erhebt, ſeine Gedanken ſchärft und ſeine Sprache belebt, da mag man wohl die glänzende Darſtellung bewundern, aber eine wiſſenſchaftliche Form wird man kaum bemerken. Mit dieſem Mangel aller Bündigkeit und Schärfe der Begriffe ſteht in enger Verbindung der nachläßige Periodenbau, welcher, ein höchſt loſes und durchſichtiges Gefüge, durchaus ohne Gliederung erſcheint, ſo daß ein eigentliches Fortſchreiten der Gedanken kaum bemerkbar iſt. Daher mag man wenige Schriftſteller finden, welche im Einzelnen ſo viel Ueberraſchendes, Blendendes, Anziehendes, ſelbſt Ergreifendes enthalten, und doch im Ganzen ſo wenig wahres Wiſſen erzeugen, wie Seneca. Er hat Alles nur im Einzelnen begriffen und ſiehet es jeden Augenblick in anderer Verbindung; aber die tiefe Lebensader, welche die Maſſe der Kenntniſſe durchſtrömen ſoll und zu einem höhern Bewußtſeyn verklärt, wird man nirgends finden. Dieſe Nichtachtung aller ſtrengern Form der Rede ſteht in enger Verbindung mit der Nachläßigkeit des Ausdrucks überhaupt. Auch die römiſche Sprache hat ſich in großer Mannichfaltigkeit bewegt: Poeſie und Proſa bilden einen Gegenſatz und die meiſten andern Stilarten haben mit ſcharfer Eigenthümlichkeit ſich ausgeprägt. Nur wenige haben die klare, ruhige Entfaltung des Cicero er-

reicht; gedankenreiche Kürze, Schroffheit und Körnigkeit des Ausdrucks, wenn ſie das innere Weſen offenbaren, verdienen nicht minder Anerkennung als der klare, ruhige Strom einer wohlgefügten Rede. Aber wo in dem Ausdruck keine Spur einer antiken Beſonnenheit bemerkbar iſt, wo ſtatt des weiſen Maaßes und der Beſchränkung reicher Fülle jene geiſtige Zügelloſigkeit erſcheint, worin die helleniſche Anſicht das Weſen des Barbaren ſetzt; wenn ſtatt gemeſſener Haltung, wodurch des Geiſtes Herrſchaft über den Gedanken ſich offenbart, ein gänzliches Hingeben an den Stoff, Schwelgen in Gefühlen, vorzüglich aber jene widrige Nacktheit des Ausdrucks erſcheint, welche, um den Gedanken bis zur Stärke des ſinnlichen Eindrucks zu ſteigern, vor keinem Bilde, keinem Worte, keinem Ausdrucke mehr erröthet, da wird die Sprache ſelbſt das treueſte Bild der Sitten, und der ſchneidende Gegenſatz zwiſchen Form und Geiſt enthüllt den innern Widerſpruch. Denn, wo die ideale Höhe ſchwindelnder Gedanken nicht durch die Form des Ausdrucks ſelbſt getragen iſt, da wird es dem innerſten Bewußtſeyn klar, daß unter üppiger Geiſtesthätigkeit eine gänzliche Ohnmacht zur That beſtehe, und daß die innere Zerriſſenheit, zwiſchen der Erinnerung einer entſchwundenen Vergangenheit und der Sehnſucht einer beſſern Zukunft getheilt, aus ſich ſelber nichts Tüchtiges erzeugen könne.

Je weniger aber Seneca in formeller Hinſicht die Würde der Wiſſenſchaft zu wahren wußte, um deſto mehr hat er durch den Inhalt ſeiner Schriften Beifall eingeärndtet. Und wenn die ſcharfe Dialektik der Stoiker ſeinem Geiſte durchaus zuwider war, ſo hat er ihre Lehren dem Weſen nach beibehalten. Daher zerfallen alle ſeine Schriften in zwei Klaſſen, wovon die eine der Ethik, die andere der Phyſik angehört. Und die letztere Benennung iſt nun ganz im Sinne des Alterthums zu verſtehen, und würde am ſchicklichſten Naturphiloſophie genannt. Da iſt Alles inbegriffen, was zur Meteorologie, Aſtronomie, Cosmologie, Athmosphärologie, Geologie, zur phyſiſchen und mathematiſchen Geographie gehört, über welche Gegenſtände er in den ſieben Büchern der **Quaestiones naturales** ſich verbreitet hat. Daß auch bei dieſen Unterſuchungen nicht die ſtreng wiſſenſchaftliche Seite hervorgehoben ſey, verſteht nach dem obengeſagten ſich von ſelbſt. Zwar werden alle möglichen Meinungen hier angeführt und theilweiſe beleuchtet, berichtigt und widerlegt, aber auf wiſſenſchaftliche Grundſätze iſt auch dieſe Unterſuchung nicht gebaut, ſondern da wird nach gemeinen Erfahrungsſätzen und nach einer gewiſſen Analogie über die verſchiedenen Naturerſcheinungen geredet, vorzüglich aber der teleologiſche Geſichtspunkt überall vorangeſtellt, und der Menſchen Verkehrtheit mannigfach getadelt, welche die Zwecke der Schöpfung nicht nur verkennen, ſondern denſelben entgegenhandeln. Die Anordnung des Ganzen wird aus der Reihenfolge der Gegenſtände klar. Da erſcheinen im erſten Buche allerlei Meteore, wie der Regenbogen, die Nebenſonnen und die Reflexion des Lichtes durch den Spiegel. Im zweiten Buche fällt ihm bei, daß eine Eintheilung der Meteore nach dem Raume möglich ſey, wo ſie erſcheinen; daher Himmel, Luft und Erde als Eintheilungsgründe hervortreten. Da hören wir denn mancherlei über Weſen, Geſtalt und Größe der Geſtirne, über Donner und Blitz, über Erde und Luft. Das dritte und vierte Buch iſt dem Waſſer gewidmet; die Entſtehung der Quellen und des Regens, die Verwandtſchaft des Waſſers mit der Erde, deſſen Heilmittel und wunderſame Erſcheinungen, namentlich die Ueberſchwemmungen werden erklärt. Dieß bildet den Uebergang zu einer weitläuftigen Unterſuchung über den Urſprung des Nils und ſein geheimnißvolles Steigen und Fallen; dann folgen die übrigen wäßrigen Lufterſcheinungen, Hagel, Schnee, Eis u. ſ. w. und eine pathetiſche Digreſſion über den

Eistrank der Römer bildet den Schluß. Das fünfte Buch beſchäftigt ſich ausſchließlich mit den Winden, das ſechste mit den Erdbeben, das ſiebente mit den Cometen, deren Bewegung und ihrem Verhältniß zu den andern Geſtirnen. Wenn nun ſchon dieſe Ueberſicht die Entfernung von aller wiſſenſchaftlichen Vollſtändigkeit zeigt, ſo kann noch weniger die Darſtellung ſelbſt befriedigen, wo ohne Zurückführung auf die letzten Gründe, ja ohne überhaupt eine wiſſenſchaftliche Grundlage gewonnen zu haben, mit beſtändiger Einmiſchung moraliſcher und religiöſer Reflexionen die Natur in ihren Erſcheinungen nicht ſowohl erklärt und erläutert, als unter verſchiedenartigen Geſichtspunkten ins Auge gefaßt und auf eine höchſt oberflächliche Weiſe geſchildert wird. Nicht Wiſſen ſoll die Darſtellung erzeugen, ſo viel auch gegen mancherlei Irrthümer geredet wird, ſondern durch die Anordnung des Stoffes und der Gedanken ſoll der Geiſt in beſtändiger Ueberraſchung und Spannung erhalten werden; ein Prozeß, welcher wie er ſich oft wiederholt, mit einer völligen Abſpannung und Erſchlaffung endigt.

Aber das eigentliche Gebiet, in welchem Seneca's Geiſt heimiſch genannt werden kann, iſt die Ethik. Auf dieſe beziehen ſich ſeine meiſten Schriften, deren gegen zwanzig von größerem und kleinerem Umfange genannt werden; und hier haben deſſen Meiſterſchaft ſelbſt ſeine Gegner und ſogar die Kirchenväter anerkannt. Hier nehmen die unterſte Stelle die ſogenannten Troſtſchreiben **ad Polybium**, **ad Marciam** und **ad Helviam matrem** ein; als in welchen neben einzelnen tiefen Blicken in das Weſen menſchlicher Dinge doch vorzüglich eine ſehr gemeine Art der Ueberredung bezweckt wird, zum Theil durch ſehr unwürdige Mittel. Die zweite Klaſſe bezieht ſich auf die Tugend- und Pflichtenlehre; dahin gehören die Bücher **de ira**, **de clementia**, **de beneficiis**, und die verlorenen **moralia**, die **exhortationes**, **de amicitia**, **de matrimoniis**, welche durch tiefe pſychologiſche Auffaſſung der verſchiedenen Seelenzuſtände, ſo wie durch eine allſeitige Darſtellung der menſchlichen Leidenſchaften und eine oft hinreißende Lobpreiſung der Tugend ſich auszeichnen. Aber trotz der Tiefe der Gedanken, trotz des Reichthums der Beobachtung, trotz der Mannichfaltigkeit der Auffaſſung, die man bewundern muß, wird eine ſtreng wiſſenſchaftliche Richtung nur wenig Befriedigung finden. Auch da mag man eher den reichbegabten Geiſt erkennen, welcher in glänzenden Bildern, in kühnen Gegenſätzen, in überraſchenden Gedanken ſich offenbart, als die tiefe Glut einer vom Ideal der Sittlichkeit erfüllten Seele.

Es iſt nicht der heilige Ernſt des Mannes, welcher ſeinem entnervten Zeitalter eine vergeſſene Wahrheit ins Gedächtniß ruft, es iſt das tönende Pathos eines Rhetors, welcher die Tugendlehre zum Gegenſtand der Behandlung ſich gewählt, und mit ſeltner Gewandtheit dieſen reichhaltigen Stoff nach allen Seiten ausgebeutet.

Eine dritte Klaſſe bezieht ſich auf das Thema, welches den denkenden Geiſt ſeit den früheſten Zeiten beſchäftigt hat, auf die Löſung des Widerſpruchs, welcher zwiſchen die Idee der Sittlichkeit und das wirkliche Leben tritt, und das Reich der Ideale auf ewig vom Gebiet der Wirklichkeit zu trennen ſcheint. Dahin zähle ich die Schriften: **de providentia**, **de animi tranquillitate**, **de constantia et de otio sapientis**, **de brevitate vitae ad Paulinum**, **de vita beata ad Gallionem**, **de remediis fortuitorum ad Gallionem fratrem**, **de immatura morte**. Hier nun tritt am ſtärkſten eine Hauptſeite der ſtoiſchen Lehre hervor, das ſtarre Feſthalten an der Idee des Weiſen, gegenüber der zerſtörenden Gewalt eines feindlichen Geſchicks; eine Betrachtungsweiſe, wodurch ſich die Ethik der Stoa zur Höhe des chriſtlichen Märtyrerthums aufſchwingt, ohne daß

der beſeeligende Troſt einer Religion der Liebe ſie ſtützt. Mag man immerhin den nicht unbegründeten Vorwurf erheben, daß der ſtoiſche Weiſe in eben dem Maaß, als er dem Urbild der Vollkommenheit näher gebracht wird, dem Leben ſelber mehr entfremdet wird; Seneca iſt darin einen Schritt weiter gegangen, daß er genauer das Verhältniß des ſtrebenden, irrenden Menſchen zu dem vollendeten Weiſen beſtimmt hat. Auch das darf man nicht geradezu tadeln, daß die folgerechte Durchführung jener Grundſätze die Auflöſung des antiken Staates zur Folge haben mußte; denn die ewige Wahrheit ſteht höher als die Staatsform einzelner Völker. Ja, wer wollte es verkennen, daß gerade jene Steigerung der ſittlichen Anforderungen, wie ſie im grellen Widerſpruch mit dem Zeitalter ſtand, doch wieder auf einer innigen Sehnſucht und dem beſten Vertrauen der Völker beruhte, daß dem geſunkenen Geſchlechte auf irgend eine Weiſe Hülfe werden müſſe. Gerade in dieſer Beziehung verdient die dritte Klaſſe der Schriften Seneca's die aufmerkſamſte Beachtung, weil man daraus erſieht, welche Vorſtellungen ſchon Gemeingut des denkenden Menſchen geworden waren, ehe ihnen der Stifter der chriſtlichen Religion eine neue und tiefere Begründung gab.

Als eine beſondere Abtheilung der Schriften Seneca's müſſen die Briefe an Lucilius angeſehen werden, eine ihm eben ſo eigenthümliche als für die Zeit charakteriſtiſche Art ſchriftlicher Darſtellung. Man könnte ſie mit Horazens Briefen vergleichen wollen, und ich gebe zu, daß beide Gattungen ſowohl zu ihren Verfaſſern als zu ihrem Zeitalter in einem ähnlichen Verhältniſſe ſtanden; aber gerade darin tritt noch der entſchiedene Gegenſatz hervor. Dort geniale Schöpfungen eines mit Freiheit ſeinem Zeitalter gegenüber ſtehenden Geiſtes, welcher von allen Schwingungen deſſelben berührt, ſie in ihrer höhern Einheit im Liede darſtellt; hier eine Reihe von Reflexionen und Betrachtungen durch die fremdartigſten Veranlaſſungen erzeugt, auf die verſchiedenartigſten Gegenſtände bezogen, und immer wieder in das Gebiet einer Sittlichkeit hinübergeſpielt, deren ſtrenge Gebote mit der oft ſinnlichen Auffaſſung der Dinge ſich nicht recht vereinigen wollen. Man ſieht, wie bei aller Tugendlehre das Laſter ein anziehender Gegenſtand der Unterhaltung geworden iſt. Aber ſo war die Zeit, ſo war der treueſte Dollmetſcher ihres verworrenen Strebens, ſo war Seneca. Wer hat beredter der Tugend Herrlichkeit geprieſen, wer das Laſter mehr gegeißelt? und doch hielt ihn die Luſt der Welt gefangen. Die freie Würde des Weiſen, wie tief von ihm erkannt, mit welch meiſterhaften Zügen dargeſtellt, und doch buhlte er um Nero's Gunſt und war ſein Rathgeber ſelbſt bei Verbrechen. Die geheimſten Falten des menſchlichen Herzens hat er enthüllt, nur ſich ſelbſt blieb er in ſeinem verworrenen Streben ein ewiges Geheimniß. Gleich einem Seher hat er in die Zukunft des Geiſtes hineingeblickt, aber die Macht der Gegenwart hatte mit allen Banden ihn umſtrickt. Erhabene Gedanken erfüllten ſeine Seele und entführten ſeinen Geiſt in höhere Welten und unmittelbar darauf begegnen wir einer höchſt irdiſchen, ja ſinnlichen Betrachtungsweiſe. So war die Erkenntniß ihm geworden, aber die Willenskraft gelähmt; mit Wiſſen hatte er ſeinen Geiſt bereichert, aber keine höhere Liebe hatte ſein Innerſtes verklärt. Wohl hatte er die Schmach der Gegenwart empfunden, aber darüber ſich zu erheben vermochte er nicht. Die Trauer um verlorne Väter, die Hinweiſung auf ein ſittliches Ideal, giebt keinen Erſatz für angeſtammten Geiſtesadel, der im Leben ſich bewährt. Der Despotismus des juliſchen Geſchlechts, der mit dem erſterbenden Gefühle der Freiheit kämpfte, hatte eine furchtbare Gewalt geübt, der auch Seneca erlag. Eine Fülle neuer Gedanken und Begriffe gährte in der Maſſe, ohne in dem tiefgeſunkenen Geſchlecht zur That zu werden; die Despotie erſchien noch als

ein Raub, aber zur Wiedergewinnung der Freiheit fehlte die Kraft; das Reich des Wiſſens wird erweitert und in alle Gebiete iſt der Geiſt der Forſchung eingedrungen, aber der kindliche Glaube iſt verſchwunden und die ſcharfſinnigſte Zerſetzung ſittlicher Begriffe ließ das Herz doch leer.

Die Völker des Alterthums ſind durch die Freiheit groß geworden, dadurch iſt ihre Eigenthümlichkeit begründet, das iſt ihr Stolz, das iſt ihr ewiger Ruhm. Von dieſem Geiſte erfüllt hat noch in ſpätern Zeiten Tacitus ſich zur Höhe republikaniſcher Geſinnung emporgeſchwungeu, und in Wort und That die Herrlichkeit des alten Roms bewährt. Die Verleugnung dieſer Wahrheit hat an Seneca furchtbar ſich gerächt. An Kenntniſſen, Geiſt und Wiſſen mochten ihn Wenige übertreffen, an Geſinnung und Charakter ſtand er nicht über ſeiner Zeit. Darum trotz des Glanzes ſeiner Rede, trotz der pſychologiſchen Schärfe, trotz des düſtern Pathos ſeiner ſtoiſchen Lehre wird er auf geſunde Gemüther keinen tiefen Einfluß äußern, durch die Form der Rede kann er höchſtens verderblich wirken. Vorzüglich haben die Franzoſen ihn bewundert, auf deren heutige Geiſtesrichtung das Studium des Seneca befruchtend wirken könnte. Doch unſer deutſches Vaterland mag den Geiſt des Alterthums aus reinerem Quelle ſchöpfen, damit der Genius deutſcher Geiſtesbildung, Würde der Geſinnung, Geiſteskraft und Tiefe, fortan ſich bewähren möge.

Hierauf ſprach Profeſſor **Pauly** aus Stuttgart **über die Spuren alter Culturanlagen in Süddeutſchland.**

Wenn die Schilderung, welche Griechen und Römer von unſerm alten Germanien als einem wilden und ſchauerlichen Lande entwerfen, immerhin mehr von dem Norden als von dem Süden zu verſtehen iſt, und wenn auch namentlich dieſe ſchönen Rheinlande, ſelbſt bei dem verwöhnten Südländer ihres freundlichen Eindrucks nicht verfehlen konnten, ſo iſt gleichwohl wenigſtens in Beziehung auf Baiern und Schwaben die Vorſtellung eine ſehr allgemeine, daß Wald, Haide und Sumpf das vorherrſchende Bild war und nur theilweiſe mit Oaſen dürftigen Baulandes wechſelte. Um ſo befremdender wird die Behauptung erſcheinen, daß im Gegentheile in vielen Gegenden der genannten Länder weite Strecken, die jetzt mit Hochwald bedeckt ſind, oder als ungebaute Haiden und Viehtriften ſich darſtellen, die unverkennbarſten Spuren eines geregelten Ackerbaus zeigen. Es beſtehen dieſe Spuren in regelmäßigen, parallel laufenden, wellenförmigen Erhöhungen, meiſtens von 2 — 3 Fuß Höhe, und ungefähr 14 — 16 Fuß Breite quer von der Mitte einer Vertiefung zur andern, Ackerbeete vom Volke genannt, welche ſich meilenweit durch Wälder, wo jetzt oft die älteſten Eichbäume darauf ſtehen, oder über ödes Haideland hinziehen, dann oft auf einmal wie abgeſchnitten aufhören, und jenſeits eines breiten Randes in entgegengeſetzter Richtung wieder anfangen. Zuerſt hat auf dieſe Culturanlagen im Großen, dieſe Hochäcker, wie ſie in Baiern heißen, Weſtenrieder aufmerkſam gemacht, und Schlett in ſeinen Schriften: die Römer in München 1830, und die Hochäcker in Baiern 1832, hat ſie näher unterſucht und beſchrieben. In Baiern erſcheinen ſie am häufigſten und deutlichſten in der unmittelbaren Umgegend von München; in Schwaben findet man ſie allenthalben, in den Wäldern ſüdlich der Donau wie in den Forſten des Strombergs und des Kocher- und Jartthales. Dieſe Anlagen deuten auf eine rohe Art des Acker-

baus aus früher Zeit, wo nach Art der Wechſelwirthſchaft, wie noch jetzt in manchen Gegenden des Schwarzwaldes, der Boden, nachdem er ein Jahr Frucht getragen, ſeiner natürlichen Verwilderung überlaſſen worden, um nach einigen oder mehreren Jahren mit der Aſche des verbrannten Geſtrüppes zu neuem Ertrag gedüngt zu werden. Erſt nachdem eine andere Culturart an die Stelle dieſer alten getreten war, erhob ſich auf dem verlaſſenen Wechſelfeld allmälig ein Hochwald. So viel iſt an dieſen Anlagen nicht zu verkennen, daß ſie nicht das Werk verſchiedener einzelner Beſitzer, ſondern einer größeren Geſammtheit ſind, und, da ſie an den verſchiedenſten Orten doch immer denſelben Typus zeigen, einem und demſelben weitverbreiteten Volke zugeſchrieben werden müſſen. Man hat daher zunächſt an die Römer gedacht, wie das gewöhnlich geſchieht, wo großartige oder räthſelhafte Werke aus alten Zeiten unſere Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen. Allein abgeſehen von andern hier nicht näher zu erörternden Bedenken, wird die Annahme des römiſchen Urſprungs dieſer Ackerbeete ſchon dadurch höchſt zweifelhaft, weil ſie nicht blos innerhalb des limes romanus, ſondern neuerlich auch in fränkiſchen Gegenden, wo ſonſt keine Römerſpuren ſich finden, entdeckt worden ſind. Und aus keinem anderen Grunde habe ich mir erlaubt, dieſen der Sphäre philologiſcher Forſchungen anſcheinend ferner liegenden Gegenſtand hier zur Sprache zu bringen, als weil ich vermuthe, es werde einer, in allgemeinerem Kreiſe angeregten Aufmerkſamkeit gelingen, dieſelbe Erſcheinung auch weiterhin in Franken und ſonſt in Mitteldeutſchland nachzuweiſen, wo kein Römer je ſeßhaft war. Das Ergebniß wäre ſodann die Beſtätigung einer Vermuthung, wodurch ſich die in neuern Zeiten angefochtene Glaubwürdigkeit einiger für die Culturgeſchichte des deutſchen Volkes wichtigen Stellen des Cäſar klar genug ergeben würde. Nämlich, finden ſich dieſe Spuren überhaupt in Süd- und Mitteldeutſchland verbreitet, ſo ſind wir berechtigt oder vielmehr genöthigt, ſie dem großen Völkerſtamm oder Völkerbund, welchen uns Cäſar unter dem Namen der Sueven ſchildert, und zwar einer Zeit zuzuſchreiben, wo ſich Stämme deſſelben nach Vertreibung der Celten auch im ſüdlichen Schwaben und in Baiern unter dem Namen der Vindelicier und Markomannen feſtgeſetzt hatten. Betrachten wir dieſe ausgedehnten Wechſelfelder mit ihrer ganz gleichmäßigen, wie Ein ungetheilter Acker ſich darſtellenden Anlage, wie bewahrheitet ſich ſo buchſtäblich, was Cäſar von den Sueven ſagt de B. G. IV, 1. privati ac separati agri apud eos nihil est, neque longius anno remanere uno in loco incolendi causa licet, und VI, 22. neque quisquam agri modum certum aut fines habet proprios; sed magistratus ac principes in annos singulos gentibus cognationibusque hominum, qui una coierint, quantum et quo loco visum est, agri attribuunt atque anno post alio loco transire cogunt. Damit ſtimmt auch Tacitus Germ. 26. Arva per annos mutant et superest ager. Man hat das letztere von der Brache verſtanden und erklärte Cäſars Angabe, daß bei den Sueven kein wahres Privateigenthum an Grund und Boden beſtanden hat, als Mißverſtand der dieſem Stamm eigenen Dreifelderwirthſchaft, wodurch das Privateigenthum am Baulande den Charakter eines durch die Gemeindeverfaſſung geregelten Nutzungsrechtes erhalten habe. So Eichhorn und nach ihm überhaupt die Neueren. Allein Cäſar ſpricht offenbar von andern Bodenverhältniſſen, als die waren, welche ſich ausbildeten, nachdem der Suevenbund ſich gänzlich umgeſtaltet hatte, und in der Folge als Alemannenbund in den alten Wohnſitzen wieder erſchienen war. Schon Tacitus ſpricht allerdings deutlich genug von Vertheilung des Grundeigenthums, wiewohl auch nach ihm noch agri pro numero cultorum ab universis per vices occupantur.

In den Spuren dieſer Waldäcker aber glaube ich die Ueberbleibſel der Markgenoſſenſchaften in ihrer alten und urſprünglichen Form, als eines Gemeinlandes, das gemeinſchaftlich gebaut, und deſſen Ertrag vertheilt ward, zu erkennen, wie ſie für die ältere Zeit ſeines Widerſpruchs gegen Cäſar und Tacitus ungeachtet anzunehmen, auch Grimm (Rechtsalterth. S. 495. u. a.) geneigt iſt. Ich enthalte mich, weiter ins Einzelne zu gehen, und bitte dieſe Bemerkung nur als eine Anfrage anſehen, übrigens der genannten Erſcheinung die Beachtung ſchenken zu wollen, der ſie nicht unwerth ſeyn dürfte. Sie ſcheint ein merkwürdiger Zeuge alter Culturzuſtände unſeres Volkes zu ſeyn, und wenn meine Vermuthung gegründet ſeyn ſollte, einen weiteren Beleg für die treue Auffaſſung und Zuverläſſigkeit des großen Römers abzugeben. Jedenfalls liegt uns ob, den Denkwürdigkeiten der Vergangenheit auch auf Grund und Boden und in ſichtbaren Formen nicht unfleißiger als in den Pergamenten nachzuforſchen.

Nun hielt Profeſſor **Walz** aus Tübingen folgenden Vortrag **über die Sitte der Alten, die Werke der Sculptur zu bemalen.**

Da es zu den Hauptaufgaben unſeres Studiums gehört, eine lebendige Anſchauung des Alterthums zu gewinnen, und dieſe ſofort in Anderen zu erwecken, ſo dürfte dadurch die Wahl eines Gegenſtandes gerechtfertigt ſeyn, der in neuerer Zeit zwar vielfach zur Sprache gebracht, aber noch immer zu keinem allgemein anerkannten Reſultat geführt worden iſt, — ich meine die Frage über die Bemalung der alten Sculptur. Es iſt ein ſo zu ſagen angeborner Glaube bei uns allen, daß die griechiſche Sculptur in der Periode ihrer Vollendung ſich mit der weißen Farbe des Marmors begnügt und auf alle Buntheit verzichtet habe. Dieſes Glaubens bemächtigte ſich die Aeſthetik, und ſtellte den Grundſatz auf, daß das Weſen der Sculptur in der reinen Form begründet, und daß Zuthat von Farben ihr ganz fremdartig ſey. Auf dieſe Art wurzelte dieſer Glauben durch Herkommen und durch Philoſophie ſo feſt, daß ſelbſt Winckelmann, der in der Archäologie ſo viele Vorurtheile zerſtörte, es nicht wagte, davon abzuweichen, obwohl ihm farbige, aus buntem Material beſtehende Augen, die in vielen Marmorſtatuen eingeſetzt waren, und eine trübere Spur von Bemalung an den Haaren und Gewändern nicht entgangen waren. In unſerem Zeitalter hingegen, das an bedeutenden Funden aus der beſten Periode der Kunſt ſo reich iſt, trat dieſe Beobachtung auf den verſchiedenſten Punkten, wo griechiſche Kunſt geblüht hat, am Parthenon und Theſeon zu Athen, am Minervatempel auf Aegina, am Apollotempel zu Baſſä in Arcadien, an den Bildwerken von Selinus auf Sicilien und an vielen andern Orten ſo augenfällig hervor, daß die Thatſache nicht mehr geleugnet werden konnte, und die Anſicht derer, welche die Farbenreſte für Zuthat barbariſcher Jahrhunderte erklären wollten, verſtummen mußte.

Nachdem dieſe Reſultate gewonnen waren, ſo fing man auch an, die betreffenden Stellen der alten Schriftſteller mit andern Augen anzuſehen. Es ſind vornemlich zwei Stellen, die auf dieſe Sitte des Alterthums deutlich hinweiſen: 1) Plato ſpricht im vierten Buch der Republik von Leuten, die Bildſäulen bemalen (ἀνδριάντας γράφοντες) als von einer ganz bekannten Sache. 2) Plinius in der **H. N.** erzählt von **Praxiteles**, in dem das Alterthum die Vollendung der Plaſtik erkannte, daß er diejenigen ſeiner Statuen am höchſten geſchätzt habe, an welchen Nicias Hand an-

gelegt, und dann fügt er bei: **tantum ejus circumlitioni tribuebat.** Nicias ſtand unter den encauſtiſchen Malern jener Zeit in erſter Linie, und es iſt daher nicht gedenkbar, daß er ſich zu einem bloßen Anſtreichen oder Firniſſen der Statuen hergegeben haben würde; ich halte es vielmehr für die natürlichſte Erklärung der Worte des Plinius, wenn wir die **circumlitio** von einem künſtlichen, (und dann bei Nicias) von encauſtiſchem Bemalen verſtehen, zumal da er den Ausdruck **illinere** ſelbſt bei Apelles vom Auftragen der Farbe gebraucht. Ein Beweis, daß dieſe Bemalung der Statuen in ſpäterer Zeit ein eigener Kunſtzweig geweſen ſey, liegt in einer Inſchrift bei Reineſius, in welcher ein Δημήτριος ἀγαλματοποιὸς ἐγκαυστὴς erwähnt wird.

Dieſe Vorliebe für Buntheit und Farbenſchmuck tritt uns auch in andern Zweigen der griechiſchen Kunſtthätigkeit entgegen. Bekanntlich waren die koſtbarſten Werke der griechiſchen Kunſt aus Elfenbein und Gold gearbeitet: ich erinnere nur an den olympiſchen Jupiter und an die Pallas in dem Parthenon von Phidias und an die Here in Argos von dem Zeitgenoſſen des Phidias, Polyclet, und wir wiſſen namentlich vom olympiſchen Jupiter, daß er bis an das Ende des griechiſch-römiſchen Alterthums Gegenſtand der ungetheilten Bewunderung war. Selbſt dem Erzguß verſuchten einige Meiſter eine Art von Buntheit mitzutheilen: ſo wiſſen wir von Silanion, der im Zeitalter Alexanders des Großen lebte, daß er bei ſeiner ſterbenden Jokaſte dem Erz Silber beimiſchte, um dem Geſichte die Todes-Bläſſe mitzutheilen; Ariſtonidas aus ungewiſſer Zeit miſchte bei ſeinem erröthenden Athamas dem Erz Eiſen bei, um dieſe Röthe zu erzielen. Wenn nun die Kunſt ſelbſt in dieſen Materialen Buntheit hervorzubringen ſuchte, ſo ſieht man nicht ein, warum ſie in dem der Färbung weit günſtigeren Marmor hartnäckig an der Einfärbigkeit gehalten haben ſollte.

So viel dürfen wir auch h. z. T. als allgemein zugeſtanden betrachten, daß die alte Sculptur bemalt wurde: der ſtreitige Punkt iſt nur der, wie weit ſich dieſe Bemalung ausgedehnt habe, über das ganze Bild oder über einzelne Theile. Die letztere Anſicht hat ſich meines Wiſſens des größern Anhanges zu erfreuen, und hat ein Organ gefunden in der Schrift von Kugler: „über die Grenzen der Polychromie in der alten Architektur und Sculptur.“ Das Syſtem, das dieſer Kunſtforſcher conſtruirt hat, reducirt ſich im Weſentlichen darauf, daß nur Haare, Augen, Gewänder und die ſonſtigen Beiwerke bemalt worden ſeyen, die nackten Theile des Körpers aber, die weiße Farbe des Marmors behalten haben. Vom Standpunkte der Aeſthetik aus muß ich geſtehen, daß ſich die Vereinigung von Naturnachahmung und conventionellem Typus in einem und demſelben Bilde meinem Geſchmacke ſchlecht empfiehlt, daß ich namentlich die bei dem Beſchauer nothwendige Abſtraktion für den reinen Genuß des Kunſtwerkes ſehr ſtörend finde. Allein ſolche allgemeine Raiſonnements dürfen uns weder für noch wider eine Anſicht beſtimmen: wir Philologen pflegen aprioriſchen Deductionen keinen Werth beizulegen bei Fragen, deren Löſung nur durch Zeugniſſe der alten Schriftſteller oder der Monumente, alſo nur auf hiſtoriſchem Wege gefördert werden könne. Allein für die Anſicht von einer vollſtändigen Bemalung kann ich auch aus dieſen beiden Quellen kein vollſtändiges Zeugniß aufbringen: dagegen berufe ich mich auf gewichtige Analogien. In großer Anzahl ſind uns kleinere Bilder aus **terra cotta** erhalten, die trotz ihres geringen Materials den vollen und reinen Charakter der griechiſchen Charis an ſich tragen. Eine große Anzahl dieſer Bilder hat noch die vollſtändige Bemalung erhalten; ich erinnere nur an ein durch getreue Nachbildung leicht zugängliches Bild dieſer Art, an das von Bröndſted in ſeinen „Reiſen durch Grie-

chenland" bekannt gemachte Meduſen-Köpfchen, an dem das goldgefärbte Haar und der Fleiſch-Ton an Geſicht und Hals vollkommen erhalten iſt. Wenn nun bei dieſen Monumenten die vollſtändige Bemalung den Griechen keinen Anſtoß gab, warum ſollte dieß bei den Marmorſtatuen der Fall geweſen ſeyn. Auch für die ἀγάλματα χρυσελεφάντινα glaube ich vollſtändige Bemalung in Anſpruch nehmen zu dürfen; denn die blaſſe Farbe des Elfenbeins neben der prachtvollen, theilweiſe emaillirten Gewandung aus Gold kann nur einen ſchlechten Effekt gemacht haben, zumal wenn wir bedenken, daß bei dem olympiſchen Jupiter das Elfenbein zu beſtimmter Zeit mit Oel getränkt werden mußte, um gegen Sprödigkeit verwahrt zu werden. Dadurch mußte das Elfenbein eine unangenehme, ja häßliche Farbe erhalten, ſo daß es uns ſchwer begreiflich iſt, wie die Bewunderung dieſes Bildes unverändert ſo groß bleiben konnte; ganz anders aber tritt uns dieſes Bild vor die Phantaſie, wenn wir das Elfenbein mit dem ſchönen Fleiſchton, zu dem es ſo vorzüglich geeignet iſt, bemalt denken. Daß es wirklich Maler, die ſich damit abgaben, gegeben habe, ſchließe ich aus Plutarch, der unter den zahlreichen Künſtlern, die Perikles bei ſeinen Unternehmungen in Thätigkeit ſetzte, auch χρυσοῦ μαλακτῆρες, ἐλέφαντος ζωγράφοι, erwähnt (im Leben des Perikles). Da wir nun keine andern Arbeiten in Elfenbein aus jener Zeit kennen, als die ſchon genannten Bildſäulen aus Elfenbein und Gold, ſo weiß ich dieſe Elfenbeinmaler nicht anders zu placiren, als ſie mit dieſen Bildern in Verbindung zu ſetzen und ihnen die Bemalung des Elfenbeins zu übertragen.

Erſt dann, wenn ich mir die ganzen Bilder bemalt denke, kann ich mir eine Vorſtellung machen, wie die Griechen ihre Götter als menſchenähnliche Weſen, nur größer, ſchöner, vollkommener und ſeliger, als die Menſchen, betrachten konnten: nur ſo treten mir die Gebilde der Kunſt, womit Haine und Fluren geſchmückt waren, in ſchöne Harmonie mit dem unvergleichlichen Colorit des griechiſchen Himmels und mit dem reichen Farbenſchmuck jener Vegetation. Die farbloſen, blaſſen Geſtalten eignen ſich für die Anſchauungsweiſe der Nordländer, welche die Erzeugniſſe der antiken Kunſt mit dem Auge der Kritik in Akademien und Gallerien deplacirt zu ſehen gewohnt ſind.

Zum Schluſſe füge ich noch die Bemerkung bei, daß ich weit entfernt bin zu wähnen, die Sache ſey mit dieſer bloß flüchtigen, auf Reſultate gerichteten Skizze abgeſchloſſen: ich glaubte im Gegentheil, eine Verſammlung, welche die ausgezeichnetſten Alterthumsforſcher unſerer Zeit in ihrer Mitte zählt, wäre der geeignete Ort, dieſe Frage zur Sprache und einem Reſultate näher zu bringen.

Hierauf bemerkt der Vicepräſident, Hofrath **Thierſch**: Es ſcheine ihm kein Zweifel zu beſtehen, daß Bemalung ſtattgefunden habe, und zwar ſeyen beſonders die Werke von gröberen Stoffen ganz bemalt geweſen, wie dies ſchon die ägyptiſchen Ueberreſte bewieſen. Daneben habe man jedoch auch Kunſtwerke gefunden, die in wohlverwahrten Kammern gelegen hätten, und keinem Wechſel der Witterung ausgeſetzt geweſen ſeyen, und dieſe wären nur theilweiſe bemalt. Ein ähnliches Verfahren, wie es ſich in Aegypten gezeigt habe, dürfe man auch für Griechenland annehmen; jedoch zweifle er, ob noch in der Zeit des Phidias daſſelbe geſchehen ſey, um ſo mehr, da die noch vorhandenen Statuen deſſelben, deren Lord Elgin mehrere in dem weſtlichen Theile des Giebels des Parthenon habe ſtehen laſſen, am Rücken den Marmor ganz glatt und ohne Spuren von Malerei zeigten. Der Umſtand nun, daß dieſe Theile gegen die Einwirkung des Wetters

geſchützt geweſen ſeyen, mache eine Bemalung unwahrſcheinlich. Ob die Statuen der Kaiſerzeit noch bemalt geweſen, ſey eben ſo zweifelhaft, weil an dem wohlverwahrten Laocoon, der wahrſcheinlich aus der Zeit des Titus ſtamme, ſich keine Spuren davon fänden. Merkwürdig ſey es jedoch, daß die alte chriſtliche Zeit bemalte Statuen aufweiſe. In Bezug auf die Werke aus terra cotta, fügte der Redner noch hinzu, habe er in neuerer Zeit mehrere bemalte Exemplare in München und Karlsruhe geſehen.

Nach ihm erwiederte Profeſſor **Welker** aus Bonn Folgendes: *) Der Vortrag über die Statuenmalerei, welcher die Aufmerkſamkeit der Verſammlung in vorzüglichem Maaße erregt hat, ſcheint mir nach den mannichfaltigen gelehrten Erörterungen, die wir ſo eben vernahmen, insbeſondere noch nach der Beziehung, worin er zu dem Prinzip der höheren griechiſchen Kunſt überhaupt ſteht, eine ernſtliche Erwägung zu verdienen. Wenn ich geſtehen muß, die Anſicht des geehrten Redners nicht theilen, das Reſultat ſeiner Unterſuchung nicht annehmen zu können, ſo iſt es, weil er von einer ganz andern Vorausſetzung über die höchſten Geſetze der Kunſt auszugehen ſcheint, als ich thue: denn das Einzelne iſt in ſeinem Vortrage ſo wohl verknüpft und ausgeführt, daß, wer ihn in ſeiner Richtung willig begleitet, nur den befriedigendſten Eindruck erhalten kann. Gerade durch jene Prinzipienfrage aber, durch den Zuſammenhang, worin nach ihr der abgehandelte Gegenſtand mit unzähligen andern nicht minder wichtigen Erſcheinungen ſteht, erhält er ein um ſo höheres Intereſſe.

Ob bei dem Jupiter des Phidias die natürliche Geſichtsfarbe zur Harmonie des Ganzen wirklich als erforderlich, oder nur als zuläſſig gedacht wurde, läßt ſich nicht entſcheiden, ohne darauf Rückſicht zu nehmen, ob und in wie weit die griechiſchen Künſtler auch andre Geſichtspunkte als den der Beobachtung der Naturverhältniſſe faßten und verfolgten. Hieran kann uns ſchon die von Strabon angeführte tadelnde Bemerkung erinnern, daß Phidias die Symmetrie verletzte, indem er dem Gott eine ſolche Größe gab, daß derſelbe beinahe das Dach mit dem Haupte berührte, und man ihn ſich daher nicht aufſtehend, ohne das Dach abzuheben, vorſtellen konnte. Eine große Kluft zwiſchen dem Götterbild und der Natur ſchafft das Material überhaupt, es möge behandelt und daran gekünſtelt werden, ſo viel immer wolle, nicht am wenigſten in dem Elfenbein und Gold, da dieſe durch ihre eigenthümliche Natur, ihre Pracht und ihr ſchönes Zuſammenwirken die Vorſtellung des leibhaften Eintagsmenſchen, nach ſeiner Erſcheinung, kräftig entfernt halten, wodurch im gleichen Verhältniß der Eindruck einer Darſtellung ausgewählter bedeutender, vom menſchlichen Weſen entlehnter, zur Einheit verbundener Eigenſchaften des Gottes geſichert wurden. Den Anblick eines Koloſſes, der getreu die Natur nachahmte, würde Niemand ertragen können: auch dieß muß uns bedenklich machen, die Linie zu beſtimmen, bis zu der an einem ſolchen Werke die Naturwahrheit im Einzelnen nothwendig beobachtet worden ſey. Die griechiſche Kunſt zeigt von früh an eine nicht geringere Freiheit in Erfindung desjenigen, was ihr als Kunſt gemäß und vortheilhaft ſeyn könnte, als Schärfe der Wahrnehmung und inniges Anſchmiegen an die Natur in dem, was

*) Dieſe Entgegnung wurde auf das Verlangen mehrerer Herren von dem Verfaſſer ſchriftlich eingeſendet. —

ſie von ihr unmittelbar entlehnt. Dieſes ideale Verfahren iſt in Allem ſichtbar, im Coſtüm, in den Formen, ganz vorzüglich in der Compoſition — man darf ſich nur des allgemeinen Typus derſelben in der klar zu erfaſſenden polygnotiſchen Iliuperſis, in den größeren Vaſengemälden und in den ſchönſten Sarkophagreliefen erinnern — in dem Gebrauch künſtlicher Zeichen und allegoriſcher Perſonen auch bei Darſtellungen der geſchichtsähnlichen Mythen, und es ruft in allen dieſen Sphären viele der auffallendſten Erſcheinungen hervor, welche ſämmtlich, wenn man ſie auf die muthmaßlichen, vielleicht durch das Kunſtgenie meiſt unbewußt befolgten Gründe zurückführt, den Abſtand zwiſchen Kunſt und Wirklichkeit, und das Bewußſeyn der Alten, daß die Kunſt aus ihrem eignen Weſen und ihren Mitteln und Bedingungen heraus nicht weniger als aus der Nachahmung des Lebens das Geheimniß lebendiger Wirkung zu ſchöpfen habe, daß ſie nur kunſtmäßig, mit Phantaſie und nachdenkendem Verſtand, nachahmen müſſe, auf das Deutlichſte offenbaren. Folge dieſer künſtleriſchen Freiheit iſt es, daß ein ſo großer Theil der ſchon nicht mehr rohen, ſondern durch weſentliche Vorzüge ausgezeichneten alten Kunſtwerke in der Entfernung vom Wirklichen auch mancherlei darbietet, was uns eher als ein Mißbrauch oder eine zu weit gehende Anwendung dieſer Freiheit, eher als willkührlich konventionell, denn als kunſtmäßig idealiſch vorkommen kann, wie z. B. in ſo vielen Vaſengemälden die Unterſcheidung der weiblichen Figuren von den männlichen durch weiße Geſichter und Hände, die Auslaſſung des Sitzes für ſitzende Perſonen, die Bezeichnung der Meeresküſte durch einige Fiſche oder Steinchen u. ſ. w.

Verwandte Erſcheinungen gehen durch alle andre höhere griechiſche Kunſt und ſind vielleicht in keiner leichter zu unterſcheiden als in der theatraliſchen Darſtellung. Die Masken und Okribanten, die ganze räumliche Einrichtung, die Muſikbegleitung der Rede, die Declamation, die ganze ſinnliche Ausführung ſteht unter der Herrſchaft deſſelben Kunſtprincips, welches den inneren Organismus des Drama durchdringt, und die Geſchichte, die Charaktere, die Sprache von der erfahrungsmäßigen Wirklichkeit ſtreng und weit entfernt.

Der idealen Poeſie und Kunſt tritt allmälig, durch Euripides und gleichgeſinnte Zeitgenoſſen eingeleitet und begünſtigt, eine andre gegenüber, welche ſich von den idealen Anſchauungen mehr zu der bunten Erſcheinung des Lebens hinwendet, und auch in den bildenden Künſten ſtellt ſich mit der Zeit grundſatzmäßig die Naturnachahmung und individuelle Charakteriſtik der alten idealiſtiſchen Schule entgegen, nicht ohne bald auch eine entſchiedene Gegenwirkung von dieſer zu erfahren. Auch in der Kunſt der Schauſpieler entwickelte ſich derſelbe Kampf der Principien, indem um die Zeit Alexanders einer der größten die natürliche, individuelle, charakteriſtiſche Sprache der dramatiſchen Perſonen gegen die idealiſche, allgemeine Declamation und Großſtimmigkeit geltend machte, und ſelbſt im Komiſchen die Kunſtübertriebenheit getadelt wurde. Es muß daher für die tiefer eingehende Geſchichte der bildenden Kunſt das Verhältniß dieſer beiden Richtungen zu und gegen einander, das Ueberwiegen der einen oder der andern, nach den Gegenſtänden und Kunſtarten, nach den Schulen und den Zeiten, einen Hauptgeſichtspunkt abgeben. Die Werke in Gold und Elfenbein — die man jetzt toreutiſch, mit einem ungeheuern Unterſchied der wirklichen Bedeutung des Worts, allgemein zu nennen beliebt — liegen, bis auf Ausnahmen, die nicht näher bekannt ſind, ſchon der Zeit nach außerhalb dieſer erſt ſpäter hervortretenden Differenz: und die des Phidias, wie Niemand bezweifelt, ſind es, worin der Kunſtgeiſt die Höhe des idealen Standpunktes, etwa wie die Poeſie in Aeſchylus, eingenommen hat.

Vergleicht man nun im raſchen Ueberblick der Gedanken die weſentlichſten Eigenſchaften der Phidias'ſchen Werke der verſchiedenſten Arten, ſo wird man gewiß nicht eine die natürlichen Farben nachahmende Malerei für die nackten Theile ſeiner Elfenbeinkoloſſe nöthiger finden als etwa für die aus Erz, welches die maleriſche Zuthat von ſelbſt ausſchloß; ja man wird bei längerer Betrachtung und durch gehörige Auseinanderſetzung ſich überzeugen müſſen, daß, was an Uebereinſtimmung mit der Natur gewonnen worden wäre, die Harmonie der Kunſt geſtört und das einfach Große mit Kleinlichkeit tingirt hätte. Die Todtenbläſſe der Jokaſte des Silanion, gleichmäßig über das ganze Geſicht verbreitet, und wenn noch etwas wirklich ähnliches der Art vorkommt, das durch beſondern Guß und Einfügung bewirkt werden mußte, iſt gar ſehr verſchieden von einem natürlichen Colorit der Götter, der Elfenbeinkoloſſe, ungefähr wie die ſchwarzblaue Maske der ſchönen Tyro nur den Eindruck der unerhörteſten Mißhandlung auf eine grelle Art den Zuſchauern zu geben beſtimmt war.

In der vielbeſprochenen Stelle der platoniſchen Republik kann ich die ἀνδριάντας γράφοντες, dem Zuſammenhang nach, mit Andern nur als Maler menſchlicher Figuren verſtehn, um ſo mehr, da auch Menander ἀνδριάς von Malerei gebraucht hat. Gerade der Theil, welchen Platon zufällig in Bezug auf die einem jeden Theil zuſtehende Farbe nennt, paßt nicht einmal für die Sculptur, da man die Augen eher, als ſie ſchwarz zu malen, um ſie auszuzeichnen, von einem andern Stein als die Statue einſetzte. Daß die circumlitio nichts gemein habe mit einer Bemalung des Elfenbeins von der Art, welche hier in Frage iſt, möchte von Niemand bezweifelt werden. An der Marmorfigur, woran die Malerei am beſten erhalten und reichlicher iſt als an irgend einer andern, die wir kennen, der Diana von Portici, iſt nach der von Raoul Rochette in ſeinem Werk über die Wandmalerei gegebenen Abbildung nur zu den Einfaſſungen des Gewands und am Köcherband rothe Farbe, mit kleinen Verzierungen auf dieſem Grund, und die des Goldes für die Haare angewandt: das Geſicht und die andern nackten Theile ſind im reinen Marmor. Daß dieſem, und ſo auch dem Elfenbein, ein allgemeiner Ton künſtlich gegeben wurde, iſt nicht unwahrſcheinlich; daß dieß ſelbſt unter dem Namen von Malerei mitbegriffen worden, iſt möglich: aber das iſt etwas durchaus anderes als Geſichtsausdruck durch Malerei.

Aus den Thonarbeiten guter alter Zeit, worunter es ſehr edle gibt, wird über den Geſchmack der Alten in Anſehung der circumlitio vielleicht Manches zu ſchließen ſeyn. Nichts Einzelnes aber, keine Seltenheit, keine Sonderbarkeit untergeordneter Kunſtarten, untergeordneter Beſtimmung, aus ſpäten, durch die mannichfaltigſte Kunſtübung zu neuen Einfällen, Verſuchen, Vermiſchungen gereiften Zeiten, nichts Uraltes, nichts ſehr Spätes, auch kein ausländiſcher Brauch wird irgend ein Gewicht haben dürfen bei Feſtſetzung unſrer Begriffe über das Verhältniß der Farbe zur reinen Form in einem Werke des Phidias, und beſonders in ſeinen Goldelfenbeinkoloſſen, den erhabenſten Werken, welche die Kunſt hervorgebracht hat.

Geheimerath **Creuzer** erklärt hierauf, er ſchließe ſich hinſichtlich der aufgeſtellten Streitfrage ganz **Welker's** Anſicht an; er glaube es gar nicht, daß die Alten Sculpturwerke bemalt hätten. Denn was jene Nachricht angehe, daß Praxiteles nicht eher mit ſeinen Arbeiten zufrieden geweſen ſey, als bis der Maler Nicias Hand angelegt habe, ſo beſtehe die circumlitio deſſelben blos darin, daß er die Statuen, um das ſtarre Weiß derſelben zu mildern, mit einem

purpurfarbigen Duft oder blaſſen Gelb überzogen habe. Ebenſo gebe auch Canova ſeinen Statuen eine wachsähnliche Milderung, wie man in der Leuchtenbergiſchen Sammlung ſehen könne. Was übrigens jenen ſchönen Kopf bei Bröndſted betreffe, ſo ſey das keine Meduſa, ſondern eine Jo, und er verweiſe deßhalb auf die Sammlung von Panofka, wo ſich Jo-Köpfe mit Hörnern fänden, welche dem bei Bröndſted genau glichen.

Profeſſor **Hermann**: Nicht als Schiedsrichter wolle er auftreten, ſondern nur das, was er unmittelbar nach dem Vortrag des Profeſſor Walz empfunden, ausſprechen. Er finde beide Erſcheinungen wahrſcheinlich, und glaube ſie beide erklären zu können. Die erſte Kunſt ſey ſchon von Urſprung an auf Naturnachahmung berechnet geweſen; die Abweichung von derſelben laſſe ſich aus der früheren Ungeſchicklichkeit erklären, (wie man das täglich in der Beſtrebung der Knaben ſehen könne); denn die feinere und individuelle Erſcheinungsform zum künſtleriſchen Bewußtſeyn zu bringen, ſey ſehr ſchwer. Bald aber ſey man dahin gekommen, die einzelnen Theile treu nach der Natur darzuſtellen, wenn gleich noch die Harmonie des Ganzen vermißt werde. Sey nun der erſte Vorderſatz eingeräumt, ſo könne man ſich nicht wundern, wenn die Kunſtwerke der alten Zeit auch in der Farbe die Natur nachzuahmen geſucht hätten. Dies bewieſen die acrolithiſchen Kunſtwerke, wo dem hölzernen Rumpfe Steinwerke angefügt ſeyen.

Ohne alſo auf die Frage, ob die Bildwerke des Phidias bemalt geweſen, weiter einzugehen, glaube er, daß die ungleichen Theile an Statuen entweder durch Elfenbein oder Farbe ausgedrückt worden ſeyen. Ja er habe die Anſicht, daß dieſe Behandlungsart ſich bis auf Phidias Zeit erſtreckt habe, denn Phidias ſelbſt ſey als δημιουργός, ja als βαναυσός angeſehen, wie dies aus dem Anfange des Perikles von Plutarch hervorgehe, wo es heiße, kein Vater werde zugeben, daß ſich ſein Sohn jenem Stande widme. Bei Phidias dürften wir alſo keinen andern Zweck als bei dem Handwerker vorausſetzen; die Frage, wie er ſo groß geworden, müßten wir in ſeinem Genie und in der Eigenthümlichkeit des griechiſchen Volkes ſuchen; denn der Grieche habe, indem er für den Augenblick ſchuf, für die Ewigkeit geſchaffen. Bald nach Phidias aber habe ſich die Kunſt von dem Leben getrennt, habe ſich über das Handwerksmäßige erhoben, und nun eine andere, entgegengeſetzte Richtung genommen und ein eigenthümliches Princip aufgeſtellt.

Hiernach beſtreite er die Schlüſſe des Profeſſor Walz, welcher die Nachricht über Silanion zum Beweiſe für eine allgemeine Bemalung ausdehne. Eben dies behaupte er auch von Rom, wo Büſten des Vitellius in Porphyr mit eingeſtreuten weißen Punkten gearbeitet worden ſeyen, um die Geſichtsfarbe dieſes Schlemmers auszudrücken. Daß man aber die Zeit des Perikles in der Bemalung der Statuen nachahme, ſcheine ihm eben ſo unpaſſend und unzweckmäßig, als wenn man die Demokratie jener Zeit wiederherzuſtellen ſuchen wollte. Uns ſpreche nur die reine Form an, welche ſich nur im reinen Steine ausſpreche.

Noch während dieſen Erörterungen war Geheimerath Jacobs, der zur großen Ueberraſchung und Freude aller Anweſenden, ſeine ſchon beſchloſſene Abreiſe um einen Tag aufgeſchoben hatte, in den Saal getreten, und erbat ſich noch einmal die Erlaubniß, zu der Verſammlung zu ſprechen.

Er drückte ſeinen wiederholten innigen Dank aus für die liebevolle Aufnahme, welche ihm von Seiten der Verſammelten geworden ſey, und noch beſonders für die nach Sprache und Inhalt ausgezeichnete Adreſſe, mit der man ihn beehrt habe. Er ſehe dieſelbe als eine Grabſchrift an. Die Alten hätten nämlich geſagt, wer eine Grabſchrift leſe, der verliere ſein Gedächtniß. Bisher habe er immer das Gegentheil geglaubt, allein jetzt finde er jene Behauptung beſtätigt; denn als er jene Adreſſe bis zu Ende geleſen, habe er ſich darin nicht wieder erkannt. Schließlich hoffe und wünſche er, die geehrte Verſammlung künftiges Jahr in der Nähe der Thüringer Berge wieder zu begrüßen.

Als er hierauf den Saal unter lauten Aeußerungen der Verehrung von Seiten der ganzen Verſammlung verlaſſen hatte, ſprach der Vicepräſident im Namen der Verſammlung den Dank aus, zu welchem ſich alle Mitglieder derſelben gegen Profeſſor Hermann für die ihren Geſinnungen entſprechende und in claſſiſcher Latinität gefertigte Adreſſe verpflichtet fühlten.

Als die durch Jacobs unterbrochenen Erörterungen über den Vortrag des Profeſſor Walz beendigt waren, ſprach Profeſſor **Scharpff** aus Rotweil **über den Gang und die Methode des Gymnaſial-Unterrichts in der Philoſophie.**

Ich erlaube mir aus dem Gebiete der Methodologie einen Gegenſtand zur Sprache zu bringen, der mich von den hier verſammelten Schulmännern bei den regen Beſtrebungen der neuern Zeit für richtige Methode des Unterrichts eine freundliche Aufnahme, und bei der gereiften Erfahrung ſo vieler angeſehenen Schulmänner weitere Begründung oder Berichtigung, was mir Beides willkommen iſt, erwarten läßt. Ich ſpreche von dem Gange und der Methode des Gymnaſial-Unterrichts in der Philoſophie. Die Wichtigkeit des Gegenſtandes unterliegt keinem Zweifel. Mit einem gewiſſen Selbſtgefühle geben ſich die ſtudirenden Jünglinge dieſem Unterrichte hin; ſie fühlen es, daß hier vor Allem die noch unbeſtimmten Ideale des Gemüthes Geſtalt und Feſtigkeit gewinnen ſollen. Das Gymnaſium kommt in der Regel mit vieler Freigebigkeit ihrem Streben entgegen: Pſychologie, Logik, Aeſthetik, oder ſtatt letzteren Gegenſtandes auch Naturrecht, dann Moral läßt es als abgeſonderte Unterrichtsgegenſtände an ſeinen Schülern gleichſam en miniature vorüberziehen. Ich ſage abſichtlich: „vorüberziehen;“ denn wenn ich auch nicht läugne, daß die fähigern Jünglinge durch den bisher gewöhnlichen Unterricht in der Philoſophie auf einen Standpunkt erhoben werden, auf dem ſie eine vernünftige Anſicht von Gott, der Welt und ſich ſelbſt gewinnen, ſo iſt es doch eine unbeſtreitbare Thatſache, daß die Mehrzahl der Gymnaſiſten, ſelbſt die Fähigern nicht ausgenommen, zwar über die genannten Gegenſtände Manches zu ſagen wiſſen, aber ihr Wiſſen iſt mehr ein erlerntes, als ein lebendiges. Daher denn auch nach zweijährigem Unterrichte in der Philoſophie eine auffallende Unbeholfenheit in geordneter Gedankenentwicklung, in ſelbſtſtändiger Bearbeitung eines Thema ſich unverkennbar kund gibt. Einzelne beſonders Begabte können hier nicht in Betracht kommen; denn auch hier bleibt es Regel, ſo viel als möglich an allen Schülern den Zweck des Unterrichts zu realiſiren. Warum ſollten nicht gerade die der Bildung nach am meiſten bedürfenden mittleren Talente an einem anerkannt

höchſt bildenden Stoffe geübt werden? als ob nicht gerade ſie es wären, welche wegen Mangels an der gehörigen Ausbildung ſpäter die große Klaſſe der unreifen und unklaren, nur zerſtörenden, nicht aufbauenden Halbwiſſer reichlich ergänzten. Daß nun der Unterricht in der Philoſophie nicht in dem Grade bildend iſt, in dem er es ſein könnte und ſollte, liegt meines Dafürhaltens hauptſächlich in dem Gange, der dieſem Unterrichtszweige in der Regel vorgezeichnet iſt. Für Pſychologie, Logik, häufig auch Aeſthetik oder an ihrer Stelle Naturrecht, dann Moral iſt je ein Jahrescurſus mit zwei wöchentlichen Stunden zur Erläuterung nach irgend einem Lehrbuche feſtgeſetzt. Theils durch den Gang des Lehrbuches, theils beſonders durch die Kürze der Zeit iſt der Lehrer hauptſächlich an die ſynthetiſche Methode des Unterrichts angewieſen; und verſucht er die mehr erweckende und bildende analytiſche Methode, ſo iſt ihm dieß nicht möglich, ohne ungleich mehr Zeit aufwenden zu müſſen und ſein beſtimmtes Penſum am Ende unvollendet zu laſſen. Bedenkt man dabei die Menge der übrigen Lehrgegenſtände, ſo erhellt, daß auch für ſchriftliche Uebungen in und außerhalb der Lektion nicht ſo viel Spielraum gegeben iſt, um durch ſie auf Weckung und Schärfung des Urtheils hinwirken zu können. Aber die Logik? ſagt man — dieſe iſt ja ausſchließlich der Lehre von geordneter, gründlicher Gedankenentwicklung gewidmet! Der Lehre allerdings, aber wegen des eben Geſagten, nicht der wiederholten Uebung! Dazu kommt noch, daß nach dem gewöhnlichen Gange dem Unterrichte in der Logik bloß der in der Pſychologie vorausgeht. Will daher der Lehrer ſich bei der Erläuterung der abſtrakten logiſchen Regeln nicht mit trivialen oder jenen althergebrachten Beiſpielen, wie: Petrus iſt ſterblich; das Gold iſt ſchmelzbar ꝛc. begnügen, ſondern durch Materien aus der Aeſthetik, Moral, dem Naturrechte ꝛc. ſeinem Unterrichte mehr Intereſſe verleihen, ſo iſt er in ausführlichere Erklärungen einzugehen genöthigt, über welchen ihm die Zeit nur zu ſchnell dahin ſchwindet. Insbeſondere fehlt es ihm gänzlich an Zeit zu Diſputirübungen, welche ja die Logik ſelbſt zu einem lebendigen Verſtehen ihrer ſelbſt empfiehlt und welche auch nach dem Zeugniſſe mehrerer meiner Schüler ſie erſt recht in das Weſen der Logik einführten. Kein Wunder daher, daß man auch bei denen, welche Logik gehört, aber nicht hinreichend geübt haben, das logiſche Element oft allzuſehr vermißt. Man wendet ein: der logiſche Sinn und Geiſt reift erſt allmählig durch fortgeſetztes Studium, durch Lektüre logiſch geſchriebener Werke. Wohl! Aber ich frage jeden Schulmann, ob er behaupten kann, daß auch die beſſern Schüler ſyllogiſtiſch ſtrenges Aufzeichnen einer Gedankenreihe, Zergliederung eines gegebenen Gedankens, eignes Nachdenken und eigene Verſuche — lauter Operationen, welche unumgänglich zur Bildung und Schärfung des Urtheils nothwendig ſind, wegen ihrer abſtrakten Natur aber von der Flüchtigkeit des jugendlichen Alters in der Regel gemieden werden, daß, ſage ich, auch die fähigen Schüler ſolchen Beſchäftigungen ſpäter bei ihren Studien ſich widmen werden. Wann vor Allem iſt die geeignete Zeit zur planmäßigen Ausführung ſolch eines geiſtigen γυμνάζεσθαι, wenn nicht auf dem Gymnaſium? und was hierin, jedoch nur bei einem Theile der Studirenden hie und da auf Univerſitäten geſchieht, erſetzt das Verſäumte nicht hinreichend.

Das Reſultat aus dem Bisherigen wäre alſo: es fehlt dem Gange des Gymnaſial-Unterrichts in der Philoſophie an Zeit zu den höchſt nothwendigen wiederholten Uebungen in freier, geordneter Gedankenentwicklung, oder kürzer: es fehlt die Pflege des dialectiſchen Elementes.

Auf der andern Seite geht bei der gewöhnlichen Art des Gymnaſial-Unterrichts in der

Philoſophie ſehr viele Zeit verloren, welche beſſer benützt werden könnte; theils weil Verwandtes zerſplittert werden muß, wie z. B. die Nachweiſung der Realität des Begriffes von Recht, Schön, Gut ꝛc. was alles in das Gebiet der Pſychologie gehört, theils weil Einmal zu Erörterndes ſich öfters wiederholt, wie der Begriff der Wiſſenſchaft und ſein Verhältniß zum empiriſchen Wiſſen, theils und hauptſächlich, weil Manches nach den bisherigen Lehrbüchern aufgenommen wird, was theils für die Zwecke der Gymnaſialbildung unnöthig iſt, z. B. die Anführung älterer Definitionen, Eintheilungen dieſes oder jenes Gegenſtandes ꝛc., theils erſt nach einiger Bekanntſchaft auf dem Gebiete der Philoſophie verſtanden werden kann, wie die ausführliche Einleitung über Begriff, ausführliche Eintheilung, Werth der Philoſophie, welche mehreren Handbüchern der Logik vorausgeht. Durch alles dieſes nimmt, wie mir ſcheint, dieſer ganze Unterricht allzuſehr und nicht zu ſeinem wahren Vortheile die Form des academiſchen Unterrichtes an, und die Gränze zwiſchen dieſem und jenem wäre dann bloß eine quantitative, während ſie hauptſächlich eine qualitative ſeyn ſollte, beſtimmt durch die Methode des Unterrichts. Daher würden wohl diejenigen, welche in neueſter Zeit den rein acroamatiſchen Vortrag von der Univerſität entfernt wiſſen wollten, das Richtigere geſagt haben, wenn ſie dieß auf den Gymnaſial-Unterricht, jedoch auch hier unter ziemlichen Einſchränkungen, bezogen hätten. Soll nun der Zweck des Gymnaſial-Unterrichts in der Philoſophie erreicht werden, welcher offenbar nicht ſo faſt der iſt, auf die wichtigſten Fragen in einigen Jahren eine entſprechende Antwort zu geben, welche öft nicht einmal das Reſultat eines ganzen Menſchenlebens iſt, als vielmehr in der Anleitung zu ſelbſtſtändigem, klarem und geordnetem Denken beſteht; ſo müßte ſich, ohne größern Zeitaufwand, der Gang des Unterrichts etwa auf folgende Weiſe geſtalten:

I. Der Unterricht beginnt, wie bisher, im zweiten Curſe des Obergymnaſiums (achte Claſſe) in einem Jahrescurſe von wöchentlich zwei Stunden mit Pſychologie.

Hierauf folgt dann im dritten Curſe (neunte Claſſe) in einem Jahrescurſe von zwei bis drei Stunden wöchentlich —

II. Dialectik. Stoff und Form dieſer neuen Lection wäre folgende: Ausgehend von der Natur und geiſtigen Einrichtung des Menſchen, wie ſie nun aus der Pſychologie bekannt iſt, werden zuerſt in ſynthetiſcher Methode die wichtigſten einzelnen philoſophiſchen Disciplinen aus ihrem pſychologiſchen Grunde entwickelt, um ſo eine allgemeine Vorſtellung von der Aufgabe der Philoſophie und dem innern Zuſammenhange ihrer Theile zu geben. Nachdem ſofort der Lehrer darauf aufmerkſam gemacht hat, daß der Menſch Alles denkend zu erfaſſen beſtimmt ſey, ja, daß er nichts wahrhaft erkannt habe, wenn nicht in der Form des Gedankens (Begriffs), wird dieß durch den Uebergang zu dialectiſchen Uebungen nachgewieſen. Den Stoff zu denſelben liefern Naturrecht, Moral oder Religionslehre. Es wird z. B. der Begriff „Vertrag“ nach allen möglichen Beziehungen erörtert und bei dieſem Gegenſtande ſo lange verweilt, bis durch allmählige Erweiterung das Wichtigſte aus dieſem Gebiete beſprochen und den Schülern klar geworden iſt, worauf die Uebungen ihren Stoff aus einem andern Gebiete entlehnen und dieſes auf gleiche Weiſe bearbeiten. Aber nicht erſt bei dieſem Uebergange zu einem andern Gebiete, ſondern ſchon vorher, ſobald irgend eine kleinere Parthie in materieller Hinſicht zum Verſtändniß gebracht iſt, macht der Lehrer auf die Natur und Beſchaffenheit, die Geſetze und Hauptarten des Denkens aufmerkſam, welche hiebei zum Vorſchein kamen, und was er vorher namentlich bei den minder Fähigen kaum bewirkte, wird ihm jetzt leicht nachzuweiſen und zu erklären ſeyn.

In die Form dieſer Uebungen kann der Lehrer mehrfache Abwechslung bringen. Bald läßt er unter ſeiner unmittelbaren Leitung die Schüler ſolche Uebungen vornehmen, bald gibt er ihnen eine leichtere Parthie zur eigenen ſchriftlichen Ausarbeitung auf, bald geht die Erörterung von der Lectüre irgend eines Schriftſtellers aus. Immer aber muß ſich an die mündlichen Erörterungen die ſchriftliche Aufzeichnung des Beſprochenen als eine treffliche Uebung in der Fixirung und Darſtellung einer Gedankenreihe anſchließen, und dabei a) das Materielle, b) das Formelle, c) etwaige hiſtoriſche Bemerkungen ſcharf auseinander gehalten werden. — Im zweiten Semeſter, ſobald das Wichtigſte aus der Lehre von den Schlüſſen entwickelt iſt, folgen dann Disputir-Uebungen.

Daß der Lehrer nach einem beſtimmten Plane das Ganze leite und in jeder einzelnen Uebung die Gränzen der Erörterung feſtzuhalten wiſſe, iſt, wie ſich von ſelbſt verſteht, ein unumgängliches Erforderniß.

III. Auf dieſen dialectiſchen Curſus folgt dann im vierten Curſe (zehnte Claſſe) in wöchentlichen drei Stunden der Vortrag derjenigen philoſophiſchen Disciplinen, welche im vorigen Jahre den Stoff zu den Denkübungen geliefert hatten. Auf die Analyſe folgt jetzt die Syntheſe und die Ergänzung alles deſſen, was die wiſſenſchaftliche Form in Hinſicht auf Vollſtändigkeit für den Zweck der Gymnaſialbildung erfordert. Es kann nun keine Schwierigkeit mehr ſeyn, in der oben angegebenen Zeit Logik, Naturrecht (oder dafür Aeſthetik) und Moral nach einem paſſenden Lehrbuche zu durchgehen, vielmehr muß nach ſolchen Vorübungen das lebendige Verſtändniß ungemein gefördert ſeyn.

Es ſey mir nun noch vergönnt, mit wenigen Worten die Vortheile dieſes Ganges des philoſophiſchen Unterrichts anzudeuten.

1) Unſtreitig muß diejenige Methode des philoſophiſchen Unterrichtes die am meiſten objective ſeyn, welche den Gang, in welchem ſich der Proceß des Denkens im menſchlichen Geiſte überhaupt vollzieht, verfolgt und zu dem ihrigen macht. Wie verſchieden nun aber auch die einzelnen Philoſophen jenen Gang bezeichnen, ſo viel iſt über allen Zweifel gewiß, daß der menſchliche Geiſt von etwas Beſtimmtem, Gegebenem ausgeht, dieſes dann denkend auflöst und verarbeitet, aber nur, um das ſo Aufgelöste als Momente der Vernunfteinheit wieder zu gewinnen. Eben dieſer Gang liegt aber der angegebenen Methode zum Grunde. — Daher iſt ſie auch

2) in vollkommenſter Harmonie mit der Art und Weiſe des menſchlichen Erkennens. In demſelben haben wir Materielles und Formelles in unzertrennlicher Einheit, und nicht vor, ſondern an und mit dem Inhalte haben wir auch die Form. Nur eine gänzliche Verkennung dieſes Satzes konnte es bewirken, daß die Logik als ein leeres Gerippe und als ein Fachwerk von Abſtraktionen an den Vorhof der Philoſophie geſtellt wurde, um die Freunde der letztern ſtatt einzuladen und zu feſſeln, vielmehr wie durch ein geſpenſtartiges Weſen zurückzuſcheuchen. Wenn in neuerer Zeit der Sprachunterricht dadurch ungemein gewonnen hat und bildend geworden iſt, daß man an der Zergliederung des gegebenen Stoffes Form und Regel finden läßt, ſo iſt es wohl an der Zeit, daß die Logik ſelbſt nachfolge, und was ſie im Einzelnen bereits mit Erfolg gethan hat (man denke z. B. an die neuere Eintheilung der Urtheile in die der Cohärenz und Cauſalität ꝛc.) auch in der ganzen Richtung nachahme; d. h. ſie entwickle ſich ſelbſt an einem beſtimmten

Stoffe, und erhalte dadurch Leben und Verständniß. — Es kann daher nicht fehlen, daß die oben angedeutete Methode auch

3) sehr bildend ist. Der Schüler kann so nicht leicht in den Fall kommen, daß er eine geisttödtende Masse von Abstractionen, bei denen er nichts denkt, nur als Ballast seinem Gedächtnisse einprägt, da die Form immer in ihrem unzertrennlichen Zusammenhange mit dem Inhalte erscheint. Der ganze Unterricht wird, wenn ich so sagen darf, concentrirter, ist eben daher leichter zu übersehen, faßlicher und frei von jenen zeitraubenden und höchst ermüdenden Wiederholungen, welche sich durch alle Lehrbücher mehr oder weniger hindurchziehen, in welchen die einzelnen Theile der Philosophie abgesondert für die Zwecke des Gymnasiums dargestellt sind (vgl. besonders die Lehrbücher von Fischhaber). Dieses Concentrirte ist aber dem jugendlichen Alter ganz angemessen. Dieses liebt kein Zersplittern des Verwandten in vieles Fachwerk; es will klare Uebersicht, feste Gesichtspunkte, um später durch das Universitätsstudium das Fehlende ergänzen zu können. Was aber der genannten Methode besonders zur Empfehlung dienen dürfte, ist, daß sie auf größere Selbstständigkeit im Denken, auf Weckung und Schärfung des Urtheils hinwirket. Zeugt nicht die Fähigkeit, einen Gedanken selbstständig verfolgen und in seine Theile zerlegen zu können, von weit mehr philosophischem Sinn, als das geläufige Hersagen dieses oder jenes Paragraphen aus dem Compendium? Ist jenes nicht weit ermunternder, als dieses? Mir wenigstens hat sich diese Methode, die ich freilich bei dem mir vorgeschriebenen Gange nicht in ihrem ganzen Umfange anwenden durfte, als eine solche bewährt, bei welcher der Unterricht in der Philosophie weit leichter und erfolgreicher fortschreitet. Dazu kommt noch, daß überhaupt gegenwärtig wegen der Menge der Lehrgegenstände die Spontaneität der Schüler auf eine unverhältnißmäßige Weise zurückgedrängt ist, zumal wenn wir noch die mit jedem Tage sich mehrenden Hülfsmittel des Studiums (im Drucke erscheinende Uebersetzungen, Commentare ꝛc. ꝛc.) berücksichtigen. Um so mehr ist gegen die vorherrschende Receptivität ein Gegengewicht höchst nothwendig. Endlich

4) bedarf es wohl keines besondern Beweises, daß die vorgeschlagene Methode sich zu allen übrigen Lehrgegenständen so wenig in ein störendes Verhältniß setzen würde, daß sie vielmehr, weil sie überhaupt größere Selbstständigkeit verleihen will, nur wohlthätig auf den Unterricht auch in den übrigen Lehrgegenständen wirken kann. Nur der Wunsch wäre auch hier zu erneuern, daß, um diese Selbstthätigkeit mehr entwickeln zu können, die Zahl der Lehrgegenstände und damit auch der sich folgenden Lectionsstunden möglichst vereinfacht werden möchte.

Der Vicepräsident fordert den Redner auf, die dargelegten Grundsätze in einer Schrift auszuarbeiten, damit alsdann die Zweckmäßigkeit seines Vorschlags gründlicher geprüft werden könne.

Den Schluß dieſer Sitzung machte folgende lateiniſche Rede des Profeſſor **Schilling** aus Heidelberg: **Vertheidigung der Uebung im lateiniſch Sprechen und Schreiben.**

Quod felix faustumque sit!

Non ignoro, apud majores nostros usu semper servatum atque ita receptum fuisse, ut, ubi plures homines de re aliqua gravi disputandi vel disserendi caussa convenissent, ii solum loquerentur, qui vel aetate vel majori rerum experientia caeteros superarent. Et profecto, quid quamque aetatem vel quemque hominum ordinem deceat vel dedeceat, illos optime intellexisse nulla re magis probari posse mihi quidem videtur. Etenim quid arrogantius, quid a bonis moribus magis alienum esse potest, quam si homines, quos propter rerum inscitiam ad pedes prudentium virorum sedere eorumque verba audire oportet, tantum sibi sumunt temeritatis, ut vel in suggestum adscendant et ex amplissimo hoc loco vultus clarissimorum virorum adeo non extimescant, ut etiam verba facere audeant. Quare ego, cum ea mecum reputassem, nunquam huc accessissem, nisi ea me movisset ratio, quam apud prudentissimos viros semper multum valuisse video. Quemadmodum enim illud praecipue humanitatis esse omnibus probatum est, ut ii, qui magna rerum doctrina vel eloquentiae laude praeter caeteros excellant, illos, quos se inferiores esse videant, non negligant, vel etiam contemnant, sed potius laudent et studia eorum excitent: ita et vos, doctissimi viri! ea urbanitate et mansuetudine esse confido, ut me hominem obscurum nec ulla litterarum laude clarum nonnulla verba facientem audire velitis. Nolite autem putare, me ad hunc locum accessisse, quod quemquam vestrum novum quidquam a me audire vel ulla in re erudiri posse existimarem. Non enim ut vos erudirem, neque quod ego aliquid auribus vestris dignum me proferre posse censerem, hoc loco verba facere coepi, sed potius ut in via, quam modo ingressi estis, aliquantulum subsistere, paululum quasi respirare et animos vestros relaxare vobis contingeret. Caussam enim agendam et defendendam suscepi meis quidem viribus admodum difficilem et arduam, vobis vero, qui auditis, claram et facilem. Etenim neminem vestrum latet, hoc tempore multos, cum de rebus scholasticis disserant, in hanc potissimum sententiam duci, ut statuant, antiquissimam illam artem latine loquendi ac scribendi, quae ab optimis quibusque hominibus maximi semper habita est, e scholis penitus esse tollendam. Maxima incommoda in rempublicam litterariam inde esse invecta dicunt, neque quidquam verae doctrinae, quae quidem nos deceat, magis obfuisse, quam infelicissimum illum latini sermonis usum. Quare etiam monent, ne illius sermonis studiosi adolescentes in scholis, ut antea in loquendo ac scribendo amplius exerceantur, sed ut potius omissa omni arte latine loquendi ac scribendi latinos libros legere, eos intelligere, exponere et interpretari solum discant. Id enim ad solidiorem rerum doctrinam et veram humanitatem consequendam ita sufficere, ut qui etiam latine loqui vel scribere discant, se magis sibi obesse quam prodesse scire jubeantur. Itaque praecipiunt qui de rebus scholasticis reformandis ita cogitant, ut adolescentes diligenter ac sollicite attendant et discant, quae sit cujusque vocis latinae vis seu significatio, qui ejus usus, quinam sensus ex hâc vel illâ verborum constructione vel collocatione sit depromendus. Operam dent latinae linguae tirones, ut accurate intelligant, quam multi variique fuerint Romanis priscae illius aetatis dicendi modi quamque a nostris diversi. His et pluribus aliis regulis rite perceptis accedant tandem ad auctores classicos eorumque libros ita pervolutent, ut quaecunque sapientiae in iis recondita invenerint exempla, ea in usum suum convertant. Idem etiam ab antiquissimis temporibus usque ad hodiernum diem ab

illis factum esse dicunt, qui linguae graecae studerent, neque quemquam esse, qui secus fieri oportere affirmaverit. Addunt, multos etiam eosque in arte latine loquendi ac scribendi versatissimos homines inveniri, qui graece loqui ac scribere tanquam rem absurdam et inutilem fastidiant, imo tirones moneant, ut in scriptoribus graecis legendis solum, nec vero in loquendo vel scribendo operam suam collocent. Quodsi illi, qui in lingua graeca ad id studii hortantur — ita illi deinceps disputant — omnibus recte sentire nunquam non videntur, quid est, cur non idem in lingua latina valere existimandum sit?

Multa sane eaque gravissima, quibus sententiam suam confirmari autumant, in medium proferunt. At ista omnia ejus generis sunt, ut ab hujus concilii ratione non alienum esse videatur, eorum nonnulla enumerare et quam vana, quamque irrita ea sint, paucis ostendere.

Primum autem verba eorum, qui usum latine loquendi ac scribendi e scholis extorrem agi volunt, fere sic sonant. Quicunque latinis litteris ita imbui volunt, ut latine cum aliis confabulari, loqui vel disputare vel etiam in scribendo illis litteris uti sciant, omnem operam in eo collocare debent, ut ita confabulari, loqui vel disputare vel scribere discant, quemadmodum ab antiquis Romanis id factum esse ex eorum libris manifestum est. Hoc autem non solum fieri non potest, ut quis antiquam illam latini sermonis laudem attingat, sed et plurima incommoda ex isto perverso studio latine loquendi vel scribendi provenire solent. Ejus autem rei istos homines hanc causam reddere audio. Dicunt autem fere hoc modo.

Primum adolescentes, qui quemadmodum fieri oportere diximus, latinos auctores in loquendo vel scribendo vere imitari discunt, non ita loqui vel scribere licet, prout sua fert natura, sed longe alio modo, et eo quidem, qui non germanicae sed latinae linguae idiomati proprius esse videatur. Quam difficile autem sit propriam suam naturam vincere eamque ita mutare, ut non solum verba latina eloquamur, sed ut etiam, quae mente nostra concipimus, cogitamus vel quae sentimus, ita concipiamus, cogitemus vel sentiamus, quemadmodum Romanos olim cogitasse ac sensisse constat, ii solum ignorant, qui humanae naturae penitus imperiti sunt. Itaque non proprio, sed alieno quasi idiomate cogitant ac sentiunt adolescentes, nec eas res, quae ab ipsis sentiuntur, verba ultro ac non quaesita subsequuntur, quemadmodum iis fieri solet, qui patrio sermone utuntur. Non enim in verba dominantur latine loquentes, sed verba dominantur potius in eos, ita, ut non ea, quae mente sua prolata sint, enuntient, sed potius ut ea mente sua proferant, quae per mancam ac inchoatam latini sermonis notitiam eis proferre licet. Inde etiam factum est, ita verba istorum hominum, de quibus dico, ulterius sonant, ut paucissimi inveniantur, qui aliquam latini sermonis laudem vel gloriam adepti sint, plurimi vero, quibus ne ad aditum laudis quidem accedere contigerit. Permultos, imo fere omnes alias doctissimos homines tam perverse tamque sinistre latine loqui vel scribere isti jocose dicunt, ut si forte Cicero vel etiam minimus ex ejus servis culinariis a mortuis excitaretur, eosque loquentes audiret vel scripta eorum legeret, lucis adspectu adeo non gauderet, ut ex mera aegritudine ac miseratione iterum ad umbras refugeret. In plurimis libris latinis ac in sexcentis illis dissertationibus, quae fere quotannis in lucem edi soleant, nihil contineri dicunt, praeter struem quandam ac congeriem latinorum verborum, quibus omnis elegantia latina desit. Mirum sane et fere incredibile esse, qui fieri possit, ut homines in eo tamdiu laborare atque illud saxum volvere non desinant, quod ad summum montem trahi posse omnes prudentes jam diu desperaverint.

Verum ne rem ultra quam satis est prosequamur, nonnulla afferamus, quibus sententia illorum hominum infringi posse mihi quidem videtur. Etenim qui hac de re in contrariam partem

disputant illudque dicunt, quod quicunque latine loqui vel scribere velint, contra animi sui indolem sentire atque cogitare cogantur, non satis perpendere mihi videntur, quod illius linguae tirones eo ipso studio in optimam palaestram ducantur.

Quae enim palaestra melior, qui ludus utilior esse potest, quam ubi licet animi nostri vires exercere, ingenium acuere eaque verba quaerere, quibus, quae mente concepimus, aptissime indicemus? Equidem multos cognovi eosque prudentissimos homines, qui ex ulla re se majorem voluptatem cepisse negarent, neque majori cum utilitate in opere aliquo se versatos esse dicerent, quam ubi cogitata sua latine reddere sibi licuisset. Et profecto quid magis jucundum, quid utilius esse potest, quam ista ingenii nostri occupatio? Datur enim nobis copia cognoscendi atque intelligendi, quae et quanta utrique linguae sint peculiaria ac propria, quantum una ab altera differat, abhorreat, quaeque habeant communia. Nam quid omne munus cogitandi aliud est, quam quascunque res ad invicem referre, eas inter se comparare atque diligentissime observare ac quaerere, quid cuique earum sit proprium, quid plurium vel omnium sit commune? Quid denique dulcius, quid suavius dici potest, quam quae animo recte cogitata atque collata sint, ea aptissimis quibusque verbis proloqui atque enuntiare? Quanta autem ingenii solertia, quanta sagacitas, quanta prudentia inde pariatur, ii solum non vident, qui nihil utile esse censent, nisi quo res sua familiaris augeatur. Quare manifestum ac ipsa luce clarius est, eam ipsam rem, quam muneri cogitandi maxime obesse dicunt, eidem muneri plurimum prodesse atque opitulari. Imo etiam ii solum latinae linguae peritiam habere recte dicuntur, qui eam ita didicerunt, ut ea uti possint. Equidem nequaquam dixerim, ullum hominem linguam Gallicam, Hispanicam, Italicam vel quamcunque aliam callere, nisi et iisdem cogitata sua exprimere possit. Neque unquam, quantum quidem memini, in hominem quemquam incidi, qui has dictas linguas discere non utilissimum esse diceret. Imo saepissime audivi, hunc vel illum hominem alieno sermone aeque ac patrio uti posse. Ac ut pro multis unum tantum ponam, Themistocles, clarissimus ille dux Atheniensium, qui Persas apud Salamina vicit, non minimam eo adeptus est gloriam, quod litteris sermoneque Persarum adeo eruditus fuisse perhibetur, ut secundum Nepotem multo commodius dicatur apud regem verba fecisse, quam hi poterant, qui in Perside erant nati. Certe si quis hoc tempore reperiretur, qui earum nationum, quae nunc sunt, linguas tam perite sciret, ut cum Gallis, cum Italis, cum Anglis vel cum aliis expedite et commode colloqui posset, an non omnes ei gratularentur? Eos autem homines multos esse, quis nescit? Vel si quis esset, qui in Gallia, in Britannia, in Italia vel in quacunque alia terra in publico aliquo hominum congressu tam eleganter tamque ornate oraret, ut difficile esset judicare, in qua terra hanc lucem primum adspexisset, an non omnes, qui hunc hominem esse audivissent, concurrerent ut eum viderent? An non prae admiratione laetissimos clamores cierent eumque hominem felicissimum esse praedicarent? Quod si autem in his linguis excellere maximae gloriae tribuitur, quare non in eâ quoque excellere gloriae tribuatur, quae ut difficillima, ita gravissima ab omnibus semper habita est, dico autem linguam latinam, quam si solam Deus Optimus Maximus antiquitatis superstitem nobis dedisset, dignis laudibus eum celebrare nunquam possemus. O praeclarum illum sermonem, quo Cincinnati, Camilli, Scipiones, Pauli Aemilii et magni denique Catones quondam usi sunt! O praeclaros illos dies, quibus nobis adolescentibus in scholis quondam contigit Romanae virtutis exempla non solum legere, sed clarorum virorum sermones imitari et ad virtutis laudem et gloriam eorum verbis imitandis accendi! Equidem quotiescunque acerba illa atque molesta recordor, quae in juventute mea plurima perpetienda a divino Numine nunquam non adorando mihi tributa erant, cumque vitae peractae taedium

animum meum subit, mirum quantum perfugium ac solatium praebet repetita illa concertationum latinarum memoria. Quare istos homines, qui optimam illam artem latine loquendi ac scribendi exulem esse volunt, levitatis accusare, si non licet, ignorantiae ac stultitiae certe licet. Illos enim a veritate aberrare et stultos imo injustos esse profecto dicere fas est, qui latinam linguam exilio mulctari volunt, recentes autem has linguas ejusdem culpae reas pariter mulctandas esse non vident. Quodsi enim illos, qui latino sermone utantur, non pro suo idiomate sed pro alieno loqui, cogitare atque sentire constat, non video, cur non idem de nostrae aetatis linguis dicendum sit. Omnes enim mirum quantum a patria nostra lingua discrepant, id quod illi optime sciunt, qui in iis versati sunt. Et tamen nemo unquam dixit, periculosum esse nostrae aetatis linguas discere. Quare perverse et omnino stulte eos judicare, qui non amplius in scholis latine loquendum ac scribendum esse censeant, nemo non videt.

Quod autem dicunt exiguam partem hominum esse, qui aliquantulum gloriae in hac arte nacti sint, nemo unquam negavit. Verum, ut ego arbitror, non ideo egregiam laudem eleganter scriptorum paucissimi ex recentioribus sibi pararunt, quod in Germania, in Britannia, in Gallia vel in alia quadam terra erant nati, sed quod difficillimum est, in ea arte principem esse, in qua excellere ipsorum Romanorum paucissimis tantum licuit.

Ingenium misera quia fortunatius arte
Credit et excludit sanos Helicone poëtas
Democritus.

Ut enim in omnibus artibus, ita et in hac magno ingenio opus est. Ciceronem frustra imitantur, qui Ciceronis ingenio sunt destituti. Ingenium vero et quae pretiosissima dona sunt, ea paucissimis hominibus largiri solet natura.

Graiis ingenium, Graiis dedit ore rotundo
Musa loqui.

Huc accedit, quod in multis scholis, quantum ego quidem arbitror, plane perversa est in linguam latinam institutio. Quae si non esset perversa, fieri non posset, ut adolescentes octo vel decem annis peractis non tantum latine sciant, quantum veterum memoria eos post biennium vel triennium jam scisse traditum est. Incipiant praeceptores, ut olim, a loquendo et scribendo et jam pauci erunt adolescentes, qui annis scholasticis elapsis dicant, se oleum et operam perdidisse. Si adolescentes semper libros latinos legunt, eam quidem facultatem acquirunt, ut quid in iis scriptum sit, germanice dicere possint, latine autem dicere non possint. Etenim diuturna consuetudine fit, ut auditis verbis latinis statim memoriam subeant notiones, quae verbis indicantur. Verum non ita, si rem verteris. Tum enim haesitant adolescentes, dubitant, interrogant, quo modo hoc vel illud verbum latine reddendum sit. Et cur ita? Quia adsuefacti sunt cum verbis latinis significationem germanicam nec vero contra tenere. Profecto si in recentioribus linguis eadem esset ratio informandi, non plus proficerent adolescentes.

Verum me Hercle, quis est, qui nesciat nòn solum superiori sed et nostra memoria plures fuisse et adhuc esse, qui tam eleganter latine scripserint, ut eos in numerum vere latinorum auctorum referre nemo prudens dubitaret. Nam si quis forte ex veteribus Romanis a mortuis suscitatus Muretum clarum illum oratorem dicentem audivisset vel Petri Bembi epistolas tam festive ac eleganter scriptas legeret, tantum abest, ut aufugeret et ad umbras rediret, ut iis etiam miri-

fice recrearetur. Equidem neminem adhuc inveni, qui non diceret se ex horum virorum scriptis miram quandam capere voluptatem. Tanta enim est illorum suavitas, tanta elegantia, ut saepe Ciceronem vel Plinium te legere existimes. Ex nostris hominibus, quorum plurimi veterum gloriam accesserunt, neminem dico, quia adsentandi suspicionem revereor.

Quod denique dicunt fere neminem in graecis litteris versantem illud intendere, ut et graece loqui et scribere discat, esseque multos et eos prudentissimos homines, qui censeant in discendis graecis litteris hoc solum requiri, ut graecos auctores legere et quae in eorum libris continentur, intelligere ac rite interpretari possimus, equidem non idem censeo. Quare etiam illud nego, quod idem in latinis litteris faciendum sit. Nam illud ipsum, quod multi adolescentes, qui graecas litteras discunt, neque in scribendo neque in loquendo exercentur, in caussa esse videtur, quod, simulac e schola dimissi sunt, illas litteras plane negligant.

Nec etiam mirum. Nam longe majori animorum contentione opus est, ubi laborandum est, quemadmodum a nobis cogitata eloquenda sint. Quantopere autem juvet omnes animi vires quodammodo contendere et agitare et ita quidem agitare, quemadmodum nobis libet, neminem ex iis fugit, qui animorum nostrorum indolem indagare laborant. Inde etiam patet, quanto errore teneantur ii, qui dicant, eos, qui latine loquantur, non libere agere sed in servitute quadam alienae linguae ejusdemque mortuae teneri. Ex sententia nostra etiam sunt ea, quae in terris Austriacis a summo regimine his annis (anno 1821. et 22.) hac de re decreta leguntur. Praeceptores enim in illis terris adolescentes non solum ad latine scribendum ac loquendum instituere severe jubentur, sed et modus et ratio indicatur, quibus illud munus potissimum obeundum sit, ita quidem, ut quam recte de rebus scholasticis in illis terris sentiant, ex iis decretis manifesto adpareat.

Longum est caetera omnia recensere, quae ab illis proferri solent, qui de abolendo usu latini sermonis cogitant. Sunt enim innumera. Quare nihil dicam, quod existimant, latinam linguam pro immensa multitudine rerum earumque notionum nimis pauperem esse; transeo quod dicunt, latini sermonis usu maximam partem hominum a litterarum aditu arceri et excludi. Sunt quoque qui dicant, usu latini sermonis factum esse, ut restitutis litteris Germani post multa demum saecula ad humanitatem pervenirent, scilicet ex eo tempore, quo latino sermone in conscribendis libris uti desiissent. Haec et reliqua omnia, quibus latini sermonis usui maculas adspergere intendunt, si diluere vellem, diutius quam aequum est, vos, doctissimi viri! detinerem. Quare satis sit nonnulla eorum indicasse, ne Vobis, qui pro magna vestra humanitate me audire voluistis, molestum esse me in animo, habere videar. Nam antequam loquerer, jam hoc mihi persuasum fuit, vos tantam indignitatem aequo animo non esse laturos, neque per vos concessum iri, quantum quidem in vobis situm sit, hanc egregiam latine scribendi ac loquendi laudem a patribus nobis derelictam ab imprudentibus et a vera humanitate alienis hominibus amplius contaminari.

IV.

Protocoll

der

dritten öffentlichen Verſammlung.

Mannheim, den 3. Oktober 1839.

Tagesordnung.

1. Vorträge.

Oberlehrer Dr. Füiſting aus Münſter: Ueber die relative Appoſition.

Profeſſor Döll von Mannheim: Wann iſt auf Mittelſchulen der Unterricht in fremden Sprachen zu beginnen?

Subrector Vögelé aus Anweiler: Ueber Art und Weiſe des Vortrags der Geſchichte an gelehrten Anſtalten.

Miſſionar Schmid aus Jena: Ueber die Schulen in Oſtindien.

Dr. Seebold aus Heſſen: Darſtellung der engliſchen Schulen.

2. Vorſchläge.

Geheime Hofrath Kärcher aus Carlsruhe: Aufforderung an die deutſchen Philologen, ſich zur Ausarbeitung eines lateiniſchen etymologiſchen Wörterbuchs zu vereinigen.

Dr. Haaſe, Oberlehrer aus Preußen: Plan zur Benutzung fremder Bibliotheken für die Zwecke der Philologie, nebſt Nachrichten über einige philologiſche Schätze.

Hauber, Ephorus des evang. Seminars in Maulbronn: Vorſchlag zur Herausgabe einzelner griechiſcher Mathematiker.

Dr. Sauppe, Profeſſor aus Zürich: Vorſchlag zu einem Verzeichniſſe der in Deutſchland erſchienenen philologiſchen Programme und Abhandlungen.

Der Vicepräſident eröffnet die Sitzung damit, daß er die Geſellſchaft mit dem Anerbieten des hieſigen Buchhändlers Löffler bekannt macht, den Druck der Verhandlungen in derſelben Art, wie die des vorigen Jahres, zu beſorgen. Dies Anerbieten wird mit Dank einſtimmig angenommen, mit dem Wunſche, daß die Vorträge wo möglich vollſtändig in das Protocoll aufgenommen werden möchten.

Hierauf wird einſtimmig Gotha zum Orte, Geheime Hofrath Jacobs zum Präſidenten der nächſten Verſammlung der deutſchen Philologen und Schulmänner im künftigen Jahre gewählt, und zugleich noch die nähere Beſtimmung hinzugefügt, daß Profeſſor Roſt aus Gotha als Stellvertreter des Präſidenten eintreten ſolle, wenn Derſelbe ſeiner Unterſtützung bedürfen ſollte.

Darauf erwiederte Roſt, mit Dank nehme er dieſe Wahl an, und verſichere, daß ſeine Vaterſtadt dieſe ehrenvolle Auszeichnung als eine Wohlthat, die ſie Jacobs zu verdanken habe, an-

erkennen, und, mit Genehmigung ſeines Durchlauchtigen Fürſten, ſich beſtreben werde, bei dem Empfange der Gelehrten den Städten Nürnberg und Mannheim nicht nachzuſtehen. Was aber Jacobs ſelbſt betreffe, ſo habe ihn Dieſer beauftragt, der Geſellſchaft, wenn er zum Präſidenten gewählt würde, dafür zu danken, und ſie zu verſichern, er werde verſuchen, das Unmögliche möglich zu machen. Er ſelbſt aber, der ſein ganzes Leben hindurch Begleiter dieſes herrlichen Mannes geweſen ſey, werde ihn auch in dieſem Augenblicke nicht verlaſſen. —

Unter denjenigen Gegenſtänden, welche man der Aufmerkſamkeit der dritten Verſammlung zu empfehlen wünſchte, wurde insbeſondere ein allgemeiner Lehrplan für die gelehrten Schulen Deutſchlands genannt. Dagegen wurde der Antrag des Directors Louis aus Heidelberg, daß der Verein auch die höhern Bürgerſchulen zugleich vertreten möchte, als mit den Statuten deſſelben unvereinbar verworfen.

Hierauf veranlaßte die Geſellſchaft den Präſidirenden, der Stadt Mannheim, dem ſtädtiſchen Comité, ſo wie dem würdigen Präſidenten, Miniſterialrath Dr. Zell, den ſeine noch immer fortdauernde Kränklichkeit ferne hielt, und dem Geheimen Hofrathe Nüßlin ihren Dank für die eifrigen und erfolgreichen Bemühungen auszudrücken, womit ſie die Zwecke des Vereines gefördert hätten.

Auch wurde der Direktor des Lyceums beauftragt, den Schülern der beiden obern Claſſen dieſer Anſtalt für den edeln Geiſt zu danken, den ſie vor der Ankunft der Gelehrten durch ihre liebevolle Fürſorge und während der Anweſenheit derſelben durch ihr Benehmen an den Tag gelegt hätten. —

Ehe man zu den Tagsgeſchäften übergehen konnte, wurde bemerkt, daß wegen der Kürze der Zeit nur ein Theil der noch vorliegenden Abhandlungen und Vorſchläge mündlich vorgetragen werden könnte; es ſey daher zu wünſchen, daß diejenigen Herren, welche nicht mehr zum Vortrage gelangen ſollten, ihre Arbeiten ſchriftlich beim Bureau einreichen möchten.

Hierauf erörterte Profeſſor **Döll** in einem Vortrage die Frage: **Wann auf Mittelſchulen der Unterricht in fremden Sprachen zu beginnen ſey.**

Er ging von dem Grundſatze aus, daß die Mittelſchule dann die erfreulichſten Reſultate erzielen werde, wenn ſie ihre Zöglinge auf die naturgemäßeſte Weiſe zu der Bildung heranziehe, welche durch die Verhältniſſe unſerer Zeit gefordert werde. Demzufolge müßten die Lehrſtoffe ſo gewählt werden, daß ſie mit dem allmähligen Auftreten und der natürlichen Entfaltung der Geiſteskräfte gleichen Schritt hielten, und wenn mehrere Lehrſtoffe den pädagogiſchen Zwecken entſprächen, verdiene ſtets derjenige den Vorzug, welcher mit den natürlichen Neigungen des unverſchrobenen jugendlichen Alters am meiſten übereinſtimme. Dieſer Grundſatz werde verletzt, wenn man ſchon mit dem zehnten Jahre den Unterricht in fremden Sprachen anfange. Die Energie des jugendlichen Geiſtes werde durch eine Beſchäftigung, die mit der Neigung des Alters nicht im Einklange ſtehe, weſentlich beeinträchtigt; ſelbſt die Verſtandesentwickelung müſſe geſtört werden, weil das ganze Gewebe der Vorſtellungs- und Begriffsweiſen eines fremden Volkes ſo vielfach von dem

unſrigen abweiche, und die verſchiedenen Sphären derſelben ſo häufig in einander übergriffen, daß nothwendig Verwirrung und Unordnung in einem Kopfe entſtehen müſſe, den man in das fremde Gebiet einführe, ehe noch ſeine eigenen Vorſtellungen und Begriffe gehörig geordnet ſeyen. Man ſolle deßhalb dem Knaben die ihm angeborne Denkweiſe und deren Ausdruck in der Mutterſprache ſo lange ausſchließlich laſſen, bis ſein Geiſt zu einiger Stärke und Selbſtſtändigkeit herangereift ſey, bis er heimiſch geworden in dem Ideenkreiſe des Chriſtenthumes und vertrauter mit ſeinem eigenen Gemüthe, ſo wie mit den mannichfaltigen Sachen, die jeder Tag an ſeinen Augen vorüberführe. *)

Hierauf prüfte der Redner die Gründe, welche für den beſtehenden Brauch angeführt werden. Er ſuchte nachzuweiſen, daß die Geiſteskräfte des neunjährigen Knaben an der Mutterſprache, worin er ſich am früheſten ſelbſtſtändig bewege, zweckmäßiger und natürlicher geübt würden, als an einer fremden Sprache, daß an jener die allgemeinen Sprachgeſetze ſich am klarſten entwickeln ließen, und daß ſie ſchon darum eifriger zu betreiben und als die beſte Grundlage für den Unterricht in fremden Sprachen zu betrachten ſey. Die Einwendung, daß die deutſche Sprache ſich nicht ſo wiſſenſchaftlich behandeln laſſe, als etwa die lateiniſche, könne nach Herling's, Schmitthenner's und Becker's vortrefflichen Leiſtungen keine Geltung mehr haben. So wie ſich das Verhältniß der claſſiſchen Philologie zur deutſchen Nationalbildung durch das Aufblühen der deutſchen Literatur ſeit den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts weſentlich geändert habe, ſo müſſe auch durch die innerliche Erneuerung der deutſchen Grammatik das Verhältniß der claſſiſchen Sprachen zur Schulbildung nothwendig ein anderes werden, und es ſcheine demnach keines beſondern Scharfblickes zu bedürfen, um die Zeit vorauszuſehen, wo die herangereifte Mutterſprache den Theil der Pflege des zarteren Knabenalters übernehmen werde, welcher, in Folge unſerer Bildungsgeſchichte, ſchon ſo lange den claſſiſchen Sprachen anvertraut ſey.

Bedeutender ſcheine der Einwand, daß man ſchon darum mit fremden Sprachen früh anfangen müſſe, weil ſie ſpäter nothwendig ſeyen, und das treue Gedächtniß des Knabenalters das Erlernen der fremden Sprachen ungemein befördere; aber dieſer trete ebenfalls in den Hintergrund, wenn man bedenke, daß der jüngere Knabe auch gar Vieles einzeln memoriren müſſe, wo dem älteren ſchon die Analogien zu Hülfe kämen, daß überhaupt, was das frühe Alter an Gedächtnißſtärke voraus habe, ihm auch an Selbſtſtändigkeit und Gewandtheit des Geiſtes in vollem Maaße wieder abgehe. Die fremde Sprache werde ja nicht bloß durch das Gedächtniß erlernt, ſondern vornehmlich dadurch, daß wir uns, allerdings mit Hülfe des Gedächtniſſes, in die Denkweiſe des fremden Volkes verſetzen und dann durch einen Act der Wiedererzeugung die fremde Sprache gleichſam neu ſchaffen.

Werde nun das Erlernen der fremden Sprachen um einige Jahre hinausgerückt, ſo ſey darum keineswegs etwa ein Mangel an Lehrſtoffen für das frühere Alter zu befürchten. Man möge nur die Kräfte üben, die man vorfinde, und zwar zunächſt das Anſchauungsvermögen, das Gedächtniß, die Einbildungskraft und die erwachende Verſtandesthätigkeit; man möge Naturgeſchichte, Geographie und Geſchichte lehren, ſo wie die Anfänge der Arithmetik, der Algebra und der Formenlehre, möge den Zögling auch in das richtige Verſtändniß der Mutterſprache und ihrer Schrift-

*) Der Redner citirte hier Plat. de rep. VIII. p. 536. Dort heißt es: *οἱ μὲν γὰρ τοῦ σώματος πόνοι, βίᾳ πονούμενοι, χεῖρον οὐδὲν τὸ σῶμα ἀπεργάζονται· ψυχῇ δὲ βίαιον οὐδὲν ἔμμονον μάθημα. κ. τ. λ.*

werke einführen und ihn ſeine Sprache in Wort und Schrift gehörig handhaben lehren. Verbinde man damit noch das, was jede Schule pflege, religiöſe Bildung, mechaniſche Fertigkeiten und Leibesübungen, ſo werde es gewiß nicht an Lehrſtoffen fehlen, die den Geiſt und das Gemüth bildeten und für Leben und Wiſſenſchaft fruchtbar ſeyen.

Habe der Zögling der Gelehrten-Schulen bei dieſer freundlichen Führung ſein vierzehntes Jahr erreicht, dann ſey es an der Zeit, eine der claſſiſchen Sprachen zu beginnen. Ein Jahr ſpäter würde die zweite angefangen. Ein weiterer Aufſchub ſey bei der Größe der noch zu löſenden Aufgabe nicht rathſam. Unſere Zeit habe anderen und *größeren* Anforderungen zu genügen als die Völker des Alterthums; wir dürften und könnten uns nicht abſchließen, wie einſt die Griechen ihren „Barbaren" gegenüber, ſondern könnten nur dann eine gediegene und zeitgemäße Bildung erlangen, wenn wir dieſelbe an die Vergangenheit anſchlöſſen und ihr auch in der Gegenwart die nöthige Ausdehnung ſicherten, um dann endlich das Mannichfaltige wieder zum ſchönen und großen Ganzen zu verbinden.

Hätten nun die genannten Lehrſtoffe die Sorge für die Geiſtesbildung des zarteren Alters bereits übernommen, ſo brauchten die claſſiſchen Sprachen nicht mehr ſo vielen Zwecken zugleich zu dienen und könnten darum diejenigen, welche ihnen immer bleiben müßten, um ſo gewiſſer und vollſtändiger erreichen. Jetzt könne man den Zögling allmählig hinführen vor jene herrliche Schriftwerke und könne dadurch Begriffe von der innern Geſchichte des Menſchengeſchlechtes in ihm begründen, die weit wichtiger ſeyen als die Kunde von den Schlachten, Ländertheilungen und all dem Aeußerlichen, was in der Regel doch nur eine Folge der innern Zuſtände der Völker geweſen ſey. Jetzt könne ſich der Schüler, bei reiferem Geiſte, an jenen Muſtern auch wahrhaft zur Humanität heranbilden, und er werde ſich mit Freuden der Leitung des Lehrers hingeben, weil er nicht durch langjährige, zu früh begonnene Beſchäftigung mit dem Gegenſtande deſſelben müde und überdrüſſig geworden, bevor er ſeine Vorzüge und Schönheiten gehörig verſtehen konnte. — Sey jene Vorbildung vorausgegangen, ſo könne man auch in den Jahren, welche man bis zum Anfange des neunzehnten Jahres des Zöglings noch übrig habe, wenn nicht mehr, doch gewiß dasſelbe leiſten, was bisher geleiſtet worden; namentlich könne im erſten Jahre mindeſtens eben ſo viel geſchehen, als bisher in den *drei* erſten Jahren geſchehen ſey. Freilich müſſe man ſich ein wenig nach verbeſſerten Methoden umſchauen, dürfe keine Elementarbücher gebrauchen, bei deren Benutzung der Schüler Zeit und Lernfreude über dem Herumblättern des Wörterbuches verliert, dürfe auch nicht von der Anſicht ausgehen, als müſſe derſelbe todte Vocabeln und Flexionstabellen memoriren, oder ſich ſchon in den erſten Monaten mit unzeitigen grammatiſchen Abſtraktionen oder mit Uebertragungen in die fremde Sprache befaſſen. So wie die Sprachkraft des Kindes durch die Sprache der Umgebung ihre beſondere Richtung erhalte und dadurch in ihrem Schaffen ganz weſentlich gefördert werde, ſo müſſe auch der Schüler zuerſt in das Gebiet der fremden Sprache eintreten, und zwar an methodiſch geordneten *Sätzen* und Muſterſtücken; er müſſe zuerſt fremden Stoff in ſich aufnehmen, damit dieſer dem Sprachvermögen die beſondere Richtung und erſte Nahrung gebe, damit er es dadurch befähige, die fremde Sprache aus ſich ſelbſt wieder zu erzeugen und ſo in Wahrheit zum geiſtigen Eigenthume zu machen.

Nachdem hierauf der Redner nachgewieſen, daß die Gelehrtenſchule auch die *neuern* Sprachen nicht nur unter ihre Lehrgegenſtände aufzunehmen, ſondern ſie auch wiſſenſchaftlich zu lehren

habe, nachdem er die Anſicht ausgeſprochen, daß dieſelben „drei Jahre vor der Entlaſſung „zur Univerſität," alſo zwei Jahre nach dem Anfang der claſſiſchen Studien, zu beginnen ſeyen, bemerkt er noch, daß durch die Ausführung ſeiner Vorſchläge wohl mancher Tadel beſeitigt werden könne, der jetzt an manchen Orten gegen die claſſiſchen Studien überhaupt erhoben werde, während er doch nur etwa der beſondern Art ihrer Anwendung gelten dürfe, daß überhaupt das ganze Wirken der Mittelſchulen dadurch nationaler und ſegensreicher werden dürfte. Jene Ausführung würde jedenfalls nur allmählig und mit weiſer Vermittlung der Uebergänge zu bewerkſtelligen ſeyn. Wo man jetzt mit dem zehnten Jahre fremde Sprachen zu lehren anfange, könne man den Anfang zunächſt bis zum elften Jahre aufſchieben und den Erfolg beobachten. Wäre derſelbe günſtig, ſo würde jener Anfang, bei fortwährender Beobachtung der Reſultate, bis zur bezeichneten Gränze jahrweiſe hinausgerückt. Damit wäre zugleich der weitere Vortheil erreicht, daß die beſſer erzogene Jugend nicht wie jetzt an manchen Orten ſchon im zehnten Jahre in Gymnaſiaſten, Realſchüler u. dgl. gleichſam kaſtenartig abgeſondert würde, ſondern wenigſtens bis zum vierzehnten Jahre vereinigt bliebe und dann erſt ihren beſondern Lebenszwecken entgegenginge. Dabei würden gewiß auch manche minder Begabte ſich leichter noch zu einem bürgerlichen Berufe entſchließen, als wenn ſie ſich ſchon Jahre lang mit Gegenſtänden beſchäftigt hätten, welche zunächſt auf eine wiſſenſchaftliche Laufbahn hinwieſen.

Zum Schluſſe erklärte noch der Redner, daß er wohl wiſſe, wie ſehr die geäußerte Anſicht von den Anſichten der meiſten verehrten Mitglieder abweiche, daß er es aber für ſeine Pflicht gehalten habe, dieſen wichtigen Gegenſtand dem ruhigen Nachdenken der gelehrten Verſammlung zu empfehlen. *)

Da dieſer Vortrag lebhafte Discuſſionen verurſachte, ſo erklärte der Präſident, er wolle, um dieſelben mit mehr Ueberſicht leiten zu können, ſich aller Entgegnung enthalten, und bloß ſeine Obliegenheit als Präſident erfüllen.

Hierauf entgegnet Profeſſor **Dr. Hermann** aus Marburg: Wenn ich gerade es wage, mich zum Organe der Mißbilligung und Unzufriedenheit zu machen, die der eben vernommene Vortrag gewiß bei einem großen Theile dieſer Verſammlung erregt hat, ſo habe ich dafür insbeſondere zwei Gründe: einmal, daß ich in dem geehrten Redner einen ehemaligen geliebten und liebenden Zuhörer erkenne, der meinen Widerſpruch am wenigſten als Erzeugniß des Mißwollens aufnehmen wird, und zweitens, daß ich am wenigſten mißdeutet zu werden fürchte, wenn ich Plato's Auctorität, auf welche Derſelbe ſich namentlich geſtützt hat, in dieſer Frage für eine ganz ungeeignete und unzulängliche erkläre. Ich brauche es nicht erſt zu betheuern, wie hoch ich Plato's Weisheit achte und namentlich auch ſeine Republik nicht etwa als eine Ausgeburt chimäriſcher Träume, ſondern als das Reſultat tiefer Blicke in den Geiſt und das Leben ſeines Volkes betrachte; aber eben deßhalb kann ich ihr auch nur die hiſtoriſche Bedeutung einräumen, die dieſes

*) Eine ausführlichere Darſtellung ſeiner Anſichten hat der Redner in der eben erſchienenen Schrift „Zur Beurtheilung der Zeitbedürfniſſe der deutſchen Gelehrtenſchulen" (Mannheim bei Löffler) niedergelegt.

Leben mit ſeinen politiſchen Begriffen und Inſtitutionen noch für uns hat; eine praktiſche kann ſie unter ſo ganz veränderten Vorausſetzungen und nach ſolchen Fortſchritten im ſittlichen und intellectuellen Gebiete nicht mehr haben. Plato's Erziehungslehre, wie der größte Theil ſeiner ſonſtigen bürgerlichen Einrichtungen in der Republik beruht auf den Prinzipien des unreflektirten Gehorſams und der mechaniſchen Gewöhnung, die unter andern Rötſcher in ſeiner Schrift über Ariſtophanes und ſein Zeitalter ſo richtig als die Grundlagen des ganzen althelleniſchen Staatslebens nachgewieſen hat, und deren Aufhellung durch die Sophiſten den moraliſchen Untergang dieſes Staatslebens zur Folge hatte — namentlich ſind es die Grundſätze der ſpartaniſchen Politik, die den Bürger bis ins ſechzigſte Jahr am Gängelbande einer ſtreng militäriſchen Subordination feſthielt, und die auch in jenen Zeiten nicht anders ſeyn konnte, wo der Einzelne nur als integrirender Theil des großen Ganzen, wie das Glied am Körper geachtet ward, nur als Bürger Menſch war und ſeine ganze Würde auf dieſem inſtinktmäßigen oder ſympathetiſchen Zuſammenwirken beruhte, auf uns aber, die wir mündig geworden im Mannesalter der Weltgeſchichte daſtehen, in keiner Hinſicht mehr paßt. Mochte damals ſpielende Erziehung an ihrer Stelle ſeyn, wo es nur darauf ankam, die wenigen Elementar-Gegenſtände, woraus ſie beſtand, mit dem kindlichen Gemüthe aſſimilirend zu verſchmelzen, und das Uebrige dem praktiſchen Leben überlaſſen blieb — bei uns würde ſie gerade das Gegentheil von demjenigen hervorbringen, was unſere Bildung bezweckt, und ſtatt den reifenden Knaben in ſelbſtthätiger Bewegung für den Ernſt des männlichen Alters vorzubereiten, ihn lebenslänglich auf dem Standpunkte der Kindheit, deren Sphäre das Spiel iſt, feſthalten. Wir ſind durch das Chriſtenthum emancipirt, mündig gemacht, das Individuum zu perſönlichem Menſchenwerthe und ſittlicher Selbſtſtändigkeit erhoben, und der verehrte Redner ſelbſt hat es ja geſagt, und die ſeiner Anſicht huldigen, können nicht müde werden, es zu wiederholen, wie hoch wir über den Alten ſtehen, und wie Vieles unſere vorgeſchrittene Cultur vor ihnen voraus habe — um ſo weniger aber ſollte man erwarten, von ihnen ein Erziehungsprincip empfohlen zu ſehen, das uns aller dieſer Vortheile verluſtig machen, und auf einen Standpunkt zurückverſetzen würde, der nur eine Stufe zu der Höhe, die wir jetzt einnehmen, bildet. Man beruft ſich auf die Griechen, um die Mutterſprache als einziges oder doch wenigſtens erſtes und weſentliches Bildungsmittel zu empfehlen, und legt ein Gewicht darauf, daß jene auch nicht erſt perſiſch oder ägyptiſch gelernt hätten, will aber darum gleichwohl nicht auf dieſe Univerſalität des Wiſſens, auf dieſen Reichthum hiſtoriſcher Erfahrung, auf dieſe Freiheit der Reflexion über Welt und Menſchenleben, auf dieſen Weltbürgerſinn und dieſe Achtung fremder Individualität verzichten, zu welcher ſich jene erſt ſpät und kaum erhoben, als die ſcharfgezogene Scheidewand zwiſchen ihnen und den Barbaren gefallen war, während bei uns ſchon der Schulknabe in dieſer Hinſicht manche großen Alten übertrifft! Mit vollem Rechte hat die neuere Pädagogik eingeſehen, daß es dem Knaben nicht fromme, ſtets in dem engen Horizonte ſeiner Heimath zu verweilen, daß nichts geeigneter ſey als Reiſen und Kenntniß fremder Gegenden und anderer Sitte, um den Geiſt aus den Feſſeln mechaniſchen Schlendrians zu befreien und das Auge deſſelben für eine klare und unbefangene Weltbetrachtung zu ſchärfen — ſollte das Studium fremder und namentlich der alten Sprachen und ihrer Literatur, welches den Blick nicht bloß über die Schranken der räumlichen, ſondern auch der zeitlichen Gegenwart, über die dumpfige Atmoſphäre der gewohnten Alltäglichkeit hinaus auf die Menſchheit in ihrer großartigen Totalerſcheinung richtet, nicht als ein eben ſo gutes, ja noch beſſeres Bildungs-

mittel gerade für die Stellung und das Bedürfniß der neueren Zeit gelten dürfen? Der Grieche freilich bedurfte ſeiner nicht für die eigenthümliche Art von Bildung und diejenige Geiſtesrichtung, die ihn in der Culturgeſchichte der Menſchheit unſterblich macht; aber eben deßhalb ſteht auch dieſes Volk ſo einzig da unter allen Völkern der Weltgeſchichte, weil ihm allein verliehen war, in ſeiner Genialität nationales und humanes Streben dergeſtalt zu vereinigen, daß es nur jenem zu folgen, nur das Bedürfniß des Augenblicks zu befriedigen brauchte, um zugleich jenem zu genügen und die ganze Menſchheit dem Ziele ihrer Beſtimmung näher zu bringen. Ganz anders war es ſchon bei den Römern, von deren Literatur und Kunſt wir wiſſen, daß ſie um ſo claſſiſcher ward, je weiter ſie ſich von den Schranken des nationalen Particularismus entfernte, und während wir die Vergleichung unſerer Erziehung mit der griechiſchen durch die einzige Frage abzuweiſen berechtigt ſind, ob ſich überhaupt bei uns auch nur ein Schatten von den Vorausſetzungen jener finde, ſo werden wir dagegen die Römer als ein uns an Denkungsart und Einrichtungen ſchon weit näher ſtehendes Volk unbedenklich als Beweis für die bildenden Einflüſſe fremder Sprachen im Gegenſatze der Mutterſprache anführen dürfen.

Ich will nicht davon reden, daß Rom überhaupt erſt eine Literatur bekam, als es griechiſche Muſter kennen zu lernen und nachzuahmen anfing, daß Ennius, ſein erſter namhafter Dichter, gleichſam ein dreifacher Menſch zu ſeyn ſich rühmte, weil er drei Sprachen verſtand, daß Scipio, der Sieger Hannibal's, an Bildung und praktiſcher Tüchtigkeit der größte Mann ſeiner Zeit, den Enthuſiasmus für Griechenland ſelbſt bis zur Annahme griechiſcher Kleidung trieb und zum großen Aerger der guten alten Römer in Sicilien im **pallium** und mit dem **soccus** einherging: ſelbſt von Cicero aber, dem Manne, in welchem Latium den größten Meiſter ſeiner Mutterſprache bewunderte, hat uns Suetonius **de claris rhetoribus** eine Stelle aus einem verlorenen Briefe erhalten, worin er erzählt, wie gerade in ſeiner Jugend zuerſt lateiniſche Lehrer der Rhetorik aufgetreten ſeyen, und er ſelbſt große Luſt gehabt habe, deren Unterricht zu benutzen, wie ihm aber von einſichtsvollen Männern gerathen worden ſey, lieber zu den griechiſchen Rhetoren zu gehen *) — und wenn wir dann ſehen, wie ihm dieſer Unterricht in der fremden Sprache nicht allein nichts geſchadet hat, ſondern auch von ihm ſelbſt ſo bewährt erfunden worden iſt, daß er noch bis in ſeine Prätur, alſo bis in ſein vierzigſtes Jahr, wo er längſt als der erſte Staatsredner in lateiniſcher Zunge daſtand, ſeine häuslichen Uebungen in griechiſcher Sprache vornahm — **graece declamavit** — ſo wird dieß zugleich auch den Vorwurf unpraktiſcher Richtung abzuwenden dienen, der dem Studium fremder, und namentlich der griechiſchen Sprache ſo oft mit Unrecht gemacht worden iſt. Je fremder dem Menſchen eine Sprache iſt, deſto klarer werden ihm alle Begriffe werden, die er ſich in derſelben aneignet, während die Mutterſprache, die er gelernt hat, ehe das Denken in ihm erwachte, ihm ſo zur andern Natur geworden iſt, daß es ihm nie ganz möglich werden wird, ſich der gedankenloſen Vorſtellungen und Vorurtheile, die er mit den Ausdrücken derſelben angenommen hat, ganz zu erwehren, und ſo gern ich einräume, daß zu einer ſpielenden Unterrichtsmethode keine andere als die Mutterſprache — die Sprache der Kindheit — tauglich ſey, ſo wird dagegen der

*) Sueton. illustr. rhet. c. 2.: Continebar autem doctissimorum hominum auctoritate, qui existimabant graecis exercitationibus ali melius ingenia posse.

Unterricht in der fremden Sprache gerade durch die Ungewohnheit und Anſtrengung, die er fordert, allein geeignet ſeyn, den Ernſt und die geiſtige Selbſtthätigkeit und Reife hervorzubringen, die ich oben als die Zwecke unſerer heutigen Bildung bezeichnete: eine Bildung, die kein Vehikel außer der Mutterſprache beſitzt, wurzelt eben dadurch im Boden mechaniſcher Unmittelbarkeit und inſtinktmäßigen Schlendrians, während das Studium fremder Sprachen ſie auf Nachdenken und Reflexion pflanzt, und wenn unſere eigene Erfahrung es beſtätigt, daß wir das köſtliche Gut unſerer Bildungshöhe keiner Urſache mehr verdanken, als dem Mittelpunkte, welchen die Weisheit unſerer Vorfahren unſerem höheren Unterrichte in den alten Sprachen gegeben hat, wer möchte dann dieſen theuer erworbenen geſchichtlichen Boden muthwillig verlaſſen, um in den Wogen der Gegenwart oder den Sümpfen ſpießbürgerlicher Beſchränktheit unterzugehen? Daß es aber gerade die alten Sprachen, die Sprachen Griechenlands und Roms ſind, die jene Weisheit zu dieſem Zwecke geheiligt und beſtimmt hat, iſt freilich eine Art von Ariſtokratie, gegen welche das demokratiſche Streben einer ſich nennenden, vergleichenden Sprachenkunde mit um ſo größerem Erfolge ankämpft, als es zugleich das Utilitätsprincip der neueſten Zeit hinſichtlich der reellen Brauchbarkeit der lebenden Sprachen im Gegenſatze jener todten zum Beiſtande hat. Wenn jedoch irgend eine Ariſtokratie eben ſo wohl geſchichtlich begründet als durch innere Vorzüge und ächten Adel gerechtfertigt iſt, ſo iſt es jene geiſtige, durch welche die griechiſche und lateiniſche Literatur nun bereits ſeit mehr als drei Jahrhunderten das Privilegium genießt, Fundament und Mittelpunkt der höhern Jugendbildung aller civiliſirten Völker zu ſeyn. Der Menſch, der auf der Höhe ſeiner Zeit ſtehen ſoll, darf eben ſo wenig in der beſchränkten Anſicht der Gegenwart als in den engen Gränzen ſeines heimiſchen Horizontes befangen ſeyn; ſoll er ſeiner erhabenen Beſtimmung ganz entſprechen, ſo muß er gleichſam als ein Mikrokosmus, eine Welt im Kleinen, in ſeiner eigenen Bildung alle die Stadien durchlaufen, welche die Menſchheit in dem großen Ganzen der Weltgeſchichte durchgemacht hat, um auf der Stufe, auf welcher ſie jetzt ſteht, anzulangen; und wie hier die bunte Mährchenwelt, welche den erſten Tummelplatz der kindlichen Phantaſie bildet, dem Momente des Orientalismus in der Weltgeſchichte entſpricht, ſo bietet ſich von ſelbſt als die angemeſſenſte Geiſtesnahrung für das Knaben- und Jünglingsalter die Sphäre des claſſiſchen Alterthums dar, welchem noch Niemand weder ſeine welthiſtoriſche Bedeutung noch den Ruhm abgeſprochen hat, die ſchöne Jugendzeit, der Blüthenmai des Menſchengeſchlechts geweſen zu ſeyn! Nicht *obgleich*, ſondern gerade *weil* jene Zeit ſo weit hinter uns liegt, weil eine ſolche Kluft ſie von allen den Bewegungen und Kämpfen, von den ſtreitenden Intereſſen und gährenden Elementen trennt, die die Gegenwart durchdringen, weil ſie in der verklärten Ruhe eines großen Todten vor unſern Blicken daſteht, eignet ſie ſich mehr als jeder aus der lebendigen Wirklichkeit entlehnte Bildungsſtoff zur Beſchäftigung für den jugendlichen Geiſt, der unberührt von dem Drängen und Treiben des Augenblicks nur den ewigen Aether reiner Menſchlichkeit einathmen ſoll. Der Jüngling muß das Höchſte hoffen, damit der Mann nicht niedrig denke, ſagt der edle ſchwediſche Dichter Tegner in einer ſeiner Schulreden; führen wir ihn aber in die Alltäglichkeit, mit welcher er ſich als Mann beſchäftigen ſoll, zu frühzeitig ein, ehe er in dem Umgange mit den Gedanken einer entſchwundenen Zeit ausgegohren und erſtarkt iſt, ſo bringen wir eine Frühreife, ein jämmerliches Treibhausleben und ein frühes Greiſenthum hervor, das den Menſchen nach dem guten alten Sprichworte zum doppelten Kinde macht und zum bequemen mechaniſchen Werkzeuge jeder Despotie ſtempelt. Und bleibt dann

gleichwohl die Gegenwart mit der Vergangenheit ſo ganz außer Berührung, daß ſie dieſer gar nicht mehr bedürfte, um wahrhaft zu ſich ſelber zu gelangen? Stehn wir nicht vielmehr weſentlich auf den Schultern der großen Alten? und müſſen wir nicht mit Recht befürchten, wenn wir auf dieſen Standpunkt verzichten, wieder eben ſo tief und noch tiefer, als jene ſtanden, hinabzuſinken! Jeder Beſitz wird am Beſten erhalten durch dieſelben Mittel, durch welche er erworben worden iſt, das iſt ein alter wahrer Spruch, und wollten wir, im Wahne, daß wir reich genug ſeyen, um des Alterthums nicht mehr zu bedürfen, von unſern eigenen Schätzen zu zehren anfangen, ſo würden wir in den Fehler des Erben verfallen, der die Frucht des väterlichen Schweißes vergeudet, um am Ende ſeines Lebens wieder auf demſelben Punkte zu ſtehn, wo ſein Vater angefangen hatte. Oder ſollen wir, wie der geehrte Redner, deſſen Vortrag wir vernommen haben, beabſichtigt, die hergebrachte Ordnung umkehrend, zuvörderſt das Haus bauen, und dann mit Gelegenheit das Fundament nachholen? Daß wir unendlich Vieles vor den Alten voraus haben, iſt gewiß, daß aber alle dieſe Vorzüge auf dem Fundamente der claſſiſchen Bildung beruhen, das unſere weiſen Vorfahren gelegt haben, iſt gewiſſer, und hüten wir uns wohl, den Baum von den Wurzeln zu iſoliren, durch welche ihm fortwährend Lebenskraft und Gedeihen zufließt! Was wir vor dem Alterthume voraushaben, gehört dem Inhalt unſerer Kenntniſſe an; in formaler Hinſicht haben Griechenland und Rom das Weſentliche bereits erſchöpft, und eben deßhalb ſind es auch gerade ihre Sprachen, die als das förderlichſte Mittel formaler Jugendbildung angeſehen werden, und mit deren Hülfe wir ſelbſt den lebenden Sprachen erſt ihre Formen abgewinnen und, was ſonſt bloße Routine und mechaniſche Unmittelbarkeit ſeyn würde, zur Klarheit wiſſenſchaftlichen Bewußtſeyns erheben können. Ferne ſey es von mir, die höchſt verdienſtlichen Bemühungen zu verkennen, durch welche in unſerer Zeit auch die lebenden Sprachen und vor allem unſere reiche und herrliche Mutterſprache dem Schlendrian bewußtloſer Uebungen entriſſen und in die Reihen der ächten Wiſſenſchaft eingeführt worden ſind; aber ich möchte die Koryphäen dieſer Richtung, einen Bopp, Becker, Jacob Grimm, wenn ſie hier anweſend wären, ſelbſt zu Zeugen aufrufen, ob ſie dieſes vermocht hätten, ohne durch die Schule der alten Sprachen hindurchgegangen zu ſeyn, und ſelbſt, wenn ſie es über ſich vermöchten, die Mutter zu verläugnen, an deren Brüſten ſie groß genährt worden ſind, ſo würde es nichts deſto weniger eine ewige Wahrheit bleiben, daß gerade je näher uns die eigene Sprache liegt, deſto weſentlicher es der Vermittelung einer fremden bedarf, um uns jene ſelbſt gegenſtändlich zu machen und ihre Begriffe und Verhältniſſe aus der Subjectivität angewöhnter Empfindung zu verſtändiger Reflexion zu erheben.

Doch hier erinnerte ſich der Redende ſelbſt, daß es Zeit ſey, den Fluß ſeiner Rede zu hemmen, der ihn, voll wie er von ſeinem Gegenſtande ſey, leicht über die Gränzen einer beiläufigen Discuſſion hinüberführen könne; er dankte daher der Verſammlung für die Nachſicht, mit welcher ſie ihn nun ſchon zum dritten Male angehört habe, und ſchloß, indem er nur noch auf den ungeheuern Rückſchritt aufmerkſam machte, welchem die Gegenwart anheim fallen würde, wenn ſie die Höhe ihrer univerſalen Stellung verlaſſend, ſich wieder den Völkern gleichſtellen wollte, die ohne Vergangenheit ihren geiſtigen Nahrungsſtoff lediglich aus ſich ſelbſt zu ſchöpfen genöthigt waren; — noch ſey freilich die Gefahr nicht zu merken, da unſer ganzes Leben noch zu ſehr von den Einflüſſen der claſſiſch-humaniſtiſchen Erziehung durchdrungen ſey, ohne welche ſelbſt ihre Gegner ſie ſchwerlich mit ſo ſcheinbaren Erfolgen bekämpfen könnten; aber fahre man ferner auf die bisherige

Weiſe fort, jene Einflüſſe zu hemmen und die Grundlagen des bisherigen Jugendunterrichtes zu unterwühlen, ſo werde nach wenigen Generationen der Strom der modernen Bildung, von ſeiner ewigen Quelle abgeſchnitten, zu verſumpfen anfangen und von unſerer gerühmten Aufklärung nur die Irrlichter des gemeinen Nützlichkeitsprincips übrig bleiben.

Hierauf entgegnet Profeſſor **Döll**, er habe die Stelle aus Plato nur als einen ähnlichen Gedanken nach philologiſchem Brauche citirt. Es werde darin die βία (der Zwang) gegen die Seele der Kinder als erfolglos und zweckwidrig verworfen. So weit mache er Plato's Anſicht zu der ſeinigen. Die Spielmethoden ſeyen auch ihm zuwider; aber die von ihm für das zartere Alter empfohlenen Gegenſtände ſollten und könnten ebenfalls ſehr ernſt behandelt werden. Dazu gehörten vor Allem Mathematik und Geſchichte. Einige Jahre ſpäter würden dann die alten Sprachen um ſo beſſer und reichlicher betrieben werden können. Er unterſcheide ſich nur in Hinſicht der Zeit, in welcher er mit den letztern anfangen wolle. Wolle man für ſeine Anſicht etwa Auctoritäten, ſo verweiſe er zunächſt auf Herder, der ſich an mehreren Stellen gegen unſern Brauch ausgeſprochen habe.

Als hierauf **Creuzer** bemerkte, Herder ſey kein Philolog geweſen, ſo fährt **Döll** weiter fort: Sein um ſo unbefangeneres Urtheil dürfe uns wenigſtens zu ruhiger Prüfung veranlaſſen. Uebrigens müſſe er erinnern, daß er ſeine Anſichten, wenn ſie einmal Beifall gefunden hätten, nur allmählig und bei weiſer Vermittelung der Uebergänge ins Leben eingeführt wiſſen wolle. Niemand wiſſe beſſer als der Pädagoge, wie ſehr in ſeinem Bereiche die Extreme zu vermeiden, und die Uebergänge zu vermitteln ſeyen; er lerne aus der Geſchichte, wie alles Gehaltvolle allmählig durch die Zeit vermittelt werde, die bei den wichtigſten Umgeſtaltungen ſtill und ruhig ihren großen und erhabenen Gang gehe. — Es ſey ferner gegen ihn bemerkt worden, daß jeder einzelne Menſch den Bildungsgang des Menſchengeſchlechtes gleichſam von neuem durchzumachen habe. Dies ſtehe in völligem Einklange auf ſeinen Behauptungen. Unſere Zöglinge ſollten allerdings in gewiſſem Sinne die griechiſchen Zuſtände durchleben; dies werde jedoch nicht dadurch erzielt, daß wir das früheſte Knabenalter fremde Sprachen lehrten, und ſey's auch die griechiſche; ſondern vielmehr dadurch, daß wir bis zu dem Alter, wo die Forderungen der neuern, chriſtlichen Zeit ſich geltend machten, die Jugend gewiſſermaßen ſo leben ließen, wie die Griechen gelebt haben, die ſich mit der Mutterſprache begnügten. Gerade dieſe Betrachtung fordere, daß wir den Geiſt und das Gemüth in ſeiner erſten Entfaltung nicht einengen und durch fremde Vorſtellungs- und Begriffsweiſen verwirren.

Als nun Creuzer den weitern Einwurf machte, woher es denn komme, daß Pitt und Brougham öffentlich erklärt hätten, ſie ſeyen bloß deßwegen des Engliſchen ſo ſehr mächtig, weil ſie die Griechen und Römer ſtudirt hätten, ſo erklärte **Döll**, damit ſtimme er völlig überein; es ſtehe dies mit der Behauptung, daß wir die alten Sprachen ſpäter anfangen ſollten, in keinem Widerſpruche. Jene Männer hätten gewiß ebenſoviel Redegabe erlangt, wenn ſie die klaſſiſchen Studien ſpäter begonnen hätten. Ueberhaupt ſey es kein ſchlagender Beweis für die Trefflichkeit unſeres Verfahrens, wenn man große Männer anführe; es ſey ja bisher noch kein anderer Weg verſucht worden. Das Genie breche ſich auch unter ungünſtigen Umſtänden ſeine Bahn, und die Gegner der klaſſiſchen Studien, zu denen der Redner nicht gehöre, könnten daher mit gleichem Rechte

ſagen, jene Männer ſeyen trotz des Studiums der alten Sprachen ſo groß geworden. Bulwer habe dies in einem ſeiner Werke wirklich ausgeſprochen. Uebrigens könnten hier Auctoritäten nicht entſcheiden, ſondern nur Gründe und durch überwiegende Gründe gerechtfertigte Verſuche. —

Endlich wolle er nur noch bemerken, daß in ſeinem Vortrage zwei Punkte ausgeführt ſeyen, welche Profeſſor Hermann gegen ihn angeführt habe. Er habe deutlich geſagt, daß einige Jahre ſpäter der an der Mutterſprache vorgebildete Geiſt ganz zweckmäßig an den Schwierigkeiten beim Erlernen der fremden Sprachen geübt werde; nur ſolle man dieſe Schwierigkeiten nicht zur erſten Koſt für das zartere Alter machen, dem gewiß die allgemeinen Sprachgeſetze am beſten an der Mutterſprache zum Bewußtſeyn gebracht würden. Die Mutterſprache ſey beim Sprachunterrichte die erſte Stufe, welche nicht überſprungen werden dürfe. Ferner ſeyen von ihm keineswegs die Griechen als Muſter für die Gegenwart aufgeſtellt worden; er habe vielmehr hervorgehoben, daß wir eine gebildete Vorzeit und Mitwelt hätten, und deßhalb nicht allein unſere Bildung an die Vergangenheit anſchließen, ſondern auch unſern Beſtrebungen die nöthige Ausdehnung geben müßten, um dann endlich das Mannigfaltige zum ſchönen und großen Ganzen zu verbinden und ſo den Anforderungen der neueren Verhältniſſe zu entſprechen. Durch dieſe Andeutungen habe er gerade das recht zeitige Erlernen der alten und der neuern Sprachen beſtimmt und gerechtfertigt.

Hierauf bemerkte der **Vicepräſident**: Herder's Auctorität könne deshalb angegriffen werden, weil er eine kümmerliche klaſſiſche Bildung gehabt habe. Dagegen ſey noch Lord Chatam's Meinung hinzuzufügen, der geſagt habe: „Mein Latein und Griechiſch iſt aus meinem Gedächtniſſe in meinen Verſtand übergegangen; und Pitt ſelbſt habe ſpäter den Ruhm eines großen Humaniſten gehabt; ja trotz ſeiner geographiſchen und hiſtoriſchen Beſchränktheit ſey er im zwanzigſten Jahre der große Vertheidiger ſeines Vaterlandes geworden.

Profeſſor **Dr. Moſer**, Kreisſchulinſpektor und Rektor am Gymnaſium und Realinſtitut in Ulm ſpricht hierauf folgende Proteſtation aus:

Verehrte Verſammlung! Als ich mir, nach Beendigung des Vortrags des ehrenwerthen Redners (Hr. Prof. Döll in Mannheim) das Wort erbat, ſchien es mir ſehr nothwendig, nicht ſowohl eine ausführliche Discuſſion zu veranlaſſen, die unſere beſchränkte Zeit nicht geſtattet, als vielmehr eine kurze, aber unumwundene Erklärung abzugeben. Jetzt, nachdem drei Männer, vor deren gewichtvollem Anſehen ich gerne verſtumme, ihre Stimme in meinem Sinne abgegeben, und ſomit mir materiell ſo ziemlich alles zu Sagende weggenommen haben, (Hr. Geh. Rath Creuzer, Hofrath Thierſch und Prof. K. F. Hermann) würde ich ſchweigen, wenn es nicht zweckmäßig ſchiene, daß auch ein vieljähriger Schulmann auftrete, und nicht nur ſeine durch lange Erfahrung und unabläſſiges Studium und vielfache Beobachtung von ſo manchen ähnlichen Experimenten beſtätigte Ueberzeugung ausſpreche, ſondern auch ausdrücklich die Anſichten der drei hochverehrten Männer von dem Standpunkte der Schule aus als die ihm einzig richtig erſcheinenden erkläre. Wäre der Vortrag des ehrenwerthen Redners ein bloß mündlicher und als einzelne Anſicht oder Anfrage ausgeſprochener, nimmermehr hätte ich eine Erwiederung nöthig gefunden: die Erwiederung läge in der Unerſchütterlichkeit der Grundlage, auf die wir bauen, und ich hätte Nichts zu ſagen. Nun aber iſt dieſer Vortrag in einer Verſammlung deutſcher Philologen und Schulmän-

ner gehalten, er wird nicht nur in den Papieren und Urkunden der Verſammlung niedergelegt, ſondern er wird gedruckt. Grund genug für mich, dieß nicht geſchehen zu laſſen, ohne im Namen der Schule, die unſerer Bildung die Grundlage giebt, eine Proteſtation auszuſprechen. Es ſoll uns nicht nachgeſagt werden können, daß Vorſchläge, die ganz geeignet wären, die ſolide Grundlage deutſcher Wiſſenſchaftlichkeit zu untergraben, und einen tüchtigen Aufbau faſt unmöglich zu machen, ohne Gegenbemerkung angehört und ſomit ſtillſchweigend gebilligt worden ſeyen. Das Beſte iſt indeſſen bereits geſagt, das Treffendſte erwiedert, der richtige Geſichtspunkt nicht bloß angedeutet, ſondern klar und umfaſſend und mehrſeitig ausgeſprochen. Mir bleibt nur Folgendes: Ich erkenne die gute Geſinnung, den Wunſch, das Rechte zu fördern, den gewandten Vortrag und die ſchöne Darſtellung des ehrenwerthen Redners an: aber weder die Grundſätze, noch deren Durchführung, weder die Vorſchläge, noch die Wege zu ihrer Realiſirung und Ausführung kann ich billigen. Ich bin überzeugt, und wollte es, wenn es die Zeit vergönnte, beweiſen und mit ſchlagenden Thatſachen der Erfahrung darthun, daß auf die vorgeſchlagene Weiſe alle feſte, nur dem Knaben in frühern Jahren einzuprägende, Grundlage wahrer geiſtiger Gymnaſtik in Frage geſtellt, daß dasjenige, was mit den im Knaben vorzugsweiſe thätigen Seelenkräften aufgefaßt und ſein geiſtiges Eigenthum werden muß, durch die verlangte Verſchiebung nimmermehr ſo feſt in ihm wurzeln könnte, daß er zur Zeit der Altersreife für die Univerſität diejenige Vorbildung hätte, auf die allein jede Wiſſenſchaft, nicht nur die Philologie, ſich mit Sicherheit bauen ließe, beſonders wenn an die Stelle des bewährteſten Bildungsmittels ein ſehr problematiſches und zweifelhaftes oder gar ein ſpielendes Treiben von Dingen geſetzt würde, die ihm das ſpätere Erlernen früher zu ergreifender ernſter Dinge widerlich machen würden: abgeſehen davon, daß auch für den nicht zu den Wiſſenſchaften beſtimmten eine Grundlage verloren wäre, die ihm durch nichts Anderes erſetzt würde, während unſere Grundlage ihn nicht an der Erfaſſung der praktiſchen Dinge und der Vorkenntniſſe für das bürgerliche Leben hindert. Es iſt nicht nöthig, vor einer ſolchen Verſammlung anzudeuten, wohin ſeit geraumer Zeit (ſeit Baſedow u. ſ. w.) ähnliche Experimente geführt, und welche Erfolge ſie gehabt haben. Es iſt wohl eben ſo wenig nöthig, daß ich mich förmlich gegen den Verdacht verwahre, den Fortſchritten in der Methode der Jugendbildung in den Weg treten zu wollen: aber es iſt nothwendig, in dieſer Verſammlung in Beziehung auf Grundſätze, Motive und Beweisführung des Vortrages, von welchem ich ſpreche, in eigenem und gewiß im Namen vieler Mitglieder dieſer verehrten Verſammlung mit drei Worten die Verwahrung auszuſprechen, die im römiſchen Senat in Fällen der Ablehnung eines Antrages ausgeſprochen wurde: **Ego alia omnia.**

Nach Moſer erklärt Profeſſor **Gratz**, Hofbibliothekar von Karlsruhe: Profeſſor Hermann habe im Geiſte des Alterthums geſprochen. Der Vortrag des Profeſſor Döll ſey für die Gegenwart ein gefährlicher; deßhalb habe er großen Widerſpruch gefunden. Die Sache könne jedoch im Augenblicke nicht erledigt werden, er trage deßhalb darauf an, daß ſie bei der nächſten Verſammlung in Erwägung gezogen werde. —

Dagegen bemerkt **Hermann**, er habe nicht im Geiſte des Alterthums geſprochen, ſondern im Geiſte der Gegenwart.

Gymnaſialdirektor **Münſcher** aus Hersfeld findet es unmöglich, darüber jetzt zu einer Entſcheidung zu kommen; doch er empfiehlt die Sache als beherzigungswerth. Er halte die Grundprincipien für richtig, daß unſere Schüler das, was ſie lernten, mit Luſt treiben ſollten. Dieß ſolle das Ziel ſeyn. Allein darum ſollte dies uns nicht beſtimmen, ihnen den Weg ſo leicht als möglich zu machen, ſo wie auch das Chriſtenthum, auch Freudigkeit verlange, aber dennoch auch die Pflichten nicht erleichtere.

Da die Sache nicht erledigt werden konnte, und Döll erklärte, daß er dieſelbe hier keineswegs zur Entſcheidung, ſondern nur zur Discuſſion habe bringen wollen, ſo ſtellt der Präſidirende auf Verlangen Mehrerer den Antrag, ob man dieſelbe der nächſten Verſammlung zur weiteren Beherzigung empfehlen ſolle. Dieſer Antrag wird mit Beziehung auf die Meinung des Profeſſor Maurer von Karlsruhe, daß der Gegenſtand ſchon in dem früheren Vorſchlage der Berathung eines allgemeinen Lehrplanes für Gelehrtenſchulen inbegriffen ſey, verworfen.

Nach einer kurzen Unterbrechung fordert der Präſidirende den **Dr. Seebold** aus Kirburg im Herzogthum Naſſau, bisherigen Oberlehrer an der Schule zu Rugby in der Grafſchaft Warwick auf, ſeinen Vortrag **über den Zuſtand der engliſchen Schulen** zu halten. Derſelbe ſpricht nun Folgendes:

Hochverehrte Herren!

Ein mehrjähriger Aufenthalt in England gab mir Gelegenheit, die dortigen Schulen näher kennen zu lernen. Ich glaubte, daß es von einigem Intereſſe ſeyn würde, in einer Verſammlung von Freunden des öffentlichen Unterrichtes, eine Darſtellung jener Schulen zu geben. Es iſt nicht meine Abſicht, die engliſchen Schulen als Muſter aufzuſtellen, denn vieles darin iſt der Verbeſſerung fähig. Auch ſind die Verhältniſſe in England von den unſrigen ſo verſchieden, daß dort etwas zweckmäßig ſeyn kann, was es in Deutſchland nicht iſt. Aber eine Vergleichung wird immer lehrreich ſeyn, ſie wird am leichteſten auf Verbeſſerungen führen, und ſelbſt gute alte Einrichtungen, die jetzt angefochten werden, können darin eine neue Stütze finden.

Die engliſchen Schulen, von denen ich hier eine kurze Darſtellung zu geben verſuche, ſind aus unabhängigen Stiftungen hervorgegangen. Viele derſelben ſtammen aus der Zeit der Königin Eliſabeth, oder ſind doch in dieſer Zeit erneuert worden. Die Stiftung ſelbſt beſchränkt ſich meiſtens auf eine ſehr mäßige Anzahl Schüler. Sie verbindet in der Regel mit dem Zweck einer Schule den einer Verſorgungsanſtalt für Arme. So iſt die Weſtminſterſchule geſtiftet worden für 40 Knaben und 12 Arme. Eine ähnliche Einrichtung fand ich im Charterhouſe in London, einer Schule, die aus einem Kloſter entſtanden iſt. Das Armenhaus hängt mit dem Schulgebäude zuſammen, und zeigt in ſeiner Einrichtung noch manche Spuren klöſterlicher Ordnung. Eben ſo hat der Gründer der Schule in Rugby aus demſelben Fond auch ein Armenhaus geſtiftet. — Dieſe letztgenannte Schule iſt mir am bekannteſten geworden, da ich geraume Zeit bei derſelben angeſtellt war; ich werde daher bei der Darſtellung des engliſchen Schulweſens vorzüglich dieſe

Schule ins Auge faſſen. Dieß geht um ſo mehr an, da die engliſchen Schulen in der Hauptſache nicht ſehr von einander abweichen, und eine Aufzählung der etwa vorkommenden Unterſchiede zwecklos wäre.

Die Schule in Rugby wurde von einem Bürger desſelben Orts für etwa 40 bis 50 Knaben aus Rugby und der nächſten Umgebung geſtiftet. Die Verwaltung des Fonds vertraute der Stifter einer Anzahl Curatoren, die er ſelbſt ernannte, und die ſich in der Folge bei dem Austritt eines Mitgliedes durch eine neue Wahl ergänzen ſollten. Das Amt eines Curators iſt ein Ehrenamt, und die Curatoren ſelbſt ſind Männer von Rang und ſtehen in großer öffentlicher Achtung. So gehören gegenwärtig zu den Curatoren der Schule in Rugby vier Grafen, vier Edelleute und drei unabhängige Gutsbeſitzer. Von dieſen Männern wohnt kein einziger in Rugby; einige ſogar ziemlich entfernt. Sie verſammeln ſich von Zeit zu Zeit, ſo wie es die Umſtände erfordern. Für die Verwaltung haben ſie einen Rechtsgelehrten beſtellt, der in Rugby wohnt; ſie ſelbſt führen die Oberaufſicht ſowohl über die Verwaltung als über die Schule ſelbſt.

Nichts kann einfacher ſeyn, als die Organiſation der Schule. Die Curatoren berufen einen Direktor, dem ſie unter der Richtſchnur des Herkommens und einiger Beſtimmungen, die ſie etwa zu machen für gut finden, die ganze Einrichtung der Schule überlaſſen. Sie räumen ihm ein Lokal ein, beſtreiten die Bedürfniſſe der Schule, und geben für jeden zur Stiftung gehörigen Knaben eine gewiſſe Summe (Schulgeld), wovon der Direktor und die übrigen Lehrer bezahlt werden. Der Direktor ſeiner Seits hat für alles übrige zu ſorgen. Es iſt ihm überlaſſen, die erforderlichen Lehrer anzuſtellen, die Hausordnung der Schüler, ſowie die Polizei der Schule zu reguliren; es ſteht ihm frei, die Schulordnung zu beſtimmen, den Lehrplan zu verändern und ſogar neue Lehrgegenſtände einzuführen. Das einzige Gegengewicht dieſer bedeutenden Befugniß beſteht in dem Schulherkommen, welches gegen unbeliebte Neuerungen in den übrigen Lehrern eine Oppoſition bildet, die jedoch nur leiſe auftritt; ſodann in der öffentlichen Meinung, die weniger Rückſicht nimmt, und endlich in den Curatoren, denen der Direktor über ſeine Schritte, wenn ſie es fordern, Rechenſchaft geben muß.

Die Schule in Rugby, ſo wie viele andern, die von ihren Stiftern nur für eine beſchränkte Anzahl von Schülern beſtimmt waren, hat ſich in der Folge viel weiter ausgedehnt. Das Bedürfniß höherer Erziehung nahm im Verhältniß mehr zu als die Zahl neugeſtifteter Schulen. Auswärtige Zöglinge ſtrömten herbei, beſonders nach ſolchen Anſtalten, die ſich Ruf erworben.

Dieſer Zuwachs veränderte manches. Die Maſſe der Schüler nahm zu, die frühere Zahl der Claſſen und Lehrer reichte nicht mehr aus, die Anſprüche an die Leiſtungen der Schule wurden größer. Zu dem alten Beſtandtheil der Schule kam nun ein neuer hinzu, nemlich auswärtige, nicht zur Stiftung gehörige Zöglinge, die die alten Stiftungsſchüler bald an Zahl übertrafen. Die Stiftungsſchüler wohnten bei ihren Eltern oder Verwandten in der Stadt; für die Auswärtigen mußte eine andere Unterkunft geſucht werden.

Vor etwa 25 Jahren wurde in Rugby die Erbauung eines neuen Schulgebäudes nothwendig. Das alte hatte ſchon längſt für die erweiterten Bedürfniſſe der Schule nicht mehr hingereicht. Der Fond der Schule war durch vieljährige gute Verwaltung und günſtige Ereigniſſe bedeutend gewachſen, und ſetzte die Curatoren in den Stand, einen großartigen Bau in einem gefälligen Styl auszuführen. Dieſer Bau iſt in einem Viereck angelegt, deſſen Seiten ein Quadrat, eine

Art Schulhof, einſchließen. Aus dieſem Quadrat tritt man zunächſt in bedeckte Gänge, welche zu den verſchiedenen Schulzimmern hinführen. Die vordere Seite der Schule ſtößt auf eine Straße der Stadt, und ſteht mit derſelben nur durch die große Pforte in Verbindung, die hintere Seite, welche die meiſten Schulzimmer enthält, ſtößt auf den Spielplatz. Die Schulfenſter öffnen ſich zum Theil auf das Quadrat, die meiſten auf den Spielplatz, und ſind ſo hoch angebracht, daß man nicht hinausſehen kann.

Außer dem großen Schulzimmer, welches alle Schüler zu faſſen im Stande iſt, enthält das Gebäude noch ſieben andere von kleinerer Dimenſion, die ſich alle bis auf zwei im erſten Stock befinden. Zwanzig Schritte von der Schule entfernt ſteht die ſchöne, ebenfalls neuerbaute Schulkirche, zur Unterſcheidung von der Stadtkirche, Capelle genannt. Sie faßt ohngefähr 330 Schüler, hat dann noch Stühle für die Lehrer und ihre Familie. Auf dem Chor, wo die Orgel ſteht, findet ſich auch noch Raum für die zur Schule gehörigen Dienſtboten. Mit der Schule in Verbindung ſteht die Wohnung des Direktors. Hinter der Schule liegt ein eingehägter, 15 bis 20 Morgen großer Raſenplatz, zur Erholung der Schüler beſtimmt.

Dieſem Aufwand entſpricht die gegenwärtige Zahl der Schüler, welche ſich auf 300 beläuft. — So gewährt die urſprünglich ſimple Stiftung der Stadt, für die ſie gemacht wurde, außer der beabſichtigten Wohlthat der Erziehung nun auch noch die eines wachſenden Wohlſtandes.

Die ſteigende Zahl der Schüler machte und macht noch jetzt manche Veränderung nothwendig. Schulordnung und Disciplin werden ſtrenger, die Zahl der Claſſen und Lehrer muß vermehrt, und für die auswärtigen Zöglinge muß eine eigne Hausordnung eingeführt werden. — Die anfängliche Zahl der Claſſen ſcheint ſechs geweſen zu ſeyn, denn immer noch führt die oberſte Claſſe den Namen der ſechsten.

Es mag jedoch ſchon lange her ſeyn, daß unter und über der vierten Claſſe zwei neue eingeſchoben worden ſind; und während meines Aufenthalts in Rugby wurden aus der fünften drei verſchiedene Claſſen gemacht, ſo daß gegenwärtig die Schule aus zehn (Claſſen) beſteht. Die Vermehrung der Claſſen erfordert die Anſtellung neuer Lehrer. Die Menge auswärtiger Zöglinge, deren jeder ſo viel Schulgeld bezahlen muß, als der Fond für jeden Stiftungsſchüler bewilligt, ſetzt den Direktor in den Stand, nicht nur die erforderlichen Lehrer anzuſtellen, ſondern ſie auch reicher zu beſolden. Der Direktor der Schule in Rugby hat außer dem Einkommen, was ihm das Schulgeld abwirft, freie Wohnung, und findet in dem oberen Stock des Schulgebäudes Raum zur Aufnahme von mehr als 60 Schülern, was ihm ebenfalls eine bedeutende Summe einbringt. Die größere Zahl auswärtiger Schüler fand bisher Wohnung und Koſt bei geachteten zuverläſſigen Bürgern, denen der Direktor dazu die Erlaubniß gegeben hatte unter der Bedingung, die vorgeſchriebene Hausordnung auf's pünktlichſte zu beobachten. Neuerdings fand es der Direktor zweckmäßiger, dieſe Erlaubniß auf die Lehrer zu beſchränken.

Die oben erwähnte Hausordnung iſt in der Hauptſache folgende: Morgens, drei viertel Stunde vor dem Anfang der Schule, wird mit der Glocke das Zeichen zum Aufſtehen gegeben. Sobald die Schüler die Schlafzimmer verlaſſen haben, werden dieſelben verſchloſſen, und erſt wieder zur Zeit des Schlafengehens geöffnet. Die Zeit des Mittag- und Abendeſſens wird genau eingehalten; der zu ſpät kommende mit einer Strafe belegt. Für die Freiſtunden, die der Zögling nicht etwa außer dem Hauſe zubringt, findet er ſeine Studierzelle, das Speiſezimmer, welches zu-

gleich zum Verſammlungszimmer dient, und einen Hof, der mit einer Mauer umgeben iſt. Mit einbrechender Nacht werden die Zöglinge in dem Speiſezimmer verleſen, ſodann ein vorgeſchriebenes Gebet geſprochen, und die Ausgänge verſchloſſen. Dieß geſchieht in den kurzen Wintertagen ſchon ſehr früh.

Erkrankt ein Zögling, ſo wird es ſogleich dem Direktor angezeigt, der für die Schule beſtimmte Arzt wird gerufen, und für den Patienten ein abgeſondertes Zimmer eingerichtet.

Jeder Schüler erhält wöchentlich einen Schilling Spielgeld. Will er ſich ein Kleidungsſtück oder ſonſt etwas anſchaffen, was ſeinen Eltern zur Rechnung gebracht werden ſoll, ſo muß er dem Handwerks- oder Kaufmann einen von dem Herrn des Hauſes ausgeſtellten Erlaubnißſchein beibringen können.

Die Schulordnung iſt eben ſo einfach wie die Hausordnung. Die ganze Schule theilt ſich in Ober- und Unterſchule. Die Oberſchule beginnt mit der vierten Claſſe. Drei Tage der Woche ſind ganze Schultage, drei ſind halbe. An ganzen Schultagen werden vier ordentliche Stunden gegeben; nemlich zwei des Morgens, um ſieben und um zehn, und zwei des Nachmittags von drei bis fünf; an halben Schultagen nur zwei des Morgens. Dieß giebt für die ganze Woche 18 ordentliche Stunden. Dieſe an ſich ſehr geringe Stundenzahl wird beſonders in der Unterſchule durch Neben- und Extraſtunden vermehrt, ſowie auch dadurch, daß die Schüler aller Claſſen unter der fünften früher zur Schule kommen müſſen, um ihre Lection unter der Aufſicht des Lehrers vorzubereiten.

In England ſteht der Lehrer ſeinen Schülern nicht ſo nahe, wie man es häufig auf deutſchen Schulen findet. Zum Theil mag es ſeinen Grund in der ſtrengeren Disciplin haben, die auch einen ſtrengeren Lehrer erfordert; hauptſächlich aber in dem ernſten engliſchen Charakter, der mehr auf Reſpekt als Liebe hält. Nicht leicht wird man in der Schule von dem Lehrer einen Scherz hören; es ſind mir ſogar Lehrer genannt worden, die in der Schule nie gelacht haben ſollen. Darum muß man jedoch nicht glauben, daß die Schüler unhöflich oder barſch behandelt werden; gerade das Gegentheil. Die Behandlung iſt geſetzt und höflich. Wird Tadel nothwendig, ſo wird er ruhig ausgeſprochen, eben ſo ruhig die verdiente Strafe diktirt. Beſonders iſt der engliſche Lehrer auf ſeiner Hut, keine Leidenſchaft blicken zu laſſen. Außer der Schule ſah ich immer, daß die Zöglinge freundlich angeredet wurden. Mag auch der Ernſt des Engländers nicht ganz mit unſerm Gefühl übereinſtimmen, ſo werden wir doch ſchwerlich dem Benehmen des engliſchen Lehrers gegen den Schüler unſern Beifall verſagen können. Das Ehrgefühl des Knaben wird nie verletzt; er ſoll nie vergeſſen, daß er einem beſſern Stande angehört, wenn er auch auf das ſtrengſte an ſeine Pflicht erinnert wird; vor allem aber bewahrt man ihn vor gemeinen, erniedrigenden Ausdrücken, die das beſſere Gefühl abſtumpfen, durch das allein ein guter Lehrer mächtig wirken kann. Freilich wird ſich das beſſere Gefühl nicht bei jedem Knaben durch bloße Ermahnung erreichen laſſen, denn die Erziehung dieſer Knaben, obgleich ſie faſt alle den höheren Ständen angehören, iſt ſehr ungleich. Ihr Temperament zeigt ſchon früh die ſtärkſten Gegenſätze, ſowie überhaupt in England weit mehr Extrem ſowohl des Guten als Böſen angetroffen wird. Dazu kommt oft Standesvorurtheil bei den Vornehmeren, angewöhnte Nachläſſigkeit bei den Reicheren, und bei Jungen von Kraft und ſchlechter häuslicher Erziehung Ungebundenheit und Schroffheit. Hier reicht freundlicher Zuſpruch oft nicht aus; es werden Strafen nothwendig.

Die geringſte Strafe gegen Ordnungsfehler iſt das Abſchreiben von ein oder mehreren hundert Verſen aus Virgil. Höhere Strafen, namentlich für Nachläſſigkeit in der Schularbeit, beſtehen in ſchriftlichen Ueberſetzungen, in dem Beſuch mehrerer Lehrſtunden oder Einſperrung an halben Schultagen, wobei gewöhnlich eine Privatarbeit aufgegeben wird. Mehr gefürchtet iſt die Anzeige bei dem Direktor, der alsdann nach ſcharf ausgeſprochenem Tadel ſelbſt eine Strafe verhängt, in manchen Fällen auch wohl die ſchärfſte. Dieſe beſteht in der Anwendung des Burke'ſchen Princips *) der engliſchen Erziehung, nämlich der Birkenruthe. Dieſer Strafe ſind alle Claſſen mit Ausnahme der ſechſten unterworfen. Es verſteht ſich, daß ſie in den höheren Claſſen nur ſelten vorkommt. — Die Gewohnheit benimmt dieſer Strafe das Herbe, was ſie in unſern Augen hat; ſie erſcheint in England als eine Fortſetzung der väterlichen Zucht. Ich habe nie bemerken können, daß der Schüler ſie für entehrend hält; aber er fürchtet ſie. Ertheilt wird dieſe Strafe von dem Direktor in der Oberſchule und von dem Lehrer der fünften Claſſe in der Unterſchule, und faſt niemals öffentlich. Geſchieht dieß letztere, ſo wird ſie dadurch ſchimpflich. Um dieſer Strafhandlung den gehörigen Ernſt zu geben, erſcheint der Lehrer, der ſie ausübt, in ſeiner Amtstracht. Sind bei einem Zögling dieſe Strafmittel ohne Erfolg geblieben, oder kommt ein Vergehen vor, welches den ſittlichen Charakter der Schule verletzt, ſo muß der Uebertreter die Schule verlaſſen.

Zur Aufrechthaltung der Ordnung außer den Lehrſtunden und außer der Schule beſtehen mancherlei Einrichtungen und Beſtimmungen, die ich kurz anführen will; einiges iſt ſchon bei der Beſchreibung der häuslichen Ordnung genannt worden. Jeder Lehrer, mit Ausnahme des Direktors, übernimmt, wenn die Reihe an ihn kommt, während einer Woche eine gewiſſe Aufſicht über die Schule. Er heißt alsdann der Lehrer der Woche. Man kann ihn nicht wohl mit dem **hebdomadarius** der Schulpforta vergleichen, weil ſeine Functionen mehr die Schulordnung, als eine beſondere Beaufſichtigung der Schüler betreffen. Morgens vor dem Anfange des Unterrichts hat er vor den im großen Schulzimmer verſammelten Claſſen das Gebet zu leſen, ſodann, nach vorgenommenem Verleſen, die Namen der fehlenden Schüler an die reſp. Claſſenlehrer zu ſenden. Ebenſo hat er an den halben Schultagen Nachmittags das Aufrufen der ganzen Schule zu beſorgen. Um nämlich zu verhüten, daß ſich die Zöglinge an den freien Nachmittagen nicht zu weit von der Schule entfernen, müſſen ſie ſich im Sommer zweimal, im Winter einmal im großen Schulzimmer zum Verleſen verſammeln, und der Lehrer der Woche hat wieder dafür zu ſorgen, daß die Namen der fehlenden eingeſendet werden. Ueberhaupt erwartet man von ihm, daß er an ſolchen Tagen mit dem Treiben der Schüler außer der Schule nicht unbekannt bleibe. An Jahrmärkten oder ſonſtigen Feſten, die für junge Leute mancherlei Verſuchung darbieten, ſind alle Lehrer verpflichtet, die Runde zu machen. — Dieſe Schulpolizei findet eine mächtige Stütze an der ſechſten Claſſe. Jeder Schüler derſelben hat bei den übrigen Schülern den Rang eines Vorgeſetzten; er hat Privilegien und Strafgewalt. Die übrigen Schüler ſind verpflichtet, ihm mit Ach-

*) Als Burke von Madame Genlis nach dem Princip der engliſchen Erziehung gefragt wurde, lud er ſie zu einer Spazierfahrt in den Hydepark ein, und, auf die Gebüſche zeigend, ſagte er: Hier wächſt das Princip unſerer Erziehung. Es waren nämlich junge Birken.

tung zu begegnen und ſeinem Gebot Gehorſam zu leiſten. Es iſt ſeine Pflicht, jedem Unfug, der ihm zu Geſichte kommt, zu ſteuern (und er darf nöthigen Falls den Stock anwenden, der ihm allein zu tragen erlaubt iſt). Den Häuſern, worin Zöglinge wohnen, werden ein oder mehrere aus der ſechſten Claſſe, die ich der Kürze halber Primaner nennen will, zugetheilt, um darin Ordnung zu halten. Ein Vergehen gegen einen Primaner wird ſehr ſtrenge beſtraft; dagegen iſt es auch äußerſt ſelten, daß derſelbe ſeine Gewalt mißbraucht. Von dem Direktor, ſowie von den übrigen Lehrern werden ſie mit einer gewiſſen Vertraulichkeit, wie jüngere Freunde, behandelt. Die Primaner vermitteln ſo einiger Maßen den Abſtand zwiſchen Lehrer und Schüler, der, wie ich früher bemerkte, in England weiter iſt, als bei uns. Mit dieſen Vorzügen der ſechſten Claſſe ſind auch gewiſſe Privilegien verbunden, die mit denen der oberen Claſſen in den ſächſiſchen Fürſtenſchulen einige Aehnlichkeit haben. Es giebt zwar in den engliſchen Schulen keine Prügeltage, noch ſonſt eine Berechtigung zu Neckereien; aber die Primaner haben das Recht, von den Schülern unter der fünften Claſſe allerlei Dienſtleiſtungen zu verlangen, ſowohl in ihrer Wohnung als auf dem Spielplatz, und können ganze Claſſen dahin (consigniren) berufen. Die Privilegien der fünften Claſſe ſind viel beſchränkter, und beſtehen zur Hälfte in dem Freiſeyn von Dienſtleiſtungen gegen die ſechſte.

Die Zöglinge der engliſchen Schulen ſind zwar nicht durch eine uniforme Kleidung ausgezeichnet; aber das Herkommen verlangt doch, daß ſie, ſo lang es nur die Jahrszeit geſtattet, in weißen Beinkleidern und blauen Jäckchen erſcheinen. In den oberen Claſſen iſt auch der ſchwarze Frack geſtattet; der runde Hut iſt für jeden unerläßlich, weil den der Anſtand in England erfordert.

Zur Erholung iſt der Spielplatz beſtimmt. Man ſieht es gern, wenn derſelbe in den Freiſtunden zahlreich beſucht wird. Eigentliche gymnaſtiſche Uebungen werden nicht gemacht; aber es gibt in England ſehr beliebte Nationalſpiele, die nicht blos von Schülern und jungen Leuten, ſondern auch von Männern in Amt und Würde mit Eifer geſpielt werden. Dieſe Spiele ſind ganz geeignet, nicht nur Erholung zu gewähren, ſondern auch dem Körper Gewandtheit und Stärke zu geben.

Die Ferien betragen im Ganzen ein Vierteljahr: ſechs Wochen fallen auf Juli und Auguſt, und ſieben Wochen auf December und Januar. Der Grund dieſer auf den erſten Blick ſonderbaren Eintheilung liegt zum Theil darin, daß der hohe Sommer in England die ſchönſte Jahrszeit iſt, daß die Eltern ihre Kinder an Weihnachten gern um ſich verſammelt ſehen. Dazu wären nun freilich keine ſieben Wochen erforderlich; aber man bedenke, daß das frühe Zuſchließen des Lokals, worin die Schüler wohnen, den langen Winter hindurch ohne Unterbrechung ſehr drückend werden würde; und das iſt auch der Grund, warum die längſten Ferien auf den Winter fallen.

Dieſes mag hinreichen, von der äußeren Einrichtung und Ordnung der Schule einen Begriff zu geben; laſſen ſie uns nun zu den Lehrgegenſtänden und ihrer Behandlung übergehen. —

Die Hauptlehrgegenſtände ſind Religion, lateiniſche und griechiſche Sprache, Geſchichte, Geographie und Mathematik. —

Schreiben und Rechnen wird in regelmäßigen Nebenſtunden gelehrt. Engliſche Sprache,

Hebräiſch, Naturgeſchichte, Naturlehre, Pſychologie, Logik, Rhetorik, Weltgeſchichte und Geſang werden gar nicht gelehrt. Das Franzöſiſche oder überhaupt neuere Sprachen, ſo wie das Zeichnen ſind auf den meiſten engliſchen Schulen keine eigentlichen Lehrgegenſtände; es ſteht den Zöglingen frei, eins oder das andere in Privatſtunden zu lernen.

Geſchichte und Geographie ſind zwar ordentliche Lehrgegenſtände; aber es wird weder viel Zeit darauf verwendet, noch werden ſie regelmäßig gelehrt. Die Unterſchule geht einen Abriß der engliſchen Geſchichte durch, und in einigen Claſſen der Oberſchule werden einzelne Abſchnitte derſelben Geſchichte nach ausführlicheren Schriftſtellern gelernt; denn der Lehrer hat dabei nur zu fragen. Die alte Geſchichte wird meiſtens aus der Lecture der Claſſiker und der Erklärung des Lehrers geſchöpft. Die Geographie wird auf eine ähnliche Weiſe behandelt.

Der Mathematik werden noch weniger Kräfte zugewendet. Muß ſie auch jeder Schüler lernen, ſo gehört ſie doch ebenfalls wie das Schreiben und Rechnen nur zum Nebenwerk der Schule, da ſie auf Auszeichnung wenig oder gar keine Anſprüche machen kann.

Gegen Alles, was nicht zum claſſiſchen Studium gehört, herrſcht auf den engliſchen Schulen ein ſtarkes Vorurtheil, geſtützt auf das Beiſpiel der Univerſitäten, und befeſtigt durch altes Herkommen. Eine einzelne Schule wird nicht im Stande ſeyn, mit ihrem Beiſpiel dieſes Vorurtheil zu brechen, oder auch nur zu erſchüttern, und daß mehrere zugleich eine Neuerung zu dieſem Zweck unternehmen ſollten, das ſteht nicht zu erwarten.

Hier muß ich einen merkwürdigen Verſuch der Art erwähnen, welcher in Rugby gemacht worden iſt. Ein Mann von ausgezeichnetem Talent und freiem wiſſenſchaftlichem Streben, der ſchon früher, wiewohl vergebens, verſucht hatte, in Oxford Mißbräuche abzuſchaffen, bewog den Direktor der Schule in Rugby dahin, Mathematik und neuere Sprachen zu ordentlichen Lehrgegenſtänden zu erheben. Werde auch nicht eine große Anzahl Stunden darauf verwendet, ſo ſolle man dieſe Fächer doch in gleichen Rang mit den übrigen ordentlichen Lehrgegenſtänden ſetzen. Es geſchah. Jedes der beiden Fächer erhielt zwei Stunden die Woche, und zwar ordentliche Stunden, deren, wie wir geſehen haben, wöchentlich nur 18 gegeben werden. Es war dies eine große Aufopferung zu Gunſten der Mathematik und der neueren Sprachen. Die Morgenſtunden des Mittwochs und Samſtags wurden ihnen gewidmet. Bei den Prüfungen ſollten dieſe Fächer eben ſo wohl wie die claſſiſchen, wie Religion und Geſchichte ihre Auszeichnung erhalten. —

Die erſte Schwierigkeit, auf welche dieſe Neuerung ſtieß, war das Erforderniß einer beſondern Claſſeneintheilung für die Mathematik und für die neueren Sprachen, da die meiſten Schüler in dieſen Fächern und den claſſiſchen ſehr ungleich waren. Doch widerſtritt es auch wieder den Grundſätzen der Schule, Zöglinge aus der Oberſchule mit andern aus der Unterſchule in einer ordentlichen Schulclaſſe zuſammen zu ſetzen; dadurch würde die Rangordnung der Schule zu ſehr zerſtört worden ſeyn. Für die Primaner war es nun vollends unſtatthaft, ſich ſo unter die übrigen zu miſchen. Wollte man nun, um dieſem Uebelſtand zu begegnen, das Fortrücken in eine höhere lateiniſche Claſſe von den Fortſchritten in Mathematik und neueren Sprachen abhängig machen, ſo erforderte dies eine Strenge, welche im Vergleich mit der Gewohnheit anderer Schulen als Härte erſcheinen mußte.

Eine zweite Schwierigkeit lag in den Lehrern ſelbſt, von denen die meiſten gar nicht darauf eingerichtet waren, die neuen Fächer zu lehren. Sie waren genöthigt etwas zu lehren, was ſie

nicht verſtanden, und mancher, der das Lateiniſche und Griechiſche in der Oberſchule lehrte, mußte ſich am Mittwoch und Samſtag bequemen, in die Unterſchule hinabzuſteigen. Daß ihnen die neue Ordnung der Dinge ſehr bald läſtig wurde, iſt begreiflich, und daß unter ſo ungünſtigen Umſtänden die neuen Fächer planlos und ohne Uebereinſtimmung gelehrt wurden, kann man ſich vorſtellen. — Die Folge war, daß die neue Claſſeneintheilung für Mathematik und neuere Sprachen wieder aufgehoben wurde, daß man zu den lateiniſchen Claſſen zurückkehrte. Jeder Lehrer ſollte nun in ſeiner Claſſe Alles lehren, alſo auch Mathematik und neuere Sprachen. Um dies möglich zu machen, mußte der Umfang dieſer Fächer bedeutend beſchränkt werden; die den einzelnen Claſſen zugetheilten Gegenſtände mußten herabgeſetzt werden, um ſie allen Lehrern erreichbar zu machen.

Die weiteren Folgen ſind leicht zu überſehen. Der talentvolle Schüler wird in dieſem planmäßig retardirten Lehrgang weder Nahrung noch Befriedigung finden; alle werden bei den langſamen Fortſchritten erſchlaffen. Diejenigen Lehrer, welche zu dieſen Fächern keine Neigung haben, und ſo iſt es bei den meiſten, werden dieſen Unterricht vernachläſſigen, und ſtatt den Zögling dafür zu gewinnen, werden ſie ihm einen Widerwillen gegen dieſe Studien einflößen. Am Ende wird man wieder dahin kommen, wo man Anfangs war, man wird dieſe Lehrgegenſtände entweder ganz aufgeben, oder man wird ſie dem Privatunterrichte geeigneter Lehrer überlaſſen müſſen. Daß außer den claſſiſchen Studien kein anderes recht aufkommen kann, das liegt im Geiſt der engliſchen Schulen. Dieſer Geiſt iſt nicht der Geiſt der Poeſie wie nach Vechelde's Schilderung ehedem in Schulpforta, ſondern es iſt der Geiſt der Oeffentlichkeit, oder wenn man will, der Univerſitäten. Sobald der Schüler zum Bewußtſeyn ſeines Talentes kommt, ſobald ihn ſeine Fortſchritte zu Hoffnungen berechtigen, ſo wendet er ſeine Blicke auf Oxford oder Cambridge, wo ſich ihm ein Feld für Auszeichnungen eröffnen wird, die weit über den Umfang der Univerſität hinausgehen, und nicht ſelten das Glück ſeines Lebens entſcheiden. Daraus begreift ſich leicht, wie die ſonſt ſo unabhängigen Schulen dennoch von dem Geiſte der Univerſitäten beherrſcht werden. (Soll es je gelingen, die engliſchen Schulen zu reformiren, ſo müßte zuvor eine Reformation der beiden Univerſitäten gelungen ſeyn.)

Ich komme nun wieder auf die Hauptgegenſtände zurück, auf welche die größte Sorgfalt verwendet wird, um noch einige Worte über die Lehrmethode zu ſagen.

Der Engländer hat ſich mit dem rationaliſtiſchen Streben in Deutſchland noch nicht befreundet. Seine Religionslehre ſteht einzig und allein auf der Offenbarung. Hiſtoriſche und rationelle Erklärungen dürfen nie weiter gehen, als die Offenbarung zu erläutern und zu unterſtützen, niemals aber ſie in Zweifel zu ziehen. Von Vernunftreligion iſt dort gar nicht die Rede. Sie iſt das unſichere Ringen nach einer höhern Wahrheit, die uns nur durch die Offenbarung zu Theil werden kann; nur das geoffenbarte Chriſtenthum kann das religiöſe Streben unſerer Vernunft befriedigen. Dieſes ſind die Grundſätze, nach denen in England das Chriſtenthum gelehrt wird, und das Lehrbuch, was dabei durchgängig zu Grund liegt, iſt die Bibel. — Wie verſchieden auch die Anſichten in Deutſchland ſeyn mögen, ich halte es für einen großen Vorzug des engliſchen Religionsunterrichtes, ſich ganz entſchieden auf die Bibel zu ſtützen und kein anderes Prinzip zuzulaſſen, welches immer, früher oder ſpäter Zwieſpalt und Zweifel erregt, und den eigentlichen Glauben zerſtört.

Die Methode, die Claſſiker zu lehren, möchte ich eine ſcholaſtiſche nennen im Gegenſatz mit der in Deutſchland herrſchenden, freieren hiſtoriſchen Methode. Erſt ſeit 10 Jahren fängt man in England an Notiz davon zu nehmen; und wenn auch Männer wie **Dr. Arnold**, der Director der Schule in Rugby, mit Erfolg den neuen Weg betraten, ſo hat dies doch noch keinen Einfluß auf die Univerſitäten und Schulen gehabt. — Es iſt nicht zu leugnen, daß die engliſchen Schulen durch die Einfachheit ihrer Lehrgegenſtände gegen die meiſten deutſchen Schulen bedeutend im Vortheil ſind; aber ich bin es doch auch wieder der Wahrheit ſchuldig zu ſagen, daß durch Zerſtückelung der Autoren und durch häufige Uebungen in der lateiniſchen und griechiſchen Verſekunſt die an ſich einfachen Gegenſtände wieder über Gebühr vervielfacht werden. Der halbjährige Lehrplan wird dies erläutern. Ich wähle der Kürze wegen den Lehrplan einer mittleren Claſſe. Das Semeſter iſt hier wie in allen andern Claſſen in zwei gleiche Theile getheilt, woran der erſte mehr der Sprache, der andere mehr der Geſchichte gewidmet ſeyn ſoll. Die Gegenſtände des erſten Vierteljahrs ſind folgende:

Neues Teſtament, griechiſch. — Eine Tragödie von Sophokles. — Virgil's Aeneis. — Oden von Horaz. — Cicero's Briefe.

Im zweiten Vierteljahr, der ſogenannten Geſchichtszeit:

Neues Teſtament, griechiſch. — Homer. — Die Hellenica Xenophon's. — Livius. — Oden aus Horaz. —

Dazu kommt noch gleichmäßig in beiden Vierteljahren griechiſche und lateiniſche Grammatik verbunden mit griechiſchen und lateiniſchen Exercitien, Auswendiglernen und Machen lateiniſcher und griechiſcher Verſe, wenigſtens fünf mal wöchentlich, lateiniſche und griechiſche Compoſitionen. —

Es werden alſo in dem Semeſter zuſammen genommen Stücke aus vier verſchiedenen griechiſchen Schriftſtellern und aus eben ſo vielen lateiniſchen geleſen. Da es nun, wenigſtens in Rugby, hergebracht iſt, daß faſt jeder Schüler bei irgend einem Lehrer, dem er empfohlen worden, Privatſtunden nimmt, und es nicht geſtattet iſt, in dieſen Stunden die Schularbeit vorzubereiten, ſo wird die obengenannte Zahl der Autoren noch vermehrt. Dazu kommt noch, daß bei der großen Anzahl der Claſſen der Claſſenwechſel bei fleißigen Schülern oft mitten im Vierteljahr erfolgt, und damit natürlich auch wieder ein Autorenwechſel verbunden iſt. — Dieſe Vervielfachung der an ſich einfachen Lehrgegenſtände hat, ſo viel ich ſehen konnte, keinen günſtigen Einfluß auf die Arbeit der Schüler. Sie werden in zu vielerlei Stoffe getaucht, und von keinem gehörig durchdrungen; ſie machen eine kurze Bekanntſchaft mit den verſchiedenſten Autoren, ohne ſie genau kennen zu lernen; ſie werden genöthiget, ſich raſch aus einer Arbeit in die andere zu werfen. Das alles erzeugt eine gewiſſe Schulroutine, die Aufgaben ſchnell aber nicht nachhaltig vorzubereiten. Ein nachläſſiger Gebrauch der Schrift befördert dieſes Uebel. Der engliſche Knabe wird nicht angewieſen ſich ſaubere Hefte zu halten; was er in der Schule ſchreibt, kann nur ſchlecht geſchrieben ſeyn, denn in den meiſten Schulzimmern ſind keine Tiſche; er ſchreibt, mit Bleyſtift auf der Bank oder einer andern improviſirten Unterlage fliegende Blätter, die zur Correctur oder zur Strafe von ihm gefordert werden, und im nächſten Augenblick keinen Werth mehr haben. —

Ueberhaupt ſchien mir in Rugby der Unterricht zu viel auf die ſechſte Claſſe berechnet zu ſeyn. In dieſer Claſſe allerdings kann das Stückwerk der übrigen Claſſen zu einem Ganzen verbunden werden; denn kommt nur ein Schüler früh genug hinein, ſo hält er nicht ſelten drei Jahre

darin aus unter der Führung eines Mannes, nämlich des Direktors. — Dahin jedoch kommen die wenigſten. Viele, ehe ſie die ſechſte Claſſe erreichen, werden durch ihr Alter genöthiget, die Schule zu verlaſſen, und dieſe kommen zwar vielverſucht, aber ohne feſte, geſchloſſene Vorbereitung zu ihrer nächſten Beſtimmung.

Aus dem oben angeführten Lectionsverzeichniß erſieht man, auf welche Art in manchen Claſſen Geſchichte gelehrt wird. Im zweiten Vierteljahr, der ſogenannten Geſchichtszeit, wurde ſtatt Cicero und Virgil ein Buch aus Livius und ein Stück aus Xenophon's griechiſcher Geſchichte geleſen. Ich kann mir nicht denken, daß auf dieſe Art viel Geſchichte gelernt wird; die Stücke ſind zu kurz, und während der Schüler mit den Schwierigkeiten der Sprache beſchäftigt iſt, ſteht Gedächtniß und Verſtand der eigentlichen Geſchichte weniger offen.

In der fünften Claſſe, wo größere Abſchnitte aus engliſchen Hiſtorikern geleſen werden, hat die Methode wenigſtens den Vorzug, daß der Lehrer kein Heft dictirt; der Schüler wird blos angehalten, vor der Stunde eine gewiſſe Seitenzahl mit Aufmerkſamkeit durchzugehen, ſo daß er die in der Stunde an ihn geſtellten Fragen gehörig beantworten kann.

Daß man in engliſchen Schulen ſo wenig auf die Geſchichte verwendet, hat ſeinen Grund einmal darin, daß es in Oxford und Cambridge ebenſo gehalten wird, ſodann auch in der Meinung, daß man dieſes Studium guten Theils der Privatlectüre eines jeden überlaſſen könne.

Bei dem mathematiſchen Unterricht gibt man dem Euclid auch als Lehr- oder Schulbuch einen entſchiedenen Vorzug; das Anſehen des Autors läßt die Zweckmäßigkeit des Buchs zum Schulgebrauch gar nicht in Frage kommen. Man rühmt die Feinheit und Schärfe deſſelben, und mit Recht; aber man bedenkt nicht, daß der erſte Schulunterricht ſich auf Feinheiten gar nicht einlaſſen kann. Es iſt bekannt, daß Euclid dem Syſtem die Kürze aufopfert; er führt viele Sätze ein, die außer dem Zuſammenhang, den ſie ſtiften, keinen weiteren Werth haben. Dadurch werden die Fortſchritte des Zöglings gehemmt, beſonders da, wo nur wenige Stunden auf dieſes Studium verwendet werden. Das V. Buch, welches die Proportionen behandelt, iſt jetzt nur noch eine Curioſität, an der man ſehen kann, welche Mühe es koſtet, arithmetiſche Begriffe durch Linien darzuſtellen. Dieſe Begriffe werden im Euclid nie recht klar, und bilden für das ſechſte Buch eine dunkle, unbefriedigende Grundlage. — In Deutſchland und Frankreich hat man dies längſt eingeſehen, und andere Lehrbücher eingeführt.

Noch muß ich eine Einrichtung erwähnen, welche vor mehreren Jahren in Rugby gemacht wurde; ſie betrifft auch die Methode. Ob ſie auf andern engliſchen Schulen beſteht, weiß ich nicht; doch ſcheint ſie mir ſo zweckmäßig, daß ich ſie nicht übergehen darf. Früher wurden die Compoſitionen von jedem Lehrer in ſeiner eignen Claſſe in einer der regelmäßigen Schulſtunden corrigirt. Die Zeit war beſchränkt, und mancher Lehrer behandelte dieſe Arbeit ziemlich flüchtig. Dieſem Uebel wurde ſo abgeholfen. Die Compoſitionen blieben regelmäßiges Schulwerk; jeder Lehrer gab ſie den Schülern ſeiner Claſſe auf, aber die Correctur derſelben wurde von der Claſſenarbeit getrennt. Jedem Schüler wurde es frei geſtellt, ſich unter den Lehrern einen Corrector zu wählen, und dieſem wurde für jeden Zögling eine gewiſſe Entſchädigung feſtgeſetzt. Denn die Correctur wurde nun nicht mehr in den regelmäßigen Schulſtunden vorgenommen, ſondern in den Feierſtunden, und gab manchem Lehrer einen bedeutenden Zuwachs an Arbeit.

Die Vortheile dieſer Einrichtung ſpringen in die Augen. Für die Correcturen fehlt es nun

nicht mehr an Zeit, und die übrige Schularbeit wird durch ſie nicht mehr beſchränkt. Die Correctoren werden Zeit und Fleiß auf ihre Arbeit verwenden, einmal, weil es nun Ehrenſache iſt, viele Zöglinge zu bekommen, dann auch, weil ihnen ihre Mühe extra vergütet wird. Endlich gewähren die Correcturen, auf dieſe Weiſe vorgenommen, dem Schüler alle Vortheile des Privatunterrichts. Einer wird nach dem andern vorgenommen, und ihm die Verbeſſerungen ausführlich erläutert.

Nun noch einige Worte über die Mittel den Eifer der Schüler zu wecken; ſie ſind in England ziemlich reich. Zuerſt nenne ich die Prüfung der ganzen Schule, welche vier bis fünf Wochen dauert, und eben ſo lang vor dem Anfang der Winterferien begonnen wird. Die Lehrer bilden Comité's aus drei Gliedern für einzelne Claſſen und einzelne Fächer. Die Schüler werden ſchriftlich und mündlich examinirt. Die Schularbeit geht dabei fort wie vorher; alle Feierſtunden werden dabei in Anſpruch genommen, und ſelbſt nach dem Zuſchließen, wo ſonſt der Zögling, ſich ſelbſt überlaſſen, in ſeiner Zelle die Aufgaben des nächſten Tages vorbereitet, ſieht man oft noch ganze Claſſen bis ſpät in die Nacht in den erleuchteten Schulzimmern beſchäftigt; eine ſchwere Zeit für Lehrer und Schüler, die nur durch die Ausſicht auf die erſehnten Ferien der Weihnachtszeit erleichtert wird. Das Reſultat der Prüfung wird durch den Druck veröffentlicht. Auf einem großen Blatte werden die Namen derjenigen Schüler genannt, welche ſich ausgezeichnet haben, und der Grad der Auszeichnung wird durch eine erſte und zweite Claſſe näher beſtimmt. Alle andere, die keine Claſſe erhalten haben, werden mit Stillſchweigen übergangen. — Dieſe Blätter werden den Eltern und Allen, die ſich für die Schule intereſſiren, mitgetheilt. Die Gegenſtände, für welche die Prüfung Claſſen gibt, ſind: Compoſitionen, Religionslehre, Claſſiker, Geſchichte und Geographie zuſammengenommen, und in Rugby wurden noch Mathematik und neuere Sprachen hinzugefügt.

Dieſe Prüfung beſtimmt zahlreiche Promotionen, ſo wie auch bis zur fünften Claſſe die Sitze der Schüler für das nächſte Jahr. —

Die große Triebfeder der Promotion, womit zugleich neue Freiheiten und Privilegien verbunden ſind, wirkt übrigens das ganze Jahr hindurch: jedem Zögling ſteht es frei, ſich zu jeder Zeit zu einem Promotionsexamen zu melden.

Der Director führte vor mehreren Jahren eine fortlaufende mündliche Prüfung ein, die er ſelbſt an einem beſtimmten Tage jede Woche mit je zwei Claſſen vornimmt. In fünf Wochen geht er ſo die ganze Schule durch, und es kommt oft vor, daß einer oder mehrere Schüler aus der Prüfung ſogleich in eine höhere Claſſe geſendet werden.

Jedes Jahr vor den Sommerferien wird eine Prüfung ſolcher Schüler der ſechſten Claſſe vorgenommen, welche im Begriff die Univerſität zu beziehen, ſich um einige von den Curatoren ausgeſetzte Stipendien bewerben wollen. Die Curatoren laden dazu einen **Magister artium** von Oxford und einen von Cambridge ein, und wohnen der Prüfung ſelbſt bei. Die Namen der Sieger erſcheinen nachher in der Schulliſte und dann auch noch auf einer im großen Schulzimmer angebrachten großen Tafel. Endlich iſt noch die Vertheilung der Preiſe anzuführen, welche auf Oſtern mit vieler Feierlichkeit und vor einem reichen Publikum vorgenommen wird. Für die ſechſte Claſſe gibt es 5 Preiſe, nämlich für eine lateiniſche und eine engliſche Abhandlung, für lateiniſche, engliſche und griechiſche Verſe. Die fünfte Claſſe kann ſich nur um einen Preis bewerben, nämlich mit einem engliſchen oder lateiniſchen Aufſatz. Die Proſa wird geleſen, die Verſe werden frei recitirt.

Erlauben ſie mir nun, meine Herrn, im Rückblick auf die gegebene Schilderung das Eigenthümliche der engliſchen Schulen mit wenigen Zügen hervorzuheben. 1) Die Lehrgegenſtände ſind dort einfacher als bei uns. In England kann man ſich freilich weit leichter auf das claſſiſche Studium beſchränken, weil in Oxford und Cambridge keine eigentliche Fachſtudien getrieben werden. In dieſem Punkt iſt dort die höhere Erziehung von der unſrigen völlig verſchieden. Das Univerſitätsſtudium befähigt zu keinem Amt; es iſt ein freies Studium zur Bildung und Zierde des Geiſtes. Wer außerdem noch ein Fachſtudium wählt, wer als Rechtsgelehrter, Arzt, Staatsmann oder Techniker auftreten will, muß, nachdem er die Univerſität abſolvirt hat, in London oder wo ſich ſonſt dazu die Gelegenheit findet, jene Studien betreiben. Dies erfordert allerdings einen ungewöhnlichen Aufwand, und viele, deren Mittel nicht hinreichen, umgehen die Univerſität, und ſchlagen ſogleich den Weg zum Fachſtudium ein. — 2) Auch in deutſchen Schulen hat die oberſte Claſſe außer einem größeren Umfang der Lehrgegenſtände manche Vorrechte und Freiheiten, wodurch ſie, wie es ſcheint, der Univerſität näher gerückt werden ſoll; aber demungeachtet bleibt noch eine bedeutende Kluft zwiſchen beiden. In den engliſchen Schulen bildet dagegen die oberſte Claſſe einen vollſtändigen Uebergang zur Univerſität. Der Grund liegt nicht in einer beſonderen Schuleinrichtung, ſondern blos darin, daß in England die Univerſität der Schule näher gerückt iſt. Es wird nämlich dort das Studium der Schule ohne weſentliche Abänderung nur fortgeſetzt, und die häusliche Ordnung in den Collegien, welche die Univerſität bilden, hat mit der Hausordnung der Schule die größte Aehnlichkeit. — 3) Strenge Zucht in der Schule bei anſtändiger, leidenſchaftsloſer Behandlung des Schülers. Man hat behauptet, daß der Character der engliſchen Jugend, das Uebermaß ihrer Selbſtſtändigkeit eine größere Strenge erfordere; das iſt wahr: aber es iſt eben ſo wahr, daß die Selbſtſtändigkeit und Freiheit des Benehmens, wodurch ſich die engliſche Jugend auszeichnet, großentheils auch wieder aus der Zuſammenwirkung jener Strenge und Milde hervorgeht, die man als einen Vorzug der engliſchen Erziehung überhaupt betrachten kann. — 4) Die ſtrenge Hausordnung, das Zuſchließen des Hauſes bei eintretender Nacht, der eng gezogene Kreis außer der Schule, alles dieſes ſcheint aus einer Zeit zu ſtammen, wo man der Tugend mit dem eiſernen Gitter zu Hülfe kam; aber es ſtimmt auch jetzt noch vollkommen mit den engliſchen Begriffen von Erziehung überein. Man ſchätzt gute Grundſätze, aber man verläßt ſich nicht darauf, man verlangt eine ſtärkere Bürgſchaft. Ein Vater würde ſeinen Sohn, den er auf eine öffentliche Schule bringt, für ſchlecht aufgehoben halten, wenn er ihn blos bei einem achtbaren Bürger untergebracht und ſeiner Aufſicht anempfohlen hätte. Er verlangt vielmehr eine von dem Director der Schule angeordnete, von den Schulgeſetzen befeſtigte Einſchränkung, welche jede Gelegenheit auf Abwege zu gerathen, völlig abſchneidet. — 5) Dagegen iſt innerhalb des von den Schulgeſetzen umſchriebenen Kreiſes der Schüler ganz frei: keine Gegenwart, keine unmittelbare Aufſicht eines Lehrers beengt ſeine Bewegung; nichts hindert ihn, im freien Verkehr mit ſeines Gleichen Kräfte und Character zu entwickeln. Der Spielplatz, der keiner engliſchen Schule fehlt, gibt ihm dazu eine vortreffliche Gelegenheit.

So ſehen wir in den engliſchen Schulen Arbeit und Spiel, Strenge und Milde, Einſchränkung und Freiheit in weiſer Miſchung, und wir können nicht läugnen, daß daraus viel Gutes und Tüchtiges hervorgegangen iſt.

Wegen der Kürze der Zeit wurde beſchloſſen, die noch übrigen Vorträge ſollten dem Bureau ſchriftlich eingereicht und dem Protocolle wo möglich ausführlich beigegeben werden. — Hierauf kamen folgende Vorſchläge zur Sprache:

1) Ephorus **Hauber** von Maulbronn fordert die Geſellſchaft, mit Bezugnahme auf den Vorſchlag einer Geſammtausgabe der griechiſchen Mathematiker, den im vorigen Jahre Profeſſor Dr. Gutenäcker von Münnerſtadt gemacht*), auf, man möge vorerſt nur die wichtigern Mathematiker einzeln herausgeben. Der Präſident beantragt die Genehmigung dieſes Vorſchlages um ſo mehr, als dadurch zu gleicher Zeit für die Kenntniß der griechiſchen Sprache überhaupt viel gewonnen werden könnte, und fordert darum alle, die ſich für jenen Gegenſtand intereſſirten, zur nähern Beſprechung auf. Geheimer Hofrath Nüßlin macht hier aufmerkſam, man möge beſonders den Profeſſor Gutenäcker zuziehen, der ſich mit dieſem Gegenſtande ſchon lange beſchäftigt, und im vorigen Jahre die erſte Anregung dazu gegeben habe.

2) Dr. **Haaſe** beruft ſich in Betreff ſeines Vorſchlages auf die Statuten des Vereines, wornach es zum Zwecke der Verſammlung gehöre, größere philologiſche Unternehmungen, welche die vereinigten Kräfte oder die Hülfe einer größern Anzahl der Mitglieder des Vereines in Anſpruch nähmen, zu befördern. Hierauf ſich ſtützend, glaube er, den Verein dazu auffordern zu müſſen, fremde Bibliotheken, die noch manche Schätze enthielten, zu philologiſchen Zwecken beſſer, als bisher geſchehen ſei, zu benützen. Freilich ſeien die Hinderniſſe, die einem ſolchen Vorſchlage im Wege ſtänden, nicht gering; allein ſie ſeien nicht unüberwindlich; denn die Hauptſchwierigkeit liege im Mangel an äußeren Mitteln, dem durch ein gemeinſames Wirken leicht abgeholfen werden könne. Der Stoff, der ſich in fremden Bibliotheken zur Bearbeitung vorfinde, ſei ſehr reichhaltig; denn außer den Mathematikern und den Kriegsſchriftſtellern, von denen mehr als der dritte Theil noch ungedruckt ſei, und die dem Philologen äußerſt ſchwer zugänglich ſeien, ſei eine Menge Schriften über Alchymie, Jagd ꝛc. vorhanden, welche alle noch unbearbeitet da lägen.

Ihr Inhalt errege freilich nicht allgemeines Intereſſe, und ſtehe der übrigen Literatur, wie Beredſamkeit, Grammatik ꝛc., weit nach, allein auch die realen Wiſſenſchaften hätten Anſpruch auf Berückſichtigung, und nur dann erſt falle der Einwurf der Einſeitigkeit weg.

Der Redner macht daher folgenden Vorſchlag:

„Durch Theilnahme und Mitwirkung der Verſammlung deutſcher Philologen bildet ſich ein Verein, welcher durch jährliche Beiträge von ungefähr 5 ℛß die Beſoldung für zwei jüngere Philologen zuſammenbringt, um dieſe zur Ausbeutung ausländiſcher Bibliotheken reiſen zu laſſen. Der Zweck dabei iſt die Herausgabe der noch ungedruckten oder ſonſt unzugänglichen griechiſchen und lateiniſchen Schriften des Alterthumes, welche des Druckes werth ſind, namentlich derer, welche ſich auf die realen Wiſſenſchaften beziehen; dann überhaupt Förderung und Abſchließung der Textkritik durch Benutzung der noch unverglichenen Handſchriften. Es wird eine Commiſſion gewählt, welche die Bildung und Ausbreitung des Vereins thätig zu leiten, die Geldbeiträge anzunehmen und zu verwalten hat; dieſelbe wählt ferner die zur Ausführung der Arbeiten geeigneten jungen Männer, verpflichtet, leitet und beaufſichtigt ſie, und iſt gehalten, über alle dieſe ihre Ge-

*) cf. Verhandlungen der erſten Verſammlung zu Nürnberg 1838. p. 21.

ſchäfte und deren Erfolg jährlich in der Verſammlung deutſcher Philologen Bericht abzuſtatten und Rechenſchaft abzulegen. Jedes beiſteuernde Mitglied des Vereins bekommt ein Exemplar der herauszugebenden Schriften gratis, wo möglich regelmäßig jährlich einen Band. Die Commiſſion hat für die Herausgabe in ſo weit zu ſorgen, als ſie darüber mit einem Verleger eine zweckmäßige Uebereinkunft abſchließt und für die wiſſenſchaftliche Bearbeitung der einzelnen Schriften die geeigneten Männer zu gewinnen ſucht. Auch hierüber iſt ſie Bericht und Rechenſchaft ſchuldig."

Die Verſammlung beſchließt, die Sache zur Berathung auf die nächſte Verſammlung zu verweiſen. Bei dieſer Gelegenheit bemerkt der Präſident, die Verſammlung der deutſchen Naturforſcher hätte ſich wegen der neuen Ausgabe des Plinius an ihn, und durch ihn an den König von Bayern gewendet, nach deſſen Wille ſodann v. Jahn für dieſen Zweck ausgeſandt worden ſei, um die Handſchriften in Frankreich und Italien zu ſammeln und zu vergleichen. Es wäre darum wünſchenswerth, daß diejenigen Herrn, welche ſich für die Kriegsſchriftſteller intereſſirten, einen gleichen Antrag an ihre Regierungen ſtellten, wie er bei der bayeriſchen thun werde. *)

Profeſſor Hermann bemerkte hierbei, es ſei nicht allein wünſchenswerth, ſondern ſogar nothwendig, daß die ſämmtlichen Vorſchläge, welche wegen der Kürze der Zeit nicht hätten erledigt werden können, bei dem Ausſchreiben der nächſten Verſammlung namentlich angeführt, und dann vor allen andern Gegenſtänden bei der Eröffnung zur Discuſſion gebracht werden. Einſtimmig wurde dieſer Vorſchlag gebilligt.

Nachdem nun ſo die vorliegenden Geſchäfte abgethan waren, und der Präſidirende den Mitgliedern des ſtädtiſchen Comités — und durch dieſe der Stadt Mannheim den Dank des Vereines für die wohlwollende Aufnahme ausgeſprochen hatte, nahm Profeſſor Gerlach das Wort, und dankte dem Präſidirenden für die Bereitwilligkeit, womit er bei der plötzlich eingetretenen Erkrankung des Präſidenten, Miniſterialrath Dr. Zell, die Stelle deſſelben angenommen, und für die Umſicht und Humanität, womit er die Geſchäfte des Vereines geleitet habe. Dieſer wendet ſich nun an die Verſammlung, und nachdem er ſeinen Dank für die Nachſicht, mit der ſie ſeine Leitung begleitet hätte, ausgeſprochen, ſchließt er die Sitzung mit der Bemerkung: Es ſei erhebend, ja ehrend für unſer ganzes Volk, daß wir ihm ein Zeugniß unſeres Strebens für Jugend, Staat und Wiſſenſchaft ablegen könnten. Allerdings ſei unſer Beruf ein ſchwieriger, allein er ſey auch ein ſchöner, und finde ſeine Belohnung in der Gewißheit, daß Deutſchland einer ſchönen Zukunft entgegen ſehe. Unſere Jugend ſey gut und lenkſam, und wenn ſie in den Geſinnungen des Gehorſams und des Guten erzogen werde, ſo werde ſie auch zum Großen, Aechten und Wahren, zum ächten Humanismus gedeihen. Die verfloſſenen Tage hätten uns in dem gemeinſamen Streben, unſern Beruf immer ſicherer zu erreichen, näher gebracht. Wir alle hätten als Genoſſen

---

*) Anmerkung der Redaktion. Wegen des Vorſchlags des Dr. Sauppe, Profeſſor aus Zürch, über ein Verzeichniß der in Deutſchland erſchienenen Programme und Abhandlungen, ſollte das Nähere im Protokoll bemerkt werden: allein dieſem Wunſche konnte nicht entſprochen werden, weil dem Bureau nichts Schriftliches darüber zukam. Daſſelbe iſt in Betreff des von Geh. Hofrath Kärcher aus Karlsruhe angekündigten Vorſchlages über die Ausarbeitung eines neuen etymologiſchen lateiniſchen Wörterbuches zu bemerken. —

eines großen Werkes, und durch die Förderung unſerer Wiſſenſchaft und die Pflege edler Jugendbildung uns verwandt gefühlt und verbunden. Als Brüder ſchieden wir von einander, als ſolche würden wir im nächſten Jahre uns wieder ſehen!

V.

Beilagen zum Protocolle.

1) Ueber die relative Appoſition, von Oberlehrer **Dr. Füiſting** aus Münſter.

Nicht gering erachte ich die Ehre, welche mir dadurch zu Theile wird, daß mir verſtattet iſt, vor einer Verſammlung ſo gelehrter Männer aus den verſchiedenſten Gauen Deutſchlands auftreten, und meine unmaßgeblichen Anſichten über einen Gegenſtand, den ich ſchon lange und viel durchdacht habe, zur gefälligen Beachtung darlegen zu dürfen. Möchte der Inhalt meiner Worte dieſer hohen Ehre einigermaßen entſprechen, und die vorgelegten Anſichten mit humaner Schonung und Nachſicht beurtheilt werden, zumal ich dieſelben auf meiner Reiſe hierher bloß aus dem Gedächtniſſe niederſchreiben konnte. Meine gegenwärtige Abſicht iſt nur, Ideen anzuregen; ſie nach allen Richtungen weiter auszuführen, geſtatten weder Zeit noch Umſtände. Aus meinen grammatiſchen Studien möchten nun wohl die Anſichten, die ich von der relativen Appoſition (**Appositio relativa**) durch tieferes Nachdenken gewonnen habe, einiges Intereſſe erregen. Um aber die Art dieſer Verbindung in ein gehöriges Licht zu ſetzen, iſt es nothwendig, zuvor das ſatzliche Verhältniß der Wörter zu einander näher zu erörtern, und alsdann insbeſondere die Eigenthümlichkeit und das Weſen dieſer Verbindungsweiſe in Vergleich mit den übrigen ſcharf und genau zu beſtimmen. —

Die Wörter eines Satzes kann man erſtens an und für ſich ihrer Weſenheit nach betrachten, und ſie darnach eintheilen; ſo gelangen wir zur Erkenntniß der Redetheile, wovon hier nicht weiter die Rede ſein kann. Zweitens können wir die Wörter betrachten, in ſo fern ſie im Satze in einem gewiſſen Verhältniſſe zu einander ſtehen, alſo ihr ſatzliches Verhältniß; wir lernen dadurch die einzelnen Satztheile kennen. —

In einem einfachen Satze, und davon gehe ich hier aus, gibt es nur ein einziges vollkommen Selbſtſtändiges, nämlich das Subject, welches ſowohl für ſich, d. h. ſeiner Weſenheit nach ſelbſtſtändig iſt, als auch in Bezug auf die übrigen Theile des Satzes; es vereint alſo abſolute und relative Selbſtſtändigkeit in ſich, welche letztere gewöhnlich grammatiſche Unabhängigkeit genannt wird. Die Lehre von dem Subjecte nenne ich **Syntaxis subjecti**, worin nicht nur nachgewieſen werden muß, welche Redetheile Subject ſein können, ſondern auch, was bisher weniger berückſichtigt worden, wie der Lateiner das Subject conſtruirt, wann und warum er daſſelbe in den Nominativus, Vocativus und Accuſativus ſetzt; denn in allen dieſen Caſibus findet ſich das

Subject. So wie es nun vollkommen ſelbſtſtändige Satztheile gibt, finden ſich auch vollkommen unſelbſtſtändige, d. h. ſolche, die ſowohl an und für ſich unſelbſtſtändig ſind, als auch in Bezug auf die Conſtruction des Satzes. Die Lehre von dieſem vollkommen Unſelbſtſtändigen nennt man die **Syntaxis convenientiæ.** — Endlich können die Satztheile an und für ſich ſelbſtſtändig, aber in Bezug auf die übrigen unſelbſtſtändig d. h. abhängig ſein; die Lehre hiervon heißt die **Syntaxis rectionis.** —

Betrachtet man nun die Verbindung des an und für ſich Unſelbſtſtändigen mit dem Selbſtſtändigen, ſo zeigt ſich als die unmittelbarſte die des Adjectivs mit ſeinem Subſtantive, z. B. **vir illustris**, wodurch noch kein Gedanke entſteht, ſondern das Adjectiv verwächſt oder verſchmilzt innig mit dem Subſtantiv zu einer einzigen, näher beſtimmten Vorſtellung oder Begriff. Die Lehre von dieſer Verbindung nenne ich die Concretion. — Dieſer unmittelbaren Verbindung ſteht nun die mittelbare gegenüber, wo das Unſelbſtſtändige mit dem Selbſtſtändigen durch die Copula verbunden wird, und zwar nicht zu einer Vorſtellung, ſondern zu einem Gedanken, deſſen Weſenheit gerade in der Beziehung zweier Vorſtellungen oder Begriffe auf einander beſteht. Die Lehre von dieſer Verbindung nenne ich die Copulation. — Zwiſchen dieſen beiden Arten der Verbindung, der unmittelbaren und mittelbaren, liegt eine dritte, die Appoſition, welche mit der Concretion in ſo fern verwandt iſt, daß ſie durch kein anderes Wort vermittelt wird, anderſeits ſich davon unterſcheidet, indem ſie mehr als einzelne Vorſtellung getrennt daſteht und nicht ſo innig verſchmilzt, wie dies bei der Concretion der Fall iſt, und dadurch eben ſich gewiſſermaßen der Copulation nähert. Daß nun das Verhältniß dieſer drei Verbindungsarten zu einander auf die angegebene Weiſe richtig dargelegt iſt, ergibt ſich auch auf hiſtoriſchem Wege. So finden wir in der Concretion eine Uebereinſtimmung des Unſelbſtſtändigen mit dem Selbſtſtändigen rückſichtlich der ſprachlichen Form, als **magna multitudo**, wo das Unſelbſtſtändige in **genere, numero** und **casu** mit dem Selbſtſtändigen übereinſtimmt: ein Beweis von der innigen Verſchmelzung beider Vorſtellungen. Betrachten wir nun die Copulation, ſo finden wir nicht immer die innige Verſchmelzung der ſprachlichen Formen, als **multitudo hominum occisi sunt**, welche Conſtruction **per synesim** deutlich zeigt, daß beide Vorſtellungen nicht ſo innig mit einander verſchmolzen ſind; denn ſonſt wäre dies auch in der ſprachlichen Form geſchehen. Gehen wir nun zur Appoſition über, ſo finden wir dieſe nach Art der Concretion und der Copulation conſtruirt, wie ſich Letzteres z. B. zeigt in einer Stelle des Livius, **populi mirantium**: ein Beweis, daß die Appoſition nicht ſo innig mit dem Selbſtſtändigen verſchmilzt, als die Concretion, und ſich in der ſprachlichen Darſtellung der Copulation einigermaßen nähert. Dadurch nun, daß ich der Appoſition ihre Stellung zu der gebundenſten Conſtruction, nämlich der Concretion, und der ungebundenſten, nämlich der Copulation, angewieſen habe, glaube ich ihre Weſenheit beſſer angedeutet zu haben, als durch ſonſtige Definitionen geſchehen konnte. Zugleich iſt uns nun der Weg zu den übrigen Verbindungsarten gezeigt, die bisher weniger berückſichtigt worden, aber für ein tieferes Eindringen in die Sprache von nicht geringer Bedeutung ſind.

Unterſuchen wir nämlich weiter, ſo finden wir, daß die Appoſition nicht als etwas von der Concretion Getrenntes daſteht, wie es überhaupt keinen ſchroffen Uebergang in der Sprache gibt, ſondern zwiſchen beiden Verbindungsarten findet ſich eine dritte, die den Uebergang von der einen zur andern macht, und wovon man deßhalb nicht ſagen kann, ob ſie Concretion oder Appoſition

iſt. Hierher gehören Zuſammenſetzungen wie **exercitus victor, ars magistra, risores satyri** u. a. m. Ferner gibt es auf der andern Seite, nämlich zwiſchen der Appoſition und Copulation, ebenfalls eine Art der Verbindung, wodurch jene beiden gleichſam vermittelt werden, eine Art der Verbindung, die um ſo mehr hätte berückſichtigt werden müſſen, da von ihr allein die genauere Feſtſtellung praktiſcher Regeln abhängt, weßhalb ich mir dann vorgeſetzt habe, darüber insbeſondere zu ſprechen. Ich will ſomit zuerſt die Weſenheit dieſer Verbindungsart erörtern, und alsdann ihren Einfluß auf die praktiſchen Regeln darlegen.

Ich nenne dieſe Art der Verbindung zum Unterſchiede der vorhergenannten Appoſition die **Appositio relativa.** Vergleichen wir nun dieſe beiden Arten der Appoſition, ſo finden wir ihre Aehnlichkeit darin, daß durch beide eine nähere Beſtimmung hinzugefügt wird, jedoch mit dem Unterſchiede, daß durch die gewöhnlich ſogenannte Appoſition eine Beſtimmung hinzugeſetzt wird, die nicht für eine beſtimmte Zeit, unter beſtimmten Verhältniſſen als daſeiend zu betrachten iſt, wie dies bei der **App. relativa** der Fall iſt, ſondern welche ohne alle Beziehung für immer beſtehend aufgefaßt werden muß. Ein Beiſpiel möge dieſes klar machen. **Cicero, vir illustrissimus, consul conjurationem Catilinæ oppressit.** Hier haben wir beide Arten der Appoſition, erſtens **vir illustrissimus** und zweitens **Consul**, von denen dieſe die **App. relativa** iſt, wodurch dem **Cicero** in Bezug auf das Prädicat **oppressit** eine nähere Beſtimmung beigelegt wird, er unterdrückte als Conſul; durch die erſtere Appoſition hingegen wird dem **Cicero** eine Beſtimmung beigelegt, die ihm überhaupt zukommt, auch ohne Bezug auf das Prädicat. Deßhalb möchte ich dieſe Appoſition im Gegenſatze zu der andern **Appositio absoluta** nennen. Die **Apposit. relat.** verhält ſich zu der **absoluta**, wie das Actuelle zum Habituellen, das Temporäre zu dem Immanenten, das Beſchränkte zu dem Unbeſchränkten.

Nun muß das Verhältniß der **Appositio relativa** zu der Copulation noch näher beſtimmt werden. In beiden Arten der Verbindung wird die Beſtimmung vermittelſt des Verbums auf das zu Beſtimmende bezogen. In dem Satze „**Cicero fuit eloquens**“ wird **eloquens** durch **fuit** mit **Cicero** in Verbindung geſetzt, wie im obigen Beiſpiele ſich **consul an oppressit** ſchließt und hierdurch mit **Cicero** verbunden wird. Auf der andern Seite findet ſich aber zwiſchen den beiden Verbindungsarten ein bedeutender Unterſchied. Um dieſen klar darzuſtellen, bin ich genöthigt, das Weſen der Copulation näher zu erörtern.

Wie bekannt, wird das Verbum **esse** als Copula gebraucht, um das Unſelbſtſtändige mit dem Selbſtſtändigen zu verbinden. Wir haben nun zu unterſuchen, wie dieſe Verbindung ihrer Weſenheit nach beſchaffen iſt. Die Weſenheit der Verbindung liegt nicht, wie man ſonſt wohl glaubte, in **esse** als einem beſondern, von den übrigen unterſchiedenen Verbum, ſondern vielmehr gerade in dem, was **esse** mit den übrigen Verbis gemein hat, in der allen Verbis inwohnenden copulativen Kraft, welche dadurch gerade entſteht, daß der durch das Verbum ausgedrückte Zuſtand oder Thätigkeit als aus dem Subjecte hervorgehend gedacht wird. Hierin beſteht gerade die copulative Kraft, die aus dem innern Gedanken hervorgeht, da die conjunctive Kraft, d. h. die Kraft der Conjunctionen in einer äußerlichen Zuſammenſtellung beſteht. Es liegt nun nicht in dem **esse**, d. h. dem Sein als ſolchem die copulative Kraft, ſondern in dem Sein, in ſofern es als ausgehend. vom Subjecte gedacht wird; hingegen das Sein iſt eigentlich Prädicat und wird gerade dieſes einzig und allein durch die copulative Kraft. Das Prädicat iſt durchaus von dieſer copulativen Kraft zu unterſcheiden; jedoch kann kein Prädicat ohne copulative Kraft, und keine copula-

tive Kraft ohne Prädicat gedacht werden, wie kein Schatten ohne Licht, und doch ſind beide zu unterſcheiden. Erhält das Sein nun weiter keine Beſtimmung, ſo bildet es allein das ganze Prädicat, als **Deus est**, es iſt ein Gott; es enthält hier **est** in ſich die Copula und das vollſtändige Prädicat. Da nun das Sein der reinſte und unvermiſchteſte Begriff oder vielmehr Vorſtellung iſt, ſo eignet ſich gerade deßhalb dieſes Sein dazu, alle möglichen Begriffe und Beſtimmungen mit ſich zu vereinen, ohne dieſe durch fremdartige Beimiſchung in ihrer Weſenheit zu trüben; denn jedem Begriff oder jeder Beſtimmung liegt ein reines Sein zu Grunde, ſo wie, um mich eines Vergleiches zu bedienen, das Waſſer eben, weil es ohne Geruch und Geſchmack iſt und die wenigſten Eigenſchaften hat, ſich am allgemeinſten gebrauchen, und mit den übrigen Flüſſigkeiten am beſten vereinen läßt, ohne deren Natur aufzuheben. Deßhalb nun wird **esse** gebraucht mit den mannigfaltigſten Zuſätzen, um das Sein in inniger Verbindung mit dem Subjecte näher zu beſtimmen, als „**Deus est omnipotens.**“ Beachten wir dies genau, ſo iſt nicht **est** die Copula — dieſe nämlich läßt ſich nicht durch ein beſonderes Wort ausdrücken — ſondern die richtige Anſicht iſt dieſe. In **est** als Verbum liegt die copulative Kraft und zugleich ein Sein, welches eben durch dieſe copulative Kraft Prädicat wird; dieſes Prädicat aber erhält in einiger Beziehung auf **Deus** eine nähere Beſtimmung, und ſomit können wir **est omnipotens** zuſammen Prädicat nennen, müſſen aber bemerken, daß es eben durch die in **est** liegende copulative Kraft Prädicat wird. Gewöhnlich nennt man **est** in dieſer Verbindung Copula, obgleich dasjenige, was eigentlich die Copula iſt, nicht durch ein beſonderes Wort ausgedrückt werden kann. Hierdurch, glaube ich, iſt der Streit geſchlichtet zwiſchen den bisher einander entgegenſtehenden Anſichten, wornach einige die Copula als beſonders beſtehend betrachten, andere ſie ſchlechthin in das Prädicat mit einſchließen.

Nachdem ich nun dargeſtellt habe, worin zunächſt das Weſen der eigentlichen Copulation beſteht, muß nun noch unterſucht werden, wie das dem Sein zur nähern Beſtimmung hinzugefügte Unſelbſtſtändige aufzufaſſen iſt. Und hier merke man nun Folgendes. Das Unſelbſtſtändige muß gedacht werden, als aus dem Sein hervorgehend oder dadurch vermittelt und alſo auch demſelben gleichſam folgend. Bei dem Verbum **esse** läßt ſich dies nicht ſo deutlich erſehen, weil daſſelbe intranſitiver oder neutraler Natur iſt, und ohne Wirkſamkeit und Thätigkeit gedacht wird. Nehmen wir dagegen ein Verbum, worin ſich eine Thätigkeit zeigt, ſo wird man ſehen, daß dieſe nähere Beſtimmung als aus dem Verbum hervorgehend und demſelben gleichſam folgend zu denken iſt, z. B. **ille fit beatus, creatur rex etc**, wo **beatus** und **rex** als durch **fit** und **creatur** bewirkt zu betrachten ſind. Und ſomit nenne ich die Verbindung des Unſelbſtſtändigen dann Copulation, wenn dieſes Unſelbſtſtändige aus dem Verbum hervorgehet und demſelben folgt. Und hierdurch gerade iſt die Copulation von der **Appositio relativa** verſchieden; denn dieſe begleitet den durch das Verbum ausgedrückten Zuſtand oder Handlung, während bei der Copulation die Beſtimmung erſt dem Verbum folgt. Wie z. B. **absens censeris** auf eine doppelte Weiſe erklärt werden kann. Nimmt man **absens** als **Appositio relativa**, ſo iſt der Sinn: „Du wirſt als abweſender d. h. in deiner Abweſenheit geſchätzt,“ und leitet nun noch einen copulativen Zuſatz z. B. **improbus**. Wird aber **absens** als copulativer Zuſatz betrachtet, ſo iſt der Sinn: „Du wirſt für einen Abweſenden gehalten.“ Aus dem Geſagten ergibt ſich nun auch, daß die Anſicht derer nicht als richtig angeſehen werden kann, welche die weitere Beſtimmung zu **nominor, vocor, dicor, etc.** Appoſition nennen, und dieſe Verba gar für Appoſitions-Verba erklären. Hierdurch entſteht eine Verwirrung aller Begriffe;

dieſe Verba ſind copulative Verba und der Zuſatz iſt als eine weitere Ausführung des Prädicates zu betrachten.

Nachdem ich nun das Weſen der **Appositio relativa** nachgewieſen habe und das Verhältniß derſelben zu den übrigen Verbindungsarten, bleibt mir nunmehr noch übrig darzulegen, welchen Einfluß das Geſagte auf die Abfaſſung practiſcher Regeln habe. Ich will dies nur an einzelnen Fällen nachweiſen, da eine vollſtändige Lehre von der **Appositio relativa** zu weitläufig ſein möchte, und auch nicht in meinem gegenwärtigen Plane liegt.

Die **Appositio relativa** ſteht, wie nachgewieſen iſt, in Verbindung mit dem Prädicate, d. h. mit dem Verbum. Wenn nun das Prädicat mit dem Subjecte grammatiſch nicht übereinſtimmt, ſo kommt die **Appositio relativa** nicht mit dem grammatiſchen Subjecte überein, wie dies bei der **Appositio absoluta** und der Concretion der Fall iſt, ſondern richtet ſich nach dem beim Prädicate gedachten Subjecte. Man wird alſo conſtruiren müſſen: „**magna hominum multitudo victores et incolumes redierunt.**“ Diejenigen, welche die **Appositio relativa** von der **absoluta** nicht unterſcheiden, müſſen ihrer Regel nach ſetzen „**victrix,**“ was unrichtig wäre. Dieſe Regel iſt nun immer bei der **constructio per synesim** zu beobachten, wie z. B. „**Incedunt per ora vestra sacerdotia et consulatus, pars triumphos suos ostentantes**“, **Sallust. B. Jug.**, wo **ostentantes** zur näheren Beſtimmung des bei **incedunt** gedachten Subjectes dient und damit zu verbinden iſt, und folglich nicht **ostentans** geſetzt werden darf. Während nun bei dieſer Conſtruction **per synesim** die **Appositio relativa** dem Gedankenſubjecte folgt, richtet ſich die **Appositio absoluta** und die Concretion ganz nach dem grammatiſchen Subjecte, und man ſagt daher richtig: „**Magna eorum multitudo, compluribus prœliis victrix, amplissimis redierunt donati** (nicht donata) **muneribus.**“ So auch ſagt man „**alius alium expectantes cunctamini**“ **Sall. Cat.**, und nicht **expectans** mit **alius** verbunden. —

Ferner bei der Conſtruction **per Syllepsim** und **per Zeugma** richtet ſich ebenfalls die **Appositio relativa** nach dem Prädicate, ſo daß man alſo richtig ſagt: „**Pharnabazus cum Apollonide et Antenagora vincti traduntur**“ **Curt.**, wo nicht „**vinctus traduntur,**“ noch auch „**vincti traditur,**“ wohl aber „**vinctus traditur**“ in etwas anderm Sinne geſetzt werden dürfte. So iſt auch nach der Regel conſtruirt, wenn man ſagt: „**Cymothoe simul et Triton annixi detrudunt,**“ und **annixus detrudunt** bei **Virg. Aen.** iſt als Ausnahme und auffallend anzuſehen. Wollte man **per Zeugma** conſtruiren, ſo könnte man ſagen: „**Cymothoe et Triton annixus detrudit,**“ welches alsdann nicht gegen die Regel der **Appositio relativa** wäre.

Sind mehrere Verba da, ſo iſt wohl zu beachten, auf welches die **Appositio relativa** zu beziehen ſei. So gibt es einen verſchiedenen Sinn, wenn man ſagt: „**Imperator hostes aggressus urbem facile se occupaturum confidebat,**“ wo **aggressus** in Verbindung mit der Handlung in **confidebat** zu ſetzen iſt, und ausgedrückt wird, daß er den Feind bereits angegriffen hat, und dies das Motiv iſt zu dem **confidebat**, was nicht der Fall ſein wird, wenn man **aggressum** ſetzt. Daher bleibt mir immerhin auffallend die Stelle bei **Cæs. de Bell. Gall.**: **Hanc adepti victoriam in perpetuum se fore victores confidebant**, wo man **adeptos** erwarten ſollte, weil ſie den Sieg noch nicht davon getragen hatten.

Wie ſich nun nach der dargelegten Anſicht über die **Appositio relativa** früher nicht beachtete Regeln aufſtellen laſſen, ſo kann man nach derſelben unrichtig aufgeſtellte auf eine überzeugende

Weiſe berichtigen. So wird bei einer Stelle des Statius, „vetito nudus jaciture sepulcro,“ von Grammatikern bemerkt, nudus ſtände für nude, was durchaus nicht der Fall iſt, und keiner behauptet haben würde, wenn man die Natur der Appositio relativa beachtet und dieſe nicht mit der Appositio absoluta, Copulation und Concretion verwechſelt hätte. Die Appositio relativa ſteht bei einem Vocativ des Particips im Nominativ und zwar aus dem Grunde, weil in der Appositio relativa als einer äußeren Beſtimmung der angeredeten Perſon in Bezug auf das Particip der Ausruf verſtummt, da hingegen die Appositio absoluta und die Copulation im Vocativ ſtehen, als mehr inhärirende Beſtimmungen: bei Horatius „Septimi, Gades aditure mecum,“ und ſo bei Propertius „Lectule deliciis facte beate meis.“ Daher iſt folgende Stelle des Plinius ganz nach der Regel: „Salve primus omnium parens patriæ appellate, primus omnium in toga triumphum linguæque lauream merite;“ wo primus als Appositio relativa zu appellate und merite nur im Nominativ der Regel nach ſtehen konnte, und parens als Copulation im Vocativ ſteht. Daher kann ich durchaus nicht die Anſicht eines Gelehrten billigen, der bei dieſer Stelle bemerkt: „Restat igitur, ut Plinium nominativum dicamus pro vocativo usurpasse,“ und der offenbar die Natur der Appositio relativa nicht gekannt zu haben ſcheint. Ferner wird ſich nun ebenfalls der Streit ſchlichten laſſen, ob zu ſagen ſei, luna, infimus planetarum oder infima planetarum. Nach einigen ſoll bloß dies, nach andern jenes, nach andern beides geſagt werden können, ohne daß irgend ein zureichender Grund, ein leitendes Princip angegeben wird. In Uebereinſtimmung mit der über die Appositio relativa aufgeſtellten Anſicht ergibt ſich nun, daß das Adjectiv bei dem Genitiv, wenn es in Bezug auf das Verbum zu nehmen, alſo Appositio relativa iſt, mit dem beim Verbum zu denkenden Subjecte, alſo nicht mit dem Genitiv dem Geſchlechte nach übereinkommt; findet aber nicht dieſe Appositio relativa ſtatt, ſondern die Appositio absoluta, ſo richtet ſich dann das Geſchlecht des Adjectivs nach dem Genitiv. Dies wird nun auch durch Stellen bewährt. So ſagt Plinius: „Chamæleon solus animalium nec cibo nec potu alitur,“ weil solus Appositio relativa iſt; hingegen ebenderſelbe: „Venenis capreæ et coturnices pinguescunt, placidissima animalium,“ weil hier eine Appositio absoluta ſtatt findet. Beide Appositionen können ſich in einem Satze finden, und befolgen demnach verſchiedene Regeln, als: „Luna, planetarum infimus, omnium siderum maxima nobis apparet.

Dieſe Beiſpiele mögen hinreichen, um die Wichtigkeit der Appositio relativa auch für die Aufſtellung practiſcher Regeln zu bewähren. Eine vollſtändige Darſtellung derſelben beabſichtige ich in einem bereits ſchon entworfenen Werke, Syntaxis intransitiva genannt, einem gelehrten Publicum durch den Druck ſpäter mitzutheilen. Schließlich erachte ich es für ſchicklich, vor meiner ſofortigen Abreiſe allen Anweſenden meinen herzlichſten Dank abzuſtatten für die freundſchaftliche Aufnahme, deren ich mich hier zu erfreuen gehabt habe, und füge die Verſicherung hinzu, daß ich die wenigen Tage, welche mir hier in Mannheim im Kreiſe der edelſten Männer zuzubringen vergönnt war, immer zu den glücklichſten meines Lebens zählen werde. Valete.

2) Ueber die Schulen in Oſtindien von Miſſionar **Dr. Schmid** aus Jena.

Die Kürze der Zeit am Schluſſe ſo gewichtvoller Verhandlungen und Diskuſſionen verbietet mir, Ihre Aufmerkſamkeit noch länger zu ermüden durch eine Auseinanderſetzung des indiſchen Schulweſens und ſeiner Geſchichte. Es ſey genug, zu erwähnen, daß die Miſſionaren meiſtens das bekannte Princip der von **Dr.** Bell auf die Spitze getriebenen, nationalen indiſchen Unterrichtsmethode in ihrer Einfachheit mit mehr oder weniger Modificationen angenommen und befolgt haben. — Den folgenden Zweig der Bell'ſchen Methode habe ich namentlich in unſern Elementarſchulen für heidniſche Kinder ſehr nützlich gefunden. Sie ſtehen in einem Halbzirkel; der Lehrer (und dieſer mußte ich das erſte Jahr ſelbſt ſeyn, um den indiſchen Schullehrer in die Methode einzuführen) ſteht mit einem der beſten indiſchen Schulknaben als Gehülfen in der Mitte des Diameters. Der erſte Knabe lieſt eine Periode des Schulbuchs. So wie er einen Fehler begeht, nimmt der, welcher ihn corrigirt, den Platz über ihm ein, ſo daß, wenn die Periode beendigt iſt, er unter mehr oder weniger Knaben ſteht. Der, welcher nun den erſten Platz behauptet, lieſt die zweite Periode und ſinkt auf ähnliche Weiſe zu niedrigeren Stellen, und ſo wird fortgefahren, bis die Lehrſtunde, die bei kleinern Kindern eine halbe oder Viertelſtunde dauert, verfloſſen iſt. In der nächſten Lection, vielleicht einer Gedächtnißübung, ſtellen ſie ſich in derſelben Ordnung, wie ſie am Schluſſe der vorhergehenden Stunde geſtanden, und dieſelbe Methode wird fortgeſetzt. Den folgenden Tag ſtellen ſie ſich in derſelben Rangordnung, die ſie am Schluſſe des vorhergehenden Tages erlangt haben, und zu Ende der Woche erhalten fünf oder ſechs von denen, welche die oberſten Plätze erlangt haben, Belohnungsmarken, für welche ſie ſich, wenn ſie eine gehörige Anzahl geſammelt haben, Bücher, die ſie ſelbſt wünſchen, als Prämien einlöſen. Durch dieſes Mittel, wenn man ſich nur vor Einförmigkeit und Pedanterei hütet, wird ſelbſt in der erſchlaffenden Hitze des brennenden Indiens unter den Kindern Aufmerkſamkeit, Selbſtthätigkeit, Geiſtesgegenwart und Studienfleiß außer den Schulſtunden mächtig geweckt und genährt. Die Begierde der Schulkinder, Bücher zum Leſen nach Hauſe zu bekommen, wurde nach ohngefähr einem Jahre ſehr groß; und ich wurde von denen, welche durch Talent oder Geiſtesgewandtheit in der Schule keine Bücher zur Belohnung bekommen konnten, um ſolche beſtändig angegangen und überlaufen, ſo daß ich die Ausflucht ergreifen mußte, allen denen, welche außer der Schule ſelbſt-gewählte, paſſende Stücke unſerer gedruckten tamuliſchen Bücher auswendig lernten, verhältnißmäßige Prämien in Büchern zu geben. Die Kinder lernten in dieſer Abſicht ſo viel, daß ich am Ende keine Zeit mehr fand, ſelbſt ſie zu überhören. — Sobald als mein College und ich in dieſer Station (Palamkotta im Diſtrikt Tinnewelly) angekommen waren, errichteten wir außer dieſen Elementarſchulen auch ein Seminar für Kinder aus älteren chriſtlichen, indiſchen Gemeinden und für ältere, anderswo ſchon unterrichtete Heidenkinder, die Chriſten zu werden wünſchten und um Aufnahme baten, um ſie zu Schullehrern und für andere höhere Aemter zu erziehen; und mehrere Kinder aus der Elementarſchule waren bald fähig, in dieſes Seminar aufgenommen zu werden, wo ſie durch ihren Fleiß, ihre Fortſchritte und ihren Charakter uns große Freude gewährten. Auch im Seminar wurde in einigen Zweigen des Unterrichts dieſe Methode fortgeſetzt und ihre Thätigkeit belebt. — Ich muß mich hier auf einige wenige Beiſpiele und Belege einſchränken. Einer von ihnen brachte nach den Ferien aus ſeinem Geburtsorte einmal ein altes, merkwürdiges tamuliſches

Gedicht gegen die Abgötterei mit, das uns ſelbſt bis dahin unbekannt geweſen war, und viele der Seminariſten ſchrieben es ſich ab. Ein Tamule brachte ein von den früheren, Halliſchen Miſſionaren verfaßtes tamuliſches Buch, das längſt ſchon außer Druck war, zum Verkauf; zwei Seminariſten beſaßen ſo viel Geld, als dafür gefordert wurde, und wünſchten es zu kaufen; ſie kamen überein, daß ſie um das Kaufrecht looſen wollten, aber der, auf den das Loos nicht fiel, brach in bittere Thränen darüber aus, daß es nicht ſein Eigenthum werden konnte. Es iſt an ſich gleichgültig, was für ein Buch es war — aber es war ein Compendium der Kirchengeſchichte. Ein anderer, der noch nicht für die hebräiſche Claſſe fähig geachtet wurde, bat ſo lange und ſelbſt mit Thränen darum, zugelaſſen zu werden, bis wir den Verſuch mit ihm machten, und er überflügelte nachher einige ſeiner Mitſchüler. — Ich brauche wohl kaum erſt ausdrücklich zu erwähnen, daß — neben der oben beſchriebenen Unterrichtsmethode das chriſtliche Element ein Hauptmittel war, dieſe Thätigkeit, dieſen Studienfleiß hervorzurufen, zu beleben, von Irrwegen abzuhalten und zu veredeln. Als Beleg hiervon, erlauben Sie mir, verehrte Anweſende, nur eine Thatſache zu erwähnen. Als wir nach einigen Jahren mehrere tamuliſche Gemeinden errichtet hatten, ſtifteten wir, um ſie an Freigebigkeit zu gewöhnen, unter ihnen eine Geſellſchaft, um tamuliſche religiöſe Schriftchen zu drucken und zu vertheilen. Die Seminariſten, meiſtens Kinder armer Eltern, baten ganz aus eignem Antrieb, ihnen wöchentlich einmal kein Fleiſch zu Mittag zu geben und das dadurch erſparte Geld beim Jahresfeſte dieſer Geſellſchaft in ihrem Namen in die Caſſe zu legen. Eine zum Chriſtenthum bekehrte Heidin in einem Dorfe, eine alte Wittwe, die manchen Tag nichts zu eſſen hatte, bat einſt den Catecheten ihres Dorfs, eine kleine Silbermünze der Geſellſchaft zu übergeben. Der Catechet wollte die Gabe nicht annehmen, weil er ihre große Armuth kannte; ſie drang darauf, und als der Catechet ſagte, er wolle dies Geld von ſeinem Gehalte in ihrem Namen dem Schatzmeiſter geben, ſie ſolle das ihrige behalten, erwiederte ſie: „Ihr mögt von Eurem Gehalte ſo viel der Geſellſchaft geben, als Ihr wollt, aber nehmt meinen Groſchen auch; denn ich habe ſo viel Troſt aus dieſen Büchern erhalten, daß ich wünſche, das meinige auch dazu beizutragen, daß Heiden, die dieſe Bücher noch nicht kennen, ſie erhalten mögen.“

Es hat daher mehr als eine Geſellſchaft in Indien ſich ermuntert gefühlt, Bücher ſehr mannigfaltiger Art zur wiſſenſchaftlichen und religiöſen Bildung der Indier aller Klaſſen zu drucken. Ich halte zwei derſelben in meiner Hand, welche ich mich beehre, der Bibliothek des hieſigen Lyceums anzubieten, als ein kleines Andenken an unſere Verſammlung und als eine geringfügige Curioſität aus dem fernen Lande der alten Gymnoſophiſten und aus den Gegenden, welche der mährchenreiche Hydaspes beſpült. — Das eine iſt ein kleines Buch von Erzählungen, beſtimmt zum Prämium für fleißige Kinder; das andere, eine Sammlung alter tamuliſcher Verſe mit Commentar, welches als Schulbuch gebraucht wird, um den jetzigen Dialect durch genaueres Studium der alten claſſiſchen Sprache zu regeneriren, gerade wie das Nibelungenlied in unſern deutſchen Schulen eingeführt iſt, oder wie die griechiſchen Knaben den Homer ſtudirten.

Der erſte Vers in dieſem Büchlein heißt:

⏑ ⏑⏑ ⏑⏑⏑ ⏑⏑ – – –⏑
Agara mudela weruttellam adi
⏑ ⏑ ⏑ ⏑ – ⏑⏑⏑
Pagawen mudette wulagu.

„Der Anfang aller Alphabete iſt A; der Anfang der Welten iſt Gott.“

Der zweite Vers heißt:

Katta denal aja pajen en Koll, Walariwen
Natta doraer enin?

„Was iſt die Frucht des Lernens, wenn man nicht zu den Füßen deſſen anbetet, der der reine Verſtand iſt?“

Dieſe zwei Diſtichen mögen hinreichen, daran zu erinnern, daß die Indier des ſanscritiſchen, ſowie des tamuliſchen Sprachſtammes viele herrliche Gedanken ausgeſprochen haben, aber daß ihnen die Kraft fehlte, darnach zu thun, — und daß ſie in demſelben Zuſtande ſich befinden, wie Seneca und ſein Zeitalter, ſo lichtvoll und treffend beſchrieben von einem unſerer geehrten Mitglieder. Den Römern der damaligen Zeit, ſo wie den Indiern fehlte nur Eins, um wahrhaft gut und glücklich zu ſeyn: die Religion Chriſti. Es war der belebende und ſtärkende Geiſt des Chriſtenthums, welcher einem Chryſoſtomus, Ambroſius, Cyprian, Auguſtin die Kraft gewährte, zum Wohl der Menſchen zu arbeiten und zu leiden, und ſie ſtehen wie freundliche Sterne an einem finſtern Horizonte da. Des Ulphilas Bibelüberſetzung, von Upſala bis nach Mailand verbreitet, war es, welche die erſten Keime der Bildungsempfänglichkeit in die Germanen legte; und nachdem das Chriſtenthum ihre wilden Sitten einiger Maaßen gemildert hatte, konnte Winfrid römiſche Kirchenform und römiſche Sprache in Deutſchland allgemeiner einführen. — Nicht Horaz, Homer oder Plato, ſondern die Bibel hat Deutſchland humaniſirt. Und ganz dieſelbe Thatſache wiederholt ſich vor unſern Augen in Indien. — Nicht durch alte claſſiſche Literatur werden die Indier fürs Chriſtenthum empfänglich gemacht, ſondern die einfache Predigt des reinen Chriſtenthums belebt ihren Geiſt, und macht ſie begierig, unſere claſſiſchen Sprachen zu erlernen. — Wenn wir daher das Studium des claſſiſchen Alterthums für ſo unendlich wichtig halten für das Glück der Menſchheit, welche Pflicht liegt auf uns, auch das Chriſtenthum verbreiten zu helfen, welches allein das Gemüth der Heiden von Trägheit, Gemeinheit und Lüſten reinigt, welches allein die mächtigſte, verſteckteſte und gefährlichſte aller Leidenſchaften, den Ehrgeiz, zerſtört und das Gemüth auf das Ewige und Unſichtbare, auf Tugend und Heiligkeit richtet, und welches allein den Dolch aus des Mörders Hand winden kann; denn wer Chriſtum, den großen Menſchenfreund, als den von Gott gekommenen Lehrer verehrt, immer vor Augen hat und mit ihm wandelt, iſt erhaben über die Erde. Er trägt die göttliche Liebe in ſeinem Buſen und beſitzt die einzige Waffe, um ſeine Feinde, ſich ſelbſt und die Welt zu überwinden! Und Chriſtus befiehlt uns ausdrücklich, hinzugehen und die Völker zu lehren. Wen geht dieſer Befehl näher an, als den deutſchen Lehrſtand (Prediger und Layen), deren Beruf und Ruhm es iſt, Erzieher und Bildner nicht Deutſchlands allein, ſondern **der Welt** zu werden?

Doch ich erinnere mich, daß ich unter Philologen ſtehe, die keine Predigt jetzt von mir erwarten. Ich muß daher meine Zuflucht zu Argumenten aus dem claſſiſchen Alterthum nehmen. Der römiſche Dichter ſagt: **Homo sum, humani nihil a me alienum puto.** Als dieſer ſchöne Grundſatz auf dem Theater zu Rom ausgeſprochen wurde, ſoll die ganze Verſammlung der Zuſchauer in ein lautes Beifallklatſchen ausgebrochen ſeyn; — und ſollen **wir** es bei einem unthätigen Lobe dieſes Verſes bewenden laſſen? Kann nun irgend jemand im Ernſte fragen: „Was gehen uns die fernen Heiden an?“ Sind ſie denn nicht Menſchen, wie wir?

Und noch nachdrücklicher, wo möglich, ermahnt uns ein anderer classischer Dichter, welcher vom Cato sagt:

Haec dura Catonis
Secta fuit, servare modum, finemque tenere,
Nec sibi, sed toti genitum se credere mundo.

„Catos selbstverleugnendes Princip des Handelns war, sich nicht als für sich selbst, sondern für die ganze Welt geboren zu betrachten." Wären wir es werth, solche Schätze des classischen Alterthums zu besitzen, wenn wir nicht hingingen und wirklich so handelten? Bemühten wir uns aufrichtig, die Beobachtung dieses Grundsatzes zu unserm Lebenszweck, zu unserer **Secta** zu machen, so würde keine Secte, keine Partei, keine Eifersucht auf Erden mehr seyn. — Humanisten und Realisten würden gleichfalls sich einander friedlich die Hände reichen und jeder des Andern Bestrebungen ehren, denn alle würden die Mittelstraße gehen, und in Einem, in der Verfolgung der wahren Realität, übereinstimmen.

Erlauben Sie mir, verehrte Anwesende, nur noch eine Idee flüchtig zu berühren. — Das Werk eines deutschen Veteranen, der uns mit seiner Gegenwart beehrt, und dessen Namen ich nicht zu nennen brauche, wenn ich seine „**Symbolik**" nenne, regte vor vielen Jahren meine Wißbegierde mächtig an, und bestärkte in mir den Entschluß, nach Indien zu gehen, um die der griechischen so nah verwandte indische Mythologie und das Sanscrit unter den Brahminen selbst zu studiren. — Und ist denn die Idee so ganz thöricht und chimärisch, junge gebildete und fromme Deutsche auf längere Zeit an den Fuß des Himalaya und in ähnliche zugängliche Gegenden zu senden, um dort Schulen zu errichten und uns die Resultate ihrer Forschungen mitzutheilen? Durchziehen doch literarische Reisende die Erde und wagen ihr Leben an den Ufern des Niger und auf den Gipfeln der Cordilleras, bloß um unser Wissen zu vermehren! Lebte doch der gelehrte Ungar, **Csoma de Körös**, mehrere Jahre in Tibet und machte interessante Entdeckungen! — Auch hierin sollten wir vom classischen Alterthum lernen, und es nachahmen. Die Phönizier, Griechen und Römer sandten Colonieen aus und vermehrten ihren Wohlstand und ihre Macht, während sie fremde Nationen civilisirten. Ist es christlichen Nationen denn unmöglich, etwas Aehnliches zu thun, und christlich-wissenschaftliche Colonieen auszusenden? oder ist es denn gewiß bloße Schwärmerei, wenn einzelne freiwillige Privatgesellschaften dasselbe mit ihren schwachen Kräften versuchen, da der Erfolg schon jetzt überflüssig gelehrt hat, daß solche Unternehmungen nicht fruchtlos sind? —

Zwanzig Jahre lang habe ich die Tamulen unterrichtet, und fühle mich unter ihnen fast eben so heimisch, als unter den Deutschen. In zwei oder drei Jahren hoffe ich zu meinem Beruf nach Indien zurückzukehren, aber ich wünschte, nicht allein zu gehen. Erlauben Sie daher, verehrte Lehrer der deutschen Jugend, daß ich die Indier, welche Menschen sind, wie wir, bei Ihnen vertrete, und ihren Zuruf vor Ihre Ohren bringe: „Sendet uns einige wenige Lehrer aus der Menge Eurer Schüler!"

Dieselbe Bitte habe ich schon voriges Jahr in Nürnberg vorgetragen, und man wird mich vielleicht der Zudringlichkeit zeihen, daß ich sie jetzt wiederhole; aber ich entschuldige mich mit einem Beispiel aus dem classischen Alterthum, welches Sie als gültig anerkennen müssen. Cato hielt keine Rede an den Senat, ohne zum Schluß hinzuzufügen: **Caeterum censeo Carthaginem**

esse delendam! Und wehe mir, wenn ich irgend eine Gelegenheit aus falſcher Scham vorbeigehen ließe, chriſtliche Freunde an ihre Pflicht zu erinnern, der Unwiſſenheit und dem Elend unſerer Mitmenſchen nah und fern zu ſteuern durch chriſtlichen Unterricht, und den Heiden wenigſtens einige Broſamen von unſeres himmliſchen Vaters Tiſche zukommen zu laſſen!

---

3) Notiz über den handſchriftlichen Nachlaß des P. Desbillons, von Miniſterialrath **Dr. Zell** aus Karlsruhe.

Ehe eine nähere Notiz über den am hieſigen Orte befindlichen, ſonſt noch nicht zur öffentlichen Kenntniß gebrachten literariſchen Nachlaß des P. Desbillons hier mitgetheilt wird, mag es nicht ungeeignet ſeyn, über die Studien und Leiſtungen dieſes Gelehrten einige Bemerkungen vorauszuſchicken. Dieſes wird um ſo mehr als gerechtfertigt erſcheinen, weil Desbillons zwar als Fabeldichter und Herausgeber des Phädrus bekannt genug iſt, aber ſeine übrigen Schriften nicht ebenſo bekannt ſind und ſich ſonſt nicht leicht vollſtändig verzeichnet finden, obgleich mehrere darunter von bleibendem Intereſſe ſind. [1])

Was Desbillons Leben und perſönliche Verhältniſſe betrifft, ſo ſoll hier nur kurz daran erinnert werden, daß er aus einer ſehr wohlhabenden und angeſehenen Familie der Provinz Berry ſtammend, im Jahre 1711 geboren wurde, ſehr jung in den Orden der Geſellſchaft Jeſu trat und bei der Aufhebung deſſelben in Frankreich (1762) zu Paris in dem Collegium **Louis le Grand** den Studien und ſeinen gelehrten Arbeiten lebte; daß er einige Zeit nachher von dem Kurfürſt Carl Theodor die Einladung erhielt, ſich hierher nach Mannheim in das damals noch beſtehende Jeſuiten-Collegium zu begeben, unter Zuſicherung einer beträchtlichen Penſion; daß er dieſen Ruf annahm, mit ſeiner damals ſchon ſehr bedeutenden Bibliothek ſeinen Aufenthalt in dem Collegium nahm und hier auch nach der Aufhebung des Ordens, (1772) als das Collegium den Vätern der Miſſion (den Lazariſten) übergeben wurde, fortwährend blieb. Er ſtarb 1789 in dem Alter von 78 Jahren und vermachte durch ſein in lateiniſchen Senaren geſchriebenes Teſtament den Nachfolgern der Jeſuiten, den Lazariſten, ſeine ſehr anſehnliche und werthvolle Bibliothek, unter der Bedingung, daß dieſelbe für immer in dieſem Hauſe, wo wir ſie jetzt noch ſehen und dankbar benützen, zum allgemeinen Gebrauche aufbewahrt bleiben ſollte.

Ueber Desbillons Charakter ſtimmen alle Berichte in ſeinem Lobe überein. Er war einfach, bieder, fromm, gewiſſenhaft in Erfüllung ſeiner Pflichten und liebenswürdig im Umgange.

Als Gelehrter zeigt er ſehr mannigfaltige Studien und Leiſtungen. Er war dem geiſtigen Leben ſeiner Zeit nicht minder zugewendet als dem claſſiſchen Alterthume. Er war Dichter, Kritiker und Literarhiſtoriker. Die eine Hauptrichtung ſeiner Thätigkeit bildete das Streben, die Intereſſen der guten Sitten, des alten Glaubens und der gründlichen Gelehrſamkeit gegen den franzöſiſchen Philoſophismus jener Zeit zu vertheidigen. Von dieſem ſeinem Streben, zeugt außer vielen Stellen ſeiner Schriften auch eine bemerkenswerthe Notiz, welche ſich über ihn in den Reiſen des Schweden Björnſtal findet, der ſich längere Zeit hier in Mannheim aufhielt und

manche intereſſante Nachrichten über die damaligen Zuſtände und Notabilitäten der hieſigen Stadt mittheilt.[2]) Die andere Hauptrichtung Desbillons war der claſſiſchen Literatur und zwar vorzugsweiſe der lateiniſchen zugewendet. Er zeichnet ſich in dieſer Beziehung aus durch eine genaue Kenntniß, lebendige Auffaſſung und freie, äußerſt gelungene Nachbildung der claſſiſchen römiſchen Sprache, beſonders in einigen Formen des Stiles, ſo daß er den ausgezeichnetſten Latiniſten der neuern Zeit beizuzählen iſt.

Werfen wir einen Blick auf die einzelnen Gattungen ſeiner Werke, ſo ſehen wir ihn als Dichter zwar nicht mit einer genialen Kraft und reich ſchaffenden Phantaſie begabt; aber ſeine poetiſchen Produkte zeigen einen Reichthum guter Gedanken, eine edle Richtung, feine Wendungen, einen reinen Geſchmack und eine claſſiſche Diction. Terentius und Phädrus waren ſeine Vorbilder und die freie Handhabung des jambiſchen Senars war ihm dadurch ſo leicht und lieb geworden, daß er dieſe Form für manche längere dialectiſche Gedichte wählte, wo der Geiſt der antiken Kunſtformen eine andere Form als paſſender bezeichnet. Am bekannteſten ſind ſeine Fabeln, durch welche er ſeinen Ruf gegründet hat. Weniger bekannt, aber darum doch ſehr ſchätzbar und intereſſant ſind: das Lehrgedicht Ueber die Kunſt geſund zu bleiben (**Ars bene valendi**), ein Lehrgedicht Ueber den innern Frieden des Chriſten (**Carmen de pace christiana sive de hominis felicitate. Mannhemii 1788.**), beide Werke von dem Verfaſſer in hohem Greiſenalter verfaßt; ferner ein moral-philoſophiſches Lehrgedicht (**Monita philosophica**) und ein lateiniſches Luſtſpiel (**Schola patrum**), welche beiden letzten Werke nebſt einem Nachtrag zu ſeinen Fabeln in einer Sammlung nach ſeinem Tode erſchienen ſind (**Desbillons Miscellanea postuma. Mannhemii 1792**). In jenen dialectiſchen Gedichten zeigt ſich eine ernſte, für Tugend und chriſtliche Frömmigkeit begeiſterte Geſinnung, welche mit Ueberzeugung und nicht ſelten mit kräftiger Beredtſamkeit ſich den ſchlechten und frivolen Richtungen des franzöſiſchen Rationalismus entgegen ſetzt und die daher drohenden Gefahren mit tiefgefühlten Klagen bezeichnet.[3])

Im Fache der philologiſchen Kritik zeichnet ſich Desbillons aus, wie ſeine Ausgabe des Phädrus beweiſt, durch eine feine Beobachtung des Sprachgebrauches, durch gewiſſenhafte Benützung der urkundlichen Hilfsmittel und durch eine auf ſicherem Tacte und eigner großen Fertigkeit des Stils beruhende Conjecturalcritik.

Seine bekannt gemachten Arbeiten im Fache der Literaturgeſchichte und literariſchen Kritik haben das Verdienſt genauer Gründlichkeit, eines geſunden Urtheils und guter Darſtellung. Außer ſeiner Abhandlung über Phädrus (in ſeiner Ausgabe dieſes Schriftſtellers) und ſeiner gleichfalls bekannten Abhandlung über Thomas a Kempis (in ſeiner Ausgabe des Buches **De imitatione Christi. Mannhemii. 1780. 8.**) ſind hier zwei kleine franzöſiſche Schriften anzuführen, welche wenig bekannt geworden zu ſeyn ſcheinen, namentlich die zweite. Die erſte dieſer beiden Schriften gibt eine Darſtellung des Lebens und der Werke jenes ſonderbaren gelehrten Schwärmers des **XVI.** Jahrhunderts, **Guillaume Postel**, der eine neue Erlöſung der chriſtlichen Welt verkündete durch freien Gebrauch der Vernunft, aber unter einem allgemeinen geiſtlichen Oberhaupte, dem Papſte, und einem gemeinſamen weltlichen Oberhaupte, dem Könige von Frankreich, deſſen legitimes Recht zur Herrſchaft über Europa er dadurch bewies, weil die Gallier als von Gomer, dem älteſten Sohne Japhets abſtammend, das Recht der Erſtgeburt für ſich hätten. Die andre ſehr anziehende Schrift enthält das Leben der Frau von St. Balmont, einer adelichen Dame in

Lothringen aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges, welche durch romantiſche Tapferkeit und Frömmigkeit der Jungfrau von Orleans an die Seite zu ſetzen iſt, dabei aber ſich nicht minder durch Klugheit und praktiſchen Verſtand auszeichnete, und welche durch dieſe Eigenſchaften, ſo wie durch ihre Wohlthätigkeit der Schutz und Segen ihrer ganzen Gegend in jenen Zeiten des Krieges, der Unordnung und des Elendes wurde. — Endlich iſt hier auch noch eine kleine Streitſchrift anzuführen, welche Desbillons zur Vertheidigung des für den Unterricht beſtimmten Abriſſes der Mythologie von dem Jeſuiten Juventius ſchrieb, und welche ſehr ſchätzbare Bemerkungen über den lateiniſchen Sprachgebrauch und mythologiſche Notizen enthält. [4])

An dieſe im Drucke ſchon erſchienenen Werke Desbillons reiht ſich nun ſein handſchriftlicher Nachlaß an. Dieſe Papiere waren ſchon einmal gleich nach des Verfaſſers Tod von einem gelehrten Freunde deſſelben, **De Caux**, durchgeſehen und etwas geordnet worden; auch befinden ſich von deſſen Hand einzelne Bemerkungen über den Inhalt und Werth der einzelnen Stücke beigeſchrieben. Während der Kriegsjahre am Ende des vorigen Jahrhunderts geriethen die Papiere in Unordnung und Verſtoß, bis ſie der hochwürdige Herr Provicar des erzbiſchöflichen Domcapitels zu Freiburg, Martin, früher Profeſſor an dem hieſigen Lyceum, ſpäter an einem Orte außerhalb Mannheim wieder auffand, theilweiſe ordnete und der Desbillons'ſchen Bibliothek durch mich übergeben ließ.

Der Inhalt dieſer Schriften iſt theils poetiſch, theils philologiſch-kritiſch, theils literarhiſtoriſch, wozu noch eine Anzahl von Briefen kommt. Es ſoll nun hier nach der eben angedeuteten Ordnung eine überſichtliche Notiz über dieſe Papiere gegeben werden, welche eine zuweilen etwas kleine, aber durchweg eine ſehr wohlgeformte Schrift zeigen.

I. Zu dem poetiſchen Theile dieſes Nachlaſſes gehören folgende Stücke in lateiniſcher Sprache:

1) **Annibal**, eine Tragödie in fünf Acten, in metriſcher Form, ohne Chor; etwas rhetoriſirend, wie ſich erwarten läßt, aber der Anlage und Ausführung nach kein unbedeutendes Werk, nicht ohne inneres Leben und dramatiſches Intereſſe. Den Inhalt bildet die Gefangennehmung und der Tod Hannibals. Die Hauptmotive ſind hergenommen von dem unbeugſamen Streben Hannibals, die Welt von dem Joche der römiſchen Weltherrſchaft zu befreien, und von der Haltung des Scipio Naſica, eines der drei römiſchen Geſandten bei Pruſias, der mit altrömiſcher Geradheit dem Hannibal entgegen kommt und ihn zu retten ſucht. Hannibal achtet nicht auf ſeine Warnungen, ſucht ſich zu ſpät durch Gewalt zu befreien, wird gefangen und vergiftet ſich ſelbſt.

2) **Senes emendati**, ein in Proſa geſchriebenes Luſtſpiel. Die Greiſe ſind zwei Oheime, die ihre Neffen, der eine zu ſtreng, der andere zu nachſichtig behandeln, bis ſie nach mancherlei Verwicklungen ihren pädagogiſchen Irrthum einſehen und den rechten Weg einſchlagen. Eine Nachahmung der Terenziſchen **Adelphi**; vielleicht eine Vorarbeit zu dem gedruckten Luſtſpiel **Schola patrum** (in den **Miscellanea Postuma**) von ähnlichem Inhalte. Der Dialog empfiehlt ſich übrigens durch Natürlichkeit und claſſiſchen Ausdruck.

3) **Bruchſtück einer Komödie: Tortor sui anxius**, Darſtellung eines zu ängſtlichen, ſich nicht genug vertrauenden Charakters.

4) **Selecta philosophorum placita.** Ein kleines ethiſches Lehrgedicht in Hexametern, im

Tone der Horaziſchen Epiſteln gehalten. Der Inhalt iſt meiſtens aus Seneca's Briefen genommen. Dabei als Anhang **Carmina varia** von ähnlichem Inhalte.

5) Eine Anzahl kleinerer poetiſchen Stücke, einige Nachahmungen horaziſcher Epiſteln; einige Fabeln; ein Hymnus im Kirchenſtile auf die ſelige Johanna von Frankreich, die Tochter des Königs Ludwig **XI.**, Stifterin des Frauenordens **de l'annonciation.**

6) Dazu kommen einige kleinere, im übrigen ganz unbedeutende franzöſiſche Poeſieen, ſatiriſchen und ſcherzhaften Inhaltes. Charakteriſtiſch iſt daran nur, daß der Verfaſſer auch die Schwächen ſeiner eignen Ordensgenoſſen nicht überſieht; ſo wie die kleinern ſcherzhaften Gelegenheitsgedichte (**Turlures**) die heitere Erholung während der Schulferien zeigen, welche die mit dem Unterricht beſchäftigten Väter der Geſellſchaft Jeſu gewöhnlich auf dem Lande zuzubringen pflegten.

An dieſe poetiſchen Productionen mögen ſich die oratoriſchen anreihen, zwei akademiſche Reden, welche übrigens dem Inhalte und der Behandlung nach auch zur literarhiſtoriſchen Abtheilung gezogen werden könnten. Die erſte behandelt die Frage, ob die Literatur und der Geſchmack zu jener Zeit (um die Mitte des vorigen Jahrhunderts) auf dem Wege der Vervollkommnung oder der Verſchlimmerung ſey. Die andre, größere, in welche einige Stellen aus der erſten unverändert aufgenommen ſind, handelt von der Schwierigkeit der Kritik in Sachen der Literatur und des Geſchmackes. Der Inhalt beider Abhandlungen, beſonders der erſtern, iſt nicht ohne Intereſſe. Der Stil iſt mehr in der Weiſe von Seneca und Plinius, als von Cicero gehalten, aber mit großer Virtuoſität behandelt. [5])

II. Aus dem Kreiſe der philologiſchen Kritik findet ſich Folgendes vor:

1) Der vollſtändige handſchriftliche Commentar zu Phädrus, vollendet im Jahr 1760, wovon die zu Mannheim (1786) erſchienene Ausgabe nur ein Auszug iſt. — Dieſe Arbeit enthält nach der Vorrede: a) eine Abhandlung **de vita Phædri**; b) eine reiche und genaue **Varietas lectionis**; c) den Commentar. Das Verhältniß der Handſchrift zu der gedruckten Ausgabe iſt folgendes. Die Abhandlung über Phädrus in der gedruckten Ausgabe iſt an einigen Stellen abgekürzt, an andern berichtigt. Die Variantenſammlung in der Handſchrift enthält eine mit großer Sorgfalt gemachte Collation aller dem Verfaſſer damals zugänglichen Hilfsmittel, welche jedoch faſt ausſchließlich in den Ausgaben des Schriftſtellers beſtanden. Von eignen handſchriftlichen Hilfsmitteln wird nur (S. 27 des **Commentar. MS.**) eine in der Bibliothek des Jeſuitencollegium's zu Paris befindliche Collation des **Cod. Remens.**, verſchieden von der ſpäter gefertigten (a. 1776) **collatio Vincentii** angeführt. Dieſe reichhaltige **Varietas lectionis**, wovon die gedruckte Ausgabe nur einen kleinen Theil enthält, hatte früher einen bedeutenden Werth. Jetzt ſeit durch die Ausgabe Orelli's (**Turici** 1830) das kritiſche Material vollſtändig geſammelt und geſichtet iſt, iſt ſie nur etwa zur Controle von Intereſſe. Auch aus dem Commentar enthält die gedruckte Ausgabe nur einen kleinen Auszug. Einiges Kritiſche daraus iſt in den von mir beſorgten Abdruck des Phädrus (Stuttgart bei Hoffmann 1828 in einer Sammlung **Auctores classici**) aufgenommen worden. Es findet ſich aber außerdem noch dort eine bedeutende Anzahl vorzüglich zur Erklärung des Sprachgebrauches intereſſanter Anmerkungen.

2) Mehreres zu Terentius: einzelne Conjecturen zu **Andria, Eunuchus, Heautontimorumenos**; ferner eine Abſchrift der ganzen **Andria** nach dieſen Emendationen, jedoch ohne Rechtfertigung und Begründung der Texteſänderungen, ſo daß ein etwa dazu gehöriger Commentar ver-

loren gegangen zu seyn scheint. Ob handschriftliche Hilfsmittel dabei gebraucht wurden, ist nicht ersichtlich; doch werden die Conjecturen Desbillons wegen seiner genauen Kenntniß des Terenzischen Sprachgebrauches, so wie des Metrischen und Prosodischen jedenfalls Beachtung verdienen. [6])

3) Dasselbe gilt von den vorhandenen zahlreichen Conjecturen und Emendationen zu den bei Nonius vorkommenden Fragmenten aus den Satiren des Terentius Varro. Auch ist unter diesen Papieren das erste der noch vorhandenen Bücher Varro's **de lingua latina** von Desbillons in Senare übertragen mit möglichster Beibehaltung des Textes. Es findet sich keine Andeutung darüber vor, ob dieses nur eine metrische Exhibition seyn soll, oder ob diese metrische Bearbeitung auf einer eignen Vorstellung Desbillons über die Form des Varronischen Werkes beruht. [7]).

4) Zerstreute Bemerkungen über einzelne Stellen lateinischer Autoren auf einzelnen Blättern und in den alphabetisch geordneten Collectaneen, wovon bei dem literarisch-historischen Theile dieses Nachlasses noch die Rede seyn wird.

5) Obgleich nicht als ein Werk Desbillons ist hier noch anzuführen ein Auszug aus handschriftlichen Noten des französischen Kritikers Guyet zu Virgil. Diese Noten sind wohl ohne Zweifel (obgleich in diesem von Desbillons Hand geschriebenen Auszuge nichts darüber bemerkt ist) von einem Exemplare einer Ausgabe Virgils genommen, welches Guyet gehört hatte, von ihm mit vielen Randbemerkungen versehen worden war und nach seinem Tode in die Bibliothek des Menage und später in Desbillons Hand gekommen war. Dieser legte darauf einen großen Werth. Das Buch verschwand, wie Maillot erzählt (**Notice de la vie du Père Desbillons p. 45**) mit mehreren andern werthvollen Büchern gerade an einem Tage aus Desbillons Bibliothek, an dem er einen gelehrten Bücherliebhaber darin herumgeführt hatte. Diese Anmerkungen von Guyet, welche sich über die **Bucolica, Georgica** und die fünf ersten Bücher der Aeneide erstrecken, sind größtentheils nicht von Bedeutung; doch erhalten sie einiges Interesse durch die Anführungen aus **Codices** des Präsidenten **De Thou** und durch einzelne Beurtheilungen Desbillons. [8])

III. Der literarhistorische und literarisch-kritische Theil des Nachlasses von Desbillons erstreckt sich über die lateinische und französische Literatur.

In ersterer Beziehung sind folgende Stücke anzuführen:

1) **Histoire critique de la literature latine. Livre premier.** (61 Seiten in 4. sehr kleine Schrift.) Dieses erste Buch, das einzige, was sich von dem Werke vorfindet, fängt an mit einer Untersuchung über das lateinische Alphabet und den Ursprung der lateinischen Sprache und geht bis zu den **XII** Tafelgesetzen, einschließlich derselben. Es ist eine aus fleißigem Quellenstudium hervorgegangene Arbeit; nach dem damaligen Standpunkte dieser Studien ein bedeutendes Werk, jetzt natürlich nicht mehr von gleichem Interesse. Indessen mag sich hie und da eine sonst noch nicht benützte Stelle aus den Alten dort finden; auch sind darin einige kritische Bemerkungen zerstreut. Mit besonderer Ausführlichkeit und Genauigkeit ist die Literatur über die Fragmente der zwölf Tafeln zusammengestellt und beurtheilt; aber durch die Arbeit Dirksen's über denselben Gegenstand jetzt freilich ohne besondre Bedeutung.

2) Literarhistorische und bibliographische Collectaneen in sechs Quartbänden in alphabetischer Ordnung nach dem Namen der Autoren. Sie erstrecken sich über die lateinische und

französische Literatur. Sie enthalten zwar zum größten Theil Auszüge aus den bekannten Büchern von Baillet, **Pope-Blount**, aus den **Memoires de Trevoux**, dem **Journal des Savans** und ähnlichen. Allein es kommen darin auch Auszüge aus weniger bekannten Büchern vor; zuweilen auch, obgleich seltner, eigne kritische Bemerkungen über einzelne Stellen alter Autoren.

3) Außer diesen alphabetisch geordneten Collectaneen sind auch noch einzelne Blätter mit ähnlichen Auszügen und Nachweisungen über andere Autoren, besonders Aesopus und Phädrus, vorhanden.

4) Eine Reihe von Kritiken über eine große Zahl neulateinischer Dichter des **XVI.—XVIII.** Jahrhunderts (15 Bogen in Quart). Die Kritiken erstrecken sich sowohl über den ästhetischen Charakter der Werke im Allgemeinen, als über einzelne Stellen und enthalten in letzterer Beziehung viele interessante Bemerkungen über Stil, Sprache, Metrik. Der Verfasser ist gerade hierin seinen Studien und seiner eignen Fertigkeit nach ein competenter Richter. Es werden hier beurtheilt die poetischen Werke von **Politianus, Baptista Mantuanus, Sabinus, Fabricius, Pontanus** u. A. dann besonders der Jesuiten **Brumoy, Santeuil, Rapin, Cossart, Sanadon, Vannier, Petavius** u. A. Sein Urtheil über seine Ordensgenossen ist gleich unparteiisch wie über die andern Schriftsteller. So bemerkt er bei der Kritik der Gedichte des Jesuiten Andreas Frusius, der sehr heftige Epigramme gegen die Protestanten verfaßt hat: „**Ces injures ne sont pas plus menagés que celles que Beza dit aux Catholiques dans ses poésies. De part et d'autre cela ne mérite peu d'être lû**“ (fol. 33.)

5) An diese Kritiken schließt sich eine von Desbillons Hand geschriebene ausgewählte Sammlung aus neulateinischen Dichtern, besonders von Fabeln.

IV. Die Papiere Desbillons, welche sich auf die französische Literatur beziehen, sind gleichfalls nicht unbedeutend. Der größte Theil derselben bezieht sich auf einzelne Schriften Voltaire's. Es gehören hierher folgende Stücke:

1) **Observations critiques sur quelques endroits de la nouvelle édition de Corneille.** 72 S. in 8. Kritische Bemerkungen über den Commentar Voltaire's zu Corneille. Sie erstrecken sich auf Grammatik, Stil und dramatische Poesie. Sie sind im allgemeinen apologetisch für Corneille gegen Voltaire's Tadel. Sie zeigen an nicht wenig Stellen Irrthümer, Nachläßigkeiten und Uebereilungen, welche sich Voltaire bei dieser Arbeit zu Schuld kommen ließ; seinen übertriebenen, unpoetischen Purismus bei Beurtheilung der tragischen Sprache; seinen versteckten Neid gegen Corneille, den er en gros vergöttert, aber en detail so viel als möglich herunterſetzt. [9])

2) **Reponse aux doutes nouveaux de Mr. de Voltaire sur le Testament, attribué au Cardinal Richelieu**; unvollendet, nebst einigen dazu gehörigen Aufschreibungen auf einigen Blättern. Desbillons sucht darin die Echtheit dieses interessanten Buches zu zeigen, welches Voltaire wiederholt in zwei Schriften angegriffen hatte mit mehr Leichtfertigkeit und Leidenschaft als mit Wahrheitsliebe und Gründlichkeit. Der Gegenstand selbst ist eine interessante kritische Streitfrage. Sie wurde übrigens schon entschieden durch die Widerlegung des französischen Akademikers Foncemagne auf den ersten Angriff Voltaire's (in der kleinen Schrift **Mensonges imprimés**); der Aufsatz Desbillons ist gegen den wiederholten Angriff Voltaire's (**Doutes nouveaux sur le testament attribué au Cardinal Richelieu**) gerichtet. Zu diesen Papieren gehören

zwei intereſſante Briefe des genannten Gelehrten, Foncemagne an Desbillons, welche die nähere Veranlaſſung zu der von ihm gegebenen neuen Ausgabe jenes Teſtamentes mit ſeiner Schutzſchrift, ſo wie ſeine ernſte Wahrheitsliebe beweiſen. [10])

3) Bemerkungen zu mehreren Werken Voltaire's, namentlich deſſen **Dictionnaire philosophique, Nouveaux mélanges philosophiques, Siècle de Louis XIV.** u. A. 8 Bogen 8., in ſehr kleiner Schrift. Es werden darin hiſtoriſche Irrthümer, Oberflächlichkeit und Uebereilungen des berühmten Mannes, ſeine Sophismen, ſeine gehäſſigen und oft heuchleriſchen Angriffe gegen das Chriſtenthum an manchen Stellen ſehr gut nachgewieſen und dabei manche nicht unintereſſante hiſtoriſche und literariſche Notizen beigebracht.

4) Bemerkungen, Auszüge, Beurtheilungen aus und über mehrere franzöſiſche Werke, darunter über Helvetius und das **Système de la nature**; auch eine ausführlichere Beurtheilung und Widerlegung des mythologiſchen Syſtemes von Pluche, welcher die Hauptquelle der Mythologie in unverſtandener oder misverſtandener Hieroglyphenſchrift fand. Dieſe Recenſion iſt in Form von Briefen abgefaßt und füllt etwa zehn geſchriebene Bogen. Die Arbeit iſt nach dem heutigen Standpunkte der Wiſſenſchaft nicht mehr von beſonderem Intereſſe, aber ſie deckt die Schwächen jenes einſeitigen Syſtemes auf und beweiſt Desbillons Beleſenheit und Gelehrſamkeit.

V. Außer den bisher angeführten Schriften findet ſich unter dieſen Papieren auch eine Anzahl von Briefen verſchiedener Perſonen an Desbillons, die jedoch ohne ein allgemeineres Intereſſe ſind. Die meiſten darunter ſind von Barbou, dem Verleger Desbillons, und von Fréron, dem bekannten Gegner Voltaire's; dieſe enthalten jedoch vorzugsweiſe weniger bedeutende Privatangelegenheiten. Characteriſtiſch ſind darin einige Aeußerungen, aus welchen hervorgeht, mit welcher Leidenſchaft man von Seiten ihrer Gegner die Jeſuiten damals anfeindete, ſo daß ihre Correſpondenten ſogar ſich ſcheuten, Briefe an ſie zu adreſſiren. [11])

Einer nähern Durchſicht muß es vorbehalten bleiben, ob vielleicht eine Auswahl aus dieſen Schriften durch den Druck bekannt zu machen iſt. Jedenfalls glaubte ich dieſe Notiz jetzt ſchon geben zu dürfen, da die Kenntniß des Vorhandenſeyns dieſer Papiere an und für ſich nicht ohne alles Intereſſe iſt, überdieß aber gerade hier noch ein beſonderes locales Intereſſe hat.

Anmerkungen.

[1]) Ueber Desbillons Leben und Schriften gibt die beſte Auskunft die ſehr anziehend geſchriebene **Notice de la vie et des ouvrages du Père F. J. Desbillons par le Prélat Maillot de la Treille. Strassbourg. 1790. 8.** Dieſe Schrift bildet die Hauptquelle für den Artikel „Desbillons“ in Feller Dictionnaire historique. 3. Ed. Tom. III. p. 454. und in dem Dictionnaire biographique, obgleich beide Artikel eigene Zuſätze und Berichtigungen haben. Der Artikel „Desbillons“ in Erſch und Grubers Encyklopädie iſt weniger vollſtändig.

[2]) Björnſthal's Briefe auf ſeinen ausländiſchen Reiſen; überſetzt von Groskurd. Leipzig und Roſtock, 1782. V. Bd. S. 192. „Der würdige Alte (Desbillons) prophezeit eine große und unangenehme ſittliche Revolution in Europa: Verfall der Religion und Verdorbenheit der Sitten. Das Frauenzimmer, ſagte er, wird durch die Empfindelei mehr und mehr verdorben; die Philoſophen kehren in Wiſſenſchaften und Sitten das Unterſte zu oben; ihre Fackel ſteckt alles in Brand u. ſ. w. **Haec sunt vaticinia senis literatissimi et doctissimi:** ſie ſind nicht zu verwerfen, obſchon der Prophet ein Jeſuit iſt.“ Björnſthals Aufenthalt zu Mannheim fällt in das Jahr 1774. — Von den bibliographiſchen Seltenheiten der Bibliothek des P. Des-

billons, welche Björnſthal (S. 168—173) aufzählt, kam Mehreres durch Vermächtniß ſpäter in die kurfürſtliche Hofbibliothek und von da nach München; anderes hat ſich während der Kriegsjahre und politiſchen Veränderungen verloren; doch hat die Desbillons'ſche Bibliothek immerhin auch nach dieſen Kataſtrophen noch manches Schätzbare.

3) Da die angeführten poetiſchen Werke, namentlich die Miscellanea postuma ſehr wenig bekannt geworden zu ſeyn ſcheinen und ſich ganz ſelten gemacht haben, ſo wird es nicht ungeeignet ſeyn, wenigſtens eine Probe daraus hier mitzutheilen. Wir wählen zunächſt eine Charakteriſtik Voltaires aus den Monita philosophica in Miscellan. postum. p. 106.

Voltarius, homo multivolus, et omnium
Longe cupidior doctrinarum, quam capax;
Nec tamen ineruditus; et librariae
Collectione messis multiplici probe
Suffarcinatus, eruditi gloriam
Hominis peritos si minus apud judices
Meruit habere, saltem apud mulierculas
Juvenesve perpolitos, vel sui ordinis
Et religionis philosophos hanc obtinet:
Scriptorque prosa clarus aeque ac versibus,
Utrinque mira facilitate excelluit:
Versatilisque nec sibi imparis styli
Urbanitate, acuminibus, argutiis
Penetrare novit in animos legentium,
Improvidosque pertrahere, quo destinat.
At mentis ille, notus Antiquis, calor
Divinioris, at illa vis poetica
Huic defuere: defuit pariter sagax
Res judicandi, et aggregandi proprio
Ordine facultas: quippe fuit ipsi fere
Solemne, vera flocci pendere, quae forent
Malignitate destituta, aut impiae
Novitatis aliquo non reficta aculeo
Mendaciove: hinc ejus in libris frequens
Sententiarum pugna cum sententiis
Prius approbatis: majus hinc lectoribus
Male curiosis, frivolis, politulis,
Studium placendi, quam docendi, quod petit
Justitia, suadet ratio, veritas jubet.

4) Nouveaux Éclaircissements sur la vie et les oeuvres de Guillaume Postel par le Père Des Billons de la Compagnie de Jésus. A Liége. 1771. Es iſt dieſes derſelbe Poſtel, auf welchen Kant (der Streit der Facultäten S. 291. Note. Th. X. der ſämmtlichen Werke. Leipzig. 1838) aufmerkſam macht. — Histoire de la vie chrétienne et des exploits militaires d'Albert-Barbe d'Ernecourt, connue sous le nom de Madame de Saint-Balmont par le Père Des Billons, de la C. de Jésus. A. Liége. 1773. 8. — Lettre à Monsieur Freron ou Apologie d'un petit ouvrage du Père Jouvency intitulé: Appendix de diis et heroibus poeticis. 1766. 8. (ohne Druckort.)

5) Aus der erſten Rede: „Literae nunc in Gallia formam perfectioremne an deteriorem induant“ möge als Probe folgende Charakteriſtik des Geiſtes der damaligen Literatur hier ſtehen: Jam vero qualia plerumque sunt opera nostrorum hominum litteraria? (oro vos, Auditores, ut me hic agere eodem illo animo credatis, quem jam antea cognostis, id est, minime accusatorio.) qualia plerumque sunt ingenii specimina, quae circumferuntur? habent illa, ut plurimum, venustatem absque nervis, munditiam sine succo, sine integritate copiam: habent frequentiam argutiarum intolerabilem, multos levium acuminum stimulos, sententiolas vel contortulas vel amputatas complures; habent verba ante exspectatum cadentia, obscuramque illam brevitatem, quae ad aures ingeniosorum hominum maxime accommodata esse dicitur, quae certe in mente excipientium formam quam libet facile induit; habent festivitates, lascivias, deliciasque nescio quas ad voluptatem paucorum conquisitas; habent opiniones insolitas et ab usu sensuque communi remotas, longinquas, peregrinas, Anglicas; habent styli genus incertum, minutum, vagum, carent firmo, sincero, aequabili; habent fere nullum a natura, nimium ab arte comparatum decus; adsunt lepores, at minus formosi, quia nimis culti; micant sales, at minus jucundi, quia nimis arguti; rident veneres, at minus venustae, quia praeter modum cerussatae; mediocritas aurea, vera pulchritudo, decentia, robur, sanitas desiderantur. Aus der zweiten Rede: „In tribuenda vel deneganda ingenii laude quam errare proclive sit“, heben wir eine Stelle aus, wo von der Nationaleitelkeit und Eiferſucht, als von einem Hinderniſſe einer richtigen Beurtheilung, die Rede iſt. Fervet ista rivalitas inter populos diversos, et in vindicandam sibi ingenii palmam tota imperia commovet. Jure an injuria eam sibi Galli vindicent, non disquiro: illud autem quis approbandum fore caeteris gentibus speraverit, quod litteratores nostri complures iactitant, mira quadam recte judicandi facilitate Gallos longe praecellere? gloriantur scilicet, probe perspectum, juste expensum, vere dijudicatum quidlibet a popularibus

suis prius remitti, quam vicini nostri populi plerique aciem ingenii contendere, remque paulo explicatius recognoscere incipiant. Irrident Batavorum ac Germanorum intelligendi tarditatem: Hispanorum tam lentam esse dicunt animae, quam corporis gravitatem: Italis delicata mollitudine diffluentem dispiciendi indiligentiam objiciunt: Anglis acuminatam simul intricatamque vividis quidem, at perturbatis ingenii ferocientis igniculis insanitatem exprobrant... quid dixi? exprobrant? quasi vero id aliis exprobrare absque aliqua dementia possint, quod a se ipsis imitando exprimi ac repraesentari jam ferme usuvenerit! exprobrant tamen; et hac ipsa re probant quam perverse judicent.

[6]) Es ſoll hier als Probe der Anfang der Conjecturen zu den erſten Scenen der Andria gegeben werden. Als den Bemerkungen zu Grund gelegte Ausgabe iſt angeführt Edit. Lupar. 1642. in-fol.

Prolog. fin. Ut pernoscatis, ecquid spei sit reliquum. Edit. Rob. Steph. 1536. in-fol. habet: et quid spei etc. Spei n'est compté que pour une syllabe. Si on met seulement quid pour ecquid, la mesure sera plus naturelle; peut être Terence avoit-il mis: ecquid sit reliquum spei.

Act. I. Sc. I. Sub init. propterea quod serviebas liberaliter. Lege: servibas.

Simo: et — id gratum fuisse etc. legere malim:

gaudeo,
Si tibi quid feci, aut facio, quod placeat, Simo;
Gratum id fuisse advorsum te, habeo gratiam.

Liberius vivendi fuit potestas. nam antea etc. ce vers a sept piés.

Lego: Liberius vivendi huic potestas. etc.

Quidquam attinere. enimvero spectatum satis. versus redundat.

Lego: Quidquam attinere. enim id ego spectatum satis.

Nam qui cum ingeniis conflictatur ejusmodi. versus redundat.

Lego: Nam qui cum ingeniis conflectitur ejusmodi.

Quae ibi aderant, forte unam aspicio adolescentulam. v. claudicat.

Lego: Quae ibi aderant, forte aspicio adolescentulam.

Accedo ad pedissequas. lego: pedisequas.

Sati cum periculo. lege: periclo.

Pro uxore habere hanc peregrinam. ego illud sedulo. v. claud. et red.

Lego: Pro uxore habere peregrinam hanc. ego sedulo.

Sati vehemens causa etc. Lege: Sat vehemens causa etc.

Quis igitur relictus est objurgandi locus? Lego: reliquus.

Mala mens, malus animus. leg. malu' animus; ainsi qu'en plusieurs autres endroits où le *s* se retranche.

Qui mihi exorandus est. lege: mihi qui etc.

Nunc tuum est officium. v. red. ni „tuum" legatur pro una syllaba.

Futuras esse audivit. Sed ipse exit foras. Lege: at ipse etc.

Sc. II. Dans cette Scène les vers sont presque tous de huit piés; mais le second vers est de quatre piés: Verebar quorsum evaderet: ce qui est extraordinaire. Au reste le sens est complet; et il ne faut pas dire que, ces deux premiers vers sont de six piés.

Sim. At nunc faciet etc. il manque un pié. lege: at nunc faciet, neque ut ego etc.

Dav. Quid hic volt. hic redundat. lege: quid volt.

Sim. Meum gnatum rumor est amare. Meum ne fait là qu'une syllabe; vel lege: mihi gnatum etc. aut: rumor meum est amare gnatum.

Sim. Omnes qui amant. qui, non eliditur.

Sim. eâ lege. ea, est là une syllabe.

Sim. An nondum etiam ne hoc quidem. ne, redundat pour le vers et il est inutile à cause de nondum. Lege: an nondum etiam hoc etc.

Dav. Nihil circuitione. aliter redundaret versus.

Il n'y a dans cette scène que trois vers de six piés:

Si sensero hodie quidquam in his te nuptiis etc.

Ils sont très bien placés; parcequ'en cet endroit Simon parle avec plus de vivacité que dans les autres vers.

Sc. III. Enim vero, Dave, nihil loci est etc. La première syllabe de Davus est commune. Horace la fait longue: Intererit multum Davusne loquatur an heros. et jusqu'ici Terence l'a faite longue.

Les vers sont encore de huit piés dans cette scène, jusqu'à, ad haec mala etc.

Sin opitulor etc. Sin redundat; lego: timeo: opitulor? Hujus etc.

Sive ista uxor, sive amica est, gravida e Pamphilo est. Ista redundat, pour le vers et pour le sens; lege: sive uxor, sive etc.

Les trois derniers vers: atqui ipsis etc. de 4 piés. bien placé.

Sed Mysis etc. de 6 piés. conveniam etc. de 8 piés.

Sc. IV. Vers de huit piés.

Audivi, Archilis. Versus claudicat; lege: exaudivi, Archilis etc.

Nec sati digna. Versus claudicat; lege: neque satis digna etc.

[7]) Als Probe mag Folgendes gelten:

In Eudaemonibus. v. Infandus. apud Nonium: postremo nemo aegrotus quicquam somniat. an quicquam somniat tam infandum, quod non aliquis dicat philosophus? forte sic possit restitui:

ac postremo quid libet
Somniet ægrotus, an ille quidquam somniat
Tam infandum, quod non dicat aliquis philosophus?

Ibid. v. colubra. Quid dubitatis adhuc, an sitis cercopitheci, an colubrae, an belluae, an de albu cibus labus Athenis. Fortasse, inquit Steph. pro albulabus reponendum sit attelabus, sauterelle. Je soupçonne que Varron parle ici aux Pyrrhoniens, qui doutoient, s'ils s'étoient bêtes ou hommes etc.

Ibid. v. arquatus: nam ut arquatis et veternosis, quæ lutea non sunt, aeque ut lutea videntur, sic insanis sani et furiosis videntur esse insani. Sic restituere conabar:

Nam veluti arquatis et veternosis ea
Quae lutea non sunt, aeque, ut si lutea forent,
Videntur esse; sic insani sentiunt
De sanis, et eos esse insanos autumant.

Ibid. v. canus. Et ecce de improviso ad nos accedit cana veritas Atticae philosophiae alumna. Lege:

Et ecce de improviso cana veritas
Ad nos accedit alumna philosophiae Atticae.

Ibid. v. merum. Tu non insanis, quod tibi vino corpus corrumpis mero?

Lege:

Tu non insanis, quod vino corpus tibi
Mero corrumpis?

In Eumenidibus. v. blitum. Empedocles natos homines ex terra ait, ut blitum.

Lege: Empedocles homines, ut blitum, natos ait ex terra.

Tamen eam adducam. Eam, non eliditur: vel lege: tamen eam adducam huc.

Quia compotrix ejus est: quia. Ita Phaedrus: nominor quia leo. Vel lege: quia haec compotrix etc.

Ibid. v. specula. Sed nos simulatque in summam speculam pervenimus,

Videmus populum futuris furiis incinctum, instinctum tribus.

Vide Sup. art. II. Diversim ferri exterritum formidine; ad vocem, exterritus. Summa specula, veut dire ici, la sagesse, la philosophie. populum, le reste des hommes.

In Hercule Socratico, immo in eo carmine qui inscribebatur: Hercules tuam fidem!... Noctu (c'est Hercule qui parle) Annibalis quum fugavi exercitum Tutanus, hoc Tutanus Romae nuncupor, hoc propter omnes, qui laborant, invocant.

Sic lege: Annibalis noctu quod fugavi exercitum
Tutando, nunc Tutanus Romae nuncupor:
Hoc propter omnes, qui laborant, me invocant.

In lege Maenia. v. Eunuchare. Si qui patriam majorem parentem extinguit, in eo culpa, quod facit pro sua parte is, qui se eunuchat, aut aliqua liberos producit.

Sic restituo: Aliquis se eunuchat, ne producat liberos?
Culpatur; quod idem parte pro sua facit,
Atque is, majorem qui parentem Patriam Exstinguit.

Ibid. v. spica. Neque in bona segete nullum est spicum nequam, neque in mala non aliquod bonum.

Sic lege: neque spicum nequam nullum est in segete bona;
Neque in mala non aliquod reperitur bonum.

Ibid. v. agens. non hos Pactolus aureas undas agens Eripiet unquam e miseriis.

[8]) In Björnſthal's Briefen überſetzt von Groskurd Bd. V. S. 168 wird unter den Seltenheiten der Desbillons'ſchen Bibliothek angeführt: Virgil Heidelberg 1599 e Bibliopolio Commeliniano in 8, mit vielen ſchriftlichen Anmerkungen von Guyet. Dieſer war ein großer Freund von Menage zu Paris; er hat verſchiedene Stücke in den Werken dieſes römiſchen Dichters durchgeſtrichen, mit dem Zuſatz, ſie ſeyen ſeiner nicht würdig. Im vorigen Jahrhundert ging man in Paris zu Menage, um dieſen Virgil als eine Seltenheit zu beſehen: dieſer Umſtand iſt in ſeinem Terenz angeführt.

[9]) Wir heben als Probe den Anfang dieſer Bemerkungen heraus und dann das allgemeine Urtheil Desbillons über den Commentar von Voltaire.

Le Cid. Acte II. Scène II. pag. 209.

Mes pareils à deux fois ne se font pas connoître;
Et pour leurs coups d'essai, veulent des coups de maître.

Qui se seroit imaginé, il y a vint ou trente ans, qu'un jour pourroit venir, où ces deux vers, que tout le monde sait par cœur, seroient condamnés, comme indignes du cothurne? Monsieur de Voltaire prononce sans restriction, que „Coups d'essai, Coups de maître" sont des „termes familiers, qu'on ne doit jamais employer dans le Tragique." Ceux qui auront le courage de lire jusqu'au bout son ennuieux commentaire, remarqueront plus d'une fois avec quelque surprise, qu'il relève lui même avec éloge des termes, bien moins nobles et bien plus familiers que ceux, dont il s'agit ici. Il tâche de faire sentir aux jeunes gens, qu'il veut former dans l'art de la Tragédie, que ces termes acquièrent de la dignité, quand on sait les employer à propos. Il ne resteroit donc, qu'à examiner, si les coups, dont Monsieur de Voltaire est blessé, ne pourroient pas être excusés par les circonstances. Mais j'ose m'assurer, que tout juge impartial, qui se représentera Rodrigue tel qu'il est, c'est à dire jeune, fier, vaillant, indigné contre le comte, dont il veut punir l'insolence, avoûra, qu'il se sert de termes si non fort nobles par eux mêmes, du moins très convenables par rapport aux circonstances. Notre sevère Critique prétend de plus, que l'endroit cité n'est qu'une répétition froide de ce beau vers:

La valeur n'attend pas le nombre des années.

Et tout fier de cette belle découverte, il ajoute: „Scuderi censuroit des beautés, et ne vit pas ce défaut." Mais à quel homme sensé fera-t-il voir un défaut, qui n'est que dans son imagination? à quel enfant même persuadera-t-il, que la pensée de ce dernier vers se retrouve dans celui-ci?

Et pour leurs coups d'essai, veulent des coups de maître.

On veut des coups de maître, parcequ'on a de la valeur: l'un suit de l'autre: la gradation est naturelle: l'un dit donc plus que l'autre. Tout ceci prouve assez, ce me semble, qu'il faut un peu se défier des décisions de Monsieur de Voltaire; et que ses „coups d'essai," en fait de commentaires, ne sont pas „des coups de maître."

Acte V. Scène V. (de Chimène et de D. Sanche) L'Académie, dit Monsieur de Voltaire, a condamné cette scène, et on peut voir les raisons qu'elle en apporte: mais, ajoute-t-il, il n'y a point de lecteur sensé, qui ne prévienne ce jugement. Voilà une décision bien plus sevère que celle de l'Académie, qui du moins ne montre aucune prétention sur les jugemens d'autrui. Cette scène me paroît non seulement belle, mais absolument necessaire au dénoûment de la pièce. La critique de l'Académie n'est juste que sur un point, qui est, que l'erreur de Chimène dure un peu trop long tems: encore n'oserois-je assurer, qu'en cela même Corneille s'est trompé; car il me semble, qu'on doit convenir, qu'il étoit essentiel, qu'en cette occasion la passion de Chimène parût avec eclat: or la poésie, même dramatique, demande que les passions se développent avec une certaine étendue, et qu'elles se soutiennent aussi long tems, que subsiste la chaleur qui les anime. Telle est la méthode de ceux des bons poètes anciens et modernes, qui ont le mieux connu le cœur humain. Ils peignent toujours dans la grande manière: ils n'étranglent jamais leur sujet; ils ne contraignent jamais les sentimens; ils ne resserrent jamais le jeu des passions. „Don Sanche," dit l'Académie, „pouvoit d'un seul mot apprendre à Chimène le succès du combat." Non, il ne le pouvoit pas vis-à-vis d'une amante au désespoir, qui croyant qu'elle a tout perdu, dès qu'elle apperçoit le rival de son amant, n'écoute plus rien, ne craint plus de manifester une passion, qu'elle a combattue avec tout le courage, que lui prescrivoit son devoir, et qu'elle croit n'être plus obligée de combattre, aussitôt que prenant pour évidence, ce-qui n'est qu'apparence trompeuse, elle est persuadée, que le cher et criminel objet, dont l'existence faisoit le crime de cette passion, n'existe plus. Les sentimens de l'Académie sur le Cid page 386. Monsieur de Voltaire soutient avec raison contre Scuderi et l'Académie, que Chimène consent, non pas à épouser Rodrigue le jour même, qu'il a tué son père, mais à voir seulement, si quelque jour elle ne pourra pas l'épouser. Il a tort néanmoins de supposer, avec ceux même qu'il réfute, que ce consentement se donne le jour même de la mort du Comte: il est évident, que ce ne fut que le lendemain. Quand on se mêle de commenter un auteur, il faut du moins le suivre dans sa marche.

Page 431 sur cet hémistiche de l'acte II. sc. VII.

Qu'un meurtrier périsse.

L'Académie prononce ainsi: „Ce mot meurtrier, qu'il (Corneille) repète souvent le faisant de trois syllabes, n'est que de deux.“ Sur quoi notre commentateur se contente de dire: „Meurtrier, sanglier sont de trois syllabes. Ce seroit faire une contraction très vicieuse, et prononcer Sangler, meurtrer, que de reduire ces trois syllabes très distinctes à deux.“ Ce savant grammairien, si versé dans la literature françoise, ignore-t-il, que c'étoit alors l'usage de ne faire ces mots que de deux syllabes, non pas en supprimant la lettre i, comme il se l'imagine, mais en la prononçant si legèrement, qu'elle ne faisoit qu'un son avec les lettres suivantes? Ne devoit-il pas savoir, que cet usage se trouve encore constamment suivi par Brebeuf dans sa Pharsale, qui ne parut que plusieurs années après le Cid?

Son commentaire est plein de negligences, d'inattentions, de décisions erronées ; on y trouve des contradictions; il y règne une certaine profusion de remarques grammaticales, souvent fausses, plus souvent inutiles, presque toujours ennuieuses; parmi les jugemens qu'on y porte, quelques uns sont vrais, utiles, instructifs, honorables pour la memoire du grand Corneille; mais dans la suite ils sont affoiblis et même détruits par d'autres jugemens que la malignite seule peut inspirer. Le lecteur impartial se revolte contre ce ton alternatif d'éloge outré et de critique passionnée, d'admiration fade et d'aigreur indécente. Corneille est loué sans cesse, et presque jamais on ne lui rend justice; il est grand, sublime, divin, quand on parle en général de son Cid, de son Horace, de son Cinna, de son Polyeucte, de son Pompée, de sa Rodogune, de son Heraclius; mais le resultat des observations qu'on fait sur ces chefs d'œuvre, c'est que ce sont des espèces de monstres seducteurs, dont le vain éclat ne doit plus désormais nous en imposer; on commence par elever leur Auteur jusqu'au ciel, ensuite on l'accable de l'enorme poids de mille défauts, inconnus pour la plupart jusqu'ici aux juges les plus clairvoyans, on fait jouer mille ressorts pour l'arracher du trône, où l'on vient de le placer, et pour le précipiter dans la fange; c'est une victime qu'on pare des plus belles fleurs, pour l'égorger; en gros c'est un Dieu; en detail c'est un poète, qui manque de goût, et qui souvent n'a pas le sens commun.

[10]) Ueber die hierher gehörige Literatur S. Meusel, Bibliotheca historica. Vol. IX. P. II. pag. 59. Die Abhandlung von Foncemagne iſt am Ende der Ausgabe: Maximes d'état ou Testament politique d'Armand du Plessis Cardinal Duc de Richelieu. Paris, 1764. 2 Bde. 8. Foncemagne ſchreibt über dieſe Ausgabe in einem Briefe vom 20. October 1764 an Desbillons:

Vous souviendroit-il d'une querelle littéraire, qui s'éleva en 1750, au sujet du Testament Politique du Cardinal de Richelieu, dont M. de Voltaire attaqua l'authenticité par une brochure intitulée: Des mensonges imprimés? Je répondis alors à ses objections par une lettre, qui eut quelque succès. Mes réponses l'ont si peu fait changer d'avis, que dans tous les ouvrages qu'il a publiés depuis, il a trouvé le moyen de placer quelque nouveau trait contre le pauvre Testament, avec une espèce d'acharnement, qui marquoit encore plus la passion que la conviction. Tout ce qui porte ici le nom de Richelieu s'est réuni, pour m'engager à donner une nouvelle édition de ma lettre, et d'y joindre la réfutation des objections postérieures: afin de m'y déterminer, ils ont eux mêmes fait donner une nouvelle édition du texte du Testament Politique, revû sur les mss., que j'avois indiqués; j'ai cédé à cette circonstance. Il paroit donc, depuis environ 15 jours, une édition du Testament du cardinal, suivie de ma lettre, mais absolument différente de la 1e: elle forme une brochure de 150 pages in-8. J'en ai demandé à l'inprimeur une centaine d'exemplaires tirés à part. Indiquez moi, Monsieur, par quelle voie je pourrai vous faire tenir, celui que je vous ai destiné. Je suis véritablement empressé de savoir ce que vous aurez pensé du fond et de la forme. Ceux qui l'ont lue m'en paroissent contens. Pour moi (soit dit entre nous) je le serois beaucoup, si cet écrit pouvoit contribuer à affaiblir l'autorité du plus élégant, mais du plus dangereux de nos écrivains, en matière de faits: ce seroit, je pense, avoir rendu un grand service à la jeunesse, pour qui les ouvrages de cet auteur sont dévenus des livres classiques.

In einem zweiten Brief vom 9. Januar 1765 äußert ſich Foncemagne weiter:

Je connoissois les nouveaux doutes de Mr. de Voltaire; et je vous avoue de bonne foi, mettons à part tout interêt d'auteur, qu'ils ne m'ont nullement paru des raisons de douter. Entre ces doutes, dont quelques uns mal qualifiés nouveaux ne sont que des répétitions des anciens, il n'y en a, ce me semble, aucun, qu'il ne me fût aisé de lever. Mais je n'ai pas cru, que la question fut assez importante, pour que je dusse me permettre d'en occuper plus long temps le Public. Je me serois même bien gardé, de renou-

veler cette vieille querelle, si je n'y avois été forcé par les instances réitérées de Madame la Duchesse d'Aiguillon et de Mr. le Maréchal de Richelieu, qui faisant donner en leur nom une édition du Testament Politique, ont désiré, qu'il ne reparut que couvert de son bouclier; c'est ainsi, qu'ils m'ont fait l'honneur d'appeler ma lettre. Je me suis rendu; et la façon extrêmement honnête, dont M. de V. a pris cette levée de bouclier, ne me donne pas lieu de m'en repentir. S'il vous restoit, à Vous, Monsieur, personellement quelque doute réel, qui laissât dans votre esprit le moindre nuage sur le fond, ayez la bonté de me le communiquer: je tâcherai de le dissiper. —

11) In einem Brief vom 20. Juni 1767 ſchreibt Fréron: Je ne puis Vous écrire par la poste, mon cher ami; c'est ce qui m'a empêchée de répondre tout de suite; mais je saisirai toutes les occasions sûres qui se présenteront. Und den 11. Mai 1764. Je Vous aurois écrit plutôt, si je n'étois sûr que les lettres sont décachetées à la poste. Den 20. Juni 1766. J'ai été tracassé par rapport aux Jésuites, au point que je n'ai plus osé écrire à aucun, attendu qu'on avait décacheté une de mes lettres, que j'avais écrite au Père Maeolles et qu'on voulait m'en faire un crime.

---

4) Subrector **Vögele** aus Anweiler: **Ueber Art und Weiſe des Vortrags der Geſchichte an gelehrten Anſtalten.**

Da der Mangel an Raum nicht geſtattet, den Vortrag in ſeinem ganzen Umfang aufzunehmen, ſo folgt hier mit Einwilligung des Verfaſſers folgende Skizze: Die Geſchichte, behauptet er, müſſe, wenn ſie in gelehrten Anſtalten vorgetragen werde, vorzugsweiſe biographiſch gelehrt werden; nur ſo könne ſie den Erfolg haben, den man von ihr erwarte. Dieſe Behauptung beruhe

1) auf dem tief im menſchlichen Geiſte liegenden Geſetze, daß man beim Leichtern und Anſchaulichen anfange, und dann zum Schwerern und Zuſammengeſetztern übergehe;

2) auf der Würde und dem Weſen der Geſchichte ſelbſt;

3) auf der Art und Weiſe, wie die Alten geſchrieben hätten.

Nun ſey zunächſt die Frage zu beantworten, welche Perſönlichkeiten aus dem Gebiete der Geſchichte ausgewählt werden ſollten. — Natürlich dürften nur ſolche Völker genommen werden, die reich an großen Männern ſeyen, und ſonach durch dieſe das menſchliche Leben nach allen Seiten hin kräftig entfalteten; doch müſſe man hierbei das Wirken großer Staatsmänner und Helden, wie die Thätigkeit der Gelehrten und Künſtler gleichmäßig behandeln. Dazu eigneten ſich nun unter den Völkern der alten Welt beſonders Juden, Griechen und Römer. In der mittleren Geſchichte ſeyen folgende Punkte feſtzuhalten: Chriſtenthum, Pabſtthum, Kaiſerthum, Kreuzzüge und Ritterthum, Wiſſenſchaft, Kunſt und Städteleben; in der neuern: die Reformation und ihre Folgen, das Zeitalter Ludwig's **XIV.**, die franzöſiſche Revolution ꝛc. In Wiſſenſchaft und Kunſt müßten die einzelnen Zweige derſelben den Faden geben.

Eine ſolche Behandlung der Geſchichte wäre übrigens nur dann möglich, wenn die einzelnen Theile derſelben nach den Claſſen ſcharf getrennt würden, wenn ſtatt des langweiligen Erlernens von Zahlen ꝛc. Lectüre eines geſchichtlichen Buches einträte, und dieſes als Stoff zu Ueberſetzungsübungen, als Muſterbuch eines guten ſchönen Stiles zur Erlernung deutſcher Sprache benützt würde. Dadurch errege man gewiß größeres Intereſſe, bewirke tieferen, nachhaltenden Eindruck und feuere zur Nachahmung an, des großen Vortheils nicht zu gedenken, daß auf jeden Fall

Zeit für den Knaben gewonnen werde, indem die Geſchichte, ſo vorgetragen, ſich leicht mit andern Zweigen des Unterrichtes verbinden laſſe. — Was nun die Sprache betreffe, ſo müſſe ſie einfach, natürlich und klar ſeyn, dürfe jedoch, wenn die Würde des Stoffes es erfordere, ans Poetiſche und Rhetoriſche ſtreifen. —

Endlich giebt der Verfaſſer noch zum Belege ſeiner Behauptung die Biographieen von Pericles, von Jeſus Chriſtus und eine an die Entwicklung des Chriſtenthums geknüpfte Darſtellung des Mittelalters. —

Verzeichniss der Mitglieder

der

zweiten Verſammlung der deutſchen Philologen und Schulmänner in Mannheim.

(Geordnet nach ihrer Einzeichnung in das Album).

1. Zell, Dr., Miniſterialrath von Carlsruhe.
2. Thierſch, Fr., Dr., Hofrath aus München.
3. Voegelé, Ludwig, Subrector aus Anweiler.
4. Brummer, A., Direktor und Profeſſor zu Heidelberg.
5. Feldbauſch, F. S., Profeſſor zu Raſtatt.
6. Ruckdeſchel, Wolfg., Studienlehramtsverweſer aus Nürnberg.
7. Beck, Dr., Profeſſor am Lyceum zu Raſtatt.
8. Scharpff, Profeſſor aus Rotweil a. N.
9. Schneidewin, Profeſſor aus Göttingen.
10. Oſiander, v., Profeſſor und Kreisſchulinſpector aus Stuttgart.
11. Heigelin, Diakon und Schulinſpector aus Stuttgart.
12. Schilling, Guſt., Dr., Hofrath aus Stuttgart.
13. Pahl, M., Rector am Lyceum in Oehringen.
14. Bäumlein, Dr., Profeſſor aus Heilbronn.
15. Kapff, Profeſſor, Rectoratsverweſer aus Heilbronn.
16. Hermann, Carl Friedr., Dr., Profeſſor aus Marburg.
17. Nokk, Gymnaſiums-Direktor aus Bruchſal.
18. Keck, Profeſſor aus Bruchſal.
19. Schuch, Profeſſor aus Bruchſal.
20. Caeſar, J., Dr., aus Marburg.
21. Lotthammer, G., Hauslehrer in Schatthauſen.
22. Pauly, Auguſt, Profeſſor in Stuttgart.
23. Fickler, Carl Aler., Profeſſor und Gymnaſiumsdirektor aus Donaueſchingen.
24. Frick, Joſeph, Dr., Profeſſor vom Gymnaſium zu Freiburg.
25. Scharpf, Gymnaſiums-Direktor von Offenburg.
26. Schwemmlein, Profeſſor von Offenburg.
27. Grieshaber, Profeſſor von Raſtatt.
28. Gockel, Profeſſor von Carlsruhe.
29. Soldan, Dr., Gymnaſiallehrer von Hanau.
30. Seiz, Carl, Lehramtspractikant aus Conſtanz.
31. Backhauſen, Candidat der Philologie aus Jena.
32. Fabri, Dr., Profeſſor am Gymnaſium zu Nürnberg.
33. Böckh, Profeſſor aus Carlsruhe.
34. Schilling, Chriſtian, Prof. aus Heidelberg.
35. Stetter, Candidat von Heidelberg.
36. Jaeger, Hofrath, von Speyer.
37. Pleitner, Subrector aus Pirmaſens.
38. Spenner, Dr., Profeſſor aus Freiburg i. B.
39. Ehrenfeuchter, Fr., Pfarrkandidat aus Mannheim.
40. Behaghel, P., Profeſſor in Mannheim.

41. Biſſinger, C., Lyceumslehrer in Mannheim.
42. Döll, Chr., Profeſſor in Mannheim.
43. Kilian, Profeſſor in Mannheim.
44. Behaghel, Joh. Gg., Prof. in Heidelberg.
45. Hantſchke, J. C. L., Dr., Profeſſor aus Elberfeld.
46. Gerlach, Dr., Profeſſor aus Baſel.
47. Viſcher, Dr., Profeſſor aus Baſel.
48. Louis, D., Director der höhern Bürgerſchule zu Heidelberg.
49. Steinmetz, Dr., Oberſtudienrath und Direktor zu Mainz.
50. Wiegand, Dr., Direktor des Gymnaſiums zu Worms.
51. Creuzer, Fr., Geheimerath aus Heidelberg.
52. Moſer, Dr., Rector und Kreisſchulinſpector in Ulm.
53. Bayer, Carl, Dr., aus Erlangen.
54. Gräff, Hofrath, Profeſſor aus Mannheim.
55. Vierordt, Hofrath aus Carlsruhe.
56. Bender, Heinr., Profeſſor aus Weinheim.
57. Stoy, Dr., aus Weinheim.
58. Münſcher, Dr., Gymnaſial-Direktor aus Hersfeld.
59. Wiskemann, Dr., Gymnaſial-Lehrer aus Hersfeld.
60. Feuſſner, Dr., Gymnaſial-Lehrer aus Hanau.
61. Münſcher, Gymnaſial-Lehrer aus Hanau.
62. Lerſch, Dr., aus Bonn.
63. Keller, Rector aus Rottweil in Würtemberg.
64. Zennegg, Lehrer an der latein. Lehranſtalt in Hall a. K.
65. Lange, Ed., Principal du collége de Wissembourg.
66. Weber, G., Dr., an der höheren Bürgerſchule zu Heidelberg.
67. Bähr, Chr., Hofrath und Profeſſor aus Heidelberg.
68. Kärcher, Geh. Hofrath aus Carlsruhe.
69. Gratz, Prof., Hofbibliothekar aus Carlsruhe.
70. Süpfle, Profeſſor aus Carlsruhe.
71. Geiſt, Dr., Direktor aus Gießen.
72. Soldan, Dr., Gymnaſial-Lehrer aus Gießen.
73. Streuber, Wilh. Theodor, Doctor der Philoſophie aus Baſel.
74. Schacht, Dr., Oberſtudienrath aus Darmſtadt.
75. Thudichum, Dr., Gymnaſialdirektor aus Büdingen.
76. Kayſer, Dr., Privatdocent aus Heidelberg.
77. Winterwerber, Pfarrer, aus Mannheim.
78. Jacobs, Oberbibliothekar aus Gotha.
79. Roſt, Dr., aus Gotha.
80. Nüßlin, Dr., Profeſſor und Geh. Hofrath aus Mannheim.
81. Weber, Dr., Profeſſor aus Weimar.
82. Rein, Dr., Profeſſor aus Eiſenach.
83. Weil, Dr., Univerſitäts-Bibliothekar aus Heidelberg.
84. Kayſer, Pfarrvikar aus Heidelberg.
85. Seiſen, Licentiat und Privatdocent aus Heidelberg.
86. Kayſer, Gymnaſiallehrer aus Darmſtadt.
87. Pahl, Rector am Lyceum in Tübingen.
88. Wittich, A., am Sillig'ſchen Inſtitut zu Vevey.
89. Pütz, W., Gymnaſialoberlehrer aus Düren.
90. Sander, Ed., Prof. am Gymnaſium zu Luzern.
91. Schall, Prof. am Gymnaſium zu Stuttgart.
92. Schmid, Rector am Pädagogium in Eßlingen.
93. Oettinger, L., Dr., Profeſſor aus Freiburg.
94. Oſann, Dr. und Profeſſor aus Gießen.
95. Hillebrand, Oberſtudienrath und Profeſſor aus Gießen.
96. König, Abbé, Penſions-Direktor zu Sigolsheim im Elſaß.
97. Leber, Profeſſor von Carlsruhe.
98. Rappenegger, Profeſſor aus Mannheim.
99. Kuhn, Dr., Profeſſor in Tübingen.
100. Freudenberg, Johann, Oberlehrer in Münſtereifel.
101. Fuiſting, Wilh., Dr., Oberlehrer in Münſter.
102. Knebel, Heinr., Dr., Oberlehrer in Kreuznach.
103. Menn, C., Gymnaſiallehrer in Düſſeldorf.
104. Süpfle, Dr., von Heidelberg.
105. Bender, K., von Weinheim.
106. Roth, K. L., Dr., von Baſel.

107. Seebold, C., Dr. aus Kirburg, bisher Oberlehrer an der Schule zu Rugby in der Grafſchaft Warwick.
108. Oſiander, Dr., Profeſſor von Maulbronn in Würtemberg.
109. Hildebrand, Dr., Profeſſor in Breslau.
110. Welcker, F. G., Dr., Profeſſor und Oberbibliothekar in Bonn.
111. **Michelant de Metz, Licencié en droit, membre de plusieurs sociétés.**
112. Suringar, W. H., Stadtrath von Leeuwarden und Ständemitglied von Friesland in Holland.
113. Schmid, Bernhard, Dr. der Theologie und Miſſionar von Jena.
114. Sauppe, Hermann, Dr., Profeſſor und Oberbibliothekar aus Zürich.
115. Eiſenlohr, Wilh., Profeſſor in Mannheim.
116. Ritſchl, Dr., Profeſſor aus Bonn.
117. Schwebel-Mieg, Licentiat der Theologie aus Straßburg.
118. Milſter, Prof. u. Bibliothekar zu Speyer.
119. Hauber, Ephorus des evangeliſchen Seminars in Maulbronn.
120. Durſy, Subrector an der lateiniſchen Schule zu Dürkheim.
121. Lange, G., Dr., Gymnaſiallehrer zu Worms.
122. Piſtor, C. Th., Dr., Gymnaſiallehrer aus Darmſtadt.
123. Dittmar, Heinr., Dr., Subrector an der lat. Schule zu Grünſtadt.
124. Wagner, C., Dr., Gymnaſiallehrer zu Darmſtadt.
125. Börſch, Decan und Diſtriktsſchulinſpector in Neuſtadt an der Haardt.
126. Sachs, C., Profeſſor in Mannheim.
127. Finger, Aug., Dr., Lehrer in Weinheim.
128. Schaezler, J., Vicar aus Landau.
129. Loeffler, Vicar aus Ippelheim bei Speyer.
130. Maurer, Wilh., Profeſſor von Carlsruhe.
131. Doederlein, Ludw., Dr. und Profeſſor aus Erlangen.
132. Hoffmeiſter, K., Direktor aus Kreuznach.
133. Hennes, J. H., Gymnaſiallehrer aus Cöln.
134. Peters, Oberlehrer an der höhern Bürgerſchule in Cöln.
135. Reuter, Dr., Profeſſor der Mathematik in Aſchaffenburg.
136. Gau, Dr., Subregens aus Cöln.
137. Goos, Vicar aus Mauer.
138. Lamey, J., Lehrer an der höhern Bürgerſchule in Weinheim.
139. Vatter, J. A., Studienlehrer an der latein. Schule zu Miltenberg.
140. Haaſe, Dr., Oberlehrer in Schulpforte.
141. Walz, Dr., Profeſſor an der Univerſität zu Tübingen.
142. Heerwagen, Dr., Studienlehrer in Frankenthal.
143. Haas, Subrector in Kaiſerslautern.
144. Brünings, Subrector aus Frankenthal.
145. Wilckens, Kirchenrath aus Mosbach.
146. Schwarz, W., Dr., Pfarrer in Mannheim.
147. Roller, R., Lehrer am Pädagogium zu Pforzheim.
148. **Le Chevalier de Tejada de Madrid.**
149. Züllig, Th., Dr., aus Heidelberg.
150. v. Langsdorf, Decan von Hoffenheim.
151. Nueßlé, Pfarrer in Sandhofen.
152. Banfield, C., aus München.
153. Schaum, Dr., Gymnaſiallehrer in Gießen.
154. Wilckens, K., Stadtpfarrer und Cuſtos der antiquariſchen Geſellſchaft in Sinsheim.
155. Obbarius, Th., Dr. aus Weilburg.
156. Heinen, Dr., Direktor der Realſchule zu Düſſeldorf.
157. Schwarzmann, A., aus Oberkirchberg.
158. Herrmann, Joh. Phil., Hauslehrer in Mannheim.

Verhandlungen

der

dritten Verſammlung

deutſcher

Philologen und Schulmänner

in

Gotha 1840.

Gotha.
Verlag von Carl Gläſer.
1841.

Dem

durchlauchtigſten regierenden Herrn Herzog

zu Sachſen Coburg-Gotha,

Herrn

Ernſt dem Dritten,

dem erhabenen Beſchützer der Künſte,

dem edelmüthigen Pfleger der Wiſſenſchaften,

als

ein Zeichen der Dankbarkeit

für huldreiche Theilnahme und großmüthige Unterſtützung

in tiefſter Unterthänigkeit gewidmet

von

der dritten Verſammlung deutſcher Philologen und Schulmänner.

Statuten

des

Vereins deutscher Philologen und Schulmänner.

---

§. 1.

Die Unterzeichneten vereinigen sich zu einer philologischen Gesellschaft, welche zum Zwecke hat:

a) das Studium der Philologie in der Art zu befördern, daß es die Sprachen (Grammatik, Kritik, Metrik) und die Sachen (den in den schriftlichen und artistischen Denkmälern niedergelegten Inhalt) mit gleicher Genauigkeit und Gründlichkeit umfaßt;

b) die Methoden des Unterrichts mehr und mehr bildend und fruchtbringend zu machen, so wie den doctrinellen Widerstreit der Systeme und Richtungen auf den verschiedenen Stufen des öffentlichen Unterrichts nach Möglichkeit auszugleichen;

c) die Wissenschaft aus dem Streite der Schulen zu ziehen, und bei aller Verschiedenheit der Ansichten und Richtungen im Wesentlichen Uebereinstimmung, so wie gegenseitige Achtung der an demselben Werke mit Ernst und Talent Arbeitenden zu wahren;

d) größere philologische Unternehmungen, welche die vereinigten Kräfte oder die Hülfe einer größern Anzahl in Anspruch nehmen, zu befördern.

§. 2.

Zu diesem Zwecke achten sie für nöthig:

a) sich gegenseitig durch Rath und Mittheilung nach Möglichkeit zu unterstützen;

b) in einem schon bestehenden oder neu zu begründenden philologischen Journale Anzeigen und Beurtheilungen neu erschienener Schriften und Abhandlungen in dem oben bezeichneten Sinne niederzulegen;

c) in ihren umfassendern Arbeiten nach denselben Grundsätzen zu verfahren, und sie unter ihren Freunden nach Möglichkeit zu verbreiten;

d) sich an bestimmten Orten und in noch zu bestimmenden ein- oder zweijährigen Zeiträumen zu gegenseitigen Besprechungen und Mittheilungen zu vereinigen.

§. 3.

In jenen Versammlungen finden Statt:

a) Mittheilungen aller Art über neubegonnene und eingeleitete Unternehmungen und über neue Untersuchungen auf dem Gebiete der Philologie;

b) Berathungen über Arbeiten, welche zu unternehmen den Zwecken der Gesellschaft förderlich ist, und über die Mittel ihrer Ausführung;

c) conversatorische Behandlung schwieriger Punkte im Gebiete der Philologie und der Methodik des Unterrichts;

d) zusammenhängende Vorträge, jedoch nur über Gegenstände, über welche die Gesellschaft die Ansicht eines ihrer Mitglieder zu hören im Voraus beschlossen, oder welche der jeweilige Vorstand genehmigt hat *);

e) Berathungen über den Ort, die Zeit und den Vorstand der nächsten Vereinigung und über die Punkte, welche in ihr etwa zur besondern Berathung gebracht werden sollen.

§. 4.

Ein jeder Philolog kann der Gesellschaft als Mitglied beitreten, welcher dem Staate, dem er angehört, die nöthige Gewähr seiner Kenntnisse und Gesinnungen dadurch gibt, daß er an Gymnasien oder Universitäten lehrt, oder gelehrt hat, oder in einem andern öffentlichen Amte steht.

Auch Schulmänner, welche die übrigen Zweige des höhern öffentlichen Unterrichts, als Mathematik, Physik, Geschichte und Geographie, besorgen, sind eingeladen an den Versammlungen Theil zu nehmen. Sie vertreten dort die von ihnen gelehrten Gegenstände.

Die Mitglieder des Vereins der Schulmänner des nördlichen Deutschlands sind eingeladen sich auch dieser Vereinigung anzuschließen.

§. 5.

Kein dem Vereine Beigetretener ist zu irgend einer Dauer seines Beitritts, noch zu irgend einer Leistung für die Gesellschaft verpflichtet. Jede Theilnahme ist eine freiwillige.

§. 6.

Dem für den nächsten Zusammentritt bestimmten Vorstande **) liegt jedes Mal ob für diesen Zusammentritt die Genehmigung derjenigen deutschen Regierung zu suchen, in deren Gebiete die Versammlung Statt finden soll.

§. 7.

Für die erste Zusammenkunft wird Nürnberg und der Michaelistag des Jahres 1838 bestimmt.

Göttingen, den 20. September 1837.

(Folgen die Unterschriften.)

*) Nach dem Beschlusse der dritten Versammlung können Vorträge, die vom Blatte gelesen werden sollen, nur dann Berücksichtigung finden, wenn dieselben dem jedesmaligen Vorstande einige Zeit vor Eröffnung der Versammlung zugeschickt worden sind. Vgl. unten das Protokoll der dritten öffentlichen Sitzung.

**) welcher aus einem Präses und einem Vice-Präses besteht. Vgl. unten das Protokoll der dritten öffentlichen Sitzung.

I.

Protokoll

der

vorbereitenden Sitzung.

Gotha, am 29. September 1840.

Die vorbereitende Sitzung eröffnete früh um 8 Uhr Professor **Dr. Rost** als Stellvertreter des dießjährigen Präsidenten, Geheimen Hofrath Jacobs, mit wenigen einleitenden Worten, die etwa so lauteten:

„Gewiß, meine hochzuverehrenden Herren, beklagen Sie Alle eben so aufrichtig und innig als ich, daß der ehrwürdige und allgemein verehrte Friedrich Jacobs, welchen die zweite Versammlung der Philologen und Schulmänner in Mannheim zum Präses der am heutigen Tage zu constituirenden dritten Versammlung erwählte, nicht in eigner Person die Geschäftsleitung des Vereins übernehmen kann, und daß Ihre Blicke das theure Haupt des milden und edlen Greises auf dieser Tribüne vergeblich suchen. Auch ihm ist dieß eine schwere Entbehrung, wie Sie selbst leicht ermessen, da Sie wissen, wie erfreulich ihm der nähere Verkehr mit Ihnen ist, und da Sie aus seiner freundlichen Begrüßungsschrift *) den lebendigen Ausdruck der ungeschwächten Fortdauer seiner liebevollen Gesinnungen gegen Sie Alle vernommen haben. Indeß ihm, dem so reich- und hochbegabten, hat im späteren Alter die Natur das Vernehmen der Mittheilungen aus weiterem Kreise versagt, und so hat er mir, seinem Stellvertreter, die heutigen Geschäfte übertragen, mir, dem wunderbarer Weise ein zufälliges Uebel die vernehmliche Mittheilung an Andere gehemmt hat **). So kann ich denn nur bedauern, daß ein Geschäft, welches ich so freudig übernahm, mir äußerlich erschwert wird, noch mehr aber, daß ich durch halb verstümmelte Töne Ihr Ohr beleidigen soll."

Nach diesen Worten verlas der Vice-Präsident die Statuten des Vereins und forderte die Versammlung zur Wahl der Büreaubeamten auf. Auf seinen Vorschlag wurden Prof. Dr. Wüstemann aus Gotha, Prof. Dr. Rein aus Eisenach und Gymnasiallehrer Dr. Habich aus Gotha zu Secretären der dießjährigen Versammlung ernannt. Demnächst wurde das Namensverzeichniß der bis jetzt eingetroffenen 168 Mitglieder vorgelesen, und der Vice-Präsident erklärte, nachdem auf diese Weise den statutenmäßigen Anforderungen zum Zusammentritt des Vereins Genüge geleistet sei, die dritte Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner für gesetzmäßig constituirt. „Möge dieselbe", setzte er hinzu, „gedeihlich wirken für die philologischen

*) Diatribes de re critica aliquando edendae capita duo, quibus, ut totius operis specimine, clarissimos Graecae Latinaeque antiquitatis cultores Gotham congressos omni qua par est verecundia salutatos volebat Fridericus Iacobs, phil. doct. Gothae.

**) Prof. Rost war in Folge eines Katarrhs von bedeutender Heiserkeit befallen.

Wiſſenſchaften! möge durch ſie unter den deutſchen Philologen Eintracht und gegenſeitige Achtung begründet und befeſtigt, und der Geiſt wahrer Humanität in Geſinnung und That allgemein verbreitet werden!"

Der Vice-Präſident ſprach nun zunächſt den lebhaften Dank aus, zu welchem der Verein durch die Gnade des Durchlauchtigſten Herzogs, durch das freundliche Entgegenkommen der Einwohner der Stadt und der ſtädtiſchen Behörden, namentlich auch durch die unverdroſſenen Bemühungen des aus einer Anzahl angeſehener Beamten und achtbarer Männer der hieſigen Bürgerſchaft beſtehenden Comités verpflichtet worden ſei. Er theilte der Verſammlung mit, daß von Sr. Durchlaucht nicht nur die Genehmigung zum Zuſammentritt des Vereins in hieſiger Stadt freudig ertheilt, ſondern auch die zur Förderung der Zwecke des Vereins nöthigen Geldmittel auf die liberalſte Weiſe bewilligt, daß ferner zu den wiſſenſchaftlichen und Kunſtſammlungen auf dem hieſigen Reſidenzſchloſſe den Mitgliedern des Vereins während der Dauer der Verſammlung freier Zutritt geſtattet, und daß endlich von Sr. Durchlaucht an die Verſammlung die gnädige Einladung zu einem Beſuche auf dem Luſtſchloſſe Reinhardtsbrunn ergangen ſei, und die Stadt ſich freundlich erboten habe die Vereinsglieder auf Koſten des Aerariums dorthin in ſtattlichen Wagen geleiten zu laſſen. Mit freudiger Zuſtimmung vernahm die Verſammlung, daß in ihrem Namen der Vice-Präſident die huldvolle Einladung Sr. Durchlaucht ſowohl, als das freundliche Anerbieten der Stadt angenommen habe.

Es folgte dann die Erwähnung der angemeldeten Vorträge:

1) Ueber die Bedeutung der heſiodeiſchen Weltalter, von Prof. Dr. Hermann aus Marburg.
2) Ueber Ariſtophanes als äſthetiſchen Kritiker, von Dr. Gräfenhan aus Eisleben.
3) Ueber den gegenwärtigen Zuſtand der homeriſchen Kritik, von Dr. Geppert aus Berlin.
4) Ueber die hiſtoriſche Darſtellung in Taciti Germania, von Prof. Dr. Gerlach aus Baſel.
5) Was können die Gymnaſien zur Wiederherſtellung der öffentlichen Beredtſamkeit beitragen, von Collaborator Günther aus Halle.
6) Ueber den ſucceſſiven Unterricht in den auf Gymnaſien zu lehrenden Sprachen, von Director Rothert aus Lingen.
7) Ueber die Staatsweisheit der Römer, wie ſie ſich auch im Strafrecht offenbart, von Prof. Dr. Rein aus Eiſenach.
8) Ueber eine neue Benutzung der Lithographie für wichtige philologiſche Zwecke, von Prof. Dr. Ritſchl aus Bonn.
9) Warum iſt ein allgemeiner Schulplan für Deutſchland nicht vorzuſchlagen, und was iſt ſtatt ſeiner zu wünſchen? von Hofrath Thierſch aus München.
10) Vorſchlag zu einem Lehrbuche der chriſtlichen Religion für die obern Claſſen der Gymnaſien, von Conſiſtorialrath und Superintendent Bach aus Ohrdruff.
11) Ueber ſeine Methode des mathematiſchen Unterrichts in gelehrten Schulen, von Prof. Ohm aus Berlin.

Als hierauf der Vice-Präſident diejenigen Mitglieder, welche außer den genannten noch Vorträge zu halten wünſchten, zur Meldung aufforderte, erbot ſich Miſſionar Dr. Schmid aus Jena einige Notizen über Oſtindien, namentlich über die Sprache des Volks mitzutheilen,

und äußerte den Wunſch, daß der Verein ihm Fragen vorlegen möge, die ihn zu ausführlicheren Erörterungen über dieſen Gegenſtand veranlaſſen könnten. Der Vice-Präſident erwiederte, daß der Verein dieß Anerbieten gewiß dankbar benutzen werde, und forderte zugleich diejenigen Mitglieder, welche Fragen zu ſtellen wünſchten, auf ihm dieſelben ſchriftlich an einem der nächſten Tage zu überreichen. Außerdem kündigte Geh. Hofrath Rüßlin aus Mannheim an, daß er bereit ſei den Bericht über die Suringarſche Stiftung in einer der folgenden Sitzungen abzuſtatten.

Der Vice-Präſident erwähnte nun, daß der dritten Verſammlung durch die zweite die Verpflichtung auferlegt ſei über einen allgemeinen Schulplan für Deutſchland zu berathen, fügte aber hinzu, daß dieſer Gegenſtand durch den von Hofrath Thierſch angekündigten Vortrag und die darüber einzuleitenden Discuſſionen zur Erledigung kommen werde. Hieran reihete der Vice-Präſident die Mittheilung, daß der Durchlauchtigſte Erbprinz Ernſt von Sachſen Coburg-Gotha, ein an Geiſt und Gemüth gleich ausgezeichneter, durch vielſeitig gründliche Bildung und rege Theilnahme an allen wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen hervorragender Fürſt, den Wunſch geäußert habe, daß der Verein ſich damit beſchäftigen möge, auf der von Adelung errichteten und durch bedeutende Sprachforſcher bis auf Jacob Grimm herab weiter verfolgten Grundlage eine Feſtſtellung der in vielen Punkten noch ſchwankenden deutſchen Orthographie zu vermitteln. Dieſe Mittheilung ward allgemein mit freudiger Verehrung vernommen, die Wichtigkeit und Zweckmäßigkeit der Aufgabe gebührend anerkannt und der Beſchluß gefaßt, daß, da es für jetzt an den nöthigen Vorlagen zur Berathung des Gegenſtandes mangele, eine würdige Löſung der Aufgabe der nächſten und allen folgenden Verſammlungen dringend empfohlen werden ſolle.

Demnächſt zählte der Vice-Präſident die der Verſammlung gemachten Widmungen und Geſchenke auf:

1) Von Ober-Conſiſtorialſecretär Adolf Bube ein Gedicht auf den Tod Ottfried Müller's, welches an alle Mitglieder vertheilt worden war.
2) Von Geh. Hofrath Eichſtädt in Jena ein lateiniſches Begrüßungsgedicht an die Verſammlung, von welchem 20 Exemplare zur Vertheilung an des Verfaſſers nähere Freunde eingeſendet waren.
3) Von Dr. Dübner in Paris eine Bearbeitung von Philodemi fragmenta περὶ ποιημάτων, wovon 3 Exemplare vorläufig eingegangen, 100 andere aber noch zu erwarten waren, die leider erſt am Tage nach dem Schluß der Verſammlung ankamen. Als ſchätzenswerthe Zugabe fanden ſich ebenfalls für den Verein beſtimmt daneben mehrere Exemplare des Auguſtheftes der zu Paris unter der Redaction von E. Miller und A. Aubenas erſcheinenden Revue de bibliographie analytique ou compte rendu des ouvrages scientifiques et de haute littérature publiés en France et à l'étranger: paraissant tous les mois *).

*) Das Journal iſt im Anfang dieſes Jahres gegründet und ſoll außer den auf dem Titel angekündigten Berichten auch Nachweiſungen über Manuſcripte auf der königlichen Bibliothek zu Paris geben. Das Abonnement auf den Jahrgang beträgt für das Ausland 35 Fr. — Subſcriptionen nimmt die Buchhandlung Brockhaus und Avenarius in Leipzig an.

4) Von der Beckerſchen Buchhandlung in Gotha Philologia Gothana, ein Verzeichniß der von Gothanern verfaßten oder in Gotha gedruckten philologiſchen Schriften. (Manuſcript.)
5) Von Reinthaler, Vorſteher des Martinsſtifts in Erfurt, zwanzigſter Jahresbericht über das Martinsſtift und zwei Denkblätter „Dr. Martins noch grünender Zweig im Martinsſtifte zu Erfurt."

Außer dieſen eben ſo werthvollen als erfreulichen Gaben erhielt der Verein im Laufe der dießjährigen Verſammlung noch mehrere Beweiſe freundlicher Aufmerkſamkeit von Seiten mehrerer hochgeachteter Einwohner Gotha's. Herr Cabinetsrath Madelung hatte die Güte alltäglich die Blätter der Gothaiſchen Zeitung, welche über den Verein Berichte enthielten, an ſämmtliche Mitglieder vertheilen zu laſſen, und Herr Dr. Friedrich Perthes und Herr Friedrich Becker erfreuten den Verein durch das Geſchenk von 100 lithographirten Blättern eines facſimilirten Bibelcoder und der arabiſchen Handſchrift des liber climatum, beide von Herrn Uckermann nach der von ihm erfundenen Methode gefertigt.

Die Verſammlung votirte einſtimmig ihren Dank für dieſe freundlichen Gaben und beſchloß, daß das Eichſtädt'ſche Gedicht in den Verhandlungen mit abgedruckt werden ſolle.

Nachdem hierauf der Vice-Präſident der trefflich ausgeführten Münze gedacht hatte, welche ein Gothaiſcher Künſtler Helfricht mit Fr. A. Wolf's wohlgetroffenem Bilde zum Andenken an die dießjährige Verſammlung des Vereins geprägt hatte, machte er die Verſammlung mit den an ſie gerichteten Anträgen bekannt. Es waren dieß folgende:

1) Antrag von Director Jacob in Lübeck auf Ausdehnung und Befeſtigung des Philologenvereins;
2) Antrag des Dr. Barth, Erbherrn auf Kleinhänchen, Neradit und Neuhof bei Bautzen, zu einer Bibliotheca classica.

Zuletzt wurde die Tagesordnung für die folgenden öffentlichen Sitzungen berathen und in der von dem Vorſitzenden vorgeſchlagenen Art genehmigt. Während dieſer Berathung hatte Hofrath Thierſch den Profeſſor Comthur Gottfried Hermann aus Leipzig, deſſen Anweſenheit und Theilnahme an der Verſammlung mit lautem Enthuſiasmus von Allen begrüßt worden war, aus dem Saale entführt, und der Vice-Präſident ſtellte jetzt an die Verſammlung den Antrag dem gefeierten Manne in einer eignen Adreſſe die hohe Verehrung und Anerkennung ſeiner großen Verdienſte um die Förderung der Sprach- und Alterthumswiſſenſchaft auszudrücken, und erklärte zugleich, daß Profeſſor Ritſchl aus Bonn die Güte gehabt habe bereits einen Entwurf zu einer Votivtafel zu machen. Dieſer wurde vorgeleſen und durch allgemeine Acclamation angenommen.

Hiermit wurde die vorbereitende Sitzung geſchloſſen und es beſtiegen die ſämmtlichen Vereinsmitglieder, nachdem ſie aus der Hand des Vice-Präſidenten die vom Hofmarſchallamt ausgefertigten, auf der Rückſeite mit einer lithographirten Abbildung des Luſtſchloſſes Reinhardtsbrunn geſchmackvoll verzierten Einladungskarten in Empfang genommen hatten, die durch die ſtädtiſche Liberalität für ſie in Bereitſchaft gehaltenen Wagen, um der huldvollen Einladung Sr. Herzoglichen Durchlaucht zu folgen.

II.

Protokoll
der
erſten öffentlichen Sitzung.

Gotha, am 30. September 1840.

Tagesordnung.

Eröffnungsrede des Präſidenten.
Vorlegung der Stademann'ſchen Rundzeichnung von Athen durch den Vice-Präſidenten.
Collaborator Günther aus Halle: Was können die Gymnaſien zur Wiederherſtellung der öffentlichen Beredtſamkeit beitragen?
Prof. Ritſchl aus Bonn: Ueber eine neue Benutzung der Lithographie für wichtige philologiſche Zwecke.
Hofrath Thierſch aus München: Warum iſt ein allgemeiner Schulplan für Deutſchland nicht zu wünſchen und was iſt ſtatt ſeiner vorzuſchlagen?

Nach dem Eintritt JJ. HH. DD. des regierenden Hrn. Herzogs von S. C. G. und des Erbprinzen, welche die heutige Sitzung mit Ihrer Hohen Gegenwart zu beehren geruhten, ertönte ein feierlicher Geſang von Männerſtimmen unter der Leitung des Stadtcantors Hrn. Felsberg. Darauf eröffnete der Präſident **Fr. Jacobs** die Sitzung mit einer ausführlichen Rede.

Im Eingange derſelben erklärte er mit einigen Worten, daß ihm ſein Alter und der Mangel an Gehör nicht geſtatte die Geſchäfte dieſes ehrenvollen Poſtens zu beſorgen, die er hiermit den Händen ſeines verehrten Collegen übergebe, von dem er auch ſchon in der vorbereitenden Sitzung vertreten worden ſei. Nachdem er hierauf auch ſeiner Seits dem Durchlauchtigſten Herzoge, der nebſt des Erbprinzen Durchlaucht den Verein durch perſönliche Gegenwart ehrten, für die demſelben bewieſene Huld, und Allen, die zur Aufnahme der Fremden auf die freundlichſte Weiſe die Hand geboten, den tiefgefühlten Dank ausgeſprochen hatte: fuhr er mit folgenden Worten fort:

Nachdem ich den Pflichten der Dankbarkeit nach meinen Kräften Genüge zu leiſten geſucht habe, fühle ich mich veranlaßt Einiges den Zwecken unſers Vereines Entſprechende ſeinen Verhandlungen vorauszuſchicken. Ich werde mich dabei, der Richtung meiner Studien und meines Lebens gemäß, auf einige Bemerkungen über den **ethiſchen Gehalt des claſſiſchen Unterrichtes** beſchränken, einen Gegenſtand, von dem mir nicht unbekannt iſt, daß er kaum noch eine neue Seite darbiete, der aber zu denen gehört, wo es nützlich und heilſam iſt das Geſagte in mehr als einer Form wieder zu ſagen. Das Läſtige, was ſolche Wiederholungen fürchten laſſen, wird entfernt, wenn das Wahre, das ſie enthalten, von der Wärme inniger Ueberzeugung durchdrungen iſt. Dieſe Ueberzeugung, aus den Erfahrungen eines vierundzwanzigjährigen Schulſtandes gefloſſen, glaube ich gewähren zu können, ſo wie ich mir auch ſchmeichle dabei die Zuſtimmung dieſer hochachtbaren Verſammlung zu gewinnen.

* * *

Zwei dämoniſche Weſen, den Erdenſöhnen der alten Theogonien verwandt, Baſtarde des Zeitgeiſtes und der Sophiſtik, Neomanie und Pleonexie, zu Deutſch Neuſucht und Habgier, genannt, beide gewaltſam und beide, doch in verſchiedenem Maaße, ſchlau, beherrſchen die civiliſirte Welt, von Vielen geſchmäht, von der größern Zahl aber abgöttiſch verehrt, und immer von neuem, wie die Tochter des nie zu ſättigenden Eryſichthon, durch neue Geſtalten bethörend und täuſchend. Beide verhüllen die Mängel ihrer eigenthümlichen Natur durch den Schmuck eitler Hoffnungen, und unter den trüglichen Namen der Induſtrie und der Aufklärung dringen ſie vornemlich in die Wohnungen des Mittelſtandes ein, wo ſie als Kinder der Sophiſtik Alles, was ſie thun, mit beſchönigenden Worten zu vertheidigen und zu empfehlen wiſſen, und wo die Gründe mangeln, oder nicht ausreichen, laſſen ſie die Berufung auf den Zeitgeiſt, ihren Vater, eintreten, als auf einen Geſetzgeber, gegen den kein Widerſpruch gilt. Ich erinnere mich aus den Jahren meiner Jugend eines weltklugen Mannes, der über die Alpen zu uns kam und in der Folge als Muſelmann einen europäiſchen Ruf erlangt hat. Es war in der Zeit, wo in Frankreich die Sache der Neomanie als politiſcher und religiöſer Aufklärung durch permanente Guillotinen und republikaniſche Hochzeiten mit Erfolg betrieben wurde, und auch in der Schweiz um Freunde warb. Da ſagte jener Reiſende, als von den Bewegungen der Waadt die Rede war: die ariſtokratiſche Regierung von Bern ſei alles Lobes werth; ihre Verwaltung ſei muſterhaft; doch müſſe ſie untergehn, da ſie dem Geiſte der Zeit nicht entſpräche. Dieſe Rede ſchien mir damals ungereimt; ich verſtand ſie kaum. Später fing ich an ſie zu verſtehn, als ich ſah, daß die zerſtörungsluſtige Neuſucht auch in unſerm beſonnenen Vaterlande Fuß faßte; als man, um Anderes nicht zu erwähnen, durch Aufhebung der Zünfte die Erziehung eines weſentlichen Theiles der gewerbfleißigen Städtebewohner verſtümmelte *), und, dem Praktiſch-Nützlichen zu Liebe, auch gegen die gelehrten Schulen und den claſſiſchen Unterricht die Waffen der neuen Weisheit richtete.

Jedermann weiß, wie der erſte Sturm dieſer Art um die Mitte des vorigen Jahrhunderts unter der Fahne der Menſchenliebe unternommen wurde; wie der Glaube an die Philanthropie der neuen Erziehungskünſtler durch die Predigt eines beredten Miſanthropen von den Ufern der Seine her in Deutſchland eindrang, und hier von der Menge, vornemlich von denen, die ſich des mühſamen Lernens der alten Sprachen und der dabei erlittenen Züchtigungen erinnerten, mit dem lebhafteſten Enthuſiasmus aufgenommen wurde; wie Propheten von mancherlei Farbe die Länder durchzogen, und als Verkündiger des neuen Evangeliums dem heranwachſenden Geſchlechte Befreiung, zunächſt von der Pedanterei der alten Sprachen, dann beiläufig auch von

*) Wie bei der Erziehung das, was das öffentliche Leben nicht mehr leiſtet, ja in vielen Fällen verdirbt, durch die Schulzucht erſetzt werden muß, ſo erſetzten, vormals wenigſtens, die Lehrjahre den mangelnden Unterricht und die ſittliche Zucht. In dem Hauſe des Meiſters, der vor Allem auf Ehre hielt und keinen Flecken oder Vorwurf auf einem der Seinigen haften ließ, bekamen die Sitten des Lehrlings durch Gewöhnung und Beiſpiel eine Grundlage der Rechtlichkeit, die durch keine Polizei-Kunſt noch Geſetz herzuſtellen iſt. Der Zügel der Gewalt zeigt ſich bald ohnmächtig, wo der Gehorſam gewichen iſt; er wird zum Spotte, wo Widerſetzlichkeit und Ungehorſam zum Ehrenzeichen wird. Wer denkt hierbei nicht an beſtätigende Beiſpiele? Ob durch Freiheit der Gewerbe die Güte der Arbeit gewinne, kann bezweifelt werden; gewiß aber iſt, daß die werthvollſte Arbeit keinen Erſatz für ſchlechte Sitten gewährt.

allem und jedem Elende, das der bürgerlichen Geſellſchaft anhängt, und ſomit der geſammten Menſchheit die frohe Rückkehr in das nach verbeſſerten Einſichten neu organiſirte Paradies verſprach. Während aber dieſe Verheißungen die alten Werkſtätten der Gelehrſamkeit bedrohten, arbeiteten dieſe trotz dem Lärm der philanthropiſchen Jugend fort, benutzten im Stillen was von der neuen Lehre brauchbar für ſie ſchien, und gewannen ſowohl hierdurch, als durch Verbannung deſſen, was der Bildung der Zeit nicht mehr angemeſſen war. Allmählig hatte ſich die Hitze der Streitenden abgekühlt, und der Friede ſchien durch gegenſeitige Annäherung hergeſtellt, als von Neuem die Kinder der von allen Seiten geſtachelten und geſpornten Zeit mit größerer Gewalt als je gegen die claſſiſche Erziehung anſtürmten, die, gleichſam in dem Waſſer pflügend und in den Wind ſäend, durch einen ungeheuern Aufwand der beſten Kräfte und der koſtbarſten Zeit nichts ſchaffe als eine unfruchtbare Wortgelehrſamkeit, die denn auch von den Klügern beim Eintritte in das Leben bald genug der Fluth der Vergeſſenheit übergeben werde.

Ein ſolches Verdammungsurtheil des modernen Materialismus, welcher in dieſen Tagen der Bewegung die alte Erziehungs- und Bildungsweiſe bedroht, und eben deßhalb nicht ohne Erfolg die Beiſtimmung der Menge gewinnt, dieſes die claſſiſche Bildung der gelehrten Schulen als Zeitverderb befeindende Urtheil läßt uns an jenen Rector der vormals ihrer ſtarren Rechtgläubigkeit halber berühmten Univerſität Louvain denken, bei dem ein junger, claſſiſch gebildeter Reiſende ein Anſtellung als Lehrer der griechiſchen Sprache ſuchte. Junger Mann, antwortete der Rector, ſo wie Sie mich hier ſehen, hab' ich nie Griechiſch gelernt, und auch nie bemerkt, daß es mir nöthig geweſen wäre. Ich habe jährlich 10000 Gulden Einkünfte ohne Griechiſch; ich genieße Anſehn und Einfluß ohne Griechiſch; ich eſſe gut und mit Erfolg ohne Griechiſch; kurz, da ich kein Griechiſch verſtehe und doch Rector von Löwen bin, ſo glaube ich nicht, daß es zu etwas gut ſei.

Dieſe Geſinnung hat mehr oder weniger die Zuſtimmung der Bequemen, deren Zahl die größere iſt; ſie beſchleicht bisweilen auch diejenigen, die das Beſſere kennen, aber den materiellen Gewinn höher achten als die Wiſſenſchaft. Der Philoſoph von Fernay, welcher leider kein Weiſer, wohl aber alter und neuer Wiſſenſchaft kundig war, ſagte einſt von ſeinem Nachbar, dem Genfer Banquier: Herr Necker denkt gründlich und ſchreibt gut; doch ſchätze ich vor Allem ſeine Wechſelbriefe. Aus dieſem materiellen Geſichtspunkte hatte jener jüdiſche Wechsler vollkommen Recht von ſeinem Sohne, der als Schriftſteller Ruhm erworben, von dem Geſchäfte ſeines Vaters aber nichts hatte wiſſen wollen, zu ſagen: Wenn der Burſche Etwas gelernt hätte, brauchte er keine Bücher zu ſchreiben.

Ich bin weit entfernt das Streben nach Reichthum oder den Werth des Reichthums ſelbſt herabzuſetzen; auch würde ſich der Widerſpruch ſogleich zu allen Lippen drängen; wie er aber meiſt ein Kind der Sorge iſt, ſo iſt er auch der Vater der Sorge. Ein weiſer Mann hat geſagt: Reichthum zu beſitzen iſt ein Glück; ein größeres ihn entbehren zu können. Simon Ockley, ein orientaliſch gelehrter, aber unbegüterter Philolog, hatte ſich, um ſeine Saraceniſche Geſchichte zu ſchreiben, in Schulden geſtürzt, die ihn in das Gefängniß brachten. Hier vollendete er ſein Werk, und als er es dem Publikum übergab, ſchrieb er: Draußen wird man mir vielleicht nicht glauben, was ich hier der Wahrheit gemäß ſage, daß ich im Kerker und in meiner Armuth mehr wahre Freiheit und Zufriedenheit gefunden habe als jemals vorher außer dieſen Mauern.

Beiſpiele einer ſolchen naiven Heiterkeit möchten ſich kaum in einer andern Claſſe von Gelehrten häufiger finden als unter den Philologen und Schulmännern. Gewiß iſt dieſe Claſſe bei allen ihr auferlegten Laſten die genügſamſte; und wenn ihre Genügſamkeit nicht immer freiwillig iſt, ſo bekommt ſie doch eben durch die ihr beiwohnende Heiterkeit einen Adel, der ſich bei dem beweglicheren Streben nach Reichthum und Ehrenſtellen viel ſeltner findet. Die Quelle dieſes Vorzuges liegt in dem harmloſen Geſchäfte ſelbſt, in der unſchuldigen Freude, die ihm das Studium gewährt, von dem Goethe mit Recht ſagt, daß es mit Begeiſterung anfangen müſſe, um mit heiterer Ruhe vollendet zu werden; in dem Zauber, mit dem die Gegenſtände dieſes Studiums den, der ſich ihnen ergibt, für jede Entbehrung ſchadlos halten. Gleichwohl legt es ihm, um mit Erfolge betrieben zu werden, viele der trockenſten und mühſamſten Arbeiten auf, durch die er im glücklichſten Falle nichts weiter als einigen, auf ein kleines Publikum beſchränkten, und überdieß oft beſtrittenen und geſchmälerten Ruhm gewinnt. Ein mäßiger Theil der Anſtrengungen, die ſein Studium fordert, hätte ihn in dem Cabinet eines Miniſters zu Ehrenſtellen und Anſehn, in der Rechenſtube eines Banquiers zu Reichthum verholfen; jetzt iſt das Ziel ſeiner Beſtrebungen die Deutung der Schriften einer untergegangenen Zeit, und der Wunſch ſeines Ehrgeizes die Beiſtimmung der Kundigen. Und was gewinnſt Du dabei? fragt ihn der Weltmann, den bei dem Anblicke ſolcher Arbeiten graut. Was ich gewinne? fragt der Gelehrte ſeiner Seits; freilich weder Geld noch Ehrenſtellen, aber etwas Beſſeres; etwas, wovon Du keine Vorſtellung haſt, weil Du die Freude nicht kennſt, die mir die Erklärung einer dunkeln, die Verbeſſerung einer verſchriebenen Stelle macht, oder mit welchem frohen Gefühle ich meinen Tag beſchließe, wenn ich in dem Dunkel der alten Welt einen Strahl des Lichts aufgehn, oder einen Zweifel gelöſt ſehe, der mich lange beunruhigt hat. Fürwahr, wenn Du wüßteſt, wie ſelig es ſich in dem herrlichen Alterthume, unter ſeinen Heroen und Weiſen lebt; wie leicht es ſich in dem reinen Aether dieſer Oaſis athmet: Du würdeſt mich beneiden um dieſes Leben, und ſelbſt um den Schweiß der Arbeit, mit der ich zu dieſen Inſeln der Seligen rudere. — In den meiſten Fällen iſt nun der materielle Lohn des angeſtrengten Bemühens ein Schulamt, in welchem das Geſchäfte des Beſſerns und Aufhellens, nicht aber an einem geſchriebenen Texte, ſondern an den bildſamen Gemüthern der Jugend fortgeſetzt wird. Iſt hier der Erfolg erwünſcht — und dem tüchtigen Lehrer wird er ſelten mangeln — ſo darf er wohl auch ſagen, wie der helleniſche Flötenſpieler beim Plutarch: „Fürwahr, wenn man wüßte, wie viele Freude es mir macht ſo ſchöne Töne durch meinen Mund hervorzulocken, man würde, ſtatt mir einen Lohn zu geben, Lohn von mir fordern.“ Gewiß mit Recht. Denn ihm ſtrömt ja, außer der Freude über den gelungenen Erfolg, aus dem Gemüthe der friſchen Jugend die Fülle ihrer Dankbarkeit zu, nicht eben für das, was ſie in dem Gedächtniſſe davon trägt, und auch wohl ohne Lehrer auf dem Markte der Bücherwelt hätte finden können, ſondern für die von ihm empfangene Richtung auf das, was in dem Leben groß und ſchön iſt; für die Erweckung der edelſten Kräfte; für die Liebe zu einer Welt, die, wenn auch ausgeſtorben, doch nicht todt für ihn, und die heilige Bewahrerin der edelſten Erzeugniſſe des menſchlichen Geiſtes iſt. Ueber dem Grabe dieſer Welt, welche der Menſchheit nur einmal erſchienen iſt, ſchwebt der heilige Geiſt großer Erinnerungen; aus jeder ihrer Trümmern tönen, auch bei leiſer Berührung, unvergängliche Worte,

die, wenn ſie empfängliche Herzen finden, in ihnen Wurzel ſchlagen, und fort und fort die in ſich verſinkende Menſchheit aufrichten, tröſten und begeiſtern.

Die Geſchichte des Menſchengeſchlechts fängt mit ſeinem Frühlinge an. Dieſer Frühling iſt für uns verloren, aber der Abglanz deſſelben leuchtet auch jetzt noch in einzelnen Strahlen durch das Gewölk der Gegenwart aus der claſſiſchen Zeit, „welcher noch niemand den Ruhm abgeſprochen hat der Blüthenmai des Menſchengeſchlechts geweſen zu ſein" *). Dieſe Strahlen zu ſammeln und, ſo weit es möglich iſt, zu leuchtenden Brennpunkten zu vereinigen iſt der edle Beruf der claſſiſchen Philologie, die Jugend durch ſie zu erwärmen und zu beleben das Geſchäft der Erziehung. In dem geiſtigen Anſchauen der großen und kräftigen Welt des claſſiſchen Alterthums ſoll die edelſte Jugend den Geiſt eines beſſern Lebens einathmen als die Gegenwart gewähren kann, und hierdurch die Kraft gewinnen die lockenden Dämonen der Zeit von ſich zu halten; Wahrheit höher zu achten als glänzenden Schein; Aufrichtigkeit, wenn auch getäuſcht und gemißbraucht, höher als die gelungene Lüge; mit einem Worte, auch in einer ſündhaften und herabgewürdigten Zeit den Glauben an den Adel der Menſchheit zu nähren, ihn in ſich ſelbſt zu gründen und aufzurichten, und durch ihn, auch unter ungünſtigen Verhältniſſen, in dem innerſten Herzen, wie in einer unverletzlichen Freiſtatt, den tiefen Frieden der Unſchuld zu wahren.

In der früheſten Zeit, ſobald an Erziehung und Unterricht gedacht wurde, richtete Beides ſich dahin, daß der Jüngling lerne recht zu handeln und gehörig zu ſprechen. Beides hatte der Sohn des Peleus von ſeinem Phönix gelernt **); Beides ungetrennt, wie es recht iſt, und weit entfernt von der Kunſt That und Wort zu ſondern, den Widerſtreit beider nicht zu achten, ja zu triumphiren mit der Gabe der ſchlechten Sache den Sieg zu verſchaffen und den Sinn der Hörer eben ſo zu verwirren, wie das Leben ſelbſt verwickelt und verworren war. Recht zu thun aber lernte die Jugend durch das Beiſpiel der Altvordern, die in den Geſängen der Dichter und der Helden ſelbſt unſterblich fortlebten, und in der nächſten Zeit durch weiſe Sprüche, die in ihrer rhythmiſchen Form wie Götterſprüche in den Herzen der Jugend wurzelten. Von dieſem einfachen Wege wich auch die ſpätere Zeit im Weſentlichen nicht ab; das sapere et fari posse blieb auch in ihr das Ziel der Erziehung und des Unterrichtes; und wir haben volles Recht die

---

*) Worte des Profeſſor Hermann aus Marburg in der Mannheimer Verſammlung. S. die Verhandlungen S. 80. Hier heißt es auch eben ſo ſchön als wahr: „Nicht obgleich, ſondern gerade weil jene Zeit ſo weit hinter uns liegt, weil eine ſolche Kluft ſie von allen den Bewegungen und Kämpfen, von den ſtreitenden Intereſſen und gährenden Elementen trennt, welche die Gegenwart durchdringen, weil ſie in der verklärten Ruhe eines großen Todten vor unſern Blicken daſteht, eignet ſie ſich mehr als jeder andere aus der lebendigen Wirklichkeit entlehnte Bildungsſtoff zur Beſchäftigung für den jugendlichen Geiſt, der unberührt von dem Drängen und Treiben des Augenblicks nur den ewigen Aether reiner Menſchlichkeit einathmen ſoll. Der Jüngling muß das Höchſte hoffen, damit der Mann nicht niedrig denke, ſagt der edle ſchwediſche Dichter Tegner; führen wir ihn aber in die Alltäglichkeit, mit welcher er ſich als Mann beſchäftigen ſoll, zu frühzeitig ein, ſo bringen wir ein frühes Greiſenthum hervor, das den Menſchen nach dem guten alten Sprichworte zum doppelten Kinde macht."

**) Il. IX, 442. *διδασκέμεναι τάδε πάντα, Μύθων τε ῥητῆρ' ἔμεναι πρηκτῆρά τε ἔργων.* Cicero de Orator. III, 15. vetus illa doctrina eadem videtur et recte faciendi et bene dicendi magistra; neque disiuncti doctores, sed iidem erant vivendi praeceptores atque dicendi.

Weisheit derer zu ſegnen, die in den Tagen der Wiedergeburt des wiſſenſchaftlichen Lebens die bildſame Jugend durch die claſſiſchen Sprachen in den Tempel des Alterthums geführt haben. Denn daß auch hierinne, daß in dem eigentlich philologiſchen Theile des claſſiſchen Unterrichtes ein der Jugend vorzüglich angemeſſenes, ethiſches und bildendes Element liege, will ich ſogleich zu zeigen ſuchen, wenn ich Einiges über den religiöſen Unterricht in den claſſiſchen Schulen vorausgeſchickt habe.

Es wird nicht ſelten aus dem Munde wohlgeſinnter Eltern und in populären Tagesblättern die Klage vernommen, daß in den Gymnaſien die Religionslehre dem profanen Unterrichte nachgeſetzt und dadurch die Unkirchlichkeit der Zeit verſchuldet werde. Jene Anklage der gelehrten Schulen und auch die Folgerung daraus mag indeß für gegründet gelten, ob ich mich gleich gar wohl erinnere, daß, wenn in meiner Knabenzeit die Schüler des Gymnaſiums vorſchriftmäßig die Zahl der Kirchengänger vermehrten, hierauf der Religionsunterricht, der auf dem Gymnaſio aus Hutters und andern Compendien gegeben, und auf den nur dann geachtet wurde, wenn die dicta probantia aufzuſchlagen und zu überſetzen waren, den allergeringſten Einfluß hatte. Nun weiß ich aber, daß bei einem uns nah verwandten Volke, daß in Holland der Unterricht in der Glaubenslehre dem Stande der Geiſtlichkeit ausſchließend anvertraut, von den gelehrten Schulen aber entfernt gehalten wird, ohne daß deßhalb auf dieſem höchſtachtbaren Volke das Brandmal der Irreligioſität haftet, welche eben ſowohl durch Gewohnheit und Sitte, als durch den feſten Beſtand der Glaubenslehre innerhalb der Schranken der zahlreichen, bald mehr bald weniger getrennten Confeſſionen beſſer als irgendwo ſonſt verbannt zu ſein ſcheint. Wie weit hiervon der Zuſtand unſers Vaterlandes entfernt liegt, wie ungewiß der Boden der Lehre ſchwankt, wie ſie auf dem ganzen Gebiete des Proteſtantismus von Land zu Land, von Ort zu Ort wechſelt, ohne irgendwo durch feſte Schranken gebunden zu werden, kann Niemanden verborgen ſein, eben ſo wenig als daß auf der einen Seite die Trennung ſich vermehren und erweitern, auf der andern die Gleichgültigkeit gegen alle und jede poſitive Lehre immer weiter um ſich greifen muß. Wie dieſem Uebel, wenn es ein Uebel iſt, abzuhelfen ſei, mögen Andre erforſchen; ich für meine Perſon hege die Ueberzeugung, daß, wenn in allen Claſſen unſrer Gymnaſien die Dogmatik unſrer Väter oder eine andere, mit dem ganzen Anhange der Polemik gegen Katholicismus und Häreſie, docirt würde, die Frömmigkeit darum in dem Gemüthe der Jugend keine tiefern Wurzeln treiben würde. In unſerm Zeitalter, wie in jedem andern, thut der Menſchheit vor Allem Frömmigkeit noth; der Lehre hat es übrig und genug. Frömmigkeit aber, das heißt das tiefe Gefühl der Abhängigkeit des Menſchen von Gott, der innige Glaube an eine väterliche Regierung der Welt, an die ſittliche Freiheit und an die Verbindlichkeit unſre freien Handlungen auf Gottes ewiges Geſetz zu beziehn: dieſer Glaube durchdringt das ganze Alterthum, und tritt in den Werken ſeiner Dichter, ſeiner Geſchichtſchreiber und Philoſophen öfter und lebendiger hervor als ſelbſt in den entſprechenden Werken der chriſtlichen Zeit. Wie nach dem Glauben der Alten Gottes Hauch die Erde erfüllt, und alles ſich regende Leben von Gott entſpringt, ſo ſind auch ihre edlen und großartigen Werke, dieſe ehrwürdigen Urkunden einer vom Himmel begabten und begünſtigten Zeit, nicht ohne Gott entſtanden, und der göttliche Hauch, der ihnen das Leben gab, theilt ſich auch denen mit, die ſich mit ihnen auf die rechte Weiſe befreunden. Es iſt alſo keineswegs zu fürchten, daß, wie eifrig auch immer der

claſſiſche Unterricht auf einem chriſtlichen Gymnaſium getrieben werde, die höhere Würde des Chriſtenthums dadurch beeinträchtigt, oder die wahrhaft chriſtliche Religioſität in dem Gemüthe der Jugend ausgerottet werde. Vielmehr wird dieſe auch von heidniſchen Schriftſtellern hören, daß die Religion eine Tochter des Himmels, daß ohne ſie und ohne Gottesdienſt die menſchliche Geſellſchaft ein trauriger Pfuhl der Verderbniß, ein todtes Meer aller ſittlichen Größe iſt; daß ein frommes, rechtſchaffenes, gottergebenes Leben zum Himmel, in die Gemeinſchaft Gottes führt, das Laſter hingegen von ſeinem Angeſichte bannt und der finſtern Macht des Erebus überantwortet.

So iſt alſo die claſſiſche Erziehung eben ſowohl auf Erweckung und Befeſtigung religiöſer Geſinnungen, als auf alles Andere gerichtet, was einem edeln und würdigen Leben zur Grundlage dient. Kann dieß ohne Wirkung auf ſittliche Bildung geſchehn? Wird ſich nicht auch hier der alte Spruch bewähren: Sage mir, mit wem Du umgehſt, und ich will Dir ſagen, was an Dir iſt *)?

Aber nicht blos der Inhalt der claſſiſchen Werke des Alterthums, auch der Sprachunterricht ſelbſt iſt ganz vorzüglich geeignet die ethiſchen Zwecke, welche die Schule bei der Erziehung vor Augen hat, auf mehr als eine Weiſe zu fördern.

Was ſoll die Schule leiſten? Vor Allem ſoll ſie die ſchlummernden Kräfte des Geiſtes wecken, ihnen die Richtung zu wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen geben und durch ihre harmoniſche Ausbildung zu dem geiſtigen und höhern Leben in ſeinen mannichfaltigen Beziehungen fähig machen. Leiſten dieß unſre gelehrten Schulen nicht; wollen ſie blos das Gedächtniß mit mancherlei Stoffen füllen, die, aus Büchern zuſammengerafft, wenn ſie ihm entfallen, eben ſo leicht wieder erſetzt werden können: dann iſt es Zeit ſie zuzuſchließen, und über den claſſiſchen Unterricht und ſein unfruchtbares Treiben das Anathema auszuſprechen.

Wie und wodurch ſoll nun die Schule die geiſtigen Kräfte zur Thätigkeit wecken? wie ſoll ſie die Erbſünde der Jugend, die innere Trägheit, bannen? wie ſoll ſie die Aufmerkſamkeit auf Geiſtiges und Höheres beleben und feſthalten, ſie, die allein zu den heſperidiſchen Gärten der Wiſſenſchaft führt? Zwei Mittel ſtehen ihr hier zu Gebote, deren keines eine wohlgeordnete Schule ermangelt, Mathematik und Sprachunterricht. Der letztere fängt, dem alten Gebrauche gemäß, mit Latein und Griechiſch an. Die Töne der fremden Sprache, zum Theil durch unge-

---

*) Föhliſch Anſichten über Erziehung und Unterricht S. 80. „Sofern eine ſchöne und urbildliche Richtung des Lebens ſich in den Werken der Griechen am reinſten ſpiegelt, und das Meiſte, was wir an römiſcher Kunſt und Wiſſenſchaft vorzüglich bewundern, durch griechiſche Muſter vorgebildet worden, ſo iſt es dem Zwecke der Menſchenbildung durch das Schöne am Angemeſſenſten, die Jugend an jene erſten Quellen zu führen, und den Gebrauch derſelben durch gründliche Sprachkenntniß möglich zu machen. Mögen in ſpätern Jahren die Worte dem Gedächtniſſe wieder entfliehen, und ein ſorgenvolles Geſchäftsleben dem Manne die Kunſthallen der Vorwelt meiſt verſchloſſen halten: iſt ihm aus der goldnen Jugendzeit nicht die Begeiſterung für das Schönſte geblieben? nicht der wiſſenſchaftliche Geiſt, welcher die Geſchäfte des Tages leitet, das Herkömmliche zu verbeſſern weiß, Kunſt und Wiſſenſchaft ehrt, und den todten Buchſtaben des Geſetzes belebt?" u. ſ. w.

Goethe ſagt irgendwo: „Möge das Studium der griechiſchen und römiſchen Litteratur immer fort die Baſis der höhern Bildung bleiben. Indiſche, ägyptiſche, chineſiſche Alterthümer ſind immer nur Curioſitäten. Es iſt ſehr wohl gethan ſich und die Welt damit bekannt zu machen; aber zur ſittlichen und äſthetiſchen Bildung werden ſie uns wenig fruchten."

wohnte Zeichen abgebildet, ſind das erſte Reizmittel der Aufmerkſamkeit; und es iſt gewiß nicht gleichgültig, daß dieſe Töne, an ſich ſchon ſo voll, durch ihre Verbindung dem Ohre Muſik werden. Fortſchreitend zu den Elementen der Grammatik lernt der Knabe, daß in der freien menſchlichen Rede unſichtbare Geſetze walten, durch die ſich das Chaos der Wörter und Töne zu einer Welt von Geſetzmäßigkeit und Ordnung bildet, die durch die Allmähligkeit ihrer Entwickelung die Aufmerkſamkeit immer von Neuem reizt. Daß aber bei dieſem elementariſchen Geſchäfte zugleich das Gedächtniß des Knaben geübt, daß, bei weiterem Fortſchreiten, beim Erklären zuſammenhängender Rede und beim Ueberſetzen aus der fremden Sprache und in ſie durch die unabläſſige Anwendung der begriffenen Geſetze auf den jedesmaligen concreten Fall das Urtheil geſchärft, daß endlich ſchon bei dieſen erſten Uebungen Reſultate gewonnen, und bei gehöriger Führung das Gefühl der Sicherheit theils erlangt, theils in Ausſicht geſtellt wird: Alles dieſes iſt für die Erweckung der geiſtigen Kraft von nicht geringerer Wirkſamkeit, als bei dem Kinde die Uebung ſeiner Glieder durch wohlgeleitete Bewegung iſt. Will man ſagen, daß es hierzu der todten Sprachen nicht bedarf; daß aus der Mutterſprache, wenn wiſſenſchaftlich behandelt, derſelbe Gewinn erhalten werden könne: ſo erwiedre ich erſtlich, daß das fremdartige Gepräge in Verbindung mit dem Alterthümlichen einen ganz andern Reiz hat als das Gewohnte und Alltägliche; zweitens, daß die feſterſtehenden, vollaustönenden, eben ſo mannichfaltig als regelmäßig wechſelnden Formen der lateiniſchen und griechiſchen Wörter ganz anders in dem Gedächtniſſe und durch das Gedächtniß in dem Gemüthe wurzeln als die einförmigen, ſchwächlich verklingenden Töne der ehrwürdigen, aber in ihrer grammatiſchen Bildung nichts weniger als vollkommenen Mutterſprache *).

Die Elemente ſind nun beſiegt; der Knabe lernt allmählig verſtehn was die alte Sprache zu ihm ſpricht; er lernt ſelbſt ihr nachlallen; bald auch gelingt ihm durch den verhüllenden Schleier hier und da ein Blick in das innere Getriebe der alten Welt ſelbſt, wodurch ſeine Phantaſie belebt und gereizt wird; und bei jedem Schritte, den er auf dieſem Wege thut, bei jedem Erfolge ſeiner Anſtrengungen wächſt ſeine Liebe zu dem Gegenſtande derſelben und zu der Sprache, durch die er zur Kenntniß dieſes Gegenſtandes gelangt. Daß aber eine ſo geiſtige Liebe, frei wie ſie iſt und von Eigennutz fern, eine ſichere Grundlage ſittlicher Bildung iſt, und daß es nichts gibt, das ihre Stelle erſetzen könnte, das muß Jedem einleuchten, der eine wohldurchlebte Schulzeit hinter ſich hat.

Damit nun aber die Schule hierzu gelange, damit ſie weiterhin die geweckten Kräfte zur Selbſtthätigkeit anrege; damit ſie der Jugend, außer dem Reichthum der alten Welt, auch die Mäßigung erkennen laſſe, die das Alterthum bei dem Gebrauche ſeines Reichthums beobachtet, woraus eben Schönheit und Eurhythmie in ihren großartigen Werken hervorgeht; damit ſich endlich in dem Gemüthe der Lehrlinge eine Form alterthümlicher Würde bilde, die nichts Niedriges neben ſich duldet; damit, ſage ich, der Unterricht mit vollkommner Sicherheit zu dieſem Ziele gelange, muß er von ſeinem Beginne an und auf allen ſeinen Stadien anregend und

*) Föhliſch a. a. O. S. 80. „Sind nicht die alten Sprachen ſelbſt ſchon Kunſtwerke, woran viele Geſchlechter hochgebildeter Menſchen gearbeitet haben? ein Denkmal des allgemeinen Bildungsgeiſtes, was Zeugniß gibt von dem Leben und Wirken der goldenen Zeitalter der Vorwelt? der treue Wiederhall entfernter Geiſtesſtimmen, die aus entſchwundenen Jahrhunderten zu uns herüber wehen?"

belebend ſein. Hierzu reicht das Lehren keineswegs hin, keineswegs die Zahl der Stunden, in denen der Lehrer ſeine Gelehrſamkeit ausbreitet; vielmehr muß dem Schüler der Mund geöffnet, er muß veranlaßt werden das Rechte ſelbſt zu entdecken (was der Lehrer freilich mit geringerer Mühe und in kürzerer Zeit als ein ſchon Fertiges vordociren und dictiren könnte), eben wie das Kind laufen lernt, indem es unter der Obhut der Wärterin ſeine Füße bewegt, nicht indem es die Wärterin laufen ſieht. Nur dadurch, daß der Lehrling veranlaßt wird, mit Anwendung ehrlicher Hülfsmittel, den Sinn einer Rede ſelbſt zu finden, gewinnt er das freudige Gefühl von dem, was er vermag und weiß: ein Gefühl, das die Elaſticität ſeines Geiſtes vermehrt und allmählig das Bewußtſein einer Sicherheit herbeiführt, das als Begleiter, nicht in der Schule allein, ſondern auf dem Wege des Lebens, die wohlthätigſte Stütze des Charakters iſt. Dagegen führt Vorüberſetzen, Vorexponiren und Commentare dictiren zu nichts als die Hefte mit einer Gelehrſamkeit zu ſchwellen, die meiſt nur die Mühe der Hand fordert, ſelten in das Gedächtniß übergeht, aber weder das Urtheil ſchärft, noch das Gemüth bildet; einer Gelehrſamkeit, die Alles, was den Werth des Menſchen ausmacht, in der größten Niedrigkeit laſſen kann. Gelehrſamkeit, die nur in einem ſchwächlichen Vielwiſſen beſteht, iſt nicht, wie die Frömmigkeit, zu allen Dingen nütze; vielmehr läßt ſie in unzähligen Fällen im Stich, wo der einfache Mutterwitz aushilft, und es iſt vielleicht eben das auf dieſem Wege gewonnene Gedächtnißwerk, das die Meinung erzeugt hat, daß, je gelehrter Einer iſt, deſto verkehrter er ſei. Ueberdieß wird auch gewiß der Zweck der Schule verkannt, wenn der Unterricht, der Univerſität vorgreifend, ſtatt durch eigne Uebung die allgemeine claſſiſche Bildung zu fördern, es auf weitläuftige Magazine von Wort- und Sachkenntniſſen anlegt, und auf der Schule ſchon Philologen erziehen will. In Hellas wurden freigeborne Knaben dem Turnmeiſter und Muſiklehrer übergeben, und der wurde getadelt, der beim Gebrauche ſeiner Glieder Unkunde der Paläſtra verrieth, und beim Mahle Lyra und Geſang von ſich wies; nicht aber war kunſtgemäße Ausübung der Muſik oder der Ringkunſt Zweck dieſes Unterrichts. So fordert auch der gelehrte Unterricht weiſe Beſchränkung. Es mag der Eitelkeit ſchmeicheln, wenn von einem Lehrer geſagt wird, daß er zu gelehrt für die Schule ſei; beſſer und rühmlicher wird es ſein, wenn er aus der Fülle ſeines Wiſſens jedesmal nur das hervorlangt, was der Sache und ſeinen Schülern am angemeſſenſten iſt. Wer der Schule dieſes Opfer der Eitelkeit zu bringen nicht vermag, wem die Bewunderung der Lehrlinge mehr am Herzen liegt als ihre wahrhafte Bildung, der iſt in Gefahr zum Sophiſten zu werden und, was ſchlimmer iſt, durch ſein Beiſpiel eitle Sophiſten zu erziehen.

Ich erlaube mir bei dieſem Gegenſtande noch einige Augenblicke zu verweilen. Xenophon ſagt, die Knaben der Perſer hätten in ihren Schulen gelernt gerecht und wahrhaft zu ſein. Ich meine, daß auch unſre Schulen auf gleiches Verdienſt Anſpruch haben. Der Mittelpunkt des gelehrten Unterrichtes, die Erklärung der Alten, kann er mit Täuſchung beſtehn? hat man nicht Recht zu ſagen, daß, wenn die Wahrheit aus allen Geſchäften des Lebens gewichen wäre, ſie in der Auslegung der Alten wieder gefunden werden würde? und hat man nicht eben deßhalb Recht in dem claſſiſchen Unterrichte das ächt germaniſche Princip der Erziehung zu finden, wenn anders Wahrhaftigkeit, Treue und Abſcheu vor der Lüge in dem germaniſchen Stamme am tiefſten gegründet iſt. „Vor allen Dingen", heißt es in dem berühmten Briefe an einen jungen Philologen, dem vor Kurzem eines der gelehrten Mitglieder unſers Vereins, mit höchſt ſchätz-

baren Zugaben geſchmückt, größere Verbreitung gegeben hat *), „vor allen Dingen müſſen wir unſere Wahrhaftigkeit rein erhalten, allen falſchen Schein fliehen, eingeſehene Fehler ſelbſt anzeigen, auch wenn niemand ſie rügen würde, um einſt vor Gottes Angeſicht ſagen zu können: ich habe wiſſentlich nichts Unwahres geſchrieben, weder über mich ſelbſt, noch über Andere zu täuſchen geſucht, ſelbſt den verhaßteſten Gegner in keinem andern Lichte gezeigt, als ich es in der Todesſtunde vertreten könnte. Wenn wir das nicht thun," ſetzt der Schreibende hinzu, „ſo macht Studium und Litteratur uns ruchlos und ſündig." In gleichem Sinne ſagt der Myndier Euſebius, ein weiſer Mann: „Auch bei Gegenſtänden der Wiſſenſchaft werd' ich mich vor unzeitigem Ehrgeiz hüten. Nie möge ich dabei um des Sieges willen gegen meine Ueberzeugung hadern; nie mich hinreißen laſſen da, wo ich geirrt habe, zum Nachtheil der Wahrheit zu ſtreiten."

Wie nun das Gymnaſium durch den Unterricht eine Schule der Wahrheit, ſo wird es durch die Disciplin eine Schule der Gerechtigkeit. Ein großer Theil der Disciplin beruht auf Schätzung der Sitten, der Fähigkeiten und Leiſtungen der Schüler, ohne alle ſervile Rückſichten; und es iſt unverkennbar, daß hierbei der claſſiſche Unterricht dem Urtheile größere Sicherheit darbietet, als jeder andre, den mathematiſchen ausgenommen. Auch der eigenthümliche Sinn der Jugend für das, was recht iſt, kömmt dem Urtheile des Lehrers zu Statten, da, wie laut auch die Stimme der Eitelkeit in der Bruſt eines Jeden iſt, Jeder doch die entſchiedene Würdigkeit anerkennt, und überall, wo ſie rein von Betrug und Täuſchung hervortritt, die ihr gebührenden Belohnungen willig gönnt. Von dem Lehrer aber, als dem Richter des Verdienſtes, erwartet er gleichen Sinn. Parteilichkeit, Servilität und Stumpfſinn wird an ihm von der Jugend verachtet, und mehr gehaßt als Strenge, auch wenn ſie ungerecht iſt. Wie in Allem, ſo ſoll auch hier der Lehrer Beiſpiel und Muſter ſein, mit feſter Hand die Wage der Gerechtigkeit halten, mit gleichem Maaße den Einheimiſchen und den Fremden, den Sohn des Vornehmen und des Geringen, den Armen wie den Reichen meſſen. Seine Stellung iſt der des bürgerlichen Richters gleich, aber günſtiger und einfacher, weil alle Verhältniſſe in ſeinem Gebiete einfach ſind, weil es ihm viel leichter iſt das Rechte zu erkennen, die Phantome des Trugs zu zerſtören und der Wahrheit den Sieg über den Schein zu verſchaffen.

Auf dieſe Weiſe wird das Gymnaſium bei uns, wie bei Xenophons Perſern, eine Schule der Gerechtigkeit und Wahrheit. Iſt es hierbei noch nöthig hinzuzuſetzen, daß alle ſittliche Kraft, die in dem gelehrten Unterrichte und in der Schulzucht liegt, wirkungslos bleibt, wenn der Lehrer nicht ſelbſt von dem Geiſte des Alterthums durchdrungen, wenn ſeine Lehre durch ſein Thun Lügen geſtraft wird, wenn er nicht ſelbſt gerecht, aufrichtig, ſeiner Leidenſchaften Herr und Meiſter iſt **)? Die Alten ſagten von dem Könige, er ſei das lebendige Geſetz. Daſſelbe

*) Niebuhr's Brief an einen jungen Philologen, mit Zuſätzen und Anmerkungen herausgegeben von C. G. Jacob.

**) Ueber den Zuſtand der engliſchen Schulen von Dr. Seebold (in den Verhandlungen der zweiten Philologen-Verſammlung, S. 88.): „Mag auch der Ernſt des Engländers nicht ganz mit unſerm Gefühle übereinſtimmen, ſo werden wir doch ſchwerlich dem Benehmen des engliſchen Lehrers gegen den Schüler unſern Beifall verſagen können. Das Ehrgefühl des Knaben wird nie verletzt; er ſoll nie vergeſſen, daß er einem beſſern Stande angehört, wenn er auch auf das ſtrengſte an ſeine Pflicht erinnert wird; vor Allem aber bewahrt man ihn vor gemeinen, erniedrigenden Ausdrücken, die das beſſere Gefühl abſtumpfen, durch das allein ein guter Lehrer mächtig wirken kann." Möge dieſer Grundſatz auch in deutſchen Schulen immer allgemeiner herrſchen, und der Ausſpruch des römiſchen Dichters: maxima debetur puero reverentia — jedem Lehrer auch in dieſem Sinne vor Augen ſtehn!

gilt von dem Lehrer, nur mit dem Unterſchiede, daß die Wirkſamkeit des letztern nicht wie die des Königes in eine unbeſtimmte Ferne geht; daß ihn die Bürger ſeines Staates unabläſſig vor Augen haben, daß ſie von ihm ſagen können: ſeine Lehre führt uns auf der Bahn der Wiſſenſchaft weiter, und durch die That zeigt er uns, was das Wiſſen wirkt; Lehrer, Vater und leuchtendes Beiſpiel zugleich *). Von ſolchen Führern geleitet wird die Schule der Segen des Landes; in ihrem Innern ein Heiligthum der Ordnung, der Geſetzmäßigkeit, des Fleißes und der Zucht; von außen umgeben von der Achtung und Ehrfurcht Aller, die in ihren Mauern aus dem Munde geliebter Lehrer die Stimmen der erhabenſten Geiſter vernommen, in die Gemeinſchaft der edelſten Menſchen eingeweiht und zu Genoſſen der ſchönſten Zeiten der Menſchheit geworden ſind. Glückliches Vaterland, in deſſen Grenzen ſo viele ſolcher Tempel der Wiſſenſchaft, wie in keinem andern Lande, von würdigen Prieſtern geſchmückt und von einer hoffnungsvollen, wißbegierigen und frommen Jugend beſucht werden!

Indem ich hier meine Andeutungen endige, fühle ich nur allzuſehr, wie wenig bedeutend ſie ſind. Sie werden indeß darinne die Liebe für die gute Sache der gelehrten Schulen nicht verkennen. Daß dieſe Liebe auch in Ihnen wohnt, bezeugt, wenn auch nichts Anderes dafür ſpräche, ſchon Ihre Gegenwart hier. Unter ſolchen Pflegern und Beſchützern des alten bewährten Princips der wiſſenſchaftlichen Erziehung, als ich hier verſammelt ſehe, hat es eine Niederlage nicht zu fürchten. Sollte aber dieſe ſo wohl begründete Hoffnung dennoch durch ein feindliches Geſchick zerſtört werden, ſo wird auch dann der edle Sinn jenes rhodiſchen Piloten in Ihrem Herzen ausdauern, der, im Sturm von Feinden umringt, ungebeugten Muthes ausrief: Wohlan, wenn mein Schiff untergehen ſoll, ſo ſoll es doch gerade und ohne zu wanken untergehn.

Hierauf legte der Vice-Präſident der Verſammlung einige Probeblätter des von Ferdinand Stademann aufgenommenen und in München lithographirten Rundgemäldes von Athen, welches Hofrath Thierſch mitgebracht hatte, zur Anſicht vor.

Nach der Aufforderung des Vice-Präſidenten beſtieg zunächſt Hofrath **Thierſch** die Tribüne und entwickelte in freier Rede den erſten Theil ſeiner **Anſichten über einen allgemeinen Schulplan** in folgender Weiſe **):

„Er ging von der Bemerkung aus, daß die Meinung der Verſammlung in Mannheim nicht geweſen ſei ein Schulgeſetz mit bindender Kraft zu geben. Dazu ſei ſie nicht berechtigt geweſen. Der Verein ſei keine geſetzgebende Behörde; ſondern ein ſolcher Plan habe nur ſollen als ein Rath betrachtet werden, den ein jeder annehmen oder ablehnen könne, als ein Mittelpunkt, um welchen das Zerſtreute ſich ſammeln könne, und von dem aus das Sichbefehdende

---

*) Quintil. Inst. Orat. II, 9. discipulos id unum moneo, ut praeceptores suos non minus quam ipsa studia ament, et parentes esse, non quidem corporum, sed mentium credant. Multum haec pietas confert studio. Nam ita et libenter audient, et dictis credent, et esse similes concupiscent: in ipsos denique coetus scholarum laeti et alacres convenient; emendati non irascentur, laudati gaudebunt, ut sint carissimi, studio merebuntur.

**) Nachfolgender Vortrag wurde auf Verlangen des Verfaſſers aus der Beilage zur Augsburger allgemeinen Zeitung vom 19. und 20. October 1840 mit Verbeſſerung der ſtörenden Druckfehler entlehnt.

könne vermittelt werden. Zu dieſem Behufe aber müſſe er von einem feſten und beſtimmt ausgeprägten Charakter ſein. Mit einem Schematismus allgemeiner Sätze ſei hier Niemanden gedient. Er müſſe demnach den ganzen Gegenſtand, die Bildung und Pflege des Lehrſtandes wie der Jugend, die Principien des Unterrichts und der Erziehung, den Lehrſtoff, ſeine Gliederung, die Methoden, die Anleitung zur Führung der Anſtalten und die Disciplin umfaſſen und feſtſtellen.

Ob nun aber wohl von einem Geſetz hier nicht die Rede ſein könne, ſo würde gleichwohl eine ſolche Schulordnung mit dem Anſpruch auf Gültigkeit, Beachtung und Anwendung auftreten. Ohne einen ſolchen hätte ſie überhaupt keinen Sinn. Die Frage werde dadurch eine allgemeine. Es handle ſich nicht nur davon, ob dieſe Verſammlung bei ihrer Natur eine ſolche Schulordnung entwerfen und berathen könne, ſondern ob überhaupt eine ſolche möglich, ob, im Falle ſie möglich ſei, ſie ausführbar, und wenn dieſes, ob die Ausführung wünſchenswerth ſei. Das Alles müſſe mit Entſchiedenheit verneint, ein jeder darauf gerichtete Verſuch ganz unbedingt zurückgewieſen werden.

Die Unmöglichkeit eines ſolchen Planes ſolle nicht aus der Verſchiedenheit der Stämme deutſcher Nation, den mannichfaltigen Stufen von Bildung und intellectuellem Bedürfniß der Einzelnen abgeleitet werden, auch nicht aus der confeſſionellen Verſchiedenheit derſelben. Die Stammverſchiedenheit der Deutſchen und ihre intellectuellen Bedürfniſſe reichen nirgend bis in die Wurzeln; auch habe Deutſchland, abgeſehen von einigen Disciplinen der Theologie, keine katholiſche und keine proteſtantiſche, ſondern eine deutſche Wiſſenſchaft, und der Genius des Vaterlandes werde uns auch in Zukunft vor einer ſolchen Spaltung bewahren. Jene Unmöglichkeit liege abſeits von dieſen Erwägungen in der gegenwärtigen Kriſis des ganzen Schulweſens in Deutſchland und in der Beſchaffenheit nicht weniger Lehrſtoffe, bei denen man noch nicht über die Verſuche hinausgekommen. Sei aber dieſes unſere Lage, ſo ſei auch offenbar, daß durch ſie ein in das Einzelne gehender Schulplan ausgeſchloſſen und unmöglich gemacht werde. Ein ſolcher ſetze Anerkanntes, Sicheres voraus, das er conſtatiren und in Ordnung bringen ſolle, und hier ſei Alles entweder ſtreitig oder im Werden und in neuer Geſtaltung begriffen.

Was man auf dieſem Punkte ſetze, werde auf einem andern negirt, und was man bei einer Anordnung im Auge habe, ſei bald darauf als unhaltbar anerkannt, oder es ſei aus ſich ſelbſt heraus ein anderes geworden. Auch könne ein ſolcher Plan (was er doch ſolle) gar nicht die Kräfte erreichen, aus denen das Gedeihen entſpringe, und verkehre mit Formen, wo es ſich vom Leben und Wachſen von innen heraus handle.

Jener Streit aber und jenes Schwanken oder Werden ſolle man nicht als etwas Beklagenswerthes betrachten, das guter Ordnung widerſtrebe; die deutſche Schule gleiche in dieſem ihrem Zuſtande ganz einem Garten im Frühlinge, voll Keime der verſchiedenſten Art, voll mannichfaltigen Wachsthums unter fruchtbarem Regen und wärmender Luft, aber auch nicht ohne Stürme und Ungewitter. Auch der Gärtner könne in ſeinen Pflanzungen dem Sturme nicht gebieten, wenn und wie er blaſen, oder daß er ſich legen ſolle. Er könne den Pflanzen nicht Maaß und Ziel ſetzen, wie und in welcher Form ſie wachſen ſollten. Geſetzt aber ein ſolcher Plan würde von der größten Erfahrung und Weisheit der Schule entworfen, alle dreißig Directoren gelehrter Schulen, die hier aus den verſchiedenſten Ländern von Deutſchland vereinigt ſind, und noch

andere mit ihren Lehrercollegien und Schulbehörden ſtimmten in ihm überein, ſo würde ſeine formelle Vortrefflichkeit jene Lage der Dinge nicht ändern; er wäre unausführbar, denn außer dem Kreiſe ſeines Urſprungs beſtände fortdauernd der Widerſpruch, ja in ihm würden ſich alſobald bei der progreſſiven Natur des Schulweſens die Widerſprüche und Schwierigkeiten häufen, die wachſende Erfahrung im Innern, vereint mit den Beſtrebungen der Gegner von außen, würde einen Grundpfeiler nach dem andern bedrohen und endlich den Bau in Trümmer legen. Was man für ganz Deutſchland begehre mit dem, wenn auch nicht beſtimmt ausgeſprochenen, Wunſche der Durchführung einer allgemeinen Schulordnung, ſei in einzelnen Ländern verſucht worden und werde noch verſucht. Obwohl aber auf beſchränktem Gebiet die Schwierigkeit geringer ſei und der Verſuch durch die öffentliche Macht unterſtützt werde, ſei die Sache doch überall für das Ganze ohne Erfolg. Ein ſolcher Plan werde vom Augenblick ſeiner Einführung zur allgemeinen Zielſcheibe, gegen welche die Geſchoſſe des Widerſpruchs, des Uebelwollens, auch der wachſenden Einſicht und Erfahrung ſo lange gerichtet würden, bis ſie durchlöchert und zerriſſen herabfiele, um einer andern Platz zu machen, die demſelben Schickſal beſtimmt werde.

Sollte jedoch durch Macht, Ueberredung, Belehrung und Beharrlichkeit der Widerſtand beſiegt, die allgemeine Schulordnung durchgeführt und gegen jeden Widerſpruch aufrecht gehalten werden, ſo würde jeder Erfolg, ſo weit er auf dieſem Gebiete möglich, durch einen Preis erkauft, der auf jeden Fall zu hoch wäre; die Sache wäre darum in keiner Art wünſchenswerth, denn ein ſolches Unternehmen würde Hemmungen von außen und Zwang von innen auf ein Gebiet bringen, das ſeiner Natur nach der freien Thätigkeit und Bewegung noch mehr bedürfe als jedes andere, und deſſen Früchte durch Triebe und Kräfte von innen heraus entfaltet und gereift würden, nicht durch die Wirkungen eines äußern, wenn auch noch ſo gut berechneten, Mechanismus der Adminiſtration; und was wäre denn die Frucht dieſes der Natur zuwidergehenden Beſtrebens? Statt zur *Einheit*, nach welcher man ſtrebe, würde man, ſo weit die Kraft der Maſchine reiche, zur Einförmigkeit, ſtatt zur lebendigen Regſamkeit der Schule, der Mutter des Gedeihens, zum Formalismus, dem Vater des Todes, gelangen. Montesquieu ſagt: „es ſeien die *kleinen* Geiſter, welche von der Idee des Gleichförmigen mit Bewunderung erfüllt würden. Edlere erfreuen ſich an der Mannichfaltigkeit des regen und vielfach ſproſſenden Lebens, welches, wenn es ein wahres iſt, trotz der Vielfachheit ſeiner Geſtaltung und Offenbarung der Einheit ſo wenig entbehrt, wie die lebendige, in unzähligen Formen ſproſſende und wachſende Natur, der die Gottheit in jedem Gewächs ihren Finger und in ihm das Siegel der Einheit des Geiſtes aufgedrückt hat, der ſie durchathmet und bewegt."

Dazu ſpreche auch hier, auf dem Gebiete des Wünſchenswerthen, die Erfahrung nicht weniger deutlich als auf dem der Ausführbarkeit. Der mächtige Orden der Jeſuiten habe einen ſolchen Studienplan, habe ihn auch zur Zeit ſeiner größten Ausdehnung nicht nur in allen Schulen *eines* Landes, die er beſeſſen, ſondern in allen ſeinen Schulen in den vier Welttheilen bis in das Einzelnſte ausgeführt und geſchirmt. Was ſei der Erfolg geweſen? Hauptſächlich durch den Rigorismus ſeiner Lehrordnung und die aus ihr fließende Erſtarrung des geiſtigen Lebens habe er die innere Lebenskraft verloren, und ſei in Folge davon durch den Fortgang der Zeit überwältigt und zertrümmert worden. Der am meiſten energiſche Geiſt der neuen Zeit, der aber abſeits von den Bahnen der Humanität in den Feſſeln des militäriſchen Rigorismus

erzogen und für ſeine große Beſtimmung verdorben worden ſei, Napoleon, habe nach denſelben Grundſätzen und Maaßen das ganze gelehrte Schulweſen von Frankreich gegliedert. Die université impériale, wie ſie mit wenigen Ermäßigungen noch jetzt beſtehe, ſei daſſelbe Syſtem des Zwanges, der ſtrengen Abmarkung, der gleichmäßigen Gliederung, Bewegung und Führung. Kein Buch, keine Methode, kein Lehrſatz könne in irgend einen Theil ſeines Bereiches eindringen, der nicht den Stempel der Zuläſſigkeit trage, welchen die jeweiligen Machthaber in Paris ihm aufgedrückt. Die ganze Bewegung des öffentlichen Unterrichts ſei in die kaiſerliche Form dieſes adminiſtrativen Mechanismus übergegangen, darum aber ohne bildende Kraft, denn wie künſtlich man auch Maſchinen machen könne, eine geiſtreiche Maſchine ſei noch nicht erfunden worden. Aus demſelben Grunde ſei dort die Schule ohne Erziehung, dieſe wie alles eigentlich Pädagogiſche den Franzoſen nach ihrem eigenen Geſtändniß eine unbekannte Größe. Statt die Jugend an Geiſt und Geſinnung frei und ſtark zu machen und edler zu geſtalten, ſei die Univerſität die Mutter der Sophiſtik, des Formalismus und der Intrigue, die Quelle bodenloſer Zerwürfniſſe auf dem Gebiete der Intelligenz und innerer Geſinnung, unter deren Einfluſſe Eitelkeit, Hohlheit und Anmaaßung in einer Fülle wucherten, die Frankreich ſelbſt mit Verderben und Europa mit neuen Kataſtrophen bedrohe. Wenn man indeß auch an der Seine vielleicht nicht allgemein überzeugt wäre, daß um dieſen Preis die Gleichförmigkeit, nach der man im Wahne durch ſie zur Einheit zu gelangen dort begehre, meiſt zu theuer erkauft ſei, wenn auch für gewiſſe Abſichten und Plane ſie wünſchenswerth, oder der Rigorismus der Lehrſatzungen andern Zuſtänden und Völkern für zuträglich geachtet werde, ſo widerſtrebe er doch ganz entſchieden der deutſchen Art und Wiſſenſchaft und der Behandlung wiſſenſchaftlicher Dinge unter uns überall und beſonders auf dem Gebiete des Unterrichts und der Erziehung.

„Die deutſche Bildung beruht auf ſelbſtſtändiger und möglichſt geſchonter Entwicklung der Individuen, auf den freien Neigungen und eigenen Erwägungen, deren Mannichfaltigkeit die Uebereinſtimmung im Innern und Weſentlichen nicht aufhebt. Dieſe beruht in der deutlich und entſchieden ausgeſprochenen und unvertilgbar ausgeprägten Individualität unſerer Nation und der ſie bildenden Eigenſchaften, oder kurz in der deutſchen Nationalität, die uns von andern beſtimmt unterſcheidet und wie zur Zeit des Tacitus zu einem Volke macht, das nur ſich ſelbſt gleicht. Die deutſche Bildung iſt der Inbegriff deſſen, was unter dem Schirm jener ſchonenden Pflege reichbegabte Geiſter aus der großen germaniſchen, claſſiſchen und chriſtlichen Eigenthümlichkeit und Vergangenheit, aus ihren Urkunden und Zuſtänden Edles in ſich aufgenommen, gemäß ihrer Natur als Wiſſen, Geſinnung und geiſtiges Vermögen in ſich geſtaltet und als die nährende Frucht ihres Geiſtes, als die reine und belebende Atmoſphäre, als Licht und Wärme über ihr Volk verbreitet haben. Sie iſt — ſagen wir es nur offen — die Frucht jener Freiheit des Geiſtes und des Forſchens, welche vor mehr denn dreihundert Jahren auf dem heiligen Boden dieſes Landes errungen und unter der Aegide des Fürſtenhauſes geſchirmt ward, an deſſen gaſtlichem Herde wir uns hier niedergelaſſen.“

„Auf dem Gebiete des Unterrichts und der Erziehung ſtellt ſich jener Geiſt der deutſchen Wiſſenſchaft und Bildung als freie und ſelbſtſtändige Erwägung und Gewöhnung, als Neigung für das Höhere und Edlere und als ein Beſtreben dar mit dem Gegebenen und Vorliegenden und über daſſelbe hinaus die Jugend zu dem zu führen, was einem fähigen und von ſeinem

Beruf erfüllten Lehrer mit ihr und für ſie an Kenntniſſen, Einſicht und löblicher Geſinnung erreichbar iſt. Alles, was in dieſes Gebiet, wie es eine allgemeine Schulordnung von jener Ausdehnung thun muß, ohne Rückſicht auf Neigung, Befähigung, Kraft und Geſinnung der Einzelnen hineingreift, theilt, abmißt und zuwägt, widerſtrebt ſeiner Natur und hemmt ſein Gedeihen, und wie löblich auch die Abſicht der Urheber ſei, es bringt nicht das Leben, ſondern die Hemmung deſſen, was Leben ſpenden kann, und es bringt, bis zum Ziele geführt, den Tod."

Was die gelehrten Schulen, was die Gymnaſien ſein und leiſten ſollen, durch welche Studien und Uebungen ſie ihr Ziel erreichen, das ſei doch wohl endlich, der Hauptſache nach, nach einer mehr denn dreihundertjährigen Uebung bekannt und anerkannt. Es brauche nicht in Formeln und Tabellen gebracht zu werden. Was auf ihrem durch Erfahrung und Gebrauch in mannichfaltiger Ausdehnung geordneten Gebiet im Einzelnen vorzukehren ſei, das bleibe füglich an jeder Anſtalt dem Lehrercollegium anheim gegeben, und werde am zweckmäßigſten für die einzelnen Abſchnitte des Schuljahres nach Kräften und Neigungen und nach dem Stande der Jugend unter Vermittlung des Vorſtandes vertheilt und geordnet. Wenn es bei dieſer freigehaltenen Ordnung, die auf der Einſicht der Einzelnen und dem Anſehn der Direction ruhe, an Erfolg gebreche, ſo ſei die Quelle des Mangels nicht in der Form, ſondern in den Lehrern, und nicht dadurch werde abgeholfen, daß man an der Form ändere, ſondern daß man die in den Lehrercollegien ſchwach befundenen und ſchadhaft gewordenen Theile entferne und durch geſunde und ſtarke erſetze. Gute Lehrer machen eine gute Schule, ſchlechte Lehrer machen eine ſchlechte Schule. Es gebe kein Mittel die Schulen zu verbeſſern als durch beſſere Lehrer. Damit ſei aber auch die Natur und Beſtimmung einer höher ſtehenden Leitung der Schulen bezeichnet, welche von den Altvordern nicht ohne Grund eine Curatel, eine Pflege, nicht eine Verwaltung der Schulen ſei genannt worden, und klar ſeien die Bedingungen ihres Wirkens, wenn es ein gedeihliches ſein ſolle. Hervorgegangen aus der Einſicht, aus der Weisheit der Schule, werde ſie von der fortgehenden Erfahrung derſelben mehr Weiſung und Belehrung empfangen als ihr geben. Sie werde ihre Sorge zumeiſt auf das Weſentliche jenes Gedeihens richten und deſſen Bedingungen zu erfüllen ſuchen, die wir eben bezeichnet; ſie werde auf dieſem Gebiet das Widerſtehende mit Wohlwollen ausgleichen, das Bedürfniß wahrnehmen und befriedigen, das rühmliche Beſtreben erkennen und ermuntern, zur Hülfe wie zur Abhülfe bereit ſein, und in ihrem Beſtreben ſich bald von der Liebe und Dankbarkeit der ſämmtlichen Schulen, die eine ſolche Pflege erfahren, umgeben und durch ein volles Gedeihen der freigehaltenen und alſo gepflegten Anſtalten ſich belohnt ſehen.

Obwohl auf dem großen Gebiete des öffentlichen Unterrichts in Deutſchland noch Vieles mangle, oder anders gefaßt oder verſtanden werde als es nach den oben entwickelten Anſichten geſchehen ſolle, ſo ſei doch im Ganzen der Zuſtand deſſelben ein befriedigender und die Hoffnung eines großen und allgemeinen Erfolgs gegründeter als je. Sie gründe ſich auf die Anlagen und den guten Willen unſerer bildungsfähigen und lenkſamen Jugend, auf die mit jedem Tage wachſende Summe der Kenntniſſe, der Einſicht und Erfahrung unſers ehrenhaften und berufstreuen Lehrſtandes, auf den löblichen Willen und die Fürſorge deutſcher Regierungen, und auf den erſtarkten muthigen Geiſt öffentlicher Einſicht und Geſinnung in Deutſchland für Alles, was in ſich groß, kräftig und dauernd iſt. In Folge davon geſchehe es, daß auch da, wo der Forma-

lismus und Mechanismus im Ganzen oder in einzelnen Verordnungen tiefer und weiter in die Schulen gedrungen, er durch die in ihnen wirkende Kraft gemildert und ſeiner Schädlichkeit zum Theil ſei entkleidet worden. Dieſer Weg ſei in Vereinbarung mit allen, die lehrend, ordnend und pflegend an den Schulen Theil nehmen, weiter zu verfolgen und zu ebnen. Auf ihm ſtehe in vollem Maaße zu erreichen, wornach wir alle ſtreben, eine volle lebendige Bildung und eine rühmliche Geſinnung der Jugend, in dieſer aber die Befeſtigung und Wahrung aller Güter und Kräfte, auf welche die Wiſſenſchaft und die öffentliche Ordnung unſerer Gegenwart und Zukunft gegründet iſt."

Hier brach Hofrath Thierſch, der vorausgetroffenen Beſtimmung gemäß, ab, und der Vice-Präſident lud den Collaborator **Günther** aus Halle ein die Tribüne zu beſteigen, der demnächſt folgenden Vortrag hielt:

Die Ordnung dieſer hochanſehnlichen Verſammlung legt mir die Pflicht auf für die verſtattete Redegunſt zu danken, meiner Jugend Nachſicht und Wohlwollen zu erbitten, den Inhalt meines Vortrags geziemend einzuleiten. Aber die Zeit iſt kurz! Drum gelte der Wille für die That! Ich eile zur Sache. Die Sache iſt für die Schule wichtig, Schulmänner ſind hier: die Betrachtung ſcheint gerechtfertigt. Nicht das Wie meiner Worte, ſondern das Was kommt in Frage. Alſo lieber ſogleich: was will ich? Ich will reden von dem, **was die Gymnaſien zur Wiederherſtellung der öffentlichen Beredtſamkeit beitragen können.**

Wiederherſtellung ſetzt Verfall voraus. Iſt unſere Beredtſamkeit in Verfall gekommen? Wir haben politiſche Redner; kann ſich ihre Kraft, kann ſich ihre Wirkung mit den großartigen Siegen der Griechen, der Römer, der Briten meſſen? Wir haben geiſtliche Redner, vornemlich, weil dieſe lange ſchon ihr Weſen zumeiſt in das Lehren und Predigen ſetzt, in der proteſtantiſchen Kirche; unter den Berufenen wie wenige reden ſtark und gewaltig! wie wenige verkünden die Liebe mit Engelszungen! Schon ein ziemlich guter Redner iſt heut zu Tage ein ſeltenes Kleinod. Wo aber große Männer des Worts unter unzähligen Schrift- und Rechtskennern nach Jahrhunderten gezählt werden müſſen, da mag wohl über einen Verfall der Beredtſamkeit geklagt werden. Es läugnet's auch Keiner, dieſen Verfall.

Was hat ihn verurſacht? Vor Allem dreierlei: ich meine die Beſchränkung der individuellen Freiheit, die Buchdruckerkunſt und den Unterricht in unſeren höheren Schulen. Rückſichtlich des erſten Punktes ſteht mein Wünſchen nicht auf conſtitutionelle Rednerbühnen. An Plätzen, an Gelegenheit zum Reden fehlt es nirgends. Die Bühnen allein haben noch keinen Redner gemacht. Nein, ſo: Einſt gab es ſo viele Städte — ſo viele einzelne Staaten, welche ihren Zuſammenhang und doch wieder ihre Abhängigkeit in dem Bewußtſein von Kaiſer und Reich und von deren Höhe und Heiligkeit hatten. Jede Stadt, ja jedes Dorf hatte ſeine beſtimmte, ſie von allen anderen unterſcheidende Eigenthümlichkeit, welche nicht gemacht wurde, ſondern welche jedes Kind der Stadt ohne Zuthun als Mitgift der Natur überkam. Daher hatte jeder Bürger die Intereſſen ſeiner Stadt, dieſe kleinen Bedürfniſſe, nahe vor Augen, war ihnen mit Herz und Mund zugethan, konnte, wenn es galt, ſeine Liebe leicht zur Begeiſterung, welche immer beredt macht, ſteigern und in der Rede ausſtrömen laſſen. Die

neuere Zeit hat, zuerſt in Frankreich, das Streben gehabt jene Einzelweſen, jene unzähligen Staaten im Staate, jene Individualität der beſondern Stände und der denſelben angehörigen Glieder zu verwiſchen, ſie hat alles Leben in einen höchſten Punkt zuſammengekreiſt, ſie hat eine allgemeine Norm aufgeſtellt, einen ſogenannten Staatsmechanismus erfunden, in welchen jedes Rad und jede Schraube hineingezirkelt und gedreht werden muß. Die Erziehung hat nachgeahmt. Man erzieht nicht zu Bürgern dieſer Stadt, ſondern zu Franzoſen, Chineſen u. ſ. w., und hat dadurch den Schaden, daß, weil die Intereſſen höher liegen, ferner gerückt ſind, die Begeiſterung dafür entweder gar nicht entſtehen kann (keine wahre Liebe zum Vaterlande), oder auf hohle und thörichte Phantaſtereien (demagogiſche Umtriebe) verfallen muß. Zur Beredtſamkeit gehört aber Beſchränkung der Intereſſen auf beſtimmte, liebgewonnene Einzelpunkte, Begeiſterung für das Nahe, Bekannte, Concrete, nicht eine in's Unbeſtimmte, in's Leere, in's Abſtracte hinausſteigende gemachte Erregtheit. Die neueſte Zeit hat wieder Anfänge, zarte Keime einer ſolchen Theilnahme an dem Beſondern, Nahen, Eigenthümlichen hier und da ins Leben gerufen; das hat aber noch nicht für die Beredtſamkeit wirken können, weil nicht auch zugleich die traurigen Actenſtöße, die feſteſten Mundſchlöſſer, weggeräumt ſind: Eins thut's nicht allein. Aber hoffen wir in Geduld und thun wir in unſerem Kreiſe das Unſrige!

Den zweiten Stoß erhielt die Beredtſamkeit durch die Buchdruckerkunſt. Wir kennen die Segnungen dieſer Kunſt, verhehlen uns aber auch nicht, daß ſie für die Wiſſenſchaft nicht minder als für die Politik noch immer eine unbekannte Größe ſei. Statt der grandioſen geiſtigen Wettkämpfe des Mittelalters, z. B. in Paris, gibt es jetzt gelehrte Federkriege; ſtatt politiſcher Reden politiſche Flugſchriften; ſtatt Predigten in der Kirche für bequeme Leute Erbauungsbücher und Stunden der Andacht. Schnellpreſſen, Dampfpreſſen ſind längſt erfunden, Dampfwagen gibt's bald überall, wie? ſollte man nicht hoffen können, daß ſich vor dem ganzen Volke politiſche, religiöſe, gelehrte Verſammlungen, ohne daß man zuſammenkäme, halten ließen, und daß daſſelbe kaum länger auf Rede und Gegenrede zu warten hätte als von einer Rednerbühne herab? Traurige Ausſicht darum, weil ſie eine immer größere Entfernung von der Wahrheit und Wirklichkeit des Lebens auf ihrem grauen Hintergrunde zeigt. Es iſt ein tiefes Geheimniß, dieſer Unterſchied zwiſchen Rede und Schrift. Was ich ſchreibe kann mir gar nicht gehören, kann angelernt ſein, braucht nicht als Reſultat meiner Erfahrung und meiner Bildung aus mir ſelbſt zu kommen; ich kann ſogar etwas ſchreiben, was ich in dem Augenblicke zwar zu verſtehen wähne, aber, genauer betrachtet, weder empfunden, noch ſelbſt gedacht habe. Aber was ich rede, worüber ich mich, unterbrochen oder hintereinander, klar und beſtimmt auslaſſen kann, das iſt mit ſeltenen Ausnahmen mein volles Eigenthum. Es kann daher kommen, daß ich mich in unwahre, himmelhohe, ſpinnewebenfeine Gedanken und Empfindungen hineinſchreibe, ſie aber mit dem Munde ſo auszuſprechen nicht im Stande bin; dann muß ich bekennen, daß jenes Geſchriebene nicht mein völliges Eigenthum ſei, daß ich's nicht ganz empfunden, nicht klar gedacht habe. Aber was ich reden kann — wenn auch in nicht ſo ſchöner Form — was mir als Reſultat meines Nachdenkens oder als augenblickliche Empfindung auf die Zunge tritt, ſo daß es Andere verſtehen und nachempfinden können: das iſt mein völliges, unbezweifeltes Eigenthum, das habe ich wirklich gedacht, wirklich empfunden, — vorausgeſetzt, daß ich die Wahrheit nicht verkehren will. Der Deutſche philoſophirt, phantaſirt und bildert gern, weil er ſeit dem dreißigjährigen Bürgerkriege

die Wirklichkeit geringſchätzt oder mißkennt. Je langſamer der Menſch ſpricht, deſto mehr kann er dieſem Hange nachgeben. Das Schreiben iſt ein langſames Sprechen in erhöheter Potenz. Jene Neigung hat dabei einen größeren Spielraum. Daher der Vorwurf der praktiſchen Ausländer, daß wir ein träumeriſches und phantaſtiſches Volk wären. Der Redner hingegen muß die Gegenwart im Auge haben, muß ſich ſtreng an die Wirklichkeit, an das augenblickliche Bedürfniß halten, muß die beſtimmte Bildungsſtufe beſtimmter Zuhörer im Auge haben, kann darum mit ganzer Seele thätig, mit ganzer Seele er ſelbſt ſein, muß es ſein, darf keine andere Seelenthätigkeit vorherrſchen laſſen. Sobald Jemand ſchreibt, verſchwindet mehr und mehr ſeine Individualität, er kann nur ein Bild ſeines Geiſtes, d. i. dieſer abſtracten Fähigkeit zu ſchreiben, geben, er kann nicht zugleich ſeine Geſtalt, ſeine Stimme, ſeine Action, kurz ſeine ganze Perſönlichkeit zeigen; er kommt in die allgemeine Kategorie des Schriftſtellers. Was er geſchrieben, wirkt in derſelben unbeſtimmten Allgemeinheit, faßt einzelne Seiten der Leſer an, läßt ihrer Reflexion weiten Raum. Die Buchdruckerkunſt hat das matte, faule, ausſtechende Schreiben an die Stelle des ſtarken, eifrigen, zur That erhebenden Wortes geſetzt.

Ein Volk, das nicht reden kann, kann auch nicht handeln. Rede iſt Handlung, iſt die Mutter derſelben bei Anderen. Zum Reden muß man erzogen werden. Dies führt auf den Unterricht in unſern höheren Schulen. Mag es nun auch die Buchdruckerkunſt hervorgerufen haben; oder mag die dadurch entſtandene Ueberſchätzung der Bücher (die nachgerade in ihr Gegentheil übergehen wird) und alles Geſchriebenen und Gedruckten die Schuld tragen; oder mag die Einſicht, welche die dem Individuum ſo fernſtehende und durch viele Vermittlungen nur nothdürftig ſich annähernde Behörde von den Leiſtungen ihrer künftigen Diener ſich verſchaffen will, beſſer durch Beurtheilung geſchriebener Leiſtungen erreicht werden können: kurz, es geht durch alle Schulen unſerer ganzen Nation — daß ich's auch ſo nenne — ein unbegreiflicher Irrthum, der Irrthum, daß vor Allem der Stil eines jungen Menſchen ausgebildet werden müſſe. In Volksſchulen, Mädchenſchulen, Realſchulen, Gymnaſien: Alles ſoll ſchreiben lernen, ſoll einen Stil erhalten. An das Reden, an das Sprechen denkt man wenig mehr. Als wenn ſich der Stil ſo früh lernen ließe, als wenn man ſo nur immer zu üben brauchte und nachher, wenn dann ein Jüngling aus eingeprägten Redensarten, angelernten Empfindungen, nachgebeteten Gedanken ein Allerweltsragout aufſtellen gelernt hat, ſagen könnte: das iſt ſeine Eigenthümlichkeit, ſein Stil, ſein individuelles Leben, die Wahrheit ſeines innern Menſchen! Erlogen iſt Alles, erheuchelt, oder, gelinde geſagt, gemacht, und die ſchöne Natur verdorben. Der Satz: le style c'est l'homme, d. h. in dem Stile iſt die Seele des Menſchen dargeſtellt und erkennbar, iſt richtig. Aber iſt denn ein Schulknabe ein Menſch ſchon, an dem ſich etwas erkennen ließe, oder den man auf dieſe Weiſe erkennen ſollte oder müßte? ſoll denn die Jugend ſchon thun und ſein was Männern gebührt? Es iſt, ſage ich, kein größerer Irrthum in unſeren Schulen als dieſer vom Stil. Denn ſo wie man da verfährt, iſt nimmermehr eine Eigenthümlichkeit in der Darſtellung des innern Weſens zu erlangen. Das Reden muß eher gelernt werden als das Schreiben. Wer gut reden kann, ſchreibt zwar noch nicht gut, aber lernt es bald mit leichter Mühe. Das Schreiben, der Stil gehört erſt für den Mann. England verſteht's, es läßt ſeine Jugend die Griechen und Römer leſen und überſetzen, läßt Verſe über Verſe machen und erzieht ſich die größten Redner. Wo man aber die Jugend ſo wenig zum Sprechen, zu früh und oft verkehrt zum Schreiben, zum Aufſchreiben

ſogenannter eigener Gedanken anhält, da wird die Fähigkeit zur Rede im Keime erſtickt, da kann die Beredtſamkeit vor allem Schreiben gar nicht aufkommen, da geht aus den Schulen ein Schreibergeſchlecht hervor, ſpitz und ſcharf mit der Feder, kühl und ſchwach im Handeln, langſam und träge zum Reden — kurz ein alle Wege überkluges und zum augenblicklichen Eingreifen in die Radſpeichen der Lebensmaſchine untüchtiges Geſchlecht.

Bin ich zu hart? O, ich möchte ſelbſt, meine Worte wären lieber zu ſtark als zu wahr! Aber wie entſtehen denn zumeiſt die Reden unſerer Zeit? Der Redner arbeitet jede Rede ordentlich aus, bringt alle lumina orationis, welche die Kinder des Augenblicks ſein ſollten, wohlbedächtig ſchon auf dem Papiere an, memorirt darauf und thut ſo im Grunde weiter nichts, als daß er ſeine geſchriebenen Worte emphatiſch vorlieſt, mit dem kleinen Betruge, daß die Zuhörer meinen ſollen, es entſtünde das Alles erſt im Augenblicke des Redens. An die Stelle der Beredtſamkeit iſt das Herſagen des Geſchriebenen getreten; das Concept des Redners ſoll die momentane, die zwar überlegte, aber ihre Form von dem Augenblick erwartende und in ſofern extemporirte Rede ergänzen, verbeſſern, vertreten. Es gibt nichts Unglücklicheres für den Zuhörer und für den Redner als ein ſolches Redenhalten nach dem Concepte. Was thut dieſer eigentlich? Er ſetzt ſich zu Hauſe hin, abgeſchieden und abgeſchloſſen von aller menſchlichen Geſellſchaft, disponirt ſeine Gedanken, berechnet die Wirkung ihrer Verbindung, ſtellt ſich, wenn er ſchreibt, ſeine Zuhörer, natürlich dieſe und ihre Fähigkeiten immer idealiſirend, lebhafter, oder wenn ſeine Phantaſie langſam iſt, weniger treu vor und arbeitet mühſam, was er reden will, aus. Dieſe Abhandlung wird auswendig gelernt und vorgetragen. Das ſoll auf die Zuhörer wirken? Dafür ſollen ſie ihr Herz öffnen? Es iſt Buchweisheit, Stubenſchrift, Lampengeruch, Schlafgähnen; nirgends friſche, unmittelbare, begeiſterte und wieder begeiſternde Gegenwart. Es gehört lange ſchon unter die wunderbaren Seltenheiten, wenn einmal ein Redner anderer Art auftritt, wenn einer durch ſeine Kraft auf der Stelle ergreifen und aufreißen kann. Das Volk iſt nicht ſchwer in Bewegung zu ſetzen; nein, die kalten, überlegten, langweiligen Tiraden ſind unfähig zu bewegen, weil ſie ſelbſt nicht bewegt werden. Wir haben viele geiſtliche Redner, jetzt die hauptſächlichſten Redner von Fach. Aber müßte nicht das Volk in ganz anderer Weiſe chriſtlich ſein und fromm ſich bezeigen, wenn nur der zehnte Theil wirklich reden könnte? Steife, lange, kraftloſe Moralvorleſungen, oder über den geiſtigen Horizont der Gemeinde weit hinausgehende dogmatiſche und exegetiſche Erörterungen declamiren ſie vor; aber das Volk verſteht nichts davon, weil das ſeine Sprache nicht iſt, weil es ſo nur in Büchern ſteht und in Bücher gehört. So wird es aber bleiben, wenn wir fortfahren in der Bildung der Jugend durch Schreiben zum Sprechen, vom Concept zur Rede überzugehen, wenn wir nicht umgekehrt vom Hören und Lernen zum Reden und erſt vom Reden zum Schreiben kommen. Wir müſſen uns entſcheiden, was für höher gehalten werden ſoll: das Reden oder das Schreiben? Der Wirkung nach ſteht das Reden höher, größere Wahrheit iſt dem Reden eigen, und der ſchreibt etwas Würdiges auf, welcher das Geſchriebene erſt geredet und in dem Feuer der Wirklichkeit geläutert hat. Soll ich nun ſagen was dem Redner Alles nöthig iſt? Ich würde zu Bekanntes wiederholen. Allein das hat man gewöhnlich bei uns nicht beachtet, daß ein Redner ein Dichter ſein, wenigſtens die Begeiſterung vom Dichter haben müſſe; daß er ſich in jedem Momente, wo es Noth thut, durch Sache und Umſtände, durch Ort und Perſonen zu dieſer Begeiſterung erheben ſolle; daß Begeiſterung für etwas nur durch die aus Erkenntniß

kommende Liebe zu etwas entſtehe; daß nicht todte Gelehrſamkeit den Redner mache; daß die Wirkung der Rede zumeiſt und oft allein durch den poetiſchen Zauber der Gegenwart und einer ſtarken und ſchönen Perſönlichkeit bedingt ſei; daß man zu Rednern des Volks die Beſten, nicht die Gelehrteſten wählen müſſe. Die Beſten des Volks! denn ein guter Redner hat auch Gewalt über das Volk, ihm gehören die Herzen, und das Herz wirket zur That, nicht der Verſtand. Soll ich darum die Wirkungskräfte des Redners beſchreiben? Man weiß es zu gut, daß die Menge nicht aus Ueberlegung handelt, ſondern ihren Zu- und Abneigungen folgt; daß der Redner auf dieſe zunächſt losarbeitet, und daß, wer am Herzen am beſten ziehen kann, der auch den ganzen Menſchen mit ſich fortreißet und zu herrlichen Thaten begeiſtert.

Aber freilich, ſolche Männer wollen erſt gebildet werden. Der Talente gibt es wenige. Darum, wenn wir etwas zur Wiederherſtellung der öffentlichen Beredtſamkeit thun wollen; wenn über ihre Wirkſamkeit zur Erhebung des Volks — gewiß keine Erhebung, wie ſie unſere Zeit- und Tagſchriften hervorrufen, zu unreifem und untüchtigem, gefährlichem und unnützem politiſchen Räſonniren und zu gottloſer Dünkelſucht — kein Zweifel obwalten kann; wenn wir Volksredner erziehen wollen, die den Kern der Sache treffen, und die auch mit dem geſchriebenen Worte, weil es ein wahres iſt und aus der Wahrheit des eigenen, unverlogenen Gemüthes kommt, zum Heile wirken: dann muß, nicht zu gedenken, daß auch andere Urſachen des Verfalls der Beredtſamkeit wegzuräumen ſind, vor Allem der deutſche Unterricht eine gründliche Verbeſſerung erfahren. Von Unten muß angefangen werden. So der Grund ſchlecht iſt, wer mag feſt bauen? Reden ſoll unſere Jugend lernen, nicht ſchreiben. Fort alſo mit den freien deutſchen Arbeiten zur Uebung im Stil! Sie ſind das vornehmlichſte Hinderniß am Redenlernen. Es iſt nicht genug, daß zu gelehrte Lehrer in den Schulen zu viel reden und ſich nur gerne hören: nein, was die Knaben gelernt haben — es iſt kaum in ihre Ohren gedrungen — das ſollen ſie auch ſchon wieder aufſchreiben und ihren eigenen armſeligen, angſtvoll zuſammengequälten Salm hinzuſetzen. Es iſt, wenn man in unſere Schulen kommt, oft doch gar nicht ſo, als ob es eine Buchdruckerkunſt gäbe. Da haben wir die Bücher, und die Lehrer tragen Jahr aus Jahr ein immer nur wieder vor was in den Büchern ſteht. Man gebe doch der Jugend dieſe Bücher und laſſe ſie für ſich daraus lernen, aber nachher das Gelernte in lauter, vernehmlicher, zuſammenhängender Rede vortragen. Man laſſe ſie das, was ſie jetzt in ſogenannten freien Aufſätzen niederſchreiben müſſen, nicht ſchreiben, ſondern ſprechen und wieder ſprechen, bis die Form gut wird. Da zeigt ſich, ob ſie Wahrheit haben und geben. Schreibend lügen ſie ſich in allerhand Zuſtände hinein. Man leſe mit ihnen die Alten, dieſe unübertroffenen Muſter der Beredtſamkeit, und laſſe überſetzen und wieder überſetzen, bis ſie ein ordentliches Deutſch herausbringen. Die Zunge muß ihnen erſt gelöſt werden: dieß iſt das einzige Geheimniß im Unterrichte zur Beredtſamkeit. Zum Reden gehört Kenntniß der eigenen Sprache (im höheren Grade nur an den Alten zu erlangen!), Kenntniß der Sache, worüber zu reden iſt, und, was daraus hervorgeht, Liebe und Begeiſterung. Weder durch ein buntes Gemiſch von einem ungründlichen Allerleiwiſſen, noch durch das voreilige, unüberlegte und verderbliche Erziehenwollen zu einem guten Stile und zu einem unthätigen Schreibervolke iſt die wahre Beredtſamkeit zu erwecken; ſondern einzig und allein durch gründliche Kenntniſſe in einer Sache (die größte Einſeitigkeit iſt zugleich die größte Vielſeitigkeit!), durch begeiſtertes Eindringen in das Alterthum (aber nicht in die ſchalen und abgeſtandenen Noten und überklügelten Spitzfündigkeiten) und durch Bewahrung eines reinen und

frommen Gemüths. Nur Reden iſt das Andere vom Lernen, nicht Schreiben; Schreiben iſt nur ein innerliches Thun, Reden iſt eine äußerliche That; die That gehört der Gegenwart, das Schreiben iſt Frucht vieler Thaten für die Zukunft. Unſere Schuljugend ſoll ihre Kenntniſſe für die Gegenwart in der Schule anwenden, aber nicht, nachdem ſie kaum eingeſammelt hat, ſchon an die Zukunft denken; ſie ſoll nicht ſchreiben, wenn ſie kaum leſen gelernt hat.

Mehr ſprechen alſo ſollen die Schüler als es in der Regel geſchieht, ſchon damit ſie beweiſen, ob ſie das Gelernte ſicher aufgefaßt haben, oder ob ſie es bloß erſt ſchwach umdämmere und noch mehr Erleuchtung bedürfe: das iſt die erſte allgemeine Forderung. Aber dann iſt auch noch beſondere Anleitung zum Sprechen, zur Action und zum Vortragen eigener Gedanken nöthig. Dieß ſchließt ſich den dreierlei Redearten an: Leſen des Eigenen oder Fremden, Declamiren des zu eigen gemachten Fremden, Reden oder Vortragen des ganz Eigenen. Beim Leſen lernt der Knabe (in den unteren Claſſen) den richtigen und deutlichen Sprechton um ſo leichter, als das empfindende Subject und das empfundene Object weiter auseinander ſtehen und die Satztheil- und Satztonzeichen den Ausdruck des Gefühls unterſtützen. Doch warnen wir die Eintönigkeit für Mangel an theilnehmender Empfindung zu halten und durch zu auffallende Accentuation oder gar nach Noten das Gefühl zur Nachahmung aufzureizen und Empfindung lehren zu wollen. Man muß Geduld haben! — Das Declamiren (in den mittleren und oberen Claſſen) ſetzt die Herrſchaft über das fremde Object voraus, bringt dem Ziele, eigene Gefühle vorzutragen, näher und iſt die Mittelſtufe zwiſchen Leſen und Reden. Der höchſte Grad jener Herrſchaft wäre, daß der Zuhörer den Unterſchied zwiſchen Vortragendem und Dichter vergäße, daß alſo der Declamator ſich gänzlich in die Seele des Dichters verſetzt, oder, bei der dramatiſchen Poeſie, bis zur vollkommenen Täuſchung den Charakter angenommen hätte. Durch dieſe Subſtituirung einer lebenden Perſon in die Rolle einer erdichteten hört der Unterſchied zwiſchen eigenem und fremdem Producte auf. Dieß fällt in die theatraliſche Kunſt. Der Declamator aber ſoll kein Schauſpieler ſein, und in der Schule (darum keine Monologen und ſelten lyriſche Gedichte) ſoll das Declamiren nur Gelegenheit bieten die Elemente der Action zu lehren. Aber keine Theorie der Geſtus, der Geberden u. ſ. w., ſondern nur Unterſtützung des natürlichen Bedürfniſſes und Belebung des Muthes die Gefühle durch äußere Zeichen darzuſtellen und zu verſtärken! Man gehe langſam vorwärts, laſſe bloß erſt vortreten, dann den erzählenden Geſtus anwenden, und komme erſt in den oberen Claſſen — doch immer nur beiſpielgebend und rathend, nicht als Gefühlsanatom — zu den genaueren Vorſchriften der Action, damit dieſe, zur Gewohnheit durch Belebung des Muthes geworden, bei dem freien Vortragen eine natürliche Aeußerung der Empfindungen ſeien. Dieſes Vortragen eigener Gedanken oder, in ſeiner Vollendung, das Reden hat drei Entwickelungsſtufen: Erſte Stufe: Vortragen fremder Gedanken in eigener Form: Erzählungen, weil der einfachſte Gedanke die Poeſie einer Erzählung, eines Mährchens u. dgl. iſt. Der Lehrer erzählt vor, die Knaben wiederholen; der Schüler lieſt zu Hauſe eine Erzählung durch und erzählt ſie in der Schule mit ſeinen Worten nach. Nirgends darf memorirt werden. Zweite Stufe: Vortragen fremden, nach eigenen Gedanken geordneten, Stoffes in eigener Form. In dem dieſer Stufe entſprechenden Alter pflegen die Knaben ängſtlicher, ſcheuer, verlegener zu ſein; ihre Reflexion über ſich und ihren Unterſchied von Anderen beginnt. Darum noch manche der früheren Uebungen. Außerdem aber Dar-

ſtellungen aus der Geſchichte, Geographie, Naturbeſchreibung u. ſ. w. mit der Forderung auszugsweiſe Ausführliches wiederzugeben. Unterſcheidung des Wichtigen und Unwichtigen nach eigenem Urtheil. Weitere Ausdehnung dieſer Referate auf Bücher, Jugendſchriften, Biographien; dann Inhaltsangaben aus Dramen, actweiſe und ganz, aus Epen und endlich — zur Vorbereitung auf die letzte Stufe — aus kleineren lyriſchen, beſonders allegoriſchen Gedichten mit Hinzufügung der durch den Inhalt zu beweiſenden Tendenz: Ein- und Anleitung zur eigenen Erklärung ſchwieriger Gedichte. Das Vorurtheil der Schüler, daß ihre Vorträge durch Aufſchreiben und Lernen beſſer gelingen würden, iſt durch Strenge zu beſeitigen, durch ihre eigene Erfahrung zu widerlegen und ſeine Anwendung durch oft unterbrechendes und den Schüler zum Freiſprechen nöthigendes Einreden des Lehrers zu erſchweren. Dritte Stufe: Vortragen eigener Gedanken in eigener Form: Kleinere ſchwierige Gedichte (Oden von Klopſtock) werden erklärt, größere Dichtungen unter beſtimmten Geſichtspunkten (z. B. Charakteriſtik einzelner Perſonen) ausgezogen, beinahe alle die ſonſt unſchädlichen Themata behandelt, welche jetzt zum Schreiben gegeben werden, Betrachtungen, Abhandlungen, Nachbildungen claſſiſcher Reden, Wiederholung ſo eben vorgeleſener Aufſätze, doch überall nur über Dinge, welche der Schüler verſtehen kann und beſprechen darf. Endlich eröffne man ihnen die eigentliche Arena zur Beredtſamkeit. Sprachgewandtheit und Muth müſſen hinreichen, daß die Schüler vor den Genoſſen ſtreiten und Reden halten können. Hier wieder drei Grade: Disputiren Einzelner über ſtreitige Punkte des Schulwiſſens (zugleich als Vorbereitung zu den lateiniſchen Disputationen), dann Reden beſonders über geſchichtliche Themata, Gedächtnißreden u. ſ. w., zuletzt Wechſelreden über Themata, welche ſich von mannichfachen Seiten betrachten laſſen, auf die ſich jeder Schüler, genau nachdenkend (nicht ſchreibend) vorbereitet, ſo daß, nachdem Einer geſprochen, der Andere auf deſſen Rede lobend, beſtätigend, widerlegend eingeht, das Für und Wider ſchärfer erwägt und ſeine eigene Ueberzeugung ausführt. — So wird die Zunge gelöſt, ſo der Muth wahrhaft eigenen Gedanken eine augenblicklich mit ihnen entſtehende Form zu geben erweckt, ſo die Fähigkeit zur freien Rede anerzogen, die angeborene des Talents ausgebildet, die Beredtſamkeit des Mannes durch die Schule vorbereitet, ſo die Schule, das Gymnaſium zu einer eigentlichen Ringſchule des jugendlichen Geiſtes erhoben: herrliche Ausſicht für die alſo erzogenen Jünglinge, köſtliche Hoffnung für die Kreiſe ihrer ſpäteren Wirkſamkeit! Die Schule *kann* ſie geben: thue ſie's auch!

Unſer Volk hat die herrlichſten Elemente zur Beredtſamkeit. Man unterſuche was die Beredtſamkeit verlange, man ſehe ein, daß der Anfang in angedeuteter Weiſe von den Schulen gemacht werden müſſe, und man füge zu den großen Wohlthaten, die man in unſerer Zeit dem Volke durch den verbeſſerten Schulunterricht erwieſen hat, auch noch *die* hinzu, daß man Geduld lerne und in den Anforderungen an die Jugend nichts übereile; denn nur die Uebereilung des jugendlichen Geiſtes bringt matte Treibhauspflanzen an's Licht. Die Verbeſſerungen gehen in neuerer Zeit meiſtens von Oben aus; aber anfangen müſſen ſie, wenn das Oben gut werden ſoll, beim Unten, bei der Wurzel. Wenn in unſeren Schulen nur gelernt, d. i. geleſen und geſprochen, nicht mehr ſo viel geſchrieben wird: dann iſt der erſte und ſicherſte Grund zur Wiederherſtellung der öffentlichen Beredtſamkeit gelegt. Für das Weitere wird Gott ſorgen!"

Der Redner hatte dieſen Vortrag mit ergreifender Begeiſterung gehalten. Dieß erkannte der Vice-Präſident rühmend an und forderte zur Debattirung des Gegenſtandes auf, indem er dabei bemerkte, daß der Redner die von ihm aufgeſtellten Behauptungen durch ſeinen Vortrag praktiſch widerlegt habe. Denn während er behaupte, daß ein vom Concept gehaltener Vortrag langweilig ſei und des friſchen Lebens ermangele, habe ſein Vortrag vom Concept nirgends etwas von Langeweile empfinden laſſen. Die Polemik gegen die ſtiliſtiſchen Uebungen ſcheine jedenfalls zu weit getrieben.

Von den Mitgliedern der Verſammlung ließ zuerſt Profeſſor **Hermann** aus Marburg ſeine Stimme vernehmen in folgenden Worten:

„Da kein Würdigerer aufſteht, um dem Redner, welchen wir vernommen, zu antworten, ſo glaube ich für meinen Widerſpruch in ſofern einigermaßen auf die Nachſicht der verehrten Verſammlung rechnen zu dürfen, als derſelbe vielleicht mehr, als es der Redner ſelbſt wollte, mit demjenigen zuſammenhängt, für welchen ich mich in der vorjährigen Verſammlung des aufmunternden Beifalls der bei weitem größern Majorität zu erfreuen hatte. In den Principien ſtehe ich freilich dem dießjährigen Redner viel näher als dem vorjährigen, welcher der Gegenwart die Vermittelung durch das Alterthum zu unſterblicher Bildungshöhe verkümmern wollte; dieſe Baſis erkennt jener mit mir an; wenn er jedoch gleichwohl nicht minder eine nothwendige Mittelſtufe zu dem Ziele, das wir alle mit ihm theilen, überſpringt, ſo droht er damit unſerer wahren Bildung keinen geringern Stoß zu verſetzen und das Höchſte und Heiligſte, das nicht ohne Schweiß und Mühe zu erlangen ſteht, durch vorzeitige Frühreife zu übereilen. Er beruft ſich auf die großen Alten, die gewiß im Gebiete der Beredtſamkeit unſere ewigen Muſter ſind; aber gerade hier finden wir den olympiſchen Donnerer, wie ihn ſein eignes Volk nannte, Perikles, der nie ohne die ſorgfältigſte Vorbereitung ſprach und einſt, als man in ihn drang öffentlich zu reden, ſich mit den Worten entſchuldigte: ich bin nicht vorbereitet, *οὐκ ἐσκεμμαι*: — oder wenn auch dieſe Vorbereitung allerdings nicht gerade eine ſchriftliche zu ſein brauchte, ſo haben wir den größten redneriſchen Schriftſteller aller Zeiten, Demoſthenes, der ſelbſt für ſolche Fälle, wo er unvorbereitet reden mußte, ſich wenigſtens eine Anzahl geſchriebener Eingänge im Voraus angelegt hatte, die wir noch unter ſeinen Werken beſitzen, um erſt von dem feſten Buchſtaben zum beweglichen Worte überzugehn. Erſt im ſpätern Alterthume, in den eiteln Wettkämpfen der Sophiſten, begann man auf die Improviſation, auf das *αὐτοσχεδιάζειν* über augenblicklich dargebotene Aufgaben einen Werth zu legen; für die claſſiſche Zeit darf man gewiß annehmen, daß der Weg zur künſtleriſchen Rede nur durch die Schrift ging; und wenn es auch in der Natur der Sache lag, daß fortwährend eben ſo wohl wie früher, als das Volk in der Vegetation bloßen Nationallebens begriffen war, auch in öffentlichen Verſammlungen Vieles nur nach dem Drange des Augenblicks geſprochen ward, ſo iſt das doch eben deßhalb auch nur für den Augenblick geweſen und vom Strome der Zeit weggeſchwemmt worden, während das ſchriftlich Meditirte der Ewigkeit Trotz bietet. Der verehrte Redner hat zwar geſagt, es müſſe bei der Bildung der Jugend zunächſt auf die Gegenwart, nicht auf die Zukunft Rückſicht genommen werden; darin aber befinde ich mich mit ihm im entſchiedenſten Widerſpruche, und glaube zugleich im Sinne aller hier verſammelten Pädagogen und Schulmänner zu reden, wenn ich eben dieſe Rückſicht auf die Zukunft, die im Knaben ſchon den dereinſtigen Mann erblickt,

ſtatt der ſpielenden Methode knabenhaften Unterrichts als die einzig fruchtbringende behaupte. Der Mann wirkt zunächſt für die Gegenwart; ob ſein Wirken ſich auch auf die Zukunft erſtrecken ſolle, wird neben andern Dingen hauptſächlich davon abhängen, ob er bereits in ſeiner Jugend für ſie erzogen worden iſt, und dazu glaube ich ohne Uebertreibung gerade die Bildung des Verſtandes und der Rede durch die Schrift als weſentliches Mittel in Anſpruch nehmen zu dürfen. Es iſt ein ewiges Naturgeſetz, welches auch durch die neueſte Philoſophie in beſtimmten Formen ausgeſprochen worden iſt, daß zwiſchen der erſten unmittelbaren Naturſtufe und der höchſten abſoluten Vollendung eine Vermittelung in der Mitte liegen müſſe, durch welche ſich eben das letztere Extrem von dem erſteren, mit welchem es ſonſt in mannichfacher ſcheinbarer Berührung ſteht, unterſcheidet, und als eine ſolche nothwendige Vermittelung ſetze ich das Schreiben in die Mitte zwiſchen der unmittelbaren natürlichen Rede, wie ſie einem jeden Menſchen angeboren iſt, und der künſtleriſch vollendeten, die zwar äußerlich jener gleicht, bei näherer Betrachtung aber ein Bewußtſein und eine Harmonie innerer Geſetzmäßigkeit vor ihr voraus hat, das nur durch Schreiben erlangt werden zu können ſcheint. Ganz der ähnliche Fall iſt bei der Poeſie und Proſa: Proſa iſt die natürlichſte, unmittelbarſte Form des menſchlichen Ausdrucks, und es wäre der abſurdeſte Schluß, daß, weil in der Literatur die Poeſie der Proſa vorhergeht, die Menſchen früher in Verſen geſprochen haben müßten; aber zur künſtleriſch geſtalteten Proſa gelangt kein Volk eher, als bis es ſich in der Poeſie zuerſt ſeiner geſteigerten ausgezeichneten Gefühle und Stimmungen bewußt zu werden geübt hat, um dieſes Bewußtſein dann auch auf die Gegenſtände des gewöhnlichen Lebens überzutragen; und dieſes nämliche Bewußtſein, dieſe Reflexion iſt es, die ich als unerſetzlichen Vortheil von dem Schreiben als Vorübung zur Rede erwarte. Ich bin weit entfernt der Rede ihren hohen Werth und dem lebendigen Worte die Bedeutung abzuſprechen, die es für das menſchliche Leben ſtets gehabt hat und haben wird; der verehrte Redner hat darüber treffende Bemerkungen gemacht und die einzelnen Vorſchläge, die er zur Hebung deſſelben gethan hat, werden gewiß der Würdigung ſo vieler einſichtsvoller Schulmänner, wie wir ſie hier verſammelt ſehen, nicht entgehen; aber ich meine, wir ſollen das Eine thun und das Andere nicht laſſen, während wir, wenn wir der vernommenen Anſicht gemäß das Schreiben unſern Schülern verbieten und mit Strenge zurückhalten wollten, in die entgegengeſetzte Einſeitigkeit verfallen, und meines Erachtens noch viel ſchlimmere Reſultate, als er ſie von dem bloßen Schreiben nachgewieſen hat, erzielen würden. Der verehrte Redner hat ſelbſt geſagt, die Menge, auf welche der Redner zu wirken habe, handle gewöhnlich ohne Ueberlegung; ſtatt aber daraus zu folgern, daß es nun auch für den Redner ſelbſt gleichſam ſympathiſch keiner Ueberlegung bedürfe, ſchließe ich im Gegentheil, daß die hohe Stellung, die er der Menge gegenüber einnimmt, und die ſchwere Verantwortlichkeit, welche ihm ſeine Gewalt über die Gemüther auferlegt, ihm die ſtrengſte Ueberlegung und eine Reflexion zur Pflicht mache, von welcher ich nicht einſehe, wie ſie ohne Vermittelung des Schreibens möglich ſei. Das Genie bricht ſich allerwärts Bahn und für dasſelbe gibt es allerdings keine Erziehungsvorſchriften; wollen wir dagegen die Mittelclaſſe, auf welche nach bekannten pädagogiſchen Grundſätzen ſtets die Hauptaufmerkſamkeit des Lehrers gerichtet ſein muß, nach den von dem verehrten Redner aufgeſtellten Principien erziehen, ſo fürchte ich ſehr, daß die Verwechſelung zwiſchen dem maaßloſen Erguſſe der alltäglichen Rede und der wahrhaft gediegenen und maaßhaltenden Beredtſamkeit ohne das Mittelglied der Schrift gar nicht zu verhüten,

die Vermiſchung beider Ströme ohne den dazwiſchen liegenden Damm unvermeidlich ſein wird; die Jugend wird zu reden meinen, während ſie bloß ſpricht, und während wir ein Volk von Schreibern zu bilden ſcheuen, werden wir, was noch hundertmal ſchlimmer iſt, ein Volk von Schwätzern bilden!"

Der Vice-Präſident bemerkte hierauf, daß man noch näher eindringen und der Sache mehrere Seiten abgewinnen könne, z. B. in Bezug auf die ſchweren Beſchuldigungen über die Urſachen des Verfalls der deutſchen Beredtſamkeit; es handele ſich jedoch hauptſächlich darum, die angeregte Idee ſelbſt näher in Betrachtung zu ziehen und zu unterſuchen, in wie weit und durch welche Mittel dieſelbe auf gelehrten Schulen zu verfolgen ſei.

Collaborator **Günther** verlangte das Wort und machte nachträglich folgende Bemerkungen: 1) Er ſei nicht geſonnen alles Schreiben aus dem Unterrichte zu entfernen, und meine nur, der Schüler ſolle ſeine eigenen Gedanken nicht eher niederſchreiben, als bis er mit den Erforderniſſen des Stils hinlänglich bekannt geworden ſei. Dieſe aber könne er bloß durch Nachbilden der alten Muſter erlernen. 2) Auch ſolle die Rede keineswegs ohne alle Vorbereitung extemporirt werden. So ſei es bei den Alten geweſen, und wenn Perikles nicht unvorbereitet habe reden wollen, ſo meine er damit innerliche Vorbereitung, nicht Aufzeichnung der Rede. Endlich 3) der Satz: die Jugend ſoll nicht für die Zukunft erzogen werden, ſei nicht falſch aufzufaſſen; er verſtehe darunter nichts weiter, als daß nur die unmittelbaren Beweiſe des Gelernten ſich in der Gegenwart zeigen könnten.

Hieran reihete Director **Weber** aus Bremen folgende Bemerkungen: Er ſei weit entfernt die hohe Würde und den Werth mündlicher Rede und aller möglichen Vorübung zu derſelben in Abrede zu ſtellen, da er der ſchönen Zeit gedenke, wo der Aufſchwung vaterländiſcher Begeiſterung und die großſinnige Erhebung gegen fremde Knechtſchaft den Deutſchen gelehrt habe unvorbereitet zu reden, wo man nicht habe ſtudiren müſſen, um die Gemüther zu einem allgemeinen großen Gedanken, dem Gedanken gemeinſchaftlicher Freiheit und Ehre zu entflammen, wo das lebendige Wort wirklich eine lebendige That geweſen ſei und zu lebendigen Thaten begeiſtert habe. Auch wolle er den ſchönen Eifer des jugendlichen Redners um ſo weniger mißbilligen, da ein ſolcher Eifer an ſich ſelbſt etwas höchſt Achtungswerthes ſei und die Begeiſterung deſto höher geſchätzt werden müſſe, je ſeltner ſie in unſerer Zeit zu werden anfange, geſetzt auch dieſe Begeiſterung ſei nicht ganz auf dem richtigen Wege. Dieß ſei aber mit dem jungen Redner der Fall. Er wünſche die Jugend zum Gebrauche der mündlichen Rede geführt, er faſſe aber ſeinen Gegenſtand weſentlich nur von einer formalen Seite. Mit dem Declamiren gegen das Schreiben ſei hier nichts gethan. Die bekannte Maxime le stile c'est l'homme ſei ſehr bündig geſagt; denn wie der Menſch ſei, ſo denke er, ſchreibe und rede. Um aber reden zu können, müſſe man Stoff haben, Ueberzeugungen, eine Wahrheit, die vom Herzen komme. Das könne die Jugend bei ihrem Mangel an Anſchauungen, da ſie ja erſt die Gegenſtände der Erkenntniß erlernen ſolle, natürlich nicht; ſolle ſie aber über Allgemeines und Angelerntes reden, ſo müſſe ja eben das, was am meiſten vermieden werden ſolle, Sophiſterei und Geſchwätz, der Erfolg ſein. Das Herz, die Fülle der Wahrheit, ſei der Quell überzeugender Rede; die Jugend, damit dieſe Quelle nicht

frühzeitig in ihr getrübt und abgegraben werde, müsse vielmehr zum Schweigen als zum Reden gewöhnt werden. Es komme also darauf an, den Charakter der Jugend zu bilden, damit sie lerne an der Wahrheit zu halten und um keinen Preis ein Wort der Lüge, der Sophisterei, des Trugs und Lugs zu reden, um den Ausspruch des alten, schlauen Talleyrand wahr zu machen, daß der Mensch die Rede empfangen habe, um seine Gedanken zu verhehlen. Zu solcher Bildung des Charakters gebe der Lehrstoff des classischen Alterthums, ja Alles, was im Schulleben überhaupt sich dem Lehrer zur Erörterung biete, tausenderlei Veranlassungen, und sobald der Schüler sich durch gründlichen Fleiß dieser Stoffe bemächtige, lerne er auch reden und seine Zunge löse sich von selbst. In dieser Beziehung sei nun die ethische Auffassung des Alterthums, wie sie die herrlichen Leistungen des ehrwürdigen Präsidenten Friedrich Jacobs durchaus auszeichne, stets das Muster fruchtbarer Anregungen. Denn des Gelehrten Gesinnungen zu bilden, darauf komme Alles an: er müsse der Menschheit voranleuchten durch Uebereinstimmung der Lehre und des Lebens, durch Wahrheit des Charakters, durch unerschütterliche Redlichkeit und Seelenadel, wenn die Menschheit von ihm lernen solle.

Was die praktischen Vorschläge des Redners betreffe, so seien sie größtentheils unausführbar: derselbe werde in spätern Erfahrungen lernen, daß bei aller Anerkennung gegen jugendliche Begeisterung doch die Schule manches nicht zulassen könne, was wir uns in unsrer Ueberschwenglichkeit einreden. Auch er sei ein junger Schulmann gewesen, habe sich in mancher idealischen Vorstellung von seinen pädagogischen Aufgaben berauscht und sich gewundert, wenn erfahrenere Männer darüber gelächelt hätten, und jetzt verstehe er diese Männer. So möge der Redner ihn auch nicht mißdeuten, wenn er ihn jetzt etwas scharf zurecht zu weisen scheine. Er stimme ihm darin ganz bei, daß mit sogenannten deutschen Aufsätzen jetzt großes Unwesen getrieben werde, und viele deutsche Stillehrer gar nicht anzufangen wissen, wie man die Jugend zur Muttersprache erziehen solle. Er selbst habe keinen deutschen Aufsatz auf Schulen machen lernen, könne also auch keinem Lehrer dafür besonders danken; woher das bescheidene Theil von Handhabung der Muttersprache in seinen etwaigen schriftstellerischen Leistungen komme, wisse er selbst nicht, tröste sich aber eben daraus, daß mit vielerlei methodischer Anweisung nicht viel ausgerichtet werde. Der verstorbene große Arzt Sömmering sei bei seinem Jubiläum von der Frankfurter deutschen Gesellschaft zu ihrem Ehrenmitgliede ernannt worden; Ehrenthalber habe er dann auch einer Sitzung beiwohnen müssen, und daraus zurückkommend habe er ihm geklagt: da saßen nun die braven Leute drei Stunden zusammen und stritten sich, ob man sagen müsse: „ich liebe den Wein, oder ich trinke gern Wein", für welches letztere sie sich prosaischer Weise entschieden. Er sei aber überzeugt, Wein trinken thun sie alle gern, wozu half ihnen denn ihr Streit? „Und so", schloß er, „lassen auch wir uns nicht irre machen den Wein der Begeisterung für alles Schöne und Große auf unsrem pädagogischen Wege der Jugend fröhlich einzuschenken, über die Art aber, wie wir den Becher fassen, wollen wir nicht zu sophistisch rechten!"

Damit wurden die Debatten über diesen Gegenstand geschlossen, und nachdem der Vice-Präsident Herrn Günther seinen Dank dafür ausgedrückt hatte, daß er durch seinen Vortrag Veranlassung zu so interessanten Discussionen gegeben habe, forderte er Herrn Professor

Ritſchl aus Bonn auf, ſeine Mittheilungen über **die Anwendbarkeit einer lithographiſchen Erfindung für wichtige philologiſche Zwecke** zu machen, was in folgender Art geſchah.

Profeſſor Ritſchl ging von der Ueberzeugung aus, daß, je höher ſich in unſern Tagen die ideelle Seite der claſſiſchen Philologie entwickele, deſto feſter daneben gehalten werden müßten die materiellen Grundlagen, auf denen alle Alterthumswiſſenſchaft beruhe, d. i. die handſchriftlichen Quellen der Ueberlieferung. Dadurch werde bedingt die Nothwendigkeit eines ſteten Zurückgehens auf die geſchriebenen Texte, und dadurch das Bedürfniß zuverläſſiger Collationen. Er deutete kurz die Schwierigkeiten an, die ſich der Befriedigung dieſes Bedürfniſſes von jeher entgegengeſtellt haben und noch entgegenſtellen: Koſtbarkeit; Mangel an Sachverſtändigen auf fremden Bibliotheken; unvermeidliche Unvollſtändigkeit jeder Collation; Unmöglichkeit alle die zahlreichen Nebendinge in eine Collation aufzunehmen, deren Werth oder Unwerth ſich nicht im Voraus ermeſſen läßt, ſondern ſich erſt dem Auge eines geſchickten Textesbearbeiters ergibt. Darum auch bloßen Collationen von jeher vollſtändige Abſchriften vorzuziehen waren. Alle dieſe Hemmniſſe ſeien mit einem Male aus dem Wege geräumt durch eine Erfindung des Lithographen Uckermann in Erfurt, deren Reſultat ſei: die vollſtändige Facſimilirung ein- oder mehrfarbiger Handſchriften, mit der Unmöglichkeit eines Fehlers, mittelſt einer auch von jedem Nichtphilologen auszuführenden Operation, bei ſehr geringen Koſten und ohne die mindeſte Beſchädigung des Originals. Es wurde darüber der nachſtehende, von dem Erfinder ſelbſt verfaßte, Bericht mitgetheilt:

„Ihrem Verlangen zu genügen, gebe ich hier eine oberflächliche Beſchreibung des Verfah-
„rens correcte und treue Facſimiles von alten Handſchriften, die Charaktere mögen ſein welche
„ſie wollen, und von Zeichnungen zu liefern:"

„Dem Originale, ſei es ein Buch oder einzelne Blätter, werden die Schriftzüge oder Fi-
„guren durch ein chemiſches Verfahren entnommen und auf ein beſonders dazu vorbereitetes Pa-
„pier gebracht, ohne daß das Original auch nur im Geringſten darunter leidet. Von dieſem
„Papiere wird die Schrift durch ein weiteres Verfahren vermöge Auflöſung getrennt und einer
„Steinplatte, die beſonders dazu vorbereitet worden, unter einer den Umſtänden angemeſſenen
„Temperatur, mitgetheilt und durch einige von der gewöhnlichen Art abweichende Behandlungen
„zum Abdruck fähig gemacht. Dieſe Schriftzüge erleiden nun 2 bis 3000 Abdrücke, und unter
„Umſtänden auch mehr. Das Original wird treu mit allen Mängeln und Vollkommenheiten wie-
„dergegeben, und bei einiger Aufmerkſamkeit iſt es nicht wohl möglich Fehler hineinzubringen,
„oder dem Originale anklebende Unrichtigkeiten zu entfernen; und wählt man ein dem Originale
„gleiches Papier oder Pergament, ſo iſt die Täuſchung oft ſo groß, daß man Eins mit dem
„Andern leicht verwechſelt. Die Preiſe für der Art Druck ſind den Umſtänden nach ſehr billig
„zu nennen. Auch können auf dieſe Art mehrfarbige Abdrücke, als Landkarten, Gemälde ꝛc. ge-
„liefert werden."

Erfurt, den 24. September 1840. Uckermann.

Zur Beſtätigung des Geſagten zeigte Prof. Ritſchl zwei Proben vor, die nach ſeiner Wahl und unter ſeiner Aufſicht aus Erfurter Handſchriften waren entnommen worden, und bezeugte namentlich und ausdrücklich die Nichtbeſchädigung des Originals. Selbſt eine Probe im

Großen ließ ſich aufweiſen: der kürzlich von Dr. Möller in Uckermannſcher Lithographie herausgegebene, bis dahin unedirte Liber climatum eines arabiſchen Schriftſtellers, beſtehend aus 64 auf beiden Seiten bedruckten Quartblättern und 21 mehrfarbigen Karten, deſſen Koſten laut näher nachgewieſener Rechnung nur etwa den vierten Theil der für gewöhnliche Lithographie erforderlichen betragen. (Das Exemplar 3 Thlr. 25 gl.) Von dieſem Verfahren empfahl nun der Berichterſtatter eine doppelte Anwendung. I. Vollſtändige Facſimilirung ganzer Codices, von denen er für dieſen Zweck beſonders vier Claſſen hervorhob: 1) ſolche, deren Inhalt zum erſten Male bekannt gemacht wird; 2) Handſchriften von ſehr ſchwieriger oder verderbter Schrift (z. B. die Lexica Sangerman., Schol. Vat. Eurip. u. a.); 3) alle Codices unici, denen allein wir die Erhaltung gewiſſer Schriftſteller verdanken (wie etwa Hesych., Phot. Lex., Tacit. Annal. I—VI., Fest., in mehr als einer Beziehung Anthol. Palat.); 4) Handſchriften, welche immer die Hauptgrundlage für den Text eines an ſich wichtigen Schriftſtellers bilden und bleiben werden (z. B. Aesch. Med., Soph. Laur., Aristoph. Rav., Plaut. Palatt., Terent. Bemb. u. ſ. w.). Erinnerung an Orelli's häufige Forderung wörtlicher Abdrücke auf dem Wege der (in gleichem Grade unzureichenderen und koſtſpieligeren) Typographie. In wiefern dieſer erſten Anwendbarkeit in größerm Maaße und nach einem beſtimmtern Plane Folge zu geben, bleibe der Zukunft vorbehalten und ſei namentlich von der Liberalität der Regierungen oder dem Ermeſſen reicher fundirter Bibliotheken abhängig. II. Weit näher liegend dagegen und mit geringen Mitteln ſicher zu erreichen ſei ein zweiter Zweck. Für die kritiſche und exegetiſche Behandlung der alten Literaturwerke ſei nichts ſo unerlaßlich als Kenntniß der Mittel und Wege, durch welche dieſelben von ihrer erſten Aufzeichnung an bis auf die neuere Zeit äußerlich fortgepflanzt worden. Gleichwohl laſſe ſich behaupten, daß keinerlei philologiſche Kenntniß und Fertigkeit im Ganzen weniger verbreitet ſei im Philologenſtande als paläographiſche Einſicht und Uebung. Andeutung der ſehr nahe liegenden Urſachen dieſer Erſcheinung. Auch ohne die Seltenheit, Koſtbarkeit und Weitläufigkeit der paläographiſchen Werke von Mabillon, den Benedictinern, Montfaucon u. a. würden dieſe dem Bedürfniß, welches hier in's Auge zu faſſen ſei, nicht genügen, weil ſie der Anſchauung nicht genug bieten. Wenige Tafeln reichen ſchlechterdings nicht hin; noch weniger könne aus vereinzelten Buchſtaben, Sylben, Wörtern und Abbreviaturen, wie ſie an Baſt's Commentatio palaeographica in Kupfer geſtochen ſeien, irgend jemand alte Codices im Zuſammenhange leſen lernen. Selbſt einzelne Handſchriften geſehen und verglichen zu haben helfe nicht genug; um Texte, wie z. B. Varro de l. Lat. oder Velleius, mit Glück zu behandeln, komme es darauf an, alle überhaupt möglichen Formen ſich eingeprägt und für etwaige Anwendung ſtets in promptu zu haben. Ganze Maſſen von Proben, und zwar jede immer eine vollſtändige Seite enthaltend, gewählt aus allen Jahrhunderten, Ländern, Schriftarten und Gattungen des Inhalts, ſeien erforderlich, um eine anſchauliche Vorſtellung und klare Einſicht zu geben von allen den Erſcheinungen und Bedingungen, welche die ſogenannte diplomatiſche, ſo wie die divinatoriſche Kritik zu berückſichtigen habe: wie z. B. nicht nur von Buchſtabenverwechſelungen und Abbreviaturen, ſondern auch von alten Correcturen, Interpolationen, Raſuren, Lacunen, Gloſſemen, Marginal- und Interlinearbemerkungen, Scholien u. dgl. Aus dieſen Gründen erſcheine als eine der wünſchenswertheſten Unternehmungen ein auf dem kleinſten Raume möglichſt vollſtändiger und zugleich wohlfeiler Codex palaeographicus, als Hülfsmittel für Philologen zum Selbſtſtudium griechiſcher und lateiniſcher Paläographie. Ein ſolches Handbuch herzuſtellen

ſetze erſt das neue lithographiſche Verfahren in den Stand. Funfzig Bogen in groß Quart würden gegen 200 ausführliche Proben griechiſcher und über 200 lateiniſcher Schrift umfaſſen, und in dieſem Umfange das Ganze zu dem Preiſe von 5 Thlr. für das Exemplar hergeſtellt werden können. Zugleich würde mit einer ſolchen Anzahl wohl gewählter und hiſtoriſch angeordneter Belege eine vollſtändige Geſchichte der Veränderungen griechiſcher und lateiniſcher Schrift gegeben ſein. Bis auf einige aus Italien und Paris zu holende und ohne Schwierigkeit zu erhaltende weltberühmte Stücke würden für die Hauptſache ſchon die deutſchen Bibliotheken (Wien, München, Heidelberg, Wolfenbüttel, Berlin, Breslau, Leipzig, Dresden, Bamberg, Gotha und andere kleinere) vollkommen ausreichen, nöthigen Falls auch Leyden, Baſel, Bern, Zürich leicht zu erreichen ſein. Die Proben müſſen, ſo viel irgend möglich, nur aus Handſchriften von Claſſikern genommen werden; die Angabe der Stellen nach den gedruckten Ausgaben dürfte nicht fehlen. Auf wenige Bogen hätte ſich eine vorauszuſchickende Einleitung in die griechiſche und lateiniſche Paläographie zu beſchränken. Der Berichterſtatter erklärte zur Ausführung dieſes Planes in Gemeinſchaft mit Herrn Uckermann bereit zu ſein, wofern das Unternehmen von der hochanſehnlichen Verſammlung gutgeheißen, und dem Lithographen für die von ihm aufzuwendenden, nicht unbeträchtlichen Koſten durch eine vorläufige Subſcription die erforderliche Garantie geleiſtet werde."

Der Vice-Präſident ſchlug vor, es möge der Verein für die Abfaſſung eines ſolchen Codex palaeographicus eine günſtige Aeußerung an den Tag legen und das Unternehmen öffentlich empfehlen. Nähere Vorſchläge über die Art, wie dieß geſchehen könne, ſollten der morgenden Sitzung zur Prüfung vorgelegt werden.

Hierauf folgte der zweite Theil von **Thierſch's** Vortrag, an welchen ſich nach der Beſtimmung der Tagesordnung die Debatten anreihen ſollten, zu deren Behuf Thierſch unter dem Titel: „was ſtatt eines allgemeinen Schulplanes zu wünſchen ſei," ſeinen Vortrag gegen einen allgemeinen Schulplan mit Darlegung einer Reihe von Wünſchen und Vorſchlägen ergänzte, über welche, wie voraus zu ſehen ſei, die Discuſſion ſich mehr verbreiten würde als über den allgemeinen Theil, der nach dem Eindruck, den er hervorgebracht zu haben ſchiene, wohl kaum einem Widerſpruch im Ganzen begegnen dürfte. Seine Anträge und Wünſche, gleichſam Reſolutionen über das gelehrte Schulweſen, bezogen ſich vorläufig auf folgende Punkte:

1) Gründung einer Elementarſchule für jede gelehrte Schule, ſo daß ſie durch den Rector der Anſtalt zu ordnen und zu führen ſei, und die Beſtimmung habe die zum öffentlichen Unterricht eintretenden Kinder in den Elementarkenntniſſen beſſer und für das Gymnaſium berechneter zu unterrichten, als es beim beſten Willen in den allgemeinen Volksſchulen möglich ſei. Es wurde bemerkt, daß ſolche Vorſchulen an Gymnaſien mehrerer Länder, z. B. in Nürnberg und Karlsruhe, mit dem beſten Erfolg eingerichtet wären, und neben ihnen der Zugang aus den Volksſchulen in die Gymnaſien nicht ausgeſchloſſen ſei.

2) Trennung des untern Gymnaſiums von dem obern, in ſofern jenes für den Knaben, dieſes für den Jüngling beſtimmt ſei, beide aber ſich vermöge dieſer Beſtimmung durch Lehrſtoff, Lehrart und Disciplin mehr von einander unterſcheiden müßten, als es in einer im innern Zu-

ſammenhang gegliederten Anſtalt möglich ſei. Die Scheidung trete in den Jahren ein, wo der Knabe in den Jüngling überginge, im 14ten und 15ten. Sie beſtände ſchon in mehreren Ländern, am längſten und fruchtbarſten in Würtemberg, desgleichen in Baiern, in Baden, in Naſſau, wo dieſe untern Lehranſtalten lateiniſche Schulen, Progymnaſien oder Pädagogien genannt würden, in letzter Weiſe am Zweckmäßigſten, denn ſie ſeien dem Knaben beſtimmt, ſeien Knabenſchulen, wie jene dem Jüngling, und als ſolche wahre Gymnaſien mit ſtrengen Anforderungen und Uebungen. Den untern Gymnaſien oder Pädagogien komme der grammatiſch-techniſche Unterricht in den alten und der deutſchen Sprache als ihre Hauptthätigkeit zu; möglichſte Fertigkeit darin und einige Gewandtheit in Leſung der leichtern lateiniſchen und griechiſchen Autoren ſei auf dieſem Punkt ihr Ziel, das der obern Gymnaſien ein tieferes und umfaſſenderes Studium vorzüglicher Werke der claſſiſchen Literatur. Daneben Elementarcurſe der Arithmetik, der Religionslehre, der Geographie und Geſchichte, einfacher in Pädagogien, umfaſſender, doch ohne ſich als Wiſſenſchaft abzuſchließen, in Gymnaſien.

3) Beiziehung aller Knaben von beſonderem Talent aus den Volksſchulen zu den Pädagogien überall, wo ſolche beſtehen, und Gründung derſelben in jeder Stadt, die ihrer Wohlthat noch entbehre: ſie ſollen, ohne ihr Weſen zu alteriren, und ohne aufzuhören die untere gelehrte Schule zu ſein, den künftigen Gelehrten und den künftigen Bürger eine Reihe von Jahren gleichen Schrittes führen, dieſen dadurch auf eine höhere Stufe der Intelligenz erheben und für die Erfüllung der wichtigen Pflichten, wie für die würdige Ausübung der bedeutenden Rechte des Bürgerſtandes, möglichſt gut vorbereiten. Dabei hindere nichts dieſem ſtatt des Griechiſchen für ſeine Bedürfniſſe einen Realcurſus einzurichten. Unter dieſer Form ſeien ſolche Anſtalten gegenwärtig in allen Städten der Rheinpfalz gegründet, in vollem Gedeihen und von der allgemeinen Zufriedenheit und Bereitwilligkeit der Bürgerſchaften umgeben.

4) Erklärung des Pädagogiums oder untern Gymnaſiums zur allgemeinen Baſis aller weiter gehenden Lehranſtalten, die mit den Wiſſenſchaften verkehren. Die in ihm bis zum 14ten oder 15ten Jahr gleichmäßig unterrichteten Knaben, welche nicht aus ihm in das bürgerliche Leben übergehen, ſondern weitere Bildung für beſtimmte Zwecke ſuchen wollten, ſollten, je nach ihrer höheren Beſtimmung, in das eigentliche Gymnaſium oder in die Specialſchulen für Militär, Forſtweſen, Waſſer- und Straßenbau, Handel und Gewerbe und in die Schullehrerſeminarien übergehen. Das Pädagogium ſolle den allgemeinen und gleichmäßig gepflegten Stamm des ſich in mannichfache Aeſte verzweigenden höher gehenden Unterrichts bilden, zu größerem Gedeihen deſſelben und zur Wahrung der nationalen Einheit auf dem Gebiete der Intelligenz.

5) Ebenſo auf den Gymnaſien Einrichtung von einem oder mehreren Realcurſen, wie ſie unter dem Namen von Parallelclaſſen ſchon an mehreren Gymnaſien, z. B. dem von Minden unter Hrn. Director Immanuel, mit Glück und Erfolg eingeführt worden ſind, beſtimmt für diejenigen, welche nicht aus dem untern Gymnaſium oder Pädagogium, ſondern erſt aus einer Claſſe des eigentlichen Gymnaſiums oder am Schluſſe deſſelben unmittelbar zu einem bürgerlichen Geſchäft übergehen wollen, und zu dieſem Behuf vom Griechiſchen können dispenſirt werden.

6) Stärkung und einfache Gliederung des eigentlichen Gymnaſiums, ſo daß die Studien der Literatur mit den zu ihnen gehörigen Uebungen in Stil und Vortrag überwiegend, mög-

lichſt vielfach und fruchtbringend, die Jünglinge in ihnen geſammelt, vertieft, wahrhaft gereift und durch Ermäßigung der wiſſenſchaftlichen Anforderungen auf dem Gebiete der Mathematik, der Religionslehre, der Geſchichte und Naturkunde vor Ueberladung gewahrt und möglichſt geſchont werden. Nur durch Concentrirung, Vertiefung und Gewöhnung ſei wahre Tüchtigkeit zu gewinnen.

7) Naturgemäßer und innerlich verbundener Gang der claſſiſchen Leſung auf Gymnaſien, ſo daß bei den Dichtern man von den Epikern zu den Lyrikern, von dieſen zu den Dramatikern gelangte, bei den Proſaikern von den Geſchichtſchreibern zu den Rednern, von dieſen zu den Philoſophen, wie es der Hauptſache nach in den baieriſchen Gymnaſien eingeführt ſei.

8) Belebung der Methode des Unterrichts auf den beiden Stufen des Pädagogiums und des Gymnaſiums dadurch, daß man bei der Leſung raſcher vorſchreite, umfaſſender verfahre, ohne der wahren Gründlichkeit zu ſchaden, durch jene lebendigere Bewegung durchgreifendes Gedeihen, durch dieſes Freudigkeit und Luſt mehre, und die Selbſtthätigkeit bei jedem Schritt des Unterrichts, umfaſſender auf den höheren Stufen, in Anſpruch nehme und erſtarken mache.

9) Andauernde und gleichmäßige Pflege des Leibes neben der des Geiſtes der Knaben und Jünglinge. Zu dieſem Behufe, außer andern Gelegenheiten zu Bewegung und Spiel im Freien, Einrichtung und ſorgfältige Führung einer Turnſchule und einer Schwimmſchule bei jeder, auch der untern gelehrten Schule und Anordnung erheiternder Schulfeſte am Schluſſe der Jahresarbeiten oder Prüfungen.

10) Beſchränkung der Abiturientenprüfung auf diejenigen, welche nach dem Urtheile der Lehrer für den höhern Unterricht nicht gehörig reif ſind, und überall entſchiedene Wendung von dem Vielthun auf das Rechtthun, und von der Zerſtreuung auf die Sammlung, von dem Auffaſſen mit dem Gedächtniſſe und über daſſelbe hinaus auf das Können und Vermögen.

11) Verlegung des eigentlichen wiſſenſchaftlichen Unterrichts in den allgemeinen Fächern auf die Univerſität. Es ſei nöthig den Curſus derſelben, da wo er nur drei Jahre umfaſſe, zu erweitern, damit aber zugleich der philoſophiſchen Facultät, der wichtigſten von allen, Geltung und Bedeutung wieder zu geben. Gewähr der allgemeinen Studien auf ihr könne darin geſucht werden, daß man von denjenigen, welche ſich zur Prüfung für ein öffentliches Amt meldeten, nach dem Vorgang der Niederlande, das Baccalaureat der philoſophiſchen Facultät begehre, mit andern Beſtimmungen für den Theologen und Juriſten, mit andern für den Mediciner, daß für jene das hiſtoriſch-philologiſche Wiſſen und Vermögen, für dieſen die Naturwiſſenſchaft entſcheidend wäre, die philoſophiſche Befähigung beiden gemein.

Der Redner bezeichnete dieſe Vorſchläge nur als Theſen oder als Wiederholung von Theſen, die er der Erwägung einer Verſammlung, welche ſo viele im Schulfache hochſtehende und einflußreiche Männer vereinige, anheim gebe, und in ſofern hier Zeit zu umfaſſender Erwägung des Einzelnen fehle, ihrer weitern Beachtung und Prüfung empfehle. Vielleicht würde man dann in der folgenden Verſammlung um ſo gründlicher die wichtigen Fragen behandeln können, welche ſie berührten.

Der Vice-Präſident eröffnete die Discuſſionen mit der Bemerkung, daß Thierſch gute Prämiſſen zu weiterer Behandlung des Gegenſtandes gegeben habe, und daß ſowohl er

ſelbſt, als auch der ehrwürdige Präſident der Verſammlung im Weſentlichen mit dem im Thema ausgeſprochenen Grundſatz von der Unausführbarkeit eines allgemeinen Schulplans einverſtanden ſei. Gleichwohl habe Thierſch die Aufgabe der zweiten Verſammlung im Einzelnen nicht gelöſt, ja ſie ſei ohne beſtimmte Vorlagen und ohne Ernennung eines Comité nicht einmal zu löſen, und man müſſe daher entweder die Erklärung abgeben, daß der Verein weder geneigt ſei einen allgemeinen Lehrplan aufzuſtellen, noch die Löſung dieſer Aufgabe als wünſchenswerth betrachte, oder man müſſe einen Verſuch machen gewiſſe allgemeine Andeutungen und Grundzüge für einen ſolchen Lehrplan vorzuſchlagen.

Director **Weber** aus Bremen bat über einige Punkte und Vorfragen Bemerkungen machen zu dürfen. „Unſere Zeit habe, bemerkte er, einen Ueberfluß an vielſeitigen pädagogiſchen Maximen und Theorien, es ſei zu einer Philoſophie der Erziehung gekommen, an ausgezeichneten Lehrern aller Art fehle es nicht; gleichwohl ſcheine es ihm, daß bei der alten Einrichtung, wo wir einfache pedantiſch zugeſchnittene Gymnaſien und größtentheils ungeſchickte Lehrer gehabt, die Leute mehr gelernt hätten: ein Beweis, daß unſerer Erziehung etwas Weſentliches fehle. Nemlich man ſehe zu wenig darauf, den Menſchen ſich ſelbſt geben zu laſſen, man pfropfe ihm alles Mögliche ein, ſtatt zu machen, daß er ſich eben als Menſch fühle und das ganze Reich der Bildung als ein Eigenthum betrachte, an dem er einen freien Antheil durch eigene Humanität ſich aneignen müſſe. Die Menſchenkraft um ihrer ſelbſt willen zu entwickeln, das ſei die Aufgabe, und nach Zwecken außer dieſer ſei überhaupt nicht zu fragen. Das ſei es eben, worin man es verſehe, und worauf die vordem unbekannte Trennung der Schulen nach Gymnaſien und Realſchulen geführt habe. Das Bedürfniß des Menſchen ſei etwas Höheres zu verehren, und Unterrichtsgegenſtände, die ihm dieß Höhere nicht vorhalten, können keinen ſittlich bildenden Einfluß auf ihn haben. In den Studien des Alterthums lerne die Jugend an einer Ehrfurcht gebietenden Idee emporſchauen, die ihr Gemüth unmittelbar zwinge und, nicht etwa als ein ſchreckhaftes Geſpenſt, ſondern als eine erhabene Urgeſtalt des Schönen und Guten ſie ſtill erhebe und damit ihr Weſen mildere und ſänftige. Die ſogenannten Realien gewähren ihr dieß nicht: das Sortiren der Kaffeebohnen, die Qualität dieſes oder jenes Handelsgegenſtandes zu unterſcheiden, die doppelte Buchhaltung und dergleichen ſeien keine Gegenſtände des Wiſſens, vor denen man Ehrfurcht haben könnte. Deßhalb ſei auch die Disciplin in Realſchulen ſchwerer zu handhaben als in Gymnaſien, weil jenen die von dem Lehrſtoff ſelbſt kommende höhere Würde deſſelben gebreche. Bei ihm in Bremen, wo ſich Kaufleute von ausgezeichneter, ſelbſt wiſſenſchaftlicher Bildung finden, wo nur wenige ſeien, die nicht über die Meere geſchifft und gleich dem herrlichen Dulder Odyſſeus vieler Menſchen Städte geſehen und Sitten gelernt, haben dieſe ſelbſt zum Theil ihre zum Kaufmannsſtande beſtimmten Söhne der Gelehrtenſchule übergeben, trotz dem daß ſie eine ſehr blühende Handelsſchule beſitzen. Dieſe ſelbſt habe längſt alle techniſchen Lehrfächer, Waarenkunde, Handelsſtatiſtik und dergleichen über Bord geworfen und ſich auf eine wiſſenſchaftliche Baſis zurückgezogen.

Der Streit zwiſchen Real- und gelehrten Schulen, wie er neuerdings lebhaft ausgebrochen, könne den Freund reiner Humanität nur ſchmerzlich berühren, weil man wiſſenſchaftliche Männer im Rauſche des materiellen Zeitalters den unverſtändigen Forderungen des Erwerbgeiſtes

Conceſſionen machen ſehe, die nur auf Koſten der höheren Güter wahrer Bildung und Menſchenwürde geſchehen können. Die Gleichſtellung der Gegenſtände des gelehrten und Realunterrichts ſei eine Anmaaßlichkeit, überall gehöre dem Idealen und Reingeiſtigen der höhere Platz und dem Zeitigen und Nothdürftigen der untere. Es ſei ihm höchſt beklagenswerth erſchienen, wie kürzlich in einer und derſelben Stadt zwei namhafte Gelehrte in ſo bittern Streit für dieſe getheilten Intereſſen mit einander verwickelt worden, wo von der einen Seite ganz unhaltbare Prätenſionen, z. B. eine Maturitätsprüfung von Realſchülern zur Entlaſſung auf die Univerſität, herausgekommen, von der andern Seite aber manches unwiſſenſchaftliche Zugeſtändniß erfolgt ſei. Als ein Weimaraner an den großen Zierden, deren ſeine Vaterſtadt in aller Kunſt und Weisheit ſich zu rühmen habe, verehrend aufzuſchauen gewohnt, halte er es mit Goethe's Maxime, daß es höchſt unlöblich ſei, wenn in derſelben Stadt der Eine einzureißen beliebe, was der Andere aufgebaut habe. Er ſei überzeugt, daß dieſer Schwindel der Zeit für realwiſſenſchaftliche Erziehung verrauchen werde, wie er gekommen ſei, und wir die Weiſe der Alten, lieber bei unvollkommenen Anſtalten tüchtige Menſchen gebildet zu ſehen (weil der äußere Mangel eben bei den Tüchtigen durch die größere Freiheit und Selbſtſtändigkeit ihrer Studien ſich compenſirte) als bei vollkommnen untüchtige, wieder zurückwünſchen, wenigſtens in ſofern zu ihrem Geiſte zurückkehren würden, daß wir unſre Studien von dem vielen Realkram und dem Wiſſen für einen andern Zweck, als den Menſchen zum Menſchen zu bilden, wiederum reinigten.

Was den Vorſchlag getrennter Progymnaſien für die Real- und Gelehrtenſchule zugleich anlange, ſo könne er dieſen durchaus und lediglich nur unter der Vorausſetzung billigen, daß dieſelben ein für allemal der Direction der Gelehrtenſchule untergeben blieben, die Lehrer derſelben in letztere übergriffen und ſelbſt Ausſicht behielten mit der Zeit ganz in dieſe überzugehen, damit ſie ſtets an einer wiſſenſchaftlichen Idee aufſchauend feſthielten und auch in ihrem Unterrichte dieſe ſtets ſich vorſchweben ließen. Ohnehin ſei keinem wahrhaft geiſtigen und tüchtigen Manne zuzumuthen, daß er ewig in der niederen Sphäre des Unterrichts ſchmachten müſſe; ſonſt erlebe man, was er freilich auch erlebt, daß ein ſolcher im vierzigſten Jahre ſo kindiſch geworden ſei wie die Kinder, die er zu lehren habe, und dann ſeinen Platz ohne Unſtatten mit dieſen vertauſchen könne *)."

Der Vice-Präſident verband mit der Bemerkung, daß dieſe geiſtreiche Entgegnung zwar treffliche Andeutungen gegeben, aber die Sache nicht erledigt habe, die Frage, ob die Discuſſion wegen der vorgerückten Zeit für jetzt abzubrechen und in einer ſpätern Sitzung wieder aufzunehmen ſei? Beide Fragen wurden bejahend beantwortet und ſomit die Sitzung geſchloſſen.

*) Die gegen die hier aufgeſtellten Behauptungen erfolgten Erwiederungen ſ. am Ende des Protokolls der zweiten öffentlichen Sitzung.

III.

Protokoll
der
zweiten öffentlichen Sitzung.

Gotha, den 1. October 1840.

Tagesordnung.

Wahl des nächsten Verſammlungsortes und des Vorſtandes für die nächſte Verſammlung.
Berathung der an den Verein geſtellten Anträge.
Profeſſor Dr. Hermann aus Marburg: Ueber die Bedeutung der heſiodeiſchen Weltalter.
Dr. Geppert aus Berlin: Ueber den gegenwärtigen Zuſtand der homeriſchen Kritik.
Profeſſor Dr. Gerlach aus Baſel: Ueber die Idee von Taciti Germania.
Geheime Hofrath Rüßlin aus Mannheim: Bericht über die Suringarſche Stiftung.

Bei Eröffnung der heutigen Sitzung führte der Vice-Präſident den Komthur und Profeſſor Dr. Gottfried Hermann von ſeinem Sitze auf die Tribüne, wo er vom Präſidenten empfangen und ihm die Adreſſe des Vereins überreicht wurde. Bei dieſer Ueberreichung redete zuerſt der **Vice-Präſident** den Gefeierten mit folgenden Worten an:

„Ehrwürdiger, allgemein verehrter und geliebter Mann! Ihr Eintritt in unſern Verein hat unſere ſehnlichen Wünſche erfüllt und Aller Herzen erfreut. Empfangen Sie zum Zeichen unſerer dankbaren Verehrung dieſe Weihetafel, welche auszuſprechen verſucht, wie innig wir Ihre Verdienſte um die deutſche Philologie, deren Koryphäe Sie ſind, erkennen und wie freudig wir Ihren ſeltenen Tugenden huldigen. Dauernder und glänzender als auf dieſem Blatte ſtehet das Bekenntniß unſrer Huldigung in unſer Aller Herzen. Erhalte die gütige Vorſehung Ihnen bis zum fernſten Lebensziele die rüſtige Kraft, die lebendige Geiſtesfriſche und den ritterlichen Lebensmuth, durch welche Sie gleich einem Heros andere Sterbliche überragen.“

Hieran reihete der **Präſident** folgende Anrede:

„Ich erlaube mir den Worten meines verehrten Collegen noch Folgendes beizufügen: Der Mann, dem der Verein jetzt ein Zeichen ſeiner allgemeinen und innigen Verehrung als eine Erinnerung für künftige Zeiten überreicht; der Mann, von dem es einſt auch heißen wird, wie von einem der größten Männer Roms: ille, cui nemo civis nec hostis quibit pro meritis reddere operae pretium! hat vor einigen Tagen den ihm beigelegten Titel eines Fürſten der Kritiker *) von ſich

*) Unter dieſer Benennung war Gottfried Hermann von dem Vice-Präſidenten bei der erſten Mittagstafel feierlich begrüßt worden.

abgelehnt und dabei auf das republikaniſche Princip des gelehrten Staates hingewieſen. Indem wir dieſes ehren, nehmen wir doch das Erſtere nicht zurück. Mehr als der Titel gilt der Rang, und wo iſt ein Andrer, von dem mehr als von ihm die Nänie der römiſchen Jugend gälte, quae regnum recte facientibus offert? Auch Cosmo von Medicis hieß ſeiner Tugenden wegen in der Republik von Florenz il Principe, wie er denn auch Padre della Patria hieß; und in meiner Jugend ward der Gründer der Freiheit Amerika's in ſeiner Republik höher geehrt als irgend ein Fürſt. So möge es auch immer in jeder gelehrten Republik bleiben, dem monarchiſchen Princip unbeſchadet, und nie möge in ihnen das von dem ultrademokratiſchen Hochmuthe der Epheſier erfundene Geſetz walten: Unter uns ſoll keiner der Beſte ſein. Vielmehr ſoll jeder, von der wohlthätigen Eris Heſiod's geſpornt, ſich bemühen ohne Mißgunſt und Neid zu den Beſten gerechnet zu werden.

Uebrigens iſt es der heiße Wunſch von uns Allen und die frohe Hoffnung, daß Gott das Leben des verehrten Mannes, der ſo vieles ſelbſt, vieles auch durch ſeine zahlreichen Schüler, die ihn alle lieben, bewundern und nachſtreben, geleiſtet hat, noch lange friſten wird, damit er als Greis das Verſprechen ſeiner Jugend löſen könne. Er wird es löſen; und ich ſehe im Geiſte die hohe und hehre Geſtalt des Sohnes von Euphorion ſein umlorbeertes Haupt, von Freude umſtrahlt, aus dem Grabe erheben und auf ſeine edlen, jetzt gereinigten Werke deutend, nach gewohnter ſtolzer Weiſe, die Worte des ihm in Elyſium befreundeten Sängers von Rudiä darauf anwenden:

Unus vir nobis cunctando restituit rem:
Non ponebat enim rumores ante salutem.
Ergo postque magisque mihi nunc gloria claret."

Der gefeierte Greis erwiderte mit ſichtbarer Rührung:

„Meine Herren, Sie ehren mich auf eine Weiſe, die mein Gefühl tief ergreifen muß, die ich nicht verdient habe, die mich ſelbſt beſchämt; denn ich konnte mich einer ſolchen nicht werth machen durch das, was ich gethan, ſondern nur durch meinen guten Willen, nur dadurch, daß ich ohne Rückſicht nie ein andres Ziel im Auge hatte als Wahrheit und Gerechtigkeit. Daß Sie dieſe ſo hoch ehren, iſt ein Zeichen, daß Sie dieſe Geſinnung, in welcher die wahre Humanität beſteht, am höchſten ſchätzen und ſelbſt nach dieſem Ziele ſtreben. Empfangen Sie meinen innigſten Dank und ſein Sie überzeugt, daß ich nie vergeſſen werde, welche Ehre und Auszeichnung mir durch Sie zu Theil geworden iſt. Verzeihen Sie aber auch, daß ich, eben ſo überraſcht als ergriffen, meine Gefühle, von denen ich jetzt beſeelt bin, nicht ſo ausdrücken konnte, wie ich es wollte."

Bei den Worten: „Empfangen Sie zum Zeichen unſerer dankbaren Verehrung dieſe Weihetafel" hatte der Vice-Präſident die vom Profeſſor Ritſchl verfaßte und von der Engelhard-Reyherſchen Buchdruckerei geſchmackvoll hergeſtellte Adreſſe überreicht, welche dann an alle Mitglieder der Verſammlung vertheilt wurde und wörtlich alſo lautete:

Q. B. F. F. Q. S.

VIRO. IMMORTALI

GODOFREDO. HERMANNO

CRITICORVM. COMMVNI. ET. POPVLARIVM. ET. EXTERORVM SENTENTIA. PRINCIPI

QVOD. LITTERARVM. ANTIQVARVM. INTER. GERMANOS. STVDIA. E. LANGVORE. RESVSCITATA. SEVERIORIS. ARTIS VINCVLIS. ASTRINXIT. EREPTOQVE. ALIIS. GENTIBVS. PHILOLOGIAE. PRINCIPATV. IN. SVPREMVM. DIGNITATIS LOCVM. EVEXIT: QVOD. ANTIQVITATIS. MONVMENTA. LITTERIS. CONSIGNATA. QVA. RATIONE. CVM. AD PRISTINVM. NITOREM. REVOCANDA. TVM. IACTO. FIRMISSIMO. CRITICAE. ARTIS. FVNDAMENTO. RECTE INTERPRETANDA. ESSENT. ET. PRAECLARE. DOCVIT. ET. LVCVLENTISSIMIS. EXEMPLIS. COMMONSTRAVIT: QVOD. GRAMMATICAM. ARTEM. AB. RERVM. COGNITIONE. AD. CAVSSARVM. INDAGATIONEM. TRADVCTAM INCREDIBILITER. AVXIT. GRAECAE. AVTEM. LINGVAE. QVAM. HAVD. IMMERITO, IN. ILLO. REVIXISSE. DICAS PRAECEPTOR. TOTIVS. GERMANIAE. EXSTITIT. EOQVE. BENEFICIO. DE. RE. SCHOLASTICA. VNIVERSA. INSIGNITER MERITVS. EST: QVOD. RARA. ORIS. FACVNDIA. ELEGANTIAE. LATINAE. ET. ANTIQVAE. SIMPLICITATIS ET. SENSVM. ET. STVDIVM. MIRIFICE. ACVIT. EXCITAVIT: QVOD. DIVTVRNA. IGNORATIONE. PROPE INTERMORTVOS. VETERVM. POETARVM. MODOS. TERSISSIMO. AVRIVM. SENSV. PERCEPTOS. INSTAVRAVIT NOVAQVE. METRORVM. DISCIPLINA. ARTIVM. PHILOLOGICARVM. ORBEM. AMPLIFICAVIT: QVOD. DISCIPVLORVM NVMERO. INFINITO. ET. LIBERALITER. INSTITVTORVM. ET. OPERA. CONSILIOQVE. PER. TOTAM. VITAM BENIGNISSIME. SVSTENTATORVM. PLVRIMORVM. CVM. GYMNASIORVM. TVM. ACADEMIARVM. CATHEDRAS ORNAVIT. ATQVE. HAC. CERTISSIMA. VIA. VERAE. VEREQVE. SALVTARIS. DOCTRINAE. PERENNITATI CONSVLVIT:

VIRO. INTEGRITATIS. SVAVITATISQVE. SVMMAE
FORTITVDINIS. AVTEM. ET. CONSTANTIAE
IN. VERBIS. FACTISQVE. PRORSVS. SINGVLARIS
LIBERTATIS. VERITATISQVE. VINDICI
VOLVNTATE. ACERRIMO
NATVRAE. BENEFICIO. INGENIOSISSIMO
SVCCESSV. FELICISSIMO

VENERABVNDI. GRATIQVE. ANIMI. TESTIMONIVM

EXSTARE. VOLVIT

PHILOLOGORVM. GERMANICORVM

GOTHAE. VRBE. HOSPITALISSIMA

A. CIↃIↃCCCXXXX. CONGREGATORVM

REVERENTIA. ADMIRATIO. PIETAS.

Nach Beendigung dieſes feierlichen Actes wendete ſich der Vice-Präſident zur Tagesordnung, und zwar ſtatutenmäßig zunächſt zur Wahl des nächſten Verſammlungsortes. Er bemerkte vorerſt, daß der Verein bei der Wahl ſeiner Verſammlungsörter an gewiſſe geographiſche Beſtimmungen gebunden ſei, und daß dieſen zufolge ein Ort in Mitteldeutſchland nach Weſten zu für den Sitz der nächſten Verſammlung auszuerſehen ſein möchte. Er erwähnte hierauf, daß ſich privatim manche Stimmen der verehrten Mitglieder für Stuttgart, manche auch für eine Stadt am Niederrhein ausgeſprochen hätten, namentlich für Coblenz, Bonn oder Cöln. Außerdem aber ſei bei Herrn Hofrath Thierſch von dem Oberbürgermeiſter der Stadt Augsburg Herrn Du Val eine freundliche Einladung zum Beſuch dieſer Stadt eingegangen, und Herr Prof. Wilh. Dindorf in Leipzig habe die Wahl von Halle mit triftigen Gründen empfohlen. Nachdem nun über dieſe verſchiedenen Vorſchläge einzelne Aeußerungen vernommen worden und der Beſchluß gefaßt worden war, daß im Namen des Vereines der ehrwürdigen und hochachtbaren Stadt Augsburg für die freundliche Einladung der gebührende Dank der Verſammlung unter Zuſicherung eines Beſuches in der nächſten Zukunft ausgedrückt werden ſolle, ſchien doch die Neigung der Mehrheit für die ſtrenge Beobachtung der herkömmlichen geographiſchen Methode ſich zu entſcheiden, und es proponirte demnach der Vice-Präſident für den Sitz der nächſten Verſammlung unter den genannten drei Rheinſtädten Bonn als diejenige, welche mit Berückſichtigung der lokalen und perſönlichen Verhältniſſe den Vorzug zu verdienen ſcheine. Der geſammte Verein trat dieſem Vorſchlage um ſo lieber bei, als erwähnt wurde, daß nach eingezogenen Privatnachrichten die Königlich Preußiſche Regierung die Verſammlung in einer der Städte des Königsreichs gern geſtatten werde. Somit ward Bonn als Sitz der vierten Verſammlung des Philologenvereins erwählt.

Als darauf der Vice-Präſident zur Wahl des Vorſtandes der nächſten Verſammlung ſchritt und den Vorſchlag that, daß neben dem Präſidenten jedesmal auch ein Vice-Präſident gewählt werden möge, theils weil der Einzelne leicht durch Unwohlſein an der Beſorgung der Geſchäfte gehindert werden könne, theils auch weil die Geſchäfte für einen Einzelnen zu umfangreich und beläſtigend ſeien, ſo wurde dieß allgemein gebilligt. Ebenſo war der vom Vice-Präſidenten vorgeſchlagene Profeſſor Welker, welchen eine weitere Reiſe und literariſche Arbeiten von dem Beſuche dieſes Vereins abgehalten hatten, als Präſident der nächſten Verſammlung Allen willkommen, nicht weniger Profeſſor Ritſchl als Vice-Präſident.

In der nun folgenden Berathung über Vorſchläge und Anträge, welche an den Verein geſtellt worden waren, kamen folgende Gegenſtände zur Sprache:

1) Zwei Briefe des Herrn Director Jacob in Lübeck an den Präſidenten, in welchen Vorſchläge zu Erweiterung und ſtabileren Begründung des Vereins enthalten waren *). Obgleich man nun die gute Abſicht, aus welcher der Vorſchlag hervorgegangen, und die Einſicht und Sorgfalt, mit welcher der Plan im Detail vorgezeichnet war, gebührend anerkannte, ſo ſchien doch auf die Ausführung desſelben für jetzt verzichtet werden zu müſſen, hauptſächlich aus dem Grunde, damit den Gliedern des Vereins keinerlei Verpflichtung und Leiſtung über die Dauer der Verſammlung hinaus auferlegt werde.

*) Die den Verhandlungen angehängte Beilage B. gibt den weſentlichen Inhalt dieſer Vorſchläge.

2) Ein Brief *) des Herrn Dr. Carl Friedrich Barth auf Kleinhänchen, Neradit und Neuhof bei Bautzen, enthaltend einen Vorſchlag zu Gründung eines Apparatus criticus et philologicus oder einer Bibliotheca classica, d. h. eines Commentars über alle griechiſche und römiſche Claſſiker, welcher das Vorzüglichſte aller Commentatoren aus alter und neuer Zeit enthalten ſolle. Auch dieſer Vorſchlag wurde dem Wunſche der Verſammlung zufolge ad acta genommen und dem Vorſtande der Auftrag ertheilt Herrn Dr. Barth für die Mittheilung ſeines bis ins Einzelne gehenden Vorſchlags freundlich zu danken.

3) Herr Profeſſor Fritzſche aus Roſtock machte mündlich zwei Vorſchläge, von denen der eine, die dießjährigen Verhandlungen Sr. Durchl. dem regierenden Herrn Herzog zu Sachſen Coburg-Gotha als gnädigſtem Beſchützer des Vereins unterthänigſt zuzueignen, mit allgemeinem Applaus angenommen und in der Ausführung dem Präſidium übertragen wurde. Der zweite Vorſchlag **) dagegen, daß den Verhandlungen auch ſolche wiſſenſchaftliche Abhandlungen der Vereinsglieder, die bei der Verſammlung nicht zum Vortrag gebracht worden wären, im Drucke beigegeben werden ſollten, fand weniger Anklang. Man fürchtete allgemein, daß die Verhandlungen durch ſolche Beilagen zu umfangreich werden würden; auch machten Thierſch aus München und Walz aus Tübingen darauf aufmerkſam, daß es bedenklich ſei an den Fundamenten des Vereins in irgend einer Beziehung zu rütteln, und daß das Feſthalten an dem Einfachſten am rathſamſten erſcheine. So wurde beſchloſſen die Verhandlungen des Vereins, wie bisher, ohne fremde Zuthat drucken zu laſſen, und der Druck und Verlag der dießjährigen Verhandlungen ward auf den Vorſchlag des Vice-Präſidenten Herrn Carl Gläſer in Gotha überlaſſen.

4) Director Immanuel aus Minden wiederholte einen ſchon in der zweiten Verſammlung gemachten Vorſchlag, daß der Verein ein eigenes Journal gründen möge. Dieſelben Bedenklichkeiten indeß, welche früher gegen die Ausführung einer ſolchen Idee geäußert worden waren, traten auch jetzt der Genehmigung dieſes Vorſchlags entgegen.

Nachdem auf dieſe Weiſe die Geſchäftsberathungen des Vereins beſeitigt waren, begannen die öffentlichen Vorträge, deren Reihe Profeſſor Hermann aus Marburg eröffnen ſollte. Da indeß dieſer erklärte, daß er ſeinen Vortrag an das Ende der Sitzung zu verlegen wünſche, ſo betrat nach der Aufforderung des Vice-Präſidenten **Dr. Geppert** aus Berlin die Tribüne und ſprach **über den gegenwärtigen Zuſtand der homeriſchen Kritik** in folgenden Worten:

„Es gibt gewiſſe Ueberzeugungen im Bereiche der Wiſſenſchaft, die, wenn ſie auch nicht durch hiſtoriſche Zeugniſſe beglaubigt werden können, doch ihrer Natur nach ſo tief in dem Weſen der Sache begründet ſind, daß ein Jeder, der ſie nicht theilt oder bekämpft, nothwendig auf Abwege gerathen muß. Dieſe pflegen ſich im Stillen vorzubereiten, und es bedarf nur eines Ausſpruches, um ihnen ſogleich allgemeine Anerkennung zu verſchaffen. Es gibt dagegen andere, die, mögen ſie nun Wahrheit oder Täuſchung ſein oder beides zugleich enthalten, doch erſt eines langen Widerſtandes bedürfen, um die Gemüther für ſich zu ſtimmen und ſich ihnen in ſiegender Gewalt mitzutheilen. Zu welcher Art von dieſen beiden man den Ausſpruch Friedrich Auguſt Wolf's über die urſprüngliche Tendenz der homeriſchen Geſänge rechnen ſoll, kann wohl zweifel-

*) mitgetheilt in der Beilage C.

**) mitgetheilt in der Beilage D.

haft ſein. Wenn man ſeine Anhänger darüber hört, ſo ſollte man meinen, daß ein jeder Widerſpruch als unerheblich abgewieſen werden müßte, denn ſie laſſen ſich meiſtentheils nicht darauf ein die in Rede ſtehende Hypotheſe ihres Herrn und Meiſters tiefer zu begründen. Sie ſuchen nur nach Belägen für ihre Meinung, nicht nach Beweiſen. Wendet man ſich zu den Gegnern, ſo erfährt man von dieſem Allen das Widerſpiel. Sie zeigen uns, daß eine weniger abſichtliche und liberalere Interpretation der homeriſchen Geſänge alle dieſe Zweifel hebt oder richtiger gar nicht zuläßt, und daß der Annahme verſchiedener Dichter die unzerſtörbare Einheit des Gedichtes ſiegreich gegenüberſteht. Ja es iſt auch noch ein dritter Weg eingeſchlagen, in welchem die Wolfſche Hypotheſe weder in ihrer vollen Ausdehnung adoptirt, noch gänzlich abgeleugnet, ſondern nur gewiſſen Modificationen unterworfen iſt, welche beide Theile einander annähern konnten. Wenn ſchon nun hierdurch noch immer kein allgemeines Einverſtändniß erfolgt iſt, ſo hat dieſer Verſuch trotz ſeines Mißlingens doch die gute Folge gehabt, daß er den Streitpunkt ſelbſt in ein helleres Licht ſtellte und uns zeigte, unter den obwaltenden Umſtänden ſei keine Vereinbarung möglich. Erlauben Sie mir daher, meine Herren, vor Ihnen im Kurzen die Meinungen der verſchiedenen Parteien zu entwickeln, ihren Einfluß auf die Kritik der homeriſchen Geſänge darzuſtellen und meine eigene Anſicht vom gegenwärtigen Stande dieſer wichtigen Angelegenheit und dem, was uns in derſelben gemeinſchaftlich zu thun obliegen dürfte, zu bezeichnen.

Das große Verdienſt, welches ſich Wolf um die Behandlung und Erklärung der homeriſchen Geſänge erwarb, beſteht unleugbar darin, daß er zum erſten Male die Frage nach dem Urſprunge derſelben von dem äſthetiſchen Felde, auf dem ſie ſich bis dahin allein bewegt hatte, auf das hiſtoriſche Feld verſetzte. Nicht die Gewalt der einzelnen Argumente, mit denen er kämpft, ſein *Standpunkt* iſt es, der ihn unbeſiegbar macht. Auch würde man ihm das größte Unrecht thun, wenn man meinen wollte, er habe ſeine Anſicht aus den von ihm angeführten Gründen geſchloſſen, ja ſo zu ſagen aus vereinzelten Argumenten herausgerechnet. Im Gegentheil, ein tiefer Blick in die muthmaaßliche Geſtaltung der Zeit, welche aus den homeriſchen Gedichten ſpricht, verglichen mit der vorliegenden Form derſelben, hat ihn davon überzeugt, daß die Meinung, welche uns das Alterthum überlieferte, nicht die richtige iſt, daß Homer ſeine Gedichte weder geſchrieben, noch zu einem Ganzen beſtimmt habe, daß vielmehr einzelne Rhapſoden dieſelben gedichtet und vermuthlich an verſchiedenen Orten und bei verſchiedenen Veranlaſſungen geſungen hätten. Wie ſollte auch nach den geringen Anfängen, die vor der Zeit Homer's im epiſchen Geſange gemacht ſein mögen, mit *einem* Male ein Dichter aufgetreten ſein, der plötzlich ein Ganzes ſchuf und zwar von einem Umfange, wie es ſpäterhin in keiner Gattung der griechiſchen Poeſie zu guter Zeit verſucht worden iſt, ein Ganzes, wie die Ilias oder Odyſſee von 24 zuſammenhängenden Geſängen? — Wie ſollte er dieß auch nur ohne das äußerliche Hülfsmittel der Schreibekunſt, von der es erwieſen iſt, daß ſie zu Homer's Zeit noch nicht exiſtirte, haben möglich machen können? — Und wenn es dennoch geſchah, zu welchem Zwecke hätte der Dichter es nur ſchaffen ſollen? Iſt es glaublich, daß er vor einem Publikum ſang, welches bei dem 24ſten Geſange noch den erſten im Gedächtniß hatte oder überhaupt dieſe Menge einzelner Gedichte in ununterbrochener Folge hörte? — Oder iſt es nicht vielmehr wahrſcheinlich, daß der Dichter, ganz wie ſein Phemios und Demodokos, einzelne Gegenſtände beim Mahl oder bei ſonſtigen Veranlaſſungen ſang und dazu die Stoffe wählte, die der Zeit und dem Orte angemeſſen waren? — Hiermit vergleiche man nun die Geſtalt der homeriſchen Geſänge, ſo wie ſie vorliegt, die Ab-

geſchloſſenheit der einzelnen Theile, die Wiederholungen derſelben Verſe an verſchiedenen Orten, die Widerſprüche im Einzelnen, und man wird eingeſtehn, daß Wolf's Meinung von ihrem Standpunkte aus durchaus gerechtfertigt, ja vielleicht die allein zu behauptende iſt.

Auch haben die Gegner nicht verſucht die Gewalt dieſer Combination zu brechen, da ſie, wie jedermann ſieht, unangreifbar iſt. Sie haben dagegen die Frage nach dem Urſprunge der homeriſchen Geſänge vom äſthetiſchen Standpunkte aus beantwortet und mußten hier freilich zu dem entgegengeſetzten Reſultat kommen. Wir wollen nur drei Namen nennen, die in ihrer großen Bedeutung für die Geſchichte der geiſtigen Entwickelung unſeres Geſchlechtes tauſend geringere in ſich ſchließen, um zu zeigen, daß von dieſer Seite ſchwerlich noch eine Niederlage zu erwarten iſt: Ariſtoteles, der eben ſo ſehr durch die größere Nähe zu dem in Rede ſtehenden Gegenſtande, wie durch die Tiefe ſeiner Erkenntniß, den Anhängern Wolf's ſein Meduſenhaupt entgegenſtreckt und ſie beſiegt, ehe ſie noch einen Schlag thun können; Hegel, der in ſeinen Vorleſungen über Aeſthetik wiederholt die Vorſtellung von der Einheitsloſigkeit, wie er ſich ausdrückt, und der bloßen Zuſammenſetzung verſchiedener in ähnlichem Tone gedichteter Rhapſodien eine kunſtwidrige, barbariſche Vorſtellung nennt, und Goethe, der bei aller Gerechtigkeit, die er den Verdienſten Wolf's widerfahren ließ, doch zu Eckermann die denkwürdigen Worte äußerte: „das Schickſal, welches ſeine Kritik den Geſängen Homer's bereitet hätte, käme ihm nicht anders vor, als das der alten Helden in Walhalla. Sie ſtänden an jedem Morgen auf, zerhackten ſich die Leiber und ſetzten ſich an jedem Abende wieder heil und munter zu Tiſche." Und in der That, meine Herren, was man gegen die äſthetiſche Einheit der homeriſchen Geſänge geſagt hat, ſcheint kaum von Erheblichkeit, zumal wenn man die Verbreitung derſelben durch Rhapſoden und ihre Redaction durch die Gefährten des Piſiſtratus mit in Anſchlag bringt. Wolf ſelbſt hat das Proömium zur Iliade angegriffen, um zu zeigen, daß das Gedicht nach dem Inhalte desſelben mit dem Tode des Patroklos und nicht mit dem des Hektor ſchließen müßte, wodurch denn eine Achilleïs vom 19ten bis zum 22ſten Buche entſtände, die von der Ilias getrennt werden ſoll: aber wer wäre im Stande mit einem ſo unbefriedigenden Ende die Ilias abzuſchließen, wie der bloße Entſchluß des Achill bietet ſeinen Freund zu rächen? Der Zorn des Achill, wenn er nicht von ſeinem Beginn und mit allen ſeinen thatſächlichen Folgen dargeſtellt wird, wäre, darf ich kühn behaupten, gar kein Gegenſtand für ein Gedicht geweſen, am wenigſten eins, in welchem eben Achill die Hauptfigur ſein ſollte. Der Dichter würde, wenn er dieſe Gemüthsſtimmung ſeines Helden aus der Verkettung der Umſtände herausgeriſſen und für ſich behandelt hätte, höchſt unnatürlich verfahren ſein; und was berechtigt uns überhaupt von dem Proömium eines Dichters eine Inhaltsanzeige für ſein Werk zu verlangen? War es nicht genug, wenn er mit wenigen inhaltſchweren Worten die Saite im Herzen ſeiner Hörer anſchlug, die in leiſeren und ſtärkeren Schwingungen das ganze Gedicht hindurch erzittert? Aehnlich verhält es ſich mit den größeren Partieen des Gedichtes, die, genau genommen, nicht zum ſtricten Plane der Handlung gehören, oder nicht dazu zu gehören ſcheinen. So wenig wie die Epiſoden den Gang der epiſchen Erzählung ſtören, ſondern wie ſie ihn vielmehr beleben, ſo wenig können Ereigniſſe, die nicht gerade vom Leſer erwartet werden, wie der Zweikampf zwiſchen Paris und Menelaus, die Ariſtie des Diomedes u. a., an und für ſich betrachtet, der Iliade fremd erſcheinen. Im Gegentheil, ſie ſind ſogar höchſt paſſend, wenn es anders der Zweck des Dichters geweſen ſein ſollte in der Iliade eben ſo ein vollſtändiges Bild der Heroenzeit im Kriege zu geben, wie er unverkennbar die

Abſicht hat ſie in der Odyſſee im Frieden zu ſchildern. Ueberdies iſt die Einheit eines Epos ohne Zweifel eine ganz andere als die eines Drama's, und ſelbſt bei dem letzteren ſieht man auffallende Verſchiedenheit. Während Leſſing z. B. in ſeinen Stücken das Princip der höchſten Oekonomie aufſtellte, befolgt Shakeſpeare gerade das entgegengeſetzte und ſchwelgt in einer Art von Verſchwendung aller Kräfte, die nur dazu beitragen können das Intereſſe des Zuſchauers zu erhöhn, ganz abgeſehn davon, ob überall die auftretenden Perſonen mit in die Haupthandlung des Stückes verflochten ſind. Noch weniger beobachtet er jene wortkarge Erſparniß, in der Alles, was geſagt wird, zu einem beſtimmten Ziele hinſtrebt und rück- und vorwärts ſieht. Woher ſollen wir nun den Maaßſtab für dasjenige nehmen, was dem homeriſchen Epos nöthig und was ihm überflüſſig iſt, da wir aus keinem andern gleichzeitigen Gedicht die Regeln abnehmen können, um es zu beurtheilen? — Allerdings wird jeder eingeſtehn, daß keine directen Widerſprüche darin vorhanden ſein müſſen, aber dergleichen finden ſich in der That nur in ſehr geringer Anzahl, und man wird bei der Menge deſſen, was mit einander in der vollendetſten Harmonie ſteht, weit eher geneigt ſein dieſelben aus der ſtückweiſen Verbreitung des Epos durch Rhapſoden abzuleiten und dem Mangel an Kritik Schuld zu geben, den die Redactoren des Werkes darin bethätigten, als daß man ſich veranlaßt ſähe deßhalb allein auf eine urſprüngliche Zerſtückelung des Epos zu ſchließen. Man hat dieſe Incongruenzen in der Zeitrechnung, in den Ortsangaben, in den einzelnen Handlungen und Perſonen mit Eifer hervorgeſucht, aber wenn man auch Alles zuſammennimmt, was über dieſen Punkt geſagt iſt, ſo iſt es unbedeutend gegen die überwiegende Fülle deſſen, was noch übrig bleibt und jeder Bemühung dieſer Art Trotz bietet.

So ſtehen ſich dieſe beiden Anſichten völlig ſchroff und unverſöhnlich gegenüber und es iſt kein Punkt zu finden, von dem aus man eine Annäherung verſuchen könnte. Im Gegentheil, ſie haben ſich, je mehr ſie ſich ausſprechen, nur deſto weiter von einander entfernt. Die Aeſthetiker ſtreben offenbar dahin, ihren Homer über Alles zu erheben, was hiſtoriſch irgend glaublich und annehmbar erſcheint; die Hiſtoriker ſetzen ihn tief herab, indem ſie ihm das einzige Verdienſt, das ihn unter ſeinen Zeitgenoſſen auszeichnet und über alle Zeiten erhebt, abſprechen und ihn als ſelbſtbewußten Künſtler beinahe vernichten. Die Folgen hiervon konnten nicht ausbleiben. Nichts hat dem Anſehn der homeriſchen Geſänge bei den Meiſten mehr geſchadet als die Meinung, daß ſie von einer Mehrheit von Sängern ausgegangen wären; nichts hat ihren poetiſchen Werth mehr herabgeſetzt. Während man früher vielleicht zu ſehr bereit war Alles zu vertreten und ſogar zu bewundern, was auch nicht ganz mit den äſthetiſchen Anforderungen im Einklange ſtand, und die Kritik darüber vernachläſſigt wurde, ſo hat der Argwohn derer, die von unkundigen Rhapſoden betrogen zu werden fürchteten, doch noch größere Uebelſtände hervorgerufen. Es iſt nun bereits von den verſchiedenſten Seiten ſo viel als ſchlecht und verwerflich bei Homer bezeichnet worden, daß die Meinungen beinahe über jeden Geſang getheilt ſind.

Zwiſchen dieſe beiden Extreme tritt nun eine dritte Anſicht, die man freilich nur eine Modification der Wolf'ſchen Hypotheſe nennen kann, die aber gleichwohl ſich dem entgegengeſetzten Standpunkte gewiſſermaaßen annähert. Man hat nicht geleugnet, daß die homeriſchen Geſänge von mehreren Dichtern ausgegangen ſind, aber wohl, daß dieſe ſich fremd geweſen wären und kaum von einander gewußt hätten. Sie waren vielmehr, hat man geſagt, die Mitglieder einer

großen Familie, einer Schule, die in Uebereinſtimmung mit einander verfuhren, vielleicht ſogar nach einer gewiſſen Verabredung. Daher bei der Abgeſchloſſenheit der einzelnen Stücke, dem Mangel an ſceniſcher Verbindung und der mehr zufälligen als abſichtlichen Bezugnahme einzelner Momente der Handlung auf einander dennoch die Gleichheit ihrer Darſtellung. Den Mythus kannte ein Jeder, auch vielleicht das, was ſeine Vorgänger ſchon daran gethan hatten, und bei der ſtehenden Weiſe, in welcher man ihn auffaßte und behandelte, konnte es nicht fehlen, daß im Ganzen etwas Zuſammenhängendes und Gleichartiges entſtand, ſo daß es heute ſehr ſchwer, vielleicht unmöglich iſt zu unterſcheiden, was dem Einen und dem Andern gehört. — Dieſe Anſicht tritt allerdings der eigenthümlichen Beſchaffenheit der homeriſchen Geſänge um ein Bedeutendes näher. Sie macht uns darauf aufmerkſam, daß nicht das Volk, wie man ſich früher ausdrückte, dieſe Gedichte hervorbrachte, — ein Gedanke, der in der Ausdehnung, wie man ihn ſonſt aufzufaſſen gewohnt war, ſtets etwas Unerklärliches und beinahe Unbegreifliches hat, — ſondern eine beſtimmte Sängerſchule, die ihren eigenen Typus, ihren beſondern Stil hatte. Wir unterſcheiden für die älteſte Zeit der epiſchen Poeſie beſonders zwiſchen drei Richtungen: zunächſt die Weiſe des Heſiodus, in welcher das ſubjective Element ſehr ſtark hervortritt und in welcher der Dichter, der in verſchiedenen Gattungen eine größere Beweglichkeit des Geiſtes offenbart, zugleich im Stande iſt ſeine eigene und fremde Perſönlichkeiten in den Bereich ſeiner Gedichte ziehen zu können. Wir können in dem, was ihm zugeſchrieben wird, im Ganzen drei verſchiedene Weiſen erkennen: das mnemoniſche Gedicht, und von dieſer Art ſcheint mir die Theogonie geweſen zu ſein, wenn man ſie von allen fremdartigen Zuthaten ſäubert, das gnomiſche, wofür die Werke und Tage ein anſchauliches Beiſpiel abgeben, und das erzählende, wohin ich die Titanomachie und ähnliche Epiſoden rechnen möchte, die man hie und da in ſeine beiden größeren Gedichte einſtreuete und wodurch dieſe zum Theil ein ſo monſtröſes Anſehn erhalten haben. Die Subjectivität des Dichters aber tritt am meiſten in den Gnomen hervor. Er ſpricht darin nicht nur ſeine individuellen Anſichten und Erfahrungen aus, ſondern er richtet ſie auch in der Form von Epiſteln an einen Dritten, ſo daß ſie nur noch durch die Allgemeinheit ihres Inhaltes die Objectivität bewahren, die nun einmal der durchgehende Charakter der älteſten Poeſie iſt. Dem Heſiodus gegenüber ſtehen die Cycliker, eine Art von Chronikenſchreibern, denen es nur um die Aufbewahrung von Mythen zu thun geweſen ſein mag und die deßhalb kaum unter die Künſtler zu rechnen ſind, da ihnen die Tendenz abging irgend etwas Vollendetes hervorzubringen. Die dritte und früheſte Richtung aber repräſentiren die Homeriden, die Meiſter der Hymnenpoeſie und des Epos *κατ' ἐξοχήν*. In ihnen ſehn wir zwar durchaus kein Hervortreten der Subjectivität, aber es offenbart ſich eine hohe dichteriſche Thätigkeit, ein Selbſtbewußtſein, ohne welches der Geſangesſtil in einer ſolchen Vollendung gar nicht denkbar iſt; denn was man auch immer von der Objectivität des homeriſchen Zeitalters geſagt hat, es bedarf gerade eine ſolche Weiſe eines tief poetiſchen Sinnes, eines großen Talentes, wie man es kaum bei Einzelnen findet, einer großen Kunſtfertigkeit und einer ſehr prägnanten Individualität. Der Dichter folgt nicht mehr dem Mythus, der ihn unſtet hier und dorthin führt, er beherrſcht ihn, er disponirt ſeinen Stoff und erhebt ihn aus dem Kreiſe des gewöhnlichen Lebens in die Sphäre der Allgemeinheit, der Poeſie und der Wahrheit. Die Homeriden aber waren es, die außer den Hymnen und dem Schilde des Herakles auch die Iliade und Odyſſee hervorgebracht hatten.

In dieſer Anſicht iſt nun allerdings eine gewiſſe Vermittelung zwiſchen den oben berührten Extremen ausgeſprochen, ſie erklärt nicht nur hiſtoriſch die ſtückweiſe Entſtehung der Geſänge, ſondern auch die Uebereinſtimmung im Charakter derſelben; aber dennoch können wir den Aeſthetikern nicht verargen, wenn ſie ſich dadurch nicht befriedigt fühlen. Es iſt wohl der Zuſammenhang der homeriſchen Geſänge dadurch motivirt, aber der Plan, der ihnen zu Grunde liegt, iſt es nicht, und die Homeriden ſelbſt ſetzen noch immer den Homer voraus. Denn wer war es, der ihnen da anzufangen gebot, wo die Ilias beginnt? Wer hieß ſie da aufhören, wo dieſelbe ſchließt? Wer beſchränkte das Gedicht, welches ſeiner Ankündigung nach den Odyſſeus beſingen ſollte, auf den geringen Umfang ſeiner Schickſale, wie er in der Odyſſee vorliegt? Wer erſann jene lichtvolle Dispoſition des Stoffes, vermöge deren die ganze Erzählung der Irrfahrten des Odyſſeus, die vor dem Zeitpunkte liegen, von dem das Werk beginnt, in eine große Epiſode gebracht wurde, welche noch dadurch, daß der Held ſelbſt ſpricht und nicht der Dichter, einen ſo einfach ſchlagenden Gegenſatz gegen die andern Geſänge darbietet? Wer ordnete die Geſänge der Iliade ſo, daß das, was den Charakter von vorbereitenden Stücken hat, an den Anfang kam, das, was die Entſcheidung herbeiführt, ans Ende, und wer brachte jene großartige Steigerung in das Werk, vermöge deren die Achilleïs vom 19ten bis zum 22ſten Geſange alles Vorhergehende an dichteriſchem Schwunge überbietet? Wer machte das, was keinen Einfluß auf die Handlung hat, zu Epiſoden und hob das hervor, was ſie fördert? — Es iſt unmöglich, daß dieß das Geſchäft der Redactoren geweſen ſein kann. Die Eigenthümlichkeit der homeriſchen Poeſie ſelbſt widerſpricht dem. Die Gedichte der Cykliker mochten ſich in ein Compendium vereinigen laſſen, da es vielleicht damit abgethan war, wenn man ſie nach der Zeitfolge ordnete; die homeriſchen Geſänge mußten, ihrem Charakter nach, eine ſolche Mühe vereiteln. Eben jene ſelbſtbewußte dichteriſche Thätigkeit, die das Eigenthümliche dieſer Geſangsweiſe ausmacht, mußte verhindern, daß man mit ihnen ſo frei ſchaltete. Wo die Kunſt auf einer ſolchen Höhe ſteht, wie bei Homer, da iſt es nicht mehr möglich, daß der Eine den Stoff producirt, während ihm der Andere ſeine Form gibt. Beide müſſen nothwendig einem Geiſte angehören.

Wenn wir nun aber, was der Zweck dieſer Worte iſt, den Einfluß betrachten, welchen die drei genannten Anſichten auf die Kritik der homeriſchen Geſänge ausgeübt haben, ſo darf man wohl ſagen, daß keine derſelben die Sache weniger gefördert hat wie die zuletzt berührte. Die äſthetiſche Kritik (denn dieſe nenne ich zuerſt, weil ſie die älteſte iſt,) hat dem Homer die weſentlichſten Dienſte geleiſtet. Man betrachte nur die Scholien, die Villoiſon herausgab, um ſich zu überzeugen, wie genau es bereits Ariſtophanes von Byzanz, Zenodot und Ariſtarch mit der Einheit nahmen, die ſie als den Grundcharakter des Werkes vorausſetzten, wie oft ſie den abweichenden Ton an manchen Stellen, Incongruenzen, Widerſprüche, zweckloſe Wiederholungen und Interpolationen bemerkten und wie viele Partien bereits von ihrem Obelos getilgt wurden. Es liegt zu Tage, daß die verſchiednen Ausgaben, welche ſie von den Geſängen des Dichters machten, nicht nur eine ſehr verſchiedne Geltung in Bezug auf die Wortkritik gehabt haben müſſen, ſondern noch weit mehr in äſthetiſcher Hinſicht, und es gibt eine Menge von Atheteſen, denen man heute ſeine Zuſtimmung nicht verſagen wird. An ihre Beſtrebungen ſchließen ſich denn auch manche unter den Schriftſtellern unſrer Tage an, die freilich mit ungleichem Erfolg denſelben Weg gegangen ſind und eine Urgeſtalt der beiden Epopöen herzuſtellen beabſichtigten. Der einzige

Einwurf, den man meines Erachtens den Vertretern dieſer Richtung machen kann, iſt der, daß ſie mit bloßen Atheteſen auszukommen meinen, daß ſie uns weder auf die Lücken aufmerkſam gemacht haben, die unleugbar in den vorliegenden Geſängen exiſtiren, noch zwiſchen Interpolation und Diaſkeue, zwiſchen der Anfügung von etwas durchaus Fremdartigem und der Umarbeitung eines ſchon gegebenen Gedichtes, unterſchieden, und dennoch würde es von vorne herein wahrſcheinlich ſein, daß diejenigen, die die homeriſchen Geſänge interpolirten, auch die angrenzenden Stellen nicht unberührt gelaſſen haben werden, um das Fremdartige ihrer eigenen Producte weniger auffallend zu machen. Die Hiſtoriker dagegen haben das unleugbare Verdienſt, uns auf die Compoſition und einzelne Differenzen in den homeriſchen Geſängen geführt zu haben. Wir haben geſehn, daß die erſtere etwas lockerer iſt, als man es bis dahin bemerkt hat, daß der Dichter, oder ſeine Redactoren, öfters zu Mitteln ſeine Zuflucht nahm, die nur aus der großen Einfachheit ſeiner Zeit und der Schwierigkeit eines jeden Anfanges erklärt werden können. In der Odyſſee kommt der Fall vor, daß, um die Scene wieder aufzunehmen, die wir vor längerer Zeit verließen, eine Wiederholung von Verſen gemacht iſt, die vielleicht jeder andre Dichter vermieden hätte, und ähnliche Dinge finden ſich auch in der Iliade, wenn ſchon dort im Ganzen Alles feſter in einander gefügt iſt. Wir werden alſo unſre Begriffe von der Kunſt der Compoſition oder richtiger der Verbindung in Bezug auf das alte Epos bedeutend herabzuſtimmen haben, wenn nicht etwa die gegenwärtige Dispoſition des Stoffes, trotz ihrer loſen Gelenkbänder, von einem höhern Geiſte geleitet wird und gleich den verſchiedenen Momenten eines Basreliefs mehr durch den Contraſt als durch die Verbindung ihrer Theile wirkſam iſt. Was aber nun die dritte Anſicht angeht, die den Homer aus einer Art von Verabredung und von den gleichzeitigen Mitgliedern einer Schule hervorgehen läßt, ſo iſt ſie in Bezug auf die Kritik desſelben die unfruchtbarſte geblieben und hat es ihrer Natur nach bleiben müſſen. Da man nur die Aehnlichkeit der Rhapſoden, die die verſchiednen Erzählungen dichteten, im Auge hatte, ſo vergaß man beinahe gänzlich von ihrer Verſchiedenheit zu ſprechen, und die Merkmale, die man dafür angeführt hat, daß hier die Autorſchaft des Einen ihr Ende hätte und die eines Andern anfinge, waren meiſtentheils ſo zweifelhafter Natur, daß ſie nur für den Bedeutung haben, der für die ausgeſprochene Meinung im Voraus eingenommen iſt. Ich möchte nicht gerne Jemandem Unrecht thun, und ich wünſchte dringend in dieſem Punkte widerlegt zu werden, aber es kommt mir vor, als wenn man von dem genannten Standpunkte aus an Homer eine Kritik geübt hätte, wie man ſie bei keinem andern Autor billigen würde. Wer es ſonſt wagt einem Schriftſteller auch nur einen Vers abzuſprechen, der durch hiſtoriſche Zeugniſſe beglaubigt iſt, von dem erwartet man mit Recht, daß er Alles, äußere und innere Gründe, aufbietet, um uns die Unechtheit desſelben darzuthun. Dieſe Anforderung macht man überall, nur nicht bei Homer, eben der großen Aehnlichkeit wegen, die die Rhapſoden mit einander gehabt haben ſollen, und da man kein anderes Intereſſe hat, als nur die individuelle Verſchiedenheit der Sänger darzuthun, ſo ſcheint es faſt, als ob das Streben dahin ginge, ihrer auch möglichſt viele zu gewinnen, ohne ſie durch charakteriſtiſche Merkmale von einander zu unterſcheiden.

Mit Bedauern müſſen wir geſtehn, daß dieß der Stand der Sache iſt, den ſie in der neueſten Zeit angenommen hat. Die Wolfſche Hypotheſe, die dazu beſtimmt ſchien, eine neue Aera über die homeriſche Kritik heraufzuführen, ſcheint in der Modification, die ſie gegenwärtig

erhalten hat, durchaus Sache der ſubjectiven Ueberzeugung werden zu ſollen. Und dennoch konnte ſie, wenn man anders die Forſchung dahin ausdehnen wollte, wo Wolf nur eine Aufgabe bezeichnet hatte, deren Umfang er nicht einmal andeutete, unſrer Erkenntniß, wie ich glaube, noch von ungleich größerem Nutzen werden, als es bis dahin geſchehen iſt. Wolf hat uns ſeine Anſicht der homeriſchen Geſänge nur von der hiſtoriſchen Seite dargethan; es wäre aber vor allen Dingen zu unterſuchen, ob ſich dieſelbe auch ſprachlich begründen läßt und ob man, wie ſchon Wilhelm v. Humboldt mit Recht verlangte, verſchiedne Arten des epiſchen Stiles in den homeriſchen Gedichten antrifft. Dieß bringt, meines Erachtens, die Sache erſt zur Entſcheidung. Statt die Aehnlichkeit der Rhapſoden als Princip aufzuſtellen, müßte man darthun, worin ſie ſich von einander unterſcheiden, die Differenzen im Bau des Verſes, in der Sprache, ſowohl in grammatiſcher wie in lexikaliſcher Hinſicht, unterſuchen, und in alle jene feinen Nüancirungen eingehn, die ein Sinken oder Steigen in der Kunſt des epiſchen Geſanges zu verrathen im Stande ſind. Ehe man daher zu demjenigen Theile der in Rede ſtehenden Geſänge kommt, der ältere und gleichzeitige Sachen enthält, muß man erſt das ausgeſchieden haben, was erweislich einer ſpäteren Zeit angehört, und dieß möchte mehr ſein als man gewöhnlich glaubt. Dann bleibt es noch der tieferen Forſchung aufbehalten zu ergründen, ob das, was eine umſichtige Kritik mit Beſtimmtheit einer älteren Epoche vindicirt hat, unter ſich in ſolchem Zuſammenhange ſteht, daß man darin deutlich den Plan und die Ueberreſte eines großen Kunſtwerkes erkennt. Sollte dieß der Fall ſein, ſo wird uns keine hiſtoriſche Wahrſcheinlichkeit mehr im Wege ſtehn, um die urſprüngliche Einheit der homeriſchen Epopöen für gewiß anzunehmen. Ich kann nach dem, was mich ein ſchwacher und vereinzelter Verſuch meiner Kräfte in dieſem Punkte gelehrt hat, nur von einer Ahnung, keineswegs von einer vollſtändig begründeten Ueberzeugung ſprechen, aber ich glaube, es werden ſich die Begriffe von dem Umfange der Geſänge, die dem älteren Stil angehören, bedeutend verändern. Wir werden, wenn mich nicht Alles täuſcht, dieſelben auf ein äußeres Maaß und eine innere Form reducirt ſehn, die ihre Entſtehung ſelbſt in der einfachen Zeit des epiſchen Heldengedichtes vollkommen begreiflich macht. Die Iliade wird vielleicht auf zwei Drittheile, die Odyſſee auf die Hälfte ihres jetzigen Umfanges zurückgebracht werden, und ſelbſt hier wird ſich vielleicht noch manches als das Product einer ſpätern Zeit ergeben. Man wird einſehn, daß gewiſſe Stücke nur der Ergänzung halber da ſind, während andre ganz leere Ausführungen in ſich tragen, durch deren Hinwegnahme das Epos nur gewinnen kann. Man wird Lücken in dem Plane des Werkes entdecken, die die Hand der Rhapſoden nicht ausgefüllt hat und die uns deutliche Kunde davon geben, daß ſie es ſchon mit einem vorliegenden, überlieferten Epos, nicht mit einem noch hervorzubringenden zu thun hatten. Wir werden in den homeriſchen Geſängen die Ruinen eines alten Tempels entdecken, den man durch ſpäteren An- und Umbau ſeiner urſprünglichen Form, vielleicht ſogar ſeiner eigentlichen Beſtimmung entfremdet hat. Was aber auch immer das Reſultat dieſer Beſtrebungen ſein mag, die urſprüngliche Einheit oder Vielheit ſeiner Autoren, nicht dieß kann das Letzte ſein, warum es uns zu thun iſt. Die gründliche Kenntniß der homeriſchen Geſänge und des älteſten Zuſtandes der epiſchen Dichtkunſt bei den Griechen, eine vollſtändige Diagnoſe des griechiſchen Geiſtes in ſeiner früheſten und wunderbarſten Kunſtäußerung, wird, wie es mir ſcheint, auf dieſem Wege allein erreicht

werden können und neben der Lösung des beſprochenen Problems noch unzähliges Gute in ihrem Gefolge haben.

Doch ſchon zu lange nehme ich die Nachſicht der verehrlichen Geſellſchaft für einen Vortrag in Anſpruch, deſſen Behandlung von meiner Seite vielleicht eine Vermeſſenheit genannt werden dürfte. Ein günſtiges Geſchick hat an dieſem Orte die Koryphäen unſrer Wiſſenſchaft zuſammengeführt. Sie haben länger und tiefer über die homeriſchen Geſänge nachgedacht, als es meinen Jahren und meinen ſonſtigen Verhältniſſen nach bei mir der Fall ſein konnte, und ſie ſind darüber zu den verſchiedenſten Reſultaten gekommen. Möchte es ihnen gefallen mich über ihre Tendenzen, wo ich ſie mißverſtand oder verkannte, freundlich zu belehren und überhaupt in Bezug auf die ſo eben angeregte Frage den Glauben, den ſie in der Bruſt ihrer Anhänger erregten, zu befeſtigen."

Als der Vice-Präſident zur Discuſſion über den eben behandelten Gegenſtand aufforderte und namentlich die vier anweſenden Koryphäen in dieſem Fache einlud ihre beipflichtenden oder entgegentretenden Anſichten an den Tag zu legen, ſuchte zuerſt Profeſſor **Hermann** aus Marburg jede Discuſſion abzulehnen durch die Erklärung:

„Ich glaube, daß es einer Debatte um ſo weniger bedürfe, als alles dahin Gehörige in den Schriften der hochverehrten Herren Hermann, Thierſch, Nitzſch und Lachmann auf eine Weiſe und mit Gründen zu leſen iſt, auf deren größeren Theil der Redner gar keine Rückſicht genommen zu haben ſcheint, und es wird genügen von Neuem hier auszuſprechen, daß die genannten Männer ſich durch die von dem Redner geſtellten ſchlimmen Prognoſtika nicht abhalten laſſen mögen uns auch ferner die Belehrung zu gewähren, welche wir jenen ihren Schriften verdanken."

Nachdem hierauf Dr. Geppert erwiedert hatte, daß er fürchten müſſe mißverſtanden zu ſein, nahm Profeſſor **Lachmann** aus Berlin das Wort und äußerte ſich dahin: „daß die ganze Differenz darauf beruhe, wann die vorliegenden Gedichte entſtanden ſeien, d. h. wie ſie waren und wie ſie in die Hände des Piſiſtratus gelangten. Von dieſer Geſtalt der Gedichte ſei die Sage ganz zu unterſcheiden, auf deren Entſtehung und urſprüngliche Bedeutung man ſich nicht einlaſſen könne. Er vermiſſe in Geppert's Vortrag vorzüglich, daß derſelbe die Sage ganz übergehe. Ueber den Sprachunterſchied in den homeriſchen Geſängen ſeien jetzt noch keine Unterſuchungen anzuſtellen, da wegen der verſchiedenen Veränderungen und zehnfachen Interpolationen das Neue nicht herausgeſchieden werden könne. Eine weit ſtärkere Differenz als die in den grammatiſchen Formen liegende finde ſich im Stile und im Tone, z. B. in der Ilias von der Rhapſodie Σ an im Vergleich mit den früheren Rhapſodieen. Das Gefühl habe zu entſcheiden, ob die verſchiedenen Stilarten von Einem herrühren könnten; ſpäter ſei auch das Grammatiſche zu prüfen."

Hieran reihete ſich folgende ausführlichere Beſprechung des Gegenſtandes vom Staatsrath **Nitzſch** in Kiel:

„Wie mein geehrter Gegner, Profeſſor Lachmann, bereits erinnert, der Herr Redner hat mit ſeiner Darlegung der urſprünglichen Anſicht Wolf's und einer ihr entgegengeſetzten äſthetiſchen

den gegenwärtigen Standpunkt der homeriſchen Frage nicht genügend angegeben, und hat namentlich übergangen, daß beide Parteien nach dem Reſultat von Forſchungen, in die Wolf noch durchaus nicht einging, darin mit einander übereinkommen, die vorhandenen Sagen von der Compoſition der Geſänge zu unterſcheiden. Mir und denen, die mit mir ſtimmen, geſtaltet ſich dieſe Unterſcheidung zur Anerkennung zweier Perioden epiſcher Poeſie. In der erſten wird der Sagenſtoff in kleinern Liedern entwickelt und großgezogen; in der zweiten entſtehen größere Compoſitionen oder Kunſtepopöen. Die älteſten Erzeugniſſe dieſer zweiten Periode bei den Griechen ſind Ilias und Odyſſee. Den unabweislichen Beweis der in ihnen herrſchenden Einheit finde ich jetzt und zuletzt in dem Faden tragiſcher Entwickelung, der ſich durch beide Gedichte hindurchzieht. Wer ſie richtig beurtheilen will, muß, meine ich, vorerſt den tragiſchen Sinn des griechiſchen Epos anerkennen. Dieſes Epos, das der Tragödie den Stoff gab, enthielt in ſeinen bedeutendſten Erzeugniſſen die Offenbarung des ewigen Geſetzes, das den Menſchen der Gottheit unterwarf, enthielt die Darſtellung des Menſchenlooſes, welches in ſich ſelbſt ein tragiſches iſt. Vergeblich hat der Menſchengeiſt (Prometheus) ſelbſt Gott ſein wollen; das Wiſſen und das Können iſt allein bei der Gottheit. Der hochbegabte Menſch iſt und bleibt kurzſichtig und beſchränkt und vor Allem maaßlos. Eben durch ſeine Beſchränkheit und Maaßloſigkeit iſt er ſeiner Natur nach ein tragiſches Weſen. In den Conflicten, Irrſalen und Büßungen, in die er durch die Schranken ſeines Weſens im Gebrauch aller ſeiner auch edelſten Kräfte und Impulſe geräth, wenn und wo er ſie in ihrer individuellen Stärke walten läßt, ſo ſtellt das Epos nicht minder als die Tragödie den Menſchen dar. In wiefern die Odyſſee einen ſolchen tragiſchen Inhalt habe, iſt in der Einleitung zu dem ſo eben erſchienenen dritten Theile meiner Anmerkungen nachgewieſen; von der Ilias, dem Gedicht vom Zorn des Achill, iſt dasſelbe dort ebenfalls kurz angedeutet; ich will vor dieſer geehrten Verſammlung die Hauptmomente vollſtändiger zuſammenreihen.

Vorweg die Bemerkung: Ehre und Ruhm ſind das Ziel jedes Helden; Achill, der tapferſte und thatenreichſte, darf ſie vor Allen anſprechen; aber auch er als Menſch und als Einzelner hat ſein Maaß; alles Ehr- und Rachgefühl hat ſein Maaß in der Anerkennung des menſchlichen Looſes. In Leidenſchaft kränkt Agamemnon erſt den Apollon in ſeinem Prieſter, dann den Heilſames rathenden Achill. Mit vollberechtigtem Ehrgefühl verläßt der Gekränkte das griechiſche Heer und die Sache der Atreiden. Der höchſte Gott ſelbſt erkennt dieſe Berechtigung an, indem er der Thetis Genugthuung für ihren Sohn zuſagt. Nachdem alſo Zeus in der Weiſe, wie es die in der Sage überlieferte Situation der Krieg führenden beiden Völker verlangte, den Kampf im offenen Felde erweckt hat, läßt er zwar erſt auf beiden Seiten große Thaten geſchehn und viel Blut fließen, aber alsbald verbietet er den Göttern alle perſönliche Einmiſchung und ſtärkt die Troer zum Siege. Die bedrängten Griechen ſenden Ajas und Odyſſeus nebſt Phönix an Achill, um dieſem von Agamemnon alle Genugthuung anzubieten. Achill verſchmäht dieſe; in unverſöhnlicher Hitze ſagt er ſogar, er wolle den folgenden Morgen heimſchiffen, was nur eben ſeine leidenſchaftliche Stimmung offenbaren ſoll, und ſeine Schlußerklärung iſt: nicht eher werde er wieder am Kampfe theilnehmen, als bis Hektor an ſeine, der Myrmidonen, Schiffe Feuer lege (IX, 650.). Der Unverſöhnliche ſteht mit ſolchem Nachgefühl der erlittenen Kränkung ſchon jetzt ganz allein; nicht einer der übrigen Helden, auch der hochſinnigſten oder weiſeſten nicht, heißt ſeinen Groll jetzt noch gerecht; vielmehr Diomedes wie Odyſſeus, Ajas wie Neſtor muthen

ihm nicht bloß die Geneigtheit zur Verſöhnung zu, ſie tadeln die gegen alles Mitgefühl für Stammgenoſſen und Freunde verhärtete Ehrſucht auf das Entſchiedenſte. Vergleiche man namentlich die Aeußerungen Neſtors vor und nach der Geſandtſchaft (IX, 107—113.; XI, 762—764.), und höre Ajas dem Achill ſelbſt gegenüber (IX, 630—642.). Freilich war Achill nun einmal des Selbſtgefühls ſo voll und ſo leidenſchaftlich, daß es dem ſagenkundigen Hörer unerwartet gekommen wäre, wenn er der erſten Botſchaft nachgegeben, ſich ſelbſt überwunden hätte. Doch wir werden ſehen, welche Gränze die Geſchicke der Götter ſeinem Zorn beſtimmt haben, und wohin es ihn geführt, daß er, ſelbſtiſch und vermeſſen zugleich, demſelben in die dunkele Zukunft hinein, über welche die Götter walten, ſelbſt das Ziel ſetzt: wenn Hektor an der Myrmidonen Schiffe Feuer lege. Nur im eigenen Intereſſe will er die Waffen wieder ergreifen. O, das Geſchick hält dieſes maaßloſe Rechtsgefühl beim Wort! — Nach der fruchtloſen Botſchaft dringen Hektor und die Seinen weiter vor; einer der erſten griechiſchen Helden nach dem andern ſcheidet verwundet aus dem Kampfe. Achill wird aufmerkſam und ſendet, man weiß nicht ob in einer Rührung des Mitleids oder im Selbſtgenuß der Rache (mehr wohl im letztern XI, 609.), den Patroklos ſich zu erkundigen, wen Neſtor aus dem Kampfe weggefahren. Patroklos kommt zu Neſtor. Dieſer erzählt, wie die beſten Helden verwundet ſeien, tadelt Achills Selbſtſucht (die Stelle von einem *αὐτὰρ Ἀχιλλεύς* zum andern IX, 664—762. iſt unächt), und fordert den Patroklos auf ſeinem Freunde zur Verſöhnung zuzuſprechen und, falls dieſen ja etwa eine Götterſtimme von der eigenen Theilnahme am Kampfe zurückhalte, ihn zu vermögen, daß er dem Freunde ſeine Waffen überlaſſe und ihn zur Hülfe ſende. Patroklos eilt zurück, trifft aber auf ſeinem Wege den verwundeten Eurypylos und leiſtet ihm Beiſtand. Während er ſich hier verweilt (XV, 390.), iſt der Kampf fortgegangen, außer daß Poſeidons Ungehorſam und Here's Liſt den Griechen eine kurze Erholung gewährt, immer zum Sieg der Troer. Und allerdings hat Zeus ſelbſt zur Erfüllung ſeiner der Thetis gegebenen Zuſage und Genugthuung für Achill den Siegeslauf der Troer und der Griechen Niederlage bis dahin beſtimmt, daß Hektor Feuer in die Schiffe werfe (XV, 596—602.). (Die Schickſalsworte XV, 64—68. tilgte Zenodot, gewiß mit Recht.) Bis zu dieſem Erfolge iſt die Sache gekommen, als Patroklos zum Achill zurückkommt. Mit hervorſtürzenden Thränen, deren Urſache Achill nicht von ſelbſt erkennt, berichtet er, wie alle die Edelſten verwundet ſeien, und klagt, auch er der Freund, den Achill der unmenſchlichſten Fühlloſigkeit an. Nur wenn eine Götterſtimme ihn zurückhalte, dürfe er ferner den Griechen ſeinen perſönlichen Beiſtand verſagen; dann möge er aber ihn und die Myrmidonen ſenden und ihm ſeine Waffen geben (dieß war Neſtors Gedanke). Achill verneint von einer Götterſtimme gehalten zu ſein, aber er ſei zu ſchwer gekränkt, und wolle er die Kränkung jetzt auch vergeſſen, er habe ja das Wort geſprochen, daß er nicht eher die Waffen wieder ergreifen werde, als bis der Kampf ſeine Schiffe erreiche. So iſt es denn jenes Wort der Vermeſſenheit und ſelbſtiſchen Rachſucht, was ihn jetzt dazu treibt, ſeinen Freund allein mit den Myrmidonen in den Kampf zu ſchicken; und, als ſtehe es in menſchlicher Macht die Wechſelfälle des Krieges zu lenken, heißt er ihn umkehren, ſobald er die Troer von den Schiffen zurückgetrieben, und ja ſeinen Sieg nicht weiter verfolgen, damit er ihm die Ehre nicht nehme (XVI, 90.) oder nicht ein Gott entgegentrete. So büßt Achill durch des Freundes Fall. Als er dieſen vernommen, da ſpricht er es ſelbſt aus, daß das Rachgefühl ihn bethört, das ſüßer als Honig, und

ihn dahin gebracht habe, ſeinen Freund ohne ſeinen Beiſtand in den Kampf zu ſchicken (XVIII, 107—111.). Jetzt hat er wirklich im eigenen Intereſſe die Waffen wieder zu ergreifen, wie er es ſich feſtgeſetzt. Wir hören ihn weiter, wie er gegen Agamemnon den Streit verwünſcht, wie er in der Ungeduld den gefallenen Freund zu rächen es ganz anheimſtellt, ob man ihm die früher angebotenen Sühngeſchenke geben wolle oder nicht (XIX, 147 f.), und nicht eſſen, nicht trinken will, bevor er dem Hektor begegnet; ja der feierliche Act der Sühne und Zurückgabe der Briſeïs wird faſt ohne ſeine Theilnahme von Andern vollzogen. Es entbrennt nun wieder der allgemeine Kampf, in welchem Achill die Troer ſchlägt, dem Patroklos Todtenopfer fängt, endlich den Hektor findet und erlegt. Die Grauſamkeit, mit der ſeine Rache noch gegen den Leichnam wüthet, mißfällt den Göttern (XXIV, 113), und ſie veranſtalten, daß er dieſen Leichnam gegen Löſegeld ausliefere. Die Scene, da Achill in menſchlicher Rührung und die Seele voll von dem Gedanken an das Menſchenloos den flehenden Priamos emporhebt und ihm den Leichnam des erſchlagenen Feindes zugeſteht, bringt der tragiſchen Handlung des Epos die Beruhigung. Daß in dieſe Entwickelung der Folgen des Zorns inmitten der Wechſel des Völkerkampfes ſo manche auch umfängliche Interpolationen gekommen ſind, nehme auch ich an, die ſtärkſten wohl in die Erzählung von Geſ. II. — VII. und XIX. — XXII."

Gegen dieſe Anſichten wendete Profeſſor **Lachmann** ein: „es ſcheine ihm das eine unhomeriſche und aus Homer nicht zu erweiſende Theologie zu ſein. Die Anſicht ſei ſchön, wenn ſie wahr wäre."

Auf die Bemerkung des Vice-Präſidenten, daß der Gegenſtand, obgleich hochwichtig und intereſſant an und für ſich und noch gehoben durch die Bedeutſamkeit der Stimmen, die ſich über denſelben vernehmen ließen, doch zu umfangreich und ſchwierig ſei, um auf dem eingeſchlagenen Wege zu genügender Entſcheidung geführt werden zu können, wurde beſchloſſen die Debatten hier abzubrechen, und es begann nun der Vortrag des Profeſſor **Gerlach** aus Baſel:

Ueber die Idee von Taciti Germania.

„Ausgezeichnete Werke des Geiſtes, welche in einem höheren Gedankenkreiſe ſich bewegen und durch eigenthümliche Fülle und Kraft nach verſchiedenen Richtungen belebend wirken, werden in demſelben Grade den Forſchungsgeiſt vielſeitiger erregen und mannichfache, oft entgegengeſetzte Beurtheilung hervorrufen. Es wäre Thorheit dieſes Loos zu beklagen und darob zu zürnen, daß ſelbſt die Wiſſenſchaft, einem ewigen Wechſel unterworfen, nie zu feſter Geſtaltung gelange, ſondern in den raſtloſen Kampf der Meinungen hineingezogen nicht minder die Farbe der Zeit trage und ſubjectiver Anſchauung ſich anſchmiege, als andere Erſcheinungen des geiſtigen und ſittlichen Lebens. Aller Dinge Vater iſt der Streit, hat ein Weiſer des Alterthums geurtheilt, und wenigſtens in unſerer Wiſſenſchaft iſt durch den allgemeinen Frieden noch wenig Großes erzeugt worden. Das Hohe, das Herrliche wird nur im Kampfe errungen, und wo eine Kraft ſich geltend machen will, muß ſie zum Widerſtande gerüſtet ſein. Daher wollen wir auch den Vorwurf gerne hinnehmen, der vorzugsweiſe gegen unſere Wiſſenſchaft erhoben wird, daß die Vertheidiger der verſchiedenen Syſteme ſich oft und ſtark befehden; wir erkennen darin ein nothwendiges Geſetz und können es nicht tadeln, ſobald der Streit unter dem Panier der Wahr-

heit geführt wird und nicht in Schmähſucht und niedriger Geſinnung ſeine Wurzel hat. Dieß zu bevorworten hielt ich für angemeſſen, weil auch die Germania des Tacitus, von der ich Weniges ſagen will, Gegenſtand des Streites geworden iſt, und meine Anſicht gegen manches widerſprechende Urtheil ſich zu behaupten ſucht.

Ich berühre nicht die Frage nach dem Verfaſſer unſerer Schrift, weil der gegen das Zeugniß der Handſchriften ausgeſprochene Zweifel mir als eine Verirrung flacher Unkritik erſcheint. Auch als diplomatiſches Actenſtück oder politiſches Memoire kann ich die Schrift nicht würdigen, denn dieſe geiſtreich vorgetragene Anſicht entbehrt ſtreng hiſtoriſcher Begründung. Selbſt die langgehegte Meinung will ich nicht erörtern, als wenn Tacitus weit weniger die Darſtellung germaniſchen Lebens als eine ſatyriſche Sittenrüge ſeines entarteten Zeitalters beabſichtigt habe; die Acten über dieſen Streit halte ich für geſchloſſen. Die Darſtellung des allgemeinen Kunſtcharakters des Geſchichtſchreibers liegt mir nicht minder ferne, da die Löſung dieſes Problems mir noch nicht gehörig vorbereitet ſcheint. Noch weniger möchte ich vom chriſtlich-modernen Standpunkte aus über Geiſt und Weſen eines alten Hiſtorikers richtend mich vernehmen laſſen, da ich den wahren Standpunkt der Beurtheilung in dem Geſchichtſchreiber ſelber ſuchen zu müſſen glaubte. Endlich will ich nicht vom Plan und Zweck der Germania reden und in logiſch-rhetoriſcher Entwickelung das Kunſtwerk zerlegen und zergliedern, weil in ſolchem Proceß der Analyſe nur zu oft der Geiſt, der das Werk geſchaffen, wie ein flüchtiger Schatten uns entſchwebt. Sondern das iſt mein Beſtreben, die Idee des Ganzen darzulegen, wie ſie von der Zeit getragen, in ſubjectiver Auffaſſung zur Verwirklichung gekommen und, als leitender Grundgedanke, die Anlage überhaupt wie das Verhältniß der einzelnen Theile mit Nothwendigkeit bedingt.

Es ſchien mir immer mißlich, um den Charakter eines Meiſterwerkes darzulegen, dabei von einer allgemeinen Schilderung der Zeitverhältniſſe auszugehen, um auf dieſer ſelbſtgeſchaffenen Baſis die beſondere Geiſtesrichtung und das eigenthümliche Streben einer edlen Perſönlichkeit zu conſtruiren. Niemand leugnet, daß der menſchliche Geiſt im Einzelnen wie im Streben eines Volkes ewigen, unwandelbaren Geſetzen folge; aber jede hervorragende Kraft wird in ſich ſelber ihr Ziel und ihre Beſtimmung finden. Das Gemeingut der Sitten, der Sprache und der Gedanken kann wie alles Aeußere hemmend oder fördernd wirken, und die Form der Erſcheinung wird dadurch bedingt; aber ſelbſtſtändiges Streben durchbricht die Feſſeln und verfolgt die eigene Bahn. Wo aber ein hoher Geiſt einſam unter ſeinen Zeitgenoſſen ſteht, wo ſein innerſtes Weſen darin ſich offenbart, daß er der herrſchenden Richtung des Zeitalters entgegentritt, wenn er, in der Erinnerung einer großen Vergangenheit lebend, mit ahnendem Geiſte in die Zukunft ſchaut, da wird das Beſtreben noch eher gerechtfertigt erſcheinen, einen ſolchen Charakter als ein Beſonderes zu betrachten und mit flüchtiger Hinweiſung auf die äußeren Gegenſätze das Bild ſeines Geiſtes aus ihm ſelber zu geſtalten.

Wenn die Germania als eines der früheſten Werke des Tacitus anzuerkennen iſt, denn die hiſtoriſch-feſtgeſtellte Zeitbeſtimmung iſt mit Nichten durch geiſtreiche Zweifel erſchüttert worden, ſo ſoll darum Niemand einen erſten Verſuch unklaren, jugendlichen Strebens darin erkennen wollen; es iſt das Werk einer durch ernſte Schickſale gereiften Männlichkeit, wodurch Tacitus zuerſt ſeinem Zeitalter als Hiſtoriker ſich angekündigt hat. Er hatte früher des Julius Agricola,

ſeines Schwiegervaters, Leben abgefaßt und dadurch den Manen eines Todten das ſchuldige Opfer dargebracht. Die Liebe und die Pflicht hatten dieſes Werk von ihm gefordert, und doch, wie mühſam hat er ſeinen Zweck erreicht. Er mag uns überreden, daß Agricola ein unbeſcholtener Charakter und ein geſchickter Feldherr war, aber die Ueberzeugung von wahrer Geiſtesgröße kann ſelbſt die kunſtvolle Darſtellung nicht bewirken. Wenn wir alſo abſehen von dieſer durch äußere Verhältniſſe gebotenen Schrift, ſo hat Tacitus' hiſtoriſcher Genius unmittelbar zu den Germanen ihn geführt, ihn, der angekündigt, daß er ein Denkmal früherer Knechtſchaft und ein Zeugniß gegenwärtigen Glückes der Nachwelt überliefern wollte. Jünglinge können einen Wahn verfolgen, bis die Morgenträume des Lebens vor ihrem Blick zerfließen, aber was eines Mannes klarer Geiſt mit Kraft erfaßt, das darf man eine Offenbarung ſeines Innern nennen.— Die Geſchichte des eignen Volks hatte Tacitus erforſcht, das Streben der Gegenwart lag klar vor ſeinem Blick enthüllt, aber er fand nicht was ſeine Seele ſuchte und was der Darſtellung des Hiſtorikers die höhere Weihe gibt. Eine düſtre Ahnung erfüllte ſein Gemüth, wenn er der Zukunft ſeines Volkes dachte. Nicht äußere Feinde bedrohten jetzt des Reiches Sicherheit; die dunkle Vergangenheit war von der Erwartung einer heitern Zukunft zurückgedrängt, aber die inneren Urſachen des Verderbens wirkten fort und fort. Was Perſius' hohen Sinn mit tiefer Verachtung gegen ſeine Zeit erfüllte, die Greuel, welche Juvenalis mit rhetoriſchem Genie abgeſchildert, das Ungeheure, was Suetonius und Seneca von dem Leben ihrer Zeit berichtet, das Alles hatte Tacitus in tiefſter Seele empfunden und deſſen Bedeutung für ſein Volk erkannt. Die große Vorzeit lebte nur in wenigen Gemüthern, aber ihr paſſiver Widerſtand gegen die Gewalt der Gegenwart und ein eiteles Märtyrerthum konnte wohl perſönliche Würde mehren, aber eine andere Lebensrichtung ſchuf es nicht. Darum konnte ſelbſt der glorreiche Aufgang der Trajaniſchen Zeit den Tiefblick des Hiſtorikers nicht täuſchen. Er erkannte das Geſchick. Er ſah überall nur Elemente der Zerſtörung; die friſche Kraft der Jugend fand er nicht. Alle Völker, die das Mittelmeer umkränzen, an denen ehemals Lebensmuth und Thatkraft ſich in Rom entzündet, ſie waren kraftlos und verblutet dem Eiſenarm der Welteroberer erlegen und zu Werkzeugen der Gewaltherrſchaft herabgeſunken. Mochten die Segnungen des Friedens manche Wunde heilen, mochten Handel und Gewerbe blühen, mochten römiſche Sitte und Cultur von den Karpathen bis an den Atlas ſich verbreiten, in Britannien wie am Euphrat triumphiren, mochten endlich Viele für die verlorenen Güter Erſatz in der Verfeinerung des Lebens finden, das Alles konnte der allgemeinen Erſchlaffung und Auflöſung nicht wehren. Denn wo alle eigenthümliche Form und Kraft und Bildung ſchwindet, da kehrt im Reich des Geiſtes das Chaos wieder. Aber dennoch lebt im Gemüth der Beſſern ein Vertrauen, das ſelbſt der troſtloſe Blick in die Zukunft nicht zerſtören kann, das an jeder großen Erſcheinung ſich erhebt und ewig Erfüllung des Erſehnten hofft. — Wenn auf dem großen Schauplatze der Zerſtörung, den man den römiſchen Erdkreis nannte, nur der Abglanz einer ſchönern Vergangenheit erſchien, Alles einem ruhmloſen Untergang entgegenreifte, ſo bildete zu allen dieſen Erſcheinungen der germaniſche Norden einen entſchiedenen Gegenſatz. Dort reizten ſchon die unerforſchten Wunder der Natur und das geheimnißvolle Dunkel, womit die Sage dieſe Gegenden umkleidet. Wie dort die Urwelt in den Schöpfungen der Erde ſich offenbarte, ſo ſchien auch in dem Volke ein Bild urſprünglicher Menſchheit ſich abzuſpiegeln. Sein erſtes Erſcheinen war furchtbar und gewal-

tig, wie der Sturm, der in dem Eichwald brauſt; und ſeitdem hatten zwei Jahrhunderte gemahnt an des rauhen Nordens unerſchöpfte Kraft. Der Kimbern und Teutonen Name war mit blutigen Zügen in die Jahrbücher Roms gegraben. Vor Arioviſtus' Speeren hatten die römiſchen Legionen einſt gezittert; in die germaniſchen Wälder wagte ſelbſt der große Cäſar nicht zu dringen. Was er unvollendet ließ, das hatte der Erbe ſeiner Macht, Auguſtus, das hatte Tiberius, Agrippa, Druſus und Germanicus 28 Jahre lang umſonſt verſucht. Der Gewalt der Waffen hatten Argliſt und Verrath, hatten Tücke und die Schmeichelkünſte des Laſters ſich hinzugeſellt, und dennoch blieb Germanien unbeſiegt. Nachdem die Blüthe römiſcher Heere fruchtlos hingeopfert worden, nachdem die Freiheitsſchlacht im Teutoburger Walde den greiſen Auguſtus auf ſeinem Herrſcherthrone erſchüttert, verſchwanden in kurzer Zeit die letzten Spuren fremder Unterdrückung, und der Kern der Legionen, am Rheinſtrom und in Rhätien aufgeſtellt, begnügte ſich die römiſchen Grenzen gegen den wilden Ungeſtüm der Germanen zu beſchützen. Und dennoch hatte ihr kühner Muth dieſen Damm durchbrochen, und es drohete Gallien die Beute der Eroberer zu werden. Ja in den jüngſten Tagen hatten blutige Niederlagen römiſcher Heere, hatte ein ſchimpflich erkaufter Friede die Römer an Germanien gemahnt und die Ueberzeugung immer mehr begründet, daß germaniſche Freiheit römiſcher Kriegskunſt unbezwinglich ſei. So war es der germaniſche Norden, an dem die Macht des Kaiſerreiches ſich gebrochen, der die Weltbezwinger aus ihrer ſtolzen Sicherheit zum erſten Male aufgeſchreckt, der wie eine dunkele Wetterwolke dem Abendlande drohete, das Volk der Zukunft, das in dem römiſchen Staatsmann bange Sorgen weckte, das der Feldherr mit unverwandtem Blick verfolgte, das den denkenden Geiſt zur Forſchung und Betrachtung zwang.

Alſo nicht Laune oder flüchtige Bewunderung, ſondern die Macht der Ereigniſſe ſelber und die Ahnung deſſen, was in dem dunkeln Schooße der Zeiten ruhete, hatte den Geſchichtſchreiber beſtimmt das Weſen des germaniſchen Volkes zu ergründen und ſeine Stellung in der Weltgeſchichte zu begreifen. Dem Forſcher war ein reicher Stoff geboten. Was die Hellenen ſeit Pytheas, ſeit Xenophon dem Lampſakener und Hekatäos von Abdera mehr in ſagenhafter Ueberlieferung und mährchenhafter Uebertreibung von den Kimmeriern, den Hyperboreern, den Katten und den Quellen des Iſtros aufgezeichnet, das war durch Schifffahrt, Handel, Reiſen, Heereszüge zur ſichern Erkenntniß erhoben worden, und während große Männer, wie Sulla, Catulus, Cäſar, Livius, ſpäter Vellejus, Auſidius Baſſus und der ältere Plinius, einzelne Begebenheiten, Wanderungen, Kriege, Natur und Sitten beſchrieben hatten, wurde durch fortwährende Berührung an den Grenzen, durch diplomatiſchen Verkehr, Verträge und Bündniſſe mit einzelnen Völkerſchaften eine ununterbrochene Verbindung unterhalten, welche eine lebendige Quelle vielfacher Belehrung und Berichtigung ward. So war der Schriftſteller in den Stand geſetzt einen höhern Standpunkt für ſeine Darſtellung zu wählen und die Maſſe des ihm gebotenen Stoffes zu einer Geſammtanſchauung des Volkes zu erheben. Alſo keine Geſchichte der germaniſchen Völker konnte er ſchreiben, dazu waren die wenigen wenn auch folgereichen Thaten nicht geeignet, und die reichſte Quelle, die hiſtoriſche Heldenſage, war für Tacitus verſchloſſen. Auch kein geographiſch-ethnographiſches Gemälde konnte er entwerfen, denn dafür fehlte eine klare Anſchauung ſowohl der Grenzen als der Eigenthümlichkeit der verſchiedenen Völkerſtämme. Selbſt die klimatiſche und naturhiſtoriſche Seite war zu mangelhaft erforſcht, um ſtrengen Anforderungen zu

genügen. Wohl war aber von allen dieſen Gegenſtänden ſo viel zur Kunde der Mitwelt gelangt, daß die Wechſelwirkung dieſer verſchiedenen Verhältniſſe im Großen begriffen werden konnte.

Alſo von richtigem Gefühl geleitet hat Tacitus die Grenzen gegen Süden und Weſten ſcharf gezogen, im Oſten aber nur im Allgemeinen angedeutet. Denn es belehrte ihn ſein klarer Blick, nicht nur daß in den germaniſchen Gauen ein einiges Urvolk wohne, welches bis in den ſcandinaviſchen Norden ſich erſtrecke, ſondern auch daß, wie im Süden und Weſten die römiſche Herrſchaft Katten und Germanen aus einander hielt, in Oſten zwiſchen Slaven und Germanen weder Natur noch Schickſale eine ſcharfe Scheidung der durch einander wohnenden und von einander abhängigen Völker geſtatteten. Bei der Darlegung des deutſchen Volksthums muß ihm die Sage zur Stütze dienen, wobei das Urſprüngliche von fremder Beimiſchung geſchickt geſondert wird, und allgemein hiſtoriſche Geſetze, ſo wie phyſiologiſche Gründe, geben die Beſtätigung. Ueber Himmelsſtrich und Natur des Bodens wird nur in ſo weit geredet, um die äußere Form des Lebens zu begreifen. In Hinſicht auf den Staat war die Hauptaufgabe die verſchiedenen Kräfte, die da wirken, und die Grundader des öffentlichen Lebens zu erforſchen. Hier hatte er erkannt, wie die ſtaatliche Entwickelung recht eigentlich auf der Kriegsverfaſſung ruhte und wie die Grundtugenden des Volks, Glaube, Treue, Ehre, mächtig mitgewirkt, um dieſelbe in beſtimmten Formen auszuprägen. Aber mächtiger als Alles war der Geiſt der Freiheit und jenes ſtolze Selbſtgefühl, das dem Unrecht kühn entgegentritt und jedem äußeren Zwange trotzt. Alſo nicht die Herrſchaft der Geſetze, die im Alterthum den freien Staat gebildet, ſondern das mächtige Bewußtſein der freien Menſchenwürde hat Germanien vor der Schmach der Knechtſchaft und vor den Waffen der Eroberer geſchützt. Das hat der edle Geiſt des Tacitus erkannt und daher kein künſtliches Gefüge politiſcher Formen aufgebaut, aber das freie Leben der Germanen ſelber hat zum klaren Bewußtſein ſeiner Seele ſich verklärt.

Aber alle Kraft, die in dem Staate wirkt, wird in dem ſtillen Kreiſe des Hauſes und der Familie gepflegt, gebildet und erzogen. Auch dieſes Heiligthum des deutſchen Lebens hat ſich dem Blicke des Tacitus erſchloſſen und hier hat er die Tugenden gefunden, welche zu allen Zeiten Völker groß und ſtark gemacht, das Leben der Germanen aber noch inniger durchdrangen und jene Sittenreinheit und Unſchuld offenbarten, die mächtiger wirkten als Verfaſſung und Geſetze. Daß hier ſein Blick ſich häufig rückwärts zum eigenen Volke wandte, war durch den Gegenſatz des Lebens ſelbſt geboten und bedarf für den der Deutung nicht, der den Standpunkt des Hiſtorikers begriffen hat.

Zu allen Zeiten endlich hat man als Eigenthümlichkeit germaniſcher Völker anerkannt, daß der allgemeine Volkscharakter von den verſchiedenen Stämmen auf beſondere Weiſe entwickelt und ausgebildet worden iſt. Somit wird erſt ein klares Bild gewonnen, wenn die Geſammtanſchauung durch die beſonderen Strebungen und Sittenzüge der einzelnen Völkerſchaften Vollſtändigkeit erhalten hat. Dieß hat Tacitus im zweiten Theile ſeines Werks verſucht. Daß ihm dieſes nur im unvollkommenen Maaße gelingen konnte, ward ſchon oben angedeutet. Während die Völker am Rhein und Donauſtrom im hellen Licht erſcheinen, wird die Kenntniß immer trüber, je weiter er nach Norden und nach Oſten dringt, bis in dem ſcandinaviſchen Nor-

den, als dem Urſitz deutſchen Stammes, die Schilderung in jenes Dunkel der Sage ſich verliert, von welchem alle Kenntniß der Germanen ausgegangen war.

So war es der Gegenſatz zwiſchen Römern und Germanen, der dem Hiſtoriker den Grundgedanken ſeiner Darſtellung geboten. In den Kämpfen mit dem germaniſchen Volke iſt das Geſchick des römiſchen Kaiſerreiches erfüllet worden. Durch den Widerſtand gegen römiſche Ländergier hat Germanien das Bewußtſein ſeiner Kraft gewonnen, hat in ſeiner Stärke ſich erhoben und eine neue Zeit begründet. Das hat Tacitus geahnet, darum dieſes Werk. Die heimiſchen Sagen und Lieder ſind verklungen, welche die alten Helden und des Volkes Thaten prieſen. Es war den Germanen nicht beſchieden im enggeſchloſſenen Lebenskreiſe ſich aus ſich ſelber zu entwickeln und zu bilden. Im Kampfe mit der alten Welt ſollte ein neues Leben auferblühen. Doch der Verluſt der heimiſchen Sage wird aufgewogen, daß ein Römer von ſeiner Feinde Größe Zeugniß abgelegt. So iſt die Germania ein heiliges Vermächtniß für das deutſche Volk geworden, um ſich in ſeiner angeſtammten Geiſtesrichtung zu begreifen, der Nachwelt zur Deutung übergeben, zur Verwirklichung. In beſtändiger Wechſelwirkung mit dem Alterthume hat Germanien geiſtig und politiſch ſich entwickelt und auf das Alterthum geſtützt ſoll es fürder ſich entwickeln und geſtalten. Die Geiſteskraft, durch helleniſch-römiſche Wiſſenſchaft geſtählt, ſoll ſich wirkſam zeigen für die Gegenwart, daß vom Geiſt des Alterthums durchdrungen wir mit Stolz uns nennen dürfen: treue Bürger des deutſchen Vaterlandes."

Da ſich über dieſen Gegenſtand keine Discuſſion erhob, ſo betrat **Gottfried Hermann** die Rednerbühne, um einige Worte zur Erinnerung an den früh dahingeſchiedenen Ottfried Müller zu ſprechen.

„Verehrte Verſammlung," ſo ſprach er, „wenn ich des Vertrauens, deſſen Sie mich gewürdigt haben, mich einigermaaßen werth zeigen will, ſo muß ich eine Pflicht erfüllen, die von mir gefordert wird.

Sie haben mir Wahrheitsliebe und Gerechtigkeit zugetraut. Dieſe muß ſein gegen ſich und Andere, gegen Freund und Feind, gegen Lebende und Todte. Viel würden wir in dieſen Tagen Schönes gehört haben, wenn nicht Ottfried Müller in Griechenland durch den Tod wäre erreicht worden. Er war im Leben mein Gegner, auch mit Waffen, die er nicht hätte brauchen ſollen, ja er würde es jetzt vielleicht ſelbſt anerkennen, wenn er noch lebte; — aber nie habe ich ſeine Verdienſte verkannt und jetzt nach ſeinem Tode fühle ich mich verbunden ſie zu nennen, zu rühmen und zu preiſen. Erlauben Sie, da ich mit eignen Worten es nicht ſo kann, daß ich es mit fremden Worten thue."

Er las nun die drei letzten Strophen aus Adolf Bube's Todtenfeier Ottfried Müller's vor:

„Was ward in ihm der Menſchheit nicht entriſſen?
Welch' unermüdet reger Genius,
Tief eingeweiht in Wahrheit, Kunſt und Wiſſen,
So reich an Kraft und Anmuth im Erguß!

Verloren all' die ſchönen, großen Gaben,
Wozu in ihm lebendig lag der Keim!
Wer wird, wie er, die Menſchheit künftig laben
Mit ferner Vorwelt Mark und Honigſeim?

Tiefſchauend ſah er in dem Alterthume
Nicht eine ſeelenloſe Mumienform;
Er fand darin des Lebens ſchönſte Blume,
Der Menſchheit und des Zeitenlaufes Norm. —
Und ſo wie er in Kraft dahingegangen,
Umſchlungen von des Ruhmes reichſtem Kranz,
So wird ſein Bild hienieden herrlich prangen,
Und keine Zeit verlöſchen ſeinen Glanz.

Erſcheine, hoher Geiſt, in dieſen Hallen!
Dich grüßet unſ'rer Liebe wärmſter Gruß.
O wolle ſegnend unſ'ren Kreis durchwallen,
Und geben unſ'rer Stirn den Weihekuß!
So wie Apoll, des Saitenſpieles Rührer,
Dem von der Lippe Geiſt und Anmuth weht,
Auf dem Parnaß erſcheint als Muſenführer,
So ſei Du uns ein treuer Muſaget!"

Nachdem Ober-Schulrath Kohlrauſch aus Hannover in ſeinem und vieler Schüler Müller's Namen dem Redner gedankt hatte, ergriff der Vice-Präſident das Wort und ſprach: „Viele Stimmen kündigen denſelben Dank an, ſo daß ich im Namen der Geſammtheit und unter der ſicheren Vorausſetzung der allgemeinen Zuſtimmung das Wort ergreifen zu dürfen glaube, um Ihnen, ehrwürdiger Veteran, im Namen des Vereines für das zu danken, was wir ſo eben aus Ihrem Herzen vernahmen. Ihre Gerechtigkeitsliebe, Ihr Edelſinn iſt noch von Niemand verkannt worden, und hätte ein Zweifel dagegen erhoben werden können, ſo wäre er jetzt beſeitiget durch die That.

Nur ein großer Mann kann große Männer richtig beurtheilen und würdigen. So haben Sie Ottfried Müller richtig und nach Verdienſt gewürdigt, und hat ſich dabei eine trübe Erinnerung an das Verhältniß, wie es im Leben war, nicht unterdrücken laſſen, ſo iſt das menſchlich und ehrlich und ehrenhaft. Der Schatten des großen Mannes, deſſen frühen Tod wir betrauern, würde ſich freuen über die Worte der Sühne und der Weihe, die aus Ihrem Munde nach dem fernen Grabe in der heiligen Hellas Mutterſchooße hin ertönt ſind. Nehmen ſie unſer Aller aufrichtigen und herzlichſten Dank!"

Der Vice-Präſident brachte demnächſt in Vorſchlag:

1) Herrn Cabinetsrath Madelung für die liberale Mittheilung der Gothaiſchen Zeitung an die Mitglieder des Vereins einen Dank zu votiren, was freudige Zuſtimmung fand;

2) eine Subscriptionsliste für den vom Professor Ritschl zu gestaltenden Codex palaeographicus aufzulegen und überhaupt das ganze Unternehmen von Seiten des Vereins dem philologischen Publikum zu empfehlen, womit Alle übereinstimmten *).

3) Bitte um fortgesetzte Subscription auf Stademann's Rundgemälde von Athen und Helfricht's Vereinsmünze auf F. A. Wolf.

Hierauf hielt Professor **Hermann** aus Marburg den angekündigten Vortrag: **über die Bedeutung der hesiodeischen Weltalter.**

„Wenn ich bei dem Gegenstande, für welchen ich im vorigen Jahre die Aufmerksamkeit der verehrten Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Anspruch zu nehmen wagte, vielleicht den Fehler beging mehr auf solche Fragen, die mich gerade beschäftigten, als auf solche einzugehen, die das Interesse eines so gemischten Publikums rege machen konnten, so habe ich heute vielleicht den entgegengesetzten Vorwurf zu befürchten, in der Betrachtung der hesiodeischen Sage von den sogenannten Weltaltern oder ältesten Menschengeschlechtern einen Gegenstand gewählt zu haben, dessen vielfache Beziehungen und Verzweigungen zum Theil weit über den engen Kreis hinausliegen, den ich ohne Anmaaßung mein geistiges Gebiet nennen und meine Stimme darüber von dieser hochachtbaren Versammlung als urtheilsfähig anerkannt zu sehn hoffen dürfte. Ich glaube mich daher gleich von vorn herein verwahren zu müssen, daß ich keineswegs den ganzen reichen Stoff, welcher in jener Sage enthalten ist, erschöpfen zu können glaube, oder auch nur alle die mannichfachen Fragen berühren will, wozu die betreffende Stelle der Werke und Tage des alten Sängers in kritischer, literar-historischer, ästhetischer, mythologischer, philosophischer Hinsicht Anlaß und Aufforderung enthält; in mehreren dieser Hinsichten ist sie ohnehin schon von Voß, Schlegel, Buttmann, Völcker, Böttiger, und neuerdings von einem der verehrten Anwesenden, Herrn Director Ranke, betrachtet und beleuchtet worden, und wenn ich gleich von dem größern Theile dessen, was diese Männer beigebracht haben, mich nicht völlig befriedigt, mit Einzelnen sogar im directen Widerspruche finde, so bescheide ich mich doch gern, daß der hauptsächlichste Grund davon nur darin liegt, daß bei einem so vielseitigen Stoffe jeder zunächst und zumeist den Maaßstab derjenigen Seite anlegt, die mit seinen sonstigen Studien und Neigungen am engsten zusammenhängt, und eine solche Unbefriedigtheit also höchstens den Mangel an Allseitigkeit, keineswegs aber sofort die Unrichtigkeit der andern Ansichten behauptet. Nur ist es eben deßhalb gewiß wünschenswerth und ersprießlich, daß auch keine neue Ansicht, die dem Gegenstande eine andere Seite abgewinnen zu können glaubt, sich durch das Vorhandensein früherer abhalten lasse an das Tageslicht zu treten, und aus diesem Gesichtspunkte hoffe ich denn auch gegenwärtig nichts Ueberflüssiges und Gewagtes zu unternehmen, wenn ich die Augenblicke, in welchen mir zu Ihnen, hochgeehrteste Anwesende, zu reden vergönnt ist, zu einer kurzen Skizze der historisch-antiquarischen Bedeutung verwende, welche sich mir auf meinem nüchtern geschichtlichen Standpunkte in dieser Dichtung für die älteste Gestaltung und die Entwickelungsphasen des griechischen Volks- und Staatslebens aus einer Zeit dargeboten hat, von

*) S Beilage E.

welcher wir uns ſonſt nur durch abſtractes Raiſonnement oder gewagte Combinationen mythiſcher Einzelheiten ein einigermaaßen organiſches Geſammtbild entwerfen können. Den urkundlichen Werth einer hiſtoriſchen Quelle will auch ich damit nicht der Erzählung beilegen, die jedenfalls um manches Jahrhundert jünger als die Zeiten iſt, von welchen ſie uns Kunde geben ſoll, und auch abgeſehen von den Einzelheiten poetiſcher Ausſchmückung, woran ſie reicher als die meiſten andern Theile der Werke und Tage iſt, ſchon durch die Allgemeinheit ihrer Faſſung mehr den Charakter eines Philoſophems als einer Erinnerung aus Zeiten an ſich trägt, deren Eigenthümlichkeit ſie ja theilweiſe ſelbſt darein ſetzt, ohne eine Erinnerung namen- und ſpurlos verſchwunden zu ſein; — je enger aber gerade in dieſen früheſten Zeiten Poeſie und Wirklichkeit verſchmelzen, deſto gewiſſer darf man auch bei dem größten Dichtergebilde hinwieder einen Kern hiſtoriſcher Wirklichkeit vorausſetzen, der es von den willkürlichen Phantaſieſtücken ſpäterer Abſichtspoeſie ſehr zu ſeinem Vortheile unterſcheidet; und geſetzt auch es läge hier gar keine Spur directer thatſächlicher Ueberlieferung mehr zu Grunde — für welche doch eben in den älteſten Zeiten Jahrhunderte häufig keine größern Zwiſchenräume als ſpäter Jahre ausmachen — ſo würde ſelbſt die Hypotheſe eines ſo welt- und menſchenkundigen Beobachters, wie ſich der Sänger der Werke und Tage allenthalben zeigt, einen mehr als gewöhnlichen objectiven Werth ſchon durch die Rückſicht erhalten, daß dieſem jedenfalls noch bei weitem mehr einzelne Data und Nachklänge zugänglich waren und vor Augen ſchwebten, als jetzt dem ſcharfſichtigſten Forſcher aus den Trümmern des Alterthums zuſammenzuleſen möglich ſein würde.

Es verſteht ſich übrigens von ſelbſt, daß ich hier nur von der heſiodeiſchen Dichtung rede, nicht von derjenigen Geſtalt, welche die Reihenfolge und Abſtufung der Weltalter bei Ovid, Juvenal und andern Dichtern des ſpäteren Alterthums in der Art angenommen hat, daß das goldene, ſilberne, eherne, eiſerne Geſchlecht, oder auch nur drei von dieſen ſich graduell verſchlechtern, und der ſpecifiſche Unterſchied eigentlich nur zwiſchen dem erſten und letzten obwaltet, zwiſchen welchen dann die beiden andern als Uebergangsſtufen oder mittlere Proportionalen in der Mitte liegen; — dieſe Geſtalt, in welcher eben nur das ſilberne Zeitalter ſchlechter als das goldene, und das eherne wieder ſchlechter als das ſilberne iſt, bis dann das Uebermaaß von Schlechtigkeit endlich die letzte Göttin Aſträa die Erde zu verlaſſen nöthigt, findet ſich zuerſt bei Aratus, vom welchem auch Voß vermuthet, daß er zuerſt die Göttin der Gerechtigkeit als Sternenjungfrau — Dike als Aſträa — aufgefaßt habe; — und ihr liegt allerdings nichts weiter als eine moralphiloſophiſche Theorie ſtufenweiſer Verderbniß zu Grunde, die, weil ſie ſich im Kleinen wie im Großen ziemlich gleich bleibt, dem Hiſtoriker nichts als eine formale Kategorienreihe darbietet, in welcher am Ende ſogar die Zahl der Mittelglieder ganz zufällig iſt; — aber ſchon gerade daraus geht hervor, daß dieſe Zwiſchenſtufen ſelbſt und ihre Namen bei Heſiodus, dem ſie aufs Augenſcheinlichſte nachgeahmt ſind, eine viel tiefer begründete und ſpecifiſch geſchiedene Bedeutung gehabt haben müſſen, die nur erſt ſpäter auf ähnliche Art, wie die politiſche Elegie eines Solon und Theognis zu einer moraliſchen Gnomenpoeſie verflacht worden iſt, in eine allgemein ethiſche Allegorie aufgingen, — und eine nähere Betrachtung der heſiodeiſchen Stelle ſelbſt wird dieß, auch ohne der hiſtoriſchen Auslegung vorgreifen zu wollen, aufs Einleuchtendſte und Unwiderſprechlichſte darthun. Das goldene Zeitalter iſt allerdings auch hier ſchon im Weſentlichen dasſelbe, wie es bei den Späteren als die Regierungszeit des Kronos geſchildert wird,

wenn auch der neueſte Herausgeber den Vers, wo Heſiodus ſelbſt den Kronos nennt, als unächt herausgeworfen hat, und das Gemälde überhaupt manche ſeiner Züge erſt ſpäterer Hand zu verdanken ſcheint; — denn je abſtracter ſeiner Natur nach der Begriff des paradieſiſchen Kinder-, um nicht zu ſagen Embryonenlebens iſt, welches den nothwendigen Anfangs- und Ausgangspunkt jeder organiſchen Entwickelung ausmacht, deſto größeren Spielraum läßt es der nachhelfenden Phantaſie im Einzelnen, und hat deßhalb auch zwiſchen Heſiodus und Aratus bei Plato im Politikus, bei Kratinus, Empedokles, Dikäarch u. A. mannichfache Modificationen erlitten, ohne deßhalb den urſprünglichen Grundgedanken eines unſchuldigen, patriarchaliſchen, in unmittelbarer Berührung mit den ſeligen Göttern ſtehenden Zeitalters aufzugeben; — während aber Aratus ganz mit ähnlicher und nur quantitativ herabgeſtimmter Abſtraction fortfährt:

Dann mit dem ſilbernen wenig und gar nicht ähnlichen Umgang
Hatte ſie (die Dike oder Aſträa nämlich), nach den Gebräuchen der älteren Völker
ſich ſehnend;
Aber auch jenem Geſchlechte, dem ſilbernen, wohnte ſie noch bei u. ſ. w.

gibt uns Heſiodus ſchon in dem ſilbernen Geſchlechte ein ganz concretes und von dem vorhergehenden ſpecifiſch verſchiedenes Bild:

Aber ein zweites Geſchlecht, um vieles geringer hernachmals
Machten, ein ſilbernes, nun des olympiſchen Hauſes Bewohner,
Weder an Wuchs dem goldenen gleich noch auch an Geſinnung;
Hundert Jahre vielmehr erwuchs bei der würdigen Mutter
Spielend der Sohn, ein gewaltiges Kind, in ſeiner Behauſung;
War er aber gereift und zum Ziele der Mannheit gekommen,
Lebt' er nur wenige Zeit und litt Unheil durch Verblendung:
Denn nicht mochten ſie mehr vor des Unglimpfs Frevel einander
Wahren, noch wollten ſie mehr den unſterblichen Göttern Verehrung
Leiſten, noch opfern hinfort auf der Seligen heiligem Altar,
Wie es gebührt nach der Menſchen Gebrauch; drum tilgte ſie nachmals
Zeus der Kronide im Zorn, dieweil ſie die ſchuldige Ehre
Nicht gewährt den unſterblichen Göttern, den Herrn des Olympos;

und wenn auch die Schilderung des ehernen Zeitalters bei Aratus:

Welche zuerſt aus dem Erz mißthätige Klingen geſchmiedet,
Schrecken des Wegs, und zuerſt Feſtſchmaus ſich bereitet vom Pflugſtier,

wieder nur der heſiodeiſchen nachgeahmt iſt:

welchen des Ares
Werke gefielen und blutiger Hohn, noch aßen des Brodes
Jene, ſondern ihr Muth war unbeugſam wie der Demant u. ſ. w.

ſo macht es doch einen weſentlichen Unterſchied, ob dieſe Verſchlechterung nur als die Naturnothwendigkeit der rollenden Kugel erſcheint, die einmal angeſtoßen ſtets raſcher und raſcher der Tiefe zueilt, oder ob ſie als ſelbſtſtändige Erſcheinung daſteht, wie bei Heſiodus:

Aber zum dritten erſchuf ein anderes Menſchengeſchlechte
Zeus der Vater von Erz, dem ſilbernen ähnlich in keinem,

für welche ebendeßhalb auch dasjenige, was dort nur als einzelner Zug des Bildes dient, charakteriſtiſche Haupteigenſchaft wird:

Aber ſie hatten die Rüſtung von Erz und von Erze die Wohnung,
Schafften auch Alles mit Erz, denn es war noch kein ſchwärzliches Eiſen.

Schon die drei erſten Geſchlechter alſo, welche ſämmtlichen Darſtellungen gemein ſind, tragen näher betrachtet ein ganz verſchiedenes Verhältniß zur Schau, welches Buttmann in zwei Worten ſo ausdrückt, daß er ſagt, bei Aratus und Ovid ſei die Abſtufung derſelben wie 0, 5, 10, bei Heſiodus dagegen wie 0, 9, 10; — noch deutlicher tritt jedoch die gänzliche Verſchiedenheit in der eiſernen Stufe hervor, wo wir überhaupt nur noch Heſiodus und Ovid vergleichen können, indem dieſer letztere allein ſeinem Charakter nach die Spielerei, welche aus dieſer ewigen und unmotivirten Verſchlechterungsgeſchichte zuletzt nothwendig hervorgehen mußte, bis zum vierten Gliede fortgeſetzt hat, während Aratus ſchon beim dritten die Dike oder Aſträa entweichen läßt, und ſeine Ueberſetzer Cicero, Germanicus, Feſtus Avienus ſeinem Erze geradezu das Eiſen ſubſtituiren, was dann ganz von Heſiodus abweicht, der nicht nur das eherne Geſchlecht als ein längſt vergangenes betrachtet,

welches von eigenen Händen erſchlagen
Niederſtieg zu des froſtigen Hades dunkler Behauſung
Namenlos; doch ergriff auch die Männer des Schreckens der ſchwarze
Tod und ſie ließen das Licht der hellumſtrahlenden Sonne;

ſondern auch zwiſchen jenem und dem eiſernen, in welchem er ſelbſt lebt, noch ein viertes Geſchlecht einſchaltet, das, weit entfernt wie bei Ovid den Stufengang allmähliger moraliſcher Verſchlechterung mechaniſch fortzuſetzen, uns plötzlich in einen bei weitem freundlichern Kreis und, was die Hauptſache iſt, unter Geſtalten verſetzt, welchen wir in dieſer Nachbarſchaft nicht anſtehn dürfen einen wenn auch nur relativ geſchichtlichen Charakter beizulegen.

Aber nachdem auch dieſes Geſchlecht die Erde verborgen,
Rief ein anderes wieder, ein viertes, der nährenden Erde
Zeus der Kronide hervor, ein gerechteres aber und beß'res,
Göttlicher Menſchen Geſchlecht, Heroen, wie wir ſie nennen;
Dieſe verdarb der gewaltige Krieg und die feindliche Zwietracht,
Die im kadmeiſchen Land vor der ſiebenthorigen Thebe,
Kämpfend um Oedipus Schaafe, und die in den Schiffen vor Troja
Ueber des Meers Salzflut nach der lockigen Helena trachtend u. ſ. w.

ſo ſingt Heſiodus von dieſem nächſten Geſchlechte vor dem ſeinigen, und verſetzt uns damit zwar nicht mehr in die goldene Zeit zurück, in welcher die Welt auch von Krieg und Zwietracht nichts wußte, wohl aber unter eine Schaar von Helden, welche ganz wie Seneca von den Menſchen des goldenen Zeitalters ſagt, recentes a diis, das Blut ihres göttlichen Urſprungs noch rein und unvermiſcht bewahrt haben, θεῶν ἀγχίσποροι, Ζηνὸς ἐγγύς, wie der Dichter ſagt,

welchen dort auf Ida's Höhn
Des Ahnherrn Jovis Altar hoch im Aether ragt,
Und nimmermehr das Blut der Himmliſchen verſiegt;

ſo daß ſich in ihnen das Bewußtſein eines erneuerten Aufſchwungs der Menſchheit kund gibt, von welchem Ovid's trübſeliger Peſſimismus nichts weiß; — und doch trägt gerade dieſe ſcheinbare Anomalie am wenigſten das Gepräge einer bloßen Dichterſpeculation, ſondern knüpft ſich an beſtimmte Thatſachen der Mythengeſchichte an, welche dadurch, wie Ranke ſchön ſagt, zum erſten Male in ihre weltgeſchichtliche Stellung geſetzt werden; ja es ſind dieſelben Zeiten, dieſelben Geſtalten, mit welchen wir bei Homer gleichſam auf Du und Du umzugehn gelernt haben, und wenn auch ſchon bei Heſiodus die verklärende Zeit dieſen Menſchen etwas von ihrer naiven Derbheit genommen und die homeriſchen Herren in Halbgötter verwandelt hat, ſo liegt doch darin gerade ein Beweis mehr, daß in Heſiodus' Bewußtſein mit jener Zeit, welche wir ohnehin die heroiſche nennen, eine neue Aera in ganz anderem Sinn beginne, als ſie bei Aratus oder Ovid mit dem Verſchwinden der Dike oder Aſträa aus den Reihen der Menſchen anhebt. Allerdings wohnt auch nach denjenigen Dichtern, welche Homer's Spuren folgen, Dike, die Gerechtigkeit, bereits bei den Göttern:

Δίκη Διὸς πάρεδρος ἀρχαίοις νόμοις,

und waltet in ferner Majeſtät über den Thaten der Sterblichen, wie das Schickſal oder das ewige göttliche Recht die Weltregierung der Götter ſelbſt beſtimmt; aber darum iſt doch ihr Einfluß nicht verbannt aus der bürgerlichen Geſellſchaft, deren oberſtes ſittliches Bedürfniß gerade in ihr vergöttert und perſonificirt iſt; wie Zeus ſelbſt die Beſchlüſſe des Schickſals kennt und vollzieht, ſo iſt auch der irdiſche König nur der Vertreter und Vollzieher dieſer Gerechtigkeit, deren Abglanz ihm mit ſeinem göttlichen Urſprunge zu Theil geworden iſt. Gottgeborene und rechtſprechende, *διογενεῖς* und *θεμιστοπόλοι*, das ſind die Hand in Hand gehenden Beiwörter der homeriſchen Könige, und wie Agamemnon den Stab, das Symbol der Richtergewalt, von Zeus ſelbſt ererbt hat, ſo gilt es auch von dem Rechte, das er kraft dieſes Erbes übt, bis erſt nach und nach der göttliche Funken erliſcht und jene Verſchlechterung eintritt, die durch Selbſtſucht der Herrſchenden ähnliches Treiben bei den Beherrſchten weckt, und, indem ſie die innerſte Wurzel des Königthums erſchüttert, auch die Einzelnen mehr auf ihren Vortheil als auf das gemeinſchaftliche Recht und die Sitte des Ganzen Bedacht zu nehmen lehrt. Dann tritt freilich auch hier die Entartung ein, welche die Schilderung des eiſernen Geſchlechtes bei Ovid vorausſetzt, und daß dem Sänger der Werke und Tage in dieſer Hinſicht allerdings ſchon traurigere Erfahrungen vorlagen, als die homeriſchen Gedichte im Ganzen trotz ihres *οἷοι νῦν βροτοὶ εἰσι* darbieten, zeigt nicht bloß ſeine Schilderung des eiſernen Geſchlechts ſelbſt, ſondern auch die ſonſtigen Klagen und Warnungen an die Geſchenke freſſenden Könige, die Thoren, welche nicht wiſſen, um wie viel beſſer die Hälfte als das Ganze, die ſich um die Stimme der Götter nicht kümmern, und welchen er mit den 30000 Dämonen droht, die als Wächter der ſterblichen Menſchen auf Recht und Verbrechen wachen, in Luft gehüllt über die ganze Erde ſchreitend; — doch iſt auch hier noch das Gute mit Böſem gemiſcht (*ἀλλ' ἔμπης καὶ τοῖσι μεμίξεται ἐσθλὰ κακοῖσι*) und nur in ferner Zukunft weiſſagt er, wenn es ſo fortgehe, daß Treue und Glaube verſchwinden, das Recht des Stärkern herrſchend werden, und *Αἰδὼς* und *Νέμεσις*, Scheu und diſtributive Gerechtigkeit, die Menſchen verlaſſen, kurz alles das eintreten werde, was Ovid bereits als geſchehen darſtellt; — freilich, wenn wir die Sitten ſeiner Zeit mit der Einfalt der heſiodeiſchen

vergleichen, nicht mit Unrecht, aber im Ganzen doch auch hier durch ſtarre Abgeſchloſſenheit ein abſtractes Phantasma aufſtellend, während das heſiodeiſche Bild auch hier den hiſtoriſch concreten Charakter bewahrt, der das ganze Gedicht als ein Sittengemälde aus dem Leben und für das Leben zu betrachten geſtattet. Nur das könnte noch in Frage kommen, ob ſich dieſer hiſtoriſche Charakter auch auf die drei erſten Geſchlechter erſtrecken laſſe, die jedenfalls ganz der mythiſchen Zeit anheimfallen und eine ſolche Abgeſchloſſenheit in ſich darbieten, daß gerade die beiden Gelehrten, welche ſich eindringender mit dieſem Gegenſtande beſchäftigt haben, in dieſen beiden Abtheilungen zwei urſprünglich getrennte Reihen erkennen wollen, ſei es nun, daß man mit Buttmann die drei erſten Geſchlechter als die urſprüngliche Sage nehme, der dann erſt die beiden hiſtoriſchen nachgebildet wären, oder mit Völcker die erſtern vielmehr als ein nachträglich den letztern vorausgeſtelltes Prototyp anſehe, welches ſogar auf die Urbilder der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der heſiodeiſchen Schilderung ausgedehnt werden könnte; — faſſen wir inzwiſchen die Worte des Dichters ſelbſt ins Auge, ſo finden wir nur das Gewoge von Licht und Schatten, Gutem und Böſem, wie es das Geſetz jedes hiſtoriſchen Lebens iſt, ohne die Zerfällung in eine ideale und eine hiſtoriſche Maſſe weiter erſtrecken zu können, als ſie ſich aus der größern oder geringern Entfernung der Zeit von dem Darſteller von ſelbſt ergibt, und wenn ich ſchon in der vorhergehenden Darſtellung gefliſſentlich die Züge ins Gedächtniß zu rufen geſucht habe, welche dem Ganzen einen concret geſchichtlichen Anſtrich verleihen, ſo hoffe ich durch die folgende Auseinanderſetzung eine ſolche Uebereinſtimmung der heſiodeiſchen Schilderung mit derjenigen Anſicht, welche uns die Natur der Sache und anderweite Spuren von Griechenlands Vorgeſchichte aufdringen, darzulegen, daß beide ſich einander ergänzen, und die heſiodeiſche Darſtellung wenigſtens mit demſelben Rechte, wie die moſaiſche Schöpfungsgeſchichte als die älteſte Urkunde des Menſchengeſchlechts, als die älteſte Urkunde griechiſcher Geſchichte betrachtet werden könne.

Daß zuvörderſt der aus Homer bekannten Zeit, welche wir oben die heroiſche genannt haben, und welche in der Reihe der heſiodeiſchen Geſchlechter das vierte bildet, noch ein oder mehrere andere vorausgegangen ſeien, die von dieſer verſchieden genug geweſen, um eine ganze untergegangene Geſchichte hinter ihr vermuthen zu laſſen, kann ich hier ſo weit als erwieſen vorausſetzen, als nicht jemand vielleicht noch der weiland beliebten Methode anhängen ſollte, nichts für älter zu halten, als die erſte zufällig erhaltene Kunde davon in den Denkmälern des Alterthums reicht, wo dann freilich vor dem älteſten von dieſen, den homeriſchen Gedichten, nichts als vorhanden anzunehmen wäre, wovon dieſe nicht ſelbſt bereits Kunde gäben, und alles Uebrige, auch wenn es die entſchiedenſten ſonſtigen Zeugen früher ſetzten, ſpäteren Urſprungs ſein müßte; — dieſer Methode aber zu begegnen würde mich in einen Principienſtreit verwickeln, der weder dieſer Gelegenheit noch meiner Abſicht entſpräche, und wenn ich gleichwohl die Hauptgründe meiner Anſicht kurz andeute, ſo geſchieht es nur, weil dadurch zugleich auch auf den Charakter, welchen ich jener ältern Zeit im Gegenſatze der homeriſchen beilege, ein helleres Licht fallen kann. Je gewiſſer es iſt, daß das ganze Volksleben des geſchichtlichen Griechenlands auf den homeriſchen Gedichten fußte und in dieſen ſein Normativ und die Wurzel ſeiner Entwickelung beſaß, deſto ſicherer werden wir ſo manche einzelne Erſcheinung, welche ſpäter mit dem

homeriſchen Leben contraſtirt, ohne ſich organiſch aus der genannten weiteren Entwickelung erklären zu laſſen, aus derjenigen Zeit herleiten dürfen, wo ſich das griechiſche Volk noch nicht auf die Stufe freier Ritterlichkeit emporgehoben hatte, die uns jene Gedichte vorführen; — je gewiſſer es iſt, daß Griechenlands welthiſtoriſche Stellung im diametralen Gegenſatze mit der orientaliſchen Welt ſteht, je gewaltiger es zur freien Entfaltung aller der Kräfte hinſtrebt, welche des Schöpfers Hand in die menſchliche Natur gelegt hat, je ſiegreicher es den Geiſt aus dem Kampfe mit der Natur hervorgehen läßt, je klarer es alles, was ihm angehört, in ſcharfer plaſtiſcher Geſtaltung ausprägt, je unbefangener ſeine Menſchen, je menſchlicher ſeine Götter ſind, deſto unwiderſtehlicher ſehn wir uns genöthigt diejenigen Aeußerungen ſeines uns geſchichtlich bekannten Lebens, welche dieſer welthiſtoriſchen Richtung fremd und incongruent ſind, als Reſte und Trümmer einer untergegangenen Vorzeit zu betrachten, die gleich den Burgen des Mittelalters noch hier und da als Zeugen eines vergeſſenen Daſeins übriggeblieben ſind, und wenn uns ſchon die Natur der Sache nöthigt, gerade weil das welthiſtoriſche Griechenland ein ſo eigenthümliches iſt, ſeine Vorgeſchichte von der anderer Völker nur dadurch zu unterſcheiden, daß letztere, wie Gruppe irgendwo ſagt, nicht zu einer gleich vollſtändigen organiſchen Entwickelungsreihe gekommen ſind, ſo fehlt es auch nicht an einzelnen Thatſachen, welche eine ſolche Vergleichung ſeiner Urzeit mit dem patriarchaliſchen Naturleben des Orients und der älteſten Menſchheit überhaupt geſtatten. Jene troglodytiſche Architektur, wie ſie Klenze nennt, der älteſten Grabgewölbe und Schatzhäuſer, die, ſtatt die Natur zu bewältigen, nur ihren Spuren folgt und mit knechtiſcher Abhängigkeit nachhilft, jene mächtigen Mauermaſſen, die ſchon durch ihren Namen an mythiſche Zeit und auswärtigen Urſprung erinnern, welcher andern Periode könnten ſie ihren Urſprung verdanken als derjenigen, deren Grundlage Homer ſelbſt im Bilde der Kyklopen, nicht ſo ideal wie Heſiodus, aber vielleicht um ſo naturgemäßer, als Urzuſtand des Menſchengeſchlechts ſchildert? jene Vererbung beſtimmter Geſchäfte, Kenntniſſe und Fertigkeiten in gewiſſen Familien, die theilweiſe noch ſpät der Entwickelung des griechiſchen Geiſtes Schranken anlegen, jene Verknüpfung des prieſterlichen Amts mit dem königlichen, die zuletzt mitunter noch das einzige Attribut des letztern ausmacht, worauf anders deuten ſie als auf jene patriarchaliſche Sitte, welche das Geſetz menſchlicher Entwickelung eben ſo ſehr als die Erinnerungen der Völker an die Spitze der Geſchichte eines jeden ſetzen? und nehmen wir dazu noch die zahlreiche Menge einzelner örtlicher Culte, die in gänzlicher Verſchiedenheit von demjenigen, was Homer's Gedichte dem Volke als Götterſage darboten, bedeutſame Naturweſen in roheſter Form oder wenigſtens ſymboliſchem, mitunter geheimnißvollem Ritus verehrten, ſo zwingt uns dieſes unabweisbar zur Annahme nicht nur einer früheren Zeit, die mit der Götterverehrung ganz andere Begriffe und Vorſtellungen verband, ſondern auch einer ſolchen Zerſtörung und Zertrümmerung derſelben, welche die einzelnen Localculte ohne innere Verknüpfung unter ſich oder mit dem Ganzen zurückließ und ſich theilweiſe ſelbſt in das Dunkel von Myſterien zu flüchten nöthigte, die wir nicht berechtigt ſind, weil der Charakter des Geheimniſſes verhältnißmäßig jung ſein dürfte, deßhalb auch der Entſtehung ihrer Culte ſelbſt nach ſo jung zu halten, als manche neuere Anſichten dieſes vorausſetzen. Mit deutlichen Worten ſagt uns der Vater der Geſchichte, daß die Pelasger, Griechenlands Urvolk, die Götter noch ohne Namen, die Geſtirne als das, was ſie wirklich ſind,

als Naturweſen verehrt hätten, erſt Homer und Heſiodus die Götterſage geſchaffen hätten, wie ſie das Volk in der verwandtſchaftlichen Verknüpfung der einzelnen Weſen zu einem Götterſtaate kannte, und ſo wenig ich damit die Mittelglieder in Schutz nehme, welche Herodot, durch ſein Vorurtheil ausländiſcher Einflüſſe auf Griechenland geblendet, offenbar mehr als Reſultat eignen mangelhaften Raiſonnements als urkundlicher Ueberlieferung zwiſchen jene beiden Zuſtände eingeſchoben hat, halte ich mich doch hinſichtlich der Prämiſſen berechtigt, das Zeitalter, welches ſich Heſiodus' dichteriſche Phantaſie zu einem goldenen Geſchlechte paradieſiſcher Unſchuld und Unmittelbarkeit ausmalt, als daſſelbe zu betrachten, welches die geſchichtliche Erinnerung der Griechen unter dem Namen der Pelasger an die Spitze ihrer Tradition ſtellte, und deſſen ſonſtige Züge, wie ſie ſich in mancherlei Mythen und Redeweiſen erhalten haben, für die, aus welchen das heſiodeiſche Gemälde zuſammengeſetzt iſt, wenigſtens einige Analogie darbieten. Wie vieldeutig freilich der Name der Pelasger ſelbſt iſt, wie verſchiedenartige Begriffe ſchon das griechiſche Alterthum mit ihm verband, entgeht mir keineswegs; — aber gerade dieſe Vielgeſtaltigkeit qualificirt ihn zu jener dichteriſchen Apotheoſe, in welcher ſich die ſcheinbar heterogenen Extreme eines faſt thieriſchen Naturzuſtandes und einer unmittelbaren Annäherung an die Gottheit zur lieblichſten Harmonie vereinigen: faſſe man die Pelasger als höhlenbewohnende Eicheleſſer, oder erkenne man mit Andern in ihnen die erſten Spuren eines geordneten bürgerlichen Zuſtandes, deſſen Repräſentant Pelasgus ſelbſt die Bereitung des Brodes erfunden haben ſollte, — die getreidetragende Erde, welche von ſelbſt alle Früchte hervorbrachte, deren der Menſch bedurfte, verſchmilzt beide Zuſtände; und wenn es jedenfalls der Hauptzug jenes Gemäldes bleibt, daß das goldene Geſchlecht den Göttern gleich oder, wie es die ſpätere Sage geſtaltet hat, unter unmittelbarer Leitung der Götter ſelbſt geweſen ſei, ſo dürfen wir uns wohl an das Beiwort der göttlichen Pelasger erinnern, das ein ſcharfſinniger Forſcher unſerer Zeit ſogar benutzt hat, um in der Sprache der Götter, welche Homer an einigen Stellen der menſchlichen entgegenſetzt, Spuren altpelasgiſcher Prieſterſprache zu erblicken; — für ein Volk, das noch ohne beſtimmte, in Tempelhäuſer und Bilder eingegrenzte Gottheiten in jedem Baume und in jedem Bache, in jedem Strahle der wohlthätigen Sonne wie im Brauſen des Windes und im Rollen des Donners den leibhaftigen Gott erkannte, eignet ſich gewiß keine Bezeichnung beſſer, als es in Naturverwandtſchaft und Homogeneität, in unabläſſigem und leiblichem Verkehre mit der Gottheit befindlich darzuſtellen. — Doch dieſe Analogie hier weiter zu verfolgen geſtattet weder die Dürftigkeit der Nachrichten von den Pelasgern ſelbſt, noch der dichteriſche Charakter des goldnen Alters, den ich oben ſelbſt anerkannte und deſſen große Divergenz von der geſchichtlichen Vorſtellung griechiſcher Urzuſtände ich in anderer Hinſicht keineswegs leugne; — nur daß auf ähnliche Art, wie Heſiodus dem heroiſchen Zeitalter die andern voranſchickt, auch die griechiſche Geſchichte vor der durch Homer bekannten Zeit weſentlich verſchiedene Zuſtände annehmen müſſe, wollte ich durch dieſe Andeutung wahrſcheinlich machen, — und je größer nun die Coincidenz der geſchichtlichen Erinnerung mit der heſiodeiſchen Darſtellung in dem vierten oder Heroenalter wird, und je nothwendiger uns gerade die große Verſchiedenheit zwiſchen dem eben geſchilderten pelasgiſchen und dem ſpätern helleniſchen Leben Mittelzuſtände und Uebergangſtufen zwiſchen beiden auch in der Geſchichte anzunehmen zwingt, deſto näher liegt der Gedanke, daß dieſe Uebergangſtufen

mit ſteigender Convergenz ſich in den beiden in der Mitte liegenden heſiodeiſchen Weltaltern mit einiger Analogie nachweiſen laſſen dürfen, worüber ich dann als Ziel- und Schlußpunkt meines Vortrags noch für einige Minuten die Aufmerkſamkeit der verehrten Anweſenden zu erbitten wage.

Was uns in der heſiodeiſchen Schilderung des ſilbernen Alters, auf welches ich nun zunächſt übergehe, am meiſten befremden muß, iſt der unerwartete Zuſatz, mit welchem dieſelbe, nachdem ſie uns in jenen Menſchen nicht etwa bloß minder gute, ſondern bereits grundſchlechte, ruchloſe Gottesverächter hingeſtellt hat, gleichwohl alſo ſchließt:

Aber nachdem auch dieſes Geſchlecht die Erde verborgen,
Heißen ſie ſelige Todte in unterirdiſchen Räumen,
Zweite im Rang; doch folgt gleichwohl Verehrung auch ihnen; —

ſo ſeltſam dieſes inzwiſchen in einer bloß abſtracten Dichterphantaſie als Mißklang daſtehn würde, ſo trefflich eignet es ſich zur Vergleichung mit der Art, wie wir uns eben ſo wohl nach pſychologiſcher Möglichkeit als nach hiſtoriſcher Wahrſcheinlichkeit jenen Uebergang aus dem pelasgiſchen Naturleben in die freie Ritterlichkeit des homeriſchen Heldenalters denken müſſen. Ich ſprach ſchon oben von den gewaltſamen Zertrümmerungen, welche ein großer Theil jener Reſte früherer Zeit gleich den gebrochenen Ritterburgen verrathe, und habe dafür gewiß viele namhafte Auctoritäten auf meiner Seite, von welchen ich hier nur einen Ausſpruch O. Müller's in ſeinen Aeginеticis anführen will: quid enim mysteria sunt nisi sacrorum, quae olim per totam Graeciam sunt evulgata, irrumpente ex septemtrione feriore populo disiectorum fragmenta quaedam, quae apud gentes quasdam passim delituerunt? — was aber dieſer von dem Einbruche nördlicher Horden herleitet, glaube ich um ſo einfacher und naturgemäßer aus einer Erhebung innerer Theile des Volkes ſelbſt herleiten zu dürfen, als jene nördlichen Völker Müller's ſelbſt keine andern als die ſpäter ſogenannten Hellenen ſind, deren nationale Uebereinſtimmung mit den Pelasgern nur damals nicht ſo gewiß nachgewieſen war, als es jetzt und theilweiſe durch Müller's eigne Mitwirkung angenommen werden kann. Von den Doriern, als den eigentlichen Hellenen, kann ohnehin hier noch nicht die Rede ſein; was zunächſt in Betracht kommt, ſind die übrigen Stämme, welche ſpäter mit dieſen unter dem gemeinſchaftlichen Namen der Hellenen zuſammengefaßt wurden, Jonier, Achäer, und vor Allem die Aeoler, deren Ruhm und Herrlichkeit eben jene ganze Mittelzeit zwiſchen dem Dunkel der mythiſchen und dem Tageslichte der geſchichtlichen Periode füllt; je ältere und entſchiedenere Zeugen aber, wie ich anderswo nachgewieſen habe, alle jene Stämme ſelbſt für pelasgiſch erklären, deſto mehr ſind wir genöthigt zwiſchen ihnen und den Doriern, mit welchen ſie ſpäter unter jenem Geſammtnamen verſchmelzen, eine innere Aehnlichkeit und verwandte Richtung anzunehmen, und dieſe ſetze ich dann in den kriegeriſchen Charakter, der von allen leicht nachzuweiſen iſt, und aus deſſen Emancipation von dem prieſterlich-patriarchaliſchen Elemente, welches wir in dem pelasgiſchen Leben der goldnen Zeit erkannten, ich eben den ſcharfen Contraſt erkläre, welchen das geſchichtliche Griechenland mit dem vorgeſchichtlichen bildet. Beiſpiele von Empörung und Trennung kriegeriſcher Stämme bieten ſelbſt die orientaliſchen Länder dar, welche das Kaſtenſyſtem weit feſter und geſchloſſener organiſirt hatten; die Asmach des alten Aegyptens, die Mahratten des neuern Indiens ſind Beweiſe dieſer Möglichkeit, und um wie viel leichter konnte dergleichen im älteſten Griechenland vorkommen, das, etwa mit Aus-

nahme von Attika, durchgehends mehr auf der Stufe des Stamm- als des Staatslebens verharrt zu haben ſcheint, und zugleich bei ſeiner Zerſplitterung in ſo viele nahe benachbarte und doch wechſelſeitig rechtloſe Völkerſchaften dem Kriegerſtande eine viel größere Bedeutung als anderswo verleihen mußte? Eine Zeit lang mag freilich auch dieſer die Unmündigkeit getheilt haben, worin das patriarchaliſche durch Religion und Tradition geheiligte Regiment die Stämme hielt, und ich weiß nicht, ob ich darauf ſelbſt Heſiodus' räthſelhafte Worte beziehen darf, daß das ſilberne Geſchlecht ſo lange auf der Stufe der Kindheit verblieben ſei; jedenfalls war aber eben davon nur die Folge, daß, als ſie ſich einmal zur Selbſtſtändigkeit ermannten, die Reaction ſich eben gegen die bisherige Schranke richten mußte, und daraus dann jener Zuſtand der Gottverachtung und Ehrenverweigerung hervorging, welchen Heſiodus ſeinem ſilbernen Geſchlechte beilegt. Auch iſt dieſes keineswegs bloßes Philoſophem, aus der Natur der Sache geſchloſſen; die griechiſche Mythengeſchichte ſelbſt iſt voll von Beiſpielen ſolcher Heiligthumſchänder und Tempelſtürmer, worunter ich hier nur an Phlegyas, Ixion, Tityos, Siſyphos, Salmoneus erinnere, welche dann auch nach der Sage ſelbſt im Tartarus für ihre Frevel büßen; gleichwohl aber ſind dieſe andererſeits wieder hochgefeierte Ahnherrn derſelben Stämme, welche wir bis zu Anfang der geſchichtlichen Zeit auf den herrlichſten Thronen Griechenlands ſitzen, die ſchönſten Theile dieſes Landes beherrſchen ſehn, und ſo iſt es dann meiner Meinung nach ganz einfach, aber auch nur ſo allein zu erklären, wie dieſelben nichts deſto weniger bei Heſiodus, wie geſagt, als Gegenſtand hoher Verehrung auch nach dem Tode, verſteht ſich bei den Ihrigen, bezeichnet werden können. Es iſt das ganz derſelbe Fall wie bei den Titanen, die nach der gewöhnlichen Sage in die Tiefe des Tartarus verbannt ſind, während Einzelne derſelben, wie Prometheus, Helios, Kronos, noch an einzelnen Orten ſelbſt im geſchichtlichen Griechenland göttlich verehrt wurden; und wenn es überhaupt in dieſer Zeit dichteriſcher Vermiſchung des Göttlichen und Menſchlichen gewiß erlaubt iſt von jenem auf dieſes wie von dieſem auf jenes zurückzuſchließen, ſo könnte trotz mannichfacher Discrepanzen vielleicht ſelbſt eine allgemeine Vergleichung des Titanengeſchlechts der Theogonie mit dem ſilbernen der Werke und Tage um ſo fruchtbarer ſein, je ungeſuchter ſich dann zugleich die Analogie zwiſchen den ganz abſtracten Naturweſen Uranos, Gäa u. ſ. w. und dem goldnen, ſo wie auf der andern Seite zwiſchen dem Götterſtaate des Zeus und dem menſchlichen des heroiſchen Zeitalters darböte. Nur mußte dann noch zwiſchen den beiden Zuſtänden, von welchen der eine auch hinſichtlich ſeines religiöſen Lebens mehr den Titanen, der andere mehr dem joviſchen Geſchlechte angehörte, ein dritter in die Mitte fallen, in welchem die Sprengung der altprieſterlichen Bande, wie wir ſie im Vorhergehenden geſchildert haben, ihre unheilvollen Früchte trug, und dieſes iſt dann eben das eherne Zeitalter, in deſſen kurzen aber kräftigen Zügen uns das ganze ſchreckliche Bild eines Fauſtrechts und Krieges Aller gegen Alle vorgeführt wird, wie es eintreten mußte, wenn alle Schranken der alten Sitte geſprengt, alle Rückſichten auf das Heilige mit Füßen getreten und die rohe Gewalt an die Stelle des ewigen Rechts geſetzt war. Weßhalb ich alſo nicht mit Buttmann dieſe beiden Geſchlechter, das ſilberne und eherne, vielmehr als einen nebeneinander beſtehenden Gegenſatz der Stärke und Schwäche, des Harten und Weichen betrachten kann, worein ſich jene Harmonie des goldnen Alters aufgelöſt hätte, leuchtet ein; eben ſo wenig aber kann ich es auch mit Völcker bloß aus der Rückſicht auf

Homer oder mit andern Worten aus der beſtimmteren ſagenhaften Ueberlieferung des Heroenalters erklären, wenn Heſiodus die kriegeriſchen Erſcheinungen der homeriſchen Heldenzeit nicht mit dem Kriegerleben des ehernen Geſchlechts verſchmolzen hat, da zwiſchen beiden der ganz ſpecifiſche Unterſchied eines geordneten Rechtszuſtandes von einer Auflöſung aller menſchlichen und bürgerlichen Bande obwaltet. Viel läßt ſich darüber allerdings nicht ſagen, da Heſiodus ſelbſt angibt, ſein ehernes Geſchlecht ſei namenlos zum Hades geſunken, wie es auch einem ſolchen Leben aus dem Stegreife, um mich des mittelalterlichen Ausdrucks zu bedienen, ganz angemeſſen war; doch glaube ich nicht zu irren, wenn ich hierher wenigſtens die Namen jener ἄξενοι, jener Unholde und Verfolger der Fremdlinge beziehe, die Griechenlands Mythengeſchichte auf eine ganz andere Art brandmarkt, als es hinſichtlich der obigen Gottesverächter der Fall iſt, ſo wie alle jene ſonſtigen Ungeheuer und Erzeugniſſe oder Symbole eines verheerten und verwilderten Landes, welchen endlich Herakles, der ſchon in ſeinem Namen als Repräſentant der Ehre des Heroenthums erſcheint, und Theſeus, ἄλλος οὗτος Ἡρακλῆς, wie ihn das griechiſche Sprüchwort nennt, ein Ende machten. Damit aber ſind wir ſelbſt wieder an der Grenze desjenigen Zeitalters angelangt, welchem Niemand wenigſtens nach Heſiodus' Anſicht den geſchichtlichen Charakter abſprechen wird, und deſſen Betrachtung mich eben zuerſt auf den Gedanken dieſes Verſuchs einer hiſtoriſchen Auslegung dieſer ganzen Dichtung leitete; mehr kann ich nicht hinzufügen, und will die verehrte Verſammlung für die Länge der Zeit, in welcher ich ihre Aufmerkſamkeit in Anſpruch genommen habe, wenigſtens dadurch entſchädigen, daß ich auf jede weitere Vertheidigung deſſelben gegen etwaige Einwürfe verzichte. Wie ungleich die Stärke meiner Argumente, wie groß die Schwäche einzelner derſelben iſt, entgeht mir keineswegs, und ich werde deßhalb jeden Einwand als Belehrung dankbar hinnehmen; im Ganzen kann ich mich jedoch des Wunſches nicht entſchlagen, daß ſie nach der bekannten Fabel dem Pfeilbündel gleichen mögen, welches, wenn auch in ſeinen einzelnen Theilen leicht zerbrechlich, dennoch im Zuſammenhange derſelben jedem Angriffe glücklichen Widerſtand leiſtete."

Als nach Beendigung dieſes Vortrags der Vice-Präſident zu Debattirung des Gegenſtandes aufforderte, erhob ſich Director **Ranke** aus Göttingen und erklärte ſich im Allgemeinen gegen die von dem Redner aufgeſtellten Anſichten, konnte aber wegen der Kürze der ihm zugemeſſenen Zeit nicht in das Einzelne eingehen. Eine Sage, wie die von den Weltaltern, welche ſich ſo entſchieden als Volksdichtung darſtellt und Elemente enthält, durch welche ſie mit dem Bewußtſein anderer Völker zuſammenhängt, von dieſem ihrem Boden der Sage und Poeſie zu entfernen und hiſtoriſche Momente darin zu ſuchen, welche rein helleniſchen Urſprungs ſind, fand er an ſich höchſt bedenklich. Man ſei dann in Gefahr dabei des Dichters und der Vorſtellungen ſeiner Zeit zu vergeſſen, und ihm dagegen heutige Vermuthungen und Ueberzeugungen zu leihen. Wenn Heſiodus erzählt, das eherne Geſchlecht ſei namenlos in den Hades geſunken, und dieſem Umſtande offenbar nach dem ganzen Zuſammenhange ſeiner Darſtellung eine große Wichtigkeit beilegt, verſuche es der verehrte Redner dennoch aus den bekannten Namen helleniſcher Vorzeit einige hierher zu ziehen, und überſchreite offenbar die Grenzen des Interpreten. Pelasger und Hellenen in heutiger Weiſe einander entgegenzuſtellen und ſo, wie hier geſchehen, in die Weltalter des Heſiodus zu vertheilen, erſcheine ihm als ein dem Dichter ganz

fremder Standpunkt. Auch er, fuhr er fort, faſſe die heſiodeiſchen Weltalter als hiſtoriſches Denkmal auf, doch nur für das Volk und Zeitalter des Dichters ſelbſt; nur deſſen Verderbniß, Leben und Glauben (letzteres namentlich in Rückſicht auf die Lehre von den Dämonen und die Geſchicke der Menſchen nach dem Tode), deſſen Meinen von der Vorzeit finde man darin deutlich dargeſtellt. Den Untergang des Heroengeſchlechtes, welches kurz vor ihm lebte, kannte das Volk aus den Liedern ſeiner Aöden; die ungeheuern Ueberreſte uralter Bauwerke ſah es und ſchrieb ſie kindlich dichtend einem gottloſen Geſchlechte rieſenhafter Männer zu, welches in wildem Kampfe ſich ſelbſt aufgerieben und zur Strafe ſeiner rohen Gewaltthätigkeit nicht einmal ſeinen Namen auf die Nachwelt gebracht habe; mit Erinnerungen endlich, die dem ganzen Alterthume gemeinſam ſind, verknüpfte es ſeine eigene Idee von menſchlicher Glückſeligkeit und ſchuf ſo das eigenthümliche Bild ſeines goldenen Zeitalters und des Verfalles desſelben in freier volksgemäßer Dichtung.

Die Debatte wurde, weil die Sitzung bereits den zum Schluſſe angeſetzten Zeitpunkt überſchritten hatte, hiermit für geſchloſſen erklärt, und es trat noch der Geheime Hofrath und Director **Rüßlin** aus Mannheim auf, um einen Bericht über die in der vorjährigen Verſammlung von Herrn Stadtrath Suringar geſtellte Preisaufgabe abzuſtatten. Er theilte die Aufgabe aus dem vorjährigen Protokolle S. 27 mit und erwähnte ſodann, daß bereits 6 Arbeiten bei ihm eingegangen ſeien, über welche bis zur nächſten Verſammlung der Philologen das Urtheil zu fällen ſei. Als Preisrichter ſeien auserſehen:

1) Herr Profeſſor und Kreisſchulinſpector von Oſiander in Stuttgart,
2) Herr Oberſtudienrath Dr. Schacht in Darmſtadt,
3) Herr Gymnaſiallehrer Dr. Soldan in Gießen,
4) Herr Miniſterialrath Dr. Zell in Karlsruhe,
5) Herr Dr. Züllig, geweſener Stadtpfarrer in Heidelberg.

Letzterer ſei zwar bereit dieſes Amt zu übernehmen, trage jedoch Bedenken, weil er kein wirklicher Schulmann ſei. Dieſes Bedenken könne jedoch dadurch gehoben werden, daß Herr Züllig ſich nicht nur mit Recht als guter Orientaliſt der Verſammlung der Philologen angeſchloſſen habe, ſondern auch daß derſelbe durch langjährige Führung des Pfarramts mit dem Volksſchulweſen innig vertraut und daher zur Uebernahme des Amts vorzüglich geeignet ſei. Die Verſammlung ſchloß ſich ſehr gern dieſer Anſicht des Berichterſtatters an.

Was den zweiten Punkt des Vortrags von Rüßlin betrifft, nämlich daß der Verein beſtimmen möge, auf welche Art die 5 Preisrichter zur Gewinnung eines gemeinſchaftlichen Reſultats ihrer Prüfung gelangen ſollten, ſo wurde es ganz dem Ermeſſen der 5 genannten Herren anheim geſtellt, welche die Güte haben würden das Ergebniß ihrer Prüfung der Verſammlung des Jahres 1841 mitzutheilen.

Zum Schluß brachte Rüßlin der Verſammlung herzlichen Gruß von Herrn Suringar und von mehreren badiſchen Schulmännern, welche von dem Beſuche des Vereins in dieſem Jahre durch verſchiedene Urſachen wären abgehalten worden, z. B. von Herrn Geheimen Rath Lorey e in Raſtatt, Herrn Geheimen Miniſterialrath Zell in Karlsruhe u. A.

Den Beſchluß der heutigen Sitzung machte die Fortſetzung der geſtern abgebrochenen **Debatten über den Schulplan.**

Hofrath Thierſch räth zu wiederholten Malen die Debatte fallen zu laſſen, indem ſie zu keinem Reſultate führe, und Rector Pahl ſchließt ſich dieſer Anſicht an. Der Vice-Präſident dagegen bringt in Erinnerung, daß, da die Löſung der Aufgabe von der zweiten Verſammlung der jetzigen dritten ausdrücklich übertragen ſei, Pflicht und Anſtand erheiſche, daß eine allgemeine Erklärung abgegeben werde, ob der Gegenſtand in Zukunft weiter verfolgt, oder ob derſelbe für immer zurückgewieſen werden ſolle.

Hierauf bat der Director Schmidt aus Halle ums Wort und erklärte: Der Herr Director Weber aus Bremen habe Tags zuvor in der Schlußdiscuſſion über die Realſchulen den Stab gebrochen und ſich namentlich dahin erklärt, daß in ihnen Disciplin und ein ſittlicher Geiſt nicht walten könne; er ſelbſt könne hierin dem hochverehrten Herrn Director nicht beiſtimmen und dürfe ſich wohl hierüber ein Urtheil erlauben, weil unter ſeiner Oberleitung ein Gymnaſium von 250 Schülern, eine Realſchule mit 200 Schülern, endlich auch eine Penſionsanſtalt mit 250 Zöglingen ſtänden, welche letztere theils das erwähnte Gymnaſium, theils die Realſchule beſuchten. Er glaube verſichern zu können, daß die Schüler der Realſchule denen des Gymnaſiums nicht nachſtänden, wie ihm dieß die tägliche Erfahrung, wie ihm dieß die halbjährigen Cenſuren beider Schulen bewieſen. Er fügte dem noch Folgendes hinzu: Das Verfahren der reichen Kaufleute zu Genf ſei von ihm immer gebilligt worden, welche ihre Söhne erſt das Gymnaſium beſuchen, dann noch einen zweijährigen Curſus bei der Akademie beſtehen und erſt nachher zu dem praktiſchen Leben übergehen ließen. Die Mittel zu einer Bildung, wie dieſe, hätten nicht alle Eltern; manche ſeien nur im Stande ihre Söhne noch einige Jahre nach der Confirmation zur Schule zu ſchicken. Auch den achtbaren Wünſchen dieſer müſſe durch Schulen genügt werden. Er habe dieß Bedürfniß alsbald gefühlt, nachdem er die Leitung des erwähnten Gymnaſiums übernommen, auf welchem er über 300 Schüler vorgefunden. Unter dieſen ſeien aber nicht wenige geweſen, Söhne von achtbaren Kaufleuten, Bürgern, Oekonomen u. ſ. w., welche das Griechiſche und Lateiniſche, worin ſie es in der kurzen Zeit zu einem erſprießlichen Fortſchritt nicht hätten bringen können, zugleich auch als ihren Plänen fremd nur mit Widerſtreben gelernt hätten und eben darum unfleißig und von tadelnswerther Führung geweſen wären. Darum ſei in den Frankiſchen Stiftungen eine Realſchule errichtet worden. Er habe beobachtet, wie dieſelben Schüler, mit denen man früher nicht zufrieden geweſen, nachher, wie in ihr Element verſetzt, fleißig und tüchtig geworden. Und während ſo die Realſchule dort gedeihe, ſei auch das Gymnaſium nicht wenig in ſeinen Beſtrebungen gefördert worden, indem es nun meiſt Schüler habe, welche zu ſtudiren beabſichtigten und freudig den Weg gingen, welcher ihnen vorgezeichnet werde, ſo daß er noch keinen Grund gehabt habe die Errichtung einer Realſchule zu bereuen.

Auch der Oberſchulrath Kohlrauſch rühmte die glücklichen Reſultate der Realſchule in Hannover und bemerkte ausdrücklich, daß von einem Nachſtehen der Realſchüler in Disciplin und Moralität hinter den Gymnaſiaſten ihm nirgends auch nur die leiſeſte Spur bemerklich ge-

worden ſei. Director Imanuel von Minden erwähnte die dortige Einrichtung von zwei Realclaſſen, welche als Parallelclaſſen neben Secunda und Tertia des Gymnaſiums geſtellt wären und bereits ſehr befriedigende Reſultate geliefert hätten. Der Director Weber ergänzte demnächſt ſeine früheren Behauptungen, und obgleich er das Bedürfniß der Realſchulen nicht beſtreiten wollte, ſo hielt er doch den Satz feſt, daß die humaniſtiſchen Studien vorzugsweiſe die Disciplin beförderten *). Uebrigens, ſetzte er hinzu, ſtimme er im Ganzen mit Thierſch überein, und als auch Thierſch erklärt hatte, daß er eben ſo wenig von Weber differire, ſchloß der Vice-Präſident die Debatte, von der er erklärte, daß ſie ſich ohnehin auf Seitenwege verirrt und den geraden Weg, der zu ſicherer und mühloſer Erreichung des Zweckes führe, verlaſſen habe.

*) Bei dieſen vielfachen Aeußerungen zu Gunſten der Realſchulen, die in der Verſammlung vernommen und gebilligt wurden, iſt der Verſuch zu Verdrehung des Zweckes und der Beſtrebungen des Vereines, welcher in der Beilage der Leipziger Allgemeinen Zeitung vom 11. October gemacht wurde, ein Verbrechen, das ſich ſelber richtet und dem mit wohlverdienter Verachtung nur Stillſchweigen entgegengeſetzt worden iſt.

IV.

Protokoll

der

dritten öffentlichen Sitzung.

Gotha, den 2. October 1840.

Tagesordnung.

Erörterung einiger an die Verſammlung geſtellter Anträge: 1) ſchriftlicher Antrag des Profeſſor Haaſe in Breslau zu Bildung eines Vereins, der ſich verpflichtet zwei junge Philologen zu Ausbeutung auswärtiger Bibliotheken mit Geldmitteln zu unterſtützen. 2) Stiftung zum Andenken an C. O. Müller. 3) Dr. Koch aus Leipzig: Aufforderung zur Unterſtützung der Univerſitätsbibliothek zu Athen. 4) Künftig ſollen die in den Verſammlungen des Vereins zu haltenden Vorträge, inſofern ſie vom Concept vorgetragen werden ſollen, dem jedesmaligen Vorſtande mindeſtens acht Tage vor Eröffnung der Verſammlung zugeſendet, von frei zu haltenden Vorträgen aber das Thema und die Hauptſätze bekannt gemacht werden.

Conſiſtorialrath und Superintendent Bach aus Ohrdruff: Vorſchlag zu einem Lehrbuche der chriſtlichen Religion für die obern Gymnaſialclaſſen.

Director Rothert aus Lingen: Ueber den ſucceſſiven Unterricht in den auf Gymnaſien zu lehrenden Sprachen.

Profeſſor Rein aus Eiſenach: Ueber die Staatsweisheit der Römer, wie ſie ſich auch im Strafrechte offenbart.

Dr. Gräfenhan aus Eisleben: Ueber Ariſtophanes als äſthetiſchen Kritiker.

Profeſſor Ohm aus Berlin: Ueber die Methode des mathematiſchen Unterrichts an gelehrten Schulen.

Hofrath Thierſch aus München wünſcht, daß die nächſte Verſammlung des Vereins Vorbereitungen zu Herſtellung einer Parallelgrammatik der deutſchen, lateiniſchen und griechiſchen Sprache treffen möge, und wiederholt die Dankſagungen gegen Alle, die ſich um die dritte Verſammlung des Vereins verdient gemacht haben.

Schlußworte des Präſidenten.

Der Vice-Präſident eröffnete die Sitzung mit der Bemerkung, daß erſt am vorhergehenden Tage noch mehrere Anträge an die Verſammlung eingegangen wären, deren Erörterung zunächſt vorzunehmen ſei. Er ſtattete zuerſt Bericht ab über den im vorigen Jahre von Profeſſor Haaſe an die Verſammlung geſtellten Antrag: „durch Theilnahme und Mitwirkung der Verſammlung einen Verein zu bilden, welcher durch jährliche Geldbeiträge die Beſoldung

für zwei jüngere Philologen zuſammenbringe, um dieſe zur Ausbeutung ausländiſcher Bibliotheken reiſen zu laſſen. Durch dieſen Verein ſolle die Herausgabe der noch ungedruckten oder ſonſt unzugänglichen griechiſchen und lateiniſchen Schriften des Alterthums, welche des Druckes werth ſind, namentlich derer, welche ſich auf die realen Wiſſenſchaften beziehen, bezweckt werden, dann überhaupt Förderung und Abſchließung der Textkritik durch Benutzung der noch unverglichenen Handſchriften."

Profeſſor Haaſe berichtigte in einem Briefe aus Breslau vom 26ſten September die im vorigen Jahre gegebene Relation dahin, daß er für die Kriegsſchriftſteller eine ſolche Unterſtützung nicht in Anſpruch nehme, weil er ſich bereits in den Beſitz der weſentlichſten Materialien für dieſelben geſetzt habe, und in nicht zu langer Zeit eine Ausgabe dieſer Autoren zu liefern hoffe, der nichts Wichtiges fehlen ſolle von Allem, was ſich aus ſämmtlichen vorhandenen Handſchriften ziehen ließe. Er habe aber bei Benutzung der Bibliotheken ſich überzeugt, daß ſich aus faſt allen Gebieten der realen Wiſſenſchaften des Alterthums eine eben ſo überraſchend reiche Ausbeute ergeben dürfe, wie für die Kriegsſchriftſteller; namentlich gelte dieß für die Mathematiker, für die griechiſchen Aerzte, insbeſondere für Hippokrates, für die Geographen und für die Autoren über Aſtronomie und Aſtrologie. Die vorgeſchlagene Expedition werde übrigens auch für andre gangbarere Autoren erfreuliche Früchte tragen, von denen die älteſten und beſten Handſchriften noch nie oder, wie in frühern Jahrhunderten gewöhnlich, nur nachläſſig und an einzelnen Stellen verglichen worden ſeien. Selbſt wichtige verloren geglaubte Schriften, von deren Vorhandenſein wir zum Theil bis weit in das Mittelalter hinein Spuren haben, könnten auf dieſem Wege entdeckt werden.

Die äußere Ausführbarkeit des Unternehmens hält der Antragſteller nicht für ſchwierig. Wenn ſich die Mehrzahl der Anweſenden zu einem regelmäßigen Beitrage von ungefähr 5 Thalern alljährlich verpflichte, wenn dann weiter jeder in ſeinem Kreiſe noch andere Theilnehmer zu gewinnen ſuche, ſo werde deren Zahl leicht groß genug ſein, um jährlich die Summe von 1200 bis 1500 Thalern verwenden zu können, welche mehr als hinreichend ſei, um ein Paar mit Vorſicht auszuwählende, fähige und gewiſſenhafte junge Philologen auszuſenden, nicht ſowohl auf Reiſen, als zum Arbeiten. Ihre Anleitung und Beaufſichtigung wäre einer Commiſſion anzuvertrauen, zu welcher die Verſammlung etwa 3 oder 5 Männer zu wählen habe, die ſowohl geneigt ſeien ſich den Geſchäften der Commiſſion zu unterziehen, als auch durch ihre Studien denſelben nicht zu fern ſtänden. Sie hätten außer der Leitung der Arbeiten auch für deren Publication zu ſorgen und zu dem Zwecke mit einem Verleger zu contrahiren, welcher gehalten ſein müßte den Beitragspflichtigen Freiexemplare zu liefern, denen ihre Namen vorgedruckt wären. Wo die geſammelten Materialien vor dem Drucke weiterer Bearbeitung bedürftig ſeien, ſolle die Commiſſion hiezu die geeigneten Männer zu gewinnen ſuchen, für welchen Fall, wo es möglich wäre und verlangt werden ſollte, ein mäßiges Honorar durch den Contract mit dem Verleger und durch den Ueberſchuß der Beiträge zu beſchaffen wäre. Die Commiſſion habe die Verbreitung des Vereins möglichſt zu betreiben, die Beiträge zu verwalten und jährlich der Verſammlung Bericht abzuſtatten und Rechenſchaft abzulegen. Ueber alles Weitere werde es zweckmäßig ſein ihr freie Hand zu laſſen.

Nach einer kurzen, zur näheren Verständigung über den gemachten Antrag führenden Debatte ſchlug Hofrath Thierſch zu der beantragten Commiſſion die Profeſſoren Haaſe, Lachmann, Ritſchl, Roſt und Walz vor. Profeſſor Roſt, der die Wahl von ſich ablehnte, machte dagegen den Vorſchlag, es möchten die vier genannten Herren über die Wahl eines fünften Mitgliedes ſich vereinigen. Dieſer Vorſchlag ward genehmigt, und auf den Wunſch der Profeſſoren Ritſchl und Lachmann erklärte ſich Hofrath Thierſch, ſo weit es ſeine ſonſtigen Geſchäfte erlaubten, zur Theilnahme an der Commiſſion bereit.

Die Verſammlung beſchloß demnächſt, daß der aus den Profeſſoren Haaſe aus Breslau, Lachmann aus Berlin, Ritſchl aus Bonn, Thierſch aus München und Walz aus Tübingen beſtehende Ausſchuß zur Ausführung des Unternehmens proviſoriſche Einleitungen treffen und in der nächſten Verſammlung die darauf bezüglichen Vorſchläge mittheilen ſolle. Demnächſt wurde beſchloſſen ſofort eine Unterzeichnung von Beiträgen zu eröffnen, die Beſtimmung der Summe aber, welche alljährlich beigeſteuert werden ſolle, den Unterzeichnern ſelbſt zu überlaſſen und nur als die beiden Grenzpunkte 2 Thaler als Minimum und 20 Thaler als Maximum feſtzuſetzen. Obgleich die Zahl der Vereinsglieder ſchon ſehr zuſammengeſchmolzen war, ſo nahm doch die Unterzeichnung einen ſehr erfreulichen Anfang, und die Ausſicht auf den günſtigſten Fortgang ward dadurch um ſo ſicherer, daß mehrere Mitglieder die Verpflichtung übernahmen bei ihren Regierungen um Unterſtützung des löblichen Unternehmens nachzuſuchen und das Reſultat dieſer Bemühungen der nächſten Verſammlung anzuzeigen.

Der Vice-Präſident trug hierauf den von vielen Mitgliedern geäußerten Wunſch vor zum Andenken Ottfried Müller's, der als unermüdlicher Forſcher für die Wiſſenſchaft ein Opfer ſeines raſtloſen Eifers geworden, eine Stiftung zu gründen (Stipendium Müllerianum), welche, auf die rege Unterſtützung aller Schüler, Freunde und Verehrer des Dahingeſchiedenen berechnet, einem oder zwei jungen Philologen die Mittel zu einer wiſſenſchaftlichen Reiſe nach Griechenland für antiquariſche oder archäologiſche Zwecke darböte.

Profeſſor Hermann aus Marburg beſorgte, daß zwei in ihrer Tendenz ähnliche Subſcriptionen ſich mehr im Wege ſtehen als die Sache fördern würden, und brachte in Antrag den Haaſeſchen Vorſchlag als Müllerſtiftung zu bezeichnen.

Hofrath Thierſch bemerkte, daß der Wunſch des trefflichen Ottfried Müller Andenken zu ehren gewiß ein allgemeiner ſei; was aber das zu dieſem Behufe in Vorſchlag gekommene Mittel belange, ſo dürfte die Zweckmäßigkeit und Ausführbarkeit desſelben der Berathung der vierten Verſammlung anheim gegeben, aber jetzt ſchon beſchloſſen werden, es ſei der Wunſch der Verſammlung das Andenken Müller's in ähnlicher Weiſe, wie das Friedrich Auguſt Wolf's, durch eine Medaille zu ehren, und die Anfertigung derſelben dem ſehr geſchickten Graveur der eben vollendeten zu übertragen, ſo daß er dieſelbe im nächſten Herbſt der vierten Verſammlung in Bonn vorzulegen habe.

Die Verſammlung trat dieſem Antrage bei und ſprach die Hoffnung aus, daß die nächſte Verſammlung mit Freuden Alles thun werde, um öffentlich Zeugniß abzulegen von der Anerkennung der Verdienſte eines Mannes, der, für Alle in Geſinnung und That ein Muſter, ſein Leben für die Wiſſenſchaft dahin gegeben habe.

Der Vice-Präſident brachte hierauf folgende vom Dr. Koch aus Leipzig ſchriftlich eingereichte Aufforderung zur Unterſtützung der Univerſitätsbibliothek zu Athen zur Kenntniß der Verſammlung:

„Am Schluſſe dieſer Verhandlungen erlaubt ſich der Unterzeichnete noch, nicht den Scharfſinn und die Gelehrſamkeit, wohl aber das Herz der hochverehrten Mitglieder dieſes Vereins in Anſpruch zu nehmen. Mit der politiſchen Selbſtſtändigkeit iſt in Griechenland zugleich das Streben nach geiſtiger Ausbildung erwacht. Bekannt iſt, daß auch bereits von Seiten der Regierung für das Wiederaufleben der Künſte und Wiſſenſchaften das Nöthigſte gethan worden iſt. Man hat in mehreren Städten des Landes höhere Bildungsanſtalten eröffnet; man hat namentlich in Athen eine Univerſität gegründet, an welcher wackere Deutſche und Eingeborene mit dem ſchönſten Erfolge ſeit Jahren ſchon lehren. Das Bedürfniß einer Bibliothek zur Benutzung für Lehrende ſowohl als Lernende wird nun mehr und mehr gefühlt. Leider aber fehlen hierzu die Hülfsmittel gänzlich, da der Staat nach ſo blutigen Anſtrengungen und Opfern ſelbſt das Nothdürftigſte herbeizuſchaffen nicht im Stande iſt. Um dieſem Uebelſtande einigermaßen abzuhelfen, iſt daher vor längerer Zeit von dem Profeſſor Dr. Weſtermann, Facultäts-Aſſeſſor Dr. Kind und dem Unterzeichneten in den geleſenſten öffentlichen Blättern ein Aufruf an alle diejenigen erlaſſen worden, welche für die geiſtige Wiedergeburt Griechenlands auf dieſem Wege mitzuwirken geneigt ſein ſollten. In Folge dieſes Aufrufs haben nun auch mit edler Freigebigkeit die rühmlichſt bekannten Buchhändler, die Herren Gebrüder Hahn in Leipzig und Hannover, Tauchnitz, Barth und Köhler die vorzüglichſten Artikel ihres Verlages, die von uns als geeignet für dieſen Zweck bezeichnet worden ſind, uns gütigſt überlaſſen, ſo daß ſchon mehrere Sendungen an Büchern nach Athen abgegangen ſind. Allein es bleibt, wie jeder leicht ermeſſen wird, noch ſehr Vieles zu thun übrig und es kann nur durch die Theilnahme Mehrerer etwas Weſentliches geleiſtet werden. Der Unterzeichnete glaubte daher, im Einverſtändniß mit den oben genannten Herren, die ſelbſt an dieſer Stelle zu erſcheinen behindert ſind, dieſe günſtige Gelegenheit benutzen zu dürfen und den hochverehrten anweſenden Mitgliedern der Verſammlung die Bitte vorzulegen,

„die Herren Buchhändler, mit denen die Einzelnen in näherer Verbin-
„dung ſtehen, zu Beiträgen an wiſſenſchaftlichen Werken, beſonders
„an Schriften über die verſchiedenen Zweige der Alterthumswiſſen-
„ſchaft, ſo wie an Ausgaben griechiſcher und römiſcher Autoren gele-
„gentlich zu veranlaſſen.“

Gewiß würde ſo ein günſtiges Reſultat zu erwarten ſein. Selbſt den kleinſten Beitrag würden wir willkommen heißen.“

Dr. Koch aus Leipzig.

Nachdem der Vice-Präſident den einzelnen Mitgliedern der Verſammlung die Beherzigung dieſer Aufforderung empfohlen hatte, ſtellte er den Antrag, daß künftighin ſämmtliche ſchriftlich ausgearbeitete Vorträge, die in den öffentlichen Sitzungen gehalten werden ſollen, dem jedesmaligen Vorſtande mindeſtens 8 Tage vor Eröffnung der Verſammlung eingeſendet, von frei zu haltenden Vorträgen aber in derſelben Friſt das Thema und die Hauptſätze angezeigt werden

möchten, weil ohne vorherige Beurtheilung der Ausdehnung ſolcher Vorträge eine richtige Vertheilung des mannichfaltigen Stoffes für den beſchränkten Zeitraum nicht möglich ſein dürfte.

Die Verſammlung genehmigte dieſen Antrag mit der Beſtimmung, daß ſämmtliche Vorträge, welche binnen der angegebenen Friſt nicht eingereicht oder genügend angemeldet ſeien, unberückſichtigt bleiben ſollen, und ermächtigte den Vice-Präſidenten dieſen Beſchluß dem §. 3. der Vereinsſtatuten als eine geſetzliche Beſtimmung anzureihen.

Hierauf wurde zur Tagesordnung übergegangen.

Die Reihe der Vorträge eröffnete Conſiſtorialrath und Superintendent **Bach** aus Ohrdruff mit folgender Abhandlung:

Hochgeſchätzte Verſammlung! Es gereicht mir zur beſondern Freude, daß mir die Gelegenheit geboten wird vor dieſem höchſt achtbaren Vereine nicht nur überhaupt mein lebhaftes Intereſſe für die hochwichtigen Zwecke, die derſelbe erſtrebt, zu bethätigen, ſondern auch insbeſondre einen Gegenſtand zur Sprache zu bringen, der gerade in unſerer Zeit einer tiefern Betrachtung werth erſcheinen dürfte. Er betrifft nämlich die Frage,

> ob und in wiefern bei dem chriſtlichen Religionsunterricht in den oberſten Gymnaſial-Claſſen die griechiſchen und römiſchen Schriftſteller fleißiger und ſyſtematiſcher, als gewöhnlich geſchieht, zu gebrauchen ſeien, und wie etwa ein Lehrbuch für Schulen, welches dieſen Zweck fördern ſoll, eingerichtet werden dürfte.

Es iſt die Aufgabe der oberſten Claſſen gelehrter Schulen den Religionsunterricht mit wiſſenſchaftlicher Gründlichkeit und Umſicht zu behandeln, damit nicht nur überhaupt ein der Gottheit und Menſchheit würdiger Glaube, ſondern auch die innigſte Hochachtung für das Chriſtenthum, und ein dieſer Hochachtung gemäßes Denken, Wollen und Handeln erzeugt und belebt werde. Dazu iſt außer Anderm erforderlich, daß einestheils der hiſtoriſchen Kenntniß des Chriſtenthums mehr Tiefe und Ausdehnung, als die mittlern Claſſen bedürfen, ermittelt, anderntheils auch zu einer genauen Bekanntſchaft mit der Glaubens- und Sittenlehre der vorchriſtlichen Zeit verholfen werde. Denn es iſt unverkennbar, daß in den mannichfaltigen Grundideen immer eine Religion mit der andern in Verbindung ſteht, und ſelbſt in äußeren Beziehungen, religiöſen Sitten, Gebräuchen u. dgl. mehr oder weniger Uebereinſtimmung oder Verwandtſchaft ſtattfindet.

Beide Geſichtspunkte, ſowohl der hiſtoriſche als der religiös-ethiſche, führen ſehr natürlich uns auf das claſſiſche Alterthum hin. Denn obgleich das Chriſtenthum im Schooße des Judenthums entſproſſen iſt und dort ſeine erſten Keime getrieben hat, ſo iſt es doch der Genius früherer Völker, namentlich der Griechen, der auf das Chriſtenthum einen weſentlichen Einfluß geübt hat. Welche Zuſtände alſo des religiöſen Glaubens und Lebens unter den claſſiſchen Völkern die Einführung des Chriſtenthums vorbereitet, begleitet und erleichtert haben, in wie engen Verhältniſſen zuſammenhängender Entwickelung die vorchriſtlichen Glaubens- und Sittenlehren mit denen des Chriſtenthums ſtehen, wie und in wiefern auch ſie als eine Offenbarung göttlicher Weisheit zu betrachten und als Uebergangsſtufe zu dem reinern und geiſtigern Elemente

des Chriſtenthums zu würdigen ſeien, welche Ceremonien, Weihen und ſonſtige religiöſe Gebräuche des claſſiſchen Alterthums veredelt und vergeiſtigt in's Chriſtenthum übergegangen ſeien: dieſe und ähnliche Gegenſtände kann der gründliche Religionsunterricht nicht unerörtert laſſen.

Es iſt wahr, Chriſti Lehre ſtellt die Offenbarung Gottes in der höchſten Vollendung dar, wollte aber herbeigeführt werden durch vorbereitende Offenbarungen der Gottheit, welche dem Geiſte nach mit jener übereinſtimmen. Und zu dieſen vorbereitenden Offenbarungen gehört unſtreitig auch das, was im claſſiſchen Alterthume durch Dichter, Philoſophen und Sittenlehrer über Gott, ſeine Eigenſchaften und Wirkungen, über ſeine Verehrung unter den Menſchen und deren Pflichten gelehrt worden iſt. Der in claſſiſchen Schriftſtellern herrſchende Sinn für ſittliche Größe, für Wahrheit und Schönheit iſt, wie ſchon andere mit claſſiſcher Bildung begabte Theologen erinnert haben, keineswegs heidniſcher, ſondern chriſtlicher Art, und die dort niedergelegten Ideen vom Wahren und Guten kommen den in der chriſtlichen Offenbarung zu höherer Klarheit, Ueberzeugungskraft und Fruchtbarkeit gebrachten Grundſätzen am nächſten und befördern deren richtige Auffaſſung und Würdigung. Der Inhalt der altclaſſiſchen Werke bietet Vieles dar, was mit dem Chriſtenthum zuſammenſtimmt und daher eine chriſtliche Geſinnung fördert. Mögen auch die Lehren mancher philoſophiſchen Schulen nicht viel auf das Volk gewirkt haben, mag ſelbſt der Platonismus mit ſeiner richtigern Gotteserkenntniß nur wenigen Hochbegabten zugänglich geweſen ſein: durch Anregung und Belebung eines geiſtigern, religiöſen Sinnes bereitete er doch die Erſcheinung des Chriſtenthums gewiſſermaßen vor, und ſo ganz fruchtlos verhallte doch nicht was die Dichter, Philoſophen und Geſetzgeber der claſſiſchen Welt geſprochen und empfohlen hatten; die Geſinnungen und Tugenden, die ſie prieſen und einſchärften, z. B. Gehorſam gegen das Geſetz, Tüchtigkeit in öffentlichen Geſchäften, Vaterlandsliebe, Gerechtigkeit, Einſicht und Wiſſen, Selbſterkenntniß, Enthaltſamkeit und Selbſtbeherrſchung, gewannen doch auch in der größern Menge manche Verehrer und machten um ſo empfänglicher für den Geiſt der chriſtlichen Moral.

Um ſo mehr iſt zu bedauern, daß zum Behufe eines gründlichen Religionsunterrichts in den darüber erſchienenen Lehrbüchern immer noch zu wenig der Gehalt griechiſcher und römiſcher Schriftſteller benutzt und vor Augen geſtellt worden iſt. Denn unter den mir bekannt gewordenen Lehrbüchern iſt keines, worin der Plan die Glaubens- und Sittenlehre des Alterthums mit der chriſtlichen in nähere Verbindung zu bringen und theils zur Begründung und Verdeutlichung, theils zur Hervorhebung und Würdigung chriſtlicher Ideen und Begriffe zu benutzen, ſo zu ſagen ſyſtematiſch durchgeführt wäre. Entweder iſt das, was auf dieſen Zweck ſich bezieht, nur in beſondern Zugaben für Lehrer zuſammengeſtellt und alſo dem Gebrauche der Schüler weniger zugänglich gemacht, oder es ſind auch die angegebenen Stellen nicht immer glücklich gewählt und eben ſo wenig in genügender Anzahl mitgetheilt.

Warum aber der Gehalt griechiſcher und römiſcher Schriftſteller in religiöſer und ethiſcher Beziehung bis jetzt ſo wenig für den Religionsunterricht in den oberſten Gymnaſialclaſſen ausgebeutet und zur Vergleichung näher gebracht worden iſt, davon laſſen ſich mehrere Gründe denken. Entweder hat man beſorgt durch dieſe Zugabe dem Lehrbuche eine zu große Ausdehnung und Stärke zu geben und deſſen allgemeinem Gebrauche Eintrag zu thun. Dagegen läßt ſich jedoch erinnern, daß, wenn die zur eigentlichen chriſtlichen Glaubens- und Sittenlehre nicht

gehörenden Partien, z. B. die ſpecielle Kirchengeſchichte, philoſophiſche Propädeutik u. dgl., weggelaſſen und ihren beſondern Lehrbüchern überwieſen werden, wenn ferner die Materien der chriſtlichen Glaubens- und Sittenlehre in gedrängter Kürze und ſtreng logiſcher Ordnung, unbeſchadet der Vollſtändigkeit und Klarheit, behandelt werden, für die Aufnahme claſſiſcher Stellen Raum genug bleiben werde. Oder hat man die vorchriſtlichen Lehren abſichtlich außer Acht gelaſſen aus Beſorgniß, man würde das ſogenannte Heidenthum zu hoch ſtellen und der Würde des Chriſtenthums etwas dadurch vergeben, ſo iſt auch dieſer Grund ſchon aus den obigen Erörterungen widerlegt. Gerade durch die Vergleichung und Darlegung alles deſſen, was in der Glaubens- und Sittenlehre der Griechen und Römer als vorbereitend auf das Chriſtenthum und dasſelbe erläuternd erſcheint, wird das hie und da immer noch auftauchende Vorurtheil, als ob die Leſung heidniſcher Schriftſteller dem Geiſte chriſtlicher Völker feindlich entgegentrete, am leichteſten zu Schanden gemacht und abgewehrt. Obgleich ſchon Auguſtinus von den chriſtlichen Elementen, die ſich bei den Philoſophen der Alten finden, ſagt: „non esse formidanda, sed ab eis tamquam iniustis possessoribus in usum nostrum vindicanda," ſo vermochte doch noch im Jahre 1834 ein Deputirter auf dem Landtage in Dresden auszuſprechen: „die Dichter, Philoſophen und Helden des claſſiſchen Alterthums ſeien die Antipoden des chriſtlichen Princips." Gegen dieſes Urtheil haben zwar manche Sachkundige ſchriftlich und mündlich ſich mit Nachdruck erklärt, unter andern Siebelis in einer gehaltvollen Rede, wo er behauptet: „in veterum Graecorum Romanorumque doctrina religionis et morum plurima esse, quae cum Christiana consentiant amicissime, neque humanitatis studia per suam naturam vero religionis cultui quidquam detrahere, sed ad eum alendum conservandumque plurimum conferre;" die kräftigſte Widerlegung jener blinden Eiferer wird aber die ſein, daß man dem chriſtlichen Religionsbuche ſelbſt einverleibt was die claſſiſchen Autoren dem chriſtlichen Elemente Entſprechendes und Verwandtes darbieten. Zugleich würde dadurch einem falſchen oder wenigſtens einſeitigen Urtheile, was durch die Stimmen der Zeloten leicht in den Köpfen der Jünglinge geweckt werden könnte, am ſicherſten vorgebeugt. Wollten jedoch ſelbſt milder Geſinnte befürchten, durch ſolche Zuſammenſtellung des Heidniſchen und Chriſtlichen möchte eine Ueberſchätzung des Heidenthums erzeugt und die Achtung für das Chriſtenthum vermindert werden, ſo möchte ich im Gegentheil behaupten, daß durch dieſe Gegenüberſtellung heidniſcher und chriſtlicher Glaubens- und Sittenlehren einestheils die ehrfurchtsvolle Bewunderung der göttlichen Weisheit, wie ſie ſich in der Stufenfolge zeit- und volksgemäßer Offenbarungen ſo herrlich darſtellt, befördert, anderntheils die Hochſchätzung des Chriſtenthums um ſo tiefer im Gemüthe des Jünglings begründet und befeſtigt werden müßte, als durchaus das geiſtigere und reinere Element der chriſtlichen Glaubens- und Sittenlehre deſto mehr zur Anſchauung gebracht und die Vortrefflichkeit der chriſtlichen Religion einleuchtender gemacht würde. Noch ein anderer Grund, der für die beabſichtigte Zuſammenſtellung ſpricht, iſt dieſer: Wenn überhaupt als Grundſatz beachtet werden muß, daß vorzüglich in den höhern Claſſen der Gymnaſien auch die Gegenſtände des Unterrichts, welche die religiöſe Ausbildung nicht unmittelbar betreffen, doch in eine fruchtbare Beziehung auf jene geſetzt werden müſſen, ſo iſt dieß vorzugsweiſe bei den Claſſikern und dem Religionsunterrichte in Anwendung zu bringen, und die Anwendung wird um ſo mehr erleichtert, wenn das claſſiſche Alterthum mit ſeinem religiös-ethiſchen Inhalte in möglichſt nahe Verbindung mit der Lehre des Chriſtenthums

gebracht und vor Augen geſtellt wird. Gerade durch dieſe unmittelbare Verbindung wird am ſicherſten erreicht was Niemeyer in ſeinem Anti-Willibald ſagt: „Die weiſe Verbindung claſſiſcher Gelehrſamkeit mit der Behandlung der Urkunden unſeres Glaubens, eines feſten hiſtoriſchen Wiſſens mit dem Vortrag ihrer Lehren und ihrer Schickſale iſt ein ſicheres Schutzmittel die Religion ſowohl vor einem der Schrift fremden theologiſchen Dogmatismus, als vor einem in dunkle Nebel gehüllten Myſticismus zu ſichern.“ Und es kann nicht fehlen, daß, wenn der Religionsunterricht auf dieſe Art mit der Hauptbeſchäftigung der obern Claſſen, mit den griechiſchen und römiſchen Claſſikern, mehr in Zuſammenhang gebracht wird, auch das Intereſſe am Religionsunterrichte mehr belebt und die Empfänglichkeit für denſelben geſteigert wird. Wollte man einwenden, durch die Lectüre der Claſſiker ſelbſt werde ja ſchon die Bekanntſchaft mit dem religiöſen und ethiſchen Elemente der Griechen- und Römerwelt erzielt, und es bedürfe keiner beſondern Aufnahme der Beweisſtellen in das Lehrbuch, ſo iſt dagegen zu bemerken, daß gerade diejenigen Schriftſteller der Griechen und Römer, die den reichhaltigſten und fruchtbarſten Stoff zu dieſem Zwecke darbieten, am wenigſten geleſen werden und geleſen werden können.

Wie nun müßte ein Lehrbuch der chriſtlichen Religion etwa ſeiner Form und ſeinem Umfange nach eingerichtet werden, wenn die oben niedergelegte Idee zur Ausführung gebracht werden ſollte?

I. Dürften die Hauptbeſtandtheile ſeines Stoffes nichts, als was zum Religionsunterrichte weſentlich gehört, enthalten, alſo 1) Geſchichte des Chriſtenthums, welche zugleich mit in ſich begreift die auf dasſelbe vorbereitenden Momente im claſſiſchen und jüdiſchen Alterthume; 2) die Glaubenslehre; 3) die Pflichtenlehre; 4) die dem Chriſtenthume eigenthümlichen Inſtitute und Gebräuche; Alles in gedrängter Kürze und überſichtlicher Ordnung.

II. Dem Texte untergeſetzte Anmerkungen müßten enthalten: 1) Nachweiſungen umfaſſenderer, jedoch für das jugendliche Alter berechneter Schriften, welche das Geſchichtliche, Religiöſe und Ethiſche des Chriſtenthums gründlich behandeln; 2) Angabe der Hauptbeweisſtellen und Kernſprüche aus dem Alten und Neuen Teſtamente; 3) diejenigen Stellen der griechiſchen und römiſchen Autoren, die theils über die hiſtoriſchen Seiten des Chriſtenthums Licht verbreiten und nachweiſen, wie ſich dasſelbe Bahn gebrochen habe, theils über die Entſtehung mancher Glaubens- und Sittenlehren Aufſchluß geben, deren gründliches Verſtändniß befördern und ſolche Ausſprüche enthalten, die mit denen im Neuen Teſtamente enthaltenen oft wörtlich übereinſtimmen, und auch einen Beitrag zur Bildung derjenigen Humanität geben, deren höchſte Vollendung das Chriſtenthum beabſichtigt. Dieſe Stellen aus den Claſſikern müſſen in der Urſprache mitgetheilt und ausgedruckt werden, wenn ſie aus weniger bekannten und gebrauchten Schriftſtellern entnommen ſind, dürfen aber bloß angezeigt werden, wenn die Bücher ſelbſt in den Händen der Schüler ſind; die etwa nöthigen Erläuterungen bleiben dem mündlichen Vortrage des Lehrers überlaſſen. Neben Homer, Pindar, den Tragikern, welche bald in ihren Vorſtellungen von den Göttern, von deren Gaben an die Menſchen, von deren Einfluß auf menſchlichen Verſtand oder Unverſtand, bald in ihren Andeutungen eines Bewußtſeins von Abhängigkeit den nächſten Uebergang zu den reinern und geiſtigern Ideen des Chriſtenthums bilden, ſind von den übrigen Griechen vorzüglich Platon, Xenophon, Ariſtoteles, Antonin, Epiktet, Arrian, von den Römern Cicero in ſeinen philoſophiſchen Schriften und Seneca in ſeinen Briefen zu benutzen.

Die Auswahl ſolcher Hauptſtellen aus Griechen und Römern iſt ſchon vorbereitet und erleichtert durch C. G. Siebelis in ſeiner oben erwähnten Disputation, „qua periculum fecit ostendendi in veterum Graecorum Romanorumque etc. p. IV. et V. Budiss. 1837.“

Profeſſor Schnitzer aus Heilbronn entgegnete: Er halte die Frage für eine ſehr wichtige, ob der Religionsunterricht auf Gymnaſien nach rationellen, oder dogmatiſchen Principien zu ertheilen ſei, aber er betrachte das vom verehrten Redner vorgeſchlagene Mittel nur als ein homöopathiſches, welches von Seiten derer, die, allen rationellen Unterricht ausſchließend, die Claſſiker der Bibel und ihrem Inhalte entgegenſetzen, großen Widerſpruch finden würde. Auf den Gymnaſien ſei ein philoſophiſcher Religionsunterricht mehr hervorzuheben und zu fördern, dieſer aber nicht zu entnehmen aus den Claſſikern.

Hofrath Thierſch ſchlug vor dieſe Discuſſion fallen zu laſſen; alle Philologen ſeien geborene Rationaliſten im guten Sinne des Worts, wie Reuchlin und Melanchthon.

Es begann nun der Vortrag des Director **Rothert** aus Lingen **über den ſucceſſiven Unterricht in den auf Gymnaſien zu lehrenden Sprachen.**

„Um gründliche und umfaſſende Verſuche in der Lehrkunſt zu machen, habe ich in den vier Jahren von Oſtern 1836—1840 denſelben Schülercötus von der unterſten Gymnaſialclaſſe bis in die Secunda als Ordinarius durchgeführt. Die erſten zwei Jahre habe ich die Schüler nur eine fremde Sprache, die lateiniſche, gelehrt und für dieſe volle Zeit und Kraft in Anſpruch genommen. Im dritten und vierten Jahre habe ich das Lateiniſche fortgeführt und dieſelben Schüler mit Benutzung aller vorhandenen Sprachkenntniſſe auch Franzöſiſch gelehrt. Im vierten Jahre endlich hat einer meiner Collegen, Conrector Reibſtein, nach denſelben methodiſchen Grundſätzen einen Curſus des Griechiſchen, ein anderer, Conrector Raydt, einen Curſus des Engliſchen und Holländiſchen angeſchloſſen.

Die Reſultate dieſer unſerer Entdeckungsreiſe im Gebiete der Lehrkunſt waren für uns Lehrer ſelbſt überraſchend, für unſere Schüler ſehr erfreulich, ſowohl wegen ihrer ungewöhnlichen Fortſchritte, als beſonders wegen ihrer Lernfreudigkeit und ihrer durch die Lernfreudigkeit bedingten geiſtigen und ſittlichen Entwickelung. Doch auch in weiterem Kreiſe dürften für die Anſichten über Methode des Sprachunterrichtes und die Stufenfolge desſelben auf Gymnaſien unſere Verſuche nicht ganz unerheblich ſein. Und da ein Hauptaugenmerk der dießjährigen Philologenverſammlung die Lehrverfaſſung der Gymnaſien iſt, ſo möchte auch ich gern mein Scherflein zu der gemeinen Sache beiſteuern, und ſo erbitte ich mir denn, meine Herren, Ihre gütige Aufmerkſamkeit zunächſt für eine Skizze unſeres Experimentalcurſus und ſeiner Reſultate, demnächſt für einige Vorſchläge, den ſucceſſiven Unterricht in den auf Gymnaſien zu lehrenden Sprachen betreffend.

Im erſten Curſusjahre begann ich bei wöchentlich zehn Stunden in der Quinta, der unterſten eigentlichen Gymnaſialclaſſe, das Latein mit einem Schülercötus, deſſen Elemente nicht beſonders günſtig waren. Es waren elf Knaben von 9—13 Jahren, die durchſchnittlichen Natur-

anlagen waren nur gewöhnlich, die Vorbildung mangelhaft, namentlich die ſprachliche; einige der älteren Schüler waren durch langjähriges Dumpfen in der Gemeindeſchule bereits ſehr verkommen; und, was wohl zu beachten, nur einer unter dieſen elf ſollte vielleicht, keiner wollte ſtudiren.

Am Ende des erſten Schuljahres waren die Schüler ſämmtlich feſt in der regelmäßigen Formenlehre und in den wichtigeren Anomalien. Sie hatten das Grotefendſche Elementarbuch wiederholt durchgemacht und etwa 50 Seiten aus dem Gedike geleſen. Die letzte mündliche Repetition des Grotefend ging ſo geläufig, daß die Schüler in jeder Stunde etwa ein Zehntel des Hülfsbuches, 6—8 Großoctavſeiten durchüberſetzten, und daß auch in den deutſch-lateiniſchen Stücken den beſſeren nur ſelten, den ſchwächeren nur wenige Fehler entſchlüpften.

Im zweiten, dem Quartajahre, wurde wiederum bei 10 Stunden wöchentlich die Formenlehre und Grotefend's Hülfsbuch repetirt, Krebs' Anleitung erſter Curſus (50 Seiten) mündlich, Döring's Anleitung erſter Curſus vom 1ſten bis 77ſten Stücke ſchriftlich und zwar in doppelter Bearbeitung überſetzt; das erforderliche Syntaktiſche ward gelegentlich erklärt und eingeübt. Daneben wurden Vocabeln aus Wiggert gelernt. Das Gedikeſche Leſebuch wurde beendigt, der Cornel ganz, die vier erſten Bücher der Metamorphoſen Ovid's mit den paſſenden Ueberſchlagungen geleſen, und Alles bis zu völliger Geläufigkeit repetirt. Die Schüler ſcandirten am Ende des Jahres correct und waren in den wichtigeren proſodiſchen Regeln wohl bewandert. Bei der Repetition überſetzten ſie in jeder Stunde 150 Verſe des Ovid. In den durchgenommenen Theilen der Grammatik waren ſie klar und ſicher. In den Exercitien aus Döring machten ſie wenig Fehler und achteten eifrig auf richtige Wahl der Wörter, wie auf den Satzbau.

Das dritte Curſusjahr führte Lehrer und Schüler in die Untertertia. Ein jüngerer Schüler blieb zurück, einige ältere gingen in's bürgerliche Leben über, die früheren Tertianer und einige Auswärtige traten hinzu, leider als hemmende Elemente, wiewohl ſie ſchon doppelt ſo lange Zeit Latein gehabt hatten. Geleſen wurden die letzten acht Bücher von Ovid's Metamorphoſen, die erſten fünf von Cäſar's galliſchem Kriege. Aus dem Döring wurde von Curſus I, Stück 78 bis II, 89 ſchriftlich überſetzt. Im Sommer wurde die Formenlehre nach Zumpt's großer Grammatik durchgenommen, im Winter die Syntax nach Krebs' Anleitung, zweitem Curſus, begonnen.

Im vierten Curſusjahre — eigentlich dem der Obertertia — verband ich die ganze Secunda mit meinen Experimentalſchülern und ließ die letzteren ſämmtlich in die Secunda aufſteigen, weil ſie wiederum den älteren Schülern gewachſen oder überlegen waren. Störend war ferner auch hier das Zutreten mehrerer auswärtigen Schüler. Dennoch belebte der einmal vorhandene Claſſengeiſt bald auch die fremden Elemente. Geleſen wurde Virgil's Aeneïs ganz, Cicero's Cato maior und Laelius und die erſten zwei Bücher des Livius. Der zweite Curſus des Döring wurde beendigt, Forbiger's Anleitung begonnen. Desgleichen wurde Krebs' Anleitung beendigt, deſſen Beiſpiele die Schüler unpräparirt mündlich überſetzten.

Im Laufe dieſes vierten Jahres gewannen die Experimentalſchüler eine grammatiſche Durchbildung, ſo wie eine Correctheit und Eleganz im Lateinſchreiben, wie ich ſie auf den mir mehr oder weniger bekannt gewordenen hannöverſchen und preußiſchen Gymnaſien noch nie in einer Secunda ſo durchgängig kennen gelernt habe. Noch höher ſtanden ſie in klarer und raſcher Auffaſſung, ſo wie im geläufigen und gewählten Ueberſetzen der geleſenen Schriftſteller. Der

Herr Oberſchulrath Kohlrauſch war zugegen, als zu Anfang des vierten Jahres die zwei ſchwächſten Experimentalſchüler, nichtſtudirende Knaben von 13 und 14 Jahren, einen ihnen fremden Abſchnitt aus Ovid ex tempore und mit wenig Nachhülfe überſetzten. Im letzten Semeſter hatte ich für die Lectüre des Virgil die Prima mit der Secunda verbunden, aber die oberen der von mir durchgeführten Schüler überſetzten durchgehends beſſer als die Primaner, und zwar, wie ich erſt nachher erfuhr, der eine, welcher viele Privatſtunden zu geben hatte, meiſt unpräparirt.

Noch raſcher waren die Fortſchritte im Curſus des Franzöſiſchen, welcher in das dritte und vierte Jahr des Geſammtcurſus fiel. Die Schüler ſahen mit frohem Erſtaunen, daß ſie das Franzöſiſche im Lateiniſchen ſchon halb erlernt hatten. Gleich in der erſten Stunde laſen und überſetzten wir zehn Zeilen, die etwa hundert Wörter enthielten, und unter dieſen hundert Wörtern waren nur vier, deren Bedeutung ſie nicht entweder aus Latein oder Deutſch errathen, oder, nachdem ich ſie hergeleitet, leicht gefaßt und behalten hätten. Die unregelmäßigen Verba wurden in ſechs Stunden erlernt. Im erſten Schuljahre wurden — bei 6 Stunden wöchentlich — 164 Großoctavſeiten des Schafferſchen Leſebuches geleſen und daneben die Formenlehre feſt eingeübt. Das Weſentliche aus der Syntax wurde gelegentlich, namentlich durch ſchriftliches Rücküberſetzen grammatiſch genau erklärter Abſchnitte eingeübt. Im zweiten Curſusjahre des Franzöſiſchen, wo die Zahl der Stunden auf vier beſchränkt ward, wurde der ganze Don Quichotte in Florian's Ueberſetzung geleſen und zwar im letzten Semeſter ſo, daß die Schüler ſich vorbereiteten vier Seiten der neuen Stuttgarter Ausgabe ohne Leſen des Franzöſiſchen raſch zu überſetzen, worauf ich noch 6—8 Seiten gleich deutſch las. Daneben wurde die Syntax nach Simon ganz durchgenommen, die Formenlehre repetirt, mit dem ſchriftlichen Rücküberſetzen fortgefahren und Exercitien nach Meißners Materialien gemacht, in denen ſich von Anfang an eine erfreuliche Correctheit zeigte, ohne daß die Schüler je am Ueberſetzen einzelner Sätze die Grammatik eingeübt hatten.

Den Elementarunterricht im Griechiſchen ertheilte im vierten Curſusjahre der Conrector Reibſtein bei 6 Stunden wöchentlich. Nur drei meiner alten Schüler nahmen daran Theil, aber hinter zweien derſelben blieben die neu hinzugetretenen auswärtigen, welche anderswo bereits einige Jahre Griechiſch getrieben hatten, entſchieden zurück. Der Conrector Reibſtein begann beim zweiten Curſus des Jacobs mit den äſopiſchen Fabeln, las im Sommer den größten Theil dieſes zweiten Curſus und übte mündlich die Formenlehre zu erfreulicher Geläufigkeit ein; im Winter las er neun Geſänge der Odyſſee und übte die Grammatik durch ſchriftliches Rücküberſetzen. Gegenwärtig nach $1\frac{1}{2}$ Jahren ſind die Schüler zum Standpunkte einer ganz guten Secunda gelangt.

In Parallelſtunden des Griechiſchen erhielten während des 4ten Curſusjahres die der Handlung ſich widmenden Schüler Unterricht im Engliſchen und Holländiſchen beim Conrector Raydt. In dieſem einen Jahre laſen die Schüler das ganze Hundeiker'ſche engliſche Leſebuch mit Ueberſchlagung der einzelnen Sätze und einzelner minder intereſſanter Abſchnitte, im Ganzen etwa 400 Seiten, abſolvirten die Formenlehre und übten die Syntax durch ſchriftliches Rücküberſetzen. Im Holländiſchen ſollte der ganze Curſus in einem Jahre abſolvirt werden; darum überſetzten ſie nur etwa 200 Seiten aus Jaarsveldt, wurden aber mehr in der Grammatik und im Schreiben geübt.

Gegenwärtig ſind bis auf zwei Schüler, die erſt ſpät ſich zum Studiren entſchloſſen, die Experimentalſchüler ſämmtlich abgegangen und zwar die meiſten im letzten Jahre. Gewöhnlich ſind die nichtſtudirenden Schüler unluſtige Lateiner; die meinigen laſen Virgil, Cicero und Livius mit Luſt, keiner benutzte die für Secunda offerirte Dispenſation von der Lectüre. Vom Lateinſchreiben ließ ein Vater ſeinen Sohn wegen ſeiner Jugend und Schwächlichkeit dispenſiren, aber nach einem Semeſter erlaubte er ihm auf eigenes Andringen desſelben wieder Theil zu nehmen.

Dieß, meine Herren, ſind Reſultate, die darzulegen ich mich ſcheuen würde, wenn ich nicht auf das Zeugniß eines hier anweſenden Augenzeugen, des Herrn Oberſchulraths Kohlrauſch von Hannover, im Weſentlichen mich berufen könnte, und wenn ich nicht durch Thatſachen eine ſonſt wohl als anmaaßlich erſcheinende Behauptung rechtfertigen müßte, die Behauptung nämlich, daß der Sprachunterricht unſerer unteren und mittleren Gymnaſialclaſſen im Ganzen und Großen noch ſehr der Verbeſſerung fähig ſei. Er iſt zurückgeblieben einerſeits hinter der Vervollkommnung der Methode im Volksſchulweſen, andrerſeits hinter den Fortſchritten der philologiſchen Wiſſenſchaft an ſich; mehr noch iſt er zurückgeblieben hinter der Idee des Gymnaſiums und des geiſtigen Lebens in den Gymnaſien, wie unſere Zeit dieſelbe aufſtellen muß.

Das Hauptziel des chriſtlich-deutſchen Gymnaſiums und Hauptcharakter eines guten Schulunterrichts muß doch wohl ſein, daß — nach Döderlein's Worte — der Schüler freudig lerne, daß nicht Furcht, Eitelkeit, Ehrgeiz Haupttriebfeder ſeines Fleißes ſei, daß nicht in Langweile und Zerſtreutheit er verdumpfe, daß nicht der Widerwille gegen den Lehrgegenſtand ihn zum Unfleiße, zur Täuſchung, zum Widerſinne gegen den Lehrer, zum Widerſtreben gegen die Schule verleite, ſondern daß die rege Beſchäftigung, das friſche, lebendige Spiel ſeiner Geiſteskräfte, ihn freue, belohne und ſporne, wie etwa im Bade und auf dem Eiſe, wie auf dem Turn- und Spielplatze er der regen Körperthätigkeit, er der zunehmenden Kraft und Gewandtheit ſich freut. Unſere Gymnaſien tragen ja ihren Namen von den Gymnaſien der alten Hellenen. In freudiger Thätigkeit ſicherlich wird dort körperliche Kraft, Schöne und Gewandtheit ſich entwickelt haben, in freudiger Thätigkeit entfaltete ſich die ganze Herrlichkeit des geiſtigen Lebens des Hellenen. Zeigen wir uns als echte Humaniſten, indem wir freudige Thätigkeit in den Bildungsſtätten deutſcher Jugend mehr und mehr heimiſch machen. Denn nur aus freudiger Thätigkeit erwächſt die rechte Kraft und Gewandtheit des Geiſtes, erwächſt die Liebe zu geiſtiger Beſchäftigung, die Liebe zum Lehrer, die Pietät gegen die Schule, aus dem Allen endlich erwächſt die Liebe zum Guten und zu Gott, des Guten Urquell.

Aber vergleichen wir nun mit den Anforderungen an die Schule, welche am ſtrengſten gerade der Schulmann, gerade die Schule ſelbſt aufſtellen und feſthalten muß, vergleichen wir damit die Wirklichkeit in den meiſten unteren Claſſen unſerer Gymnaſien: wahrlich, meine Herren, wir Schulmänner dürfen da nicht zufrieden ſein, wir dürfen nicht immer außer uns die Urſachen des Uebels ſuchen, auch wir machen es danach, daß es iſt, wie es iſt. Betrachten wir zunächſt das Lateinlernen. Das Latein iſt herkömmlich und mit gutem Grunde die breite Baſis des geſammten Gymnaſialunterrichts, es iſt eben dadurch auch eine Baſis der Gymnaſialerziehung. Nun mögen unſere deutſchen Gymnaſien und Progymnaſien leichtlich gleichzeitig 50,000 Latein lernende Knaben enthalten, und aus dieſer zahlreichen Jugend, nicht bloß aus der Minderzahl der ſpäter ſtudirenden Schüler, ſoll dereinſt der geiſtige Kern des Volkes hervorgehen. Aber ſind

unter dieſen 50,000 nun wohl 10,000, die mit eigentlicher Luſt Latein lernen, d. h. die nicht des Lobes, des höhern Platzes, der Cenſur, der Verſetzung, ſondern die des Unterrichtes, die des Lernens ſelbſt ſich freuen? Und all' die unluſtigen, die unfleißigen Lateiner — wie viele unter ihnen ſind nicht eben deßhalb auch unnütze Schüler überhaupt! wie viele werden nicht aus unnützen Schülern dereinſt auch unnütze und unglückliche Menſchen! Wahrlich, meine Herren, unberechenbar iſt die Fortwirkung dieſes Uebels auf Wohl und Würdigkeit von Tauſenden von Familien, auf das geſammte Leben unſeres Volkes, auf die gedeihliche Löſung ſo vieler ſchwerer Fragen unſerer Zeit.

Darum iſt es denn auch nur ein richtiges, wiewohl meiſtens unklares Gefühl dieſes Uebels, welches heutzutage gerade gegen das Lateinlernen ſo viele Anklagen hervorruft, welches für die Jugend der gebildeten Stände zur Errichtung ſo vieler und ſo vielfacher Lehranſtalten hintreibt, die das Latein beſchränken oder ganz ausſchließen. Nun weiß ich gar wohl, meine Herren, daß viele Gymnaſiallehrer dieſer Ausſcheidung der nichtſtudirenden Schüler ſich freuen, daß ſie dieſelbe möglichſt zu fördern ſuchen, daß ſie ſich einbilden, es werde weſentlich beſſer gehen, wenn ſie nur erſt all' die nichtſtudirenden Schüler, die Barbari, vom Halſe los wären, daß ſie folglich nicht minder ſich einbilden, der rechte Geiſt und Sinn des Schülers komme vom dereinſtigen Brodſtudium, vom lockenden Maturitätseramen. Aber ich meines Theils kann dieſe Freude nicht theilen, dieſes vornehme Ausweiſen nicht billigen. Die Gymnaſien ſind ein heiliges Vermächtniß einer ehrenwerthen Vorzeit; weſentlicher Zweck ihrer Stiftung iſt die Bildung des ganzen geiſtigen Kernes im Volke, zufällig iſt es, daß dieſer Kern damals faſt nur aus Studirten beſtand. Die Gymnaſien ſind ein ager publicus des deutſchen Volkes; wir ſtudirten Leute ſind gleichſam Patricier, wir dürfen nicht, weil wir einmal dieſen ager inne haben, die inzwiſchen ſtark gewordene plebs vom gebührenden Antheil ausſchließen. Und dürften wir es, es wäre nicht rathſam für uns ſelbſt. Denn das außer den Gymnaſien, das im Gegenſatze zu den Gymnaſien und zu den ſtudirten Ständen erwachſene, das auch von uns auf die materiellen Intereſſen hingewieſene Geſchlecht, das könnte einmal, und wäre es nur in ſtändiſchen Kammern, die Zügel der Regierung in die Hände nehmen, es könnte im Schulweſen revolutioniren, weil wir nicht bei Zeiten reformirt hätten, es könnte im Zeitenſturme, um das lecke Staatsſchiff zu erleichtern, auch die Gymnaſien als altes Gerümpel über Bord werfen. Doch abgeſehen von all' ſolchen böſen Möglichkeiten, erſcheint es wohl uns Allen weder als nöthig, noch als nützlich, noch auch als ehrenvoll, daß das Gymnaſium vorherrſchend eine Art Vorſchule der Univerſität ſei oder werde, vielmehr dürfte es ſehr nöthig, ſehr nützlich, dürfte es ungleich ehrenvoller ſein, daß für die große Mehrzahl der gebildeten Männer im Volke das Gymnaſium die Hauptſchule, die alma mater ſei, der den beſten Theil ſeines geiſtigen Lebens zu verſchulden der gebildete Induſtrielle, wie der Studirte, dankbar bekenne.

Allerdings muß dann Vieles, muß namentlich der Sprachunterricht des Knabenalters anders und beſſer werden. Aber wie ſo oft an den Menſchen, ſo ergeht auch hier an Staat und Schule die Mahnung: Macht es nur beſſer, ſo wird es beſſer. Und an wen könnte dieſe Mahnung wohl lauter ergehen als an dieſe Verſammlung von Schulmännern? Findet hier nur das freie, warme, wohlgemeinte Wort die rechte Statt, wird hier die reifliche Erwägung der Frage beſchloſſen, von hier aus die umſichtigere, gründlichere Erörterung durch die Preſſe angeregt:

wird ſchon der rechte Rath ſich ermitteln, und auf den rechten Rath wird auch die That ſchon folgen.

Den rechten Rath nun fertig anzubieten vermeſſe ich mich keineswegs; deß werden ſelbſt ſolche Männer ſich nicht vermeſſen, die an Erfahrung, an Kenntniß des geſammten deutſchen Gymnaſialweſens, an Einſicht und Scharfblick unendlich weit über mir ſtehen. Nur anzuregen iſt mein Wunſch, nur zur Anregung weiterer Erörterung erlaube ich mir folgende Ideen Ihnen, meine Herren, auszuſprechen.

Daß der Sprachunterricht in den unteren und mittleren Claſſen beſſer werde, dazu gehören vor Allem tüchtige und eifrige Lehrer, dazu gehört zweitens die Vervollkommnung der Methode und der Schulbücher, zwei Erforderniſſe, deren Beſprechung die dieſem Vortrage verſtattete Zeit nicht erlaubt; dazu gehört aber auch eine zweckmäßige Lehrverfaſſung der Gymnaſien. Und in dieſer Hinſicht erlaube ich mir folgende Zweifel anzuregen:

1) Wird nicht meiſtens der Unterricht in fremden Sprachen zu früh begonnen, bevor eine in und außer der Schule zu gewinnende größere Kraft und Gewandtheit des Geiſtes ein raſcheres und lohnenderes Fortſchreiten erlaubt?

2) Iſt es nicht beſſer die Elemente der verſchiedenen Sprachen *nach* einander zu lehren, nicht wie jetzt meiſtens *neben* einander, z. B. nicht in Sexta die des Deutſchen und des Lateins, in Quinta die des Deutſchen, Lateiniſchen und Franzöſiſchen, in Quarta immer noch dieſelben und dazu die des Griechiſchen? Wird nicht dadurch

a) Kraft und Zeit des Schülers zerſplittert, ſeine Luſt geſchwächt?

b) es dem Lehrer unmöglich gemacht durch Anknüpfung an eine bereits erlernte Sprache die Erlernung einer neuen bedeutend zu fördern?

3) Mangelt es nicht häufig zu ſehr an Gleichmäßigkeit der Schüler? Jährige Curſe, jährliche Aufnahmen, jährliche Verſetzungen ſind vielfach noch pia desideria. So müſſen denn mehrere Abtheilungen neben einander beſchäftigt, oder vielmehr die eine indirect auf Allotria hingewieſen werden.

4) Mangelt es nicht zu ſehr an Einheit des Unterrichtes? Gar unzweckmäßig iſt es in unteren Claſſen den Unterricht in derſelben Sprache an verſchiedene Lehrer zu verſplittern. Aber iſt er auch in jeder Claſſe ganz in derſelben Hand, ſo zieht ſich doch der Elementarunterricht im Lateiniſchen und Deutſchen durch mehrere Claſſen und mehrere Jahre hin. Wäre es da nun nicht ungleich beſſer, wenn z. B. der Elementarunterricht im Lateiniſchen — im weiteren Sinne genommen — in den beiden unterſten Claſſen abſolvirt würde, und wenn, wo irgend die Perſönlichkeiten dieß erlauben, die Lehrer dieſer beiden unterſten Claſſen jährlich mit einander alternirten? So würde auch wohl

5) die Lehrfreudigkeit mehr gefördert. Es iſt doch wahrlich nur als Ausnahme anzuſehen, wenn derſelbe Lehrer Jahr aus Jahr ein mensa und amo tractirt und doch ein geiſtig regſamer und anregender Lehrer bleibt. Der beſte Lohn und Sporn des Lehrers iſt ja zunächſt die eigene freudige Geiſtesthätigkeit während des Lehrens, demnächſt die Freude des Gelingens, des Fortſchreitens der Schüler. Das iſt ſchon ganz anders, wenn der Lehrer der erſten Elemente den Schüler wenigſtens bis in den Ovid führt. Ich für mein Theil bedurfte nur im erſten Jahre

meines Experimentalcurſus der Reſignation, ſchon im zweiten Jahre war mir das Lehrgeſchäft ein ſehr angenehmes und geiſtig anregendes.

6) Sollte es nicht überhaupt rathſam ſein häufiger als bisher denſelben Lehrer denſelben Schülercötus durch mehrere Claſſen durchführen zu laſſen? Die vielfach praktiſchen Jeſuiten haben dieſen Sporn weislich benutzt. Weit entfernt nun vorſchlagen zu wollen, daß nach dem Vorgange der Jeſuiten derſelbe Lehrer ſeinen Schülercötus von der infima bis zur Univerſität durchführe, möchte ich es doch für erſprießlich halten, wenn und ſo lange es thunlich, die Lehrer der Serta und Quinta einerſeits, die der Quarta und Tertia andererſeits unter einander alterniren, ſie alſo denſelben Schülercötus zwei bis drei Jahre lang durchführen zu laſſen.

7) Werden nicht die vier unteren Gymnaſialclaſſen hinſichtlich Zutheilung der Lehrerkräfte etwas ſtiefmütterlich behandelt? Die oberen Claſſen ziehen meiſt die tüchtigeren Schulmänner an, den unteren bleibt eine unverhältnißmäßige Mehrzahl von unfähigeren, ungeſchickteren, ſchlafferen, und dieſe verfallen dann um ſo ſicherer dem heilloſen Gymnaſialſchlendrian, dem geiſtigen Tode für Lehrer und Schüler. Wird der Unterricht in unteren Claſſen ähnlich zuſagend, wie der in oberen, wird er gleich ehrenvoll und ökonomiſch vortheilhaft, ſo wird auch ihn bald das geiſtige Salz des Schulſtandes beſſer durchdringen. Leiden werden darunter die oberen Claſſen nicht; vielmehr muß jedes Steigen der unteren Claſſen auch ſie heben.

Nach dieſen Ihrer gütigen Erwägung unterſtellten Zweifeln, Fragen und Wünſchen erlaube ich mir nun noch ſpeciell über die Stufenfolge des Unterrichtes in den verſchiedenen Sprachen des Gymnaſiums folgende unmaßgebliche Vorſchläge zu machen, und zwar zunächſt über die Vorbildung für das Gymnaſium. Berechnet ſind dieſelben nicht auf das ganze, ſondern nur auf das nördliche Deutſchland, nicht auf Gymnaſien großer Städte, ſondern zunächſt und zumeiſt auf die kleineren und mittleren, nicht auf den ganzen Unterricht, ſondern nur auf den Sprachunterricht.

Das eigentliche Kindesalter, wenigſtens die erſten ſechs vollen Lebensjahre umfaſſend, verbleibe unverkürzt und ungetrübt dem elterlichen Hauſe. Das Kind laſſe man erſt körperlich ſich entwickeln, man laſſe es ſich ausſpielen, und vergeſſe nicht, daß auch die geiſtigen Kräfte ſich geſunder entwickeln, wenn es in Haus, Hof und Garten, in Stadt, Feld und Wald läuft und ſpielt, plaudert und lacht, ſchaut und hört, als wenn möglichſt bald es ans Stillſitzen gewöhnt und mit Buchſtabiren, Leſen und Schreiben geplagt wird, wovon die Anwendung ihm noch ſo gar fern liegt. Darum wirke die Schule nicht bloß durch Wort und Schrift, ſondern auch durch ihre Einrichtungen möglichſt dieſem entgegen, ſie empfehle dagegen als Vorbereitung für die Schule dem elterlichen Hauſe das Geſpräch und die Erzählung. Und wahrlich ſchön wäre es, wenn die Luſt leſen zu lernen immer erſt durch die Begierde geweckt würde die gehörten Geſchichtchen und Liedchen ſelbſt zu leſen.

Das zartere Knabenalter, etwa die vier Lebensjahre vom ſiebenten bis zum vollendeten zehnten, möge der Vorbildung für das Gymnaſium gehören, ſei es nun, daß eine gute Bürgerſchule, oder, beſſer, daß eine eigene Vorſchule des Gymnaſiums, letztere wo möglich in vier Claſſen mit jährigen Curſen, dieſe Vorbildung gewähre. Fremde Sprachen ſeien hier ganz ausgeſchloſſen, damit die Ausbildung in der Mutterſprache um ſo beſſer und die grammatiſche Auffaſſung derſelben eine gediegene Baſis für den eigentlichen Gymnaſialunterricht ſein könne. Als Zielleiſtung dieſer ſprachlichen Vorbildung, welcher wöchentlich 10 – 16 Stunden gewidmet wer-

den können, darf man bei dem gegenwärtigen Zuſtande der deutſchen Volksſchullehrerſeminarien und der Vervollkommnung der Methode des Elementarunterrichtes wohl getroſt aufſtellen:

a) ein correctes und geläufiges Sprechen, ſo im Geſpräch, wie in zuſammenhängender Erzählung und Beſchreibung;
b) ein correctes und geläufiges Leſen;
c) eine gute Handſchrift;
d) ſichere Auffaſſung einer dem Knabenalter faßlichen Grammatik der Mutterſprache, namentlich der Satzlehre, Geläufigkeit in der grammatiſchen Terminologie;
e) ein correctes Niederſchreiben gehörter Erzählungen und Beſchreibungen.

Mit dieſer ſprachlichen Vorbildung trete nun der Knabe in das eigentliche Gymnaſium ein und beginne hier in ungeſchwächter Friſche, mit ungetheilter Kraft und mit voller Zeit die Erlernung einer und nur einer fremden Sprache.

Für das eigentliche Gymnaſium können wir nach bisherigem Herkommen bei den nichtſtudirenden Schülern wenigſtens das dritte Luſtrum des menſchlichen Lebens, bei den ſtudirenden das dritte und faſt das vierte in Anſpruch nehmen. Folgen wir nun der von der Natur ſelbſt gemachten Eintheilung, ſo rechnen wir das reifere Knabenalter von 10—15 Jahren für die vier unteren, das Jünglingsalter von 15—20 Jahren für die beiden oberen Gymnaſialclaſſen.

Die erſten zwei Jahre des dritten Luſtrums, alſo das elfte und zwölfte Lebensjahr in Sexta und Quinta werde keine fremde Sprache als nur die lateiniſche getrieben, neben ihr in wenig Stunden der Unterricht im Deutſchen fortgeführt. Dem Latein können dann wöchentlich 12—16 Lehrſtunden gewidmet werden, dabei kann es zwei Drittheile der häuslichen Arbeitszeit in Anſpruch nehmen.

Iſt der Knabe in dieſem Biennium des Lateiniſchen gemäß den ſtreng feſtzuhaltenden Anforderungen mächtig geworden, ſo ſteige er in die Quarta auf; wo nicht, ſo bleibe er noch ein drittes Jahr in der Quinta.

In der Quarta mit einjährigem Curſus, alſo in der Regel ungefähr dem dreizehnten Lebensjahre entſprechend, führe man nun das Lateiniſche in 8 Stunden fort und wende 8 Stunden auf das neu zutretende Franzöſiſche.

Von den 8 lateiniſchen Stunden würde ich vorſchlagen 2 der Uebung im Grammatiſchen und im Schreiben, 6 dem Ovid zu widmen, um ſo in einem Jahre — die paſſenden Auslaſſungen und daß er bereits in Quinta begonnen vorausgeſetzt — die Metamorphoſen beenden und ganz repetiren zu können. Während eine ſolche Lectüre des Ovid auch die nichtſtudirenden Schüler feſſelt, werden vollends Schüler und Eltern mit dem ſonſt ſo leidigen Latein durch die nun mögliche überraſchend ſchnelle Erlernung des Franzöſiſchen verſöhnt werden.

Der Anfang des vierten Curſusjahres führe nun alle Quartaner, mit ſeltenen Ausnahmen, in die Tertia, deren Biennium ungefähr dem 14ten und 15ten Lebensjahre entſprechen wird. Das Lateiniſche werde wiederum in 8 Stunden, das Franzöſiſche in 4 fortgeführt; für die ſtudirenden Schüler trete das Griechiſche, für die nichtſtudirenden das Engliſche, jedes mit 6 Stunden, neu hinzu. Für die beiden letzteren Sprachen, wo möglich auch für das Franzöſiſche, werde die Claſſe in zwei Abtheilungen, jede mit jährigem Curſus, getheilt.

Auch in der Tertia verwende man ſechs der lateiniſchen Stunden auf die Lectüre, und zwar würde ich, wenn man ihre zwei Abtheilungen auch im Lateiniſchen ganz ſondern könnte, im erſten Jahre Cäſar's galliſchen Krieg und den Bürgerkrieg ganz leſen, im zweiten die ganze Aeneïs; müßten beide Tertia's verbunden werden, ſo läſe man vielleicht beſſer die bezeichneten Werke das ganze Biennium hindurch in je 3 Stunden.

Für das Franzöſiſche in Untertertia empfehle ich dringend den Don Quichotte, den wir in Lingen zu großem Ergötzen ſämmtlicher Schüler im vierten Curſusjahre ganz geleſen haben.

Im Griechiſchen würden nach Beendigung eines Leſebuchs, etwa des zweiten Curſus des Jacobs, noch in der Untertertia etwa ſechs Geſänge der Odyſſee geleſen, im zweiten Tertiajahre dieſelbe beendigt werden können.

Im Engliſchen wird man noch weit raſcher als ein Jahr früher im Franzöſiſchen fortſchreiten und nach Beendigung eines Leſebuchs noch im erſten Jahre den für Anfänger gar köſtlichen Vicar of Wakefield leſen können. Bei der ſchnell zu gewinnenden bedeutenden Gewandtheit im Ueberſetzen würde für das zweite Tertiajahr eine reiche Auswahl aus der reichen engliſchen Literatur möglich.

So endete denn nun mit dem zweiten Tertiajahre der fünfjährige Curſus der vier untern Claſſen, und mit ihm in der Regel das dritte Luſtrum oder das reifere Knabenalter des Schülers. Die nichtſtudirenden Schüler werden nun meiſtens ausſcheiden; bleiben ihrer mehrere, ſo wird man ſie in die Secunda können aufſteigen laſſen, um ferner parallel mit den griechiſchen Stunden neuere Sprachen zu treiben; bleiben ihrer wenige, ſo können ſie ein zweites Jahr in der Obertertia bleiben und die — durch oder ohne Dispenſation vom Lateiniſchen — ihnen werdende Muße durch Privatſtunden im Buchhalten, kaufmänniſchen Rechnen oder was ſonſt das Gewerbe begehrt, erfolgreich ausfüllen. Im letzteren Falle hätte das Gymnaſium für ſie beſonders wenig gethan; denn geſondert hätten ſie nur die zwölf Stunden für das Engliſche in den beiden Tertia's; nur eine halbe Lehrerkraft, um induſtriell mich auszudrücken, iſt für ſie allein beſchäftigt. Doch ungleich Koſtbareres wird das Gymnaſium ihnen gewährt haben, als in der Regel die Real- und Handlungsſchulen ihnen gewähren können, nämlich vor Allem eine Veredlung des geſammten geiſtigen und gemüthlichen Lebens. Denn anders als durch tägliches Ueberſetzen von Handlungsbriefen und Franzöſiſch parliren, als durch die ſchlingende Leſerei aus der Leihbibliothek entfaltet ſich das Seelenleben durch eine verſtändige Lectüre von Meiſterwerken alter und neuer Zeit, anders ferner als der Lehrerſtand, mit welchem Real- und Handlungsſchulen meiſtens vorlieb nehmen müſſen, kann ein Collegium wiſſenſchaftlicher Gymnaſiallehrer dem inneren Menſchen in der Schuljugend zu ſeinem Rechte verhelfen, anders endlich wirkt das Zuſammenleben, wirkt jugendliche Freundſchaft mit Altersgenoſſen, welche für die Wiſſenſchaft, für einen erhebenden Beruf frei ſich beſtimmen, welche einer edlen Schwärmerei für die Heroen der Geſchichte und der Literatur, für Natur und Kunſt, für Freiheit und Vaterland fähig ſind, als wenn die ganze Schülerſchaar im Lieutenant mit ſeinen Epaulets oder im gutbeſoldeten Handlungsdiener das glänzende Ziel ihres jugendlichen Strebens ſieht. Suchen wir uns die Möglichkeit zu erhalten, ſuchen wir es zur Regel zu machen, daß der künftige Kaufmann mit gleicher Luſt wie der ſtudirende Schüler den Ovid, Virgil, Cäſar, Don Quichotte leſe, daß er

ſeinen Vicar of Wakefield, ſeinen Oſſian begeiſtert dem Homer und Xenophon entgegen halte. Aus ſolchen Schülern werden Bürger hervorgehen, die lebenslänglich Freunde und Verfechter der Gymnaſien, wie überhaupt für höhere Intereſſen empfänglich ſind; ſolche Bürger wird der Beamtenadel williger für ebenbürtig erkennen, und ſie wiederum werden minder zu feindſeliger Oppoſition geneigt ſein, gerade weil ſie dem Geiſtesadel im Staate näher, verwandter ſich fühlen.

Für die ſtudirenden Schüler aber, welche in den vier unteren Claſſen ein Fundament der ſprachlichen Ausbildung gelegt haben, wie bisher ich es andeutete, kann nun in den beiden obern Claſſen ein umfaſſendes, für Geiſt und Herz gleich fruchtbares Studium der beſten Schriftſteller alter und neuer Zeit beginnen. Ich rechne zwei Jahre für die Secunda, zwei bis drei für die Prima. Aber ich rechne beim Eintritt in die Prima auf eine ſprachliche Durchbildung, wie man gegenwärtig ſie nur zu oft im Maturitätseramen vermißt. Denn in die Prima gehört ein Studium der Humaniora, wie man es vielfach in Lyceen und ähnlichen Mittelweſen zwiſchen Univerſität und Gymnaſium erſtrebt, wie man minder zweckmäßig es in die erſten Jahre des akademiſchen Studiums verlegt hat.

Jedoch in dieſer höhern Sphäre des Sprachunterrichts ſind mir, deß beſcheide ich mich willig, nicht wenige Männer dieſes ausgezeichneten Kreiſes überlegen. Wie darum vorher ich mit einiger Zuverſicht eine in funfzehn Amtsjahren gewonnene und vielerprobte Ueberzeugung über den Sprachunterricht des Knabenalters ausſprach, ſo nenne ich hier nur mit zögernder Scheu den Zweifel, ob nicht unſere oberen Schüler durchgehends zu wenig von den Alten leſen, als daß ſie durch die Lectüre derſelben recht erwärmt und gehoben werden, daß ſie dieſelben recht lieb gewinnen, ſie zu Freunden für's Leben erwählen könnten. Gedenken wir jener Zeit, wo nach Conſtantinopels Fall die gelehrten Griechen ſich über Italien verbreiteten: da führte die viva vox, nicht Lexikon und gedruckter Commentar, ſchnell in die Hellenenwelt hinein, die neuentdeckte Geiſteswelt entzückte, die Begeiſterung beflügelte, und aus der dunkeln Nacht des Mittelalters flammten urplötzlich Sonnen empor, ſo daß es Tag ward und noch heute Tag iſt. Aber heutzutage, ſorge ich, laſſen wir Erklärer die Alten ſelbſt zu wenig zu Worte kommen.

So bringe ich denn hinſichtlich des Sprachunterrichtes der obern Claſſen nur einen eigenthümlichen Vorſchlag, nämlich den, daß die Schule während des letzten Trienniums das Franzöſiſche ganz fallen laſſen und dafür in 3 Stunden wöchentlich Engliſch lehren möge. Das Franzöſiſche iſt hinlänglich bedacht, wenn es vier bis fünf Jahre lang in Quarta mit 8, in Tertia mit 4, in Secunda mit 2 Stunden wöchentlich ausgeſtattet iſt. Das Maturitätseramen wird ja kein unbedingtes Hinderniß ſein, an ſich aber verſchlägt es wenig, ob man das Forttreiben desſelben vom Eintritte in die Prima oder vom Abgange an der individuellen Wahlfreiheit überläßt. Aber ſehr wichtig iſt es, daß die Schule die Erlernung des Engliſchen nicht der eigenen Wahl und alſo dem Zufalle überlaſſe. Franzöſiſch war bisher die Sprache Europa's, Engliſch wird fortan die Sprache der Welt ſein. Frankreich iſt im innerſten Kerne welſch, iſt krank, England iſt vorherrſchend germaniſch, iſt geſund; die engliſche Literatur iſt uns verwandter, iſt reicher, iſt tiefer, iſt reiner, ſie iſt ungleich mehr geeignet den Jüngling mit Liebe zu erfüllen. Die Liebe aber iſt das Höchſte der Jugend und des Lebens."

Nach Beendigung dieſes Vortrags forderte der Vice-Präſident zunächſt den Redner auf einige Proben von der Anwendung dieſer Methode an einzelnen Beiſpielen zu geben, und als dieſer Aufforderung Genüge geſchehen war, bemerkte Hofrath Thierſch: Ein ſolcher in's Einzelne gehende Plan, wie der vorgetragene, könne nicht allgemein ausgeführt, ſondern nur auf einzelne Anſtalten berechnet werden. Es komme auf die Lehrkräfte und die Ueberzeugung der einzelnen Lehrer an. Uebrigens ſei das vom Director Rothert gewonnene Reſultat ein ſehr erfreuliches; dieſe Methode befördere raſches Fortſchreiten des Schülers, führe ſchneller in die Grammatik ein, halte nicht zu lange in den Elementen auf, und erzeuge durch richtig geleitete curſoriſche Lectüre eine größere innere Theilnahme des Lernenden; er halte deßhalb den Vortrag des Redners für ſehr dankenswerth.

Oberſchulrath Kohlrauſch bezeugte dem Director Rothert aus eigener Beobachtung, daß die Reſultate dieſer Methode höchſt überraſchend ſeien, und daß die nach derſelben unterrichteten Schüler in ungewöhnlich kurzer Zeit eine außerordentliche Fertigkeit im Auffaſſen der Conſtructionen und größere Präciſion im Ueberſetzen erlangten, und daß ihre ſchriftlichen Arbeiten in kürzerer Zeit viel reiner von grammatiſchen Fehlern wären. Die Methode erfordere jedoch von Seiten des Lehrers eine eigenthümliche Raſchheit und Thätigkeit des Geiſtes.

Director Peter aus Meiningen bat um die Erlaubniß ſeine Anſicht in drei aphoriſtiſchen Sätzen ausſprechen zu dürfen. Erſtens: Es gehöre zu dieſer Methode ein von Natur reich begabter und wahrhaft ausgezeichneter Lehrer. Zweitens: In der Natur müſſe das Saamenkorn erſt Wurzeln ſchlagen, ehe es Blumen und Früchte treibe. Lange ſei die Wurzel unſcheinbar, und nur allmählig die Entwickelung. Die Methode des Director Rothert ſcheine ihm die Blume eher zum Vorſchein zu bringen als die Wurzel, und da ſchon Früchte zu erzeugen, wo erſt Wurzel gefaßt werden ſolle. Drittens: Ein Lehrer, der dasſelbe Individuum durch alle Claſſen hindurchführe, könne zwar den kürzeſten Weg wählen; aber durch mehrere Lehrer unterrichtet komme der Schüler zu größerem Bewußtſein. Er gehe zwar manchen Umweg, er ſchaue ſich aber auch mehr um. Darum ſei dieſer Weg ſicherer, und der Gewinn von jener Methode zum größten Theil nur ſcheinbar.

Der Vice-Präſident bemerkte gegen den zweiten Satz: Allerdings entwickele ſich aus dem Saatkorn, wenn man durch künſtliche Treibmittel die organiſche Entwickelung desſelben naturwidrig übereile, nur ein kraftloſer Schößling, der höchſtens eine taube, ſchnell welkende Blüthe treibe, aber keine Frucht anſetze. Wenn man aber die organiſche Entwickelung des Saatkorns naturgemäß unterſtütze, ſo zeitige man Blumen, die mit Nichten für minder ſchön und duftend, und erziele Früchte, die mit Nichten für minder nahrhaft und wohlſchmeckend angeſehen werden könnten als die auf dem langſamen Wege des gewöhnlichen Naturproceſſes erzeugten. Er für ſeine Perſon betrachte die vom Director Rothert mitgetheilten und vom Oberſchulrath Kohlrauſch beſtätigten Erfahrungen als höchſt wichtig und beachtenswerth für den praktiſchen Schulmann, ſei aber der Ueberzeugung, daß über den Werth dieſer Methode nicht durch theoretiſches Raiſonnement, ſondern nur durch praktiſche Verſuche entſchieden werden könne, und erachte es darum für zweckmäßig die Debatten über dieſen Gegenſtand für geſchloſſen zu erklären.

Es begann demnach Professor **Rein** aus Eisenach seine **Skizze über die Staatsweisheit der Römer, wie sie sich auch im Strafrecht offenbart** *).

„Schon oft hat man die Staatsweisheit der Römer gepriesen. Man hat sie für das politischste Volk der Erde erklärt, ja, wie sich ein neuerer Forscher ausdrückt, „für einen besondern Zweig am Baume des Menschengeschlechts, welcher einer besondern politischen Offenbarung gewürdigt worden sei." Man hat sie gerühmt ebenso in ihren Verhältnissen nach außen (im Schließen der Bündnisse und Verträge, in der weisen Behandlung ihrer Unterthanen, in der Gründung ihrer Colonien u. s. w.), als nach innen (in der trefflichen Theilung der höchsten Gewalt zwischen der Souverainität des Volks, dem ehrwürdigen Rath des Senats und der ausführenden Gewalt der Magistratspersonen, in der herrlichen Entwickelung ihres bis auf den heutigen Tag unübertroffenen Privatrechts u. s. w.); doch auf das Strafrecht hat man am wenigsten Rücksicht genommen. Man hält die Römer darin nicht selten für roh und ungebildet, und man wirft ihnen vor, daß sie nicht einmal ein System ihres Criminalrechts hatten. Dieses fehlte ihnen allerdings, sowohl wissenschaftlich als praktisch, was uns aber nicht auffallen kann, wenn wir bedenken, daß die Römer dem Systematisiren und Generalisiren überhaupt abhold waren, daß sie nicht einmal ein System des Civilrechts — in dem Sinne wie wir — kannten, und daß es schwer, ja fast unmöglich war ein System des Criminalrechts zu entwerfen, weil bei ihnen dieses Institut mit dem Privat- und Staatsrecht auf das engste verzweigt und in mannichfachen Beziehungen verwachsen war. Das Privatrecht als das näher liegende und nothwendigere mußte freilich eher zur Blüthe und Reife kommen als das Strafrecht, welches in seiner Entstehung und in seiner Ausbildung immer einige Jahrhunderte hinter dem ersten zurück war und in demselben Zwischenraum zurück blieb. Es war nämlich in seinem Keim mit im Privatrecht enthalten und konnte sich von dessen Banden erst später befreien, darum aber auch erst später zur selbstständigen Entwickelung gelangen, welche zu noch befriedigenderen Resultaten geführt haben würde, wenn nicht die gesammte Rechtsbildung durch die Kaiser in ihrer organischen Entfaltung gehemmt worden wäre. Namentlich litt das Criminalrecht durch das despotische Eingreifen einzelner tyrannischer Kaiser, welche dessen Blüthe mit unzeitiger Hand knickten. Darum aber darf es keineswegs ein rohes und unvollkommenes genannt werden, ich möchte vielmehr in dem Folgenden darauf aufmerksam machen, daß, so wie die Römer in den Principien und Instituten des Privatrechts die höchste Gerechtigkeit vor Augen habend fast unbewußt das Rechte ergriffen, sie auch im Criminalrecht die sonst bewährte Weisheit zeigten, und daß die Entwickelung desselben dem sonstigen Fortschreiten des Volkes parallel, langsam aber unwandelbar dem Ziele der Vollendung entgegen gerichtet war, bis sie durch äußere Umstände unterbrochen wurde. Dieses möchte vorzüglich in drei Hauptbeziehungen klar werden:

1) in der Vertheilung der Strafrechtsübung und in der auf diesem Gesichtspunkt ruhenden Classification der Vergehen. Die staatsklugen Römer fühlten,

*) Schon der Name Skizze zeigt, daß diese ohnehin nicht zu einem eigentlichen Vortrage bestimmte Darstellung nur kurze Andeutungen enthält (wie auch Zeit und Ort geboten), welche keinen Anspruch auf Vollständigkeit machen. Der Abriß wurde hervorgerufen durch den Wunsch eine so wichtige und unentbehrliche Wissenschaft, als die des römischen Alterthums, gerade in diesen Tagen nicht ganz unvertreten zu lassen.

daß der Staat mit Strafandrohungen ſparſam ſein müſſe und daß nur wenig mit der Furcht zu erlangen ſei. Darum war der Kreis der eigentlichen Verbrechen urſprünglich klein und der Staat griff nur in wenig Fällen ſtrafend ein, was nicht aus Engherzigkeit oder Egoismus geſchah, wie man wohl den Römern Schuld gegeben hat, ſondern aus weiſen Rückſichten. Man wollte lieber auf das angeborne Gefühl für Sitte und Ehre im Volke einwirken als durch Strafen zwingen. Gleichwohl ſollte kein Vergehen, ſei es größer oder kleiner, ſtraflos, kein Schaden unvergolten bleiben. Um dieſes zu erreichen, war die Gewalt getheilt:

a) Der Staat beſtraft nur dann, wenn die verbrecheriſche Handlung einen Angriff enthielt gegen Staat und Recht und eine ſtaatsfeindliche, politiſch gefährliche Geſinnung des Verbrechers verrieth. Solche Verbrechen heißen crimina oder crimina publica, z. B. Perduellio, Maiestas, Ambitus, Vis, Repetund., Sicar., Plagium etc., kamen nicht gar häufig vor und wurden gewöhnlich nur von höhergeſtellten und vornehmen Bürgern verübt. Da richtete vor Einſetzung der quaestiones perpetuae der Kern des Staates, der populus, urſprünglich bis auf Serv. Tullius die Altbürger in den Comit. curiat., darauf das geſammte Volk der Alt- und Neubürger in den Comit. centuriat., indem die erſten nur das Recht behielten über den aus ihrer Mitte Gericht zu halten, welcher ſich gegen die Hoheit der Patricier vergangen oder überhaupt durch ſeine Handlungen den patriciſchen Stand gefährdet hatte (ohne jedoch Hochverräther zu ſein, was Neuere annahmen). In dieſer Rückſicht heißt es in einer nicht beachteten Stelle des Dionys. Hal. (VII, 25.), wenn Coriolan nicht von den Curien geſtraft würde, dann wollten es die Tribus thun. Die Comitia centuriata als die einzig den ganzen Staat repräſentirenden richteten ausſchließlich über Leib und Leben der Bürger (de capite), namentlich über den wahren Feind des Staats, den perduellis, und in allen Provocationsfällen. Die Comitia tributa vermöge ihres mehr das innere Staatsleben berührenden Charakters laden bloß den vor, welcher ſich gegen das Anſehn und gegen die Hoheit der Gemeinde verſündigt (analog dem Recht der Curien). Hier kann keine Capitalſtrafe ertheilt werden, ſondern Vermögensſtrafe, und wenn Exil z. B. bei Coriolan vorkommt, ſo iſt dieſes nur eine Maaßregel gegen den Abweſenden, ein Beſchluß, welcher das freiwillige Exil durch den ausgeſprochenen Bann zu einem nothwendigen machte. So berichtet Liv. richtiger als Dion. Hal., welcher der Gelegenheit eine Vertheidigungsrede anzubringen nicht widerſtehen konnte und darum den Coriolan anweſend ſein läßt.

b) Der Civilrichter (Consul, dann Praetor und der von demſelben beſtellte Richter, iudex datus) entſcheidet über ſolche Vergehen, wodurch das Vermögen und der Ruf Einzelner, aber nicht der Staat unmittelbar angetaſtet wird. Sie heißen im Gegenſatze der Staatsverbrechen nur delicta, auch delicta privata, z. B. Furtum, Rapina und Damnum iniuria datum. Hier braucht der Richter weniger auf die Satisfaction des Staats als des Verletzten zu ſehen und berückſichtigt nur die materielle Seite des Vergehens, indem er durch aestimatio für Erſtattung des verurſachten Schadens ſorgt.

c) Der Pontifex maximus beſtraft Vergehen, welche gegen die Götter, gegen Religion und Gewiſſen gerichtet ſind (δικάζουσιν ἱερὰς δίκας Dion. II, 28.), z. B. Umpflügen der Grenzſteine u. a. ökonomiſche, namentlich von der Ceres verpönte Vergehen, Verletzung der Patronat- und Clientelverhältniſſe, Inceſt, Vergehen der Sacerdotes und Veſtalinnen ꝛc. Dieſe ſchwachen Ueberreſte des alten, wahrſcheinlich bei den Etruskern und vielleicht auch bei den Sabinern herr-

ſchenden, theokratiſchen Strafrechtsprincips — auf welches auch die Strafe sacer esto hindeutet *) — verſchwinden nach und nach mit der ſteigenden Bildung und wachſenden Aufklärung.

d) Der Censor rügt Frevel gegen Recht, Schaam und Sittlichkeit, welche von den bisher genannten Richtern nicht beſtraft wurden und beſondern geſetzlichen Beſtimmungen nicht unterlagen, z. B. Meineid, Verletzung der delicaten ehelichen und häuslichen Verhältniſſe u. ſ. w.

e) Als Richterbehörde iſt auch der Senat zu erwähnen, welcher über Provinzialprozeſſe vermöge ſeiner adminiſtrativen Befugniß zu entſcheiden hatte und in dringenden außerordentlichen Fällen auch in Rom, z. B. bei Verſchwörungen und Meutereien, richtete.

f) Die höheren Magiſtrate (Consules und Praetor) haben Richtergewalt über Sclaven und Peregrinen, die Consules auch über Soldaten und urſprünglich vielleicht auch über die Plebejer, mit dem Rechte Geldſtrafen aufzuerlegen, wogegen jedoch Provocation geſtattet war.

g) Endlich hatte auch der Pater familias ſeiner hausväterlichen Gewalt zufolge das Recht über Frau, Kinder und Sclaven zu Gericht zu ſitzen, was er ſowohl allein that, als mit dem zugezogenen iudicium domesticum der Verwandten. Hier kamen Delicte zur Sprache, die vor Gericht nicht geahndet wurden und in keiner lex verboten waren.

Der Reichthum dieſer freilich nicht genau geſchiedenen, ſondern mannichfach ſich durchkreuzenden Richtergewalten machte, daß ſogar in der älteſten Zeit wenig Vergehen ungerügt blieben. Mit der wachſenden Ausbildung des Staatsrechts treten die meiſten jener ſupplementariſchen Inſtitute in den Hintergrund und der Staat übernimmt das Strafamt der einzelnen Behörden zuerſt in den quaest. perpet.; aber in noch weiterer Ausdehnung geſchah dieſes mit dem Anfang der Kaiſerherrſchaft. Die hausväterliche Gewalt erloſch, der Senat war verdunkelt, die Gewalt des Censor, der quaest. perpet. und der Magiſtrate concentrirte ſich in der Machtvollkommenheit der Kaiſer, welche theils ſelbſt richteten, theils andere Magiſtrate mit dieſem Geſchäfte beauftragten, vornemlich den Praefectus urbi.

2) In der Legislation und in dem mit derſelben Hand in Hand gehenden Prozeß. So wie ſich überhaupt die ganze römiſche Geſetzgebung aus dem Volke heraus bildete, ſo auch die ſtrafrechtliche, und ſie dürfte wohl den richtigſten Maaßſtab für das Fortſchreiten des ganzen Staatslebens abgeben. Keine lex wurde ohne Noth oder übereilt gegeben, ſondern dem Bedürfniß gemäß und aus dem Geiſte des Volks heraus, von Männern vorgeſchlagen und beurtheilt, welche, in allen Zweigen gebildet, eben ſo tüchtige Staats- und Finanzmänner als Kenner der Juſtiz und Polizei waren.

Unter den Königen gab es wenig Geſetze und wenig Verbrechen (Perduell., Parricid., Verletzung der Clientel- und Patronatverhältniſſe), kein Deſpotismus herrſchte (wie Welker behauptete), ſondern das angeborne Sittlichkeitsgefühl, das ehrenfeſte Herkommen und die Religion ſagten was beſtraft werden müſſe.

Auch in den XII Tafeln gab es noch wenig vom Volke oder von andern Behörden zu beſtrafende crimina; es waren die bisher als ſolche angenommenen, indem die neuen Tafeln das Vorhandene ſammelten, ſichteten und ſanctionirten. Gattungsbegriffe waren darin noch nicht aufgeſtellt, eben ſo wenig Definitionen, aber die ſtrafbaren Fälle waren einzeln angegeben und,

*) Vergl. die Protokolle der erſten Verſammlung deutſcher Philologen in Nürnberg, S. 22.

wie es bei einem Volke der Fall ſein mußte, deſſen Entwickelung noch nicht über die erſte Stufe hinausgediehen war, die Handlungen galten nur als ein factum mit ſtrenger Feſthaltung des materiellen Geſichtspunktes. Das Prozeßverfahren war bis dahin theils dem Civilprozeß analog, theils dem gewöhnlichen Verfahren in den Comitien nachgebildet.

Mit lex Calpurnia beginnt eine neue und ſehr wichtige Entwickelungsperiode, ja man kann wohl ſagen, das wahre Leben des römiſchen Criminalrechts. Durch die Schöpfung der quaestiones perpetuae als des erſten ſtändigen Criminalgerichts wurde die Wirkſamkeit der Comitien erſtickt und ſomit dem bisherigen Schwanken, welches von den ewig wandelbaren Comitien nicht zu trennen iſt, eine feſte Grenze geſteckt. Feſtere Grundſätze und ein feſterer Prozeßgang werden die Grundlagen der neuen Zeit, welche wegen der durch das bellum sociale und civile ſich häufenden Verbrechen höhere Anforderungen machen mußte. Da wirkten auf das Zeitgemäßeſte die über einzelne Verbrechen erſcheinenden leges, welche ſich gegenſeitig ergänzten und ihren Glanzpunkt durch die Corneliſche und Juliſche Geſetzgebung erreichten, welche als die Baſis des ganzen ſpätern Criminalrechts anzuſehn ſind.

In der Kaiſerzeit gewinnt die Legislation ungemein — einzelne Rückſchritte abgerechnet, welche willkürlich eingreifende Kaiſer verſchuldeten — durch Generaliſirung und Erweiterung der Verbrechen, ſo wie durch das Hervorheben des früher kaum berückſichtigten ſubjectiven Geſichtspunktes, wozu die Beamten, der Senat und vorzüglich die Rechtsgelehrten redlich das Ihrige beitrugen. Die Namen der Delicte bleiben, aber in größerer Ausdehnung, und der Prozeß verändert ſich gänzlich, indem der alte ordo iudiciorum publicorum dem durch die Praefecti urbi et praetor. eingeführten Verfahren extra ordinem Platz machen muß.

3) In Beziehung auf die Strafen. In der älteſten Zeit ſcheint zwar deſpotiſche Grauſamkeit zu herrſchen, wenn wir Strafen erblicken, wie das Herabſtürzen vom tarpeiſchen Felſen, die Kreuzigung (arbor infelix und crux), die Einſäckung (culleus) und die Talio, doch wird dieſes theils durch den Geiſt jener Zeit entſchuldigt, theils waren die Strafen nur für ſpecielle ſelten vorkommende Fälle beſtimmt, wie culleus, rup. Tarp., oder nur für Sclaven und ganz gemeine Perſonen berechnet, wie crux. Die ſchändlichen verſtümmelnden Strafen, wie ſie unter einigen Kaiſern vorkommen, waren der älteſten Zeit fremd und das Beil unter den Todesſtrafen die regelmäßigſte.

In der mittlern Periode könnte dagegen eine zu große Milde erſcheinen, wenn wir das Exil, durch welches man ſich der Lebensſtrafe entziehen konnte, als gering achten. Allein dem Römer galt der Aufenthalt in der Heimath und der volle Genuß der Civität für höher als die modernen Verhältniſſe glauben laſſen — man leſe nur Cicero's und Ovid's tiefgefühlte Klagen! Dazu kommt, daß gewöhnlich Confiscation des Vermögens mit dem Bann verbunden war — die härteſte Strafe für die verwöhnten Reichen. Auch die infamia und nota Censoris waren trefflich gewählte Strafen als wichtige Mittel, um auf das Ehr- und Sittlichkeitsgefühl des Volks zu wirken. Letztere beabſichtigte Beſſerung und war vorübergehend, die erſtere war eine reine Strafe und folgte mittelbar vielen Condemnationen, wurde aber auch unmittelbar ertheilt. Der ſtolze Römer ließ ſich durch die Furcht vor der folgenden infamia mehr abſchrecken als durch eine andere weit härter ſcheinende Strafe. Das Gefängniß (carcer, custodia) war — um es hier beiläufig zu ſagen — niemals wahre Strafe, als etwa unter ſpäteren Kaiſern, ſondern ein Siche-

rungsmittel. — Um nicht noch weiter zu gerathen, übergehe ich die Erwähnung andrer Strafen und bemerke nur noch, daß dieſe zum Theil wahrhaft zweckmäßigen Strafen unter den Kaiſern manche Veränderung erleiden mußten. Die Ehrenſtrafen und das einfache Exil hatten in jener entarteten Zeit nicht mehr die beabſichtigte Folge, und empfindlichere, ſogar raffinirte Strafen mußten an deren Stelle treten. Darin vergriffen ſich die Kaiſer freilich nicht ſelten, ſo wie überhaupt die kaiſerliche Willkühr es war, welche der ſelbſtſtändigen Entfaltung des Criminalrechts den empfindlichſten Stoß beibrachte. Das Privatrecht war bereits vollendet und konnte wenig Nachtheiliges erfahren, aber das Strafrecht ging unter vor ſeiner Vollendung und erwartet ſein Heil erſt von dem jetzigen Geſchlechte."

Zunächſt trug **Dr. Gräfenhan** aus Eisleben aus ſeiner hier ausführlich mitgetheilten Abhandlung **über Ariſtophanes als äſthetiſchen Kritiker** die Hauptſätze vor.

„Goethe ſagt (im weſtöſtlichen Divan, Werke Bd. 6. S. 73.), daß der eigentliche Lebemann, der frei und praktiſch athmet, kein äſthetiſches Gefühl und keinen Geſchmack habe, und ihm im Handeln, Genießen, Betrachten, eben ſo wie im Dichten Realität genüge. Dieß iſt mit voller Wahrheit von den Griechen zu ſagen, die in ihrem unmittelbaren Leben mit der Gegenwart keine Zeit zu gelehrten Reflexionen über ihre Literatur hatten, und wenigſtens bis zum peloponneſiſchen Kriege hin keine Aeſthetik kannten und deßhalb auch, wie Jean Paul (im 3. Bd. ſeiner Aeſthetik S. 788.) ſchon bemerkt, kein Wort für unſer „Geſchmack" hatten. Wenn wir aber jetzt dennoch von äſthetiſcher Kritik des Ariſtophanes ſprechen wollen, ſo dürfen wir ihren Begriff nur beſchränkt faſſen, wenigſtens keine ſyſtematiſche, wiſſenſchaftlich-künſtleriſche Form beanſprechen. So wird es erlaubt ſein nicht nur den Ariſtophanes als einen gewandten Kritiker der literariſchen Hervorbringungen zu charakteriſiren, ſondern auch die Spuren der äſthetiſchen Kritik weit vor ſeiner Zeit zu verfolgen.

Schon von den älteſten Philoſophen, wie dem Kolophonier Xenophanes (um Ol. 60.) und dem Epheſier Heraklit (c. Ol. 68—69.), gingen Urtheile über Homer, Heſiod, Archilochos, Simonides und andere Dichter aus, die indeſſen mehr den (ethiſchen) Inhalt als die Form betrafen. Beide verurtheilten bekanntlich Homer als Schulbuch, weil der Dichter den Göttern Betrug, Diebſtahl, Ehebruch und andere Mängel beigelegt habe. Solche abſprechende Urtheile riefen die Gegenpartei, die Ὁμήρου ἐπαινέται hervor, zu denen die Rhapſoden, wie Glaukos, Teſtimbrotos, Jon u. a. gehörten. Plato's Jon und die beiden Hippias geben uns ergötzliche Beweiſe hierher gehöriger Rhapſodenweisheit. Beſonders aber waren es die Sophiſten, die an den Dichtern herummäkelten und ihnen eine Menge Ungereimtheiten, Widerſprüche, Ungenauigkeit im Gebrauch der Wörter u. ſ. f. nachzuweiſen ſuchten. Dabei ſuchten ſie oft gerade das Gegentheil von dem zu behaupten, was der Dichter ſagen will, und tadelten gern zur Unzeit. Homer war dem Protagoras nicht artig genug, weil er die Muſe mit dem Imperativ (μῆνιν ἄειδε θεά) auffordert, er hätte fein artig bitten ſollen (Aristot. A. P. c. 19 fin.); Protagoras findet Widerſprüche im Simonides (Plat. Prot. p. 339. C.), und wie der Sophiſt Hippias von Elis gegen erhobene Zweifel und aufgeſtellte Fragen über Vorzüge und Mängel alter Dichter ſeine Zunge ſpielen läßt (ἐπιδείκνυσθαι, ἐπιδείξεις ποιεῖν, vgl. Stallb. ad Plat. Lys. p. 206. C. u. ad

Hipp. mai. p. 286. E. und Hipp. min. p. 363. C. 364. B.), lernen wir aus den gleichnamigen Dialogen des Platon. — Nächſt den Sophiſten waren es die Rhetoren, die ebenfalls, um ihre Geiſtesſchärfe zu zeigen, die Dichter einer beſondern Kritik unterwarfen. Da ſie vorzugsweiſe das Sonderbare aufzuſtechen oder zu vertheidigen ſuchten, ſo hießen ihre Disputationsſtoffe ἄδοξοι ὑποθέσεις oder, wie Gellius (N. A. XVII, 12.) ſie nennt, materiae infames oder inopinabiles.

Wir ſehen alſo, daß die Claſſe von Kritikern und Literaturfreunden, welche die alexandriniſche Periode beſonders unter dem Namen ἐνστατικοί und λυτικοί begreift, frühzeitig exiſtirte, in den Schulen der Philoſophen und Sophiſten genährt wurde und bei Convivien keine geringe Rolle ſpielte. — Bekannt iſt die gelehrte Abhandlung von K. Lehrs: de grammaticis qui ἐνστατικοὶ καὶ λυτικοί dicti sunt, auf welche wir verweiſen. Sie findet ſich jetzt in der Schrift de Arist. studd. Hom. p. 200 sqq. — Nicht zu überſehn iſt auch Fabric. Bibl. Gr. I, p. 559—565. ed. Harl. de vituperatoribus Homeri.

Weil man ſich bei Gaſtmählern zur Unterhaltung literariſch-kritiſche Fragen und Zweifel (προβλήματα, ἀποριαι) aufwarf und in Geſprächsform die Löſung (λύσις) darauf folgen ließ, wurde dieſe Art ſich zu unterhalten ſelbſt als ein geiſtiges Mahl angeſehen (Plat. Phaedr. p. 227. B. λόγων τινὰ ἑστιᾶν; p. 237. A. θοίνη). Daß man übrigens auf dieſe ertemporäre Gelehrſamkeit und vorkommende Erklärung der Dichter nicht viel gab, daß man die Sophiſten, die ſich vorzugsweiſe dieſer Kunſt rühmten, verſpottete, zeigt der platoniſche Protagoras (p. 347. B. sqq.), wo die Recitatoren und Interpreten der Dichter als Leute geſchildert werden, die ſelbſt nicht Geiſt genug beſäßen, um ſich bei Gaſtmählern zu unterhalten, und die deßhalb die Dichter zu Hülfe nähmen, wie etwa die Ungebildeten gern Sänger und Tänzer zum Mahle ziehen, um ſich an ihnen zu ergötzen.

Sokrates, der die eben berührte ſpöttiſche Bemerkung machte, trat bekanntlich im Momente der höchſten Gährung auf, wo die Gegenwart keine Ruhe, die Vergangenheit keinen Troſt, die Zukunft wenig Hoffnung gewährte. Dieſer Sokrates wies mit ſeinem hellen Verſtande dialektiſch und kritiſch das nichtige Weſen der gegenwärtigen Geiſtesrichtung, wie die Vortrefflichkeit der vorzeitigen Geiſtesproducte nach, auf die er aufmerkſam machte. Er ergötzte ſich mit ſeinen Schülern an der Lectüre der alten Weiſen, und freute ſich, wenn er dabei auf Gutes und Nützliches ſtieß (vgl. Xenoph. Mem. I, 6, 14.). Das ſind die Spuren und Folgen des Unterganges einer Blüthezeit, daß man, wo die Gegenwart nicht mehr genügt, in der Vergangenheit Erſatz ſucht. Ward auch jetzt der Fall der Literatur noch weniger ſchmerzlich empfunden, da immer noch productive Köpfe im Volke waren, ſo iſt doch des Sokrates Studium der frühern Dichter, wie es uns Plato in ſeinen Dialogen öfter wiedererkennen läßt, charakteriſtiſch für ſeine Zeit. Man vergl. Fr. Cramer's (gründliche und geiſtreiche) Geſchichte der Erziehung Thl. 1. S. 301. und Thl. 2. S. 184 u. 255., wo aber Sokrates als Kritiker und Interpret zu ſtark hervorgehoben wird.

Des Sokrates großer Schüler, der göttliche Plato, ſteht als äſthetiſcher Kritiker der Dichter, Redner und Philoſophen unſtreitig am höchſten im ganzen Alterthume, wenn wir von Ariſtoteles abſehen, mit dem die Periode der eigentlichen Gelehrſamkeit beginnt. Alle ſeine Dialogen ſind Beweiſe ſeines kritiſchen Scharfſinnes und geſunden Urtheils. Um uns aller weiteren Expoſition zu überheben, verweiſen wir auf Arn. Ruge: Die Platoniſche Aeſthetik. Halle, 1832.

und E. Müller (in Ratibor): Geſchichte der Theorie der Kunſt bei den Alten. Breslau, 1834. Thl. 1. S. 27—129. Nur dieß Eine erlauben wir uns zu bemerken, daß Plato's Kritik der Dichter ſcheinbar einſeitig iſt, und daß er z. B. aus Vorliebe zu ſeinen Ideen und conſequent dem Ideale ſeines Staates den guten Homer freilich aus dieſem Staate verweiſet (Rep. III. p. 398. A.), die Tragiker in der Wahl des Stoffes beſchränkt, überhaupt die Staatspoeten unter die Cenſur ſtellt u. a. Man vergl. hierüber die gelehrte Abhandlung von Rob. Schramm: Plato poetarum exagitator s. Platonis de poesi poetisque iudicia et decreta ex eius operibus collecta et illustrata. Vratisl. 1830. 8. Allein dieſe Einſeitigkeit der Kritik iſt nur ſcheinbar; für den idealen Staat paßte nur ein ideales Raiſonnement über die Staatsliteratur. Nach Plato ſollten weder Dichter noch Redner bei ihren Darſtellungen einen andern Zweck haben als den Werth der Tugend und Gerechtigkeit hervorzuheben und ſollten ſich durch kein ſogenanntes Nützlichkeitsprincip leiten laſſen. Man vergl. Kapp: Platon's Erziehungslehre S. 33—40. Plato's Kritik iſt hier eine moraliſche, und als ſolche wahr; als äſthetiſche verwirft die platoniſche Kritik weder die Poeſie überhaupt, noch den Homer im Beſondern, ſondern erklärt die homeriſchen Dichtungen für das Hauptförderungsmittel der Cultur von Hellas (Plat. Rep. III. p. 606. E.).

Seit Sokrates hatte ſich der kritiſche Geiſt faſt des ganzen attiſchen Volkes bemächtigt (— die Lakedämonier mit ihrer gleichnamigen (lakoniſchen) Sprechweiſe konnten ſich nicht zu dem behaglichen Disputiren und Raiſonniren verſtehen —), und nicht nur die Schulen der Philoſophen und Sophiſten, ſondern auch die Schulen der Grammatiſten und Elementarlehrer wurden zu ähnlicher Geiſtesdiatribe gemißbraucht. Wenn man früher hauptſächlich nur über den Inhalt der Schriftwerke oder Schriftſteller disputirte, ſo geſellte ſich jetzt, nachdem die Technik der Beredtſamkeit, die Rhetorik ein handwerksmäßiges Studium geworden war, zur Realkritik noch die Kritik der formellen Darſtellung. Von dem Ermeſſen der ſtiliſtiſchen Darſtellung ging man auf grammatiſche Subtilitäten ein.

Die reichlichſten Beiſpiele für grammatiſche und ſtiliſtiſche Kritik, über Verkennung der wahren Bedeutung der Wörter, über falſchen Gebrauch derſelben, über Tautologie, Equivoque u. dgl. würden uns die leider verloren gegangenen zahlreichen τέχναι ῥητορικαί der Sophiſten und Rhetoren, in deren Schulen die Theorie der Grammatik und Stiliſtik gepflegt wurde, geben können. Die junge Welt, die dort gebildet wurde, erhob ſophiſtiſches und grammatiſches Rabbuliren, welches einen Schein von tiefer Gelehrſamkeit und obenein einen praktiſchen Nutzen bei öffentlichen Reden verlieh, zur — Mode. Die alten Väter ſahen mit thörichter Freude, wie ihre Herren Söhne als Danty's renommirten, ſuadronirten, ritten, fuhren, Tragödien ſchrieben, (Aristoph. Avv. 1440 sqq.) u. ſ. w.; dazu waren die eingebildeten Herrchen anmaaßend und abſprechend, brachten bei jeder Gelegenheit ihre kaum erlernten Sophismen an (man denke an Strepſiades und Pheidippides in den Wolken des Ariſt.); die alten Dichter waren ihnen zugleich veraltete Dichter (vgl. Eupol. ap. Stob. serm. IV, 33. Hemsterh. ad Luc. Tim. 46.); Simonides und Aeſchylos waren außer der Mode, man verlangte Poeſie à la Euripides. Die der Schule kaum entlaufenen Jünger meiſterten ihre Meiſter. Das ganze Volk nahm Theil an dieſer verkehrten Geiſtesrichtung und zeigte eine wunderliche Laune und Undankbarkeit gegen alte Dichter (Arist. Eqq. 515 sqq.).

Bei einem ſolchen im „jungen Griechenland" herrſchenden Geiſte konnte ein Bekritteln der anerkannteſten Geiſteswerke vom großen Ganzen bis auf die unbedeutendſten und unzeitigſt aufgegriffenen Einzelheiten nicht ausbleiben. Ein veranſchaulichendes Beiſpiel der angedeuteten Manie des ſchonungsloſen und verrufenen Kritiſirens Seitens der Jugend neuerer d. i. ſophiſtiſcher Bildung gibt uns Ariſtophanes in den Fröſchen. Hier hat er uns in dem Wettſtreite, den Aeſchylos und Euripides um das Principat in der Tragödienſchriftſtellerei halten, mit treffender Porträtirung der ſophiſtiſch-rhetoriſch-grammatiſch-kritiſirenden Jugend ſeiner Zeit ein klares Bild von der Art und Weiſe gegeben, wie man Form und Inhalt der Dichtungen zu bekritteln pflegte. Und denkt man ſich (ich ſetze die ergötzliche Scene Ran. 1126 sqq. als bekannt voraus) die drei Perſonen, Euripides und Aeſchylos als Disputirende, Dionys als ſchiedsrichterlichen Zuhörer, aus der Unterwelt, wo ſie bei Ariſtophanes agiren, auf die Oberwelt an einen Tiſch verſetzt, ſo haben wir das treue Abbild einer beim Mahle literäriſch-kritiſch ſich unterhaltenden Geſellſchaft, die ſich abmüht für oder gegen einen Dichter kritiſchen Witz und witzige Kritik anzubringen.

Nach dieſen hiſtoriſchen Vorbemerkungen, die uns zum richtigen Auffaſſen der ariſtophaniſchen Kritik nöthig ſchienen, gehen wir nun direct auf den Gegenſtand unſerer Betrachtung ein.

Wenn die Dramatiker als Reflectoren des Zeitgeiſtes (*αἱ τῶν πολλῶν δόξαι*) im Allgemeinen gelten können *), ſo erſcheinen insbeſondere die Komiker als jene Künſtler, die mit ſcharfen und feinen Umriſſen das Bild des Zeitgeiſtes unter einen Rahmen brachten und alle Gebrechen desſelben bald mit harmloſer Laune, bald mit beißendem Spotte bekrittelten. Daß dabei die Literatur, als der treueſte und lebendige Abdruck des Zeitgeiſtes, neben der Politik Hauptgegenſtand ihrer Kritik geweſen, iſt wohl begreiflich. Wie weit aber die Komiker mit ihrem literariſchen Kritiſiren überhaupt gegangen ſind, läßt ſich bei dem Verluſt ihrer Werke bis auf wenige Bruchſtücke nicht ſtreng nachweiſen; auf jeden Fall aber haben wir mit den Komödiendichtern eine reiche Quelle literar-hiſtoriſcher Miscellen eingebüßt, wie ſich aus den übriggebliebenen Komödien des Ariſtophanes ſchließen läßt, den wir jetzt als Aeſthetiker der griechiſchen Literatur, insbeſondere der dramatiſchen, etwas näher betrachten wollen.

Nicht nur die Schärfe ſeines Verſtandes, die eigene Vortrefflichkeit als Dichter und der unverwüſtliche Humor, welcher einer unredlichen Parteilichkeit ſelten Raum geſtattet, qualificirten den Ariſtophanes zum Richter in der literariſchen Republik, ſondern auch ſeine Zeit, in welcher der gute Geſchmack bereits zu ſinken begann, Dichter und Muſiker künſtlich zirkelten und ſchnörkelten, das Publikum dem Alten das Moderne, dem Einheimiſchen das Fremde vorzog, — ſeine Zeit, in welcher die goldene Periode der Poeſie ihren Abſchluß erreicht hatte und nun als Maaßſtab der ihrem Verfall zueilenden Poeſie dienen konnte, war ganz geeignet eine Kritik derſelben vorzunehmen.

*) Dio Chrysost. I. p. 225. *Οὕτως οὖν ἐπὶ τοὺς προφήτας αὐτῶν καὶ τοὺς συνηγόρους, τοὺς ποιητάς, ἐξ ἀνάγκης ἴωμεν, ὡς ἐκεῖ φανερὰς καὶ μέτροις κατακεκλεισμένας εὑρήσοντες τὰς τῶν πολλῶν δόξας.*

Als dramatiſcher Dichter beſchränkte Ariſtophanes ſein Urtheil hauptſächlich auf das Drama und die mit demſelben eng verbundene Lyrik; doch weiß er auch leicht die Gelegenheit ſich zu verſchaffen über Philoſophen, Sophiſten und Redner abzuurtheilen. Bald iſt es der Stoff, bald die Sprache, bald die Behandlungsweiſe, über welche er mit klarem Bewußtſein, Scharfſinn, geläutertem Geſchmacke und ſchlagendem Witz ſein Urtheil abgibt. Nachzuweiſen, wie Ariſtophanes bald mit platoniſchem Ernſte, bald mit ſokratiſcher Ironie, bald mit mephiſtopheliſcher Schalkheit, bald mit biderber Natürlichkeit (gewöhnlich ariſtophaniſche Gemeinheit genannt) die literariſchen Perſönlichkeiten oder ihre Producte charakteriſirt, gehört zu den Problemen, die noch ihren Lytiker erwarten. Uebrigens iſt das Thema eben ſo ſchwierig als angenehm zu löſen. Mit einer hiſtoriſchen Relation der Stellen, in denen Ariſtophanes als Kritiker ſich zeigt, iſt es nicht abgethan; ſie iſt nützlich, aber nicht befriedigend. Es muß ſo zu ſagen die äſthetiſche Atmoſphäre, welche die ariſtophaniſchen Komödien aushauchen und dem Leſer jenen zauberiſchen Eindruck zurücklaſſen, als ſei er von einer Luſtreiſe durch attiſches Gebiet zurückgekehrt, gleichſam daguerreotypirt werden. Dazu gehört aber nicht bloß Sonnenſchein und eine Platte mit Jod, ſondern — man erlaube das Wortſpiel — eine Platte, hinter der ſchon ariſtophaniſcher Geiſt ſitzt.

Wenn ich ſagen darf bei der Lectüre des Ariſtophanes wohl mit Bewußtſein oberwähnte Atmoſphäre eingeathmet zu haben, ſo kann ich mich nicht der Fähigkeit rühmen jenen Genuß durch eine gewandte Darſtellung der ariſtophaniſchen Aeſthetik auch Andern zu verſchaffen. Muß ich daher zum Voraus bekennen, daß meine Arbeit nicht zu den befriedigenden gehört, ſo darf ich doch vielleicht noch hoffen, daß ſie eine nützliche ſei; was ſie im höchſten Grade ſein wird, wenn ſie unter den hochachtbaren und gelehrten Anweſenden einen befriedigenden Bearbeiter erwecken ſollte.

Die erſte Frage bei der ariſtophaniſchen Kritik wird ſein: „Ging Ariſtophanes bei ſeinem Urtheil von feſten Principien aus oder nicht?" Da er keine Theorie der Literaturgattungen geſchrieben hat, ſo müſſen wir dieſe Frage, wofern ſie ſich nicht aus ſeinen Komödien beantworten läßt, unerörtert laſſen. Der Dichter ſpricht aber allerdings hie und da Grundſätze aus, welche für ſein klares Bewußtſein von dem Weſen der Literaturgattungen zeugen. So bedingt er z. B. an einem dramatiſchen Dichter als nothwendige Subſtanz, daß er denſelben Charakter (freilich nur in der Idee, in der ſchaffenden Phantaſie) haben müſſe, den er ſchildern will. Zwar iſt dieſer Grundſatz nur komiſch angebracht, indem der Dichter ihn dem Agathon (Thesmoph. 147 sqq.), der wegen ſeines weibiſchen Charakters, ſeiner Lebensart und Kleidung beſpöttelt werden ſoll, in den Mund legt; aber die ernſtliche Wahrheit des Grundſatzes liegt hinter dem Scherze. Indem Agathon, um den Einklang ſeines Charakters und ſeiner Poeſie zu entſchuldigen, ſich auf Ibykos, Anakreon, Alkäos und Phrynichos beruft (Thesm. 160 sq.), deren Poeſien ebenfalls ihrer Lebensart entſprochen hätten, trifft der ſtets ſpottluſtige Komiker gleich den Philokles, der als häßlicher Menſch auch Häßliches, den Xenokles, der als ſchlechter Menſch auch Schlechtes, und den Tragiker Theognis, der als froſtiger Menſch auch Froſtiges gedichtet hätte. Alles Gemachte und Erkünſtelte iſt in den Augen des Ariſtophanes etwas Nichtiges, Dunſtiges und Wäſſeriges, wie wir nachher bei der Charakteriſirung des Dithyrambikers Kineſias ſehen werden.

Einen zweiten Grundſatz ſtellt der Dichter in den Fröſchen (1058 ff.) auf, wo er den Aeſchylos ſagen läßt: — — *ἀνάγκη*

Μεγάλων γνωμῶν καὶ διανοιῶν ἴσα καὶ τά γε ῥήματα τίκτειν κτλ.

Alſo die Sprache ſoll dem behandelten Stoffe conform ſein.

Drittens ſtellt Ariſtophanes als Zweck der Poeſie die Bildung und Veredlung des Volkes hin, wie in den Fröſchen 1053 ff., wo Aeſchylos den Euripides wegen des unſittlichen Stoffes ſeiner Tragödien tadelt, mit dem Grundſatze, daß der Dichter das Böſe verhüllen und nicht zur Schau ſtellen müſſe. Dieſem Grundſatze gemäß iſt das ſelbſtgefällige Geſtändniß des Ariſtophanes zur Beſſerung des Publikums berufen zu ſein zu erklären. So ſpricht er in den Acharnern (646 ff.) ſeine Verdienſte um das atheniſche Volk aus und verkündet, daß ſelbſt der perſiſche König ihm Aufmerkſamkeit geſchenkt und ausgeſprochen habe; daß diejenigen Griechen die trefflichſten ſeien, die ſich von ihm berathen laſſen würden; aus dieſem Grunde möchten auch die Spartaner Frieden mit Athen machen, um mit der Inſel Aegina den Dichter für ſich zu gewinnen. (Auf Aegina hielt ſich Ariſtophanes auf, der übrigens damals noch pſeudonym auftrat und wohl ſchwerlich vom großen Könige beachtet war.) Der Dichter appellirt daher ans Volk (655 ff.) ihn nicht aufzugeben, er verſpreche dafür es zu ſeinem Heile zu belehren. Bitter genug beklagt ſich Ariſtophanes in den Weſpen (1015 u. 1044 ff.), daß die Athener ſeine Wolken hätten durchfallen laſſen, und rechnet es ihnen zum Schimpf an, daß ſie ſeine ſchönen Verſe und ihren lehrreichen Inhalt verkannt hätten; er ermahnt ſie künftig die Dichter zu ehren, die ſich die Bildung des Volkes angelegen ſein ließen, und deren Lehren wie wohlriechende Früchte in Kiſten zu bewahren; dann würden die Athener ſelbſt, wie die Kleider, nach Vernunft (*δεξιότης*) riechen.

Mehr wie dieſe drei Grundſätze haben wir nicht finden wollen, weil in ihnen die Grundpfeiler einer Theorie der Poeſie gegeben ſind. Erſtens nämlich bedingt Ariſtophanes die poetiſche Subſtanz oder den dichteriſchen Geiſt, durch welchen ein Dichten erſt ſubſiſtirt; zweitens die Sprache oder die objective Form des Geiſtes; drittens den Zweck oder die praktiſche Seite der Poeſie. Dieſe im Ariſtophanes zum vollen Bewußtſein gekommenen Grundſätze, wozu noch ſeine eigene Vollkommenheit in der Poeſie kam, berechtigten ihn als äſthetiſcher Richter aufzutreten, und ſeine Urtheile laſſen uns zur Genüge erſehen, daß er nur mit ſteter Vergegenwärtigung jener Grundſätze urtheilte, nicht aber, ſo ſehr auch ſeine wie Blitze aus heiterer Luft einfallenden Geißelhiebe nach willkührlicher Laune ſchmecken, das oberflächliche Geſchwätz der Lytiker und Gelehrſamkeit affectirenden Tiſchgenoſſen nachahmte, weil es Mode war.

In keiner andern Komödie hat Ariſtophanes die Literatur und beſonders die dramatiſche ſo zum Gegenſtande der Beurtheilung genommen als in den Fröſchen. Als er ſie abfaßte, war Aeſchylos ſchon todt, Euripides eben geſtorben (405 v. Chr.) und Sophokles, zwar noch lebend, aber in einem Alter von mehr als 90 Jahren, hatte ſeine Dichterlaufbahn beſchloſſen und ſtarb auch bald (403). Die Tragödie war ſomit als abgeſchloſſen zu betrachten (in den Fröſchen 868 f. heißt es ganz richtig, daß mit Euripides die Tragödie zu Grabe gegangen ſei), und dieſer Abſchluß erlaubte eine Vergleichung der drei vorzüglichſten Dichter, ſowie eine Betrachtung der Urſachen des Verfalls der dramatiſchen Literatur. — Dieſer Umſtand gibt dem Dichter Veranlaſſung zu der ſcherzhaften Scene im Anfang der Fröſche, daß er nach dem Tode des Aeſchylos und Sophokles den Dionys in die Unterwelt ſteigen läßt, um von dort einen guten

Dichter heraufzuholen. Herakles erinnert zwar den Dionys an den noch lebenden Jophon, Sohn des Sophokles, an Agathon, Xenokles, Pythangelos (V. 86 f.); aber an allen hat Dionys etwas auszusetzen.

Zu diesem Mangel an guten Dichtern kam der Ueberfluß an schlechten, den Aristophanes für seine muntere Laune benutzte. Das Dichten war an der Tagesordnung und gehörte zur Mode derer, die gebildet scheinen wollten. Das Wesen dieser Modepoesie, die sich in sentimentalen und trivialen Sujets gefällt, schildert Aristophanes in den Vögeln (1300 ff.), und allerliebst ist die Zeichnung eines Gelegenheitsdichters (904—953), dessen Kunst, die eben nicht weit her ist und nur in Nachahmungen (κατὰ τὸν Ὅμηρον, κατὰ τὰ Σιμωνίδου, Πινδάρειον ἔπος), in Reminiscenzen und hohlen Phrasen besteht, im eigentlichen Sinne des Wortes betteln geht (928 u. 934). Diese Dichtlust trieb die jungen Leute auch zu Versuchen im Drama, und die Väter rühmten sich in den Baderstuben, wie ihre Söhne sich auf's Tragödienmachen verständen (Vögel 1444 f.). Daher konnte auch Herakles dem Dionys (Frösche 86 ff.), der wegen Tragödiendichter in Verlegenheit ist, sagen: „Gibt es denn nicht sonst noch junge Leute, mehr als Tausende, die Tragödien schreiben und um ein ganzes Stadion geschwätziger als Euripides sind?" Sie waren freilich auch so! so! und Dionys schildert (Frösche 92 ff.) ihre Producte als die Nachlese der Weinärnte, als Museen der Schwalben (d. i. als barbarische Poesie), als Verderbniß der Kunst u. dgl. So etwas, wie Euripides, meint Dionys, verständen sie nicht zu sagen. — Es folgen nun euripideische Phrasen (V. 98 ff.), für die Dionys ganz eingenommen ist, welche aber Herakles als dummes Zeug verwirft.

Euripides ist es auch hauptsächlich, auf welchen Aristophanes in den Fröschen, wie in den Vögeln, Thesmophoriazusen und Acharnern seine Witzpfeile abdrückt, und es scheint, als wäre der Komiker in seinem Urtheile über Euripides parteiisch. Genauer besehen, ist aber die Wahrheit des aristophanischen Urtheils nicht zu verkennen. So wie der Dichter in den Wolken den Sokrates als Repräsentanten der Sophisten aufgestellt hat, ohne doch gerade denselben als wirklichen Sophisten zu verketzern, so hat er in den Fröschen den Euripides als Repräsentanten der schlechten Tragiker hingestellt, ohne gerade ihm alle die Fehler aufbürden zu wollen, welche von den gleichzeitigen Dramatikern begangen wurden. Aristophanes wollte den Fall der Poesie zur Anschauung bringen, der im Zeitgeiste begründet war; er bedurfte als Repräsentanten der Poesie wie des Zeitgeistes einer Notabilität, um die sich die komische, aber ernstlich gemeinte Veranschaulichung der Verdorbenheit im Privat- und öffentlichen Leben, in Kunst, Poesie, Philosophie, Rhetorik drehte. Wer will es dem heitern Muthwillen des Aristophanes verdenken, wenn er gerade den Volksliebling Euripides zum Angelpunkte wählte, der eben so wenig ganz frei von dem Einfluß der Gegenwart geblieben war, so wenig er der wirkliche Inbegriff aller Fehler seiner Zeit ist? Wahrheit und Dichtung gehen in dieser Komödie durcheinander, und Aristophanes trifft somit einerseits den Euripides wirklich als Mitschuldigen am Verfall der Literatur, als andererseits derselbe durch die hyperbolische Verketzerung, zur unähnlichen Carricatur verzerrt, nicht mehr der Bezeichnete und allein Angegriffene ist. Ebenso meint Stallbaum in der schöngeschriebenen Prolusio de persona Bacchi in Ranis Aristophanis etc. (Lips. 1839. 4.), daß gerade das Ansehn, in welchem Euripides beim Volke stand, und der allgemeine Schmerz über seinen

Tod dem Ariſtophanes ein Grund wurde dieſen Dichter zu verſpotten. Indem der Komiker das Volk aufmerkſam machte, daß es einen in dem verdorbenen Zeitgeiſte ganz aufgegangenen Dichter verehre und ſomit auch den Zeitgeiſt ſelbſt mit allen ſeinen Producten billige und bewundere, will er dem Publikum ſeinen Irrthum aufdecken und dieſes wegen ſeines falſchen Geſchmackes geißeln.

Auf dieſe Verderbtheit und Verkehrtheit des Geſchmacks zielt Ariſtophanes hin, wenn er in den Fröſchen (782.) auf des Xanthos Frage: „ob ſich nicht Andere gegen die Ungebühr des Euripides, welcher des Aeſchylos Ehrenplatz ſich angeeignet hatte, ausgeſprochen und ſich des Aeſchylos angenommen hätten?" den Aeakos antworten läßt:

Ὀλίγον τὸ χρηστόν ἐστιν, ὥσπερ ἐνθάδε,

wie auch hier, unter den Zuſchauern nämlich, gibt es ja nur wenige Vernunft! Weiterhin, wo Aeakos ſcherzhaft darauf aufmerkſam macht, daß die muſiſche Kunſt nach der Waage abgeſchätzt werden ſoll, und zur Ausmeſſung der Verſe Richtmaaß, Elle und andere Inſtrumente vorgebracht werden, fragt Xanthos: „Wer denn entſcheiden ſoll?" — Das iſt eben das Schwierige, erwiedert Aeakos; es ſind keine klugen Leute zu finden, und Aeſchylos ſtimmt ſogar nicht einmal mit den Athenern überein; bei Abwägung und Würdigung der dichteriſchen Naturen verfällt man hier nur in leeres Geſchwätz; darum iſt das Urtheil dem Dionys überlaſſen worden. — Hier liegt der wahre Gedanke zu Grunde, daß über ein Drama, eine dem Dionys geweihte Poeſie, auch nur ein von dieſem Gott durchdrungener Geiſt richten könne.

Wenn nun Ariſtophanes in den Fröſchen, wo hauptſächlich die dramatiſche Literatur zur Sprache kommt, den Euripides zum Helden wählte, ſo hätte er keinen beſſern wählen können. Denn dieſer war der vom Volke geliebte und bewunderte Günſtling; und weshalb? Weil er ſich dem Volke accommodirte. Euripides ſpricht ſelbſt mit Verkennung der Großartigkeit der äſchyleiſchen Tragödien und der in ihnen auftretenden Perſonen (Fröſche 917 ff.) alſo: „Ich bringe nicht ſtumme Perſonen auf die Bühne wie Aeſchylos, der ſeinen Achill und ſeine Niobe, um das Publikum in Spannung zu erhalten, verhüllt vorführte, dabei zahlreiche Chöre ſingen läßt, während die Helden ſchweigen oder nur einige ſchwülſtige Worte vorbringen, die das Publikum nicht verſteht. In meinen Tragödien (950 ff.) kommen keine Wunderthiere vor, kein Wortſchwall und aufgeblähte Redensarten; dieſe habe ich erſt abgemagert, und habe meine Tragödien mit Liederchen, Geſprächen und Büchergelehrſamkeit gewürzt; habe den Prolog (958 ff.) eingeführt, das Weib, den Knecht, den Herrn, die Jungfrau, die Matrone nicht unthätig und ſtumm auf die Bühne gebracht, und mich dadurch eben volksfreundlich (*δημοκρατικός*) gezeigt." Das aber war es gerade, was Ariſtophanes nicht billigen konnte, und dieſe mehr ochlokratiſche als demokratiſche Bewunderung geißelt Ariſtophanes damit, daß er (Fröſche 780 ff.) den Euripides in der Unterwelt von einer Schaar nichtswürdiger Menſchen, wie Betrüger, Diebe, Vatermörder u. dgl., mit Enthuſiasmus empfangen werden läßt; ſolche ſeien es, meint er, die ſich an den verſchmitzten Reden des Tragikers, mit welchen das Schlechte vertheidigt werden kann, ergötzten. — Man bemerke übrigens, daß in obigen Worten des Euripides, wo er ſeine Muſe mit der des Aeſchylos vergleicht, zugleich auch etwas Ernſt liegt, und Ariſtophanes hier auf die bausbäckige Sprechweiſe der äſchyleiſchen Helden ſchielt, die er (nach Etym. M. p. 526, 24.) wegen ihrer Härte (*σκληρότης*) auch einmal mit einer Thierhaut verglich (*οἶμαι γὰρ αὐτὸν κόλλοκι ἐοικέναι*).

Beſonders war es auch das moraliſirende Raiſonnement, welches in den Tragödien des Euripides dem Publikum gefiel und vom Euripides mit philoſophiſcher Gravität (man vgl. den Anfang der Thesmophor.), mit breitem Dialoge und zierlicher Geſchwätzigkeit (*εἰπεῖν κομψευριπικῶς* Ritter 18.) ſo mundrecht gemacht wurde. Aber die Moral des Tragikers mißfiel gerade dem ſcheinbar ſchmähſüchtigen und unzüchtigen Ariſtophanes. Fr. Jacobs (Vermiſchte Schriften Thl. 3. S. 41. vgl. S. 43 u. 319.) ſagt zur Ehrenrettung des Ariſtophanes: „Es verdient bemerkt zu werden, daß es die Komödie war, die das ſittliche Gebrechen der euripideiſchen Manier aufgedeckt und gezeigt hat, und daß dieſes Gebrechen, das der modernen Welt häufig wie ein Vorzug erſchien, am unerbittlichſten von demjenigen gezüchtigt worden iſt, deſſen eigene Sittlichkeit dem gemeinen Urtheile nach in dem übelſten Rufe ſteht." — Die biderbe Natürlichkeit des Ariſtophanes nimmt ſeitdem auch kein Unbefangener mehr für Unſittlichkeit; aber auch Euripides ſcheint mir nicht ſo ſehr an ſittlichen Gebrechen zu leiden, daß er von Seiten des Ariſtophanes einen literariſchen Todtſchlag verdient hätte. Auch wollte Ariſtophanes den Euripides gar nicht allein treffen; die vermeinte Unſittlichkeit lag im Zeitgeiſte, und dieſen züchtigt Ariſtophanes, obſchon er fühlbare Seitenhiebe auf den gegen den Zeitgeiſt gefälligen Euripides thut. Da aber eben Euripides die Volksſtimme für ſich hatte, konnte der Komiker nicht anders als Doppelhiebe thun, auf den Euripides und das Publikum zugleich. Dabei durfte er aber nicht ungerecht verfahren, da auch Er wieder von der Stimme des feingebildeten und leicht reizbaren Publikums abhängig war. Dieſes mußte als *θεαταὶ δεξιοί, οἷς ἡδὺ καὶ λέγειν* (Nubb. 517.), möglichſt befriedigt werden, wenn der im theatraliſchen Wettſtreite auftretende Komiker ſich ſeines Sieges vergewiſſern wollte. Seine Kritik der politiſchen wie literariſchen Erſcheinungswelt durfte weder parteiiſch noch ungeſchliffen an Inhalt wie im Ausdrucke ſein; ſeine Worte *) mußten wie die der Redner (vgl. Cicer. Orat. 8.) abgewogen und fern von aller Leidenſchaftlichkeit ſein. Dieß iſt auch bei Ariſtophanes der Fall; wenn man nur ſeinen Worten die komiſche Maske oder die carrikirte Form behutſam abnimmt, ſo kann man ſich auf ſein Urtheil verlaſſen. Ariſtophanes war gewiß nicht der einzige Gegner des Euripides; dieſer philoſophiſche Tragiker aber hatte auch wieder Männer, wie Sokrates und Plato, zu Freunden, deren Augen doch auch ziemlich hell ſahen. Mit beiden, Verehrern und Feinden des Euripides, durfte es der Komiker nicht verderben, und wollte es auch nicht, da beide ſein Publikum ausmachten. Es ſpricht ſich dieſe Abſicht des Dichters und das Urtheil des Publikums auch deutlich aus (Fröſche 1411.), wenn Dionys als Schiedsrichter nicht zu entſcheiden wagt, wer beſſer ſei, Euripides oder Aeſchylos; es wären welche, ſagt er, die den Einen für weiſe hielten und an dem Andern ſich ergötzten.

Ganz frei von boshafter Stichelei iſt freilich Ariſtophanes nicht, aber Wahrheit liegt doch immer ſeinen Worten zu Grunde. Wenn z. B. Aeſchylos (Fröſche 1515 ff.) ſich für den erſten und den Sophokles für den zweiten Dichter erklärt, ſo iſt dieß ſowohl Urtheil des Komikers als des Publikums; nur Euripides kommt wie gewöhnlich, da er einmal als Sündenbock für den Zeitgeiſt büßen muß, am ſchlechteſten weg; er wird ein *πανοῦργος ἀνὴρ καὶ ψευδολόγος καὶ*

*) Athen. I, p. 30. B. *ὁ Πράμνιος — οἵῳ Ἀριστοφάνης οὐχ ἥδεσθαι Ἀθηναίους φησὶ λέγων τὸν Ἀθηναίων δῆμον οὔτε ποιηταῖς ἥδεσθαι σκληροῖς καὶ ἀστεμφέσιν, οὔτε Πραμνίοις σκληροῖσιν οἴνοις — — —.*

βωμολόχος genannt. Der Grund davon lag in der bedeutenden Perſönlichkeit des Euripides, der mit Beharrlichkeit das neue Princip der Aufklärung von der Bühne herab den jungen Seelen einflößte und allſeitige Theilnahme fand.

Aus dem bisher Geſagten geht ſchon zur Genüge hervor, wie des Ariſtophanes äſthetiſche Kritik eben ſo ſehr durch Grundſätze wie durch Rückſichten motivirt war, und es iſt zu bemerken, daß eine Kritik ohne Rückſichten ungenießbar iſt, weil ein abſtractes Urtheil ohne concrete Wahrheit bleibt. Ariſtophanes faßt die Literatur auf, wie ſie iſt, und ſpricht unwillkührlich den Eindruck aus, den ſie auf ihn macht, ohne in tiefe Theoreme ſich zu verlieren; und da ſein ganzer Charakter eine geſunde Komik iſt, ſo iſt zwar ſein Urtheil komiſch, dabei aber auch kerngeſund. Will ich mir den Ariſtophanes ſeinem Publikum gegenüber vergegenwärtigen, ſo denke ich mir einen Hofnarren, der ſeinem tyranniſchen Gebieter die Wahrheit ins Geſicht lacht, und zwar ſo, daß er in demſelben Augenblicke durch die Kraft der Wahrheit ſeinen Herrn verwundet und gleich wieder durch ſeine treuherzige Miene heilt, ehe der Zorn ausbricht.

Wir ſagten früher, daß Ariſtophanes ſein Urtheil bald über den Stoff, bald über die Sprache, bald über die Behandlung beider abgebe, und haben bisher dieſes auch bereits ſchon geſehen. Einige Beiſpiele mögen dieſes noch näher beleuchten.

Statt des großartigen Stoffes, großartig behandelt, wie es Aeſchylos und Sophokles thaten, gibt Euripides (ſagt der Komiker in den Fröſchen 950 ff.) zierliche Verschen, voller Geſchwätzigkeit (1081 ff.), Büchergelehrſamkeit; vom Herrn bis zum Hausgeſinde läßt er alle ſprechen und ſtellt überhaupt das gewöhnliche Alltagsleben (983—1003. 1075 f.) mit ſeinen Ränken (1063 f.) und Liebeshändeln (1056 f. 1089 f.) dar. Beſonders greift Ariſtophanes das ſtehende Thema des Weiberhaſſes (herrlich perſiflirt in den Thesmophoriazuſen), die Bettel- und Lumpenhelden u. ſ. f. mit vieler Feinheit und Bitterkeit an. So fragt Dikäopolis in den Acharnern (410 ff.) den in einer Schwebe ſitzenden Euripides, was er mache? ob Lahme, oder Bettler in Lumpen gehüllt, mit langen Reden? von denen ſich Dikäopolis eine nebſt Bettlergewand ausbittet. Solche Bettler und Lahme waren Oeneus (Acharn. 419.), der blinde Phönix (421.), Philoktet (424.), der hinkende Bellerophon (427. vgl. 146. Thesmoph. 23 f.), der Myſer Telephos (430.), Thyeſt und die Ino (433 f.). Sehr naiv ſagt nun Dikäopolis (484.), nachdem er dem Euripides die nöthigen Lumpen abgebettelt hat und die Rednerbühne vor ſich ſieht, zu ſich ſelbſt: „Nu, was ſtehſt du noch? haſt du nicht den ganzen Euripides eingeſogen?" (ἕστηκας; οὐκ εἶ καταπιὼν Εὐριπίδην;).

Außer den Euripides trifft ſein Spott in Bezug auf den Stoff auch die Komiker Phrynichos, Lykis und Ameipſias (Fröſche 13 f.), welche jedesmal Laſtträger in die Komödie brächten, und dieſe Klage wiederholt ſich in den Wolken (533 ff.), wo er ſagt, daß die Komiker an allzuplumpen Witzen und zotigen Darſtellungen litten, an übertriebenen Klagen (dem bekannten *lού, lού!*), an Wiederholungen desſelben Sujet u. ſ. f.

An Agathon verſpottet er (Thesmoph. 101 ff. vgl. 147 f.) den Schwulſt und ſophiſtiſchen Pomp der Sprache, indem er die weichliche Poeſie nachahme. Man vergleiche das harte Urtheil über Karkinos und ſeine Söhne (Friede 775 ff.); über den Tragiker Theognis (Acharn. 11 u. 138 ff.), der als ſolch ein froſtiger Dichter geſchildert wird, daß bei Aufführung

ſeiner Stücke es in Thrakien ſchneite und alle Flüſſe zufroren; über Melanthios und Morſimos (Friede 786 ff. Ritter 701.), welcher letztere, der Sohn des Philokles (Vögel 281.), nicht allein zu den Verbrechern verdammt wird, die im kothigen Pfuhle der Unterwelt ſich wälzen, ſondern auch der ſoll dahin kommen, welcher je eine Phraſe von Morſimos abgeſchrieben (Fröſche 151. vgl. Frieden 782.) oder ein Waffenlied (πυῤῥίχη) des Kineſias gelernt hat. Dieſer Kineſias, Sohn des Meles (Plat. Gorg. p. 502. A. ibique Stallb.), war ein unglücklicher Dithyrambendichter, deſſen Nichtigkeit Ariſtophanes auf die ergötzlichſte Weiſe in den Vögeln (1371—1409.) hervorhebt. Er fliegt himmelan zum Olymp und in den Lüften ſchwebend haſcht er nach nebligen, ſchneeſtöbrigen neuen Liedern; denn von den Wolken herab hängt die Kunſt der Dithyrambiker, die Luftiges, Nebliges, Blauglänzendes beſingen. Im Luftreiche lebend wünſcht der Dichter mit Windeshauch über die Meeresfläche dahin zu ſchweben, ſo wie er auch durch die Luft ſchwebend — von der Bühne ſich wieder entfernt. Auch im Frieden (807 f. vgl. Schol. ad Ran. 153.) werden die Dithyrambiker mit Luftwandlern verglichen. (Vgl. die Parodie des Stoffes der Wolkenſänger in Nubb. 335 sqq.)

Solche Notizen bedürfen der weiteren Bearbeitung, um den Ariſtophanes als äſthetiſchen Kritiker zu charakteriſiren. Ein Hauptübelſtand dabei iſt nur, daß wir bloß das Urtheil des Ariſtophanes noch übrig haben, aber nicht die beurtheilten Dichtungen, daß wir ſomit die Triftigkeit der ariſtophaniſchen Kritik weder beweiſen noch widerlegen können.

Schließlich bemerken wir nur noch, daß auch die Philoſophen, Sophiſten und Redner bei Ariſtophanes nicht frei ausgingen. Nur tritt hier die Kritik auf das Gebiet der Moral. Die Philoſophen und Sophiſten ſind es, auf welche der Komiker anſpielt, wenn er von Abſetzung der alten Gottheiten und von ihren Menſchlichkeiten (Friede 826.), ſo wie von dem gänzlichen Unglauben (Ritter 32. die naive Frage des Demoſthenes an den frömmelnden Nikias: ἐτεὸν ἡγεῖ γὰρ θεούς;) mit oft heilloſer Zunge ſpricht; aber auch ſonſtige Anſichten der Philoſophen perſiflirt er, wie z. B. die Meinung Einiger, daß die Seele nach dieſem Leben ein Stern werde, mit Anſpielung auf des Chiers Jon dithyrambiſches Lied Ἀοῖος (Friede 835.). Wie die Dithyrambendichter werden die Sophiſten (Wolken 330 ff.) in der Geſellſchaft mit Wahrſagern, Aerzten, Haarkünſtlern, kykliſchen Chordichtern, Aſtronomen und anderen Faulenzern als von den Wolken lebend und ernährt dargeſtellt. Den niedrigen Zweck der Sophiſtik, unter allen Umſtänden nur den eigenen Vortheil zu erſtreben, heben die Worte des Strepſiades (Wolken 438—451.) und die Rede des Ἄδικος grell genug hervor, und eine treffliche Charakteriſtik der ſophiſtiſchen Redekünſtler, die mit ihrer Zunge ſäen, ärnten und dreſchen, gibt Ariſtophanes in den Vögeln (1095 ff.). Die rechtlichen Alten, die noch vor Marathon (Acharn. 698 ff.) mitgefochten haben, werden von jungen Laffen vor Gericht gehänſelt, mit gewählten und künſtleriſchen Reden geſchlagen (Acharn. 685 f.) und um ihr Hab und Gut gebracht. Gegen die gleißneriſchen, mit ſchönen Worten ſchmeichelnden Redner ſind hauptſächlich die Acharner (633 ff.) gerichtet, und Ariſtophanes rechnet es ſich als Verdienſt an ſchon früher gegen dieſelben aufgetreten zu ſein. Die ganze Sippſchaft von Zungendreſchern wird geſchildert in dem einzigen Phäax (Ritter 1377 ff. Ἀξιὸς ὁ Φαίαξ κτλ.), ſo wie die Eitelkeit ſich für einen Redner zu halten, wenn man einmal mit mühſeliger Anſtrengung eine Rede memorirt und öffentlich gehalten hat, an dem Kleon (Ritter 346 ff.) lächerlich gemacht wird.

Indem alſo Ariſtophanes durch Berückſichtigung der Literatur in ſeinen Komödien uns nicht nur eine reiche und oft die einzige Quelle literar-hiſtoriſcher Notizen geworden iſt, ſondern auch als ein ſcharfer und geſchmackvoller Kritiker der Literatur daſteht, iſt er neben Plato mit als der unmittelbare Vorgänger der in der alexandriniſchen Zeit ſichtbarer hervortretenden und in den Didaskalien ſich zunächſt ankündigenden Literaturgeſchichte anzuſehen."

Director Hartung aus Schleuſingen erklärt ſich im Allgemeinen mit dem Redner einverſtanden; doch ſei auf das Urtheil des Ariſtophanes über Euripides eben ſo wenig wie auf das über Sophokles zu geben. Daß Ariſtophanes dem Volke geſchmeichelt, beweiſe nur, daß er den Zeitgeiſt richtig gewürdigt habe.

Den Beſchluß der öffentlichen Vorträge in der dießjährigen Verſammlung machte Profeſſor **Ohm** aus Berlin mit einer Darlegung ſeiner Verſuche dem calculativen Theil der Mathematik eine wiſſenſchaftlichere Grundlage zu geben, ſo wie über die darauf gegründete Methode des mathematiſchen Unterrichts an gelehrten Schulen. Nachdem er ſeine Ueberzeugung ausgeſprochen hatte, 1) daß jede gelehrte Bildung auf Kenntniß des Alterthums, ſeiner Sprache und Geſittung gegründet ſein müſſe, 2) daß aber für die Gegenwart dieſe Bildung nur einſeitig genannt werden könnte, wenn ſie nicht auch einen wiſſenſchaftlichen, den geiſtigen Menſchen erfaſſenden mathematiſchen Unterricht in ſich aufnehmen wollte, ließ ſich derſelbe über den Zweck, den Umfang und die Methode des letzteren, wie folgt, aus:

„Der Zweck des mathematiſchen Unterrichts an gelehrten Schulen kann nicht darin beſtehen, daß man eine Reihe mathematiſcher Wahrheiten mit oder ohne ihre Beweiſe einlernt; ſondern es ſoll das Denkvermögen des Schülers allmählig immer mehr und mehr geübt und dadurch der Schüler ſelbſt nach und nach immer mehr befähigt werden die mathematiſchen Wahrheiten ſelbſtthätig aus ſich heraus entwickeln zu können. Der Schüler ſoll in der gelehrten Schule eben ſo wenig Mathematiker als Philolog werden, ſondern er ſoll bloß ſeine geiſtige Kraft nach allen Richtungen hin möglichſt bilden und ſtärken. Daß vom Stoff ſo viel hängen bleibt und gerade dasjenige, was äußere Anforderungen wünſchenswerth oder nothwendig machen, iſt zuletzt eine Kleinigkeit, die, ohne gerade ängſtlich danach ſtreben zu müſſen, faſt von ſelber ſich macht.

Was den Umfang des mathematiſchen Unterrichts an gelehrten Schulen betrifft, ſo muß ich zuvörderſt bemerken, daß die Rechenkunſt und das Zeichnen mit Zirkel und Lineal eben ſo wenig zu dem mathematiſchen Unterrichte gezählt werden können, als man etwa die Zimmermannskunſt dazu zählen wird. Das gemeine Rechnen iſt eine mechaniſche Fertigkeit, eben ſo nöthig den Männern wie den wirthlichen Hausfrauen; es muß daher ſolches in den unteren Claſſen der gelehrten Schulen getrieben werden; nur möge man dieſen Unterricht von dem mathematiſchen am allerſtrengſten ſondern, und darum gebe man ihn auch nicht unter dem Titel der Mathematik, wie dieß an ſo vielen Anſtalten zur Zeit noch geſchieht; noch weniger aber gebe man dieſen Unterricht mit Zuziehung mathematiſcher Wahrheiten, namentlich nicht mit Zuziehung einer ſogenannten Lehre der Proportionen, da jede Halbheit an ſich ſchon ſchädlich iſt. — Man

iſt im Rechnen hinreichend bewandert, ſobald man eine, aber recht ſehr große Fertigkeit und Gewandtheit in den ſogenannten 4 Species mit ganzen Zahlen und Brüchen ſich verſchafft und in recht vielen einfachern Beiſpielen die Wirkſamkeit des Multiplicirens und Dividirens erkannt hat. — So wie bei einer zweckmäßigen Erziehung das Kind an alles das bloß gewöhnt wird, was deſſen ſpäter erwachende Vernunft erſt beſtätigt und gut heißt; eben ſo müſſen die Regeln des gemeinen Rechnens vorläufig bloß anſchaulich gemacht und hinreichend (mechaniſch) eingeübt werden, bis der ſpäter folgende wiſſenſchaftliche Unterricht in der Mathematik dieſe Regeln ſelbſt erſt, jede an ihrer rechten Stelle, erfindet und deren Anwendung rechtfertigt.

Ganz das Analoge läßt ſich vom Zeichnen mit Zirkel und Lineal ſagen. Iſt die Zeit dazu vorhanden, ſo mag man den Schüler gleichzeitig mit dem Rechnen auch im Handhaben des Zirkels und Lineals üben; geſchieht ſolches zweckmäßig, ſo wird ſich derſelbe ſpäter in begrenzte Räume leichter hinein denken können. Man ſondere aber auch dieſen Unterricht von dem mathematiſchen (geometriſchen) genau und ſorgfältig ab.

In den 4 oberſten Claſſen einer gelehrten Schule werde dagegen ſtreng wiſſenſchaftlicher, alſo wirklich mathematiſcher Unterricht getrieben, und zwar 1) Euklidiſche Geometrie mit Einſchluß der Körperlehre; 2) eine Zahlenwiſſenſchaft (über deren Weſen ich mich eben hier noch näher auslaſſen muß) und deren Anwendung auf die Entwickelung der Rechnungsregeln; endlich 3) Anwendung des Calculs auf die Geometrie d. h. Trigonometrie und die erſten Elemente der analytiſchen Geometrie. Wie weit man in jeder dieſer Diſciplinen vorſchreiten könne, wird vielleicht aus der jetzt folgenden Betrachtung über die „Methode des Unterrichts" kürzer und bequemer ſich abnehmen laſſen.

In Bezug auf die „Methode" unterſcheide ich zunächſt den geometriſchen Theil der Mathematik von dem calculativen. In dem Vortrage der Euklidiſchen Geometrie würde ich den Weg des Euklides ſelbſt nicht befolgen, weil ich a) alle Betrachtungen (z. B. die des Incommenſurablen), welche mehr in das Gebiet der Speculation gehören, weglaſſen, und dann b) weil ich die Stetigkeit, alſo die beliebige Theilbarkeit des Raumes, alſo auch z. B. die Möglichkeit einer Dreitheilung des Winkels, obgleich wir ſolche mit Zirkel und Lineal nicht ausführen können, als unbedingt zuläſſig annehmen würde.

Unter dieſen Vorausſetzungen fällt ein größerer Theil deſſen, was im Euklid ſteht, von ſelbſt fort; einen andern Theil desſelben Buches, welcher die Stelle einer damals noch nicht vorhandenen Zahlenwiſſenſchaft vertritt, hat man ſeit Jahrhunderten ohnedieß ſchon immer unberückſichtigt gelaſſen; ſo bleibt zuletzt eine Summe von 30—40 einfachen geometriſchen Wahrheiten, welche gleichſam das Gerippe der Geometrie bilden, und es iſt nun die Aufgabe des Lehrers dieſes Gerippe aus ſeinen Theilen in der rechten, naturgemäßen Ordnung an einander zu reihen und — zu beleben. Wie ich ſelbſt ordne, iſt aus meinen Lehrbüchern zu erſehen; und auf welche Weiſe ich das Beleben dieſes Gerippes verſuche, dieß hier näher anzugeben verbietet mir der Umſtand, daß ich die uns vergönnte Zeit zu dem wichtigeren Theil meines heutigen Vortrages bewahren muß. Ich muß mich daher mit der einfachen Bemerkung begnügen, daß ich die Figuren in ihrem allmähligen Entſtehen und nicht im Zuſtande der Erſtarrung betrachte, und daß ich nie dogmatiſire, ſondern den Schüler ſeine Entwickelungen ſtets ſelbſt vornehmen laſſe.

So viel heute von dem geometriſchen Theil des mathematiſchen Unterrichts; was dagegen den calculativen Theil betrifft, ſo hat ſich das Material zu dieſem Unterrichtsgegenſtande erſt in den letzten zwei Jahrhunderten herausgebildet, und kaum ſind es mehr als einhundert Jahre, daß die Elemente desſelben ſich trennten, um ſich einander entgegenzuſtellen. Clairaut, Euler u. ſ. w. haben endlich dieſe Elemente in Lehrbücher zu ordnen begonnen, und dieſe großen Männer fanden rüſtige Nachfolger; man ſuchte die ſich oft feindlich gegenüber ſtehenden Maſſen möglichſt zu verſöhnen und zu vereinigen, um eine Einheit zu erreichen, welche zu gleicher Zeit als allgemein förderndes Bildungsmittel dienen könnte. Dank ſei hier geſagt den großen Geiſtern, wie den fleißigen Arbeitern, die ſo viele und ſo wichtige Vorarbeiten, ohne welche ein weiterer Fortſchritt nicht möglich geweſen wäre, uns hinterlaſſen und dargeboten haben.

Von hier ab theilen ſich die Mathematiker in zwei Claſſen; die einen haben die großartigen und herrlichen Anwendungen des Calculs im Auge, namentlich auf die Mechanik des Himmels, ſo wie auf die Phyſik im Allgemeinen, die faſt eben ſo ſehr als Religion und Philoſophie das Herz erheben und den Menſchen zu einem feſtern Glauben an einen allmächtigen Schöpfer und Weltregierer führen; und dieſer Claſſe, zu welcher wir auch faſt alle die größeren Mathematiker Frankreichs zählen müſſen, liegt die weitere Auffindung praktiſcher Regeln und Vorſchriften natürlich und mit Recht näher als ihre innere wiſſenſchaftliche Begründung, da die Abwege, in welche dieſer Mangel an Sicherheit in den Elementen führte, bis jetzt immer nur gering geweſen ſind, bald bemerkt und mittelſt verbeſſerter Regeln eben ſo leicht vermieden wurden.

Die andere Claſſe von Mathematikern umfaßt die Lehrer, welche Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit mit Eifer und pädagogiſcher Kunſt in ſich vereinigen. Dieſe konnten mit dem Zuſtand des calculativen Theils der Mathematik, als Unterrichtsgegenſtand, ſich nicht zufrieden geben. — Der loſe Kitt, der die einzelnen Theile des geſammten Materials zuſammenhielt, zerbröckelte leicht an einfachen Fragen eines noch unverkünſtelten Schülers. Eine hochverehrte Verſammlung erlaube mir, um dieß in der Kürze möglichſt anſchaulich zu machen, einiges hieher Gehörige aus meiner eigenen Erfahrung anzuführen.

Vor nun bald 30 Jahren docirte ich an einer deutſchen Univerſität, nicht ohne Beifall und auch nicht ohne Erfolg. Während ich aber von Jahr zu Jahr die Zufriedenheit meiner Zuhörer immer mehr mir erwarb, wurde ich mit mir ſelbſt und meinen Leiſtungen immer unzufriedener; denn ich fühlte, daß ich nicht wahrhaftig ſei, daß ich an manches, was ich meinen Zuhörern deutlich zu machen ſuchte, ſelber nicht glaubte. Was die Null ſei, was eine Gleichung? — ich ſelber wußte es nicht; — einen allgemeinen Begriff vom „Rechnen" zu geben war mir unmöglich; — die negativen Größen quälten mich und die imaginären Größen, dieſe contradictio in adiecto, ſetzten mich in Verzweiflung. Ich verfiel endlich auf den Gedanken dieſen Begriffen in ihrer geſchichtlichen Entſtehung gründlicher nachzuſpüren. Die Verfolgung dieſes Gedankens führte mich nach mehrjähriger Anſtrengung endlich ſo weit zum Ziele, daß ich zu hoffen begann, und von dieſer Zeit an gelang es mir dem Calcul eine Zahlenwiſſenſchaft zu Grunde zu legen, welche mir für den höheren Schul-Unterricht im Calcul nothwendig zu ſein ſcheint, weil nur durch ſie erſt alle oft weit verſtreuten Einzelheiten in eine wiſſenſchaftliche Einheit ſich auflöſen.

Ueber dieſe Zahlenwiſſenſchaft, aus welcher alles Rechnen, das gemeine bürgerliche wie das allgemeinſte des Mathematikers, ebenmäßig hervorgeht, gebe ich nun noch folgende Andeutungen.

In den Anwendungen des Calculs zur Vergleichung der Größen erſcheint die Größe als benannte Zahl. Allgemeiner als dieſe iſt die unbenannte Zahl, die wiederum nur als ganze Zahl exiſtirt. Dieſe Zahlen laſſen ſich paarweiſe verbinden. Der Calcul hat es nun nie mit den Größen ſelbſt, ja kaum mit den unbenannten Zahlen, ſondern nur mit den Geſetzen dieſer (logiſchen) Zahlenverbindungen zu thun. Dieſe Verbindungen ſelbſt ſind 1) die Addition, 2) die Multiplication und 3) die Potenzirung, aber jede dieſer Verbindungen geſchieht nur im Verſtande, d. h. man kann nur an die Zahl denken, welche durch irgend eine dieſer drei Verbindungen aus zwei gegebenen Zahlen hervorgeht; ſie kann nie hervorgebracht oder, wie man ſich gewöhnlich ausdrückt, wirklich gefunden werden, denn die gedachte Zahl iſt bereits die wirkliche.

Jede dieſer Verbindungen hat die allgemeinen Eigenſchaften einer rein logiſchen Verbindung. So wie man nämlich von den beiden Elementen *a* und *b* zu irgend einer logiſchen Verbindung *c* übergeht, ſo kann man auch von *c* aus durch *a* hindurch zu *b*, aber auch durch *b* hindurch zu *a* wieder zurückkehren. Daher hat jede directe Verbindung zwei von einander weſentlich getrennte indirecte Verbindungen in ihrem Gefolge. Der rein logiſche Gegenſatz in triplo, in welchem dieſe drei Verbindungen zu einander ſtehen, kann nun, in Formeln ausgedrückt, zur objectiven Anſchauung gebracht werden dadurch, daß man alle drei Verbindungen durch entſprechende Zeichen vorſtellt (welche die beiden verbundenen Elemente in ſich aufnehmen), und nun die durch den Gegenſatz bedingte Aufhebung und Vernichtung des Zuſammengeſetzten, alſo die Identität des Zuſammengeſetzten mit dem Einfachen, durch das Zeichen der Gleichheit, welches richtiger das Identitäts-Zeichen genannt werden dürfte, ausdrückt.

Mit dieſen Formeln, in dreifacher Anwendung auf die drei oben genannten directen Zahlenverbindungen gedacht, würde die Zahlenwiſſenſchaft abgeſchloſſen ſein, wenn man nicht auch noch die Eigenſchaften und den Zuſammenhang der drei directen Zahlenverbindungen an ſich und unter ſich zu betrachten hätte. — Die Addition zeigt uns eine einzige Haupteigenſchaft, nämlich daß in ihr die Elemente vertauſcht werden können. Die nächſte Folge davon iſt, daß ihre beiden, in der Idee von einander getrennten indirecten Verbindungen äußerlich in eine einzige zuſammenfallen, die wir Subtraction nennen können. Dieſelbe Haupteigenſchaft zeigt ſich auch ſpäter bei der Multiplication; daher äußerlich auch nur eine einzige indirecte Verbindung, welche wir die Diviſion nennen. Dagegen erfreut ſich die Potenz dieſer Haupteigenſchaft des Addirens und des Multiplicirens nicht, und deßhalb bleiben die beiden indirecten Verbindungen, welche der Potenz ihr Daſein verdanken, auch äußerlich von einander getrennt und verſchieden, und man kann die eine die Radication, die andere die Logarithmation nennen. Aeußerlich ſtehen alſo 7 Zahlenverbindungen da, deren Nothwendigkeit wir anerkennen müſſen.

Hat man aber dieſe allgemeinen Geſetze der 7 Zahlenverbindungen auf dieſe Weiſe in Formeln hingeſtellt und zwar in ihren einfachſten Typen, ſo nämlich, daß immer nur drei Elemente *a*, *b*, *c* eingehen, und ſo, daß jede ſolche Type (von uns Formel oder Gleichung genannt) eine Identität der auf beiden Seiten des Gleichheitszeichens vorhandenen Reihen von Verbindungen ausſpricht, ſo folgt von ſelbſt

1) Jede dieſer Gleichungen iſt eine logiſche Wahrheit, unabhängig von der Bedeutung der Elemente *a*, *b*, *c*, die in ihr vorkommen und welche nur als Träger benutzt worden ſind, um durch ſie die Verbindungen ſelbſt (objectiv) anſchaulich machen zu können.

2) Dieſe logiſche Wahrheit bleibt alſo immer und unverändert dieſelbe, welche Bedeutung dieſen Trägern *a*, *b*, *c* auch künftighin untergelegt werden mögen. Dieſe Typen oder Gleichungen werden daher die mannichfaltigſten Modificationen erleiden können, nach den mannichfaltigen Bedeutungen, welche die Träger *a*, *b*, *c* annehmen werden.

3) So oft aber in einer ſolchen Type die Form der einen Seite des Gleichheitszeichens eine wirkliche unbenannte ganze Zahl ausdrückt, ſo oft muß die Form auf der andern Seite des Gleichheitszeichens nothwendig dieſelbe Zahl ausdrücken, eben weil beide Seiten identiſche Formen ſind.

Hiermit iſt aber die Zahlenwiſſenſchaft beendigt, und ihrer beliebigen Anwendung auf allgemeine Unterſuchungen ſteht gar nichts mehr im Wege. In der Form $a - b$ ſteckt die Null und auch die Form $0 - b$, die man kürzer durch $-b$ vorſtellt, indem man ſich den Minuenden 0 (Null) dazu denkt. In der Form $a + b$ ſteckt die Form $0 + b$, die man häufig auch bloß durch $+ b$ vorſtellt. In der allgemeinen Form $\frac{a}{b}$ ſteckt der beſondere Fall, den man Bruch nennt; und in der allgemeinen Form $\sqrt{b}$, ſteckt der beſondere Fall $\sqrt{-a}$. Die allgemeinen Geſetze der Formen $a + b$, $a - b$, $a \cdot b$, $\frac{a}{b}$, a^b, $\sqrt[b]{a}$, $\log^a b$ ſind zu gleicher Zeit die Geſetze für die Null, für die ſogenannten additiven und ſubtractiven (poſitiven und negativen) Ausdrücke, für die ſogenannten gebrochenen Zahlen, wie für die ſogenannten imaginären Ausdrücke. — Die ſpeciellen Regeln für das Rechnen mit der Null, mit den poſitiven und negativen Ausdrücken, mit den Brüchen und den imaginären Ausdrücken ſind dem Schüler nicht zu geben, ſondern er leitet ſich ſolche, ſo oft er ſie braucht, aus den gedachten, in Formeln ausgedrückten allgemeinen logiſchen Wahrheiten mit einem einzigen Blicke ab. Alles Rechnen geſchieht dabei mit dem Gefühle der vollkommenſten Sicherheit; denn „Rechnen" iſt eben nie etwas Anderes als ein Anwenden der oben hingeſtellten logiſchen Wahrheiten zur Umformung gedachter (alſo wirklicher) Zahlenverbindungen. — Will man aber aus gedachter Zahlenwiſſenſchaft das gemeine bürgerliche Rechnen, und zunächſt das Rechnen mit unbenannten Zahlen (welches allein vorkommt) ableiten, ſo muß man noch die Definition der 9 Ziffern, ſo wie die ſyſtematiſche Zuſammenſetzung jeder größern Zahl aus dieſen Ziffern mittelſt der drei directen Zahlenverbindungen (d. h. das ſogenannte Zahlenſyſtem), als ein hier noch ſpeciell eingehendes Element, hinzufügen.

Die Anwendungen dieſer Zahlenwiſſenſchaft ſind eben ſo einfach als leicht. Jede mit Zahlen vorzunehmende Verbindung wird, ſobald ſie gedacht iſt, äußerlich durch die entſprechende Bezeichnung ſichtbar gemacht; dann werden dieſe Formen mittelſt der oben erwähnten Formeln oder Gleichungen in andere, identiſche Formen umgeformt, bis die gewünſchte, dem gerade vorliegenden Zweck entſprechende Form ſich herausgeſtellt hat. Dieß Umformen aber heißt „rechnen".

Um dieß Letztere durch das allereinfachſte Beiſpiel zu erläutern, wollen wir 24 und 35 addiren. Die verlangte Zahl iſt zunächſt ausgedrückt durch die Form $24 + 35$ oder $(20 + 4) + (30 + 5)$; dieſe Form wird aber dann umgeformt in $(20 + 30) + (4 + 5)$, während nach der Definition der Ziffern $4 + 5 = 6 + 3 = 7 + 2 = 8 + 1 = 9$, und nach dem Geſetze $am + bm$

$= (a + b)\,m$, auch $20 + 30 = 2 \cdot 10 + 3 \cdot 10 = (2 + 3) \cdot 10 = 5 \cdot 10 = 50$ iſt. Dieß weitere Umformen gibt daher für unſere Zahl zuletzt die Form 50+9 oder 59, welche Form die gewünſchte, nämlich die nach dem Zahlenſyſtem geordnete iſt."

Die Kürze der gegebenen Zeit erlaubte die weitere Verfolgung dieſes Gegenſtandes für den Augenblick nicht. Der Redner behielt ſich deßhalb vor denſelben, im Falle er hinreichendes Intereſſe haben dürfte, bei einer anderen Verſammlung der Philologen und Schulmänner noch einmal zur Sprache zu bringen.

Der Vicepräſident bedauerte, daß bereits die für die Dauer der Sitzung beſtimmte Zeit verfloſſen, und deßhalb eine ausführlichere Debatte über dieſen intereſſanten Vortrag nicht geſtattet ſei. Dennoch forderte er die anweſenden Mathematiker und namentlich den Neſtor unter denſelben, Hofrath Kries, ſeinen Lehrer und Collegen und Freund, auf eine kurze Darlegung ſeiner Anſicht über dieſe Methode zu geben. Dieß veranlaßte den Hofrath Kries zu der Erklärung: Der verehrte Redner habe ſeine Methode vortrefflich dargeſtellt, der Gegenſtand aber ſei zu wichtig, als daß er aus dem Stegreif etwas Erſchöpfendes darüber zu ſprechen im Stande ſei. Nicht eine Methode könne als die einzige und allgemein anzuwendende angeſehen werden; auch auf dem Gebiete der Mathematik führten mehrere Wege zur Wahrheit.

Jetzt waren ſämmtliche Gegenſtände, die bei der dritten Verſammlung deutſcher Philologen und Schulmänner zur Beſprechung kommen ſollten, erledigt, und der Vice-Präſident erklärte, nachdem er eine gedrängte Ueberſicht der Verhandlungen gegeben hatte, die ordnungsmäßigen Arbeiten der Verſammlung für beendigt. An dieſe Erklärung reihete er mit ſichtbarer Rührung geſprochene Worte des Dankes für die vielfache Nachſicht und die allſeitigen Beweiſe der Liebe und Freundſchaft, wodurch ihm die Mühe der Geſchäftsleitung erleichtert und die Tage der Verſammlung zu den glücklichſten ſeines Lebens geworden ſeien. Auf die Frage, ob irgend ein Mitglied der Verſammlung noch etwas vorzutragen wünſche, erhob ſich Hofrath Thierſch und indem er die Hoffnung ausſprach, daß die nächſte Verſammlung zu Bonn gleich günſtige, anregende und wahrhaft erhebende Erfolge, wie die gegenwärtige, haben werde, empfahl er derſelben mit Zuſtimmung der Anweſenden die Berathung über die für ein fruchtbareres und umfaſſenderes Studium der Sprachen wünſchenswerthe Herſtellung einer deutſch-lateiniſch-griechiſchen Parallelgrammatik, die, auf gemeinſamen Elementen beruhend, in innerlicher Verbindung der Sprachen den Parallelismus durchgängig beobachte. Groß, ſetzte er hinzu, ſeien die Schwierigkeiten, die unnützen Wiederholungen, die ſchädlichen Verſchiedenheiten, die mannichfachen Widerſprüche, welche dem grammatiſchen Studium aus der getrennten und abweichenden Behandlung jeder der einzelnen Sprachen erwachſen, und bei Zurückführung der Grammatik auf eine ihnen gemeinſame Baſis, Gliederung und Anordnung könnten dieſe Schwierigkeiten leicht um zwei Drittheile verringert, könnte allein eine fruchtbare Grammatik gewonnen werden. Wie die drei Sprachen im Innern eine ſeien und ſich nach durchgehenden Analogien etymologiſch und ſyntaktiſch gleichmäßig entfalten, ſo könnte es auch die Grammatik; dabei müſſe dieſelbe Terminologie und Eintheilung, dieſelbe Folge der Lehren, bis auf die Paragraphen übereinſtimmend,

dieſelbe typiſch wiederkehrende Form der Begriffsbeſtimmungen und Erklärungen herrſchen, in der deutſchen Grammatik ſchon die Grundlage der lateiniſchen, in dieſer die der griechiſchen enthalten ſein, ſo daß die neu eintretende nur als die Anwendung des Allgemeinen auf den beſondern, den frühern analogen Stoff erſcheine. Beſonders den jungen Gelehrten, den Epigonen *), empfehle er die Anbahnung und Erforſchung der zu dieſem Ziele führenden Wege.

Demnächſt ſprach Hofrath Thierſch im Namen der Verſammlung und mit deren vollſter Zuſtimmung die Gefühle Aller in folgenden Worten aus: „Es bleibt nichts übrig als den gefühlteſten Dank auszuſprechen gegen den edlen und milden Oberherrn des Landes, der uns mit ſo viel Huld empfangen und mit ſo viel Herablaſſung behandelt hat. Sein fürſtliches Gemüth hat deutſcher Gelehrſamkeit die höchſte Achtung erwieſen; ſtreben wir darnach, ſeine Meinung von uns zu rechtfertigen und die deutſche Wiſſenſchaft dieſer Ehre würdig zu machen. Dank den würdigen Dienern des Landesherrn, die durch ihre Gegenwart die Verſammlung geehrt, den Vorſtehern der ſtädtiſchen Gemeine und den Mitgliedern des ſtädtiſchen Comité, welche mit einander gewetteifert haben unſern Aufenthalt durch ihre Bemühungen ſo angenehm und erfreulich als möglich zu machen. Möge die Freundlichkeit, die ſie uns erwieſen, in ihren Kindern ihnen vergolten werden; mögen die Schulen des Landes immer ſchöner gedeihen! Dank dem ehrwürdigen Präſidenten und Vice-Präſidenten, welche mit ſo viel Einſicht die Geſchäfte der Verſammlung geleitet und durchgeführt haben!"

Dieſem Danke ſchloß Profeſſor Hermann aus Marburg den Vorſchlag an, daß der Vorſtand durch die Verſammlung noch zu beſondern Dankadreſſen an den Durchlauchtigſten Herzog und an die Bewohner Gotha's ermächtigt werden möge, was Alle freudig genehmigten.

Demnächſt ſchloß der Präſident die Verſammlung mit folgender Rede:

„Hochzuverehrende Herren!

Die ſchönen Tage von Aranjuez neigen ſich zu Ende; ein Theil von denen, die ſie durch ihre Gegenwart zu Tagen der Freude und Belehrung gemacht haben, iſt ſchon von uns geſchieden; die meiſten der Uebrigen ſchicken ſich zur Abreiſe an, und wir können ſie nicht entlaſſen, ohne ihnen unſern Dank und unſre Wünſche zur Begleitung zu geben. Mögen ſie mit wohlwollenden Gefühlen ſcheiden; mögen ſie auch in der Ferne der frohen Theilnahme gedenken, die ihre Anweſenheit bei den Einwohnern dieſer guten Stadt, unter allen Ständen erregt, die ſich ſelbſt dem ſchönen Geſchlechte, das meiſt unſern Studien fern ſteht, mitgetheilt hat. Allerdings zwar lag ihre Quelle zum Theil in der Seltenheit der Erſcheinung einer ſo zahlreichen Verſammlung gelehrter Männer desſelben Faches aus den verſchiedenſten Cantonen des Vaterlandes; erhöht und befeſtigt aber wurde ſie durch das Intereſſe an der Mannichfaltigkeit der verhandelten Gegenſtände; veredelt endlich durch die Wahrnehmung der Würde, der Freiheit und des Anſtandes, womit die Verhandlungen auch bei entgegengeſetzten Anſichten geführt wurden. Dieſe Vereinigung anziehenden Stoffes mit den lebendigſten Formen des Vortrags und der Debatten, denen

*) So waren die zahlreichen jüngern Pfleger der claſſiſchen Studien in einem Toaſte bei dem Mittagsmahle am vorhergehenden Tage bezeichnet worden.

die humanſten Geſinnungen einer wahrhaft wiſſenſchaftlichen Bildung zum Grunde lagen, dieſe würdige Haltung, die ſich nicht einen Augenblick in Ihren Verhandlungen verleugnet hat, wird bei Allen, die als Zeugen dabei gegenwärtig geweſen, oder davon hören werden, ohne Zweifel beitragen die Zahl der Freunde unſerer Wiſſenſchaft zu vermehren und zugleich den alten Wahn zu widerlegen, daß die Philologie ſich zwar mit dem Namen der Humanität ſchmücke, der Wahrheit nach aber ein Arſenal der Zwietracht ſei.

Mit dem ſchönen und edlen Gefühle ein ſolches Urtheil begründet zu haben werden Sie, verehrteſte Herren, von hier ſcheiden. Möge es die Fortſetzung dieſes Vereines bis in ſpäte Zeiten begleiten und die edeln Abſichten, mit denen er geſtiftet worden, auch fernerhin fördern. Mögen Sie dabei auch unſer und der Aufnahme gedenken, die Sie in dieſer Stadt gefunden haben, in der ſich, wie beſchränkt auch ihr Umfang und wie beſcheiden ihre Anſprüche ſind, doch lebendige Liebe zu den Wiſſenſchaften und bereitwillige Anerkennung geiſtiger Vorzüge als ein unvergängliches Erbe Ernſt des Frommen und des unvergeßlichen zweiten Ernſtes bis auf unſre Tage fortgepflanzt hat.

Mit Dankbarkeit und Freude erkennen wir unſerer Seits die Ehre, die uns durch die Theilnahme von mehr als einer Univerſität und zahlreichen Gymnaſien geworden iſt; von Leipzig zuerſt, dem alten Wohnſitze claſſiſcher Gelehrſamkeit und bis auf den heutigen Tag ihrem ſchönſten Heiligthume, deſſen Hierophanten, Gottfried Hermann, wir hier nicht ohne gerechten Stolz zum erſten Male begrüßt haben; von Jena, der Säugamme einer ſo großen Anzahl unſerer Mitbürger; von Berlin und Bonn, von Roſtock und Zürich, von Halle, das uns den berühmten Herausgeber des Suidas, von München, das uns den geiſtreichen Stifter dieſes Vereins geſendet hat; von Marburg, wo Plato einen neuen Herold ſeiner tiefſinnigen Weisheit, von Tübingen, wo Pauſanias, von Heidelberg, wo die Philoſtraten einen sospitator gefunden haben; von Erlangen, Gießen, Kiel und Baſel; von Göttingen endlich, das noch über den frühzeitigen Tod eines und über den in ſo vieler Rückſicht beklagenswerthen Abſchied mehrerer Notabilitäten trauert. Indem wir uns aber der Anweſenheit ſo vieler ausgezeichneter Univerſitätslehrer erfreuen, unter denen wir auch mehr als einen Sohn dieſer Stadt und dieſes Landes achtungsvoll begrüßen; indem wir nicht weniger uns des zahlreichen Beſuches ſo vieler vortrefflicher Lehrer an Gymnaſien erfreuen — zu zahlreich, um hier einzeln und namentlich erwähnt zu werden — müſſen wir doch die Abweſenheit mehrerer berühmten Bürger der philologiſchen Republik beklagen, deren Ankunft zum Theil erwartet und zugeſagt war; unſers gelehrten Freundes, des eben ſo rüſtigen als jovialen Veteranen Creuzer aus Heidelberg; des raſtlos thätigen Welcker aus Bonn; des ſcharfſinnigen Döderlein aus Erlangen; des Comthur Eichſtädt, der den Verein von ſeinem Ritterſitze aus mit einer Ode in claſſiſcher Sprache begrüßt hat; unſers gelehrten Landsmannes Dübner endlich, der von Paris aus, wo er mit dem rühmlichſten Eifer die Verbreitung claſſiſcher Gelehrſamkeit fördert, unſers Vereins freundlich gedacht und ihn mit einer gelehrten kritiſchen Schrift beehrt hat. Endlich beklagen wir auch die Hoffnung nicht erfüllt zu ſehn, den Mann hier zu begrüßen, unter deſſen Auſpicien dieſer Verein in Göttingen gegründet worden, Alexander von Humboldt, dem vor unzähligen Andern Geiſt und Gemüth im reichſten Maaße, Wiſſenſchaft im weiteſten Umfange, Schärfe der Beobachtung, Tiefe der Forſchung und mit dem Allem die Gabe der Rede, das sapere und fari verliehen iſt; wir müßten, ſage ich, tief beklagen ihn nicht hier zu begrüßen, wenn ihn nicht eben jetzt ſein

von freudigen Hoffnungen begeiſtertes Vaterland als einen wohlwollenden, beglückenden Genius der Wiſſenſchaft und Weisheit in der Nähe ſeines erhabenen Monarchen zurückhielte.

Mein Gemüth iſt allzu bewegt, als daß ich ausſprechen könnte, was mich bei dem Rückblick auf die vergangenen Tage erfüllt, und die Freude über den gedeihlichen Fortgang des Vereins und ſeiner Beſtimmung, nicht nur die Wiſſenſchaft, deren Namen er trägt, ſondern durch ſie Alles, was in dem Leben der Menſchen groß und edel iſt, zu fördern und zu beleben, in Worten auszudrücken. Nehmen Sie vorzüglich deßhalb unſern Dank, verehrteſte Herren, die durch eigene belehrende Vorträge oder durch Eingehn auf die Vorträge Anderer ein erfreuliches Leben in unſre Sitzungen gebracht und hierdurch die allgemeine Theilnahme erhalten haben. Wie ſehr damit die Bedeutſamkeit des Vereins erhöht und erweitert wird, iſt ſchon vorhin von mir angedeutet worden. Aber auch das iſt der Erwähnung werth, daß durch ihn gegenſeitige Achtung der Einzelnen vermehrt, manches Anſtößige weggeräumt und ausgeglichen, alte Freunde zuſammengeführt, neue Freundſchaften geſchloſſen worden.

Vieles Andere könnte noch erwähnt werden, aber die Zeit drängt mich zum Schluſſe. So endige ich alſo mit dem, was den Anfang dieſer Sitzungen gemacht hat, mit verehrungsvollem Danke gegen des regierenden Herrn Herzogs Durchlaucht für die dem Vereine und ſeinen Verhandlungen auf die mannichfaltigſte Weiſe bewieſene Theilnahme; gegen das hohe Miniſterium und die würdigen Behörden des Hofes und der Stadt; beſonders auch gegen das ſtädtiſche Comité, deſſen verehrte Mitglieder mit der größten Bereitwilligkeit und Umſicht Alles, was dem Vereine förderlich ſein konnte, bedacht und eingerichtet haben; gegen Alle endlich, welche die Verhandlungen desſelben durch ihre Gegenwart und den ihnen geſchenkten ausdauernden Antheil geehrt haben.

Endlich kann ich es meinem Herzen nicht verſagen, wenn es auch nicht ganz der Form angemeſſen ſein ſollte, im Namen des ganzen Vereines und dem meinigen insbeſondere meinem alten Freunde und Collegen Roſt hier am Schluſſe öffentlich den innigſten Dank für die Bemühungen zu ſagen, durch die er zur allgemeinen Zufriedenheit vor dem Zuſammentritte des Vereines und während desſelben Alles geordnet und geleitet hat, was mir zu ordnen und zu leiten obgelegen hätte. Mir hat ein betrübtes Loos nichts anders geſtattet als durch perſönliche materielle Gegenwart meine Untauglichkeit zu der mir verliehenen Würde herauszuſtellen. Dabei aber trage ich kein Bedenken auch, was der Sache nach demüthigend für mich war, zu den günſtigen Ereigniſſen meines Lebens zu rechnen, weil es mir vergönnt geweſen iſt das Geſchäft, das ich zu vollbringen nicht vermocht hätte, in die geſchickteſten Hände zu legen. Gott ſei Dank dafür!

Hiermit wird die dritte Verſammlung des philologiſchen Vereins für geſchloſſen erklärt."

Mit innigem Dankruf gegen den hochverehrten Greis erhob ſich die Verſammlung.

Beilagen.

A.

AD

SODALES PHILOLOGOS

QVVM

SOLEMNEM CONVENTVM GOTHAE AGEBANT.

Quo vos carmine prosequar,
Quos iam Gotha vocat, Pieridum sacra
Sedes et Charitum domus? —
Laeti depositis rite laboribus
Intrate! Heic habitant dii. —
Magnis excipiunt plausibus advenas
Exculti artibus incolae,
Vrbisque eximias non sine iubilis
Dotes pandere gestiunt.
Noscendi cupidis quot volucer dies
Offert grata Sodalibus!
Sunt qui magnificas bibliothecae opes,

Cura dispositas nova,
Mirantur, veterum et prisca volumina
Solerti excutiunt manu.
Hic firmis properat scandere gressibus
Montem, sidereos pius
Quo Princeps toties prospiciens poli
Cursus, auspice Zachio,
Immortale sui nominis aureis
Astris inseruit decus.
Numorum ille cupit visere copias,
Queis idem patriae pater
Suerat tristitiam pellere temporum.
Quaerenti vacuas catis
Horas colloquiis fallere, plurimi
Adsunt comiter hospites,
Miscentes lepidis seria cum iocis
Inter sobria pocula.
Sic quod quisque petit, largius accipit,
Et diversa sequi placet.
Vnum (praevideo) mox vehementius
Incendet studia omnium.
Continget Sociis PRINCIPIS OPTIMI
Introire palatium,
Adspectare novam, quam stator artium
Diffudit, opulentiam,
Sermonesque avidis imbibere auribus,

Vena divite profluos.
Ernestina per hunc Gloria clarior
Fulget: Gloria Filium,
Heredem solii, subsequitur domi,
Dum Frater valida manu
Lauro vincta gerit sceptra Britanniae.
Haec ecquis reputet silens? —
Felices Socii, quos patria procul
Tantis Gotha beat bonis!
Me tardat senium, me Genius iubet
Tranquilla otia quaerere,
Semotumque domo non sinit, ut prius,
Dextram iungere dexteris.
In rus me retuli: ruris amoenitas
Imbellem ad citharam vocat,
Gothana ut Sociis gaudia gratuler.

Ex agro Benndorfino d. XXIV. Septemb. a. MDCCCXL.

E.

B.

Aus einem im Auguſt eingegangenen Briefe des Herrn Director Jacob in Lübeck an Fr. Jacobs.

Vielleicht iſt Ihnen bekannt geworden, daß von unſerm Lehrercollegium ausgehend ſeit 1834 ein Verein nordiſcher Schulmänner beſteht. Da nun vor zwei Jahren der in Göttingen gegründete deutſche Verein zum erſten Male in Nürnberg zuſammentrat, ſo wurde von hier aus ein Vorſchlag dahin geſandt, der weſentlichen Nutzen verſprach, aber in Folge der Zeitverhältniſſe dort ohne Erfolg bleiben mußte. Ich erlaube mir denſelben nochmals Ihnen vorzulegen, verehrteſter Herr Hofrath, und Ihren Betrachtungen anheim zu geben, ob Sie unſere Anſichten über ſeine Zweckmäßigkeit theilen, ſeine Ausführbarkeit für möglich und meinen Antrag auf ſeine Ausführung für räthlich halten.

Schon in unſerm kleinern, und doch noch zu großen, Kreiſe hatte es ſich fühlbar gemacht, daß eine gleichmäßige Theilnahme Aller wegen Ortsentfernung, Koſten und Amtspflichten nicht wohl möglich ſei. Noch viel mehr muß dieß bei einem ſo umfänglichen, als der deutſche Verein iſt, der Fall ſein. Daraus folgt, daß auch durch ihn nur ein, freilich großer, Vortheil erreicht werden kann, der, den perſönliche Berührung und Erregung Gleichſtrebender mit ſich führt. Auf den zweiten, nicht minder bedeutenden, eine zuſammenhängende Thätigkeit und Einwirkung auf Andre, muß er verzichten. Denn wollte er, was ſo nahe liegt und ſo wünſchenswerth iſt, irgend einen bedeutenderen Plan mehrere Verſammlungen hindurch verfolgen, ſo würde er, in Folge der wechſelnden Theilnehmer, die nicht alle mitten in der Sache ſtehn, gar bald die niederſchlagende Erfahrung machen, daß Mißverſtändniß und Verwirrung ihm überall in den Weg treten. Deßhalb ſchien es höchſt wünſchenswerth, wenn ſich, wo möglich, der zur Sprache gekommene deutſche Verein eine Stellung und Wirkſamkeit verſchaffen könnte, die dieſem weſentlichen Mangel abhülfe. Vielleicht nun iſt es auf folgendem oder einem ihm ähnlichen Wege möglich.

1) Der Verein erklärt ſich in einigen, z. B. 9 ſeiner Mitglieder, die durch Geſinnung und pädagogiſche und wiſſenſchaftliche Leiſtung hervorragen, für permanent. Dieſer Ausſchuß beſteht aus Univerſitäts- und Gymnaſiallehrern.

Anmerk. Da er in fortwährendem Verkehr mit einander und den kleinern Vereinen ſteht, ſo wäre wünſchenswerth, daß die Mitglieder in einer oder mehrern nahe liegenden Univerſitätsſtädten wohnten.

2) Dieſer fordert auf, daß ſich durch ganz Deutſchland kleinere Vereine bilden, ſo es nicht etwa die Regierungen verbieten, klein genug für regelmäßige Theilnahme der Mitglieder und groß genug zu mannichfaltiger geiſtiger Belebung. — Wo Vereine gemißbilligt werden, würde vielleicht doch nicht die thätige Theilnahme einzelner Schulen und ihrer Lehrercollegien an den Zwecken des Vereins unterſagt werden.

3) Dieſe überreichen ſämmtlich nicht zu magere, gedruckte Protokolle ihrer Verhandlungen an den Ausſchuß in ſo viel Exemplaren wenigſtens, als Vereine da ſind, und empfangen dagegen von dieſem die ſämmtlichen Protokolle der andern Vereine zu weiterer Benutzung unter einander.

Anmerk. Zu raſcherer und einfacherer Mittheilung möchte räthlich ſein, daß die kleinern Vereine alle um Michaelis gehalten würden und die Einrichtung träfen, daß vier Wochen nach

der Verſammlung ſpäteſtens die Protokolle beim Ausſchuß eingingen. Sie könnten dann etwa Weihnacht mit den andern zurückgehend bis zur nächſten Verſammlung unter den einzelnen Mitglieder- und Lehrercollegien für eine Vorbereitung zur Durchſprechung daſelbſt circuliren.

4) Der Ausſchuß ſchlägt zugleich Gegenſtände zur Berathung vor, wie ſie ihm, als dem, der im Mittelpunkte ſteht, aus den Richtungen der einzelnen Kreiſe beſonders zeitgemäß und wichtig erſcheinen.

5) Nach drei Jahren ruft er, ſo weit thunlich, zu gemeinſamer Berathung über die gewonnenen und zu gewinnenden Reſultate ſämmtliche Vereine zuſammen, nachdem ein Vierteljahr vorher an ſie — in ſo vielen Exemplaren, als Schulen u. ſ. w. Theil nehmen — ein Verzeichniß der Berathungsgegenſtände geſandt iſt. Welcher Verein nicht erſcheinen oder durch ein oder mehrere Mitglieder vertreten werden könnte, hat das Recht ſeine Anſicht oder Stimme durch ein andres Vereinsmitglied zur Sprache und Geltung zu bringen.

Anmerk. Die Zeit für ſolch eine Generalverſammlung würde vielleicht am Beſten in den Sommer, die Hundstage, verlegt, wo theils die Meiſten — alle drei Jahre einmal — erſcheinen können, theils die Michaelisthätigkeit nicht unterbrochen wird.

6) Was auf dieſen Verſammlungen durch bedeutende Stimmenmehrheit beſchloſſen iſt, hat für alle Vereinsmitglieder bindende Kraft. Wer ſich dem nicht fügen will, hat ſeine Proteſtation dagegen mit Gründen belegt dem Verein zu übergeben.

Anmerk. Gegenſtand für ſolche Beſchlüſſe kann natürlich nur das werden, was im Kreiſe des Vereins, ohne Berührung der Regierungen, liegt. Der weite Umfang dieſes Kreiſes wird ſich erſt aus der Erfahrung ergeben. Beiſpielsweiſe nenne ich: Einführung gründlicher Schulbücher; Vertrieb derſelben und andrer gelehrter Arbeiten durch den Verein ſelbſt, ohne Zwiſchentreten des Buchhandels, zum Vortheil des Verfaſſers und des Vereins; Ausmerzung ſchlechter Schulbücher, die zur Ungründlichkeit und Trägheit verleiten; gemeinſames und kräftiges Entgegentreten gegen verderbliche Zeitrichtungen, ſei es in der Wiſſenſchaft oder in der Geſinnung oder Unſitte der Jugend, und im Gegentheil Förderung jedes Tüchtigen. Vieles dieſer Art könnte der bedeutenden moraliſchen Kraft eines ſolchen Vereines — einer universitas unſrer Zeit — gelingen, wenn er ſich von ſeinem Entſtehen an würdig, beſonnen und conſequent zeigt.

Vieles, was ſich durch dieſe Richtung des Vereins für Sammlung zerſtreuter Kräfte auf einen Zweck thun ließe, übergehe ich als in die Augen ſpringend und füge nur hinzu, daß dieſe Andeutungen, die ſich an die von Göttingen 1837 ausgegangene „Aufforderung zum Beitritt zu einem Vereine von Philologen und Schulmännern" anlehnen, in aller Beſcheidenheit vorgelegt, bei näherer Betrachtung durch ausgezeichnete und umſichtige Männer gewiß vielfältig ſich berichtigen und erweitern laſſen. Eine außerweſentliche Kleinigkeit darf ich vielleicht noch berühren, die Aufbringung der Koſten zur Beſtreitung der Correſpondenz für das Erſte. Jeder kleinere Verein wird ſogleich das Bedürfniß einer Caſſe zu ähnlichen Zwecken in ſeinem Kreiſe fühlen; — in dem unſern iſt der Beitrag Jedes, das Jahr Anweſenden, von einer Mark = 8 guten Groſchen mehr als ausreichend. Dieſe Caſſen könnten durch verlangte Frankirung durch die kleinern Vereine und unfrankirte Rückſendung durch den Ausſchuß in Anſpruch genommen werden. Für anderweite Ausgaben würde ein geringer Beitrag der dießmal Gegenwärtigen wohl ausreichen auf eine kurze Zeit. Denn wenn erſt der Verein, was nicht lange ausbleiben kann, ein öffentliches Organ in einer Zeitſchrift gegründet hat, wenn er den Vertrieb werthvoller Schulbücher und andrer Werke übernimmt, ſo wird aus daher zu nehmenden Procenten ſogar eine ziemliche Caſſe zu Unterſtützung wiſſenſchaftlicher Zwecke und Arbeiten zu begründen ſein.

Dieſe Pläne und Anſichten, verehrteſter Herr Hofrath, die uns ſehr am Herzen liegen, wünſchten wir Ihnen zu gütiger Beurtheilung und, wenn Sie es thunlich fänden, zu weiterem Gebrauch bei Ihrer dießjährigen Verſammlung in Gotha vorzulegen. Wir haben das unbedingte Zutrauen zu Ihnen, daß, was Sie darüber beſchließen, Recht ſein wird. Die nordiſchen Schulmänner vereinigen ſich dießmal bei uns in Lübeck, ſonſt würde ſich gewiß einer von uns beehren Ihrer Verſammlung beizuwohnen und den Plan weiter vorzulegen; doch habe ich ihn in ſeinen Umriſſen ſchon in Schwerin 1838 dem Herrn Director Peter mitgetheilt, der damals einen dem unſern ähnlichen Verein in ſeinem Umkreiſe zu gründen geneigt war.

Daß ſich dem Unternehmen viele Schwierigkeiten entgegenſtellen, entgeht uns nicht. Aber ſoll man deßhalb auch nicht einen Verſuch machen? Zumal wenn ſeine Erfolge ſo großartig und ſegensreich wären, als ſie uns vorſchweben? Auch daß viel und großer Mißbrauch von den bedeutenden Kräften eines ſolchen Vereins von Männern, denen die Erziehung der Jugend anvertraut iſt, gemacht werden kann, iſt wahr, aber nicht wahrſcheinlich, wenn ich nicht ein zu großes Zutrauen in meine Amtsgenoſſen in Deutſchland ſetze. Vielmehr könnte derſelbe dem widerwärtigen Cliquenweſen und manchem boshaften kleinlichen Umtriebe ſiegreich ein Ziel ſetzen und als geiſtiger Zollverband ein großartiges Band für ganz Deutſchland werden.

Auszug

aus einem

am Tage vor Eröffnung der Verſammlung eingegangenen Briefe vom Herrn Director Jacob an Fr. Jacobs.

Erlauben Sie gütigſt auch jetzt noch Ihnen Folgendes vorzutragen.

In Ihrem Vereine liegen die Keime der großartigſten Geſammtheit aller wiſſenſchaftlichen Kräfte, wie ich ſie ſchon als eine wahre universitas literarum bezeichnete. Denn die Schule gibt die Elemente aller Wiſſenſchaften und nährt ſich an ihnen und ſteht fortwährend zu ihnen in dem innigſten Verhältniß. Es kann ihr alſo nur höchſt erſprießlich ſein, wenn die Univerſität ihren Berathungen beiſteht, nicht nur in ihren philologiſchen, ſondern in allen ihren Mitgliedern. Die Schule wiederum wird durch ihre Vorbereitungen für die Univerſität derſelben ſtets werth und wichtig bleiben müſſen.

Hieraus ergibt ſich ferner, daß unſer Verein beide Thätigkeiten der Wiſſenſchaft in ſich trägt, ſowohl diejenige, welche in das Leben übergeht, als die, welche die Erweiterung der Wiſſenſchaft ſelbſt ſucht. Er ſollte ſich deßwegen nicht nur dieſer zwei Corporationen bemächtigen, wiewohl dieſe ihrer Natur nach ſein Sammelplatz immer ſein werden, ſondern auch der mehr vereinzelten Kräfte. Wie groß dadurch ſein Anwachs an Kraft werden müßte, will ich nur durch Anführung zweier Zierden unſrer Stadt andeuten, des Herrn Dr. Heiſe, Präſidenten unſres Appellationsgerichtes, und des Herrn Dr. Bluhme, Rathes an demſelben Gerichte. Von da aus aber iſt der Schritt ſogleich gethan, die ſchon zuſammengetretenen Vereine der Naturforſcher, der Landwirthe, der Apotheker u. ſ. w. zu erſuchen ihre geſammten Kräfte mit uns zu vereinigen. Sie ſollten natürlich dadurch nicht im Mindeſten in ihren Eigenthümlichkeiten geſtört werden; ſondern unſre Bitte ginge wohl nur dahin, die Reſultate ihrer Thätigkeit an

unſern permanenten Ausſchuß gelangen zu laſſen, die übrigen der andern Vereine dafür entgegen zu nehmen und dadurch 1) einen Mittelpunkt für das jetzt Zerſtreute zu gewinnen, 2) aber wo irgend ein gemeinſames Bedürfniß der Wiſſenſchaft oder des Lebens zu fördern wäre, dieß mit gemeinſamer Kraft zu tragen oder wegzuweiſen. Dieß aber zu erreichen würden Anfragen und Aufgaben gegenſeitig zu ſtellen ſein, deren Löſung erſt in den kleineren Vereinen verſucht, dann aber bei der Generalverſammlung, wo möglich, beendet würde.

Ich wage in das Detail dieſer Vorſchläge nicht einzugehn, ſchon um Ihre koſtbare Zeit, namentlich in dieſen Tagen, nicht zu ſehr in Anſpruch zu nehmen. Auch, dünkt mich, liegt Alles darin ſchon enthalten, „daß der deutſche Verein permanent iſt, was kein andrer." Von da aus ergibt ſich deſſen Wirkſamkeit von ſelbſt.

Meine Frage, verehrteſter Herr, würde alſo darauf hinaus gehn: darf ich annehmen, daß dieſe Anſichten, wenigſtens in ihren Hauptlinien, Ihren Beifall finden? dürfen alſo unſre Statuten ſo geordnet werden, daß ſie ſich an ſie anlehnen? Mich dünkt, es wäre ein ſchönes Werk, wenn es Ihnen gelänge den Grundſtein zu einem ſo großartigen Gebäude zu legen. Freilich iſt dafür geſorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachſen, und der babyloniſche Thurmbau iſt ein niederſchlagender Vorgang; aber deßwegen hat noch kein wackrer Mann zu bauen aufgehört.

C.

Antrag

des

Herrn Dr. Carl Fr. Barth auf Kleinhänchen, Neradiz und Neuhoff bei Bautzen.

Die Schwierigkeit die zum Verſtändniß der alten Claſſiker nöthigen Auslegungen aller Zeiten und Länder ſich zu verſchaffen; der hohe Preis dieſe Hülfsmittel zu erkaufen, ja die Unmöglichkeit die ſelten gewordenen Ausgaben ſich ſelbſt anzuſchaffen; vor allen andern aber die Nützlichkeit eines ſolchen Unternehmens, wo die erſten Philologen Deutſchlands ſich vereinigen, um das wahrhaft für alle Zeiten brauchbare, in den vielen einzelnen Bearbeitungen zerſtreut liegende Gute, mit Uebergehung alles ſchlechten Mittelgutes, zur Erleichterung des eben durch die Menge der dargebotenen Hülfsmittel immer ſchwieriger, koſtſpieliger und zeitzerſplitternder werdenden Studiums der Alten zuſammenzuſtellen, damit das, was man früher vielleicht für wichtig hielt, aber jetzt auf dem hohen Standpunkte der Philologie, durch welche unſer deutſches Vaterland ſich unter allen gebildeten Nationen des Continents ſo hoch geſtellt hat, als ferner unbrauchbar erkannt, der Vergeſſenheit, wenigſtens dem Verſchluß unſerer öffentlichen Bücherſammlungen übergeben werde, hat eine Geſellſchaft Gelehrter zu dem Entſchluſſe vermocht das Vorzüglichſte dieſer alten und neuern Commentatoren zu ſammeln und zuſammenzuſtellen, daß es einen über alle Claſſiker ſich verbreitenden Commentar bilde, einen **Apparatus criticus et philologicus**, eine **Bibliotheca classica**.

Dieſem nicht bloß für Deutſchland, ſondern für die ganze literariſche Welt berechneten Werke, dem man noch vor dem Beginn Schutz vor jedem Nachdruck und freien Eingang im Auslande, namentlich nach England und Frankreich, aber auch nach andern Ländern zu verſchaffen ſuchen wird, denkt man folgende Einrichtung zu geben:

1) Sollen die Noten und abweichenden Lesarten der vorzüglichsten Ausgaben ganz ohne Abkürzung geliefert werden, so daß man also beim Besitz dieses Werkes jene theuern Ausgaben völlig entbehren kann.

2) Alle Bemerkungen werden mit Anführung des Namens des Verfassers in der Sprache wiedergegeben, der sich der Verfasser selbst bediente, weil bei einer Uebersetzung leicht eine Veränderung des Sinnes zu befürchten wäre; daher diese Erklärungen griechisch, lateinisch, englisch, fränzösisch und italienisch abgefaßt sein können; nur wo etwas aus einer andern, weniger bekannten Sprache aufgenommen wird, soll dann eine lateinische Version beigefügt werden.

3) Jeder Zusatz, welchen sich die Bearbeiter erlauben, soll mit [ ] eingeschlossen werden, um ihn von fremdem Eigenthum genau zu unterscheiden.

4) Da, wo spätere Ausleger das Frühere (mit oder ohne Anführung des Verfassers) benutzten, wird nur das beigefügt, was sie mehr oder besser ausführten, wobei sich sehr oft das Hinzugefundene entweder in den ältern Commentar (mit Angabe des Verfassers) einschieben oder in kurzen Bemerkungen untersetzen lassen wird.

5) Jeder einzelne Theil des Werkes bildet ein für sich bestehendes, einzeln verkäufliches Ganze, wenn dieses auch wieder aus mehrern Bänden (welche zusammengehören und nicht einzeln verkauft werden) bestehen sollte. Da bei mehrern Autoren die Anzahl der Bände, welche die verschiednen Commentare enthalten, nothwendig mehrere sein müssen, so wird doch auf diese Weise jeder nur nach Bedürfniß sich das anzuschaffen nöthig haben, was er gerade für die Gegenwart braucht. Denen jedoch, welche auf das Ganze subscribiren, sollen ansehnliche Vortheile zugesichert werden.

6) Obgleich das Ganze nach einem Plane bearbeitet und in einer Form gedruckt werden soll (worüber noch mit Zuziehung der Herren Verleger weiter unterhandelt werden soll), so ist es doch deßwegen nicht erforderlich, daß das Ganze ein Verleger übernehme, so wie auch das Werk selbst nur durch Verbindung mehrerer Gelehrten (welche sich alle über den Plan, den sie bei Ausarbeitung des Werkes befolgen wollen, noch vor dem Beginn vereinigen werden) entstände. Jeder der an diesem Unternehmen theilnehmenden Verleger wird ein für sich bestehendes, seinem Verlage eigenthümliches Werk liefern, jeder auch sich mit dem Gelehrten, dem er die Ausarbeitung überträgt, wegen des zu bewilligenden Honorars selbst zu vereinigen haben. Eben so wird auch jeder Mitarbeiter selbst für die Herbeischaffung der ihm nöthigen Hülfsmittel sorgen, obgleich sich alle verbindlich machen sich wechselseitig dabei möglichst zu unterstützen. Um jedoch zu verhüten, daß nicht mehrere dasselbe Werk bearbeiten, wird die Leitung des Ganzen einigen Mitarbeitern besonders übertragen werden, denen jedesmal das zu bearbeitende Werk angezeigt wird. Daß ein Verleger auch mehrere einzelne Theile des ganzen Werkes zugleich bearbeiten lassen könne, versteht sich von selbst.

Wohl ist der Einwand vom buchhändlerischen Standpunkte aus: „daß man von den einzelnen Theilen der Sammlung einen sehr ungleichen Absatz erwarten müsse," gegründet, doch dafür ist auch wohl zu erwarten, daß das Ganze nicht so schnell zu Stande kommen und daher, wenn das Unternehmen überhaupt Anklang findet, das allgemein Beliebte das weniger Gesuchte mit unterstützen würde. Auch wird und kann ein solches Werk von einer solchen Ausdehnung nur durch die vereinten Kräfte unserer ersten Buchhandlungen des In- und Auslandes ausgeführt werden.

7) Besonders wird man darauf bedacht sein, kleinere, zerstreut liegende, gelegentlich gemachte Bemerkungen und Recensionen, aus Hermann's Viger, aus Lobeck's Phrynichus u. s. w., gehörigen Orts anzuführen und einzuschalten, wozu das gemeinsame, gleichzeitige Bearbeiten

Mehrerer, welche dieſe gelegentlich gefundenen Bemerkungen einander mittheilen, viel beitragen kann.

Beſonders dieſen Punkt halten wir für ſehr wichtig; gerade dadurch, daß das unter einem großen Schutthaufen verborgene Goldkörnchen hervorgeſucht wird, wird für alle nach uns Lebende viel Zeit und Mühe erſpart. Es liegt am Tage, daß es nur dadurch möglich ſei dieſen Zweck zu erreichen, wenn ſich mehrere einzelne, mit dieſem oder jenem alten Autor durch längeres Studium vorzüglich vertraut gewordne Männer vorzugsweiſe der Bearbeitung des gewählten Claſſikers hingeben.

8) Als Text ſollen dabei die Tauchnitz'ſchen Stereotypausgaben deßwegen zu Grunde gelegt werden, weil dieſe in allen Händen ſind, auch die vulgata lectio ohne kühne Abweichungen enthalten, woran ſodann die Varianten andrer Ausgaben bequem geknüpft werden können.

9) Auch dem Commentar wird man das jetzt beliebte Format geben, weil ſich auf dieſe Weiſe dem Ganzen mehr Gleichheit ertheilen laſſen wird, indem auch die kleinern Werke der Alten, einzeln bearbeitet, noch immer ein dem Ganzen verhältnißmäßiges Bändchen bilden werden.

Alle werden geleimt und gut geheftet in einem farbigen Umſchlage mit hinten aufgedrucktem Titel (ſo daß alſo durch dieſe Einrichtung jeder weitere Einband erſpart wird) ausgegeben. Kein Theil ſoll die Stärke von 600 Seiten um viel überſteigen und das Ganze nöthigenfalls lieber in 2 Theile getrennt werden. Ein genauer Index über die in den Noten enthaltenen Gegenſtände ſoll nicht fehlen. Auch die dem Werke etwa beigegebenen Kärtchen, Pläne und Kupfer ſollen nur dieſes Format erhalten.

D.

Antrag

des

Herrn Profeſſor F. V. Fritzſche aus Roſtock.

Ich glaube in dem Sinne Vieler zu reden, wenn ich mir erlaube den Wunſch auszuſprechen, daß dieſer hochgeehrte philologiſche Verein über einen, wie es ſcheint, recht wichtigen Gegenſtand abzuſtimmen beliebe. Sollten nicht außer den protokollariſchen Verhandlungen und den vorzuleſenden Schriften auch noch andre wiſſenſchaftliche Abhandlungen anderer Mitglieder des Vereins gedruckt werden? Wir würden dann ein bleibendes Denkmal dieſes ſchönen Vereins beſitzen, ein Denkmal, welches zugleich der Wiſſenſchaft einen weſentlichen Dienſt leiſten und unter uns ſelbſt den wahrer Humanität ſo förderlichen Gemeingeiſt beleben müßte.

Wird dieſer Vorſchlag überhaupt gebilligt, ſo kann die Art der Ausführung wohl keine Schwierigkeit machen. Um nämlich ſo viele Mitarbeiter als möglich zu gewinnen, werden die kleinſten Epigramme und größere, nur nicht allzu lange, Schriften gleich erwünſcht ſein; die Herren Verfaſſer werden beliebig in deutſcher oder lateiniſcher Zunge reden; der Druck wird etwa erſt nach Monatsfriſt beginnen können, damit auch diejenigen Mitglieder, welche nicht zufällig eine paſſende Schrift fertig liegen haben, in den Stand geſetzt werden ſich die zur Ausarbeitung nöthige Zeit zu nehmen. Die Redaction aller einzuliefernden Schriften werden hoffentlich die Herren Geheime Hofrath Fr. Jacobs, Profeſſor Dr. V. Chr. Fr. Roſt, Profeſſor Dr. E. Fr.

Wüſtemann zu übernehmen die Güte haben. Ich bin bereit eine Abhandlung einzuſenden und dieſe der Billigung, Verwerfung, Abänderung der Herren Redactoren unbedingt zu unterwerfen.

Ceterum censeo Acta conventus Gothani, si quae scribi iusseritis, optimo carissimoque Principi, cuius tanta erga nos fuit liberalitas, quantam uno ore omnes praedicamus, consecranda esse. Praeterea etiam Gothanis, hoc est ei urbi, quae nos suavissimo hospitio exceperit, erit, quemadmodum spero, gratiae quodammodo referendae locus. Quae enim ex novo Actorum instituto pecunia redierit, ea praeclare collocabitur, si eius ope gymnasii Gothani bibliothecam locupletari, alumnis eius stipendia constitui aliasque res florentissimi illius gymnasii augeri placuerit.

E.

Am Schluſſe veröffentlichen wir nach dem Wunſche vieler Mitglieder des Vereins den ſinnreichen Trinkſpruch, welchen Herr Collaborator Ph. H. Welcker bei der Mittagstafel am 1. October ausbrachte.

CONVIVIS DOCTISSIMIS.

Doctorum studium subito convivia mutant.
Sic quoque mutati nos, nova turba, sumus.
Non *Cicero* nunc, sed *cicer* oblectabit edentes.
Edimus in coena nil, *edimus*que tamen.
Caesaris haud *Gallos legimus*, *galli* tamen alas
Et pectus *legimus* dilacerante manu.
Scena nec hîc Sophoclis placet; est nam *coena* parata;
Nec iuvat hîc aliquid *scribere*, sed *bibere.*
En, est *ius* nobis *carum*, *caro cara*, nec ipsi
Carmen, sed *carnem* quaerimus atque *garum.*
Non *stomachum* ingentem magni miramur Achillî,
Sed *nostrum*, in tot ovans qui gerit arma feras.
Scilicet aggreditur tauri iam terga, vel apros
In mensa immensa; praedaque cervus adest.
Non Statii petimus Silvas: hîc est lepus assus;
His tamen in mensis est *lepus* atque *lepor.*
Qui gaudent *libris*, ab iisdem *Liber* ametur,
Et nostrûm quivis a fame *liber* eat!
Huc *ave* propitia venisti, Docta Caterva:
Patria rite tibi Gothaque dicit: *Ave!*
Et bene sit cunctis, queîs cor *sapit* atque palatum,
Et bene sit Gothae, Docta Caterva, Tibi!

Verzeichniß der Mitglieder

der

dritten Verſammlung deutſcher Philologen und Schulmänner in Gotha.

(Geordnet nach ihrer Einzeichnung in das Album.)

1. Friedrich Jacobs, der Zeit Präſes.
2. Dr. Val. Chr. Fr. Roſt, Stellvertreter des Präſes.
3. Dr. Karl Gottlieb Bretſchneider, Oberconſiſtorialdirector u. Generalſuperintendent zu Gotha.
4. Dr. Eduard Jacobi, Oberconſiſtorialrath zu Gotha.
5. Dr. Friedrich Thierſch, k. b. Hofrath u. Profeſſor aus München.
6. Dr. Ernſt Friedrich Wüſtemann, Profeſſor am Gymnaſium in Gotha.
7. Adolf Bube, Oberconſiſtorialſecretair zu Gotha.
8. Wilhelm Elſter, Rector am Gymnaſium zu Clausthal.
9. Dr. Heinrich Julius Urban, Conrector am Gymnaſium zu Clausthal.
10. Karl Schädel, Subconrector am Gymnaſium zu Clausthal.
11. Dr. Kries, Hofrath und Prof. zu Gotha.
12. Dr. Chriſt. Ferdinand Schulze, Profeſſor zu Gotha.
13. Dr. Eduard Köllner, Profeſſor zu Göttingen.
14. Dr. Auguſt Beck, Oberlehrer am Realgymnaſium zu Gotha.
15. Dr. Ludwig Kayſer, Privatdocent an der Univerſität zu Heidelberg.
16. Dr. Friedrich Kayſer, Pfarrvikarius in Heidelberg.
17. Karl Heinrich Haſſenſtein, Oberlehrer am Realgymnaſium zu Gotha.
18. G. Bernhardy, Profeſſor in Halle.
19. Raphael Kühner, Conrector zu Hannover, Dr. ph.
20. Dr. Heinrich Habich, Collaborator am Gymnaſium zu Gotha.
21. Dr. Fr. Berger aus Gotha.
22. Dr. H. Th. Kühne, Lehrer der Mathematik am Gymnaſium zu Gotha.
23. Carl Groſch, Stadtgerichtsrath zu Gotha.
24. Carl Anton Bretſchneider, Profeſſor am Realgymnaſium zu Gotha.
25. Dr. Karl Ernſt Georges aus Gotha.
26. Dr. L. v. Jan, Profeſſor aus Schweinfurt.
27. Carl Friedrich Nägelsbach, Profeſſor am Gymnaſium zu Nürnberg.
28. Johann Heinrich Millenet, Profeſſor am Gymnaſium zu Gotha.
29. Bernhard Schmid, Dr. theol. und Miſſionar in Oſtindien, aus Jena.
30. Joh. Chr. Gottl. Richter, Dr. aus Nordhauſen.
31. Eduard Haage, Conrector in Ilfeld.
32. Chriſt. Gotthold Neudecker aus Gotha, Dr. phil. u. ord. Mitglied d. hiſt.-theol. Geſellſchaft zu Leipzig.
33. Dr. Friedr. Aug. Ukert, Profeſſor und Bibliothekar in Gotha.
34. Dr. Friedrich Ritſchl, Prof. in Bonn.
35. Dr. F. W. Schneidewin, Profeſſor aus Göttingen.
36. Dr. Friedrich Beck, Lehrer d. fr. u. engl. Sprache an der Handelsſchule zu Gotha.
37. Dr. Gottfr. Wilh. Hertel, Rector des Gymnaſiums zu Zwickau.
38. Dr. Eberhard, Profeſſor aus Coburg.

39. Schneider, Collaborator an dem Gymnaſ. zu Coburg.
40. Förtſch, Studienlehrer von Augsburg.
41. Dr. Hechtfiſcher, Studienlehrer aus Bayreuth.
42. Collegienrath Dr. Lipmann.
43. Profeſſor Dr. Krüger, Director aus Braunſchweig.
44. Profeſſor Dr. Emperius, am Carol. zu Braunſchweig.
45. Dr. G. Regel, Collab. am Gymnaſium zu Hildesheim.
46. Karl Regel, Privatlehrer in Laubach.
47. Joh. H. Traug. Müller, Director des Realgymnaſiums zu Gotha.
48. Th. Fr. G. Reinhardt, Profeſſor zu Hildburghauſen.
49. Dr. Gottfried Hermann aus Leipzig.
50. Profeſſor Dr. Jacob aus Pforta.
51. Dr. Geppert aus Berlin.
52. Director Imanuel aus Minden.
53. Dr. E. S. Unger aus Erfurt.
54. Profeſſor Dr. Lachmann aus Berlin.
55. Dr. Georg Aenotheus Koch, Oberlehrer aus Leipzig.
56. Dr. Ludwig Breitenbach aus Schleuſingen.
57. F. B. Fritzſche aus Roſtock.
58. O. F. Fritzſche, Profeſſor aus Zürich.
59. Dr. J. G. Kreyſſig, Prof. aus Meißen.
60. Dr. Fr. Kraner, Oberlehrer aus Meißen.
61. Dr. Cron, Studienlehrer in Erlangen.
62. Dr. M. Ohm, Prof. ord. an der Univerſität Berlin.
63. Director Pabſt aus Arnſtadt.
64. Profeſſor Bärwinkel aus Arnſtadt.
65. Collaborator Hoſchke aus Arnſtadt.
66. Collaborator Uhlworm ebend.
67. Collaborator Uhlworm ebend.
68. Director Rothert aus Lingen.
69. Profeſſor Ullrich aus Hamburg.
70. Dr. Aug. Straubel aus Gotha.
71. Conrector Hopf aus Hamm in Weſtphalen.
72. Profeſſor Zachariä aus Göttingen.
73. Bertram, Gymnaſiallehrer zu Gotha.
74. Dr. Brandis, Aſſeſſor aus Hildburghauſen.
75. Profeſſor Dr. Stickel aus Jena.
76. Dr. v. Pansner, Staatsrath und Ritter aus Arnſtadt.
77. Dr. Lechner, Rector des Gymnaſ. zu Hof.
78. Dr. Krahner, Lehrer am Gymnaſium im Kloſter U. l. Fr. in Magdeburg.
79. Dr. Parreidt, Lehrer am Gymnaſium im Kloſter U. l. Fr. in Magdeburg.
80. Dr. G. F. Grotefend, Director des Lyceums in Hannover.
81. Dr. C. L. Grotefend, Collaborator aus Hannover.
82. Welcker, Gymnaſiallehrer in Gotha.
83. K. Roſt, Pfarrer zu Remſtädt.
84. Kieſelhauſen, Garniſonpred. in Gotha.
85. Dr. Fabri, Profeſſor am Gymnaſium zu Nürnberg.
86. Dr. Peter, Director des Gymnaſiums zu Meiningen.
87. Dr. Kritz, Prof. am Gymnaſ. zu Erfurt.
88. Dr. Straß, Director des Gymnaſiums zu Erfurt.
89. Dr. Besler, Profeſſor des Gymnaſiums zu Erfurt.
90. K. Schöppach, Gymnaſiallehrer aus Meiningen.
91. C. H. Wenig, Director der ſtädtiſchen Oberſchule zu Erfurt.
92. Dr. Haun, Director des Gymnaſiums zu Mühlhauſen.
93. Dr. Ameis, Subconrector am Gymnaſium zu Mühlhauſen.
94. Fr. J. Frommann aus Jena.
95. Dr. Thierbach, Profeſſor am Gymnaſium zu Erfurt.
96. Diakonus Rauch aus Arnſtadt.
97. Dr. Schwanitz, Gymnaſiall. v. Eiſenach.
98. H. Fritzſche, Dr. phil. aus Leipzig.
99. Dr. Mahr, Profeſſor am Gymnaſium zu Eiſenach.
100. Dr. Alex. Wittich aus Eiſenach.
101. Dr. Wilh. Rein, Profeſſor in Eiſenach.
102. Dr. Auguſt Witzſchel, Gymnaſiallehrer aus Eiſenach.

103. Dr. Ch. Sommer, Prof. aus Rudolſtadt.
104. Lobegott Samuel Obbarius, Profeſſor aus Rudolſtadt.
105. Dr. Julius Cäſar, Privatdocent zu Marburg.
106. Dr. Guſtav Zenker, Vorſteher eines Inſtituts zu Jena.
107. Ulrich von Zech aus München.
108. Friedrich Vierſchrodt aus Gotha.
109. Dr. Hermann Weißenborn, Privatdocent in Jena.
110. Reinthaler, Vorſteher des Martinſtifts in Erfurt.
111. Ferdinand Hand, Profeſſor in Jena.
112. F. A. Nüßlin von Mannheim.
113. Mothſchiedler, Superintendent aus Friedrichroda.
114. Dr. Wilhelm Weißenborn, Profeſſor in Eiſenach.
115. Dr. Ernſt Lieberkühn, Gymnaſiallehrer in Weimar.
116. Dr. Conſtantin Scharff, Gymnaſiallehrer in Weimar.
117. Dr. Gernhard, Conſiſtorialrath und Director des Gymnaſiums zu Weimar.
118. Dr. Vent, Profeſſor am Gymnaſium zu Weimar.
119. Dr. Weber, Profeſſor am Gymnaſium zu Weimar.
120. Dr. Fiſcher, Profeſſor am Gymnaſium zu Hildburghauſen.
121. Director Hartung aus Schleuſingen.
122. Dr. Franz Spitzner, Director aus Wittenberg.
123. Dr. Max Schmidt, Rector der latein. Schule u. Condir. der Frank. Stiftungen in Halle.
124. Dr. Theodor Schmid, Gymnaſialdirector zu Halberſtadt.
125. Dr. Theodor Herold, Prof. u. interim. Rector der Kloſterſchule Roßleben.
126. Dr. Friedrich Ellendt, Director aus Eisleben.
127. Dr. L. Wieſe, Profeſſor am Joachimsth. Gymnaſium zu Berlin.
128. C. Fr. Brenske, Adjunct am Joachimsth. Gymnaſium zu Berlin.
129. Dr. Mönch, Oberlehrer am Gymnaſium zu Eisleben.
130. Joach. Günther, Collab. am königl. Pädagogium in Halle.
131. Friedrich Peucer, Oberconſ.-Präſident in Weimar.
132. F. E. Chr. Bach, Conſiſtorialrath und Superintendent in Ohrdruff.
133. Profeſſor Oſann aus Gießen.
134. Dr. Weber, Director aus Caſſel.
135. Dr. Schubart aus Caſſel.
136. Profeſſor Walz aus Tübingen.
137. Dr. Th. Bergk aus Caſſel.
138. Schimmelpfeng, Gymnaſiallehrer aus Caſſel.
139. Dr. Karl Friedrich Hermann, Prof. in Marburg.
140. Dr. Fr. Gerlach, Prof. und Bibliothekar in Baſel.
141. Dr. Laur. Lerſch aus Bonn.
142. Rector Volkhart aus Bockum in der Grafſchaft Mark.
143. Gymnaſiallehrer Hatham aus Arnſtadt.
144. Etatsrath Prof. Nitzſch aus Kiel.
145. Hofrath Prof. Ritter aus Göttingen.
146. Profeſſor Weber aus Bremen.
147. Director Wiedaſch aus Ilfeld.
148. Dr. Ahrens aus Ilfeld.
149. Dr. Volckmar aus Ilfeld.
150. Collaborator Hahmann aus Ilfeld.
151. Collaborator Kornmann aus Gotha.
152. Oberſchulrath Kohlrauſch aus Hannover.
153. Dr. Kerſt aus Gotha.
154. Director Ranke aus Göttingen.
155. Sickel, Collaborator in Roßleben.
156. Director Seebode zu Gotha.
157. Dr. Braunhard aus Greußen.
158. Dr. Genthe aus Eisleben.
159. Dr. Gräfenhan aus Eisleben.
160. Schulrath Krügelſtein aus Ohrdruff.
161. Profeſſor Pahl aus Tübingen.
162. Profeſſor Scheidler aus Jena.
163. Profeſſor Danz aus Jena.

164. Professor Göttling aus Jena.
165. Diaconus Pfitzner aus Gotha.
166. Dr. Bippart aus Leipzig.
167. Schultheiß aus Nürnberg.
168. Vicepräsident Röhr aus Weimar.
169. Oberlehrer Dr. Kieser aus Sondershausen.
170. Pfarrer Heyder in Gotha.
171. Pfarrer E. F. Möller aus Döllstedt.
172. Diaconus Demmer in Gotha.
173. Pfarrer Anacker von Töttelstädt.
174. Pfarrer Credner von Wölfis.
175. Rector Schrickel aus Göttingen.
176. Director Dr. Funkhänel aus Eisenach.
177. Dr. Schmiedt aus Roßleben.
178. Professor Briegleb aus Eisenach.
179. Oberlehrer Lommatzsch aus Keilhau.
180. Professor Dr. E. v. Leutsch aus Göttingen.
181. Director Dr. Münscher in Hersfeld.
182. Dr. Wiskemann in Hersfeld.
183. Gymnasiallehrer Gies aus Hersfeld.
184. Professor Schall aus Stuttgart.
185. Conrector Krügelstein aus Ohrdruff.
186. Conrector Müller aus Naumburg a. S.
187. Dr. Loers, Gymnasialdirector in Trier.
188. Pastor Bödeker aus Hannover.
189. Pastor Fleischhauer aus Teutleben.
190. Superintendent Hey aus Ichtershausen.
191. Dr. Hummel aus Göttingen.
192. Professor Schnitzer aus Heilbronn.
193. Dr. Geffers aus Göttingen.
194. Dr. Möller, Geh. Archiv-Secret. u. Secret. an der Bibliothek in Gotha.
195. K. Ch. v. Wüstemann, Geh. Rath aus Altenburg.
196. Professor Hansen aus Gotha.
197. Dr. Ludwig Storch aus Gotha.
198. Pfarrer Beck aus Gotha.
199. Dr. Schulze, Pfarrer aus Langenhain.
200. Consistorialrath v. Plessen aus Ohrdruff.
201. Pfarrer Cramer in Emleben.
202. Oberlehrer Dr. Palm in Leipzig.
203. Prof. Dr. Herling aus Frankfurt a. M.
204. Superintendent Dr. Holzapfel a. Bensshausen.
205. Thöl, Professor in Göttingen.
206. Dr. Th. Rumpel, Gymnasiallehrer in Halle.
207. Director Dr. Kästner in Celle.
208. Dr. Allihn aus Halle.
209. C. A. Noback, Lehrer an der Handelsschule in Erfurt.
210. Friedrich Noback, desgl.

Verhandlungen

der

vierten Versammlung

deutscher

Philologen und Schulmänner

in

Bonn 1841.

Bonn,
bei Eduard Weber.
1842.

Vorwort.

Indem der Unterzeichnete in Folge des ihm gewordenen Auftrages die vorliegenden Verhandlungen dem Druck übergibt, liegt ihm ein doppelter Wunsch besonders nahe: daß es ihm bei denjenigen Erörterungen, für welche keine gefälligen Mittheilungen der verehrten Redner selbst benutzt werden konnten, einigermaßen gelungen sein möchte, aus den, der Natur der Sache nach nicht immer ausreichenden Andeutungen der schriftlichen Protokolle den Sinn der Vortragenden wenigstens annäherungsweise zu treffen; — wo dieß aber trotz diplomatischer Treue oder auch rathender Conjectur nicht geglückt sein sollte, wie vielleicht S. 83, daß ihm da wohlwollende Nachsicht nicht entstehen möge.

Bonn, Februar 1842.

F. Ritschl.

Statuten

des

Vereins deutscher Philologen und Schulmänner.

---

§. 1.

Die Unterzeichneten vereinigen sich zu einer philologischen Gesellschaft, welche zum Zwecke hat:

a) das Studium der Philologie in der Art zu befördern, daß es die Sprachen (Grammatik, Kritik, Metrik) und die Sachen (den in den schriftlichen und artistischen Denkmälern niedergelegten Inhalt) mit gleicher Genauigkeit und Gründlichkeit umfaßt;

b) die Methoden des Unterrichts mehr und mehr bildend und fruchtbringend zu machen, so wie den doctrinellen Widerstreit der Systeme und Richtungen auf den verschiedenen Stufen des öffentlichen Unterrichts nach Möglichkeit auszugleichen;

c) die Wissenschaft aus dem Streite der Schulen zu ziehen, und bei aller Verschiedenheit der Ansichten und Richtungen im Wesentlichen Uebereinstimmung, so wie gegenseitige Achtung der an demselben Werke mit Ernst und Talent Arbeitenden zu wahren;

d) größere philologische Unternehmungen, welche die vereinigten Kräfte oder die Hülfe einer größern Anzahl in Anspruch nehmen, zu befördern.

§. 2.

Zu diesem Zwecke achten sie für nöthig:

a) sich gegenseitig durch Rath und Mittheilung nach Möglichkeit zu unterstützen;

b) in einem schon bestehenden oder neu zu begründenden philologischen Journale Anzeigen und Beurtheilungen neu erschienener Schriften und Abhandlungen in dem oben bezeichneten Sinne niederzulegen;

c) in ihren umfassendern Arbeiten nach denselben Grundsätzen zu verfahren, und sie unter ihren Freunden nach Möglichkeit zu verbreiten;

d) sich an bestimmten Orten und in noch zu bestimmenden ein- oder zweijährigen Zeiträumen zu gegenseitigen Besprechungen und Mittheilungen zu vereinigen.

§. 3.

In jenen Versammlungen finden Statt:

a) Mittheilungen aller Art über neubegonnene und eingeleitete Unternehmungen und über neue Untersuchungen auf dem Gebiete der Philologie;

b) Berathungen über Arbeiten, welche zu unternehmen den Zwecken der Gesellschaft förderlich ist, und über die Mittel ihrer Ausführung;

c) conversatorische Behandlung schwieriger Punkte im Gebiete der Philologie und der Methodik des Unterrichts;

d) zusammenhängende Vorträge, jedoch nur über Gegenstände, über welche die Gesellschaft die Ansicht eines ihrer Mitglieder zu hören im Voraus beschlossen, oder welche der jeweilige Vorstand genehmigt hat *);

e) Berathungen über den Ort, die Zeit und den Vorstand der nächsten Vereinigung und über die Punkte, welche in ihr etwa zur besondern Berathung gebracht werden sollen.

§. 4.

Ein jeder Philolog kann der Gesellschaft als Mitglied beitreten, welcher dem Staate, dem er angehört, die nöthige Gewähr seiner Kenntnisse und Gesinnungen dadurch gibt, daß er an Gymnasien oder Universitäten lehrt, oder gelehrt hat, oder in einem andern öffentlichen Amte steht.

Auch Schulmänner, welche die übrigen Zweige des höhern öffentlichen Unterrichts, als Mathematik, Physik, Geschichte und Geographie besorgen, sind eingeladen an den Versammlungen Theil zu nehmen. Sie vertreten dort die von ihnen gelehrten Gegenstände.

Die Mitglieder des Vereins der Schulmänner des nördlichen Deutschlands sind eingeladen sich auch dieser Vereinigung anzuschließen.

§. 5.

Kein dem Vereine Beigetretener ist zu irgend einer Dauer seines Beitritts, noch zu irgend einer Leistung für die Gesellschaft verpflichtet. Jede Theilnahme ist eine freiwillige.

§. 6.

Dem für den nächsten Zusammentritt bestimmten Vorstande **) liegt jedes Mal ob, für diesen Zusammentritt die Genehmigung derjenigen deutschen Regierung zu suchen, in deren Gebiete die Versammlung Statt finden soll.

§. 7.

Für die erste Zusammenkunft wird Nürnberg und der Michaelistag des Jahres 1838 bestimmt.

Göttingen, den 20. September 1837.

(Folgen die Unterschriften.)

---

*) Nach dem Beschlusse der dritten Versammlung können Vorträge, die vom Blatte gelesen werden sollen, nur dann Berücksichtigung finden, wenn dieselben dem jedesmaligen Vorstande einige Zeit vor Eröffnung der Versammlung zugeschickt worden sind. S. die Verhandlungen der dritten Versammlung (Gotha 1841) S. 79 f.

**) welcher aus einem Präses und einem Vice-Präses besteht. S. ebenda S. 43.

I.

Protokoll

der

vorbereitenden Sitzung.

Bonn, am 29. September 1841.

Die vorbereitende Sitzung wurde früh 8 Uhr vom Professor Ritſchl, als Vicepräſes der dießjährigen Verſammlung, mit wenigen einleitenden Worten eröffnet, die ungefähr dieſe waren:

„Hochanſehnliche Verſammlung! Die vorjährige Verſammlung beſchloß, daß in Zukunft zwei ſtatt eines Geſchäftsführers gewählt, und ſo das, was bis dahin nur als Ausnahme vorgekommen war, zur Regel gemacht werden ſollte. Auf eine ſchmerzliche Weiſe hat ſich die Zweckmäßigkeit dieſer Einrichtung ſogleich im erſten Jahre bewährt, indem durch die Abweſenheit unſeres allverehrten Präſes, meines theuern Freundes und Collegen Welcker, die Verpflichtungen, welche jene Wahl auflegt, auf mich übergegangen ſind, den das ehrende Vertrauen der Verſammlung zum ſtellvertretenden Geſchäftsführer ernannte. Erlauben Sie mir zunächſt, hochverehrte Anweſende, die Empfindungen, welche ihn bei der Abreiſe bewegten, und die er Ihnen auszudrücken mich ſowohl mündlich als noch in dieſen Tagen brieflich auf das Angelegentlichſte beauftragte, für heute in einen herzlichen Gruß zuſammenzufaſſen, den er Ihnen ſendet, nähere Mittheilung aber der Eröffnung unſerer erſten öffentlichen Sitzung vorzubehalten. Auch in anderer Beziehung wollen Sie mir geſtatten, mich heute rein auf das Geſchäftliche zu beſchränken, und nur mit einem Worte Ihre geneigte Aufmerkſamkeit auf mein eigenes Verhältniß zu lenken. Geraume Zeit nur auf ſecundäre Beihülfe und Mitwirkung vorbereitet und eingerichtet, bin ich, da ich es am wenigſten erwartete, in den Fall gekommen, den ganzen Umfang der Geſchäfte allein übernehmen zu müſſen, und bin durchdrungen von dem Gefühl, wie ſehr ich in allen Stücken Ihrer Nachſicht bedarf und bedürfen werde. Indem ich dieſe Nachſicht erbitte, geſtehe ich, daß ich ihr zugleich vertraue, in der Ueberzeugung, Sie werden, wo die That nicht ausreicht, den guten Willen gelten laſſen, deſſen ich mir mit eben ſolcher Lebendigkeit, wie der unzureichenden Kraft, bewußt bin. Und ſo laſſen Sie es uns guten Muthes mit einander verſuchen, und hoffen, daß das erhebende Gefühl einer ſo ſchönen Gemeinſchaft die etwa hervortretenden Mängel übertragen werde.“

Nachdem hierauf die Statuten des Vereins verleſen worden waren, wurde zur Wahl der Büreaubeamten geſchritten. Auf den Vorſchlag des Vorſitzenden wurden Profeſſor Fiedler aus Weſel, Profeſſor Wilberg aus Eſſen und Dr. Erſch aus Bonn zu Secretären der dießjährigen Verſammlung ernannt und nahmen dieſe Wahl mit freundlicher

Bereitwilligkeit an. Indem die Verleſung des Namenverzeichniſſes der bis dahin eingetroffenen Mitglieder aus bewegenden Gründen an das Ende der Sitzung verlegt wurde, durfte jetzt, da den ſtatutenmäßigen Anforderungen zum Zuſammentritt des Vereins Genüge geleiſtet war, in Gemäßheit der höchſten Orts ertheilten gnädigen Genehmigung die vierte Verſammlung deutſcher Philologen und Schulmänner für geſetzmäßig conſtituirt erklärt werden.

Hiernächſt gebot die Dankbarkeit, der zahlreichen und allſeitigen Begünſtigungen, deren auch dieſe vierte Verſammlung ſich erfreute, anerkennende und rühmende Erwähnung zu thun. Der Vorſitzende pries zuerſt die Gnade Sr. Majeſtät des Königs, Höchſtwelcher auf die, nicht dankbar genug zu verehrende Verwendung des Wirklichen Geheimen Staatsminiſters Herrn Eichhorn Excellenz, nicht nur die landesherrliche Genehmigung huldreichſt ertheilt, ſondern auch zur würdigen Durchführung der Vereinszwecke, ſo wie zur gaſtlichen Bewirthung der Verſammelten in hochherziger Munificenz die Summe von 1000 Rthlr. zur Verfügung geſtellt hatte. *) Der Vorſitzende dankte ferner dem aus Mitgliedern der Univerſität und der Stadt (den Herrn Oberbürgermeiſter an der Spitze) gebildeten Comité, welches keine Mühwaltung, keine Hingebung geſcheut hatte, um den erwarteten Gäſten einen angemeſſenen Empfang und zufriedenſtellenden Aufenthalt zu bereiten; dem Herrn Rector Magnificus und Hochlöblichen Senat der Königlichen Univerſität für die geneigte Bewilligung der akademiſchen Aula zum Verſammlungsſaal; den Herren Directoren der akademiſchen Inſtitute und der ſtädtiſchen Leſe- und Erholungsgeſellſchaft für die freundliche Gewährung des freien Zutritts zu den Sammlungen und dem Leſekabinet; den löblichen deutſchen Zeitungsredactionen für die unentgeltliche Aufnahme der den Verein betreffenden öffentlichen Bekanntmachungen; der liberalen Direction der Kölniſchen Dampfſchifffahrtsgeſellſchaft für die beſondere Rückſichtsnahme, mit welcher ein eigenes Boot, zur Beförderung der Verſammelten nach Königswinter, aus dem regulären Dienſt war genommen worden; endlich dem ſehr geehrten vorjährigen Präſidium, welches mit Rath und That die Vorbereitungen zu der dießjährigen Verſammlung gefördert hatte.

Alsdann wurden die dem Verein gebotenen Widmungen und Darbringungen zur Kenntniß der Verſammlung gebracht. Es wurden zunächſt vertheilt die dem Präſidium zu dieſer Verwendung eingehändigten Exemplare (1) eines lateiniſchen Begrüßungsgedichtes an die werthen Gäſte von Dr. Düntzer; (2) der neuen „Beſchreibung des akademiſchen Kunſtmuſeums zu Bonn", durch welche Aufmerkſamkeit der Verfaſſer, Profeſſor Welcker, auch aus der Ferne ſeine Theilnahme vergegenwärtigen und ſein Andenken mit einem ſichtbaren Zeichen erneuen wollte; (3) der von Dr. Dübner aus Paris ſchon im vorigen Jahre eingeſandten, aber zu ſpät

*) Allgemein war der Jubel, in welchem ſich das enthuſiaſtiſche Dankgefühl der Verſammlung bei dem an demſelben Tage in Königswinter ſtattfindenden Feſtmahle auf Anlaß eines Toaſtes Luft machte, der etwa ſo lautete: „In ehrfurchtsvollem Dankgefühl gedenken wir des hochherzigen Fürſten, welcher, mit begeiſterter Neigung und tiefer Kennerſchaft den Intereſſen moderner Bildung und der Blüthe moderner Kunſt zugewendet, daneben den unvergänglichen Werth des klaſſiſchen Alterthums vom großartigſten und umfaſſendſten Standpunkte würdigt, und durch ſolche Würdigung die erhebende Bürgſchaft gewährt, daß dieſen Studien wiederum auf eine lange Reihe von Jahren hinaus ihre Stellung als ewiges Fundament und weſentliche Ergänzung aller edlern Menſchenbildung geſichert ſei. Se. Majeſtät, unſer erlauchter Herr und allverehrter König, der dieſe Verſammlung ſeines gnädigen Schutzes gewürdigt hat, er lebe hoch!"

eingetroffenen Bearbeitung von Philodemi fragmenta *περὶ ποιημάτων*. Außerdem waren zwei an die Verſammlung gerichtete Anträge zur Empfehlung und Förderung litterariſcher Unternehmungen von je einem Probeexemplar begleitet, welche die Verleger, die Herren Göpel und Köhler in Stuttgart, dem Verein zum Geſchenk gemacht hatten, nämlich (4) „Hellas und Rom: Vorhalle des klaſſiſchen Alterthums in einer organiſchen Auswahl aus den Meiſterwerken ſeiner Dichter, Geſchichtſchreiber und Philoſophen; nach den beſten vorhandenen Uebertragungen herausgegeben ꝛc. ꝛc. von K. Fr. Borberg" und (5) „Süddeutſche Schulzeitung für Gelehrten- und Realſchulen, herausgegeben von Friſch, Keim, Pfaff, Schall, Schmid" (2ter Jahrgang). Beide Werke wurden, da der Verein ſtatutenmäßig keinerlei Sammlung beſitzt, auf den Antrag des Vorſitzenden der Bibliothek des Bonner Gymnaſiums überwieſen.

Hieran ſchloß ſich ſchicklich die Erwähnung, Vorzeigung und Empfehlung der, auf Beſtellung der vorjährigen Verſammlung von dem Gothaiſchen Künſtler Helfricht gearbeiteten, in mehrern hundert Exemplaren eingeſandten Denkmünze mit Otfried Müllers Bildniß auf der Vorderſeite, und einer angemeſſenen Inſchrift auf der Rückſeite. Zugleich wurde angekündigt, daß auch von der, im vorigen Jahre vorgelegten Denkmünze mit F. A. Wolfs Bildniß noch eine Anzahl von Exemplaren für diejenigen bereit liege, deren Wünſche damals nicht befriedigt werden konnten.

Es folgte jetzt die Aufzählung der angemeldeten Vorträge:

1) In wie weit ſind die jetzigen materiellen Richtungen den klaſſiſchen Studien gefährlich? von Dr. Kreuſer aus Köln.
2) Ueber einen Mangel jetziger Kritik, nebſt ſkizzirter Geſchichte der griechiſchen Sprache, von Demſelben.
3) Ueber die griechiſche Lectüre und deren Verbindung mit der griechiſchen Culturgeſchichte auf der oberſten Stufe der Gymnaſialbildung, von Oberſtudienrath Dr. Dilthey aus Darmſtadt.
4) Cicero's Nachrichten über die Servianiſchen Centurien, mit den entſprechenden des Livius und Dionyſius verglichen und gewürdigt, von Prof. Dr. Ritter aus Bonn.
5) Ueber Rudhardt's „Plan einer äußern und innern Vervollſtändigung der grammatiſchen Methode, die klaſſiſchen Sprachen zu lehren", zu beliebigem Gebrauch ſchriftlich eingeſandt von Dr. Fritſch in Wetzlar.
6) Ueber den Nutzen, den die deutſche Philologie geäußert hat auf die Behandlung der altfranzöſiſchen und provençaliſchen Litteratur, Vortrag in franzöſiſcher Sprache von Baron de Roiſin aus Bonn.
7) Ueber parallele Behandlung der deutſchen, lateiniſchen und griechiſchen Grammatik — (ein Gegenſtand, welcher das vorige Mal (ſ. Verhandll. S. 115) von Hofrath Thierſch, mit Zuſtimmung der in Gotha Anweſenden, der dießjährigen Verſammlung zur Berathung empfohlen worden war) — vom Lehrer J. H. J. Bartelmann aus Offenbach.

Der Vorſitzende äußerte die Vermuthung, daß die geringe Zahl der angemeldeten Vorträge vielleicht von einem Misverſtändniß der durch Beſchluß der vorjährigen Verſammlung in die Statuten aufgenommenen Beſtimmung herrühren möge, wonach die nicht frei zu haltenden Vorträge dem Vorſtande einige Zeit vor Eröffnung der Verſammlung zugeſandt werden ſollen. Er lehnte die etwaige Interpretation dieſes Beſchluſſes, als wenn dadurch im Entfernteſten eine

Cenſur beabſichtigt werde, durch die Erklärung ab, daß lediglich zum Behuf einer angemeſſenen Vertheilung des Stoffes auf die beſchränkte Zeit eine vorgängige Beurtheilung der Ausdehnung jener Vorträge wünſchenswerth ſei, und forderte zu nachträglichen Anmeldungen auf. Demnach erbot ſich zu einem Vortrag

8) über den Unterricht in der lateiniſchen Grammatik Prof. Dr. Fiedler aus Weſel.

Desgleichen ließ ſich auf den Antrag des Hofrath Thierſch, mit welchem der Vorſitzende und Prof. Dr. Laſſen (der denſelben Antrag von ſich abgelehnt hatte) ihre Bitten vereinigten,

9) Director Dr. Grotefend aus Hannover, obwohl nicht vorbereitet, geneigt finden, von Fellows jüngſt erſchienenen Reiſewerken über Lyciens Sprache und Alterthümer einen überſichtlichen Bericht abzuſtatten.

Später, nachdem der Verlauf dieſer vorbereitenden Sitzung auf eine ehrende Erwähnung Näke's und Niebuhr's geführt hatte, leitete Hofrath Thierſch die Aufmerkſamkeit der Anweſenden auf den, im dankbaren Gedächtniß Aller mit jenen beiden eng verknüpften Namen Heinrich, und in Folge ausdrücklich ausgeſprochenen, von der Verſammlung getheilten Wunſches erklärte ſich nachträglich

10) Dr. Heinrich aus Bonn zu einer Mittheilung über den litterariſchen Nachlaß ſeines verewigten Vaters bereit.

Hieran ſchloß ſich die Ankündigung derjenigen kürzern Vorträge, welche ſich auf Verhandlungen der vorjährigen Verſammlung bezogen und als Vermächtniſſe dieſer auf die dießjährige Verſammlung übergegangen waren, nämlich: 1) Bericht des Prof. Dr. Haaſe aus Breslau über einen Verein zur Ausbeutung auswärtiger Bibliotheken für philologiſche Zwecke; 2) Bericht des Prof. Dr. Ritſchl über das Unternehmen eines Codex palaeographicus; 3) Bericht des Dr. Züllig aus Heidelberg über die Suringar'ſche Preisaufgabe.

Indem hierauf zu verſchiedenen, an den Verein gerichteten Anträgen übergegangen wurde, brachte der Vorſitzende 1) nachſtehende, von Prof. Welcker ſchriftlich zurückgelaſſene Mittheilung zur Kenntniß der Verſammlung:

„Herr Fellows, deſſen beide Reiſen nach Lycien die beſondre Aufmerkſamkeit der Alterthumsforſcher erregten, hat mir zu wiſſen gethan, daß, im Falle der deutſche Philologenverein junge Männer nach Lycien ſchicken würde, er mit Vergnügen bereit ſei, ein ſolches Unternehmen zu unterſtützen. Auch für die Benutzung ſeiner Entdeckungen hofft er Alles von deutſchen Gelehrten, und würde gern manche nützliche Winke und Fingerzeige geben, wenn Jemand die Unterſuchungen in Kleinaſien weiter verfolgen ſollte. Wenn auch die Ausſicht nicht iſt, daß für jetzt unſer Verein Reiſen oder andre den Wiſſenſchaften förderliche, koſtſpielige Unternehmungen veranlaſſen und unterſtützen könnte, ſo iſt ein ſo achtbares Anerbieten doch nicht mit Stillſchweigen zu übergehn."

In Beziehung hierauf bemerkte Hofrath Thierſch, daß ein junger Gelehrter aus Berlin ſich bereits auf dem Wege nach Lycien befinde, und hoffte, daß es möglich ſein werde, demſelben die betreffende Nachricht noch nach Athen nachzuſchicken. 2) Wurde ein Vorſchlag des Dr. Urlichs aus Bonn zur Begründung eines „Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande" angekündigt und eine Berathung dieſes Vorſchlages genehmigt.

Sodann kamen zur Erwähnung die an den Vorſtand von Verfaſſern oder Verlegern geſtellten Anträge zur Empfehlung litterariſcher Unternehmungen, von denen theils Proſpecte eingegangen

waren, die unter die Anweſenden vertheilt wurden, theils fertige Exemplare, die zur Anſicht und etwaigen Erwerbung ausgelegt wurden. Es betrafen dieſe Anträge 1) Borberg's Hellas und Rom, und 2) die ſüddeutſche Schulzeitung: ſ. o.; 3) Aug. Ravenſtein's (in Frankfurt a. M.) geographiſche Reliefs von Deutſchland; 4) Naekii Opuscula philologica (Bonn.b. E. Weber); 5) die neue Folge des Rheiniſchen Muſeums für Philologie von F. G. Welcker und F. Ritſchl (Frankfurt a. M. bei J. D. Sauerländer). Hiermit ließen ſich noch die Mittheilungen verbinden, daß von den, die vier Facultäten darſtellenden, Götzenbergerſchen Freskomalereien der Aula, in welcher die Sitzungen des Vereins ſtattfanden, ſowohl gedruckte Erklärungen als in Kupfer geſtochene Abbildungen auf der Tribüne ausgelegt und zu den beſtehenden feſten Preiſen zu haben ſeien; und daß Herr Baurath L. Lange aus Darmſtadt mit dankenswerther Liberalität der Verſammlung den Genuß bereiten wolle, ſeine ſehr intereſſanten Originalzeichnungen griechiſcher Landſchaften in der zu dieſem Zweck eingeräumten Neben-Aula aufzuſtellen und der freien Beſchauung der Anweſenden während der folgenden Tage darzubieten.

Nachdem der Vorſitzende noch die nothwendigen Berathungen über die Wahl des nächſten Verſammlungsortes und Vorſtandes, ſo wie über den Druck der Verhandlungen für eine der öffentlichen Sitzungen angekündigt hatte, beantragte er auf Anlaß vielfach laut gewordener Wünſche, daß der ſchöne Vorgang früherer Verſammlungen, hervorragenden Verdienſten um die Philologie ein öffentliches Anerkenntniß zu widmen, auch für die dießjährige möge feſtgehalten werden. Demgemäß wurde beſchloſſen, 1) daß auch der nächſten Verſammlung eine, von dem Medailleur Helfricht in Gotha zu prägende Denkmünze, und zwar mit Niebuhr's Bildniß, vorgelegt werde, wofern durch einen hinlänglichen Abſatz der Müller-Medaille erſt die Koſten dieſes Unternehmens gedeckt ſein würden; 2) daß dem Profeſſor A. W. von Schlegel als Ausdruck der Geſammtempfindung der Verſammlung eine Addreſſe in lateiniſcher Sprache überreicht werde. Oberſchulrath und Archivdirector Dr. Friedemann aus Idſtein hatte, vom Vorſitzenden veranlaßt, die Güte gehabt, einen Entwurf aufzuſetzen, der von ihm verleſen und von den Anweſenden einſtimmig angenommen wurde.

Auf den Grund der bisherigen Mittheilungen konnte nunmehr zur Feſtſtellung der Tagesordnung für die öffentlichen Sitzungen fortgeſchritten werden, und wurden die dießfälligen Vorſchläge des Vorſitzenden, vorbehaltlich etwaiger Modificationen, die durch nicht im Voraus zu überſehende Zwiſchenfälle erforderlich werden dürften, von der Verſammlung genehmigt.

Schließlich gab der Vorſitzende ausführliche Auskunft und Anweiſung über Art und Anordnung aller an dieſem und den drei folgenden Tagen ſtattfindenden perſönlichen Zuſammenkünfte und geſelligen Vergnügungen. Die gedruckten Liſten der bis dahin eingetroffenen 163 Mitglieder wurden vertheilt, die Namen der letztern verleſen, und gleichzeitig den Einzelnen die Einladungskarten zu dem, in Folge Königlicher Munificenz in Königswinter veranſtalteten Feſtmahle eingehändigt.

II.

Protokoll

der

erſten öffentlichen Sitzung.

Bonn, am 30. September 1841.

Der Vorſitzende eröffnete früh 9 Uhr die Sitzung mit einer Anrede an die Verſammlung, deren weſentlicher Inhalt folgender war:

„Zunächſt iſt es das doppelte Gefühl befriedigter Erwartung und erwartungsvoller Freudigkeit, womit ich heute den hochanſehnlichen Kreis begrüße, den ein vor nunmehr einem Luſtrum gefaßter glücklicher Gedanke ins Leben rief. Es war ein Gedanke, geboren von der Begeiſterung eines Feſtjubels, der durch ein hartes Geſchick nur allzubald in Trauer, ja in Jammer verkehrt werden ſollte; ein Gedanke, zündend mit der Wirkung des Momentes, aber ſeine elektriſche Kraft ungeſchwächt fortpflanzend ſchon in das fünfte der rollenden Jahre, durch alle Gaue Deutſchlands, über die Grenzen des Vaterlandes hinaus. In ſteigendem Maße ſehen wir die Theilnahme an dem ſchönen Verbande wachſen. Nicht nur die uns mehr oder weniger benachbarten deutſchen Kernländer, Weſtphalen, Heſſen, Baden, Würtemberg, Baiern, Naſſau, Hannover, Thüringen, ſowie das uns beklagenswerther Weiſe halb entfremdete Luxemburg, ſehen wir zu harmoniſcher Einigung ſich in unſerm Rheinlande zuſammenfinden, und die politiſche wie geiſtige Metropolis unſeres Staates in würdigſten Repräſentanten vertreten; auch die blutsverwandte Schweiz hat uns ihre Boten geſendet; Holland und Belgien verſetzt uns in die Zeiten der Hemſterhuis und Valckenaer zurück; das der deutſchen Berührung ſo lange entzogene Ungarn bezeugt ſeinen Antheil durch einen von der Univerſität zu Peſth und der gelehrten Nationalgeſellſchaft ausdrücklich bevollmächtigten Abgeordneten; und iſt es auch zum Theil mehr Zufall, daß wir Paris, England, Nordamerica, ja ſelbſt Weſtindien in unſern Reihen vertreten ſehen, ſo iſt es doch ein glücklicher Zufall, den wir in der Bedeutung eines guten Omen nehmen. Wenn von dieſer Seite ein ſo überraſchender Erfolg der dießjährigen Einladung zu dem Gefühl einer befriedigten Erwartung unſtreitig berechtigt, ſo wirkt eben dahin eine gar erfreuliche Erfahrung des geſtrigen Tages. Es iſt dieß die genügſame Laune, mit welcher die werthen Gäſte, was wir ihnen von Vorkehrungen und Anordnungen zu geſelliger Heiterkeit und vergnüglichem perſönlichen Verkehr als *δόσις ὀλίγη τε φίλη τε* zu bieten hatten, freundlich aufgenommen haben. Mögen Sie, was etwa unſerſeits hierin mangelhaft und unzureichend geblieben, auf einer andern Seite aufwiegen, aufwiegen durch den gediegenen Gehalt ihrer geiſtigen Darbringungen: ſie ſind das, dem wir mit erwartungsvoller Freudigkeit entgegenſehen.“

„Möchten ſich auf den Ausdruck dieſer freudigen Empfindungen meine einleitenden Worte beſchränken dürfen. Durch Eines wird leider die befriedigte Stimmung getrübt. Nicht Viele von Ihnen, Sie alle, gewiß alle ohne Ausnahme, vermiſſen mit mir ſchmerzlich Denjenigen, dem

dieſe Stelle, die erſt durch ihn würdig ausgefüllt ſein würde, nach Wahl und Verdienſt gebührt, unſern vortrefflichen Welcker; vermiſſen in ihm den theuern, hingebenden Lehrer, den treuen, männlichen, charaktervollen Freund, den liebenswürdigen, milden, ſtillvergnügten Geſellſchafter, die Zierde der Univerſität, den anregenden, erweckenden, poeſiereichen Wortführer der Wiſſenſchaft. Niemand aber kann das Geſchick, das ihn von uns entfernt hält, mehr beklagen als er ſelbſt. In ſeinem Auftrage, den er noch geſtern brieflich wiederholt hat, nehme ich mit wenigen Worten die Aufmerkſamkeit der hochanſehnlichen Verſammlung für ſeine perſönlichen Verhältniſſe in Anſpruch: da die bloße Möglichkeit einer Misdeutung ihn auf das Aeußerſte beunruhigte."

„Als im vorigen Herbſt Bonn zum Sitze der dießmaligen Zuſammenkunft und Er zum Vorſitzenden in Vorſchlag gebracht werden ſollte, machte er auf die Wahrſcheinlichkeit aufmerkſam, daß eine ſeit zwanzig beabſichtigte Reiſe, mit der er kaum noch länger ſäumen dürfe, eine Reiſe in die klaſſiſchen, nach langer Barbarei wiedergeborenen Gefilde, in das Land ſeiner wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Begeiſterung, gerade in dieſem Jahre würde zur Ausführung kommen können, wünſchte jedoch um nichts weniger, daß die Stadt Bonn, die Univerſität, die Provinz der ihr zugedachten Ehre nicht verluſtig ginge. In der That brachte ihm dieſes Jahr die Erfüllung des langgenährten Reiſewunſches, und da für dieſen Zweck die klimatiſchen Verhältniſſe die Benutzung gerade des Monats September überaus räthlich machen, ſo würde er jetzt ſchon längſt unter einem andern Himmel athmen, wenn nicht zufällige, nicht von ihm abhängige, doch unüberwindliche Hinderniſſe ihn bis in dieſen Monat hinein hier gehalten hätten. Schon fing er an, dieſem unfreiwilligen Bleiben die günſtige Seite abzugewinnen und ſich auf die Genüſſe unſerer Zuſammenkunft zu freuen, als eine neue Störung, ein nicht unbedenkliches körperliches Leiden, dazwiſchen trat. Schon an ſich gebot ſtrenge ärztliche Anordnung möglichſte Antheilloſigkeit an den unvermeidlichen körperlichen, geiſtigen, gemüthlichen Aufregungen eines ſo vielbewegten Zuſammenſeins, vollends des Präſidiums; zur unerläßlichen Pflicht aber wurde ſolche Entſagung, wenn nicht alle Ausſicht auf die Ausführung des, ein ganzes Mannesleben vorbereiteten Reiſeplanes gefährdet werden ſollte. So iſt ihm nichts übrig geblieben, als ſich zur Stärkung ſeiner angegriffenen Geſundheit, um ſich überhaupt nur zu befähigen zur griechiſchen Wanderung, nach Bad Ems zurückzuziehen, und nur ſeinen herzlichſten Gruß durch mich zu ſenden; es ſei mir erlaubt, aus ſeinem Schreiben wenigſtens das Schlußwort mitzutheilen: „„Was ich als unerſetzlich zu beklagen habe, iſt das Wiederſehen und Zuſammenſehen ſo vieler meiner alten Freunde und insbeſondere meiner lieben Zuhörer, ſo mancher darunter, mit denen bei fortgeſetztem Verkehr oder durch Briefe ich in ausgeſprochen freundſchaftlichem Zuſammenhange geblieben bin. Mögen denn dieſe die Erinnerung, welche Händedruck und freundliches Geſpräch erwecken, wenn ſie meinen herzlichen Gruß empfangen, auch im Stillen in ſich hervorrufen."" — Wäre er anweſend geweſen, ſo hätte er dieſe Verſammlung eröffnet in der würdigſten Weiſe; es war ihm eine Herzensſache, zu einem ſo empfänglichen und einſichtsvollen Kreiſe ſich auszuſprechen über ſeine, durch ein ſo reiches wiſſenſchaftliches Leben gereiften Anſichten und Ueberzeugungen über das Verhältniß der Philologie und des klaſſiſchen Alterthums zu der heutigen Welt. Er beabſichtigte auf meine angelegentliche Bitte dieſen Vortrag als Eröffnungsrede des heutigen Tages durch ſeinen Stellvertreter leſen zu laſſen; er verſprach noch in einem geſtern Abend eingetroffenen Briefe, daß das Manuſcript vor heute früh 9 Uhr eingehen ſollte; es iſt bis dieſen Augenblick nicht angelangt. Trifft es ein, ſo darf ich mich gewiß der allgemeinen Zuſtimmung

verſichert halten, wenn ich um die Erlaubniß bitte, den Vortrag im Laufe dieſer Sitzungstage zu einer angemeſſenen Zeit noch mitzutheilen."

„Mir aber, den die vorjährige Verſammlung mit dem Amte der Stellvertretung beehrt hat, fällt das Gewicht der Verpflichtungen, die durch die Abweſenheit meines Collegen auf mich übergegangen ſind, doppelt ſchwer aufs Herz. Ein großer, wo nicht der größte Theil der verehrten Anweſenden beſteht aus Männern, die ihre Bildung hier empfangen haben, und mit ihren lebendigſten Erinnerungen an den geiſtigen Pflegern ihrer Jünglingsjahre hängen. Um aus dem nächſten Kreiſe der eigentlich philologiſchen Lehrer und Meiſter nicht herauszugehen: ſelbſt hier ſind es zwei unvergeßliche Namen, mit dem Ruhme der Rheiniſchen Friedrich-Wilhelms-Univerſität unlösbar verwachſen, die ein beklagenswerthes Geſchick allzufrüh aus der Reihe der Lebenden getilgt hat: Heinrich und Näke ſind nicht mehr. Auf den dritten, der allein übrig iſt aus dieſem engern Kreiſe, würden die zahlreichen Schüler alle Pietät und Liebe wie in einen Brennpunkt geſammelt haben. Auch er fehlt in dieſen feſtlichen Tagen, und damit dem Gefühl die Befriedigung, welche perſönlicher Anhalt gibt als ein Mittelpunkt für den Cultus des Herzens. Statt deſſen finden Sie an der Stelle, die, wenn es der Himmel anders gefügt hätte, einer von jenen Veteranen einnehmen würde, einen jüngern Mann und einen Neuling, zu dem Ihr Herz keinerlei nähere Beziehung mitbringt, für Ihre Empfindung, wie ich mir nicht verhehle, gleichſam einen Eindringling, dem im rheiniſchen Boden feſte Wurzel zu ſchlagen die Kürze ſeines Hierſeins noch nicht vergönnt hat. Hier gilt es alſo vor Allem Ihre Nachſicht, die ich ſchon geſtern angeſprochen habe, und Ihr Vertrauen, mit welchem jedes perſönliche Verhältniß, das gedeihen ſoll, anheben muß, noch ehe es verdient, noch ehe es gerechtfertigt iſt. Laſſen Sie mich hoffen, daß das Verhältniß, in welches ich durch das Bindeglied unſeres deutſchen Vereines zu meinen neuen Landsleuten getreten bin, dazu beitrage, daß ich Ihnen nicht mehr ein Fremder ſei, daß ich der Ihrige werde; erlauben Sie mir, daß ich die vorübergehende Stellung, in die ich jetzt zu Ihnen geſetzt bin, gleichſam als den feierlichen Akt meiner dauernden Nationaliſirung betrachten darf."

„Und hiermit wende ich mich von den perſönlichen Beziehungen, deren flüchtige Berührung Sie mir verzeihen und dadurch den erſten Beweis Ihrer Nachſicht geben wollen, zu unſerm ernſten Werke ſelbſt."

Nachdem das zweite Verzeichniß eingetroffener Philologen und Schulmänner verleſen, und durch den Vorſitzenden noch ein unterdeß angebotener Vortrag von Prof. Dr. Walz aus Tübingen über antike Wandmalerei angemeldet worden war, beſtieg der feſtgeſtellten Tagesordnung gemäß Oberſtudienrath **Dilthey** die Tribüne, und hielt **über die griechiſche Lectüre und deren Verbindung mit der griechiſchen Culturgeſchichte auf der oberſten Stufe der Gymnaſialbildung** nachſtehenden Vortrag:

„Die Talente und Verdienſte, welche ich in dieſem hochachtbaren Kreiſe repräſentirt ſehe, würden mir Schweigen auferlegen, wenn es der einzige Zweck dieſes Vereins wäre, geweihte Worte aus dem Munde der Hohenprieſter unſerer Wiſſenſchaft zu vernehmen. Tiefe Gedanken über das Weſen und die Beſtimmung der Philologie, über die ſchrankenloſe Unendlichkeit des Schönen, was Griechen und Römer uns bieten, Gedanken, welche das Reich des Wiſſens erweitern,

die Seele heben, den Eifer kräftigen und Zweck und Mittel unſeres Wirkens veredeln, Gedanken von dem Sonnenlichte der Genialität durchleuchtet, haben wir in unſerm Kreiſe ſeit 3 Jahren vernommen und werden wir noch vernehmen von Creuzer, Hermann, Jacobs, Thierſch, Welcker, Zell und Andern, deren hellſehende Pſyche durch den Zauberſtab des Genies Welten aus Ideen erſtehen läßt. Soll ich es wagen, die Aufmerkſamkeit und Theilnahme dieſer würdigen Verſammlung von den Sonnenhöhen der Ideen, aus den Tiefen der gelehrten Forſchung abzuwenden und auf die umgebende Wirklichkeit hinzuleiten, die neben vielem Schönen und Erhabnen doch auch ſo viel Mangel und Halbheit, Zerwürfniß und Verfall darbietet? Es mag dies nicht durchweg erfreulich ſein, aber es ſcheint darum nicht minder nothwendig und dem Zweck des Vereins entſprechend. Denn wie Welt und Zeit auf das Studium energiſch einwirken, ſo ſoll auch das Studium auf Welt und Zeit einwirken, und die Ueberzeugung, daß dieſe Reaction eine bei weitem größere Intenſität gewinnen müſſe, hat ohne Zweifel denen beigewohnt, welchen wir Idee und Daſein des Vereins und den Genuß unſerer diesmaligen Verſammlung verdanken. Es beſeelte ſie der Genius der Georgia Augusta, welcher das Culturleben des letztverfloſſenen Jahrhunderts zwar nicht auf neue Principien und Organismen begründet, aber die vorhandenen Kräfte und gewonnenen Reſultate durch alle Adern der Bildung fortgeleitet und in ſtets erneuertem Umſchwung erhalten hat. Auf dem Grabfelde ihres erſten Jahrhunderts iſt von den Stiftern dieſes Vereins ein Fruchtfeld angebaut worden, deſſen Erzeugniſſe, von unſern Händen gepflegt, der Welt zu gut kommen ſollen. Was von einſamer Meditation geſchaffen früher nur in Schulen und Schriften für Einzelne zugänglich wurde, das iſt durch das perſönliche Zuſammentreten der Wiſſenſchaftgenoſſen, die durch wechſelſeitigen Austauſch ihrer Ideen, Entdeckungen, Entſchlüſſe und Vorſchläge gemeinſam mit einander denken und durch einander wirken, als weſentlicher Beſtandtheil der höheren Bildung auch äußerlich der Welt ſichtbar geworden und hat dadurch eine öffentliche Anerkennung gewonnen, in welcher eine mächtige Stütze ſeines Beſtandes liegt; es wird nunmehr, von einer durch Einigung ſtarken Corporation mit gemeinſamen Kräften gehalten und gehoben, um ſo ſicherer den Stürmen Trotz bieten können, welche der moderne Umſchwung politiſcher, ſocialer und didaktiſcher Verhältniſſe am Horizonte der Zeit heraufgeführt hat. Der Verein würde Halt und Ziel ſeines Beſtehens gefährden, wenn er, wie ihm gerathen worden, nur die reine Wiſſenſchaft zum Object ſeiner Thätigkeit machen, ihre Fortpflanzung aber durch den öffentlichen Unterricht, ihre Anwendung aufs Leben und ihren Einfluß auf die heutige Weltbildung außer Acht laſſen wollte. Nicht ein kaltes, ſtarres, todtes Wiſſen, aus gelehrten Notizen und Citaten zuſammengewebt und mit Abſtractionen und Parallelen verbrämt, ſind wir zu erhalten und zu mahnen berufen, ſondern ein Wiſſen, was im blühenden Leben pulſirt, mit den vielgeſtaltigen Intereſſen der Gegenwart, mit dem Geſammtfortſchritt der Cultur ſich befreundet, was menſchliche Verhältniſſe durchdringt und geſtaltet, und ſeine ſchönſten Blüthen und Früchte nicht allein in Gelehrſamkeit, ſondern auch in Herz und Phantaſie, in Gefühl und Liebe, in Muth und Thatkraft zur Reife bringt. Wir begeben uns, wie Göthe ſagt, in das Wiſſen und die Wiſſenſchaft, um deſto ausgerüſteter ins Leben wiederzukehren, und unſere Muſe ſoll nicht bloß das Leben begleiten, ſondern es auch zu leiten verſtehen. Möchte ich hiermit gerechtfertigt erſcheinen, wenn ich durch meinen Vortrag nicht die Wiſſenſchaft zu erhöhen, ſondern ſie für das Leben fruchtbarer zu machen verſuche."

„Es iſt eine bekannte, von uns Allen gemachte Erfahrung, daß die claſſiſchen Studien

und insbeſondere das griechiſche Element derſelben ſich nicht gleicher Gunſt, wie früher bei dem mitlebenden Geſchlechte erfreuen, vielmehr von einem großen Theile deſſelben auf dem Gebiete des Unterrichts angefeindet und verdrängt werden. Graecia barbariae lento collisa duello, dies iſt das Schauſpiel, welches tauſendfältig wechſelnd in Leben und Schrift uns entgegentritt, und leider ſind dabei die Kräfte der Zerſtörung, die mit tauſend Armen des Briareus in das Leben eingreift, oft mächtiger, als die der Erhaltung und Verbeſſerung. Grund und Weſen dieſes Zwieſpalts zu erörtern, oder Andersdenkende zu widerlegen, iſt nicht meine gegenwärtige Abſicht. Noch weniger gedenke ich eine eitle Wehklage über gegenwärtige Zuſtände zu erheben. *Ἀνάγκη οὐχὶ δυσμαχητέον*, und wo nur wahre Meiſter der claſſiſchen Bildung auftraten und inmitten einer ſcheinbaren Unordnung und Zerſtörung die ſtillen Geſetze fortſchreitender Bildung feſthielten, da haben ſie auch noch immer tüchtige Schüler gezogen, da hat ſich durch dieſe ihre Thätigkeit in's Unendliche verzweigt, da hat es ihnen an ehrender Anerkennung in ihren Kreiſen noch nicht gefehlt, und am wenigſten iſt es geglückt, ihnen die Gefühle dankbarer Verehrung in den Gemüthern der von ihnen gebildeten jüngeren Generation zu entfremden, da bedurfte es höchſtens nur des entſchloſſenen Widerſtandes gegen die Willkühr egoiſtiſcher Abſichten, oder der Beſeitigung von Irrthümern und Vorurtheilen, welche der eignen Anſchauung entbehrend und den wirklichen Zuſtand mißkennend, auf Reminiſcenzen aus längſt entſchwundenen Mängeln der eignen Jugendbildung gegründet waren. Aber noch weniger gedenke ich, die Gebilde des helleniſchen Genius durch eine Lobrede zu verherrlichen. Innerhalb unſeres Kreiſes hieße das Eulen nach Athen, Holz in den Wald tragen; außerhalb ſcheint die Lobpreiſung der Griechen gerade dadurch, daß ſie in allen Formen ſich ſtets wiederholen muß, den Beweis zu liefern, daß ſie für ſich allein nicht genügende Ueberzeugung zu bewirken vermag. Verſuchen wir deshalb, durch innere Geſtaltung und Behandlung auf die öffentliche Meinung einzuwirken und den in ihr immer neu auftauchenden Antagonismus zu einer heilbringenden Regeneration des griechiſchen Studiums umzuwandeln."

„Wie man unſerer Nation überhaupt und in allen Beziehungen oft den Vorwurf gemacht hat, daß ihr bei aller Sinnigkeit der Speculation doch der praktiſche Sinn fehle, daß ſie Kraft und Fülle des Geiſtes nur in der Welt innerer Anſchaulichkeit bewähre, aber dagegen unbehülflich, ſchwerfällig und langſam ſich erweiſe, wo es darauf ankommt, ihre Theorien in der wirklichen Welt zu realiſiren, ihren Tendenzen die entſprechende Richtung, dem geiſtigen Betrieb rechte Form und raſche Förderung zu gewähren, ſo pflegt auch die philologiſche Forſchung und das claſſiſche Studium in gleiche Kategorie geſtellt zu werden. „Auch dieſes", glaubt man oft, „ſei ähnlicher Art, indem es von der Behandlung einer halben Variante bis zur Conſtruction der höchſten Principien zwar jene innere Durchdringung bewähre, welche die Wiſſenſchaft zur vollendetſten und andern Völkern unerreichbaren Geſtaltung geführt, aber ſie auch denen, die außerhalb ihres Gebietes, oder im Vorhof ihres Tempels ſtehen, in höherem Grade unzugänglich gemacht habe. Je mehr ſubjective Anſichten und negative Reſultate vorherrſchend werden, um deſto mehr ſchwinde das feſte Beſitzthum, deſſen Nutznießung auch dem Laien Jahrhunderte hindurch zu Theil wurde. Statt eine Summe gelöſter Probleme und gewonnener Wahrheiten zu ſammeln, welche mit dem feſten Gepräge anerkannten Werthes einen ſichern Curs durch die gebildete Welt haben, werde ein bis zum Monde hinaufragender Oſſa und Olymp von Theorien und Hypotheſen aufgethürmt, der als Träger der kühnſten Phantaſiebilder gleichwohl am meiſten der Gefahr

ausgeſetzt ſei, von dem Blitzſtrahl eines neuen Genius zerſchmettert zu werden. Seitdem die Alles zerſetzende Kritik Homer's Perſönlichkeit vernichtet und ſeine Helden in Sonnengötter verwandelt, die altrömiſche Geſchichte in das Gebiet der Volksdichtung verwieſen, das Leben Jeſu für einen Mythus erklärt, lange als claſſiſche Meiſterwerke bewunderte Producte als durch Interpolation corrumpirte oder ganz untergeſchobene Machwerke von Sophiſten und Rhetoren anerkannt, die alte als an rohen Aeußerlichkeiten haftende Grammatik über Bord geworfen, die geſammte Sprach- und Wortforſchung an die unſcheinbarſten indogermaniſchen Wurzelfaſern angeknüpft habe, ſeitdem überall ſo viel analyſirt, diſtinguirt und combinirt werde, daß die Wirklichkeit und Möglichkeit der Dinge unter den Händen entſchlüpfe, und die einfach großartigen Formen der antiken Welt nicht ſowohl begriffen, als vielmehr nur in der ſubjectiven Luftſpiegelung einer geiſtreichen Fata Morgana von fern geſchaut wurden; ſeitdem ſei auch das Element des alterthümlich philologiſchen Glaubens und Wiſſens verringert, und Halt und Feſtigkeit deſſelben in den Gemüthern der Menſchen vermindert worden. Wie die Sprache nach der Anſicht eines berühmten Staatsmannes dem Menſchen verliehen ſei, um ſeine Gedanken zu verbergen, ſo diene Vieles zum Verſtändniß der claſſiſchen Literatur dazu, ſie ſchwerer verſtändlich zu machen, und je mehr der Eſoteriker in ihr Stoff zu neuen Entdeckungen und Beziehungen finde, um ſo mehr erblicke der Exoteriker in ihr nur einen Wechſel von Meinungen und Behauptungen, die ihm alle gleich wahr und gleich falſch erſcheinen, weil wie in den Notis variorum immer nur Recht behalte, wer zuletzt das Wort führe." — Zwar haben wir alle Urſache, gerade dies als die Palingeneſie der Wiſſenſchaft zu feiern, daß ſie nicht ein Abgeſchloſſenes und für Jedermann Greifbares producirt, ſondern jede Errungenſchaft nur als Folie einer neuen Geſtaltung benutzt, nur als Mittelglied einer in's Unendliche fortſchreitenden Progreſſion gelten läßt. Aber allerdings ſcheint mit dem Werthe dieſer inneren Entfaltung die Möglichkeit äußerer Verbreitung in geſicherten Formen und Weiſen in umgekehrtem Verhältniß zu ſtehen. Darum mag es nicht undienlich ſein, auf Hinderniſſe hinzudeuten, welche in der Mitte ſtehen zwiſchen der hohen Vollendung unſerer philologiſchen Cultur und der Empfänglichkeit derer, die in unſern gelehrten Schulen ihre Bildung erhalten und an den claſſiſchen Studien Weltverſtand, Urtheil, Geſchmack und praktiſche Tüchtigkeit entwickeln. Ihnen thut es aber vor Allem noth, daß ſie ſich hingeben den Alten, ſie in ſich aufnehmen, von ihrem Weſen durchdrungen werden und von zerſtückeltem Meinen und negativer Reſignation ſich erheben zu lebendiger Anſchauung und ſelbſtſtändiger Ergreifung der claſſiſchen Welt in ihren wahrſten und lehrreichſten Gebilden und Verhältniſſen, daß ſie in ihr leben und weben nicht wie in einem fremden, ſondern wie in dem eignen Element, daß ſie ſeien ihres Geſchlechtes."

„Irre ich nicht, ſo läßt ſich dieſes Ziel durch Lehrer wie durch Bücher nur auf der Grundlage eines möglichſt ſichern, ſprachlich hiſtoriſchen Wiſſens und eines daraus entſpringenden fertigen und gewandten Könnens erreichen. Die Grundlegung der erſten Elemente iſt es, von deren Gediegenheit Halt und Dauer des ganzen Gebäudes claſſiſcher Bildung abhängt. Wo in ihnen der Beſitz bewußtloſer Fertigkeit fehlt, da gelangt die ſprachliche Technik nimmer zum Abſchluß, und die bittere Wurzel der Gelehrſamkeit wuchert durch alle Bildungsſtufen fort, ſtatt daß ſie bald einen kräftigen Stamm treiben ſollte, deſſen Zweige allein ſüße Früchte zu erzeugen vermögen. Die grammatiſche Vorhalle wird zur bleibenden Wohnung, ſtatt daß der reifende Jüngling aus ihr bei Zeiten in den Tempel der Literatur übertreten ſollte."

„Daß aber das Pantheon der griechiſchen Literatur in ſeinem geſammten Umfang unſern ſtudirenden Jünglingen meiſt unbekannt bleibt, daß ſie von den Reichthümern ſeiner Ausſtattung oft keine Ahnung erhalten, daß ihre Erkenntniß ſich nur auf wenige Autoren und Bruchſtücke beſchränkt, und daß dieſe nicht ſo ausgewählt und zuſammengeſtellt ſind, wie es nöthig wäre, um den Organismus des helleniſchen Genius zu begreifen, das Charakteriſtiſche aller Zeiten und Fächer zur Anſchauung zu bringen und zu ſelbſtſtändiger Neigung und Forſchung hinzuleiten, hierin ſcheint die hauptſächlichſte Urſache davon zu liegen, daß das griechiſche Studium in ſeiner umfaſſenden Wichtigkeit verkannt wird und auf eine große Anzahl nicht jenen durch das Leben ausdauernden Reiz der Anziehung ausübt, den es für jeden völlig Eingeweihten auf immer behält. Zwar wird die edlere Empfänglichkeit ihre bildendſten Eindrücke weniger von dem maſſenhaft Aufgeſpeicherten, als von ſachgemäßer Sonderung und Behandlung entlehnen, und wie überall ſo auch hier der feinere Sinn mehr auf die Qualität als die Quantität gerichtet ſein, und es mag damit gerechtfertigt werden, daß bisher mehr die Frage, wie man leſen, als was man leſen ſolle, der Erörterung gewürdigt wurde. Erwägt man indeſſen, daß gerade hier das Wie? von dem Was?, die Qualität von der Quantität weſentlich bedingt wird, ſo möchte auch die Beſtimmung von Umfang und Auswahl der Lectüre nicht als untergeordnet erſcheinen. Die griechiſche Literatur zeichnet ſich dadurch aus, daß ihre werthvollſten Productionen weder auf ein ſchnell verfließendes goldnes Zeitalter, noch auf einen ausſchließlich claſſiſchen Dialekt, noch auf einzelne Stylgattungen und Wiſſenſchaften beſchränkt ſind. Soll ſie darum in ihrer Eigenthümlichkeit erkannt und bewundert, ſoll ihre allſeitige Durchdringung durch unſere Culturzuſtände empfunden, ihre Unentbehrlichkeit für das geiſtige und praktiſche Bedürfniß der Wahrnehmung näher gerückt werden, ſo müſſen auch die für die Lectüre gewählten Stücke die Totalität ihres Umfangs repräſentiren, jede Lichtphaſe ihrer Cultur, jeder Dialekt, jede Sprach- und Stylform, jede durch ſie bewerkſtelligte Entfaltung von Wiſſenſchaft und Kunſt, jedes ihr angehörige philoſophiſche und religiöſe Glaubensbekenntniß ſeine eigenthümlichen Anſprüche geltend machen. Zwar mag es beim erſten Anblick ſchon nach äußerlichen Rückſichten unthunlich erſcheinen, den Jüngling in dieſen Ocean der Literatur zu ſtürzen, ſtatt ihm den Labetrank aus dem lauteren Muſenquell weniger, unter dem gemeinſamen Culminationspunkt der Claſſicität ſtehender Autoren zu reichen. Aber der Kern der Claſſicität zerſetzt ſich in einen zu alleiniger Nahrung nicht geeigneten Spiritus, wenn wir ihn ausſchließlich aus der Periode des claſſiſchen Atticismus bereiten, in deſſen Literatur wir vergebens ſo umfaſſende und für die Jugend geeignete Repräſentanten ſuchen, wie das goldne Zeitalter der Römer ſie in Cicero und Horaz darbietet. Freilich werden die Leiſtungen der Zeit von Perikles und Phidias bis auf Demoſthenes und Lyſippos herab immer das Polargeſtirn bleiben, nach dem wir hinzuſteuern haben, um die Nacht der Geiſter zu erleuchten. Aber ein claſſiſcher Himmel von Hellas, um von der Sonne Homer's nicht zu reden, ohne Anakreon und Theokrit, Plutarch und Lucian, ohne die in der Anthologie glänzenden Sterne dritter und vierter Größe iſt verödet und freudenlos. Wir wollen nicht auf die alte Streitfrage zurückkommen, ob ganze Autoren oder Chreſtomathien geleſen werden ſollen. Längſt iſt entſchieden, daß das Eine zu thun, das Andere nicht zu unterlaſſen ſei, und die Aufgabe kann nur ſein, ein auf Vermittelung beider Manieren begründetes Verfahren durchzuführen. Homer und Herodot bedürfen keiner Chreſtomathien; Dramatiker, Philoſophen und Redner können weder ganz geleſen, noch aus abgeriſſenen Stellen begriffen werden; ihre Natur fordert, daß immer ein ganzes

möglichſt unverſtümmeltes Kunſtwerk, eine ganze Tragödie, Komödie, eine ganze Rede oder Abhandlung ausgehoben werde. Lyriſche, bukoliſche, elegiſche, gnomiſche, epigrammatiſche Dichter, Sammler von Fabeln, Anekdoten, Sprüchwörtern und vermiſchten Geſchichten bieten kleine oft in wenigen Zeilen abgerundete Ganze, deren wenige meiſt genügen, um ihre Bekanntſchaft zu vermitteln. Epiker, Geſchichtſchreiber und Geographen geſtatten mit ſeltenen Ausnahmen nur fragmentariſche Zerſtückelung und Aushebung einzelner Stellen, eben ſo, nur in weit geringerem Maaße, Mathematiker, Aſtronomen, Naturforſcher und Mediciner, die zwar nicht als Techniker ihres Fachs, aber doch als literäriſche, ſchon von den Arabern hoch gefeierte Notabilitäten des erſten Ranges, wie als Styliſten und Urheber der wiſſenſchaftlichen Kunſtſprache einige Rückſicht verdienen, zumal ſo weit auch ihre Werke der Hauch claſſiſcher Philoſophie, Beredſamkeit und Poeſie durchduftet. Neben den bibliſchen Büchern des neuen Teſtaments endlich, deren Lectüre in der Urſprache mit Recht zur Baſis des gelehrten Religionsunterrichts dient, werden einige paſſende Stellen aus der Septuaginta, den apokryphiſchen Büchern und den Werken der größten apoſtoliſchen Väter, Kirchenväter und chriſtlichen Dichter die faſt vergeſſene Thatſache zum Bewußtſein bringen, daß die griechiſche Sprache auch als Mutterſprache unſerer religiöſen und theologiſchen Cultur die höchſte Achtung verdient, und die Ueberzeugung begründen, daß ihr Studium allein die heilbringendſte Vermittelung zwiſchen der Cultur des claſſiſchen Heidenthums und des bibliſchen Chriſtenthums zu gewähren *), allein die althergebrachte Gemeinſchaft und Verbindung von Theologie und Philologie zu erhalten vermag."

„Ueberblicken wir nun, was in unſern Schulen bis jetzt in griechiſcher Sprache geleſen wird, ſo ſind es überall nur wenige Autoren, wie Homer, Herodot und einige Schriften des Xenophon, welche einer allgemeinen, wohlverdienten, auch nimmer zu beſchränkenden Gunſt ſich erfreuen. Was außerdem hinzukommt, iſt von den pädagogiſchen Anſichten der Behörden, von den literäriſchen Neigungen der Lehrer, von der jedesmaligen Befähigung der Schüler, von Erlangung paſſender und wohlfeiler Texte, von dem Gebrauch dieſer oder jener Chreſtomathie, überhaupt von Zeit und Umſtänden abhängig, welche vom Zufall beherrſcht werden. Zeigt ſich dieſer einigermaßen günſtig für Einzelnheiten aus Anakreon, Iſokrates, Theokrit, Bion, Moſchos, Strabon, Plutarch und Lucian, ſo iſt dagegen für Pindar und die größten Geiſter Athens, für die Tragiker, Ariſtophanes, Thucydides, Platon und Demoſthenes noch am wenigſten allgemein Bahn gebrochen, vielmehr durch bekannte Verordnungen in einem großen Theile Deutſchlands deren Betreibung in den gelehrten Schulen unterſagt, oder auf wenige Ausnahmen beſchränkt worden. Das Univerſalgenie des Ariſtoteles, der Weltverſtand des Polybios, die erhebende Kritik des Longinos, die Blüthe der Stoa, wie ſie unter der Sclavenhülle des Epiktet und in dem Purpur des Marc Aurel ſich entfaltete, lernt der Studirende nur vom Hörenſagen kennen, und während in unſern Chreſtomathien überall Stücke ſich vorfinden, deren Wahl eine unglückliche

*) „Wie vorzügliche und noch immer ſelbſt-liturgiſch anwendbare Stylmuſter ſogar die durch pia fraus verrufene Literatur der apoſtoliſchen Väter darbietet, hat z. B. die in den Denkſchriften des Friedberger Predigerſeminars befindliche treffliche Abhandlung von Fertſch über die apoſtoliſchen Conſtitutionen nachgewieſen. Dagegen wird freilich die chriſtliche Poeſie der Griechen wenig oder nichts darbieten, was dem ſo herrlich ausgebildeten Kirchenhymnus der Lateiner an die Seite geſetzt werden könnte, deſſen Beachtung den Gymnaſien neuerdings angelegentlich empfohlen worden iſt."

genannt werden muß, drängen ſich dem Kenner der griechiſchen Literatur faſt aus allen namhaften Autoren Erinnerungen auf an einzelne gehaltvolle Partien, von denen er bedauert, daß ſie der öffentlichen Lectüre bis jetzt unerreichbar geblieben ſind. Zwar haben die auf Fragmentenſammlung gerichtete Thätigkeit und die werthvollen Bearbeitungen der lyriſchen, iambiſchen, elegiſchen, gnomiſchen und epigrammatiſchen Dichter auch dieſe Gebiete den Schulen zugänglich gemacht, und fortwährend bieten die Fundgruben des Athenäos, Clemens Alexandrinus und Stobäos noch unausgebeuteten für ſie paſſenden Stoff. Aber leider war die für Schulen gebotene Auswahl und Zuſammenſtellung nicht von der Art, daß in didaktiſcher Hinſicht ein günſtiger Erfolg dadurch erzielt werden konnte. Gerade der Umſtand nämlich, daß ganze Sammlungen von jeder dieſer Dichtungsarten gefertigt wurden, welche für längere Zeit der poetiſchen Lectüre ausſchließlichen Stoff gewähren ſollten, mußte ihre Wirkung vernichten, und die ſchönſten Blumen, die in dem Garten der griechiſchen Literatur blühen, wurden farb- und geruchloſe Pflanzenmumien, in das todte Herbarium einer nach Rubriken gleichmäßigen Inhalts geordneten Sammlung zuſammengepreßt. Eine Lectüre von lauter Epigrammen hinter einander iſt ein Gaſtmahl aus lauter Würze und Salz beſtehend, und wenn vollends das Salz dumm wird, wenn matte, nichtsſagende, unſerm Ideenkreiſe entfremdete Brocken tautologiſch gehäuft, wenn die Körner nicht zum Säen ausgeſtreut, ſondern aus vollem Sacke auf eine Stelle ausgeſchüttet, und ſelbſt davon noch Stücke von originellem und anmuthigem Sachgehalt, wie die mathematiſchen Epigramme, ausgemärzt werden, dann entſchwindet auch der letzte Dank, den Leſſing für diejenigen ſeiner Epigramme begehrte, die er im Pulte zurückbehalten."

„Soll der ſorgfältige Fleiß, welcher das Alterthum erforſcht und die aus dem literäriſchen Schiffbruch des Mittelalters geretteten Trümmer ſeiner Literatur zu Tage fördert, nicht ein bloßes Capital in den Händen der Gelehrten bleiben, ſondern mittelſt des öffentlichen Unterrichts Zinſen tragen, welche zur Verbeſſerung und Verſchönerung des gegenwärtigen Zuſtandes der Geſellſchaft verwendet werden, ſo iſt vor Allem ein geläutertes Gefühl für das bildende Moment im Detail der alten Autoren zu wünſchen. Der Gelehrte geht hier nicht ganz auf gleichem Wege mit dem Lehrer. Jener ſucht die Wiſſenſchaft, dieſer die Bildung, jener ſtreift die Gegenwart ab, um das Alterthum in ungetrübter Reinheit darzuſtellen und nur in deſſen eignem Sinn und Geiſte zu empfinden und zu urtheilen; dieſer wendet das Alterthum auf die Gegenwart an und darf dabei nicht die Summe der Erfahrungen verleugnen, welche die jetzige Welt vor dem Alterthum voraus hat. Der Gelehrte ſoll Wort und Schrift der Alten in unverfälſchter Aechtheit darſtellen, der Lehrer ſoll es populariſiren, d. h. nicht in appretirter Trivialität auf dem Kleinmarkt des Lebens und der Pfennigliteratur umſetzen, um die ventosae plebis suffragia damit zu erjagen, ſondern es den Gemüthern und Neigungen der ihm anvertrauten Gemeinde befreunden und in ihnen die edelſten Lebenskeime damit befruchten. Horatium in quibusdam interpretari nolim, dieſes Wort des Quintilian gilt dem Lehrer nicht bloß vom Horaz, ſondern von allen Autoren, nicht bloß in Beziehung auf ſittliche Decenz, ſondern auch in Allem, wofür die Empfänglichkeit der Jugend und die Faſſungskraft des heutigen Weltverſtandes weder durch das Genie des Autors noch durch Geiſt und Kunſt ſeines Interpreten erregt werden kann. Die Schriften der alten Autoren ſtehen hierin für unſere umgewandelten Zeitverhältniſſe nicht höher, als die bibliſchen Schriften, welche der Theolog in ihrer Geſammtheit durchdringt, während der Religionslehrer nur das dem heutigen Bedürfniß Dienliche zur Belehrung und Erbauung

auswählt. In Dinter's Schullehrerbibel sind mit A, B, C diejenigen Texte bezeichnet, welche in der Volksschule gelesen werden müssen, gelesen werden können und nicht gelesen werden dürfen. Wenn auch der freiere Geist der gelehrten Schule eine äußere Abgränzung der Art als unwürdige Fessel verschmäht, so geschieht dies doch nur in der Voraussetzung, daß jenes auf Sach- und Menschenkenntniß beruhende Abc, oder die Fertigkeit im Treffen der richtigen zwischen Ellipse und Hyperbel liegenden Mensur dem gelehrten Lehrer ohnehin beiwohne. Wir müssen deshalb die Forderung geltend machen, daß aus dem Reichthum der griechischen Literatur nicht das erste Beste, sondern nur das Erste und Beste, das nach umsichtiger Erwägung Ausgesuchteste zur Lectüre gewählt, und daß jedes in unsere Mustersammlung aufgenommene Stück entweder in Form und Inhalt vollendet als die beste Nahrung des jugendlichen Geistes sich bewähre, oder in der Vermittelung einer literärischen Bekanntschaft und als Substrat für daran anzuknüpfende wichtige und anziehende Belehrungen aus der alten Literatur, Sprache und Kunst seine Rechtfertigung finde."

„Zwar möchte es scheinen, daß die Kenntniß der griechischen Literatur auch durch einen von der Lectüre gesonderten Unterricht sich ertheilen ließe, und gern mag man zugestehen, daß solche Vorträge oft mit Nutzen gehalten worden sind. Aber theils wird bei der durch die Menge der Unterrichtsgegenstände veranlaßten Bedrängniß unsere Zeit selten die nöthige Zeit dazu gewähren, theils fehlt einem solchen Unterricht doch großentheils die befruchtende Kraft, wenn er nur von Sachen reden lehrt, die nie gesehen, von Abstractionen, die nie empfunden wurden, wenn er bloß Namen und Verdienste in Worten demonstrirt, ohne sie wirklich in einem orbis pictus von Styl- und Leseproben anschaulich zu machen und dadurch zum Studium, zur Nachahmung und zur eignen Production Anlaß zu geben, und überall ist man heut zu Tage wenig geneigt, den Werth von Schriftstellern anzuerkennen, deren Ruhm nur aus dem einförmigen Widerhall fremder Zeugnisse vernommen wird."

„Wollen wir aber Literaturgeschichte und Lecture so mit einander verbinden, daß beide durch einander Aufklärung, Interesse und Haltung gewinnen, so ist die Ordnung, in welcher die Lesestücke zusammengestellt werden, von der höchsten Wichtigkeit. Unsere Literaturgeschichte gefällt sich darin, nach theoretischen Principien die Dicht- und Sprecharten zu sondern und nach Form und Inhalt in Classen und Abtheilungen zu bringen. Aber die Natur, die in den Geistern lebte, hat nicht für die Tabulatur dieses Fachwerks ihre Producte aus besondern Kapseln und Zellen des Gehirns hervorgehen lassen, sondern Alles als ein untrennbares Ganzes aus der alleinigen Tiefe und Quelle der Beseelung gebildet, und nur in dieser Gesammtheit der Erscheinung werden Leben und Kunst, Sprache und Schrift der Autoren den bildsamen Zögling der Griechen zu dem erwünschten Ziele führen. Hinweg also für unsern Zweck mit jener Zerstückelung, welche den Cicero unter 7 verschiedenen Rubriken aufführt und den Aristoteles in einen Philosophen, Staatsmann, Rhetor, Grammatiker, Pädagogen, Mathematiker, Physiker, Zoologen, Mediciner, Oekonomen, Epistolographen, Hymnen- und Elegiendichter decomponirt, um die zerstückten Gliedmaßen in verschiedenen Schubladen des Systems aufzubewahren. Nicht ein fertiges und abgeschlossenes, sondern ein von dem Zögling nach erlangter Sachkenntniß und mit eigner Erwägung zu bildendes System ist dem Zweck der Selbstthätigkeit gemäß. Immerhin mag er nach beschlossener Lectüre daran seine Kräfte versuchen und sich nach selbstständigen Combinationen in seiner Weise orientiren; aber die einzig passende Anordnung, in welcher die Lesestücke unserer Mustersammlung

auf einer Stufe, wo er dem niederen Bedürfniß des Fortſchreitens vom Leichten zum Schweren entwachſen iſt, ihm vorgelegt werden können, iſt die chronologiſche. Sie allein entwickelt naturgetreu den geſammten Lebensproceß des griechiſchen Genius und nöthigt ihn, in allen Proteusgeſtalten ſeiner Metempſychoſe von uns gefeſſelt Rede und Antwort zu ertheilen von dem Augenblicke, wo er als ein höheres Weſen fertig und vollendet im Homer, wie Athene aus dem Haupte des Zeus hervortritt, bis er mit der Verwandlung der Sophienkirche in eine türkiſche Moſchee erſtirbt, um ſeine Apotheoſe in Erweckung und Durchdringung der heutigen Cultur Europa's und in Wiedererhebung des alten Griechenvolkes unter dem Scepter des baieriſchen Otto zu feiern. Dann auch die byzantiniſche Zeit möchte ich nicht gänzlich ausſchließen, und ſelbſt der Ort, an dem wir uns befinden, beſtärkt dieſe Ueberzeugung durch die Erinnerung an Niebuhr's und ſeiner Mitarbeiter unſterbliche Verdienſte um die byzantiniſche Literatur; auch die byzantiniſche Zeit iſt reich an den ſchönſten Herbſtblumen griechiſcher Claſſicität, ihre Sammelwerke ſind die unerſchöpflichen Fundgruben claſſiſcher Literatur, und mitten in der Barbarei des Mittelalters begegnen wir am Hofe zu Konſtantinopel oft noch einem reinen und eleganten Atticismus. Auf ihrem Grund und Boden zeigen ſich neben den romantiſchen Volksbüchern des Mittelalters, neben idylliſchen Geſtalten, wie Leander und Hero *), Daphnis und Chloe, neben den in den Sagen aller Zonen volksbeliebt gewordenen ſieben Schläfern von Epheſos — Julianos und Libanios als die letzten Vorkämpfer des Heidenthums, Euſebios, Athanaſios, Baſilios, Gregorios und und Chryſoſtomos als die ſiegreichen Herolde des Chriſtenthums, nicht bloß die σχίσματα der Kirche, ſondern auch die von dem trefflichen Prokopios geſchilderten κτίσματα der byzantiniſch-germaniſchen Kunſt, die Algebra des Diophant und der Juſtizpallaſt der Baſilika, die Ἀρχοντίσσα τῆς Ρωσσίας, die aus dem Taufbade zu Konſtantinopel griechiſche Cultur nach Kiow und Nowgorod verpflanzt, Ρομπέρτος πανουργότατος, Βαϊμοῦντος Ταραντῖνος und die übrigen kreuzfahrenden Helden der Anna Komnena, Φρεδέριχος ὁ τῶν Ἀλαμαννῶν ῥὴξ, der ſeine deutſche Heldenſeele in den Fluthen des Kalykadnos aushaucht, und οἱ τοῦ καλοῦ ἀνέραστοι βάρβαροι, welche mit zündender Lunte das franzöſiſche Syſtem der Weltplünderung zuerſt an den herrlichſten Werken der griechiſchen Kunſt in Konſtantinopel erprobten, und alle dieſe Gebilde der Geſchichte, Kirche, Kunſt und Romantik ſind, wenn auch nicht claſſiſche, doch welthiſtoriſche Objecte der griechiſchen Literatur, welche im griechiſchen Unterricht mindeſtens eben ſo viel Rückſicht verdienen, wie im deutſchen das Vaterunſer des Ulphilas, der Schwur der Könige und Völker bei Straßburg, der Erfurter Judeneid und die Lieder der Minne- und Meiſterſänger."

„Drei mäßige Bände ſcheinen hinreichend, um an den chronologiſchen Faden die Perlen der griechiſchen Literatur in der angedeuteten Weiſe vollſtändig an einander zu reihen, und zwei Jahre mit einer täglichen Lehrſtunde auf der oberſten Stufe des Gymnaſiums ungefähr genügend, um dieſe Analekten wo nicht völlig, doch in ihrem weſentlichen und claſſiſchen Gehalte im Unterricht zu bewältigen. Homer, Herodot und alle zur gewöhnlichen Lectüre in den Mittelclaſſen dienende Schriften werden nur ſo weit berückſichtigt, daß die in der Reihenfolge ihnen gebührende Stelle nicht ganz leer bleibt. Dagegen wird neben einer vollſtändigen dramatiſchen Tetralogie (vielleicht am paſſendſten beſtehend aus Aeſchylus' Prometheus, Sophokles' Elektra,

*) „Sofern nämlich Muſäos als Zeitgenoſſe des Longos angenommen wird."

Euripides' Iphigenia in Aulis und Aristophanes' Wolken) eine möglichst vollständige Auswahl dessen geboten, was aus Hesiodos, Anakreon, Theognis, Pindar, Thucydides, Platon, Isokrates und Demosthenes unzweifelhaft sachgemäß erscheint. Die zahlreichen Autoren griechischer Lyrik, Elegie und Komödie, die Dichterinnen, Philosophen, Sophisten, Gesetzgeber, Historiker u. s. w., die als literärische Magnaten nach dem Verlust ihrer Werke nur noch in dem Ruhm ihres Namens und in geringen Bruchstücken ihrer Schriften fortleben, werden eine vorzügliche und das Mißgeschick dieses Verlustes möglichst ausgleichende Begünstigung erfordern, damit aus ihren Fragmenten alles Brauchbare und allgemein Interessante aufgenommen werde. Die Blumen der Anthologie werden, über das gesammte Feld der Literatur zerstreut, an ihrem Fundorte um so schöner gedeihen und das Ganze mannichfarbig beleben. Für die späteren Zeiten wird die Auswahl in demselben Maaße beschränkter, in welchem der classische Geist und Werth abnimmt. Wo bei einem Autor, wie großentheils in der grammatischen Literatur, Zweckdienliches zu finden nicht gelingt, oder ächte Bruchstücke vielleicht niemals vorhanden waren, wird wenigstens der Name in den Catalogus auctorum eingetragen und damit die Stelle bezeichnet, wo die begleitende Literaturgeschichte seiner zu gedenken hat. Einladend wäre zwar der Gedanke, von hier aus auch einen gebahnten Weg in das Gebiet der griechischen Kunst zu eröffnen; aber leider läßt der Verlust fast der gesammten griechischen Kunstliteratur und die Salebrosität des Pausanias wenig Hoffnung dazu übrig. Doch werden einige Bilder des Philostratos (z. B. die Fabeln um Aesop, der Nil, Memnon, die Wasserlandschaft, Phaethon, Achills Erziehung, Pindars Geburt u. s. w.) die Kunstschilderungen der Anthologie und einige Proben aus dem von unserm verehrten Präsidenten angekündigten codex palaeographicus um so dankenswerther sein."

„Freilich wird auf diese Weise die Lectüre fortschreiten von dem lyrischen Dichter zum Geographen, von dem Geschichtschreiber zum Dramatiker; es werden die Autoren mit ihren classischen Musterstücken wie mit ihren Sprach- und Stylproben in seltsamer Mischung von Form und Inhalt, von Dialekt und Confession neben einander stehen; aber diese scheinbare Unordnung ist nichts anders, als die großartige Mannichfaltigkeit der Natur oder des die Natur verschönernden englischen Gartens im Gegensatz gegen die regelrecht zugeschnittenen Beete und abgestutzten Pagoden des französischen Geschmacks. Sie wird den Studirenden, aller erschlaffenden Monotonie entledigt, mit immer neuen Reizen wechselnder Mannichfaltigkeit fesseln, ohne daß es ihr an einem in Zweck und Tendenz liegenden Princip der Einheit gebricht, sie wird jene concordia discors darstellen, deren geheimnißvolles Walten alle Gestaltungen der Welt und des Lebens durchdringt, in welcher Alles ein Lebendiges ist für die Lebendigen, nicht schematisirende Buchstabenweisheit für wechselnde Theorien und Systeme, für einen Schwall von winkelsummenden Observationen, über wenige Capitel eines einzigen Autors ausgegossen. Erwägen wir die Thatsache, daß das Classische bei den Griechen nicht auf eine kurze Uebergangsperiode von rohen Anfängen zu schnellem Verfall beschränkt ist, sondern in verschiedenen Zeiträumen verschiedene Formen des Classischen zur Ausbildung gelangt sind, und nehmen wir dazu, was hier freilich schon als ausgemacht vorausgesetzt wird, daß die Uebungen im Griechischschreiben nicht, wie im Lateinischen eine stylistische, sondern überall nur eine grammatische Tendenz haben sollen und folglich auch nicht eines auf wenige Autoren beschränkten stylistischen Normativs bedürfen, so wird die Besorgniß nicht aufkommen, daß durch eine so ausgedehnte Lectüre das classische Element von der Masse erdrückt, und an die Stelle einer wahrhaft bildenden Concentration ein buntes und

zerſtreuendes Allerlei geſetzt werden könnte. Vielmehr handelt es ſich nur um eine Erweiterung und Kräftigung der claſſiſchen Lectüre, um eine geläuterte Auswahl der dazu dienlichen Stoffe, um deren zweckmäßige Zuſammenſtellung und Verbindung mit einer auf Anſchauung und Stylproben gegründeten Kenntniß der griechiſchen Literatur und um Abfaſſung eines Werkes, welches, allen dieſen Anforderungen entſprechend, zur Lectüre auf der oberſten Stufe des Gymnaſialſtadiums und zur Mitgabe für Studium und Leben überhaupt geeignet ſei. Wenn es gelingt, dieſes Werk mit jener Fülle und Gediegenheit der Auswahl darzuſtellen, welche nicht das Ergebniß eines oberflächlichen Zuſammenraffens, ſondern nur die Frucht eines die geſammte Literatur durchdringenden Studiums und eines durch lange Erfahrung gebildeten praktiſchen Sinnes und Tactes ſein kann, ſo muß es die griechiſche Sprache und Literatur, auf eine umfaſſende und feſte Grundlage des Wiſſens geſtützt, als Bildungsmittel in Werth und Wirkung ſteigern, ihr neue Verehrer und Freunde in vermehrter Anzahl gewinnen, deren Talente zu ſelbſtſtändiger Forſchung auf dieſem Gebiete orientiren und ſo den ferneren Betrieb dieſes Studiums durch eine neue, geiſtige Lebensſtrömung befördern und die Achtung und Liebe deſſelben bei der gebildeten Welt erhöhen. Es wird ein ſolches Werk uns die Pflicht erleichtern, die geſammte Literatur des hochbegabten Volkes der Griechen wohl kennen und treulich ſchätzen zu lehren, und in ihrer Behandlung von dem Schwankenden, Manirirten, Ueberladenen zu dem Begründeten, Geübten, Gefühlten überzugehen, den wahren Fortgang zu beſchleunigen, ohne ihn auf der glatten Fläche des Dilettantismus und der Pfuſcherei hinzuſchleifen. Dieſer Gewinn, auf innerem Werthe beruhend und nach äußerer Möglichkeit ſich beſcheidend, ſcheint groß genug, um dabei auf die Künſte jener Speculanten Verzicht zu leiſten, welche den Geiſt der deutſchen Autoren in Miniaturbändchen zur Quinteſſenz deſtillirt feil bieten, oder nach franzöſiſcher Manier eine Sammlung abgeriſſener und gleichförmig auf einander gehäufter Piecen mit kanoniſcher Auctorität zu ausſchließlichem Gebrauche ſtempeln. Denn in Sachen der Wiſſenſchaft und der Bildung frommt kein Mauthtarif, keine Vulgata, kein Glaubensſymbol, kein Geiſterbann, um Sinn und Herz daran zu verkaufen."

„Die Idee, welche mir vorſchwebte, iſt für die deutſche Proſa bereits realiſirt worden durch einen meiner ausgezeichnetſten Schüler, Dr. Heinrich Künzel, in ſeinen drei Büchern deutſcher Proſa in Sprach- und Stylproben von Ulphilas bis auf die Gegenwart."

Nach Beendigung dieſes Vortrags äußerte der Vorſitzende, daß er es als Aufgabe ſeiner Stellung erkenne und feſthalten werde, die Form der Debatten zu leiten, nicht aber mit ſeinen eigenen Meinungen und Einwürfen in ſie einzugreifen. Auf ſeine an die Verſammlung gerichtete Einladung, eine Discuſſion der mit vieler Lebendigkeit entwickelten Anſichten des Redners zu eröffnen, erhob ſich Director Dr. Thierſch aus Dortmund, und entgegnete: der Hauptgrundſatz bei der Lectüre der Alten ſei, den Schüler in den Geiſt eines Schriftſtellers eindringen zu laſſen, was nur durch längere Beſchäftigung und vertrautere Bekanntſchaft mit demſelben möglich ſei. Nur ein ſo eindringliches Studium ſei fruchtbringend und wahrhaft bildend. Mit dieſem Grundſatze ſcheine der eben dargelegte Plan, ſo geſchickt und geiſtreich er auch entwickelt worden ſei, in ſtrengem Widerſpruche zu ſtehen; denn er führe den Schüler in zu Vielerlei und in Nichts recht ein. Wenn irgendwo, ſo gelte bei der Lectüre das multum, non multa. Jenes Eilen von einem Schriftſteller zum andern, oder von einer flüchtigen Bekanntſchaft zur andern laſſe nirgends heimiſch werden, überall nur koſten, aber nicht genießen, und könne daher nicht wohl jene

Geiſtesbildung gewähren, die man von der Beſchäftigung mit jenen alten Unſterblichen erwarte.

Der erſte Redner gab den aufgeſtellten Grundſatz zu, glaubte aber, daß Eines das Andere nicht ausſchließe, daß daneben ſehr wohl auch der litterarhiſtoriſche Geſichtspunkt mit Nutzen verfolgt werden könne. Den behaupteten Nachtheil einer ſolchen Chreſtomathie müſſe er leugnen, da er ja nicht Fragmente, ſondern nur abgeſchloſſene Muſterſtücke, die immer ein Ganzes bildeten, aufzunehmen beabſichtige. Was er vorgeſchlagen, werde ja auch beim Unterricht im Deutſchen befolgt, und die nützliche Sammlung aus deutſchen Proſaikern und Dichtern aller Zeiten, die einer ſeiner Schüler veranſtaltet habe, habe ſich als dieſem Zwecke entſprechend bewährt, ohne jene Gefahr zu bringen.

Director Thierſch war dagegen der Meinung, es laſſe ſich dieſe Parallele nicht rechtfertigen. Die Sammlungen aus deutſchen Schriftſtellern verſchiedener Zeitalter, unter welchen wohl neben der angeführten und vielleicht vor ihr die Wackernagelſche Erwähnung verdiene, ſeien nicht zu einem Studium der deutſchen Sprache in dem Sinne, in welchem das Griechiſche erlernt werde, abgefaßt, ſondern mehr zum Verſtändniß der Geſchichte der deutſchen Litteratur.

Als hierauf Oberſtudienrath Dilthey auf die Sammlung von Ideler und Nolte zum Behuf der Erlernung des Franzöſiſchen provocirte, bemerkte derſelbe Gegner, daß er, ohne darum die Debatten verlängern zu wollen, auch dieſe Parallele aus einem ähnlichen Grunde nicht gelten laſſen könne. Denn das Franzöſiſche werde in andrer Abſicht auf den Gymnaſien gelehrt, als das Griechiſche, und dieſe erfordere gerade, daß der Schüler bei Erlernung des Franzöſiſchen zum Gebrauch zugleich durch eine Blumenleſe in den großen Reichthum der franzöſiſchen Litteratur eingeführt werde.

Jetzt nahm Hofrath Thierſch das Wort, und ließ ſich in eine umfaſſendere Erörterung ein, deren Hauptmomente folgende waren *). „Es ſei der hiſtoriſche von dem pädagogiſchen Standpunkte zu ſcheiden. Auf jenem könne nur wünſchenswerth erſcheinen, dem geſchichtlichen Unterricht durch eine Auswahl beachtungswerther Schriftwerke aus den verſchiedenen Perioden, die er berühre, zu Hülfe zu kommen; ja das ſei ein gutes Mittel, jenen meiſt ſchematiſchen Geſchichtsunterricht mit etwas mehr Saft und Kraft aus dem geiſtigen Leben des Volkes während ſeiner verſchiedenen Perioden zu erfüllen, und Hr. Oberſtudienrath Dilthey würde ſeine verdienſtlichen Leiſtungen auf dem Fache der claſſiſchen Litteratur vermehren, wenn er die Ausführung eines ſolchen chreſtomathiſchen Handbuches nach ſeinem Plane liefern wollte. Etwas Anderes aber ſei es, wenn die Sache von pädagogiſcher Seite betrachtet werde. Auf dieſer widerſtreite der Vorſchlag der alten wohlbegründeten und durchaus feſtzuhaltenden Anforderung, den Jüngling beſonders auf den höheren Stufen des Gymnaſialſtudiums durch den öffentlichen Unterricht allein mit Werken eines durchaus lautern und edeln Geiſtes, mit Reinclaſſiſchem zu beſchäftigen, durch das allein die Schärfung ſeines Urtheils, die Läuterung ſeines Geſchmacks und die Veredlung ſeiner Geſinnung, ſo weit ſie von dieſem Zweige der Studien abhängen, können erzielt werden. Die Ausführung jenes Vorſchlages nun würde die dieſem weſentlichen Zweck beſtimmte Zeit und Mühe für Studien in Anſpruch nehmen, durch die er nothwendig zerſtreut, verwirrt

*) Die Faſſung dieſer, wie der meiſten übrigen Erörterungen des Herrn Hofrath Thierſch, iſt aus den Beilagen zur Augsburger Allgemeinen Zeitung vom 12., 15. und 23. October 1841. entlehnt worden.

und in Bezug auf jene höhere Anforderung verſäumt, ja geſchädigt werden würde. Man kenne das alte Gebot, daß kein Wort gegen Sitte und Scheu in die Mauer dringen ſolle, innerhalb welcher ein Knabe iſt. Res sancta puer! Es gebe aber auch eine äſthetiſche Keuſchheit und Scheu, eine Unſchuld des Geiſtes, welche mit gleicher Sorgfalt vorzüglich bei den Jünglingen müſſe geſchont und gepflegt werden, und die in dem Maße verletzt werde, als das ihm zur Beachtung durch den Unterricht Angebotene oder Zugemuthete ſich von der Norm der hohen, reinen und einfachen Schönheit wahrer Claſſicität entferne und der Ermattung, der Verarmung und zuletzt der Unlauterkeit im Denken und Darſtellen anheimfalle, von welcher herabkommende oder herabgekommene Völker in ihren Schriftwerken, in den Spätlingen ihrer Litteratur gemeiniglich den Nachkommen ein trauriges Erbtheil zurücklaſſen. Dagegen könne keinem Anſtand unterliegen, zwar nicht allen Jünglingen einer gelehrten Schule, aber doch den ſchon geiſtig und äſthetiſch hinreichend geſtärkten, beſonders denjenigen unter ihnen, welche Schickſale und innere Entwicklung der Völker zum beſondern Gegenſtand ihrer Studien machen würden, ein ſolches Handbuch zu eigner Beachtung und Anwendung, ſei es in der letzten Zeit ihrer Gymnaſialſtudien, ſei es beim Abgang auf die Univerſität, in die Hände zu geben."

Nachdem ſich mit dieſer Beſchränkung ſeines Vorſchlages Oberſtudienrath Dilthey im Weſentlichen einverſtanden erklärt hatte, trat noch Oberſchulrath Dr. Friedemann auf und äußerte, er habe ſeit langer-Zeit mit ſeinem werthen Freunde und Collegen Dilthey das Bedürfniß gefühlt und dieſelbe Erfahrung gemacht, daß viele Schüler beim Uebergange zur Univerſität von dem großen Schatze der griechiſchen Litteratur nur eine geringe, oder eine todte Kenntniß beſäßen. Es ſei eine richtige Bemerkung Couſin's und Villemain's, daß man bei den philologiſchen Candidaten häufig finde, wie ſie viel über die Schriftſteller, aber wenig in ihnen geleſen haben. Man habe ſich alſo auch in der Schule zu hüten, hohle Köpfe zu bilden, indem man ihnen zu viel über die Litteratur, und zu wenig von ihr gebe. Er billige daher eine Chreſtomathie, nur müſſe ſie nach einem andern und zwar viel kleinern Maaßſtabe angelegt ſein. Ein dünner Band dürfte hinreichen, um eine Anſchauung von den Hauptmomenten der griechiſchen Culturgeſchichte zu geben.

Auch hiergegen hatte Oberſtudienrath Dilthey nichts einzuwenden, zeigte ſich vielmehr ganz einverſtanden. — Der Vorſitzende erklärte hierauf, als ſich kein Opponent mehr fand, die Debatte über dieſen Gegenſtand mit der Bemerkung für geſchloſſen, daß die Discuſſion in beſonders erfreulicher Weiſe durch eine Ausgleichung ſcheinbar entgegenſtehender Anſichten zu Ende geführt worden ſei.*)

Es folgte nunmehr der Vortrag des Lehrers **Bartelmann über parallele Behandlung der deutſchen, lateiniſchen und griechiſchen Grammatik:**

„Hr. Hofrath Thierſch hat in der vorjährigen Verſammlung die parallele Behandlung der deutſchen, lateiniſchen und griechiſchen Grammatik empfohlen; er hat beſonders auf die Schwierigkeiten, unnützen Wiederholungen, ſchädlichen Verſchiedenheiten, ja Widerſprüche aufmerkſam gemacht, welche dem grammatiſchen Unterrichte aus der getrennten und abweichenden

*) Daß es vielmehr eine ſcheinbare Ausgleichung wirklich entgegenſtehender Anſichten war, erhellt aus einer nachträglich eingeſandten Erwiderung des Herrn Dilthey, welche auf deſſen Wunſch, nach deshalb eingeholter Genehmigung des Herrn Thierſch, unten anhangsweiſe abgedruckt iſt.

Behandlung jeder der einzelnen Sprachen erwachsen; bei Zurückführung der Grammatik dieſer Sprachen auf eine ihnen gemeinſame Baſis, Gliederung und Anordnung könnten dieſe Schwierigkeiten leicht um zwei Drittheile verringert, könnte allein eine fruchtbare Grammatik gewonnen werden. Wie die drei Sprachen im Innern Eine ſeien und ſich nach durchgehenden Analogieen etymologiſch und ſyntaktiſch gleichmäßig entfalten; ſo könnte es auch die Grammatik: dabei müſſe dieſelbe Terminologie und Eintheilung, dieſelbe Folge der Lehren, bis auf die §§. übereinſtimmend, dieſelbe typiſch wiederkehrende Form der Begriffsbeſtimmungen und Erklärungen herrſchen, in der deutſchen Grammatik ſchon die Grundlage der lateiniſchen, in dieſer die der griechiſchen enthalten ſein, ſo daß die neu eintretende nur als die Anwendung des Allgemeinen auf den beſonderen, dem früheren analogen Stoff erſcheine."

„Dieſe Worte ſprechen ein lange und wohl überall gefühltes Bedürfniß aus, daß es mit dem grammatiſchen Unterrichte in den gelehrten Sprachen anders werden müſſe; zugleich aber weiſen ſie auch auf das Heilmittel hin, wodurch es beſſer werden kann — die parallele Behandlung der Grammatik. Die unnützen Wiederholungen, die Verſchiedenheiten, Widerſprüche werden aufhören, vor Allem aber das innere Verhältniß der Grammatik der drei Sprachen gefördert werden, wenn im grammatiſchen Unterrichte die grammatiſchen Verhältniſſe der drei Sprachen in ihrer wechſelſeitigen Beziehung auf einander und in ihrer gegenſeitigen Begründung und Stützung dargeſtellt und aufgefaßt werden. — Hier handelt es ſich nun um die Frage, wie die parallele Behandlung praktiſch zu erreichen ſei."

„Die Grammatik iſt bisher meiſtens von der Form ausgegangen; die Unterſcheidung der Redetheile wurde von der Form hergenommen und dieſe Unterſcheidung zur Grundlage der ganzen Grammatik gemacht: daher wurden Verhältniſſe, die durch gemeinſame Formen ausgedrückt werden, zuſammengeſtellt und zuſammen behandelt, ohne Rückſicht darauf, ob ſie nach ihrer Bedeutung auch wirklich zuſammengehörten. Alles dies mochte dauern und glich ſich aus, ſo lange jede Sprache für ſich getrieben wurde. Es kann aber nicht mehr bleiben, ſobald die Grammatik der drei Sprachen im Zuſammenhange ſoll gelehrt werden. Die Verhältniſſe der Bedeutung ſind in allen drei Sprachen dieſelben, die Ausdrücke für die Verhältniſſe aber häufig verſchieden, wie denn z. B. der Genitiv im Griechiſchen und Lateiniſchen, der das Prädicat ausdrückt, im Deutſchen gewöhnlich durch eine Präpoſition, das Verhältniß des attributiven Genitivs in allen drei Sprachen oft durch eine Präpoſition, der objektive Genitiv im Lateiniſchen und Griechiſchen oft durch andere Caſus oder Präpoſitionen und umgekehrt ausgedrückt wird. Nach der Gleichheit der Formen läßt ſich die Grammatik der drei Sprachen nicht parallel behandeln. Oder wie will man den accus. in καλὸς τὸ πρόσωπον, den ablat. in pulcher facie, und die Präpoſition in: ſchön von Geſicht der Form nach zuſammenſtellen? oder den ſogenannten griechiſchen genit. absol., den latein. ablat. absol., den altdeutſchen dat. absol., den neudeutſchen accusat. absol. z. B. in: den Hut in der Hand, trat er zur Thüre herein —? doch wohl nicht unter ein Kapitel vom casus absolutus, ein Ausdruck, der ja eigentlich eine contradictio in adiecto in ſich ſchließt."

„So bleibt denn nur übrig, die gemeinſamen Verhältniſſe der Bedeutung, die den Formen zum Grunde liegen, aufzuſuchen und dann nachzuſehen, wie dieſe Verhältniſſe ſich in den drei Sprachen in gleichen oder ungleichen Formen darſtellen. Suchte man bisher eigentlich nur das auf, was in der fremden Sprache von der Mutterſprache verſchieden war, und es unter Regeln zu faſſen; ſo reicht dies bei der parallelen Behandlung der Grammatik nicht mehr aus. Die

allen drei Sprachen gemeinſamen Verhältniſſe müſſen aufgefunden werden d. h. es muß dem grammatiſchen Unterrichte ein Syſtem zu Grunde gelegt werden.“

„Da wird nun wohl von vielen Seiten eingewendet werden, das Syſtem gehöre nicht in die Schule, ſondern auf das akademiſche Katheder. Die Einwendung hat Recht, wenn man die Sache ſo verſteht, als ſolle 10—12jährigen Kindern das Syſtem vordeduzirt werden. Allein ſo iſt es nicht gemeint und dies wird auch ſchon als unmöglich von ſelbſt unterbleiben. Hier handelt es ſich nur von einem ſyſtematiſchen, oder wenn man lieber will, organiſchen Unterrichte d. h. einem ſolchen, der der Natur des Lehrſtoffes und der Natur des Erkenntnißvermögens entſpricht, deſſen letztes Reſultat denn freilich Erkenntniß des Syſtems ſein ſoll. Zunächſt aber kommt es darauf an: Iſt eine parallele Behandlung der Grammatik ohne die Erkenntniß der den Sprachformen zu Grunde liegenden Sprachverhältniſſe möglich? Und wenn das, wie ich zu zeigen geſucht, nicht möglich iſt: dann die zweite Frage: Was ſind die Sprachverhältniſſe anderes als die Geſetze, nach denen ſich die Sprache bildet, und können dieſe ohne ihren gegenſeitigen Zuſammenhang erkannt werden? Dieſer Zuſammenhang der Verhältniſſe oder Geſetze der Sprache aber iſt ein Syſtem oder Organismus. — Daß die Sprache überhaupt nach beſtimmten, unwandelbaren Geſetzen bildet, ohne willkürliche Abweichung — das iſt wohl ein Satz, den ich in dieſer Verſammlung ohne Furcht, beſtritten zu werden, ausſprechen darf. — Es müſſen alſo die Geſetze der Sprache erkannt werden d. h. das natürliche Syſtem der parallelen Behandlung der Grammatik zum Grunde liegen. Die Geſetze der Sprache werden aber eigentlich verſtanden nur in der Mutterſprache. Die Grammatik der Mutterſprache muß alſo, wie auch Hr. Hofrath Thierſch bemerkt hat, dem grammatiſchen Unterrichte in fremden Sprachen vorausgehen. — Haben wir nun eine deutſche Grammatik, die auf dem natürlichen Syſteme ruhend, zur Grundlage der Grammatik fremder Sprachen dienen könnte?“

„Die neuere Grammatik, deren Unterſchied von der alten ich oben darin ſetzte, daß ſie nicht von der Form, ſondern von der Bedeutung ausgeht, hat nun wohl nicht nur ihren Begründer, ſondern auch ihren glücklichſten Bearbeiter in Becker gefunden. Wo es ſich von der Reform des grammatiſchen Unterrichtes in den alten Sprachen handelt, da muß ſich der Streit um Becker's Grammatik drehen. Für das Deutſche iſt der Streit ſo ziemlich entſchieden; die namenswerthen Lehrbücher der deutſchen Grammatik ſchließen ſich überall an Becker an, und ſelbſt die Gegner nehmen ſo viel von ihm auf, daß ſie dem, wider den ſie reden, ſelbſt zeugen müſſen. Das Syſtem zu begründen und gegen vielfache Einwendungen zu vertheidigen, iſt hier weder der Ort, noch meines Amtes: ſeit 20 Jahren liegt es Jedem vor, und noch kenne ich keinen Angriff, der es mit der Widerlegung ernſt gemeint, geſchweige denn es erſchüttert hätte. Auch iſt das nicht die Sache von wenigen Worten, ſondern widerlegt kann Becker's Syſtem nur werden durch ein anderes. Wo eine Idee, wie die vom Organismus der Sprache, mit ſo einfacher Conſequenz durchgeführt iſt, da ſchneiden kleinliche Häkeleien an Einzelheiten nicht in's Fleiſch.“

„Man hat neuerdings der neueren Grammatik die hiſtoriſche Schule entgegengeſetzt, und Letzterer ein Compliment gemacht, um mit ſcheinbarem Rechte die andere herabſetzen zu können. Das beweiſt nun freilich nichts weiter, als daß man entweder die Eine oder die andere oder beide nicht kennt. Die organiſche Grammatik iſt mit der hiſtoriſchen Forſchung noch nirgend in Conflikt gerathen und kann es auch nicht wohl, da ſie recht gut weiß, daß der Grund und Boden, auf dem ſie fußt, die hiſtoriſche Forſchung iſt. Hand in Hand mit dieſer Entgegenſetzung

oder eigentlich daſſelbe iſt ein anderer Vorwurf, daß die organiſche Grammatik a priori conſtruire, und die unendlich reiche Sprache auf das Prokruſtesbett einiger Abſtractionen zwänge. Allerdings ſind und müſſen die Geſetze der Sprache die Geſetze des Denkens ſein, obwohl freilich keine formale Logik, und die Logik ſelbſt hat neuerdings erſt anerkannt, daß ſie von der Sprache noch zu lernen habe. Und der Grammatik den Vorwurf machen, daß ſie den unendlichen Reichthum und die unendliche Freiheit der Sprache in ihren Abſtraktionen begreifen wolle, hat eben ſo viel Sinn, als dem Muſiktheoretiker übel zu nehmen, daß er den unendlichen Reichthum der Töne und ihrer Combinationen auf das mathematiſche Geſetz zurückführt."

„Wenn wir die Bedeutung des grammatiſchen Unterrichtes auf unſern Schulen im Allgemeinen ſo hoch anſchlagen, und ihm nicht nur ſekundäre Wichtigkeit beilegen als Mittel, um durch die Sprache zur Erkenntniß des Alterthums durchzudringen, ſondern abſoluten Werth zuſchreiben als formalem Bildungsmittel; ſo haben wir doch beſonders wohl die Syntax im Auge. Die Etymologie handelt von den Formen, die Syntax von der Bedeutung der Formen; wie die organiſche Grammatik nun überall darauf beſteht, von der Bedeutung auszugehen, ſo legt ſie das größte Gewicht auf die Syntax. Man mache ihr aber nicht den abſurden Vorwurf, der ſich auch wohl hat vernehmen laſſen, als verſäume ſie das Erlernen der Formen über ihre Analyſe; freilich aber verlangt ſie, daß der grammatiſche Unterricht in etwas mehr beſtehe, als bloßer Formenlehre. Auf die Syntax alſo kommt es beſonders an bei einer Reform des grammatiſchen Unterrichts, nicht ſowohl auf die Etymologie, wo bei der großen Dunkelheit, beſonders der lateiniſchen Sprache, zu deren etymologiſcher Erkenntniß kaum erſt der Grund gelegt iſt, theils aber auch eine ſo ausgebreitete Gelehrſamkeit gehört, daß ſie ſchwerlich den Schülern kann überliefert werden, wohl vor der Hand nichts Anderes zu thun übrig bleibt, als die Formen, wie bisher, ſtrikt auswendig lernen zu laſſen; — was der einzelne Lehrer nach eigener Einſicht und Vermögen ſeinen Schülern Sicheres von der etymologiſchen Ableitung lateiniſcher Wörter und Formen hinzufügen will, muß ihm überlaſſen bleiben, nur vergeſſe man nicht, daß die Formen vor allen Dingen erſt gewußt werden müſſen und daß ihr etymologiſches Verſtändniß für den Schüler Nebenſache bleibt. Verſtehen aber ſoll er ihre ſyntaktiſche Bedeutung, und dieſe ſyntaktiſche Erkenntniß der Wort- und Satzformen, meine ich, iſt es, was durch die parallele Behandlung der Grammatik ſoll gefördert werden. Thöricht wäre es, zu leugnen, daß dieſe nicht auch bei der alten Grammatik ſei erreicht worden — hat man doch bei uns in Deutſchland ſeit Jahrhunderten dieſe Bedeutung der Grammatik, als formalen Bildungsmittels, erkannt und gewürdigt. Wir leugnen aber, daß man den Zweck der formalen Bildung durch Grammatik auf dem nächſten direkten Wege angeſtrebt habe. Eine überſichtliche Erkenntniß der Syntax war ſchon darum nicht wohl möglich, weil man nur Das bemerkte, was von der Mutterſprache abwich; noch nachtheiliger aber wirkte der ganz verkehrte Weg, den man einſchlug und der auch jetzt noch ſeine Vertheidiger findet, die fremde Sprache an ſich, unvermittelt durch die Mutterſprache, erkennen zu wollen. Erkennen zu wollen, ſage ich; denn daß es nicht gelang, daß der Lernende die Sache immer erſt in dem Analogen der Mutterſprache erkennen mußte, ehe er ſie in der fremden Sprache verſtand, iſt ein unleugbarer pſychologiſcher Vorgang; nahm die Erkenntniß aber nicht dieſen Weg, nun ſo lernte der Schüler auch wohl am Ende die Regel anwenden, wurde aber dadurch nicht in ſeiner Bildung befreit, ſondern, wie durch Alles, was man unverſtanden aufnimmt, gehemmt und die Wirkung des grammatiſchen Unterrichtes war der beabſichtigten geradezu entgegengeſetzt. Im

beſten Falle alſo mußte der Schüler bei jeder Regel die Analogie an der Mutterſprache für ſich ſelbſt vollziehen — aber wie? Ob die Analogie richtig oder falſch war, das ließ ſich nicht ermitteln, da die alte Grammatik auf die Mutterſprache keine Rückſicht nahm. Ferner, da die alte Grammatik die gleichen Formen ohne Rückſicht auf ihre Bedeutung zuſammenſtellte, ſo blieb dem Schüler ſo lange ein Funke von Verſtändniß, als er in der Mutterſprache das Analogon entdeckte; wo ihm das aber ausging, wie z. B. beim accusativus c. infin., wurde ihm mit der unbegriffenen Regel wieder ſtatt eines Bildungsmittels ein Impedimentum beigebracht. Aber mochte er auch wirklich das Analogon in der Mutterſprache entdecken; immer war dies ein Zufälliges, Unbeabſichtigtes, unbewußt und unklar, während doch alle formalen Bildungsmittel ihren Zweck nur darin haben, das Bewußtſein, die Schärfe des Sinnes zu wecken."

„Gerade umgekehrt geht daher die neuere Grammatik zu Werke: ſie geht von der Mutterſprache aus, und da ja Sprechen und Denken Eins iſt, kann ſie hier die Geſetze der Sprache in ungetrübter Durchſichtigkeit aufweiſen; dann zeigt ſie, welchen Ausdruck dies ſelbe Geſetz ſich in der fremden Sprache geſchaffen hat und knüpft daran endlich die idiomatiſchen Abweichungen der einzelnen Sprachen, die ſie aber auch noch zu erklären ſucht, indem ſie zeigen kann, wie die Anſchauung derſelben Verhältniſſe in verſchiedenen Sprachen ſich verſchieden geſtalten kann. Das hat auch Hr. Hofrath Thierſch, wenn ich nicht irre, ausgeſprochen in den Worten, daß die deutſche Grammatik die Grundlage der fremden abgeben müſſe."

„Wenn ſich nun auch vorausſetzen läßt, daß gegen dieſe allerdings radikale Umkehr des grammatiſchen Unterrichtes, nach der nicht mehr von der Form, ſondern von der Bedeutung auszugehen iſt, kein erheblicher Einwand wird gemacht werden; ſo iſt denn doch noch die weitere Frage zu erledigen, in wie weit ſich Becker's Grammatik unmittelbar für die fremden Sprachen verwenden laſſe. Ich rede hier, wie geſagt von der Syntax, die mir das Wichtigſte ſcheint, und da meine ich, iſt die Eintheilung in die Syntax vom einfachen und zuſammengeſetzten Satze, und die des einfachen Satzes in die Syntax der 3 Satzverhältniſſe wohl dasjenige, was der Syntax jeder Sprache eine klare Ueberſichtlichkeit geben wird. Becker führt nämlich, wie bekannt, alle Verbindung von Begriffen in dem Satze auf die Verbindung eines Verbs mit ſeinem Subjekte, eines Adjektivs mit einem Subſtantiv, und eines Subſtantivs mit einem Verb oder Adjektiv zurück und nennt dieſe drei Verbindungen oder Satzverhältniſſe prädikatives Satzverhältniß, welches einen Gedanken, attributives und objektives Satzverhältniß, welche Begriffe ausdrücken."

„Hier liegt nun der Vorwurf ſehr nahe, daß ich, indem ich dieſe Eintheilung der Syntax vorſchlage, mich eines Vergehens ſchuldig mache, das der Becker'ſchen Schule, und leider wohl oft mit Recht, vorgeworfen iſt, nämlich dem lebendigen Syſtem einen todten Schematismus zu unterſchieben. Was dieſen Vorwurf im Allgemeinen betrifft, ſo darf er nur nicht über's Ziel hinausſchießen und die Grammatik ſelbſt treffen wollen; denn wir erleben alle Tage, daß die urſprünglich freieſten Richtungen des menſchlichen Geiſtes, ſobald ſie von Andern nicht aufgenommen, ſondern nur äußerlich angenommen werden, den Menſchen nicht befreien, ſondern knechten. So wird es denn auch wohl mit der Grammatik Einigen ergangen ſein, die den von ihr gebotenen Stoff aufgenommen haben, ohne ihn erſt wieder in Fluß zu bringen und im Fluſſe zu erhalten. Dieſe haben es ſich aber ſelbſt zuzuſchreiben, weil ſie die Warnung und das Grunddogma der neueren Grammatik, daß Alles zur Form und todt wird, ſobald die Bedeutung nicht mehr erkannt wird, nicht beherziget haben. Was aber meinen Vorſchlag im Beſondern betrifft, ſo mache ich

ihn, weil ich glaube, daß dieſe Eintheilung der Syntax und die Zurückführung aller Verbindungsformen auf die drei Satzverhältniſſe der erſte und nothwendigſte Schritt iſt, um die ſyntaktiſchen Verbindungen zu erkennen; daß dies auch zum todten Schematismus führen könne, darf ich nicht leugnen; das wird aber auch kein Verſchlag hindern. Wenn die alte Grammatik bei ihrer unnatürlichen Methode ihre gewaltigen Reſultate erreichte, weil der Tüchtige auch trotz der Methode durchdringt; warum ſollten denn auch nicht die Anhänger der neueren Grammatik trotz ihrer Methode zuweilen dem Schematismus verfallen? — Die Becker'ſche Eintheilung der Syntax iſt aber darum von ſo großer Wichtigkeit, weil mit ihr eine durchſichtigere, lebendigere Erkenntniß der ſyntaktiſchen Verbindungen Hand in Hand geht, weil ohne ſie die parallele Behandlung der Grammatik gradezu unmöglich wird. Durch ſie wird man gezwungen, die Verhältniſſe, die nicht der Form, ſondern der Bedeutung nach zuſammen gehören, zuſammenzuſtellen; durch ſie lernt man nicht bloß die idiomatiſchen Abweichungen der fremden von der Mutterſprache, ſondern, was wichtiger iſt, ihre weſentliche Gleichheit kennen; durch ſie iſt es möglich, allmählich die Syntax dem Schüler als wiſſenſchaftliches Syſtem vorzuführen, das Ziel, wonach alles Erkennen ſtrebt; durch ſie endlich wird der Blick für die Nüancirungen der verſchiedenen Sprachidieme aufs feinſte geſchärft, und die Grammatik ſo die beſte Vorſchule zur Aeſthetik. Wie geſagt, nicht der Schematismus der Eintheilung läßt dieſe Aufnahme der Eintheilung der Syntax ſo wünſchenswerth erſcheinen, ſondern weil in ihr der Lehrer einen beſtändigen Impuls hat, von der Form auf die Bedeutung überzugehen und durch ſie der todte Regelkram endlich dem lebendigen Verſtändniß weichen muß. Wie man auch über den beſondern Inhalt von Beckers Grammatik denken mag — der Streit darüber muß auf einem andern Kampfplatze ausgefochten werden; der erſte Schritt zu einer parallelen Behandlung der Grammatik bleibt die Erkenntniß der der ſyntaktiſchen Verbindung zum Grunde liegenden Grundverhältniſſe."

„Wie ſteht es nun aber mit der praktiſchen Brauchbarkeit der Becker'ſchen Grammatik, auf fremde Sprachen angewendet? Solcher Stimmen, die dieſe Grammatik für das Deutſche zu ſchwer halten, werden nämlich alle Tage weniger, und der Einwurf, daß man Kindern die Grundverhältniſſe nicht klar machen könne, wird immer mehr durch die That widerlegt, wobei wohl zu beachten, daß für die erſten Stufen des Unterrichtes Ausdrücke, wie Begriff, Beziehung u. ſ. f., mit concreteren, ſinnlicheren nicht nur können, ſondern wohl ſelbſt müſſen vertauſcht werden; die Hauptſache, die Anſchauung der Verhältniſſe, in ihren urſprünglichen Formen wenigſtens, kann geweckt werden. Vorwürfe, wie man ſie hier und da hört, daß durch die Reflexion über die Sprache der kindliche Sinn gleichſam befleckt werde, ſind gradezu abſurd: Räſonniren und vages Meinen einerſeits, ſtarres Schematiſiren andererſeits greifen beide die Lebenswurzel an; es mag viel nach beiden Seiten hin unter dem Vorwande Becker'ſcher Grammatik geſündigt ſein. Die wahre Becker'ſche Grammatik aber bringt auf's Verſtändniß, und richtiges, wenn auch begränztes Verſtändniß, iſt, was der Seele des Kindes ſowohl, als des Mannes Noth thut. Man vergeſſe doch nicht, wie alle von der Grammatik geforderten Abſtraktionen immer unmittelbar am lebendigen Satze vollzogen und in ihm nachgewieſen werden, wobei ich beſonders auf die Betonung, aus der ſich im Grunde alle grammatiſchen Verhältniſſe ableiten laſſen, und die jedem Kinde deutlich iſt, aufmerkſam mache. Oefter aber kommt wohl der Fall vor, daß Lehrer dieſe Grammatik auch für fremde Sprachen anwenden möchten, dieſe Anwendung aber mit großen, ja unüberſteiglichen, Hinderniſſen verknüpft finden. Dieſe Schwierigkeiten werden

allerdings unüberſteiglich bleiben, ſo lange nicht der grammatiſche Unterricht mit der Grammatik der Mutterſprache anfängt. Unſere Mutterſprache iſt glücklicherweiſe ſo reich gegliedert, daß wohl wenige Verhältniſſe der alten Sprachen in ihr kein Analogon fänden; das Analogon liegt nicht immer gleich zur Hand, oft auf einem ganz anderen Gebiete der Sprache; der in der Grammatik ſeiner Mutterſprache geübte Lehrer wird es aber zu entdecken wiſſen. Ja ich bin der Meinung, daß ein Lehrer nicht ſicher ſein darf, daß ſeine Schüler eine beſondere idiomatiſche Abweichung der fremden Sprache begriffen haben, wenn er ihnen nicht dazu eine, wenn auch entfernte Analogie in der Mutterſprache nachweiſt. Wenn einer von Ihnen, m. H., jemals einem Ausländer, deſſen Mutterſprache z. B. den Gebrauch der Modus nicht ſo rein, wie unſere und die alten Sprachen, ausgebildet hat, z. B. einem Engländer die Lehre vom Conjunktiv in der deutſchen oder den alten Sprachen hat erklären müſſen, ſo wird er ſelbſt wiſſen, welchen unendlichen Schwierigkeiten er da zu begegnen gehabt hat."

„Zwei Bedingungen alſo ſetzen wir als unerläßlich zur parallelen Behandlung der Grammatik auf Schulen: man fange mit der deutſchen Grammatik an, und der Lehrer der alten Sprachen kenne genau die Grammatik ſeiner Mutterſprache. Auf welche Weiſe man dann am beſten zu Werke gehen möchte, laſſen Sie mich in wenigen Worten noch auseinanderſetzen, eine Weiſe, die vielleicht darum einige Beachtung verdiente, weil ſie durch eine ziemlich lange Erfahrung ſich bewährt hat und auf das ſtrikteſte der Becker'ſchen Grammatik ſich anſchließt."

„Wir ſetzen alſo voraus, der Schüler kenne die Grundverhältniſſe der deutſchen Syntax — nichts weiter, als was ein Subjekt, Prädikat, Attribut, Objekt iſt, und kenne die deutſche Flexion. Nun beginnt der lateiniſche Unterricht. Zunächſt übe man die Flexionsformen ein. Die Schüler der neuern Grammatik, wir wiederholen es, ſind nicht ſo thöricht zu glauben, daß Deklinations- und Conjugationsformen nicht auf das ſicherſte, ja mechaniſch gewußt werden müßten. Man laſſe aber die Formen nicht lernen, ohne, wenn auch keine ausführliche Erklärung ihrer ſyntaktiſchen Bedeutung, die doch immer nur ungenügend wäre, beizufügen, doch die entſprechenden Formen im Deutſchen hinzunehmen. Ob man den Unterricht mit dem Verb oder Subſtantiv anfange — im Grunde kommt wenig darauf an, da weder das Eine noch das Andere allein für ſich angewendet werden kann, der natürliche Anfang freilich mit dem Verb gemacht wird. Beim Verb läßt ſich der Unterſchied der alten und neuen, oder wenn man lieber will, der ſtarken und ſchwachen Conjugation, zu deren erſter alle Verben der 3ten und einige der 2ten, zur andern alle Verben der erſten und 4ten und die meiſten der 2ten Conjugation gehören, anwenden und mit Analogien aus dem Deutſchen: Ablaut, Mangel des Bindevokals u. ſ. w. erklären. Beim Subſtantiv ließe ſich auch dieſe Unterſcheidung treffen, indem man die beiden erſten Deklinationen zur ſchwachen, die drei übrigen zur ſtarken Deklination zöge; doch wird die Eintheilung in 5 Deklinationen, wie die alten Grundregeln, noch immer nöthig bleiben, ſo lange wir nicht Geſchlecht und Deklinationsform mit einiger Sicherheit auf die Ableitung zurückführen können. Endlich übe man die Flexion des Adjektivs ein. Sobald nun aber der Schüler einigermaßen konjugiren und dekliniren kann, laſſe man ihn überſetzen aus der fremden in die Mutterſprache und umgekehrt, er iſt jetzt ſchon im Stande, alle 3 Satzverhältniſſe anzuwenden. Alles aber, was er überſetzt, laſſe man ihn analyſiren nach den Kategorien der 3 Satzverhältniſſe und ſehe bei den Ueberſetzungsſtücken nur darauf, daß ſie die Satzverhältniſſe in ihren eigentlichen Ausdrucksformen darſtellen, für das Subject und Object ein Subſtantiv oder Pronom, für das

Attribut ein Adjektiv. Jetzt greift der grammatiſche Unterricht bei den Sprachen aufs ſchärfſte ineinander. Hand in Hand mit dem Deutſchen zeige man nun für die lateiniſche Sprache die uneigentlichen Ausdrücke der verſchiedenen Satzverhältniſſe, und gehe immer weiter in die beſonderen Gliederungen derſelben ein, in die verſchiedenen Arten des Attributes, des Objektes; immer aber hebe man das hervor, was beiden Sprachen gemeinſam iſt. Endlich kommt man auf die wirklichen Verſchiedenheiten, die mit der Verſchiedenheit der Anſchauung beider Sprachen gegeben ſind — das Idiomatiſche. Ueber den Anfang dieſer letzten Entwickelung läßt ſich Nichts genau beſtimmen, da Manches hier ſchon früher bei paſſenden Gelegenheiten kann vorweggenommen werden; ein Ende iſt aber natürlich gar nicht zu ſetzen, da wir ja Alle noch immer bemüht ſind, das Idiomatiſche der fremden Sprache uns mehr und mehr anzueignen, und damit begreiflicherweiſe nie fertig werden. Das bisherige Maaß und Ziel des hiſtoriſchen Wiſſens unſerer Schüler und ihrer Fertigkeit in der lateiniſchen Sprache bleibt daſſelbe; hinzutreten ſoll nur die Entwickelung des Bewußtſeins über die Sprache, das um ſo ſchärfer ſein wird, je inniger die Beziehung der fremden Sprache auf die Mutterſprache iſt; dies Bewußtſein aber kann am Ende der Gymnaſialbildung zu einer gewiſſen Abrundung gelangen und iſt, bei der Verwandtſchaft, ja Identität der Geſetze des Denkens mit denen der Sprache, die beſte, weil concrete Propädeutik zur Philoſophie. — An die zweite Stufe der Entwickelung ſchließt ſich die Lehre vom zuſammengeſetzten Satze, da der Nebenſatz ja ebenfalls ein uneigentlicher Ausdruck eines Satzgliedes — eines Subjektes, Objektes oder Attributes iſt. Hier beſonders iſt ein beſtändiges Zurückgehen auf die Analogie der Mutterſprache unerläßlich, wenn irgend ein Verſtändniß ſoll erzielt werden; denn hier treten zuerſt zwei Hauptpartieen der Grammatik auf, die zu den ſchwierigſten gehören: die Lehre von den Modis und der Synonymik der Conjunktionen. In beiden Rückſichten ſind die Grammatiken noch durchweg mangelhaft, und die Rückkehr auf das Deutſche iſt das einzig mögliche Mittel der Erkenntniß, vor Allem beim Unterrichte, da ſich die Verhältniſſe des Modus als die allerzarteſten und die durch die Conjunktionen ausgedrückten Verhältniſſe der Sätze oft ſchwer unter Definitionen zuſammenfaſſen laſſen, wenigſtens nicht unter ſolche, die das Faſſungsvermögen des Schülers nicht überſtiegen. Da bleibt nur als die einzige Annäherung an das Verſtändniß die Erkenntniß durch Analogie. Beim Unterrichte im Griechiſchen gehe man im Weſentlichen denſelben Weg; er wird um ſo leichter werden, da man ſich bei ihm, der ja 3—4 Jahre ſpäter als der lateiniſche pflegt angefangen zu werden, auf die doppelte Analogie der deutſchen und lateiniſchen Sprache beziehen kann."

„Faſſen wir nun noch einmal zuſammen, was zur Erreichung des vorgeſteckten Zieles einer parallelen Behandlung der Grammatik der drei Sprachen unerläßlich erſcheint, ſo muß, damit die Aufgabe überhaupt denkbar werde, die bisherige Weiſe, jede einzelne Form nach ihrem verſchiedenen Gebrauche zu erklären, aufgegeben werden: denn eine parallele Grammatik nach den Formen läßt ſich in keine Form faſſen; alſo müſſen die den oft verſchiedenen Formen der einzelnen Sprachen zu Grunde liegenden gemeinſamen Verhältniſſe der Bedeutung aufgefunden werden. Dieſe Verhältniſſe laſſen ſich, wenn nicht allein, doch am klarſten in der Mutterſprache erkennen; die Grammatik der Mutterſprache muß alſo aller Grammatik fremder Sprachen vorangehen. Becker's Eintheilung der Syntax folgt mit ſolcher Einfachheit aus dem Begriffe des Satzes als einer Einheit und dem Begriffe der einzelnen Begriffs- und Wortformen, und iſt ſogleich ſo unmittelbar für die fremden Sprachen zu verwenden, daß ſie auch bisher kaum einen

Widerſpruch erfahren hat. Ich wiederhole es, es kann nicht meine Abſicht ſein, den Streit hier über Einzelnheiten der Becker'ſchen Grammatik zu erregen; über manche Punkte, z. B. grade Modus- und Caſuslehre, ſind Differenzen und werden ſobald nicht gehoben werden. Meine Abſicht aber iſt auch nur, zu zeigen, daß ohne Aufſtellung der ſyntaktiſchen Grundverhältniſſe — und meines Wiſſens exiſtirt keine andere, als die Becker's — die parallele Behandlung der Grammatik der drei Sprachen zu den frommen Wünſchen gehören wird."

Zuerſt erhob ſich jetzt Hofrath Thierſch, deſſen in Gotha gegebener Anregung die Aufnahme dieſes Gegenſtandes Seitens der dießjährigen Verſammlung verdankt wurde, und erwiderte: „Die Meinung bei Anregung dieſes Gegenſtandes ſei nicht geweſen, die grammatiſche Behandlung der alten Sprachen von der deutſchen in der Art abhängig zu machen, daß das für dieſe Angenommene für jene maaßgebend ſein ſolle. Zwar werde die deutſche Grammatik in dem Unterricht den andern überall vorangehen, wo man der Anſicht huldige, daß die deutſche Sprache auch auf den tieferen Stufen des Unterrichts grammatiſch müſſe behandelt werden; doch ſchließe ſelbſt dieſer Gebrauch nicht aus, daß auch bei paralleler Behandlung der drei Sprachlehren einer jeden ihre Autonomie bewahrt bleibe und jede von ihren eigenen Anfängen, wenn ſchon mit Wiederholung des allen gemeinſamen und gleichſam typiſchen Theils ihres Inhalts beginne, und auch ohne Beiziehung oder Vergleichung der andern durchgeführt werde. Etwas Anderes ſei vergleichende Grammatik der drei Sprachen, etwas Anderes parallele Behandlung ihrer Sprachlehren. Jene ſei theoretiſch, dieſe praktiſch, ſetze die vergleichende Grammatik als Lehre und Syſtem voraus, und ordne gleichmäßig und übereinſtimmend mit Rückſicht auf den Unterricht dasjenige, was ſich zufolge der vergleichenden Unterſuchung als entſprechend oder analog dargeſtellt habe. Dieſes Analoge aber finde ſich in Formenlehre und Syntaxis in einer ſolchen Ausdehnung, daß es möglich ſcheine, die drei Grammatiken nicht nur in den Hauptlehren, ſondern ſelbſt in den Unterabtheilungen und Paragraphen übereinſtimmend durchzuführen, ohne der Autonomie der einzelnen Sprache und ihrer Sprachlehre zu nahe zu treten. Auch müſſe darauf beharrt werden, daß dieſe parallele Behandlung ebenſo auf die Formlehre wie auf die Syntax bezogen werde. Es ſei wohl allgemein angenommen, daß die Sprachen urſprünglich nur Eine Deklination und Eine Conjugation haben. Es gelte ſofort, den durch dieſe Wahrnehmung als einen gemeinſamen gebotenen Stoff in's Auge zu faſſen, aus ihm die Verzweigung der Sprachen und mehrfachen Formen zu zeigen, und aus dem, was ſich in ihnen als das Urſprüngliche darſtelle, endlich einmal auf feſtere Beſtimmung des Anomalen zu kommen und das Geſetz deſſelben aufzufinden. In der Syntax ſei nach ſeiner Ueberzeugung ein unbeſtreitbares Syſtem noch nicht gefunden, auch durch Becker nicht, deſſen grammatiſche Verdienſte er übrigens bereitwillig anerkenne. Daß zwiſchen den einzelnen Sätzen keine andern Verhältniſſe ſtattfinden könnten, als zwiſchen einzelnen Begriffen, ſei ſeine ſchon früher ausgeſprochene Ueberzeugung: die ſyntaktiſchen Lehren ſeiner Grammatik der griechiſchen Sprache beruhten darauf; ob aber darum die einzelnen Sätze ſelbſt ein Analogon einzelner Begriffe in der Art ſeien, daß ſie unter der Bezeichnung der Nomina könnten begriffen und nach dem Princip dieſer Bezeichnung das ganze Syſtem könne durchgeführt werden, das ſcheine ihm noch keineswegs ausgemacht und großen Bedenklichkeiten unterworfen. Doch nicht davon handle es ſich jetzt, über die Richtigkeit oder Unrichtigkeit irgend einer Methode zu entſcheiden, ſondern den Vortheilen der Parallelbehandlung für den Unterricht

Anerkennung zu verſchaffen und auf ihre Herſtellung zu dringen. Jeder werde dabei den Grundſätzen folgen, die ihm als wahr ſich darſtellten. Allerdings ſei, wenn es zur Ausführung komme, Widerſtreit der Anſichten und Behandlung zu erwarten; aber dieſer könne der Sache ſo wenig als ſeine Folgen der Jugend erſpart werden. Bei der Regſamkeit auf dem pädagogiſchen Gebiet würden die guten Erfolge nicht ausbleiben, und am Ende die beſſere Gliederung, größere Uebereinſtimmung und weſentliche Erleichterung des claſſiſchen Unterrichts der Jugend zu gut kommen."

Daran ſchloſſen ſich die Aeußerungen des Prof. Bäumlein aus Maulbronn: „Indem ich der Bemerkung des letzten verehrten Redners, daß bei Entwerfung von Parallelgrammatiken jeder beſondern Grammatik ihre Autonomie geſichert werden müſſe, vollkommen beitrete, glaube ich noch weiter darauf hinweiſen zu müſſen, daß der gemeinſame Schematismus, welcher den einzelnen Grammatiken zu Grunde gelegt werden ſoll, nur auf das Allgemeinſte ſich beſchränken dürfe, ſofern jede tiefer greifende Durchführung deſſelben zur Folge haben würde, daß das Poſitive der gegebenen Sprache verflüchtigt, ihr eigenthümlicher Organismus verwiſcht würde. Wenn die Grammatik keine andere Aufgabe hat, als die geſetzmäßige Thätigkeit des in der Entwicklung der Sprache unbewußt ſchaffenden Geiſtes zum Bewußtſein zu bringen, ſo thut es, um dieſen Geiſt in ſeinem eigenen Weſen recht zu erkennen, vor Allem noth, daß man mit Liebe und Hingebung in den eigenthümlichen Organismus jeder Sprache eingehe, und aus ihr ſelbſt heraus ihre Grammatik conſtruire, ſtatt einen fertigen Schematismus auf ſie überzutragen."

Noch ergriff Gymnaſiallehrer Rees von Eſenbeck aus Saarbrücken das Wort und ſprach ſich etwa in dieſem Sinne aus: „Die von Hofrath Thierſch ſo geiſtrich und anregend bevorwortete parallele Behandlung der ſprachlichen Unterrichts auf Gymnaſien iſt ſicherlich unbedenklich und ganz der geiſtigen Natur wie der Einheit des Unterrichts angemeſſen, ſo weit ſie die allgemeine und allen Sprachen gemeinſame Grundlage des ſprachlichen Stoffs betrifft, wie die verſchiedneu Redetheile, die Grundbeſtandtheile des Satzes, das Verhältniß von Haupt- und Nebenſatz, die Grundarten der letztern, die Erweiterung des Wortbegriffs zum Satzbegriff u. ſ. w. Inſofern hierfür allgemeine Geſetze der Gedanken- und Sprachbildung, die als ſolche in jeder Sprache geſetzgebend wiederkehren, vorliegen, kann der Lehrer kaum anders als für das analoge Verhältniß einer analogen Behandlung ſich bedienen. Aber auch ſchon innerhalb dieſer Gränzen ſcheint es mir pädagogiſch wichtig, den durch die Sache gebotenen natürlichen Parallelismus nirgends abſichtlich, hinweiſend hervortreten zu laſſen. Die Gefahr liegt allzu nahe dem Lehrer und in Folge davon noch näher dem Schüler, den ſprachlichen Stoff nicht als Individuelles, Concretes für ſich, ſondern als ein Material für allgemeine Denk- und Sprachformen zu betrachten. Es liegt die Gefahr zu nahe, zu einer — wenn der Ausdruck hier paſſend iſt — philoſophiſchen Grammatik zu kommen, die über dem concreten Sprachſtoff ſchwebe, während die Aufgabe des ſpeciellen Sprachſtudiums auf den Gymnaſien nach dieſer Seite die ſein möchte, durch möglichſt concrete, individualiſirende Behandlung jeder einzelnen Sprache den Schüler zu eindringendem Verſtändniß der einzelnen Sprachgeiſter und eben dadurch zu einem nothwendig und natürlich daraus reſultirenden Verſtändniß des gemeinſamen Sprachgeiſtes zu führen. Aus dieſem Grunde ſcheint mir ein über jene allgemeinſten Principien alles Sprachbaues hinausgehender Parallelismus jedenfalls höchſt bedenklich. Um ſo bedenklicher, als die Neigung, das Weſen jeglicher Betrachtung wie jeglichen Gegenſtandes in allgemeinen Abſtractionen zu ſuchen, in Verbindung

mit der Hegelſchen Philoſophie und in Folge davon nur zu vorherrſchend auch im Jugendunterricht geworden iſt, wie ich in meinem eignen Amtsleben an mir ſelbſt erfahren und kaum jetzt über ſolche Neigung Herr werde. So vortrefflich Beckers grammatiſche Werke ihrem wiſſenſchaftlichen Gehalte nach ſind, ſo ſcheinen gerade ſie mir jene Neigung, in allem grammatiſchen Unterricht von vorne herein die philoſophiſchen oder vielleicht richtiger, die allgemein ſprachlichen Geſetze und Principien wiſſenſchaftlich methodiſch in praktiſch nachtheiliger und den Entwicklungsgeſetzen des jugendlichen Geiſtes ſchwerlich ganz angemeſſener Weiſe hervortreten zu laſſen, gar ſehr befördert, auf dieſem Gebiete vielleicht ſogar provocirt zu haben. Man wird vielleicht erſt nach geraumer Zeit, da jene durch ihn angeregte Behandlung der Grammatik erſt in ihrer kräftigen Entwicklung begriffen iſt, finden, wie ſie nur in der Hand ſehr vorſichtiger und gewandter Lehrer nicht nachtheilig wirken möchte auf fertige, freie, lebensfriſche Bewegung in den alten Sprachen."

Die Erwiderungen des erſten Redners auf alle dieſe Einwürfe kamen im Weſentlichen auf die Erklärung hinaus, daß der Punkt, auf den es ihm vorzüglich ankomme — daß nämlich die Grundverhältniſſe der drei Sprachen dieſelben ſeien und ſich alſo parallel müßten behandeln laſſen — von Allen zugegeben werde; ob man dabei von der deutſchen oder von der lateiniſchen Sprache, wie auch vorgeſchlagen worden, ausgehen müſſe und könne, darüber müſſe wie über Anderes der Verſuch entſcheiden.

Der Vorſitzende ſuchte jetzt die bisherigen Verhandlungen über den Gegenſtand zuſammenzufaſſen, und eröffnete die Ausſicht, daß, wenn eine fortgeſetzte Durchſprechung deſſelben gewünſcht werden ſollte, dazu eine paſſende Gelegenheit auf Anlaß eines noch bevorſtehenden Vortrages von verwandtem Inhalt ſich finden werde. Zugleich zeigte er an, daß die nun eintretende kurze Pauſe zur Betrachtung der im Nebenſaale aufgeſtellten griechiſchen Anſichten und Architecturgemälde des Herrn Baurath Lange, denen auch Hofrath Thierſch das Zeugniß ſehr charaktervoller Treue ausgeſtellt habe, beliebig benutzt werden könne.

Nach der Pauſe betrat Dr. **Kreuſer** die Tribüne, und ſprach **über einen Mangel jetziger** (philologiſcher) **Kritik.** In ausführlicher Darlegung und mit dem Feuer autoſchediaſtiſcher Beredſamkeit entwickelte er,*) „wie unſere Lehre von den Dialekten unvollſtändig ſei und vielfach auf Vorurtheilen beruhe. Wer ſeien unſere Quellen? Grammatiker und Scholiaſten ſpäterer Zeiten, als griechiſches Weſen, ja die Sprache ſchon, wenn nicht ganz, doch theilweiſe abgeſtorben waren. Solche Leute, gleich den lateiniſchen Mönchen des Mittelalters, ſeien keine kompetenten Zeugen, und wäre es z. B. dem Deutſchen eine Rieſenaufgabe, ſeine Sprache in den zahlloſen noch lebenden Mundarten feſtzuſtellen, ſo wäre die Löſung der gleichen Aufgabe in einer wenigſtens zurückgehenden Sprache ſchon für Alexandriner ungleich ſchwieriger geweſen. Ueberhaupt vergeſſe man, daß alles Leben der Veränderung unterliege, und habe ſich das Lateiniſche von Plautus bis auf Horaz, das Deutſche von den Minneſängern, ja Luther bis auf unſere Zeit, und jede andere Sprache gleichmäßig geändert, und da das Leben ein ewiger Fluß iſt, ändern müſſen, ſo werde auch die griechiſche Sprache von der allgemeinen

*) Die folgende Skizze rührt von der gefälligen Mittheilung des Redners ſelbſt her.

Lebensnothwendigkeit keine Ausnahme gemacht, also sich verändert haben. Nun schreiben aber die Griechen von Alexander bis auf Constantin, ja im Ganzen bis auf die Türkenzeit, weniger gut oder auch geistreich, dieselbe fast unveränderte Sprache. Was sei also daraus zu schließen? Entweder eine stillstehende Sprache, die nicht möglich sei, oder eine gelehrte Schriftsprache, die gleich dem mittelalterlichen Latein je nach den Handhabern besser oder schlechter gehandhabt wird. Die Schriftsprache, die bei allen Volksstämmen, neben den Volksmundarten (der stehenden Sprache) als fortschreitende sich ausbildet entweder durch geistliches oder politisches Uebergewicht (Beweise sind die kastilische, voreinst blühende provenzalische, jetzt der langue d'Oui gewichene langue d'Oc u. s. w.) gab Veranlassung zu einer Uebersicht der Geschichte der griechischen Sprache. Homer und die alten Priestersänger sind das älteste, was wir besitzen. An ionische Mundart wird gedacht, aber mit Unrecht. Welche ionische Mundart ist nämlich gemeint, da Herodot (I) vier kenne, sich gegenseitig unverständliche? Und wäre nicht der Streit über das Vaterland Homers ein toller gewesen, wenn das lebendige Griechenthum mit seinen Ohren das Vaterland hätte heraushören können? Wie ferner wäre der Dichter überall auch bei Nichtionern verständlich gewesen, und, versetze man sich in's Leben, würde der Norddeutsche Rheinischplatt oder Nürnbergerisch und so weiter jeder Andere eine fremdartige Mundart nicht gleich als fremdartig erkennen? Das Jonische stehe daher nicht auf den festesten Füßen; vielmehr sei Homer in der Sprache geschrieben, die man die älteste Schriftsprache der Griechen nennen könne. Alle erste Schriftsprache wurde bei allen Völkern durch die Religion ausgebildet, so auch bei den Griechen. Musaios, Orpheus, Bakis und sonstige priesterliche Sänger hatten in dieser Sprache ihre religiösen Schriften geschrieben; daher ihre Heiligkeit und Weihe. Nicht blos Homer, sondern alle Dichter, alle Orakel halten bis nach Christus und dem lukianischen Orakelmann dieselbe Sprache bei, die durch den Cultus geweiht war. So erkläre sich nun auch, warum in Böotien Hesiodos, in Sikelien Stesichoros, Xenophanes, Empedokles, in Korinth Eumelos, in Megara Theognis, in Athen Solon u. s. w. diese sogenannte ionische Mundart gebrauchten und verstanden wurden; ja selbst Herodot und seine Vorgänger, so wie auch der Dorer Hippokrates aus Kos folgen noch der alten Sitte und schreiben in der geweihten Schriftsprache. Mit der Zeit des Hippokrates und dem peloponnesischen Kriege treten andere Elemente auf, im Westen (Großitalien und Sikelien) der Dorismus, leider größtentheils mit seiner reichen Entwickelung und Lebensfülle unbekannt; daher auch vom Redner nur kurz berührt. Dagegen in Osten tritt Athen an die Spitze von Hellas; Künste, Philosophie, aber auch Handel und Gewerbe treten an die Stelle der Religion, und der Zeit des Epikur liegt mehr an der Herrschaft des schwarzen Meeres, als den in ihrer Seligkeit schon wankenden Göttern. Athens Geist und Geschichte verschlingt das übrige Hellas; auch die attische Sprache tritt an die Spitze des Griechenthums. Wer aber glaubt, die attische Sprache sei die Volkssprache der Athener und keine Schriftsprache gewesen, den können zwei Männer wohl belehren, die über Attisches wohl mitsprechen dürfen. Demosthenes nämlich und Xenophon in seinem Staate der Athener und Lakedämonier behaupten geradezu, daß keiner schlechter spräche, als die Athener, weil sie selbst mit allerlei Handelsvolk sowohl zu Hause als auf eigenen Fahrten verkehrten und ihren Mischmasch entlehnten. Zudem entwickelte sich um dieselbe Zeit eine wissenschaftliche Sprache, die, z. B. die stoische, so arg war, daß nach dem Zeugnisse des Cicero selbst ein Grieche dieses Griechisch nicht verstehen konnte."

„Mit Philipp und Alexander ging das griechiſche Volk und ſeine Freiheit zu Grunde. Was Freiheit im Reiche des Geiſtes ſagen will, bezeugt die Geſchichte aller Völker. Wie der geiſtige Zuſtand beſchaffen war, lehrt das Gefühl der Griechen, die nach Alexander nur an's Erhalten der Vorzeit dachten, nicht an's Schaffen einer Zukunft, nur an Nachahmung vergangener Muſter, die Gegenwart war aufgegeben, die Zukunft mit ihr, das Heil lag nur in der Vorzeit. Iſt auch einzelnes löbliches Streben anzuerkennen, ſo ſank das Griechenthum doch unabläſſig, obgleich es ſich mit den makedoniſchen Waffen über Aſien, Aegypten, Thrake und ſonſtige Barbarenländer verbreitete, ja in Aegypten an dem griechelnden Hofe eine neue Volksſprache hervorrief, die uns in der Ueberſetzung der 70 Dolmetſcher vorliegt. Um dieſelbe Zeit blühten bekanntlich in Alexandreia das Siebengeſtirn und die Gelehrſamkeit; aber auch ſie ſind beredte Zeugen einer ſtehen wollenden, d. h. zurückgehenden Sprache, die ſogar durch Accente gefeſſelt ward, als ob die lebendige Auffaſſung des Ohres nicht mehr genügt hätte. Dieſe Nothwendigkeit, welche die Accente oder die Benutzung früherer muſikaliſcher Zeichen hervorrief, läßt ſich nur aus dem Sinken der gebildeten Sprache erklären, die mit der Volksſprache im Widerſtreite lag. Und in der That wenn die griechiſche Sprache unter den Alexandrinern nicht vorwärts ſchritt, ſo mußte ſie wie alles Menſchliche zurückſchreiten, und in wie kurzer Zeit eine Sprache auf den Hund kommen kann, lehrt uns Deutſchland vom dreißigjährigen Krieg bis auf Klopſtock. Das Accentweſen ſcheint aber anfangs nur ſpärlich bei Homer und ſonſtigen älteſten Dichtern angewandt worden zu ſein, ſpäter aber erſt im Einzelnen und Ganzen ſich entwickelt zu haben, bis es ſchon zur Zeit eines Quintilian geordnet ſcheint. Tritt dieſes Accentweſen mit der Wurzel (denn nur die Wurzelbetonung giebt in allen unvermiſchten und ſelbſtſtändigen Sprachen das Verſtändniß) in Widerſtreit, ſo zeuge dies gerade für das Verderbniß und das Sinken der Sprache, und dem Griechiſchen ſei daſſelbe Schickſal widerfahren, was alle verlateinerten Miſchſprachen befallen hat, die mit dem Verſtändniß der Wurzel auch die richtige Betonung verloren haben."

Da über dieſem Vortrage die Zeit ſchon ſehr vorgerückt war, ſo beſchränkte ſich der Redner auf eine Skizze des Folgenden, zeigte, „wie der Römer ſchon das Griechiſche im Itacismus empfieng, wie zur Zeit des Auguſtus ein Dionyſius de compositione verborum, bald Pollux eine Synonymik ſchrieb, ein Harpokration demoſtheniſche Wörter, Andere Anderes erklärten; wie alſo ſolche Erklärungen für nothwendig geachtet wurden, die lebendige Sprache alſo zum Verſtändniſſe nicht mehr hinreichte. Zwar wird immer die κοινὴ fortgeſchrieben, ſogar von Nichtgriechen (Beweis Nikolaus aus Damaskus, Strabo aus Kappadokien, Juſtinus aus Sichem, Joſephus aus Jeruſalem, Dio und Arrian aus Bithynien, Pauſanias aus Kappadokien, Lukian aus Samoſata u. ſ. w.); aber ob die κοινὴ Lebens- und nicht vielmehr Schriftſprache war, ſei ſehr zu bezweifeln. Wenigſtens erkläre z. B. Plutarch den Griechen oft Wörter und Dinge, deren Kenntniß man bei jedem Griechen nothwendig vorausſetzen müßte, wenn die Sprache noch eine lebendige geweſen wäre. Faſt gerathe man weiter, als Korai, der die Anfänge des Neugriechiſchen bekanntlich ſchon im vierten Jahrhundert fand, und in der That ſei der Zeitraum von Alexander bis Plutarch (über vier volle Jahrhunderte) hinreichend, das allmälige Verſinken der Sprache zu erklären. Den Todesſtoß habe die griechiſche Sprache durch Conſtantin erhalten. Im barbariſchen Lande war der Mittelpunkt für Griechenthum jetzt gegeben, und die geiſtestödtende Wichtigkeit überwiegender Hauptſtädte ſei hervorzuheben und laſſe ſich an

Frankreich erläutern. Um so lähmender ward aber das neue Byzanz für Griechenland, als es eigentlich dem Hofe nach eine lateinische (denn Justinian gab als griechischer Kaiser sein Gesetzbuch für die griechische Welt nicht in griechischer, sondern lateinischer Mundart), der Geistlichkeit nach eine eine testamentalisch griechelnde Stadt war, die überdies noch eine Menge sonstiger Elemente von Gothen, Bulgaren u. s. w. gleich in sich aufnahm. Daraus entstand ein wunderlicher Mischmasch, der in allen Byzantinern vom ersten bis zum letzten sichtbar ist, wie sehr auch Viele sich bemühen, rein Griechisch zu schreiben, und alles Fremdartige auszumerzen. Um diese Zeit nun müsse das Griechische entweder sterbensnahe oder schon todt gewesen sein, das Neugriechische dagegen, wie auch Korai glaube, schon in seiner Entwickelung fest gestanden haben, wenn auch die Schriftsteller noch altgriechisch fortschrieben und die Sprache des Lebens unberücksichtigt ließen, so viel thunlich war. Unter andern Beweisen sei der Freund des demostheniſirenden Libanius, Kaiser Julian, anzuführen, der den Christen, um ihnen die Streitwaffen zu nehmen, alle παίδευσις ἑλληνικὴ verbót. Wie war aber diese zu verbieten, wenn die Sprache noch lebendig und auf Straßen und Markt zu hören war? Eben so sei Photios mit seinem ewigen ἀνεγνώσθη, seinem Empfehlen heidnisch weltlicher und christlich geistlicher Schriften, sein Tadeln an Stil und Wort nur denkbar in einer todten und gelehrten Sprache, keineswegs in einer lebendigen, wo das Leben, und nicht der todte Buchstabe Lehrer ist. Mit den Komnenen stehe nach Fauriel und sonstigen Untersuchungen das Bestehen des Neugriechischen fest. Indessen schrieb man bis zur Ankunft der Türken in der gelehrten Welt altgriechisch fort, studirte das Altgriechische schon aus Nothwendigkeit wegen der heiligen Bücher, sammelte Lexica wie die Mönche Suidas und Hesychius, aus ältestem und neuem Kram, kommentirte wie der Bischof Eustathius, Tzetzes und so viele Schulmänner (ächt barbarisch Scholiasten genannt), mußte endlich dem Drange des Lebens weichen, und der Volkspoesie der Hauptstadt und ihrem (Stadt-) politischen Verse Zugeständnisse machen, bis endlich in der Verwirrung der Zeiten die Gasmulen- (Maulesel-) Sprache auftauchte und zuletzt die Türken altgriechische Sprache und Herrschaft endeten. Der Kritik sei darum zu rathen, sorgfältig die Zeiten ächter lebendiger und unächter sprachtodter Zeiten zu unterscheiden; vorzüglich aber müßten die Scholiasten schlecht wegkommen, und sei auch zuzugeben, daß sie Nachklänge aus dem Alterthume gerettet haben mögen, so seien sie doch im Ganzen als ziemlich unzuverlässig und unbrauchbar bei Seite zu schieben."

Der Vorsitzende fand sich nach Anhörung dieses Vortrages veranlaßt, sein lebhaftes Bedauern auszusprechen, daß er dem schon erklärten Grundsatze treu bleiben und des eigenen Dreinredens sich enthalten müsse, konnte jedoch die Bemerkung nicht unterdrücken, daß er sich wundern würde, wenn nicht mehr als Einer der verehrten Anwesenden fände, daß aus übertriebenen Prämissen die übertriebensten Schlüsse gezogen seien. Jedenfalls erscheine es wünschenswerth, daß ein so herzhafter Angriff auf allgemeine Ansichten, die bisher als Fundamente der philologischen Praxis gegolten hätten, nicht, ohne daß zugleich einer Abwehr desselben gedacht werden könne, in den Jahrbüchern des Vereins verewigt werde. Wiederholter Einladung nachgebend, ließ Hofrath Thiersch sich bewegen, das Wort zu nehmen, und der entwickelten Ansicht eine andere entgegenzustellen. Auf die Durchführung seines Widerspruchs erklärte er sich nicht einlassen zu können, indem dieser mit dem Anfang beginne und mit dem Ende aufhöre. Er wolle nur bemerken, daß die griechische Sprache weder zu den Zeiten der Macedonier noch der Römer

oder Byzantiner, daß ſie überhaupt nie geſtorben ſei, daß ſie ſogar jetzt noch lebe und aus alter Wurzel neue Kräfte ziehe. Allerdings habe Entartung, Feindſeligkeit und Barbarei der Sieger von Griechenland Volk und Sprache geſchädigt, zerrüttet; aber es gelte davon, was in dem ſchönen Epigramm der Weinſtock zum Bock ſagt, von dem er benagt wird:

„Nagſt du mich auch bis zur Wurzel, doch werd' ich wieder entſproſſen,
Wein zu ſpenden, o Bock, wenn zu dem Opfer du fällſt."

Es ſei natürlich, daß jene Alterirung auch in die Schriftdenkmäler eingedrungen: das habe Niemand je verkannt, eben ſo wenig, wie die Abweichung des ſpätern Griechiſchen von dem frühern; aber etwas Anderes ſei dieſes, und das Behaupten vom Aus- und Abſterben der Sprache, welches eben ſo wie das Ausſterben oder das Ausrotten und Ausmorden der griechiſchen Nation nur in den Köpfen mißverſtehender und ſich überſtürzender Geſchichtsdeuter der neueſten Zeit gefunden werde. Gut aber ſei es immerhin, auf jenen Unterſchied der in den Büchern niedergelegten Gräcität, dort der ächten und lautern, hier der ſpäteren und alterirten, nachdruckſamer hinzuweiſen, als es gewöhnlich geſchehe. Vorzüglich ſei dieſes ein Stoff für eine Geſchichte der griechiſchen Sprache, und zu wünſchen, daß ihre Ausarbeitung nicht zu lange mehr verſchoben bleiben möge."

Einige begeiſterte Schlußworte, die ſich hieran ſchloſſen, veranlaßten den erſten Redner zu der Entgegnung, wie es ihm nur um *Wahrheit* zu thun ſei und er gern eines Beſſeren ſich belehren laſſe, auch fern ſei von der neumodiſchen Sucht, durch Neues lieber auffallen zu wollen, als an dem Feſtbegründeten feſtzuhalten. Seine Anſichten hätten ſich aber durch langjährige Forſchungen bei ihm zur Ueberzeugung geſtaltet, und wenn manche Behauptung fremd, ja ketzeriſch erſcheine, ſo möchte eine ruhige Prüfung den Schein bald vernichten. Deshalb biete er der künftigjährigen Verſammlung einen ſchriftlichen Auszug ſeines umfangreichen Werkes dar, und verpflichte ſich, ſeinem geehrten Freunde Thierſch dieſen vorab mitzutheilen, damit er beurtheilen möge, ob die Arbeit der Aufmerkſamkeit der Gelehrten würdig ſei, ob nicht. — Freundlich erwiderte Dieſer, daß ſeine Anſichten Hrn. K. längſt bekannt ſeien, und da er in die vorgetragenen Anſichten *nie* einſtimmen werde, ſo widerrathe er, ihn zum Richter und Fürmund zu ernennen. — Um ſo beſſer, erwiderte K., da auf dieſe Weiſe die Prüfung nur um ſo ſchärfer ſein werde, und er K., wo es ſich um die Wahrheit handle, ſeine kleine Perſönlichkeit wie auch ſeine Behauptungen zu gering achte, um Berückſichtigung zu verdienen.

Nach dieſem freundlichen und verſöhnenden Schluß der Discuſſion ſprach Baron **de Roiſin** sur la coopération active et efficace, que la philologie allemande accorde à la philologie française dans la restauration des littératures Provençales et Romanes, et sur l'opportunité de faire mieux connaître en France les travaux critiques et philologiques de l'Allemagne in folgender Weiſe:

„Mrs. Nous ne venons point ici renouveler l'éloge de la philologie. Son mérite n'est pas contesté, et l'on reconnoit que, s'il est une science,.... un flambeau! .. destiné à projeter une vive lumière dans la nuit des temps historiques, c'est la philologie linguistique; car les langues! . .

Facies non omnibus una, sed qualis decet esse sororum —

les langues sont un livre qui contient l'histoire de la nationalité des peuples, de l'affinité

des races et qui permettra peutêtre quelque jour d'entrevoir de plus près l'unité primitive de la grande nation. Longtemps il est resté fermé, on l'a ouvert, on n'a pas saisi le vrai sens des mystérieuses leçons qu'il renfermoit . . . on l'a denaturé; mais la philologie est venue et elle a restitué de belles pages. Nul doute qu'elle ne dote encore, et richement, le trésor des connaissances humaines."

„Mrs. Nous oserons prendre sur nous de vous adresser quelques mots au nom de la philologie française, bien que nous n'ayons pas l'honneur d'être ici son fondé de pouvoir, bien que nous ne puissions compter dans ses rangs que comme un membre indigne et complettement ignoré."

„Vous le savez, Mrs., les savants français n'ont pas manqué de zèle et de talent alors qu'il s'agissoit d'illustrer, d'aprécier le legs précieux de l'antiquité, les littératures grecques et latines, ou encore, cette littérature française, dite classique, qui en était l'imitation."

„Mais dans nos derniers siècles, si satisfaits d'eux mêmes, un superbe dédain avoit condamné à l'oubli une littérature éminemment nationale, celle des trouvères: la Romane. Justice a été faite de cette ingratitude; et la philologie française marche aujourd'hui d'un pas ferme et assuré dans une nouvelle carrière; elle a repris l'œuvre des Bénédictins. *) Ordre admirable! qui eut peutêtre à lui seul amené ce résultat; qui a fait beaucoup: qui eut fait immensément, si une révolution n'étoit venue, pour ainsi dire, le balayer du sol. Une révolution! (Mrs. certains faits sont bons à rappeler quelquefois) qui le 22 Février 1793 sur la proposition de Condorcet, et par décret d'urgence, fit brûler sur la place des piques 347 volumes et 39 boîtes de documens, et notez le, ce même décret autorisoit les départemens à suivre l'exemple de la capitale, à brûler leurs archives."

„Nous n'abuserons pas de vos momens, Mrs., en énumérant ici les causes, qui ont amené en France cette réaction, ce retour avide vers le passé, cet amour du moyen âge, qui est dévenu de l'engouement, car il a envahi le cabinet du savant et le boudoir des Parisiennes. Mais il en est une, que nous signalerons, parce qu'elle vous touche de près."

„Sous l'empire, à cette époque, où on lisoit fort peu les trouvères, où l'on ne pouvoit guère pratiquer la philologie qu'à la manière du premier grenadier Latour d'Auvergne: qui après avoir fait le long du jour le coup de fusil avec l'ennemi, travailloit le soir à un glossaire en 14 langues: à cette époque, dis-je, une voix puissante s'est élevée et n'a cessé de retentir pendant longues années. Elle sollicitoit la France de réouvrir les catacombes, où gisoient ignorés pour la pluspart les débris de sa grandeur littéraire au moyen âge. Cette voix étoit celle de l'Allemagne; un de ses premiers organes c'étoit le poëte Uhland."

Aussi est-ce avec infiniment de raison, que Ferdinand Wolf de Vienne a dit: „C'est „un Allemand, qui a signalé le premier toute l'importance de l'ancïenne épopée française, et „qui faisant preuve d'une profondeur de jugement d'autant plus éminente, d'une sagacité d'au„tant plus rare, qu'il n'avoit que bien peu de matériaux à sa disposition, l'a caractérisée de „main de maitre."

Uhland écrivoit en effet en 1812: „La langue romane française a enfanté un cycle

*) Selon la belle expression de Chateaubriand: „ces hommes du passé gothique et des vieilles abbayes, qui sembloient avoir composés les chartes qu'ils déchiffroient."

„véritablement épique . . . la reproduction d'une époque puissamment héroique; la création „d'un cycle faisceau de traditions nationales; l'objectivité; le développement progressif de l'action „dramatique; la couleur de style que réqueroit le sujet; enfin l'emploi constant du rhythme „poétique approprié au rhythme musical: tels sont les traits distinctifs, qui établissent une ana„logie entre les chansons de gestes, les rhapsodes homériques et les Nibelungen.“

Les Nibelungen! Mrs., ce nom rappéle une illustration philologique, qui se trouve au milieu de nous; selon l'expression française d'un Allemand (d'Eckstein), „un beau génie, qui „rassembla ces poëmes, et leur donna un caractère d'unité et de régularité.“

„On a reconnu, poursuit Uhland, dans les épopées de Ch. M. et de ses pairs un des „cycles fabuleux les plus remarquables. L'Allemagne accorde le caractère épique au roman „des quatre fils Aymons, qui accuse une origine française. Nos voisins eux mêmes ont tant bien „que mal donné leurs vieux romans comme l'épopée du temps. Mais personne n'a encore „caractérisé jusque ici la sphère d'activité, l'affinité mutuelle, la forme primitive de ces éton„nantes productions, et les opinions accréditées en France sur l'épopée ont mis obstacle à „leur digne appréciation.“

„Nous pourrions encore citer un article d'Ébert, à la fin duquel il renouvelle le voeu, que les grandes épopées romanes soient enfin exhumées de la poussière des bibliothèques.“

„Le noble appel a été entendu. Une ardente milice formée à l'école des chartes: les Francisque Michel, les Paulin Paris, les Jubinal, les Edward Leglay, Arthur Dinaux et une foule d'autres s'adonnent avec ferveur à cette entreprise de patriotisme littéraire.“ *)

„Et qu'a fait l'Allemagne? qu'ont fait les Bekker, les Keller, les Rosenkranz, Schmidt trop tôt enlevé à la science, Mone, Schnakenburg, Wolf de Vienne, Wolf d'Jena? se sont-ils contentés d'applaudir à ces efforts? du simple rôle de spectateurs?“

„Non, Mrs., ils ont accordé à la philologie française la coopération la plus efficace, soit en restituant à la France, par la voie de l'impression, des poésies filles de la muse romane, jadis égarées sur le sol germanique; soit en élaborant avec cette consciencieuse industrie qu'on leur reconnoit en matière de recherches, des traités didactiques ou grammaticals, soit enfin en soumettant au creusét d'une saine et judicieuse critique les nombreux produits de la presse française.“

„Bon nombre d'entre vous, Mrs., auront parcouru ces nouvelles publications, éxécutées avec toute la correction, tout le luxe de l'art typographique, qui vous offrent successivement ces chansons historiques, véritables mémoires du temps, qui suffisoient à un Bertrand de Born pour trancher des questions de guerre et de paix, qui rendent souvent à la gloire une illustration ignorée ou méconnue; ces complaintes d'amour, où l'on trouve de l'afféterie dans les pensées, dans l'expression, mais qui témoignent néanmoins de la naiveté du cœur; ces lais, ces fabliaux, petits tableaux de genre, esquisses de la vie privée, enfin ces grandes chansons de gestes, drames palpitans, aux proportions hardies qui ne sont pas, il est vrai, le miroir de l'époque que vouloit chanter le trouvère, mais bien de celle où il a chanté, mais qui brillent néanmoins d'un reflet de l'ère héroique et sur lesquelles plâne l'ombre majestueuse

*) N'oublions pas que la Belgique fournit d'excellens auxiliaires: les de Reiffenberg, les Willems, Serrure etc.

de Charlemagne et de ses pairs, ces hardis apôtres, qui préchoient l'évangile l'épée à la main.“

„Hébien, Mrs., vous aurez peutètre éprouvé un sentiment de reconnoissance pour les pénibles labeurs de ces paléographes, qui aidés des lumières philologiques sont parvenus à restituer des textes parfois indéchiffrables. Peutètre aurez vous dit: „Honneur à la philologie française! . . . ah croyez le bien, s'il avoit pu vous entendre, l'écho du monde savant vous auroit répondu: „Honneur! . . honneur aussi à la philologie allemande!“

„Il est une soeur de la littérature romane, qu'on appelle la provençale, l'occitanienne, à laquelle on a voulu attribuer la suprématie. Car s'il est un vieil axiome, qui nous dit: „c'est du nord que nous vient la lumière, il en est, qui tiennent un autre language, il en est, qui voudroient nous dire, qu'elle nous vient des Arabes. La question a donné lieu à un véritable tournoi, où d'illustres champions ont échangé de beaux coups de lance: Raynouard, Fauriel et l'abbé de la Rue.“

„Cette littérature des troubadours, plus heureuse que celle des trouvères, obtint de meilleur heure l'avantage d'une restauration; c'étoit, pour ainsi dire, l'œuvre d'un seul homme, de Raynouard.“

„Hébien, dans cette autre arène l'Allemagne vient encore à la France, les mains chargées d'offrandes. Mr. de Schlegel a donné dans le temps un opuscule, qui a fait vivement regretter, qu'il n'ait pas choisi de briller dans cette carrière plutôt que dans toute autre.“

„Mais, il est un autre savant, que j'oserais à peine nommer, s'il se trouvoit dans cette enceinte, tant sa modestie égale son mérite; qui a suivi la voie frayée par Raynouard, a trouvé beaucoup à glaner après ce grand maître, a su aggrandir le champ d'investigation, en un mot, qui a reculé la limite, où la philologie française avoit planté son drapeau. La France a perdu son Raynouard, l'Allemagne possède encore le sien: c'est assez faire entendre, que j'ai voulu désigner le professeur Diez de l'université de Bonn. Ses travaux ont reçu un juste tribut d'éloges d'un petit nombre de savans français; il ne tiendra pas à nous, qu'ils ne soient bientôt plus répandus.“

„Et maintenant, Mrs., si je n'ai pas lassé votre indulgence, une dernière considération. Les relations sont formées, et tendent à devenir plus intimes entre les savans des deux nations, entre Paris et les grandes villes universitaires; dans l'intérét de la science ce n'est pas assez.

„En France la province tend par le fait à secouer la centralisation littéraire de la capitale. Paris, bien qu'il ne l'avoue pas toujours, sait mettre à profit la collaboration des provinces. Partout le gout des fortes études a jetté de profondes racines, partout surgit une tige vigoureuse, pleine de série et d'avenir. Pour ne vous parler que du nord de la France, vous n'ignorez pas, que la Flandre, l'Artois, la Picardie, que les villes de Lille, Valenciennes, Douai, Cambrai, St. Omer, Arras, Amiens possèdent des Sociétés savantes, qui comptent dans leur sein des hommes pleins de savoir, studieux, assidus, sans cesse occupés à interroger les monumens, dont l'incertaine chronique ne satisfait pas leur zèle consciencieux, sans cesse occupés à rassembler, à coordonner les matériaux d'histoire locale, qui permettront plustard d'écrire une histoire de France a peu près complette en toutes ses parties, à reconnoitre, à fixer les caractères distinctifs des dialectes, leur domaine territorial; étude si importante, que Charles Nodier n'a pas craint de dire: „si les patois étoient perdus, il faudroit créer une Aca-

„démie pour les retrouver"; enfin, qui ne dédaignent pas, loin delà, une excursion dans le domaine étranger. Car dernièrement encore un membre de la société des sciences et arts de Lille, le docteur Leglay, archiviste général du département, a publié la correspondance de l'empereur Maximilien d'Autriche et de sa fille Marguérite, retrouvée par lui dans l'immense dépot d'archives des comtes de Flandre, et fera bientôt paroitre celle d'un ambassadeur de Charles quinze à la cour de France."

„Or, Mrs., nous le demandons: n'est-il pas infiniment à regretter, que de tels hommes ne soient pas à même de consulter tant d'ouvrages lumineux, tant d'articles de haute critique répandus a profusion dans les revues allemandes, que les éxigences pécuniaires de l'époque ne permettent pas aux bibliothèques provinciales d'acquérir?"

„Il arrivera donc, que le savant de Toulouse, l'antiquaire de la Normandie ou de la Morinie, et le philologue d'Heidelberg ou Gottingue se rencontreront dans une recherche, et ignorèront, qu'ils pouvoient s'aider peutêtre mutuellement?"

„Nous voudrions, Mrs., remédier à cet état de choses, autant qu'il peut être donné à un seul de le faire; nous avons résolu de faire connoître en France par voie de résumés, d'analyses ou de traductions les travaux de la critique et de la philologie allemande en ce qui concerne les littératures romanes et provençales, et encore en ce qui concerne l'histoire du nord de la France et de la Belgique, particulièrement l'époque des Franks et des Gaulois. Car c'est ici, que la philologie allemande peut venir puissamment en aide à l'historien français; elle y est venue."

„Mr. Hermann Müller, professeur à Würzburg, a cherché à déterminer le territoire salique, et c'est principalement à la philologie qu'il emprunte ses déductions."

„Ainsi, pour en citer deux exemples, il s'est demandé ou étoit situé ce fameux Disbarg qui a provoqué une si longue polémique; (car on a cru retrouver tour à tour le berceau de la monarchie française, le chateau d'où Clodion marcha sur Cambrai, dans Duisburg au delà du Rhin, dans Deusburg près Bruxelles et Dist près de Louvain;) quand les Franks avoient occupés un territoire Gaulois, quand ils y avoient succédé aux Romains (Gast, hospes). S'agissoit-il d'appliquer des dénominations, ils pouvoient s'y prendre de trois manières: 1) en créer de nouvelles, ce qui ne devoit guère avoir lieu que par suite de nouvelles fondations; car un ancien nom devoit survivre dans la bouche des indigènes; la dénomination choisie par le conquérant n'est pas toujours adopté par le tributaire. 2) ils germanisoient le nom en vigueur; les exemples en sont trop nombreux et trop connus pour les rappeler. 3) si le nom présentoit un sens intelligible, ils le traduisoient."

„Ainsi en Lorraine les chartes vous donnent comme synonimes *Wotansberg, comes de Godenesberg, comes Wadanimontis, Fanum mercurii, vaudemont.* Or que peut signifier Disbarg? *Dis* est le génitif de *Di, Diu* = *tiu* ancien H. all. *zîu* qui signifie *Mars.* Les Franks ont dit *Distag. dies martis. barg* repond à *berg*, comme *karl* à *kerl;* il signifie montagne, mais il a pu répondre a *templa, templis.* Disbarg c'est donc *Fanum martis*, le chef lieu du *pagus Fanomartensis*, de siège du *praefectus Laetorum nerviorum*, aujourd'hui *Famars* près Valenciennes."

„Voici une autre règle étymologique. Les dénominations empruntées à l'embouchure d'une rivière sont formées du mot *Mund* (bouche). En terre salique l'*n* est conservé.

Chez les Frisons, les Anglosaxons l'*n* disparoit, et la preuve: nous trouvons dans le domaine de la loi salique: *Dendermonde*, *Rupelmonde*, *Wuvelmonde*. Hors de là, sur le littoral de la Flandre maritime: *Dixmude*, *oppidum de Dicasmuth*, en Angleterre *Portsmouth*, *Falmouth*."

„Mr. Müller soulève encore dans un autre ouvrage des hypothéses d'une haute importance. Les habitants du pays de Liège offrent une physionomie, un caractère méridional. Ce n'est pas dans le nord de la France, que vous pourrez trouver un type équivalent; il vous faudra gagner le midi. Or au temps de César les peuples, qui occupoient cette contrée, étoient-ils des Germains? Mr. Müller en doute, et bien que notre opinion ne soit d'aucun poids dans la balance, nous en doutons comme lui."

„Les *Eburones*, les *Segni*, *Caeresi*, *Condrusi*, *Paemani* ne sauroient être des Germains."

„César connoissoit les caractères distinctifs des Gaulois et des Germains; il nous montre les premiers comme ayant des rois, un sacerdoce, les Germains comme n'ayant pas de chefs permanens en temps de paix, comme ne reconnoissant pas de sacerdoce. Et cependant les Éburons ont deux rois, dont les noms Cativoleus et Ambiorix n'ont certainement rien de Germanique. Comment se fait-il alors que César cherche à détruire en détail la nation éburonienne, et convoque les peuples voisins a cette œuvre de destruction? comment se fait-il que les Germains viennent piller leurs frères? Alors que les Eburons, forcé de s'expatrier, gagnent le Rhin, pourquoi ne pas chercher asile chez les Germains de l'autre rive? pourquoi cingler au loin vers des territoires inconnus? Ils n'étoient Germains que de nom; ils étoient les antécesseurs des Germains dans le pays de Liège, les *Vorgermanen*."

„Mais, le temps nous presse, nous ne voulons pas traiter ces questions, nous vous indiquons les deux ouvrages de Mr. Müller, nous espérons que quelques uns d'entre vous voudront bien les lire; ils ont pour titre: l'un *Der Lex Salica etc. Alter und Heimath*, l'autre: *die Marken des Vaterlandes*."

En terminant, Mrs., en vous remerciant de l'hospitalité bienveillante accordée aux paroles de l'étranger, nous rappelons notre projet; c'est une tache à laquelle nous nous sommes préparés de longue main. Aux doctes professeurs de cette université nous avons demandé des conseils, ils nous ont répondu par des encouragemens. Nous avons fait un premier pas, nous allons poursuivre, sinon avec gloire, du moins avec constance. Puissions nous ne pas rester trop en arrière d'un but utile et honorable; mais en réfléchissant à la difficulté de l'entreprise en égard à notre incapacité, nous ne pouvons nous empêcher de nous écrier avec Varron: „neque eo, quo pervenire volumus, semitae tritae, neque non in tramiti„bus objecta quaedam quae euntem retinere possint." Varro de lingua latina."

Der Vorſitzende dankte dem Redner im Namen der deutſchen Landsleute für die in ſeinem beredten Vortrage geäußerten freundlichen Geſinnungen, ſo wie für die Anregung zur nähern Verknüpfung der wiſſenſchaftlichen Intereſſen Deutſchlands und Frankreichs, und erklärte, da die für dieſen Tag beſtimmten Gegenſtände der Sitzung erſchöpft waren, dieſe für geſchloſſen.

III.

Protokoll

der

zweiten öffentlichen Sitzung.

Bonn, am 1. October 1841.

Die heutige Sitzung konnte in besonders erfreulicher Weise eröffnet werden. Es war unterdeß die verheißene Rede des abwesenden Präsidenten, Prof. **Welcker**, eingetroffen, in welcher derselbe seine Ansichten **über die Bedeutung der Philologie** entwickelt hatte. Diesen Vortrag hatte jetzt Prof. Wilberg die Güte zu lesen, wie folgt:

„Bey jeder der vorhergegangenen ähnlichen Versammlungen ist die Philologie im Allgemeinen oder in ihrem Verhältnisse zu Richtungen und Erscheinungen der Zeit betrachtet worden. Doch kann es nicht befremden, wenn ich auch jetzt auf dieses Thema zurückkomme, da die große geistige Bewegung der Zeit auf jeden Gegenstand allgemeiner Wichtigkeit den Blick immer von Neuem hinreißt und selten eine Ansicht nach allen Seiten hin zu einem gewissen Abschluß in der Meynung kommen läßt. Auch ist die Philologie eine Wissenschaft, über die sich aus fremden Standpunkten nach allgemeinen Begriffsconstructionen leicht einseitig oder schief urtheilen läßt, da sie ihre eignen Anstrengungen und innere Erfahrungen erfodert, um bey der Vergleichung mit andern großen Interessen und Foderungen der Gegenwart nicht unter ihrem Werth angeschlagen zu werden. Daher es für uns Philologen rathsam seyn wird, über unsere gemeinsame Angelegenheit uns immer mehr unter uns selbst zu verständigen und zu befestigen, um sie desto kräftiger nicht nur verfolgen, sondern auch vertreten zu können."

„Gar manche Besorgnisse über die Zukunft der philologischen Studien sind rege geworden, von denen ich die für ganz leer halten muß, die durch blinde Angriffe eines der Frage nicht gewachsenen einseitigen Eifers, sey es für die Künste des Erwerbs, oder für eine bloß technische Abrichtung für den Staatsdienst, oder für den Ultraliberalismus und eine völlige Wiedergeburt der Zeiten, die alles Alte in der Erinnerung auslöschen würde, oder für eine Predigt des abstracten Begriffs an alles Volk, oder für die Zwecke virorum obscurorum, wenn es auch deren einige giebt, oder für die absolute Germanisirung unserer mit der Cultur der alten Welt verwachsnen edlen Nation, häufig entstanden sind. Wirklicher Abbruch aber scheint der Philologie zu geschehn durch die großen neuen Entwicklungen der wißbegierigen Zeit. Doch scheint es mehr so als wirklich der Fall ist. Die von unzähligen fleißigen und geschickten Händen jetzt neu angebauten Gebiete aller Sprachen, aller Litteraturen und aller Geschichte dürfen wir als unsere Colonieen betrachten, die, indem sie unsre Bevölkerung vielleicht mindern und uns gewiß in ihren Köpfen ein unberechenbares Capital entziehn, doch in dem Verkehr, den sie mit dem Mutterlande weislich unterhalten werden, auf dieß wohlthätig zurückwirken müssen. Dabey ist allerdings

auch der große Einfluß der Naturſtudien, ſeitdem ſie in einem neuen Geiſt und mit ſo von der Welt noch nie geſehenem Eifer getrieben werden, auf die Grammatik, als eine Naturgeſchichte der Sprachen, in Anſchlag zu bringen."

„Weit entfernt von allen jenen Aengſtlichkeiten ſehe ich den gegenwärtigen Stand unſerer Wiſſenſchaft als den glücklichſten und hoffnungsreichſten an. Er kann dieß nur ſeyn durch die Ausſicht auf Wirkung auf die Welt und Vermehrung des geiſtigen Schatzes der Menſchheit. Eine Wiſſenſchaft darf nicht geſchätzt werden nach dem Glanze, den ihr augenblicklich eine größere Anzahl berühmter Gelehrten zu geben, noch nach dem Aufſehn, das die Neuheit oder auch ein neuer Aufſchwung zu machen pflegen; ſondern allein nach ihrer innern Würde, nach den Geſichtspunkten, die ſie erfaßt hat, nach der Idee, deren ſie ſich bewußt geworden iſt. Sie könnte unter der Ungunſt der wankelmüthigen und leicht irregeleiteten Welt viel leiden und auf eine kleine Anzahl von Anhängern und Pflegern zurückgebracht werden, ohne an ihrem inneren Leben dadurch zu verlierdn. Wo dieß iſt, da erſtarkt oft die Kirche unter dem Drucke. Gerade auf Zeichen dieſes inneren Lebens gründen ſich meine heiteren Anſichten über die Philologie. Was Heyne und Wolf im Begriff auffaßten, die vollſtändig und nach allen Seiten umfaſſende Kenntniß des Griechiſchen und Römiſchen Alterthums, zum tieferen Verſtändniſſe des eigenthümlich Größten und Schönſten darin und alles Einzelnen in ſeinem lebendigen Zuſammenhang, dieß zu verwirklichen ſind ſchöne Anfänge gemacht, wobey die auf mehreren Punkten ſichtbaren Fortſchritte der Methode, eine größere Planmäßigkeit die Ausführung ſehr befördern werden. Gleichzeitig nahm an Tiefe und Genauigkeit die Kenntniß der Sprachen zu, welche ferner zu erweitern und zu vermehren eine zu reizende Aufgabe iſt, als daß ſie nicht ergriffen werden ſollte. Daß die ſprachlichen und die hiſtoriſchen Studien ſich einander durchdringen und durch allſeitige Alterthumsſtudien die Philologie ſich mit der philoſophiſchen, hiſtoriſchen und Kunſtwiſſenſchaft des Zeitalters im Zuſammenhang erhält, dadurch hat eine lebendigere Kenntniß der Alten ſich vorbereitet und ſchon weit verbreitet: und die Folge davon muß ſeyn, daß ſie in einer neuen, innerlichern und geiſtigeren Art des Einflußes auch zurückwirken auf die Intelligenz und Bildung der Zeit."

„Gleichwohl würden wir den Tag, wo einſt auch dieſe heilige Veſte ſänke, weniger entfernt zu denken berechtigt ſeyn, wenn in der Wolfiſchen Darſtellung das Weſentliche der Philologie vollſtändig ausgeſprochen wäre. Sie kann nicht verhindern, da man die untergelegte Abſicht und eingemiſchte Andeutungen nicht zu berückſichtigen ſchuldig iſt, daß raſch fliegende Geiſter ſchon jetzt uns verkünden, die Philologie ſey alte Hiſtorie, dahin dränge ſich die Geſchichte der Philologie, während wieder andre ſie ſich zur Sprachwiſſenſchaft geſtalten oder in die allgemeine Sprachwiſſenſchaft übergehn ſehn. Auch der allgemeinen Litteraturgeſchichte, Kunſtgeſchichte, Mythologie könnten bei der Erbvertheilung ihre Anſprüche nicht ſtreitig gemacht werden. Andre Betrachtungen leiten uns auf einen ganz andern Weg."

„Die alten langen Streitigkeiten ſowohl über Humanismus und Realismus, als über das Claſſiſche und Romantiſche, ſind ſo gut wie geſchlichtet, man darf den Verträgen entgegenſehn, die mit praktiſcher Einſicht und wiſſenſchaftlicher Umſicht werden abgefaßt, wenn auch nicht überall gleichmäßig befolgt werden. Man iſt, wie oft nach Eroberungs- und Vernichtungskriegen, nach natürlichen Geſetzen der Dinge und einer gegenſeitig erprobten Vertheilung der Kräfte, über Punkte einig geworden, wonach beyde Theile recht wohl beſtehen können. Unterdeſſen aber hat ſich mit einer größern Klarheit als je, und die weit mehr bedeutet als der vorher noch unerſchüt-

terte Glaube, herausgeſtellt, was und wie viel wir von den Griechen allein oder am beſten zu lernen haben, worin ſie unübertroffen ſind und ſeyn werden. Wenn Klopſtock als Greis ſagte: „die Alten waren und ſind meine Lehrer,“ und Leſſing: „Betritt der Alten ſichre Wege,“ ſo iſt dieſe ewige Muſtergültigkeit erſt durch die That in Göthe zur vollen Wahrheit geworden, der aus ſeiner ächt Deutſchen Natur und aus allen Quellen neuerer wie alter Weisheit und Dichtung den Gehalt in ſeinem Buſen geſchöpft, die Form in ſeinem Geiſt aber den Alten abgeſehn hat. Auch Schiller, der einſt bekannte, es ſey der Mühe werth, gelebt zu haben, wenn man den 23. Geſang der Ilias las, wäre ohne die Alten nicht Schiller geweſen, und andre der neueſten Dichter, die noch ſeltener als er an jene auffallend erinnern, erkennen doch ihre Nachahmungswürdigkeit und Unnachahmlichkeit an und haben ihren Einfluß erfahren, wie Byron, Tegnér und andre. Nur in einer ſo großen Epoche der Poeſie und der Bildung, auf welche das Menſchengeſchlecht lange zurückſchauen wird, konnte ſich das wahre Verhältniß, welches die Cultur des Alterthums für alle Folgezeit behauptet, mit erhöhter Deutlichkeit zu erkennen geben. Es giebt eine Nachahmung, welche todte Geburten ſchafft, und eine, worin alle Bildung beſteht, die eine innerliche Verſchmelzung des eigenen, des National- und Zeitgeiſtes mit dem Beſten der Vorzeit iſt. Was kann äußerlich betrachtet unähnlicher ſeyn als Dante und der, den er fromm als ſeinen Führer verehrt? Die höchſten Vorbilder wirken oft nur wie elektriſch, ohne ſich ſtofflich mitzutheilen. Die Eiferſucht der durchgängigen Unabhängigkeit und Ureigenthümlichkeit in Abſicht auf Poeſie und Kunſt iſt verkehrt; denn je größer die Mittel der eigenen Nationalität und Originalität ſind, um ſo weniger laufen dieſe bey der Bewunderung und Aneignung des Fremden Gefahr: ſie bereichern ſich nur. Ein heiliges Land der Religion erkennen in allen Landen die Völker an, ſtatt, wie die früheren, ihre Religion bey ſich ſelbſt ihren Anfang nehmen zu laſſen. Auch ein heiliges Land der Poeſie und Kunſt (ich gebrauche den Ausdruck eines ſehr chriſtlichen Biſchofs) gelten zu laſſen, ſollte wenigſtens nicht als Hinderniß des Patriotismus und ſelbſtkräftigen Aufſtrebens angeſehn werden. Unſer Volksſtamm zumal zeigt durch die Sprache, durch die urſprünglichen freyen geſellſchaftlichen Ordnungen, durch Naturgefühl, poetiſche und ſpeculative Anlage und älteſte Religion eine beſonders enge Verwandtſchaft mit dem der Hellenen: den Vorſprung in geiſtiger Bildung verdankten dieſe zum guten Theil den unvergleichlichen Länderſtrichen ihrer Anſiedlung; Geiſteskräfte und Perſönlichkeiten wie bey ihnen, werden unter keiner andern Nation wieder gefunden: wer wird dieß beſtreiten? Wenn nun wirklich unter ſolchem Volk und in einem jugendlichen Weltalter der Menſchengeiſt und des Menſchen Hand Werke hervorgebracht hat, die gleich den Wundern und den Lieblichkeiten der Natur Empfindung und Nachdenken wecken und einen größeren Maßſtab des in ſich Vollendeten abgeben, als irgend andre, ſo gehören ſie aller Welt an, die ſie faſſen mag, näher noch dem ſprachverwandteſten Volke. Der Wahn, der dieſes verkennt, iſt nicht anders als ſpießbürgerlich zu nennen. Man könnte eben ſo gut als jener Vorbilder der großen Erfindungen der Urzeiten, von der Schrift oder der Stählung des Eiſens an, ſich zu enthalten beſchließen. Nein auch von dem, was die Griechen, die Bezwinger der Kentauren und der Barbarey, in die Welt eingeführt haben, mögen die dazu befähigteren Völker nur immerfort ſo viel ihnen gemäß iſt, ohne Neid und mit Dank ſich zu Nutz machen: was ſie auch ſonſt ſchaffen und ſind, ſie werden wohl dabey fahren. Mit vollſter Ueberzeugung rufen wir den halbvergeſſenen Namen des *claſſiſchen* Alterthums zurück, als des bildungsreichſten und in den wichtigſten Beziehungen allein oder am beſten bilden-

den. In dieſem wohlbegründeten Prädicat liegt der Grund, warum die Philologie nicht als ein Abſchnitt in die Hiſtorie übergehen kann. Noch immer bleibt die alte, mehr als die neuere oder aus dieſer die irgend einer einzelnen Nation, eine Weltlitteratur: die erſte Litteratur der Welt nannte ſie unlängſt einer der berühmteſten franzöſiſchen Gelehrten. Sehen wir uns überhaupt in Bezug auf das hier angenommene claſſiſche Anſehn derſelben nach der Meynung der Welt um, ſo wird es erlaubt ſeyn, vor den Kindern des Tages und dem Gewühl unſerer litterariſchen Agora vorbeyzugehn, die von dem Neuen und Neueſten bewegt wird. In einer Zeit, worin ſo viel, ſo Mannichfaltiges und Großes geſchieht und ſich bereitet, und weil die Völker einander ſo viel näher gerückt ſind, die Bewegung noch gewaltiger auf die Köpfe wirkt, ſind Mißverſtändniß, Verrechnung, Ueberſpannung natürlich: ſelbſt einiger Fanatismus gegen das Alte, und die Philologie iſt glücklicherweiſe nicht von geſtern, dürfte nicht unerwartet ſeyn: man erinnere ſich nur, daß durch des hochherzigen Joſephs II. Reformen eine Zerſplitterungs- und Zerſtörungswuth gegen alte Kunſtwerke, Documente und Bücher veranlaßt wurde. Auch denkende, zum Theil von wohlverſtandner Vaterlandsliebe ſtark angetriebene Männer, wie etwa Weizel (der aus der Bibliothek, welcher er vorſtand, die alten Ausgaben der Claſſiker als veraltet ausſchied), Börne, Menzel, Wienbarg, ſelbſt der edle Pfizer, klagten oder klagen über eine einſeitig philologiſche Richtung unſerer Zeit; entweder weil ihnen das Alterthum verſchloſſen geblieben, oder weil ſie die Beſtimmung, welche die Philologie haben kann und ſoll, nicht genug erfüllt vor ſich ſahen. Auf den Standpunkten dagegen, die durch ernſte und umfaſſende geſchichtliche und wiſſenſchaftliche Studien erreicht werden, ſehen wir Männer der verſchiedenſten Klaſſen in hinreichender Anzahl, die der auf dem Boden der Philologie ſelbſt gewonnenen Ueberzeugung nicht Zweifel und Widerſpruch entgegenſetzen, ſondern ihre volle Zuſtimmung geben."

„Unter dem Schilde des Claſſiſchen demnach geſellt ſich die Philologie als eines der Elemente aller höheren Bildung und Nationalerziehung — welches in der Schule aufgenommen iſt nicht bloß weil es für ſie einzig zweckmäßig iſt, ſondern auch weil es auf jene einzuwirken bald aufhören würde, wenn es nicht in dieſer bewahrt bliebe — zu dem andern Element, welches wir als das nationale im engern Sinne bezeichnen können, und worunter wir mit der vaterländiſchen Sprache, Litteratur und Geſchichte alles dasjenige verbinden, was die Nation aus der modernen Wiſſenſchaft, Poeſie und Litteratur überhaupt ſich angeeignet und ſelbſt entwickelt und geſchaffen hat. Zu dem dritten, welches in dem Chriſtenthum und allem denjenigen, was von ihm insbeſondere ausgeht und abhängt, beſteht, hat die Philologie nicht minder ein bedeutendes Verhältniß, ein ſolches, wodurch ſich der alte Name der humaniſtiſchen Studien vollkommen rechtfertigt, wenn er, gleichwie der andre, in ſeinem wahren und vollen, aber auch zugleich nach allen Seiten richtig beſchränkten Sinne verſtanden wird. Die Religion der Geduld, der Liebe und Verſöhnlichkeit und der Hoffnung, als des Beſten und Höchſten, iſt nicht eine Schule der geiſtigen Bildung und der Künſte, und berührt nur ſehr allgemein die Pflichten des thätigen, des bürgerlichen, des mannhaft kämpfenden Lebens. Auch die Kirche hat aus ſich die vom Evangelium ausgeſchloſſene Sphäre der Ausbildung aller natürlichen Anlagen, nach den verſchiedenen Erforderniſſen des Lebens und der Völkerzuſtände, vorzüglich die der höheren Menſchlichkeit, nicht zu ihrer Sorge gemacht, und wann es geſchehen, da geſchah es gerade vermittelſt der humaniſtiſchen Studien. In dem Streite der Theologen gegen dieſe und für die alleinige Aufrechterhaltung der alten, von der Kirche gepflegten Wiſſenſchaften in den Schulen

rieth Erasmus die beyderseitigen Gaben zusammenzutragen, die humanen oder die feineren Wissenschaften, bonas litteras, nicht zu unterdrücken, durch diese aber, indem sie sich der Ehre Christi unterordnen, bessere und nützliche Menschen zu erziehen. Daß unter Justinian die Athenischen Schulen geschlossen und der Forschungsgeist unterdrückt wurde, hat die Welt nicht verbessert. So durchgreifende Wirkungen von irgend einer Seite her hat die heutige Welt in den Ländern, die uns hier angehn, keineswegs zu fürchten. Doch so gewiß das entschiedene Uebergewicht eines einzelnen Standes, es sey der Priester, des Adels, der Krieger, des Handels und Gewerbs, oder auch das irgend einer geistigen Richtung, als der Theologie, der Scholastik, der unphilosophischen Gelehrsamkeit, oder das der ergötzlichen Künste, für sie selbst allmälig zur Ausartung, für das Ganze zum Schaden und Verderben führt, so wichtig ist es, fort und fort ein gewisses Gleichgewicht zu bewahren und daß durch Kraft und Nachhaltigkeit einer jeden in der Natur und Gesellschaft begründeten Hauptrichtung das Maß gesetzt und die Wage gehalten werde. Es ist thöricht, irgend einer freudigen Thätigkeit der Geister, auch wenn sie augenblicklich in größerem Umfang als den sie immer behaupten kann ausgeübt wird, mit Misbilligung oder Misgunst zuzusehn, anstatt kräftig auf der eigenen Bahn nach einem wohlbekannten Ziele vorzuschreiten. Nicht des Gegenstrebens, sondern der Gegengewichte bedarf es zum Heil der Gesellschaft. Die durch die Classiker seit der Periode der Reformation erweckte humanistische Thätigkeit und Bildung ist vor Zeiten selbst in protestantischen Landen durch die Theologen auf eine bedauernswerthe Art gehemmt und unterdrückt worden: wenn die Philologie, als classische und humanistische, sänke (denn daß sie bloß als gelehrte übrig bliebe, könnte nicht gar viel helfen), so dürfte selbst heutiges Tags, wo wir weit mehr ein ruhiges und friedliches Gedeihen als eine leichtsinnige Befehdung der Theologie zu wünschen haben, eine Gefahr für die Zukunft zu berücksichtigen seyn. Ich habe nie die dogmatische und mystische Speculation in ihrem Rechte verkannt, wenn auch manche ihrer jüngsten Adepten sie auf bedenkliche Art zu erfassen scheinen; noch weniger verkenne ich diejenigen, die, bey einem frommen Gemüthsleben und gewöhnt an die geistigen Genüsse und Reizmittel ganz anderer Litteraturen, durch die Alten, diese Naturkinder, abgestoßen werden. Wenn aber je die Zeit kommen sollte, wo hierarchisch-mystische Beschränkung von Neuem drohte, dann wird es ein Glück seyn, wenn eine kräftige Philologie in einigen Kreisen alles menschlich Schöne und Frische bey Ehren erhält, die Wunder des unbeengten Genius deutet, die geistige sowohl als bürgerliche Freyheit und Gesetzmäßigkeit, das μηδὲν ἄγαν, die reine Natur in Einfalt und Wahrheit, die Kraft und die Anmuth nachweist, die aus dem Alterthum in so bestimmten Zügen hervortreten, überhaupt die Geister, wenn die Theologie sie allzusehr im voraus für den Himmel in Beschlag nähme, zu irdischer freudiger Tüchtigkeit zu erziehn sucht. Alle heiligen Bücher und Satzungen aller Völker haben Systeme allegorischer, subjectiver Auslegungen nach sich gezogen; auch die unsrigen erfuhren in früheren Jahrhunderten diese Deutungsweise, und daß wir sie jetzt in ihrem reinen Sinn und Gehalt verstehen, ist die Frucht der von und an den Alten erlernten Kritik und historischen eigentlichen Exegese, die auf sie übergetragen wurden; eine Frucht der Reformation, die auch die deutsche katholische Theologie nicht verschmäht, die zu pflegen sie vielmehr sich rühmlich mit bestrebt. Sänke die Philologie an innerer Kraft und Thätigkeit und an äusserem Ansehn, zugleich dann an Breite ihrer äusseren Wirksamkeit, unvermeidlich würde in gleichem Verhältniß, nach dem natürlichen Hange der Menschen, unphilologisch, bald zu oberflächlich, bald zu spitzfindig in der Auslegung zu verfahren, die

Schrift nicht mehr richtig und nach ihrem Geiſte verſtanden werden, nicht ſo wie ſie ihre erſten Leſer verſtanden oder verſtehen ſollten."

„Wenn das ineinandergreifende Verhältniß dieſer drey Bildungsobjecte, des chriſtlichen, philologiſchen und nationalen oder neuzeitigen, nur im Allgemeinen zugegeben werden, ſo darf hier über Maß und Umfang eines jeden, nach der Verſchiedenheit der Schulen und der Talente, ſo wie der in dieſem Sinne Gebildeten ſelbſt und ihrer Beſtimmung für die Litteratur, die Wiſſenſchaft und das höhere thätige Leben, ganz hinweggegangen werden. Aber über das Grundverhältniß ſelbſt, unter den der Philologie gegebenen Beſtimmungen, werden nicht Alle einverſtanden oder im Reinen ſeyn, ohne darum darüber zu ſchwanken, ob die Baſis des gelehrten Schulunterrichts philologiſch ſeyn und bleiben ſolle, und ob die Alten auch künftig unter allen den täglich ſich mehrenden Gegenſtänden der hiſtoriſchen Kenntniß und Unterſuchung bey den Meiſten einen Vorrang behaupten werden. Zu viel vereinigt ſich um dieß zu erzwingen. Die Griechiſche Sprache hat unſtreitig die höchſte Vollendung des Baues erreicht unter allen, wie auch der, welcher die meiſten ergründet und verglichen hat, W. von Humboldt, bezeugt, und worin ihre und der Lateiniſchen Sprache Vorzüge und das Erweckliche und Bildſame des Unterrichts in ihnen liege, iſt Niemanden mehr unbekannt. Die Geſchichte dieſer Völker, da wir hier von der Bibel abzuſehn haben, iſt reicher an dem, was die Jugend, was allgemein den Menſchen anziehn und belehren kann, als irgend eine und bildet zugleich in gewiſſem Sinne den Mittelpunkt des hiſtoriſchen Wiſſens überhaupt. Die Griechiſche Litteratur iſt einzig in der Weltgeſchichte durch den Organismus, womit ſie ſich als ein naturgemäß in allen Theilen vollſtändig entwickeltes Ganzes, in und aus ſich ſelber erwachſen, darſtellt, ſo daß ſie in ſich die Theorie aller Haupt- und vieler Nebenarten einſchließt. Ueber ihre Dichter geben die größten Dichter aller Zeiten Zeugniß, über ihre Redner und Geſchichtſchreiber ſind vornehmlich die beſten der Engliſchen zu hören. Allein durch die Griechen wurde, um dieß mit Niebuhrs Worten zu ſagen, das Schöne in bildender Kunſt dem Menſchengeſchlecht offenbart. Ihre Staatsformen herrſchen in mittelbarer oder unmittelbarer Anwendung fort, und was in der Politik Polybius bedeute, an welchem ſchon Caſaubon noch mehr den politiſchen als den Sinn für den Styl geübt wiſſen wollte, hat jüngſt ein noch trefflicherer als berühmter Publiciſt in einem Schulprogramm ſehr ſchön nachgewieſen. Den Begriff als Begriff zu handhaben und der Speculation Sicherheit zu geben, lehrten zuerſt ſie der Welt, und Platon und Ariſtoteles werden den Philoſophen auch dann noch bilden, wenn der Ausbau der Deutſchen Philoſophie vollendet ſeyn wird. In ihren Schriften iſt die Grundlage aller exacten Wiſſenſchaften enthalten, und das andre Hauptorgan aller Wiſſenſchaft, auſſer der Logik, die Kritik, übten zuerſt ſie in mannichfaltiger Anwendung; dieß in Zeiten, worin, da Staat und Poeſie abgelebt waren, an den Wiſſenſchaften, unter denen die Philologie, die Alterthumsgelehrſamkeit nicht die letzte war, ſich die Geiſter erprobten. Durch die Griechiſche Bildung wurde die Aufnahme des Chriſtenthums, das ſie durch das Pythagoreiſche Ideal der ὁμοίωσις τῷ θεῷ, durch die Sokratiſche, alles Heidenthum überwindende φιλανθρωπία, durch ihre Gottes- und Unſterblichkeitslehre, durch die Milde der Sitten vorbereitet hatten, im nächſten Kreiſe der Völker vermittelt. Die Sprache Roms trug es dann weiter hin, von deſſen Imperatorenherrſchaft noch die Kraft nachgewirkt hat, ein Weltreich der Kirche zu gründen. Geſchmack und Geſinnung der Menſchen im Allgemeinen müßten in der That ſich ſehr ändern, wenn die Erſcheinung ſolcher Völker mit der aller andern vermiſcht und der zu den

fähigen und wißbegierigen Köpfen gezählt werden könnte, welcher verschmähte sich näher und aus ihren Schriften selbst mit ihnen bekannt und vertraut zu machen, wenn die Jugendblüthe der Menschheit allen vorstrebenden Menschen, etwa mit der Erinnerung ihrer eigenen Jugend, ein gleichgültiger und schaler Gegenstand werden sollte. Mit diesem veränderten Sinn müßte sich insbesondre bey uns noch eine große Kraft des Jacobinismus verbinden, um das Band aufzulösen, wodurch unsre Theologie, unsre Rechtswissenschaft, unsere gesammte litterärische Cultur, die Ausbildung unsrer Poesie, unsrer Sprache mit den Alterthumsstudien bis dahin verknüpft gewesen sind. Vielmehr zeigt jede neue Erwägung von einer neuen Seite, und jedes neue Project einer Radicalreform unserer höheren Schulen, die mit aller höheren Bildung und mit der Wissenschaft natürlich immer in Beziehung stehen sollen, durch neue Unausführbarkeiten und Unzweckmäßigkeiten, daß die classische Bildung ein bleibender Bestandtheil der allgemeinen und gelehrten seyn muß, der durch nichts ganz ersetzt werden könnte, ohne den das Ganze immer einseitig, schwankend, seltsam und undauerhaft erscheint. Die Wissenschaften haben im Staat und in der Nation einen geschichtlichen Boden wie alles Andre. Gleich fest und unversetzbar wie der physische, den wir, auch wenn er uns nicht gefällt, zu behalten gezwungen sind, ist dieser Boden nicht. Doch den Zusammenhang gewaltsam zu durchschneiden, nach rein rationalistischen Combinationen des Augenblicks oder nach Zwecken der Macht die alten Eichen zu fällen, um die leeren Flächen mit vornehmerem oder zierlicherem Gepflänz zu besamen, kann nur Reue zur Folge haben. Unter unsern heutigen Staatsmännern in Deutschland sind wohl einige, die nicht mehr durch die Schule der Philologie und Geschichte, wie die früheren, giengen, fähig, während sie einzelnes Alte gern festhalten, andres Alte unbedenklich abzustellen oder abgeschafft zu verlangen, ohne nur zu ahnden, wie revolutionär das Verfahren sey. Es gibt Regierungen, welche nur den Zwecken des Diensts und des Verkehrs, dem Nützlichen und Anwendbaren alle Schulen bestimmt sehn möchten, und nicht in Anschlag bringen, was die freye Ausbildung des Menschen, was jenes nicht realisirbare Capital werth ist, das in der Erbschaft der Jahrhunderte besteht und ohne die Alterthumsstudien bald stark einschwinden würde, wie wir an benachbarten Völkern sehn, die es jetzt wiederzugewinnen wünschen und streben, und wie gewiß durch die Unterdrückung der Philologie die jetzt unter uns merkwürdig und glücklich verbreitete philosophische und poetische Bildung abnehmen und einem Amerikanischen Indrustrialismus und Geldgeiz Platz machen würden, wie gewiß mit der Geringschätzung des Alten, das in der That groß, verständig und gut war, die Sucht des Neuen und des Wechsels, auch wenn sie nichts wirklich Großes noch Gutes brächten, steigen muß."

„Auf die Form der Philologie hat es keinen Einfluß, ob man sie als die Wissenschaft des Classischen und des Humanismus, nach ihrer höchsten Einheit und innersten Wesenheit, oder weniger idealisch als Studien auffaßt, die aus den verschiedensten Ursachen in den gelehrten Schulen begründet und in dem Gebiete der Wissenschaft und der höheren Geistesbildung aufrecht erhalten und in Wirksamkeit gebracht werden sollen. Der Umfang und die Theile bleiben nach beyden Ansichtsweisen dieselben, wenn auch Behandlung und Ausführung sich unterscheiden werden. Der Grundsatz aller Wissenschaft vom Einzelnen zum Ganzen vorzudringen, alle verschiedenen Seiten zu betrachten, die Sprache und den Inhalt, das Aeussere und das Innere, wird von beyden Seiten zugegeben, eine vollständige Kunde der Nationalbildung der Griechen und Römer und aller Umstände und aller Schicksale, unter deren Einfluß sie gestanden, gefodert, wie sie von der jeder andern Nation sich gestaltet hätte, deren Litteratur und Geschichte Jahrhunderte

hindurch der Gegenstand der Forschung und der Freude, erst aller Gelehrten, dann einer besondern Klasse von Gelehrten, gewesen wäre. Auch kommt es hier nicht in Betracht, ob die Sonderung und Anordnung der Theile, aus denen diese umfassende Kunde sich zusammensetzt, auf unverbesserliche Art vollführt ist oder nicht. Nun hat das Streben nach Umfassung und gründlicher, in sich abgeschlossener Behandlung aller verschiedenen Materien die Thätigkeit der Philologie sehr vermehrt und sie innerlich, wie ich schon bemerkte, gefördert. Aber Einheit als Wissenschaft hat sie dadurch nicht erhalten; vielmehr ist nur deutlicher geworden, daß sie, was man ihr vorgeworfen hat, mera rerum cognoscendarum congeries sey, wobey indessen zugestanden werden muß, daß mit demselben Wort auch der scharfsinnig construirte Begriff einer Wissenschaft im engeren Sinne füglich verbunden werden kann. Die Einheit der Philologie ist nicht wissenschaftlich, sondern historisch, die einer gebildeten Welt, eines Weltalters innerhalb eines bestimmten Ländergebiets, und sie erfodert daher, wenn zu andern Wissenschaften einzelne Anlagen genügen, die oft um so mehr hervorstechen, als sie andere ausschließen, eigentlich alle, so daß Niemand ein ganzer Philologe seyn, und nur die Philologie ein Ganzes abgeben und darstellen kann, das im Geiste reproducirte Alterthum selbst. Dazu bedarf es des grammatischen und des historischen Geistes, des philosophischen und des poetischen, des Kunstsinns und des technischen Geschicks, des idyllischen Sinns und des Sinns für Politik und Finanzwissenschaft, des mathematischen und des naturhistorischen Talents, des Sammlerfleißes und der Begeisterung, der Grübeley und der Divination, des Verständnisses tiefer religiöser Gefühle und Ahnungen und des frivolsten Lebens, und was nicht alles noch mehr? So daß man wohl mit Quinctilian sagen mag: grammatica (die ja auch als die ganze Philologie verstanden worden ist) plus habet in recessu, quam fronte promittit."

„Demzufolge ist die Philologie eher ein Fach zu nennen, die Philologen ein Stand, ungefähr wie die Aerzte, deren Fach, wenn es nicht durch das praktische Bedürfniß bestünde, von der Theorie zerrissen und unter die Naturwissenschaften ausgetheilt werden könnte. Auch die Philologie ist ein Fach nur durch das Bedürfniß der edleren Völker und der zum Höheren aufstrebenden, den Geist nicht auſſer Acht laſſenden Gesellschaft: wie sie theoretisch zu vertheilen und unterzubringen sey, hat man sich schon überlegt und ist nicht schwer einzusehn. Ohne den praktischen Theil hat die beste philologische Encyklopädie ein sonderbares Ansehn. Dieser angewandte Theil geht nicht bloß das Lehrfach in den verschiedenen Kreisen, vom Gymnasium an, nach Wahl und Behandlung der Lehrobjecte und der an ihnen zu bildenden Fähigkeiten, bis zu der wünschenswürdigsten Wirksamkeit der Verwaltungsbehörden in Bezug auf den Gegenstand an; sondern umfaßt auch die gelehrte Praxis, wodurch theils äußerlich die Denkmäler der Litteratur und der Künste in Bibliotheken und Museen gesammelt und bewahrt werden, theils innerlich — so weit auch diese meist mit mehr Eifer als Plan geübte Praxis sich nach dem, was geschehn ist und geschieht, bestimmen, und nach dem, was geschehn sollte, überblicken und regeln läßt — in Wirksamkeit d. h. in Verständniß und Anwendbarkeit erhalten werden. Denn viel bedürfen sie, um innerlich wohl erhalten zu bleiben, Reinigung, Herstellung und Auslegung durch Kritik und Gelehrsamkeit und reicher Wissenschaft des Alterthums — den beliebten Ausdruck in diese Beziehung zu stellen — um dem Verständniß und Bedürfniß eines jeden Zeitalters auf verschiedene Weise näher gebracht zu werden, und zu diesen Zwecken mannichfaltiger Hülfsbücher, die fortdauernd der Verbesserung, andrer für andere Zeiten, fähig und bedürftig seyn werden. Die freyen litterärischen Thätigkeiten werden hier betrachtet unter dem Gesichtspunkt, daß sie für einen

wichtigen Staatszweck, für die Geſundheit und Blüthe der vorgeſchrittenen Menſchheit erfoderlich ſind; und wenn wir unter dem ſo frey geübten und ergriffenen Beruf uns ein Amt denken, das, wenn es nicht frey verwaltet würde, angeordnet werden müßte, ſo macht es keinen weſentlichen Unterſchied, daß dieß Amt durch Theorie und daß es faſt ausſchließend von denſelben, die auch im Lehramte ſtehn, verwaltet wird. Immerhin bildet, wie der mündliche Unterricht eine lebendige Pflanzſchule, ſo die litterariſche Thätigkeit ein Conſervatorium der Philologie, welches von der ausgedehnteſten Art und mannichfach zuſammengeſetzt ſeyn muß, wenn es auf die Dauer der Aufgabe genügen ſoll. Wie es am beſten beſtehn werde, überſichtlich und mit verhältnißmäßigem Bezug auf das Princip, zu beſtimmen, kann ein reichhaltiges Kapitel einer philologiſchen Encyklopädie abgeben. Lateinſchreiben, das ſeit langer Zeit oft ſo einſeitig und oberflächlich beurtheilt worden, und kunſtmäßiges Ueberſetzen in die Mutterſprache nehmen darin eine doppelte Stelle ein, indem beyde zum Eindringen in die Sprache und in den Sinn, den Styl und die Form die vorzüglichſten Mittel abgeben, zugleich aber, jenes zur gleichmäßigſten und allgemeinſten Verſtändigung über viele Dinge unter den Philologen aller Länder, dieß zur Verbreitung der Kenntniß und der Bildung des Alterthums im weiteren Kreis unentbehrlich ſind, wie denn die Ueberſetzungen der Griechen ins Latein, einſt im Wetteifer unternommen und ſelbſt von einem der Päpſte befördert, und in unſern Tagen die der Griechen und der Römer ins Deutſche unermeßliche Wirkungen hervorgebracht haben. Doch nichts vom Einzelnen weiter."

„Wenn unter ſolchen Geſichtspunkten die Philologie aufgefaßt wird, ſo nimmt ſie allerdings eine Würde und Weihe an, wie ſie der berufene Philoſoph, der ächte Dichter empfindet, in dem Gefühle, nicht ein Geſchäft auszuüben, ſondern auf die Geiſter zu wirken, wie ſie der Theologe behauptet, der für ein Reich Gottes auf Erden, in Liebe, Ergebung und Duldung, Tugend und Hoffnung, lebt, der Arzt, der von dem Materiellen, das er behandelt, ſich nicht ſelbſt beherrſchen läßt, ſondern ſich mit Liebe der leidenden Menſchheit widmet, der Juriſt, der ſichs zur Pflicht macht zu wehren, daß nicht die Geſetze und die Rechte zur Krankheit und Plage ausſchlagen."

„Die Vielſeitigkeit der Philologie, die Polymathie, welche ehmals den Philologen, jetzo die Philologie ausmacht, ſchließt keineswegs ausſchließende Richtungen und abgeſonderte Virtuoſität aus, welche die größten Wirkungen hervorbringen, und es würde nur nachtheilig ſeyn, wenn die allgemeinere Anerkennung ihrer Natur und Beſtimmung im Ganzen den Einzelnen bey der Wahl ſeines beſonderen Weges und Antheils verführen und an verſtändiger Selbſtbeſchränkung hindern könnte, da übler als alles Halbwiſſen, Halbkönnen und Verwirrung ſind. Dieſer Gefahr muß vorgebeugt werden. Sonſt aber und an ſich geht aus dieſer Vielſeitigkeit der Philologie, aus ihrer in unſern Tagen erneuten und verſtärkten Thätigkeit ſich mit allen Wiſſenſchaften und mit der geſammten mannichfaltigen Bildung der Zeit in Verbindung zu ſetzen und zu erhalten, der Hauptgrund der im Eingang geäußerten Erwartung hervor, daß auch der Einfluß von ihrer Seite auf die Welt nicht in Abnahme, ſondern im Wachſen begriffen ſey. Allerdings liegt es vor Augen und es iſt natürlich, daß durch die mit wunderbaren Kräften ſo raſch ſich bewirkende Ausdehnung der geſchichtlichen und Sprachforſchung über die Welt, die gewiß ihre weltgeſchichtliche Bedeutung behaupten wird, ſo wie durch die neuen Schätze einer philoſophiſch und poetiſch ſo äußerſt productiven Zeit, das Alte nicht bloß die ſelber im Neuen thätigen, ſondern auch die große Menge derer, die nicht viel mehr als von dem Gerüchte dieſer Dinge berührt wurden, weniger zu beſchäftigen oder ihnen zu bedeuten anfieng. Auch die glücklich er-

wachte und durch die entdeckte Kraft der Gemeinſamkeit neu belebte Induſtrie und der aus langem Schlummer ſich erhebende bürgerliche Sinn und Nationalſtolz ſind neue gewaltige Erſcheinungen. Wird der Freund der Alten der letzte ſeyn, daran freudigen Antheil zu nehmen? Aber dieſe Blüthen können und werden reifen, ohne daß darum Deutſchland ſofort zu einem Sybaris oder Capua werde; und eine Ordnung des Gemeinweſens kann ſich vollenden, die dem geſetzmäßigen und gutmüthigen Deutſchen genügt und eine Dauerhaftigkeit der Zuſtände herbeyführt, welche mit allen Künſten des Friedens auch die Studien des Alterthums nur begünſtigt. Oder ſollte wohl bey vermehrter Nationalwohlfahrt und Kraft die gütige Natur uns die guten Köpfe mißgönnen, die aus freyem Wiſſens- und Bildungstriebe die alte Welt zu faſſen und zu würdigen begierig und fähig wären? Ich beſchränke bey dieſer Betrachtung mich gern auf Deutſchland und die ihm zunächſt verwandten Völker: Raumes genug, um ein menſchheitliches Bildungsprincip zu ſtützen und zu bewahren. Und was jene Richtung des philologiſchen und hiſtoriſchen Sinns in die Weite und auf Alles betrifft, ſo iſt zu vermuthen, daß wenn nach und nach der Erdraum durchmeſſen und auf vielen Punkten gründlich durchſucht iſt, das Aufſehn, das unter den Zeitgenoſſen ſo großartige und glückliche Unternehmungen und Entdeckungen machen, auch die Vergleichung und die Würdigung nach Beziehungen auf die Menſchenbildung überhaupt wieder an die Reihe kommen wird. Man wird ſehn, ob nicht dann ſich noch entſchiedner für Jedermann bewährt, daß den Germanen das Helleniſche näher angeht als alles Aſiatiſche, daß die unermeßlichen Flächen und Steppen ermüden, die Hochgebirge der Cultur immer von Neuem anziehn, und daß Geiſteswerke, denen alle jetzt gebildeten Völker ihre Bildung zum großen Theil verdanken, darum unvergänglicher Wirkung gewiß ſind, daß eine verbreitete Kenntniß des Chineſiſchen uns mit dem Chineſiſchen anſtecken würde und das Kawi, Mandſchu, Tamuli durch einige wenige Forſcher zureichend für den Zweck des geiſtigen Fortſchritts im Allgemeinen ergründet werden möchten. Für dieſe Zeiten, die wohl kommen werden, möge unſre Philologie, in unverwirrtem Bewußtſeyn ihrer dauernden Beſtimmung, im Gefühl ihrer Kraft und im feſten Glauben an ſie, ungeirrt durch Meynungen und Partheyungen des Augenblicks, fortfahren ſich thätig zu erweiſen und alle Hülfsmittel eines höheren Verſtändniſſes vorzubereiten, wodurch auch den Nachkommen eine unmittelbare Kenntniß der Alten — denn wer verſteht ſie ganz ohne die Sprachen? — geſichert und erleichtert werde. So wird praktiſch die Frage, in wie weit die Alterthumsſtudien lehrreich und die Alten maßgebend ſeyen, am beſten gelöſt werden. Wenn dieſer Tag einer erhöhten Theilnahme der Welt und eines ſteigenden Einfluſſes der Alten kommt, dann wird leicht zu erkennen ſeyn, wie ſchnell mit den Vorurtheilen gegen ſie und ihr Studium in dieſen letzten Zeiten die Nachtheile davon ſich veroffenbart haben. Man hielt dieſe Studien für leere Zeitverſchwendung und entſchlug ſich des Ernſtes und der Beharrlichkeit, die ſie erfodern und erziehen; für fremdartig, und ergab ſich der Nachahmung einer andern ausländiſchen Bildung, die den Vorzug der Neuheit und der Eingänglichkeit bey der Menge, aber auch offene und verborgene Schäden genug hat. Die dabey zum Vorſchein kommenden Keime einer neuen Barbarey, ſo wie auch andererſeits manche Erſcheinungen in einem Theil der philoſophiſchen Litteratur und einer mattgeiſtigen Poeſie, auch der Wuſt mancher exegetiſchen Commentare und manches andre können zeigen, welche Gefahren es bringt die Alten zu verachten und die Philologie in der Schule zu verabſäumen."

„Bey dieſem Vortrage, den ich hier ſchließe, will ich die hochverehrte Verſammlung bitten, weniger auf das Einzelne zu ſehen, wobey ſich den erfahrnen und höchſt erfahrenen Zuhö-

rern, vor denen er gehalten zu werden die Ehre hatte, unter einer Fülle von Thatſachen und Bemerkungen zur Ergänzung, gewiß auch viele Einwendungen darboten, und die Mängel der eilfertigen Ausführung zu entſchuldigen: dem Zuſammenhang und Halt des Ganzen hingegen ihre ſtrengſte Prüfung zu widmen."

Allgemein war der ſichtbare Ausdruck der Befriedigung, welche dieſe erhebende und tiefgedachte Darſtellung den Anweſenden gewährt hatte.

Es wurde jetzt übergegangen zu der Wahl des Ortes und Vorſtandes für die im Herbſt 1842 abzuhaltende fünfte Verſammlung deutſcher Philologen und Schulmänner. Der Vorſitzende erwähnte die in ſolcher Beziehung laut gewordenen, ziemlich auseinandergehenden Wünſche, und machte auf die verſchiedenartigen Rückſichten aufmerkſam, die bei dieſen Berathungen bisher genommen worden und auch dießmal nach Möglichkeit zu vereinigen ſeien. Nachdem Baiern, Baden, das herzogliche Sachſen, jetzt auch Preußen den Verein in ſeinem Schooße aufgenommen, auch zwiſchen Süden und Norden immer ein gewiſſer Wechſel ſtattgefunden, bot ſich der nächſten Beachtung vor Allem Würtemberg dar, deſſen Philologen und Schulmänner dem Verein ſeit ſeinem erſten Zuſammentritt ſtets eine vorzügliche Theilnahme gewidmet hatten. Auf Grund mündlicher Erkundigungen und Mittheilungen durfte daher Ulm als ein Allen zuſagender Verſammlungsort, und Rector Dr. Moſer daſelbſt nebſt Prof. Dr. Walz aus Tübingen als wünſchenswertheſte Geſchäftsführer, der erſtgenannte in der Eigenſchaft eines Präſes, der zweite in der des Vicepräſes, bezeichnet werden. Der desfallſige Antrag wurde von der Verſammlung mit entſchiedener Stimmenmehrheit angenommen und Prof. Walz erſucht, bei ſeiner Regierung und den ſtädtiſchen Behörden das Erforderliche einzuleiten, ſo wie Herrn Moſer dem Wunſche des Vereins geneigt zu machen: welchen Auftrag derſelbe, nach einigen von Hofrath Thierſch gewandt erwiderten Bemerkungen, gern zu übernehmen erklärte.

Auf den weitern Antrag des Vorſitzenden wurde beſchloſſen, von der Bereitwilligkeit des Buchhändlers Herrn Weber in Bonn, den Druck und Verlag der dießjährigen Verhandlungen des Vereins zu übernehmen, mit Dank Gebrauch zu machen. *) Mit der Redaction derſelben wurde nach bisherigem Vorgange der dermalige Vicepräſes beauftragt.

---

*) Erſt am 6. October ging der nachſtehend abgedruckte Antrag ein, den vielleicht die fünfte Verſammlung des Vereins in nähere Berathung zu ziehen für gut findet. „Die Redaction der Zeitſchrift für Alterthumswiſſenſchaft und der Gymnaſialzeitung erlaubt ſich folgenden Antrag an die verehrliche Verſammlung der deutſchen Philologen und Schulmänner zu ſtellen:

„„daß es nämlich derſelben gefallen möge, ihre Verhandlungen und Beſchlüſſe durch die Zeitſchrift mittheilen zu laſſen.""

Dieſe Art der Publication dürfte ſich in jeder Hinſicht als zweckmäßig empfehlen. Die Zeitſchrift iſt geeignet, die Anträge und Wünſche Einzelner ſowohl als auch die Verhandlungen und Beſchlüſſe der Verſammlungen ſchnell zur Kunde des theilnehmenden Publikums zu bringen. Sehr viele der an der Verſammlung theilnehmenden Philologen und Schulmänner ſind entweder Mitarbeiter an der Zeitſchrift oder nehmen doch ſonſt von dem genannten Blatte Kenntniß; für dieſe dürfte es daher ſehr angenehm und erwünſcht ſein, wenn ſie mit der Zeitſchrift zugleich jene Verhandlungen des Ver-

In Betreff der projectirten Denkmünze auf Niebuhr (ſ. Protokoll der vorbereitenden Sitzung) war ſo vielſeitige Theilnahme und zugleich der ausdrückliche Wunſch, das Unternehmen unabhängig von dem Abſatz der Müller-Medaille ins Leben treten zu laſſen, laut geworden, daß es zweckdienlich erſchien, dieſe Angelegenheit in beſtimmter Geſchäftsform zu ordnen. Sie wurde demnach einem Schüler des Verewigten, Dr. Capellmann aus Düſſeldorf, der ſich dazu freundlich bereit zeigte, in der Art überwieſen, daß derſelbe ſich der Sammlung der erforderlichen Subſcriptionen unterziehen, ſeiner Zeit unter Vermittelung des dießjährigen, ſo wie des vorjährigen Vicepräſes, mit dem Gothaiſchen Medailleur ſich in Verbindung ſetzen, und durch ſolche Mühwaltung ſich den Dank des Vereins erwerben ſollte.

Hierauf kam der in der vorbereitenden Sitzung angekündigte Antrag des Dr. **Urlichs** an die Reihe. Demgemäß entwickelte derſelbe ausführlicher den Vorſchlag zur **Begründung eines Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande**, beſtimmt, für möglichſte Erhaltung antiker Denkmale, ihre Erklärung und Bekanntmachung, und, ſoweit es angehe, ihre Aufſtellung in öffentlichen Sammlungen Sorge zu tragen, ſowie auf Belebung der allgemeinen Theilnahme an den Alterthümern des Landes hinzuwirken.

Der Redner ſuchte zuerſt zu entſchuldigen, daß „unter vielen bedeutendern Männern er mit einem ſolchen Vorſchlage auftrete. Von einem längern Aufenthalte in Italien zurückgekehrt, wolle er durch denſelben in ſeiner Heimath von Neuem heimiſch werden: und die anregende Gegenwart der ausgezeichnetſten Mitſtrebenden ermuthige auch denjenigen, welcher ſonſt ſeine Ueberzeugung in ſeiner Bruſt ſchüchtern verſchließen würde. Er habe in Rom als Mitglied des dort blühenden Inſtituts für archäologiſche Correſpondenz geſehen, wie Ausgezeichnetes ein Verein von Männern, welche einzeln als Fremde nicht hoffen durften, eine allgemeinere Wirkſamkeit zu erlangen, eben durch jene Vereinigung leiſte. Jenes Inſtitut werde größtentheils von Deutſchen geleitet; es habe mit nationalen Vorurtheilen und Mißtrauen zu kämpfen gehabt; es gebiete keineswegs über glänzende Geldmittel, da es ſich lediglich von dem Abſatze ſeiner Bekanntmachungen erhalte — und dennoch erfreue es ſich jetzt der allgemeinen Theilnahme von Italienern und Fremden, habe in allen einigermaßen wichtigen Orten ſeine Correſpondenten und erſtrecke ſeine Wirkſamkeit nicht allein über das geſammte Italien, ſondern über die ganze klaſſiſche Welt: eine Wirkſamkeit von einer ſolchen Bedeutung für Chorographie und Topographie, ſo wie für Kunſt und Alterthümer, daß O. Müller ſagen durfte, mit der Gründung des archäologiſchen Inſtituts hebe eine neue Periode der Archäologie an. Von jener ſegensreichen Wirkſamkeit erfüllt, ſei der Redner nach dem Rheine zurückgekehrt, in eine Gegend, welche — man wolle ſich nicht überheben, aber doch mit Ausnahme des ſüdlichen Frankreichs an klaſſiſcher Wichtigkeit und Reichthum von dort gefundenen Kunſtwerken es mit jedem Landſtriche diesſeit der Alpen aufnehmen könne. Hier aber beſtehe bis jetzt keine Einrichtung, welche bewirke, daß die zahlreich und täglich entdeckten

---

eins erhielten. Die anderen Herrn Theilnehmer des Vereins, welche ſich nicht in dieſem Verhältniſſe zur Zeitſchrift befinden, werden die Verhandlungen deſſelben abgeſondert beziehen. Der Herr Verleger, welcher mit dem Antrage, den wir hier an die Verſammlung gelangen laſſen, einverſtanden iſt, hat ſich bereit erklärt, denſelben dadurch zu unterſtützen, daß er die Verhandlungen um ein Bedeutendes billiger liefern will, als dieß bisher geſchehen konnte."

Alterthümer bekannt, ja daß ſie erhalten würden. Sie finden ſich zerſtreut, ſie zerſtreuen ſich, wenn ſie gefunden ſeien. Zwar gebe es mehrere ſehr reich ausgeſtattete öffentliche Sammlungen am Rhein, und einige ſehr thätige Geſellſchaften, wie die in der preußiſchen Rheinprovinz in St. Wendel und Ottweiler, in Wetzlar, im Herzogthum Naſſau in Wiesbaden, andere in Darmſtadt, u. ſ. w.; aber dieſe ſeien zum Theil nicht allgemein genug, indem ſie ſich auf ihr nächſte Umgebung beſchränkten, zum Theil gehe ihre Wirkſamkeit weiter, als das klaſſiſche Alterthum und umfaſſe das Mittelalter, ſo wie ſelbſt neuere Zeiten; in jene Sammlungen komme aber noch immer nur ein geringer Theil der entdeckten Denkmale, da ein größerer ſich zerſplittere, wovon einige Beiſpiele angeführt wurden. Gebe es dagegen einen allgemeinen Verein von Freunden des Alterthums, welcher ſeine Thätigkeit über den ganzen Lauf des Rheins und ſeiner Nebenflüſſe ausdehne, welcher durch Correſpondenz und periodiſche Druckſchriften Alles, was einzeln entdeckt werde, Allen bekannt mache, ſo ſei mit Grund zu hoffen, daß die Monumente ſelbſt erhalten werden und an die Stelle einer oft zufälligen Beſchäftigung mit ihnen eine umfaſſende und wiſſenſchaftliche Behandlung trete." Einen ſolchen Verein in den weiteſten Gränzen zu ſtiften wurde vorgeſchlagen.

Um von der Vortrefflichkeit der am Rheine gefundenen Kunſtwerke eine Probe zu geben, zeigte der Antragſteller ein bronzenes Gefäß vor, welches im J. 1835 bei Lechenich in der Nähe von Bonn entdeckt und durch die weiſe Fürſorge des Hrn. Prof. von Schlegel dem hieſigen K. Muſeum rheiniſch-weſtphäliſcher Alterthümer gewonnen wurde. „Dieſes Erzgefäß, welches eine Zierde des hieſigen Muſeums iſt und eine Zierde des Vaticans ſein würde, iſt ein 5½ Zoll hoher Becher, welcher nur durch eine kurze Notiz des Hrn. Panofka in Berlin (Bericht über die Verhandll. der Akad. der Wiſſenſch. 1837 S. 71 ff.) bekannt geworden iſt und in dem erſten Hefte der Verhandlungen des neugeſtifteten Vereins von dem Redner ausführlich behandelt und publicirt werden wird. Er enthält zwei Hauptgruppen von Reliefs, wovon die eine von Hrn. Panofka richtig als der Liebesbeſuch des Mars bei der Veſtalin Rhea Silvia erklärt worden iſt. Dieſe durch verſchiedene Denkmale bekundete Vorſtellung iſt mit einer außerordentlichen Anmuth ausgeführt. Rhea Silvia ruht halb bekleidet, in zierlicher Nachläſſigkeit auf dem Boden. Mars, welcher faſt unbekleidet zu ihr niederſteigt, wird durch einen entgegenſchwebenden Amor mit der Fackel geleitet. Schwieriger iſt die Vorſtellung der andern Seite, worauf wir Herkules, durch ſeine gewöhnlichen Attribute kenntlich, im Kampfe mit einem bärtigen Krieger ſehen; zwiſchen Beiden liegt ein Gefallener, um deſſen Leiche geſtritten wird." Die Erklärung des Hrn. Panofka, es ſei dies der Zweikampf zwiſchen Herkules und Cyknus, dem ſein Vater Mars zu Hülfe eile, wurde aus dem Grunde verworfen, weil zwiſchen beiden Gruppen ein Zuſammenhang vorauszuſetzen ſei und durch das Schildzeichen des Kriegers, das die Wölfin mit Romulus und Remus zeigt, bekundet werde. Es wurde erinnert, daß öfters römiſche Urſprünge mit Scenen aus der trojaniſchen Heimath Roms in Verbindung ſtehen, und daher nachgewieſen, daß hier Herkules im Kampfe mit Laomedon gebildet ſei, jener Gefallene für Dikles erklärt, deſſen Schildzeichen, ein Gorgohaupt, ihn für einen Begleiter des Schützlings der Minerva halten laſſe, und zur Vergleichung außer den bekannten äginetiſchen Bildwerken ein Relief der Ara Caſali im Vatican angeführt, welches nicht, wie die bisherigen Erklärer, u. A. Welcker (Akad. Kunſtmuſ. S. 125) angenommen, eine Scene des zweiten trojaniſchen Kriegs, ſondern ebenfalls Herkules, Laomedon und Dikles darſtelle."

Der Antragſteller ſchloß mit der Aufforderung an die Verſammlung, daß diejenigen Mitglieder, welche durch ihre Unterſchrift ihre Theilnahme an dem Vereine zuſagten, ſich am Nachmittage zur Entwerfung der Statuten und zur Wahl eines Vorſtandes verſammeln möchten.

Dieſen Antrag unterſtützte Prof. Dr. Gerlach aus Baſel, indem er auf das hinwies, was in der Schweiz durch ähnliche Vereine gewirkt und erreicht worden ſei, und als Beleg dafür die verdienſtlichen Beſtrebungen ſeines anweſenden Collegen, Prof. Dr. Fiſcher aus Baſel, anführte. Zugleich erbat er die Genehmigung der Verſammlung für einen kurzen Bericht des letztern über die von ihm geleiteten Ausgrabungen; worauf dieſelbe ſehr gern den folgenden Vortrag vernahm:

„Indem ich, der geſchehenen Aufforderung zufolge, einige kurze Bemerkungen über die Unterſuchung mehrerer Grabhügel mittheile, bitte ich um ſo mehr um gütige Nachſicht, als die Arbeiten erſt letzten Sonnabend beendigt wurden und ich in keiner Weiſe einen Vortrag darüber beabſichtigte. Daß ich es dennoch wage zu ſprechen, hat ſeinen Grund beſonders darin, daß ich die Aufmerkſamkeit aller Alterthumsforſcher von Neuem auf die Frage hinlenken möchte, welchem Volke die Grabhügel angehören. Da übrigens die hiſtoriſche Geſellſchaft in Baſel eine genaue Beſchreibung bekannt machen wird, beſchränke ich mich auf ganz wenige Hauptzüge. — Die drei Hügel, welche ich unterſucht habe, liegen in einem Walde in einer Entfernung von einer halben bis zu anderthalb Stunden von Baſel. Sie hatten eine Höhe von 5—8′ und einen Durchſchnitt von 60—80′. In ihrer innern Conſtruktion und dem Inhalte zeigten ſie, bei einem gleichen Grundcharakter, doch bedeutende Abweichungen. In allen war eine bedeutende Anzahl von Leichen begraben, in allen vielfache Beweiſe, daß Feuer bei der Beerdigung auf der Stätte angezündet worden war, ganze Lagen von Aſche und Kohle. In dem erſten waren die Leichen meiſt mit Steinplatten bedeckt, wenigſtens waren ſolche um und unter den Kopf geſtellt. Im zweiten fand ſich aus Kieſeln, wie ſie im Rheingeſchiebe ſich finden, ein ziemlich regelmäßiger Kreis, in deſſen Mitte eine Leiche begraben war, die anderen lagen außerhalb derſelben. Im dritten lagen ſie meiſt ganz frei in der Erde, und hier fanden ſich faſt nur am äußerſten Rande und ganz in der Mitte Steine. — In allen fanden ſich Reſte von thönernen Gefäßen, aber im erſten ſo, daß ſie offenbar zerbrochen in den Hügel gebracht worden waren; im zweiten waren nur einige Scherben, und ein ganz kleines, vielleicht ganz hineingeſtelltes Geſchirr, in dem dritten dagegen mehrere große Töpfe oder Urnen, welche kleinere in ſich ſchloſſen, und neben den Skeletten ſtanden. Ueberall kamen ziemlich häufig Gegenſtände des Schmuckes vor, ſeltener Waffen, vorherrſchend waren die Sachen aus Bronce, namentlich Ringe aller Art, und fibulae, ſeltener die aus Eiſen und aus Horn; auch Halsbänder aus Glasperlen und Bernſtein, u. a. m. fanden ſich. — Von beſonderem Intereſſe iſt aber, daß in allen drei Hügeln, und zwar ziemlich tief in der Erde, zahlreiche Bruchſtücke römiſcher Ziegel vorkamen, was für die Zeit ihrer Entſtehung wenigſtens nach einer Seite hin eine Gränze giebt. — Uebrigens waren in der Gegend zahlreiche römiſche Niederlaſſungen, auch außer der Augusta Rauracorum, die von dem dritten Hügel kaum eine halbe Stunde entfernt war. — Welchem Volke nun dieſe Gräber angehören, das will ich einſtweilen dahingeſtellt ſein laſſen, der Zweck dieſer Mittheilungen iſt erreicht, wenn ſich andere Alterthumsforſcher zu neuer Prüfung der Frage angeregt fühlen.“

Die nach Anhörung dieſes Berichts von dem Vorſitzenden geſtellte Frage: ob der Verein das von Dr. Urlichs empfohlene Unternehmen in ſeinen fördernden Schutz zu nehmen beſchließe, wurde einſtimmig bejaht.

Nachdem der Vorsitzende noch erwähnt hatte, daß Prof. A. W. von Schlegel mehrere Exemplare seines vor einer Reihe von Jahren gedruckten Gedichtes Rhenus principem adorans zur Verfügung des Vereins gestellt, ferner Dr. Janssen aus Leyden Proben seines Werkes über die Inschriften des Leydener Museums (in 33 Tafeln), und Baron Estorff aus Paris mehrere Platten seiner „Heidnischen Alterthümer der Umgegend von Uelzen im Königreich Hannover" zur Ansicht aufgelegt haben, stattete Prof. Haase Bericht ab über den Fortgang des von der vorjährigen Versammlung genehmigten Plans, wonach zwei junge Philologen in den Stand gesetzt werden sollten, für philologische Zwecke die auswärtigen Bibliotheken auszubeuten. Er mußte bedauern, daß durch die bisherigen Unterzeichnungen noch nicht die erforderliche Summe zusammengebracht worden sei, um zur Ausführung des Werkes selbst schreiten zu können, und bezeichnete eine nähere Besprechung der einzuschlagenden Mittel und Wege im Schooße des besondern Comités als wünschenswerth, welchem von der dritten Versammlung die Sorge für diese Vereinsangelegenheit war übertragen worden *).

Die Versammlung war hiermit einverstanden, und vernahm jetzt, indem nach Erledigung der allgemeinen Angelegenheiten und Geschäftsberathungen zu den wissenschaftlichen Verhandlungen fortgeschritten werden konnte, zunächst die Aeußerungen des Prof. Dr. **Fiedler über die Methode des Unterrichts im Lateinischen**, **) welche so lauteten:

„Es ist eine, nicht allein von Gegnern, sondern auch von Freunden des klassischen Sprachstudiums vielfach gerügte und beklagte, aber nicht abzuläugnende Thatsache, daß der Unterricht in der lateinischen Sprache im Allgemeinen jetzt nicht zu den erfreulichen Resultaten führt, welche wir von der Summe der Zeit, die auf diesen Unterrichtszweig verwendet wird, und von der stets wachsenden Menge der Hülfsmittel und Lehrkräfte mit Recht erwarten können. Ohne gerade ein laudator temporis acti zu seyn, kann man behaupten, daß die Fertigkeit im Latein-Schreiben und Sprechen ehedem größer und allgemeiner war als jetzt, daß überhaupt noch im vorigen Jahrhundert das Lateinische mehr als eine lebende Sprache der Gelehrtenrepublik betrachtet und behandelt wurde, als es jetzt auf unsern Schulen geschieht. Wenn wir auch nicht in Abrede stellen, daß das Studium der lateinischen Sprache auf der einen Seite an Umfang, Gründlichkeit und Tiefe gewonnen hat, so können wir doch auch nicht läugnen, daß die Fertigkeit und Gewandtheit im Gebrauch jener klassischen Sprache nicht in gleicher Weise sich vermehrt, sondern vielmehr sichtbar abgenommen hat. Wenn aber der Grund dieser Erscheinung weder in einer Beschränkung der für dieses Lehrobject bestimmten Zeit liegt, noch in dem Mangel der Hilfsmittel, noch auch in der Geschicklichkeit der Lehrer zu suchen ist, denen die Erzielung erfreulicher Resultate gewiß am meisten am Herzen liegt; so glaube ich den Grund jener Abnahme darin suchen zu müssen, daß wir, durch das dem Deutschen eigenthümliche Streben

*) S. den Anhang II.

**) Diese Bemerkungen waren eigentlich zu einem Vortrage in dem Verein der rheinisch-westphälischen Schulmänner niedergeschrieben, dessen Zweck mehr praktisch-pädagogisch als wissenschaftlich-philologisch ist. Da aber die größten Philologen von der Höhe des rein wissenschaftlichen Lebens bisweilen in die niedern Räume der Schule herabgestiegen sind, um nachzusehen, ob die Basis aller Philologie, der erste Unterricht in den alten Sprachen, noch feststehe, ja selbst mit an der Befestigung dieser Basis gearbeitet haben; so glaube ich die Mittheilung dieser Bemerkungen einer wohlwollenden Beurtheilung empfehlen zu dürfen. (Anm. d. Verf.)

nach Gründlichkeit und Vielſeitigkeit verleitet, beim Elementarunterrichte des Lateiniſchen auf einen Abweg gerathen ſind, welchen wir, aus Vorliebe oder durch amtliche Rückſichten bewogen, nicht verlaſſen mögen. So weit meine Erfahrung in dieſem Kreiſe des Unterrichts reicht, habe ich bemerkt, daß in der erſten Zeit des Sprachunterrichts jetzt zu viel Grammatik getrieben, oder der grammatiſche Unterricht im Lateiniſchen zu ſyſtematiſch behandelt wird. Dieſe Methode, welche in Folge der wiſſenſchaftlichen Behandlung der Grammatik ſeit dem Anfange dieſes Jahrhunderts faſt allgemeinen Eingang auf den Gymnaſien gefunden hat, wird ſchon vor dreihundert Jahren von einem Manne gerügt, der nicht allein auf dem kirchlichen Gebiete, ſondern auch in der Wiſſenſchaft, und zumal in der Pädagogik, dem Geiſte freiere Bahnen anwies und mit der Schärfe ſeines Verſtandes das Richtige erkannte. „Iſt jemals eine Sprache geweſen, ſagt Dr. Martin Luther *), die man aus der Grammatik recht und wohl hat reden lernen? iſt es nicht wahr, daß auch die Sprachen, ſo die allergewiſſeſten Regeln haben, als die lateiniſche und griechiſche Sprache, vielmehr aus Uebung und Gewohnheit, denn aus Regeln gelernt werden?“ Schon Seneca hatte dieſen allein richtigen Weg mit den Worten in einem ſeiner Briefe vorgezeichnet: longum iter est per praecepta, breve et efficax per exempla. Und daß durch eine ſyſtematiſche Erlernung grammatiſcher Regeln nichts gewonnen werde, haben auch neuere Kenner und Meiſter erklärt. Leibnitz, der als Sprachkenner unbezweifelt einen hohen Rang einnimmt, ſagt: de grammatica sic sentio: pleraque usu discenda: regulae deinde addendae ad perfectionem. Facciolati aber, der hinſichtlich ſeines lateiniſchen Stils zu den beſten der neuern Latiniſten gehört, erklärt geradezu, daß er den Grammatiken nichts verdanke **): quas omnes una cum crepundiis vel abieci vel deposui. Adolescens sibi persuadeat, latinum sermonem non ex grammatica, sed grammaticam ex latino sermone natam esse. Obgleich auch Fr. A. Wolf, gewiß ein Feind aller Oberflächlichkeit in Sachen der alten Sprachen, ausdrücklich bemerkte, „daß es eine der erſten Regeln beim erſten Unterricht in der lateiniſchen Sprache ſei, daß man dem Anfänger gleich anfangs ſo viel als möglich Luſt zu machen ſuche, wogegen ſehr oft gefehlt werde,“ ſo wird deſſenungeachtet dieſer Unterricht immer noch viel zu ſehr dem Anfänger erſchwert, weil man einmal gewohnt iſt, das Studium der Grammatik als eine geiſtige Gymnaſtik zu betrachten und durch ſie die ſogenannte formale Bildung des Geiſtes zu erreichen meint, welche ſeit der philoſophiſchen Richtung des Jahrhunderts gewiſſermaßen zum Schiboleth des gelehrten Schulunterrichts geworden iſt, um ſo den Gegenſatz zum Realismus zu bezeichnen. Nach Muret's Anweiſung ſoll der Knabe das Decliniren und Conjugiren per ludum iocumque lernen ***) — et ut libentius faciat, non metu ac verberibus, sed praemiolis, quibus illa aetas capi solet. Dazu gehört freilich ein Lehrer, welcher der Sprache vollkommen mächtig iſt und nicht ängſtlich nach den Paragraphen der eingeführten Grammatik unterrichtet, wie dies wohl hie und da ſogar amtlich verlangt wird, damit die Zahl der durchgenommenen Paragraphen in das Programm aufgenommen werden könne. Die unausbleiblichen Folgen eines ſyſtematiſchen Sprachunterrichts im Lateiniſchen ſind nun auf den Gymnaſien häufig dieſe, „daß Knaben, die 3—4 Jahre lang Latein gelernt haben, doch nicht im Stande ſind, die

*) Zimmermann: Geiſt aus Luthers Werken. Bd. II. S. 563.

**) S. deſſen Rede: Latinam linguam ex Grammaticorum libris comparandam non esse.

***) Auch Fr. A. Wolf erlaubt, „dergleichen Dinge als Spiele zu behandeln; denn es liegt etwas Ernſthaftes zum Grunde.“

leichteſten deutſchen Sätze fehlerfrei zu überſetzen. Dieſe wunderbare Erſcheinung hat lediglich ihren Grund darin, daß die Schüler zu lange mit dem Decliniren und Conjugiren, mit dem Auswendiglernen der Geſchlechtsregeln, Ausnahmen und dergl. geplagt werden" *). Daß alle dieſe Dinge durch den Uſus, durch Lectüre, auf weit leichterem und kürzerm Wege erlernt und dann beſſer im Schreiben und Sprechen angewendet werden können: dies iſt zwar ſchon ſehr oft geſagt, aber viel zu wenig beachtet worden. Joh. Matthias Gesner ſchrieb und ſprach nicht nur fertig, ſondern auch gut Latein: sine grammaticae ministerio, solo usu et consuetudine haec omnia praestitit **). Gesner's, auf Erfahrung gegründete Anſicht war: Grammaticam non minus neeessariam esse adolescentibus, quam iuvenibus virgines, sed tempore suo; rem praestantissimam quidem, sed pueris noxiam ***). Und in gleicher Weiſe ſpricht er ſich in der leſenswerthen Vorrede zu Cellarius lateiniſcher Grammatik aus. Ohne Formen und Wörter kann man freilich in keiner Sprache gut fortkommen: dieſe müſſen alſo auswendig gelernt werden, jedoch nicht hintereinander und nicht ohne ſofortige Anwendung. Dem Knaben wird das Memoriren leicht, denn ſeine Intelligenz äußert und bethätigt ſich vorzugsweiſe als Gedächtniß; aber man überlade es nicht mit abſtracten Regeln und Sprachgeſetzen, die dem kindlichen Faſſungsvermögen nicht angemeſſen ſind, das in dieſer Bildungsperiode nur das Concrete in ſeiner Anſchaulichkeit richtig aufzufaſſen verſteht. Die Formenlehre werde daher anfangs ſo einfach als möglich gemacht: man laſſe keine Wörter auswendig lernen, bei denen der Schüler nicht bald ſelbſt einſieht, wozu ſie dienen. Bei Erlernung einer Sprache kommt es immer auf den nächſten Zweck an; daher muß der Anfänger die Wörter vorzüglich lernen, die am häufigſten vorkommen †). Nichts iſt nachtheiliger als in futuram oblivionem lernen zu laſſen; daß aber dieſes geſchieht, zeigen die ſchriftlichen Arbeiten in den obern Klaſſen der Gymnaſien. Denn obgleich in den untern viel Grammatiſches gelernt wird, ſo wird doch in den obern noch viel gegen die Grammatik geſündigt. Nicht ſyſtematiſch geordnete Regeln, auch wenn ſie noch ſo gut gelernt werden, führen zum Beſitz der Sprache, zur Fertigkeit im Sprechen und Schreiben, ſondern lebendig aufgefaßte Thatſachen der Sprache, Sprachwerke, in Blut und Geiſt aufgenommen, verſchaffen allein tüchtige Kenntniß und Fertigkeit."

„Das viele Auswendiglernen aus der Grammatik nannte Gesner ohne Umſchweif „ein unvernünftiges, weil es zu nichts dient, als dem Schüler einen unauslöſchlichen Haß gegen die Grammatik, gegen die Sprache überhaupt beizubringen, den Kopf zu verwirren und die Schüler zu andern vernünftigen Dingen untauglich zu machen." Daher kommt es denn auch, daß die Klaſſiker nach ſo vielen auf die Erlernung der alten Sprachen verwendeten Schuljahren von der Mehrzahl derer, die nicht gerade Philologen ſind, nach der Schulzeit gewöhnlich bei Seite gelegt werden. Wie wenige Männer, welche eine gelehrte Schulbildung genoſſen haben, leſen in ſpätern Jahren einen lateiniſchen Autor ſeinem Inhalt zu lieb, und wie ſelten iſt einer unter

---

*) Worte Aug. Grotefend's in der Vorrede zu ſeinem latein. Elementarbuche.

**) Aus Gesners Biographie von Nicolaus Niclas in Biograph. Acad. Gotting. Vol. III. Abgedruckt in Frotſcher's Eloquentium virorum narrationes de vitis hominum doctrina et virtute excell. Vol. II. p. 145 sq.

***) Fr. A Wolf's Vorleſungen über die Alterthumswiſſenſchaft, herausg. von Gürtler. Bd. I. S. 255.

Tauſenden, der einen alten Griechen zum Genuß und zu geiſtiger Erquickung lieſt *). Und wir dürfen uns über dieſe betrübende Erſcheinung nicht wundern; denn die jetzt auf den meiſten Schulen vorherrſchende ſtatariſche Lectüre und minutiöſe Zergliederung iſt der gerade Weg, um der Jugend die herrlichen Alten für alle Zeit zu verleiden und den Genuß der edelſten Geiſtesfrüchte zu verbittern. Die curſoriſche Lectüre ſoll freilich keine flüchtige, oberflächliche ſein, aber ſie darf ſich auch nicht zu lange beim Entwickeln des Inhalts, bei der grammatiſchen und hiſtoriſchen Erklärung aufhalten, noch weniger ſich mit kritiſchen Unterſuchungen auf der Schule abgeben. In manchen Stücken iſt es nach Fr. A. Wolfs Meinung beſſer, einzelne Stellen des Ganzen unvollkommen zu verſtehen, als ein kleines Stück in den Augen zu behalten und niemals weiter zu kommen. Wie man übrigens bei der curſoriſchen Lectüre zu verfahren habe, hat Gesner in der viel zu wenig beachteten Vorrede zur Clercſchen Ausgabe des Livius auf eine eben ſo belehrende als launige Weiſe gezeigt. Gegen das langſame und ſtückweiſe Leſen der Alten, wodurch der in den Alten wohnende Geiſt mehr vom Leſer entfernt als ihm näher gebracht wird, ſpricht ſich auch Gottfried Hermann ὁ γραμματικώτατος in der Vorrede zur Tauchnitz'ſchen Ausgabe der Ilias ganz entſchieden aus, indem er zeigt, daß nur ein wiederholtes Leſen eines ganzen Schriftſtellers oder größern Abſchnittes zum Auffaſſen des antiken Geiſtes und zur lebendigen Kenntniß der Sprache führe: Nam prima cuiusvis scriptoris lectio vix aliam habet utilitatem quam ut imaginem aliquam scriptoris animo concipiamus, non ut eius ingenium penitus cognoscatur: neque omnia quae ei propria sunt quibusque difficultatibus ab aliis scriptoribus percipi, sed notari tantum ad quae potissimum attendere debeamus possunt. Quarum rerum copia augetur repetenda lectione, quoque saepius repetitur, eo magis in animum lectoris penetrat scriptoris ingenium. Was dort über die Lectüre Homers geſagt iſt, gilt auch für das Studium jedes andern alten Schriftſtellers. Gehört es aber bei der jetzigen Lehrweiſe auf den Gymnaſien nicht zu den ſeltenen Ausnahmen, daß ein Abiturient den ganzen Homer, den ganzen Virgil oder Horaz auf der Schule geleſen hat? Und doch kann die wahrhafte Bildnng des Geiſtes nur durch das Leſen der unübertroffenen Alten erzielt werden: denn der Geiſt weckt und nährt den Geiſt; nicht die todte Phraſe, wenn ſie nur der Form wegen erlernt wird, thut ſolch Wunder, ſondern der Inhalt iſt es, der lebendig macht. Nicht aus dem ſyſtematiſchen Erlernen grammatiſcher Formen und Regeln kommt der antike klaſſiſche Geiſt in uns, ſondern aus fleißigem, anhaltendem Leſen der antiken Geiſteswerke und durch ſtets fortgeſetzte Verſuche, den aufgenommenen Geiſt der klaſſiſchen Vorwelt in Schrift und Rede wieder auszudrücken. Dabei überſehe man nicht den viel zu wenig beachteten Nutzen des lauten Leſens, um ſich ein lateiniſches Ohr anzueignen. Nicht allein Dichter, ſondern auch Proſaiker, zumal Redner, müſſen laut geleſen werden, damit der Zauber rhythmiſcher Bewegung unſer Ohr rühre, und durch dieſe Vermittelung geiſtiges Beſitzthum werde."

„Ein anderer Umſtand, welcher der Aneignung einer guten Latinität nicht förderlich zu ſein ſcheint, iſt das zu frühe Ueberſetzen aus dem Deutſchen in's Lateiniſche und der Gebrauch deutſch-lateiniſcher Wörterbücher. Die ſchriftlichen Uebungen in den untern Klaſſen haben im Ganzen einen ſehr untergeordneten Zweck, denn die Anwendung

*) S. das Oſterprogramm des Hamburger Gymnaſium von 1841 von Chr. Fr. Wurm: Was ſoll unſerer Jugend die Bekanntſchaft mit den Staatsepochen des klaſſiſchen Alterthums?

der Regeln lernt der Knabe beſſer beim Leſen, wenn der Lehrer dabei Sätze nachbilden und aus-ſprechen läßt, als wenn dergleichen Regelſätze einzeln, ohne Zuſammenhang, vom Schüler zu Hauſe ſchriftlich überſetzt werden. Für den Stil ſelbſt wird damit nichts gewonnen, denn „was als Uebung für den Gewinn grammatiſcher Regeln geſchieht, macht keinen Anſpruch auf den Namen einer Stilübung. Höchſtens mag ein Zurücküberſetzen des Geleſenen von Erfolg ſein, wie die in frühern Zeiten üblichen Imitationen unter geſchickter Leitung, welche ein gedankenloſes Uebertragen der Redeformeln vermeidet, nicht verwerflich ſind" *). Die gewöhnliche Art von Exercitien, wo man hübſches Deutſch dictirt, um es wieder in hübſches Latein überſetzen zu laſſen, hielt Fr. A. Wolf für äußerſt unzweckmäßig. Die beſte Methode iſt unſtreitig die, aus einem lateiniſchen Autor, der vor Kurzem geleſen iſt, einen Abſchnitt in deutſcher wortgetreuer Ueberſetzung zu dictiren und in der Schule unter den Augen des Lehrers überſetzen zu laſſen. Dadurch wird ein näheres Anſchließen an die antike Denkweiſe vermittelt und für eine wörtliche Uebertragung läßt ſich der geeignete lateiniſche Ausdruck leichter finden als für eine freie. Daher bringt es auch wenig Gewinn, ja öfters Nachtheil, wenn dem Schüler Abſchnitte aus neuern Klaſſikern, z. B aus Schiller, Göthe, zum Uebertragen in's Lateiniſche vorgelegt werden. Die Behandlung eines ſolchen Stoffes ſetzt die größte Gewandtheit und Kenntniß in beiden Sprachen voraus. Form und Inhalt der Ueberſetzungsaufgaben müſſen antik und zwar mit römiſchem Geiſte erfüllt ſein. Die in der griechiſchen Sprache Geübteren können zur Abwechſelung Abſchnitte aus griechiſchen Klaſſikern, zumal aus Geſchichtſchreibern, in das Lateiniſche übertragen, wobei ſich im Allgemeinen Wortſtellung und Ausdrucksweiſe genau nachbilden laſſen. Wir wiſſen, daß Cicero vorzüglich durch ſolche Uebungen ſeinen Stil bildete; auch der jüngere Plinius verſchmähete ſie nicht **). Die gewöhnlichen Exercitien ſtiften nach Fr. A. Wolfs Ausſpruch mehr Schaden als Nutzen; durch ſie gewöhnt ſich der Schüler ein wörtliches Ueberſetzen des deutſchen Idioms, ein Deutſch-Latein an, und lernt den Bau der Sprache nicht. Welch' eine zeitraubende, mühevolle und fruchtloſe Arbeit aber die mit dieſen Exercitien verbundene Correctur iſt, dies weiß jeder Lehrer aus Erfahrung. Nicht zu Hauſe corrigire der Lehrer die lateiniſchen Arbeiten der Schüler, ſondern er leite dieſe an, in der Schule die Fehler ihrer Ueberſetzungen ſelbſt zu verbeſſern. Durch dieſe Methode müſſen die Schüler ſich ſelbſt auf ihre Fehler aufmerkſam machen und lernen dabei mehr, als wenn ſie zu Hauſe die rothen Emendationen nachleſen, was übrigens doch nur flüchtig oder auch gar nicht geſchieht. Man ſollte daher Gesner's Methode, welche Erneſti und Wolf empfohlen, auf den Gymnaſien einführen; denn ſie iſt, von einem geſchickten Lehrer geleitet, unbezweifelt die richtigſte und nützlichſte. Erneſti beſchreibt ſie mit folgenden Worten ***): In scholis Gesnerus non probabat morem singulorum scripta privatim corrigendi, non praesentibus, qui scripsissent. Eum laborem frustra insumi, quod plerique vel negligerent inspicere, quae emendata essent, vel rationem et causam emendationum nescirent. Itaque sic instituebat in schola Thomana, ut in exercitationibus publicis natu maiores et prae-

*) S. Hand's Lehrbuch des latein. Stils. 2te Ausg. S. 482.

**) Plin. Epist. VII, 9 Quintil. Inst. Orat X, 5, 2. Id Cicero sua ipse persona frequentissime praecipit: quin etiam libros Platonis atque Xenophontis edidit hoc genere translatos.

***) Narratio de J. M. Gesnero; in Opusculis oratoriis p. 327 sq. Vergl. Hand's Lehrbuch des lat. Stils S. 491. 2te Ausg.

fectiores statim Latine exciperent, quae Germanice proponeret, et audientibus omnibus, quos excitarat, corrigeret, ut inde et alii proficerent et peccata sua emendarent. Ceterum dum illos audiebat, modo hunc, modo illum interrogabat, quid ipse scripsisset, vel libros inspiciebat: interdum etiam veluti consilia cum discipulis inibat de modo recte vel exprimendae sententiae, vel scripti emendandi, ut omnes acueret. —"

„Den Gebrauch der jetzt so beliebten und für den Lehrer allerdings bequemen Ueberſetzungsbücher kann ich bei dieſen Uebungen nicht gut heißen. In den meiſten entfernt ſich der deutſche Ausdruck und die Wortſtellung ſo weit vom lateiniſchen Idiom, daß der Schüler mit Hülfe des deutſch-lateiniſchen Wörterbuchs oft zu den ſonderbarſten Ausdrucksweiſen ſich verleiten läßt, die alles andere ſind, nur kein klaſſiſches Latein. Auch ſtehen in dergleichen Büchern entweder zu viel oder zu wenig Redensarten, mitunter ſelbſt nicht gut lateiniſche. Dazu kommt noch der Uebelſtand, daß der Inhalt dieſer Aufgaben nicht immer aus dem Gebiete der klaſſiſchen Vorwelt entlehnt iſt. Um nun dieſe Mängel und andere Nachtheile, die mit dem Gebrauche ſolcher Bücher verbunden ſind, zu beſeitigen, mache der Lehrer die Aufgaben ſelbſt, wortgetreue Ueberſetzungen aus römiſchen Klaſſikern, zunächſt aus Hiſtorikern; z. B. hiſtoriſche Zuſammenſtellungen aus Cicero's Briefen, aus Livius u. a., und zwar wo möglich ſo, daß der Verſuch des Auffindens dem Schüler nicht gelingen, und wenn er die Stellen auch findet, deren Lectüre ihm nur nützlich ſein kann. In der Klaſſe gehe dann der Lehrer das deutſch dictirte Penſum durch, frage nach den lateiniſchen Ausdrücken, welche der Schüler zu dieſer oder jener Stelle anwenden wolle, ſage ihm mit Gründen das Richtige, laſſe dabei ſynonyme Redensarten aufſuchen, und frage nach den zu beobachtenden grammatiſchen Regeln. Zu Hauſe wird nun nach dieſer Vorbereitung der Schüler zu ſeiner Arbeit kein deutſch-lateiniſches Lexikon nöthig haben, ſondern theils die mitgetheilten Redensarten, die jedesmal auswendig zu lernen ſind, theils den eigenen, ſchon geſammelten Vorrath von Wörtern anwenden. Dieſer wird ſich nun immer mehr vergrößern und in Prima ſo zugenommen haben, daß ein fleißiger Schüler dieſer Klaſſe ohne Mühe Aufſätze über ſolche Themata, die der Sphäre ſeines Denkens angemeſſen und aus dem Kreiſe des Unterrichts, zumal des geſchichtlichen, entlehnt ſind, ohne Gebrauch eines deutſch-lateiniſchen Wörterbuchs ſchreiben kann. So gewöhnt ſich der Schüler lateiniſch zu denken, aus eigenem Kopfe zu ſchreiben, und nur wer zu dieſer Fertigkeit gelangt, wird gut ſchreiben. Häufige Extemporalien kann ich nicht gut heißen, denn ſie verführen mehr oder weniger zur Nachläſſigkeit. Auch Quintilian billigt dieſes eilige Schreiben nicht, nam cito scribendo non fit, ut bene scribamus; bene scribendo fit, ut cito."

„Wenn nun aus den Erfahrungen der Gegenwart hervorgeht, daß die bisherigen Erfolge des lateiniſchen Sprachunterrichts, zumal in den untern Klaſſen, nach der jetzt üblichen und zum Theil vorgeſchriebenen Weiſe billigen Anforderungen nicht entſprechen, ſo iſt es allerdings von Wichtigkeit, die Hemmniſſe und Mängel zu entfernen und den Weg aufzuſuchen und zu verfolgen, der ſicherer und leichter zum Ziele führt, als der bisher betretene, den ich den ſyſtematiſchen nenne; jener aber iſt der praktiſche, der wieder aufgeſucht werden muß. Er iſt freilich der leichtere, führt aber darum nicht zur Ungründlichkeit, denn *Erleichterung im Lernen ſchließt nicht die Gründlichkeit aus*; was man anfangs dem Schüler erleichtern kann, ſoll man ihm nicht abſichtlich erſchweren, da es des Schwierigen in der Sprache ohnedies ſchon genug giebt. Auch iſt die Grammatik von ihren Erfindern gar nicht dazu beſtimmt, die

Knaben damit zu quälen und ſie um alle Luſt zum Studiren zu bringen. Die allgemein herrſchend gewordene Meinung, daß es zur Gründlichkeit und zur formalen Bildung nöthig ſei, daß die Grammatik Schritt vor Schritt, von Paragraph zu Paragraph durchgegangen werde, von mensa bis zum Kalender, iſt bei näherer Betrachtung ohne Halt. „Ich muß lachen, denn juſt die formale Bildung iſt es, für welche auf dieſem Wege gar nichts geſchieht; Ihr könntet Euren Schüler mit gleichem Gewinn für ſeine Geiſtesbildung mit der Heraldik oder der Genealogie beſchäftigen. Die erſten zwei Jahre ſpricht er die Formen und Regeln nach und denkt ſich nichts dabei; allmählich lernt er durch die den Regeln gegebenen Beiſpiele ſo wie durch die Lectüre andre Sätze bilden, und dann ſcheint es Euch, er befolge die Regel, wo es doch nicht das praeceptum iſt, das ihn leitet, ſondern das exemplum; aber geſetzt auch, die Regel werde mit der Zeit verſtanden, wißt Ihr, daß Ihr das Gegentheil von dem gethan habt, was der auf formale, auf Verſtandesbildung ausgehende Lehrer thut? Der natürlichen Denkfaulheit habt Ihr Vorſchub geleiſtet, indem Ihr die Regeln fertig, in abgerundeter Form gegeben habt, die der Schüler auf analytiſchem Wege, durch Abſtraction von concreten Fällen, ſelbſtthätig hätte ſuchen und formuliren ſollen“ *). Es iſt aber jene von dem Grundſatze der formalen Bildung ausgehende Methode des grammatiſchen Unterrichts auch aus dem Grunde eine ganz unpädagogiſche, weil ſie auf die Natur und Subjectivität der lernenden Intelligenz gar keine Rückſicht nimmt und den Kopf des Knaben für ein leeres Gefäß anſieht, dem der grammatiſche Gehalt eingegoſſen wird. Und darin liegt eben der Hauptfehler jener ſyſtematiſchen Methode. Nicht aus den abſtracten Regeln der ſchon fertigen Grammatik wird die Sprache erlernt, ſondern aus den concreten Stoffen der Sprache ſelbſt. Man führe alſo den Schüler ſo zeitig als möglich zum Leſen, zum Verſtehen des Geleſenen, und laſſe ihn mit der Sprache ſelbſt umgehen und arbeiten. Dabei muß es aber immer der erſte Grundſatz bleiben, vom Beſondern auszugehen, um ſo auf's Allgemeine zu kommen, niemals aber umgekehrt. Dies ſchärft des Schülers Urtheil, wenn er ſich aus den Beiſpielen die Regel abſtrahirt. Es ſoll nun eben damit nicht geſagt werden, die Grammatik bei Seite zu legen; dieſe muß vielmehr dem Schüler ſtets zur Hand ſeyn und diene ihm zum Nachſchlagen. Die Regeln aber auswendig lernen zu laſſen, nennt Wolf die verdammteſte Methode. Man beachte bei dem Gebrauche der Grammatik die trefflichen Winke, welche Scheller in der Vorrede zur erſten Auflage ſeines kleinern lateiniſchen Wörterbuchs giebt. Sein Lehrer hielt nichts vom Aufgeben; er ließ vielmehr alles in der Grammatik aufſchlagen und herleſen, wodurch die Schüler die Grammatik ſpielend in den Kopf bekamen und eine ſo vertraute Bekanntſchaft mit dem Inhalte derſelben machten, daß ſie bei jeder Stelle eines Schriftſtellers den Paragraphen anzugeben wußten, der die Regel dazu enthielt. Die ſyſtematiſche Behandlung der Syntax und die hiſtoriſche Entwickelung der grammatiſchen Formen werde für die oberſte Klaſſe der Schule aufbewahrt, deren Schüler mit gereifterm Verſtande das Abſtracte der Regel und ihren Grund aufzufaſſen im Stande ſind.“

„Je mehr nun von den Wortführern der realiſtiſchen Richtung unſerer Zeit an jede Thätigkeit, auch an die des Geiſtes, an den Unterricht, der Maßſtab der Nützlichkeit angelegt und der hohe Werth der klaſſiſchen Studien überhaupt herabgedrückt, oder wenigſtens die Summe der auf die Erlernung der alten Sprachen verwendeten koſtbaren Zeit mit dem Werthe der Ergebniſſe

*) Dr. Mager's moderne Philologie und die deutſchen Schulen. Stuttgart 1840. S. 41.

verglichen und das bei ſolchen Vergleichungen häufig ſich herausſtellende Mißverhältniß vor den Richterſtuhl der öffentlichen Meinung gebracht wird: deſto mehr iſt es die Pflicht aller derer, die es einſehen und ändern können, der früher von gewichtigen Stimmen ausgeſprochenen und hier beſcheiden wiederholten Anſicht ihre theilnehmende Aufmerkſamkeit zuzuwenden und der alten naturgemäßen, einfachen praktiſchen Methode, deren Anwendung durch die Erfahrung als eine fruchtbringende ſich bewährt hat, beim Unterricht in den alten Sprachen, und namentlich der lateiniſchen, wieder freien Eingang zu geſtatten. Denn von den Erfolgen einer zweckmäßigen Methode wird es großentheils abhängen, ob das Studium der Alten fernerhin ſich auf den Schulen auch für Nichtphilologen, für die allgemeine Bildung behaupten und ob der Gewinn für den Geiſt und das Leben auch der Mühe entſprechen werde, welche wir mit Recht auf den geiſtigen Nachlaß der Vorwelt verwenden. Nicht die auf den Höhen der Wiſſenſchaft ſchwebende Theorie, ſondern die bewährte Praxis der Erfahrung erringt wie überall, ſo auch in den Werkſtätten der geiſtigen Ausbildung den lockenden Kranz des Sieges."

Nach der hier eingetretenen Pauſe führte der Vorſitzende den anweſenden Profeſſor von Schlegel auf die Rednerbühne, und überreichte ihm, in Folge des Beſchluſſes der vorbereitenden Sitzung, die nachſtehend abgedruckte Votivtafel mit folgender Anrede: „Empfangen Sie, verehrungswürdiger Mann, Mann Deutſchlands, Europa's und Nicht-Europa's, den Ausdruck der Bewunderung und des Dankgefühls dafür, daß Sie, groß und bahnbrechend in den verſchiedenſten Gebieten geiſtiger Thätigkeit, das klaſſiſche Alterthum und ſeine Würdigung von den Feſſeln des Vorurtheils befreit haben; daß Sie durch Lehre und Beiſpiel, mit auslegendem Wort und nachbildender That, die Großartigkeit, Sinnigkeit und Geſetzmäßigkeit antiker Poeſie erſchloſſen haben; daß Sie die Methode, die wir als eine Errungenſchaft der klaſſiſchen Philologie anſprechen dürfen, in dem Gebiete einer durch Sie neugeborenen Philologie zu Ehren gebracht haben. Im Namen des Vereines habe ich die Ehre und die erhebende Befriedigung, Ihnen dieſes Weiheblatt im Sinne einer, ſeltenem Verdienſte gewidmeten und aus freiem Anerkenntniß des Herzens kommenden Huldigung zu überreichen. Vergönnen Sie uns ferner, Sie als den Unſrigen hochzuhalten, und laſſen Sie in freundlicher Erinnerung auch uns die Ihrigen ſein."

Der alſo Begrüßte, von welchem ſich in dieſem feierlichen Augenblick jeder der Anweſenden ſagte, daß er mit wenigen gefeierten Namen allein noch aus der großen Zeit unſerer Litteratur von deren Heroen übrig ſei, und wie aus einer für ihn ſchon untergehenden Periode noch mit jugendlicher Friſche des Geiſtes in die Beſtrebungen des jüngern Geſchlechtes herüberſehe, erwiderte die an ihn gerichtete Anrede durch die Erinnerung an den Gang ſeiner Studien und Leiſtungen.

„Nur eines könne er vor den übrigen hier verſammelten verdienſtvollen Männern als ihm eigen anſprechen, daß er ſchon vor 53 Jahren angefangen habe, nämlich in ſeiner 1788 erſchienenen Geographia Homerica, für eine umfaſſendere Behandlung philologiſcher Gegenſtände, wenn auch mit noch wenig geprüften Kräften, thätig zu ſein. Habe er ſpäter auf dieſem ſchönen und reichen Gebiete nicht ſich zu den Leiſtungen Anderer erheben können, die mit ihm und nach ihm zum Theil aus derſelben Schule hervorgegangen, ſo ſei davon unter vielen dieſes ein Grund,

daß er theils durch Neigung, theils durch Verhältniſſe in andere, daß er vielleicht in zu viele Gegenſtände ſei gezogen und zerſtreut worden, und wohl nur zu geringem Theil dürfe er annehmen und als ihm zukommend betrachten, was dieſe Verſammlung ſo vieler Pfleger wahrer Wiſſenſchaft ihm nachſichtsvoll und mit einer Geſinnung beigelegt habe, die er nach ihrem ganzen Umfange zu ſchätzen wiſſe, und die er zu verdienen auch in der wohl nur noch kurzen ihm gegönnten Lebenszeit bemüht ſein werde."

Der allgemeine Zuruf der Verſammlung empfing den Gefeierten, als er mit ſichtbarer Rührung unter ſie herabſtieg und ſeinen Sitz in ihrer Mitte wieder einnahm.

Die vom Oberſchulrath und Archivdirector Friedemann abgefaßte Votivtafel ſelbſt war die hier nebenſtehend abgedruckte:

Nachdem eine zuſammenhängende Discuſſion der, über die Methode des grammatiſchen Unterrichts theils früher, theils an dem heutigen Tage vernommenen Anſichten durch Beſchluß der Verſammlung an das Ende der Sitzung war verleg' worden, trat der Tagesordnung gemäß Profeſſor Dr. **Ritter** auf und ſprach über **Cicero's Nachrichten von den Servianiſchen Centurien**, die er mit den entſprechenden des Livius und Dionyſius verglich und würdigte. In ausführlicher Entwickelung *) ſuchte der Redner folgende vier Hauptſätze zu begründen:

1) „Nach einſtimmiger Tradition des Alterthums habe es nicht mehr und nicht weniger als 193 Servianiſche Centurien gegeben; 2) die ſogenannte Centurie der accensi ſei rein erdichtet und Folge eines Mißverſtändniſſes; 3) in der Stelle des Cicero de re publica II, 22. ſei ein Rechnungsfehler enthalten, der auf den erſten Anblick zwar auffallend ſcheine, aber durch keine Kunſt der Auslegung und noch weniger durch Aenderung der überlieferten Worte beſeitigt werden könne; 4) daß Cicero, Livius und Dionyſius in ihren Berichten über die Servianiſche Centurien-Verfaſſung in allem Weſentlichen übereinſtimmen."

Auf Anlaß dieſes Vortrags entſpannen ſich lebhafte und intereſſante Erörterungen, indem zuvörderſt Prof. Dr. Hermann aus Marburg ſich erhob, und äußerte: „So ſehr er dem geehrten Redner für die mannigfache Belehrung ſeines intereſſanten Vortrags danke, könne er ſich doch in Beziehung auf den zuletzt von demſelben berührten Punkt der Frage nicht währen, ob denn Cicero nicht, als er die Bücher vom Staate ſchrieb, längſt als Conſul ſelbſt Centuriatcomitien präſidirt und deren Abſtimmungen geleitet habe? Dieſes vorausgeſetzt, würde aber ein Rechnungsfehler, wie ihn der Redner unterſtelle, geradezu unbegreiflich ſein. Denn die Sache habe neben dem arithmetiſchen und antiquariſchen auch noch weſentlich einen höchſt wichtigen politiſchen Geſichtspunkt, und ſo wenig er beſtreiten wolle, daß ein Staatsmann wie jeder Menſch ſich einmal irren und verrechnen könne, ſo würde ſich doch Cicero hier in dem Falle eines Finanzminiſters befunden haben, der ſich da, wo er in Wahrheit Ueberſchuß hätte, ſelbſt ein Deficit beilegte. Jedermann kenne den ariſtokratiſchen Charakter der Servianiſchen Centurieneintheilung,

---

*) Dieſe ſelbſt iſt von dem Herrn Verfaſſer den vorliegenden Verhandlungen nicht vergönnt, dagegen im 4ten Heft der Neuen Folge des Rheiniſchen Muſeums für Philologie veröffentlicht worden.

Q. B. F. F. Q. S.

VIRO. PERILLVSTRI

AVG. GVIL. DE. SCHLEGEL

QVI. PHILOLOGIAE. CAMPOS. ARCTIVS. OLIM. CONSTRICTOS. GRAECARVM. ROMANARVMQVE LITTERARVM. FINIBVS. ORIENTEM. ET. OCCIDENTEM. VERSVS. PROTVLIT. ILLVSTRAVIT FIRMAVIT: QVI. POESIS. ET. ARTIVM. ELEGANTIORVM. VIM. AC. NATVRAM. PER OMNES. ORBIS. TERRARVM. ORAS. ACCVRATIVS. INDAGARE. ET. NATIONIS. VNIVSCVIVSQVE VIRTVTES. SINCERIVS. PERSPICERE. SINE. IRA. ET. STVDIO. INTER. SE. COMPARARE AC. FACVNDE. SOLLERTERQVE. EXPLICARE. PRIMVS. INSTITVIT: QVI. IN. POETIS GERMANORVM. FAMAM. EXIMIAM. ADEPTVS. NON. SOLVM. INVENIENDI. ARTEM. SVMMA SVAVITATE. CONDIVIT. VERVM. ETIAM. MODORVM. AD. RECENTIVM. VETERVMQVE LINGVARVM. INDOLEM. RECTIVS. COMPONENDORVM. RATIONEM. RARA. SCRVTANDI SAGACITATE. ATQVE. EXEMPLI. CONSTANTIA. MONSTRAVIT: QVI. QVID. SIT. PVRE SIMPLICITER. TERSE. AC. POPVLORVM. MORIBVS. CONVENIENTER. SCRIBERE. NEQVE VNO. IN. SERMONE. SED. GERMANICO. LATINO. FRANCICO. NEQVE. IN. VNO. ALIQVO ORATIONIS. GENERE. NEC. DVBIIS. OBSCVRISQVE. PRAECEPTIS. TRADENDIS. SED MVLTO. CERTIVS. LVCVLENTIVSQVE. RE. IPSA. PRAESTITIT: QVI. INDICARVM. LINGVARVM STVDIA. ANTEA. NEGLECTA. AC. PAENE. CONTEMPTA. IN. GERMANIAM. INTVLIT EORVMQVE. CVM. NECESSITATEM. TVM. IVCVNDITATEM. ATQVE. VSVM. MVLTIPLICEM DOCTE. INGENIOSEQVE. OSTENDIT. ET. IN. SCRIPTORIBVS. EDENDIS. EXPLANANDISQVE SEVERVM. ARTIS. CRITICAE. AC. PHILOLOGIAE. MOREM. SECVTVS. ALIOS. AD. HOC GENVS. ACRITER. COLENDVM. FELICISSIME. EXCITAVIT: QVI. PATEFACTA. ANTIQVARVM AC. RECENTIORVM. LITTERARVM. COMMVNIONE. INTERIORE. PHILOLOGORVM. NOMEN AB. INVETERATA. DOCTORVM. VMBRATICORVM. SVSPICIONE. VINDICATVM. IN. LVCEM ET. AD. IVSTAE. LAVTAEQVE. ERVDITIONIS. LAVDEM. PRODVXIT. ET. SIC. ETIAM. IN GYMNASIORVM. SPATIA. EAM. DISSERENDI. ELEGANTIAM. AC. DOCENDI. SALVBRITATEM QVAE. MAGIS. MAGISQVE. QVOTIDIE. AGNOSCITVR. ET. EXPETITVR. INVEXIT: QVI AVCTAM. GERMANICARVM. LITTERARVM. GLORIAM. AD. VICINAS. NATIONES. PROPAGAVIT ET. PRAETERITARVM. RERVM. RECORDATIONE. POPVLARES. SVAE. DIGNITATIS. NON SINE. SVDORE. AC. SANGVINE. NVNC. DEMVM. RECVPERATAE. ADMONVIT. ET. INIQVISSIMO TEMPORE. LABANTES. ANIMOS. AD. SPEM. FVTVRAE. PROSPERITATIS. ET. IMMORTALITATIS EREXIT: QVI. DENIQVE. COMMVNEM. ILLAM. SOCIETATEM. QVAE. DVM. PACIS. OTIVM CONSTITERIT. POPVLOS. CVLTIORES. OMNES. EXOPTATISSIMO. ARTIVM. HVMANARVM VINCVLO. ARCTIVS. IN. DIES. COPVLABIT. LENI. VOCIS. SVAE. INVITAMENTO. PRAEPARAVIT ET. ADIVVIT

HANC. TABVLAM

TANQVAM. PIETATIS. AC. REVERENTIAE. TESTEM

OBTVLERVNT

PHILOLOGI. EX. GERMANIA. VICINISQVE. TERRIS

BONNAE. A. CIↃIↃCCCXXXXI.

CONGREGATI.

der gerade darauf beruht habe, daß die erſte Claſſe mit Einſchluß des Ritterſtandes allein mehr Stimmen (acht und neunzig) hatte als ſämmtliche übrige Claſſen zuſammengenommen; nach Cicero's Rechnung aber hätte es noch acht weiterer Stimmen bedurft, um der Abſtimmung der erſten Claſſe die abſolute Majorität zu verſchaffen; und ſo leicht alſo auch die Verwechſelung der Ziffern 89 und 98 an ſich ſcheinen möge, ſo ſchwer laſſe es ſich denken, daß Cicero, wenn zu ſeiner Zeit noch die Servianiſche Eintheilung beſtanden hätte, oder doch die angeführte Stelle Republ. II. 22 ſich auf dieſe bezöge, der erſten Claſſe, auf welche der Senatspartei ſo viel ankommen mußte, ſtatt des Uebergewichts, das ſie nach Servius ſchon als ſolche beſaß, eine, wenn auch noch ſo geringe Minderheit beigelegt haben ſollte. Bei weitem eher empfehle ſich daher die Annahme, daß Cicero nicht mehr von der Servianiſchen, ſondern von der Eintheilung ſeiner eigenen Zeit ſpreche, welche zwar die frühere Centurienzahl im Ganzen beibehalten, die Vertheilung derſelben in Claſſen aber im Einzelnen nach demokratiſchen Principien modificirt hätte; und dieſe Annahme ermangele um ſo weniger der äußern Begründung, als aus deutlichen Stellen, die dem Redner ſelbſt am wenigſten unbekannt ſeien, hervorgehe, daß ſpäter die Tribus mit der Centurieneintheilung verſchmolzen worden, wovon ſich bei Servius keine Spur zeige. Der Redner habe ſich zwar auf die Imperfecte excluderetur und valeret berufen, um zu beweiſen, daß Cicero nicht von der Gegenwart ſpreche, ſondern nur geſchichtlich aus der Vergangenheit berichte; ſolche Imperfecte des Conjunctivs aber gebrauche die lateiniſche Sprache öfters, wo auch nur die Entſtehung einer Sache in die Vergangenheit falle, um die urſprüngliche Abſicht derſelben anzudeuten, ohne daß damit die Fortgeltung für die Gegenwart wegfalle; und da Cicero mit deutlichen Worten ſage, nunc rationem videtis esse talem, und tot enim reliquae sunt, ſo ſei die Hinweiſung auf eine noch beſtehende Einrichtung nicht zu verkennen. Auch darauf könne man ſich nicht berufen, daß wenigſtens zur Zeit des Scipio oder wem ſeiner Zeitgenoſſen ſonſt jene Stelle der Republik in den Mund gelegt ſei, die Servianiſche Einrichtung noch beſtanden habe: denn die erſten Spuren der gedachten Aenderung fänden ſich ſchon im zweiten puniſchen Kriege, während von einer Umgeſtaltung der Centuriatcomitien zwiſchen dem jüngern Africaner und Cicero in dieſer Hinſicht nichts vorliege. Ueber die nähere Beſchaffenheit der veränderten Einrichtung ſpäterer Zeit wage er freilich bei der großen Meinungsverſchiedenheit, welche darüber bei den urtheilsfähigſten Sachkennern herrſche, keine beſtimmte Anſicht aufzuſtellen; ſo viel habe ihm jedoch immer am Einfachſten geſchienen, daß die ſiebenzig Centurien, welche nach Abzug der Ritter und Zimmerleute bei Cicero für die erſte Claſſe übrig blieben, in der doppelten Zählung von centuriis seniorum und iuniorum gerade der Zahl der fünf und dreißig Tribus entſprächen, und da ſich hieraus nur die willkommenſte Uebereinſtimmung der Ciceronianiſchen Stelle mit den ſonſtigen Zeugniſſen für den Grundcharakter der ſpätern Eintheilung ſo ergeben würde, ſo wünſche er jedenfalls von dem geehrten Redner zu hören, weßhalb derſelbe ſtatt dieſer einfachen Auslegung ſeine kühne Vermuthung vorgezogen habe?"

Der erſte Redner erwiderte dieſe Einwürfe mit der Behauptung, daß die ganze Servianiſche Centurienverfaſſung zur Zeit des Cicero ſchon veraltet und außer Gebrauch geweſen ſei. Die Comitien ſeien damals aus der Centurien- und Tribusverfaſſung gemiſcht geweſen, was ſchon Andere angenommen, obgleich bis jetzt das Nähere dieſer Miſchung noch nicht habe können ermittelt werden.

Ebenfalls gegen Prof. Ritters Anſichten waren die Bemerkungen von Prof. Dr. Gerlach aus Baſel gerichtet: „Weder die Centurienzahl 193, noch die Stelle über die accensi velati ſcheine nach den mannichfaltigen Unterſuchungen der neuern Zeit noch einer ſo einläßlichen Erörterung zu bedürfen, als ihr Prof. Ritter habe zu Theil werden laſſen. Dagegen ſei bei der Würdigung der Ciceroniſchen Stelle die neueſte und, wie es ſcheine, gelungenſte Erklärung nicht erwähnt worden, welche Dir. Peter in ſeinen „Epochen der römiſchen Verfaſſungsgeſchichte“ gegeben habe, nach welcher Cicero die Verminderung der Centurien der erſten Claſſe auf 70 im Auge, dieſe Zahl mit der Zeit des Servius in Verbindung bringt oder vielmehr in Beziehung ſetzt, ſo zwar, daß nun für die Zeiten des Servius die erſte Claſſe allein mit den Rittercenturien ein Uebergewicht bildete, auch ſpäter nur acht Centurien der zweiten Claſſe hinzukommen mußten, um die kleinſte Mehrheit zu bilden; eine Erklärung, welche um ſo mehr Billigung verdiene, als ſo ganz ohne Zwang die Anſicht Cicero's an dem durchaus ariſtocratiſchen Charakter der Centurienverfaſſung volle Beſtätigung findet.“

In anderer Weiſe ſuchte Hofrath Thierſch die Ueberlieferung des Cicero zu retten. Er erinnerte, „das Verfahren, nach welchem die von einander abweichenden Nachrichten der drei genannten Gewährsmänner combinirt und dieſe in innere Uebereinſtimmung ſollten gebracht werden, ſei kaum zuläſſig. Denn offenbar berichten ſie aus verſchiedenen Quellen. Dionyſius folge dem Cato, Livius vielleicht dem Valerius Antias, und von Cicero ſei kaum zu zweifeln, daß er auch dieſen Theil ſeiner Nachrichten über altrömiſche Verfaſſung aus dem Polybius geſchöpft habe, der mit dem Scipio, welchen er redend einführt, ohnehin in perſönlichem Verkehr geſtanden. Da aber der Urſprung jener Quellen ſo wenig bekannt, wie der Grad ihrer Verläſſigkeit zu beſtimmen ſei, ſo ſcheine bei Vergleichung ihrer Verſchiedenheiten nicht die Synchyſis, ſondern die Diakriſis, oder die Scheidung und Getrennthaltung ihrer Nachrichten das rechte Verfahren, und Cicero's Stelle für ſich betrachtet, könne auch aus ſich ohne jene bedenkliche Annahme eines ſo offnen arithmetiſchen Irrthums erklärt werden.“

Dagegen bemerkte Prof. Ritter unter Anderm: „Die behauptete Verſchiedenheit der Quellen ſcheine ihm noch keineswegs über den Zweifel geſtellt, auch ſei bei der großen Leichtigkeit und Schnelligkeit, mit welcher Cicero ſeine philoſophiſchen Schriften ausgeführt habe, es gar nichts Seltenes, bei ihm auf viele, ſtarke, und noch bedeutendere Irrthümer zu ſtoßen, wie dieſes namentlich in Bezug auf den Stoff der Bücher de finibus bonorum et malorum Madwig in Kopenhagen vor Kurzem nachgewieſen habe.“

Doch gab der Redner zu, daß ſeine Anſicht über dieſe, der Betrachtung ſo viele Seiten darbietende Streitfrage noch weiterer Begründung bedürftig ſei, hielt ſie aber derſelben zugleich für fähig.

Für den Augenblick mußten die weſentlichen Geſichtspunkte erſchöpft ſcheinen. Bei der ſehr vorgerückten Zeit wurden mit Genehmigung der Verſammlung die noch rückſtändigen anderweitigen Debatten auf den erſten Theil der dritten Sitzung anberaumt, und die zweite vom Vorſitzenden aufgehoben.

IV.

Protokoll

der

dritten öffentlichen Sitzung.

Bonn, am 2. Oktober 1841.

Indem der Vorsitzende als erstes Geschäft der heutigen Sitzung die Berichterstattung über die Suringarsche Preisaufgabe und die Vertheilung des Preises selbst ankündigte, schickte er noch die Mittheilung voran, daß im Namen des Herrn Suringar dessen Schwager, Professor Roorda aus Amsterdam, anwesend sei, und daß derselbe zugleich zwei auf Java bezügliche, in dessen Landessprache gedruckte, aus einer Leydener Officin hervorgegangene Werke dem Vereine zu offeriren die Güte gehabt habe. Es wurde auf den Antrag des Vicepräses beschlossen, diese Werke, nachdem sie zur Ansicht ausgelegen, an die Königliche Universitätsbibliothek zu Bonn zu überweisen. Eine von Herrn Suringar selbst in Deutschland gehaltene Gelegenheitsrede, in der sich dieselbe humane Gesinnung aussprach, die sich dem Vereine schon längst bewährt hatte, so wie ein philosophisches Schriftchen des Dr. Wenner aus Bonn, wurden in den, von den gefälligen Gebern zu diesem Behuf bestimmten Exemplaren vertheilt.

Hieran reihte sich, vorgetragen von Dr. Züllig, der **Bericht über das Resultat der Geschäfte des Preisgerichtes zur Beurtheilung der Antworten auf die Suringar'sche Preisfrage:**

„Welches sind die Ursachen, warum so viel Gutes, was die Kinder in der Schule gelernt haben, wieder verloren geht, sobald und nachdem sie die Schulen verlassen haben? Welche Mittel können gegen diesen Verlust nach dem Verlassen der Schüler angewendet werden? u. s. w."

erstattet von den im October 1839 in Mannheim dazu ernannten und im October 1840 in Gotha bestätigten Preisrichtern: Dr. Soldan in Gießen, Professor und Kreisschulinspector Dr. v. Osiander in Stuttgart, Ministerialrath Dr. Zell in Karlsruhe, Dr. Züllig in Heidelberg. *)

„Nicht weniger als 65 Schriften, zum Theil von nicht geringem Umfange, eine in französischer, die andere in deutscher Sprache, sind zur Bewerbung um die Ehre der besten Beantwortung dieser Frage, und um den Gewinn des dafür ausgesetzten Preises eingegangen, sechszig schon vor dem ersten Januar 1840, als dem dafür bestimmt gewesenen äußersten Termine, sechs weitere erst im Februar, März und Mai d. J. Auch unter diesen letzten befanden sich noch lobenswerthe, selbst vorzügliche Arbeiten; aber diejenigen, welche geeignet schienen, sich den

*) „Herr Oberstudienrath Schacht in Darmstadt hat zu seiner Zeit erklärt, wegen fortdauernder Kränklichkeit aus der Zahl der Preisrichter austreten zu müssen."

Preis ſtreitig zu machen, wurden in jener großen Mehrzahl von früher eingegangenen Abhandlungen gefunden, ſo daß es alſo nicht nöthig war, die Frage: ob auch die letzteren noch zur Concurrenz zuzulaſſen ſeien, zur Discuſſion zu bringen."

„So verſchieden nun dieſe Arbeiten unter ſich ſind, ſo entſchieden werthlos die einen, ſo höchſt werthvoll die andern, ſo muß doch beſonders über dieſe letzteren zum Voraus die Bemerkung ausgeſprochen werden, daß gerade ſie von dem eigentlichen Boden der Preisfrage ſich mehr oder weniger entfernen. Die Preisfrage bezieht ſich nach der ihr in der Bekanntmachung vom 3ten October 1839 gegebenen Faſſung vorzugsweiſe erſtens auf die Volksſchule, zweitens auf die „nach dem Verlaſſen der Schule" anzuwendenden Mittel zur Verhütung des Verluſtes der von dort davon getragenen Mitgift. Man hätte daher erwarten ſollen, daß vorzugsweiſe der Unterricht der Volksſchule bei der Beantwortung der Frage im Auge gehalten, und daß der Hauptnachdruck auf die Vorſchläge, über die, nach dem Verlaſſen der Schule anzuwendenden Mittel zur Verhütung jenes Verluſtes gelegt würde. In der letzteren Beziehung durfte man von einer erſchöpfenden Beantwortung der Frage eine umfaſſende Darſtellung und Kritik der in dieſer Hinſicht ſchon beſtehenden Einrichtungen erwarten, woran ſich dann, ſo ſchien es die Frage zu fordern, die Vorſchläge angeſchloſſen hätten, auf die das Vorangehende geführt hätte."

„In dieſer beſtimmten Richtung und Begrenzung iſt jedoch im Allgemeinen dieſe Preisfrage in den vorliegenden Beantwortungen nicht behandelt worden. Wenn auch die Meiſten auf das Volksſchulweſen mehr oder minder beſondere Rückſicht genommen haben, ſo geſchah dieß doch nicht in befriedigendem Maße. Vielmehr haben die meiſten und gerade die bedeutendſten Arbeiten ſich nicht blos auf den geſammten Schulunterricht ausgedehnt, ſondern auch die hierher gehörigen Fragen in der größten Allgemeinheit behandelt. Ebenſo haben zwar die Verfaſſer die nach dem Verlaſſen der Schule zu dem angegebenen Zwecke anzuwendenden Mittel mehr oder minder ausführlich behandelt, aber doch nicht mit der überwiegenden Bevorzugung und in der Vollſtändigkeit, wie es nach der Faſſung der Preisfrage hätte ſein ſollen."

„Dagegen läßt ſich andrerſeits nicht verkennen, daß allerdings die Preisfrage auch jene andere freiere Auffaſſung nicht allein zuläßt, ſondern auch ſelbſt anbahnt, indem ſie in den beigegebenen näheren Beſtimmungen ihrer Meinung die Forderurg aufſtellt, daß auch auf die Frage: „ob nicht vielleicht in dem Unterrichte ſelbſt der Keim des fraglichen Verluſtes liege," eingegangen werde. Eben ſo wenig kann verkannt werden, daß dieſe freiere, ſich einen weiteren Raum geſtattende, Auffaſſung der Preisfrage zugleich die vorausſichtlich fruchtbarere iſt. Zwar allzueng wurde ſie ohne Zweifel von Denjenigen aufgefaßt, die ſie hie und da in Zeitſchriften und an andern Orten ganz und gar verworfen haben, indem ſie glaubten, daß ſie auf unrichtigen Anſichten von der Sache ſelbſt beruhe, daß ſie etwas Irriges als eine Thatſache vorausſetze (nämlich daß auch von dem wirklich Guten, das die Schule gut gelehrt und der Schüler gut gelernt habe, wieder Vieles bald nach dem Verlaſſen der Schule verloren zu gehen pflege,) daß demgemäß die Frage blos dahin gehe: welche Einrichtungen man, vielleicht mit großer Kraftanwendung zu treffen habe, um dieß angebliche Uebel zu verhüten oder doch zu mindern, kurz, daß bei derſelben nicht weniger überſehen ſei, als daß es weder möglich, noch an ſich nothwendig ſei, Mittel zu erdenken, durch deren Anwendung aller Unterricht, den die Jugend bis zum Verlaſſen der Schule würde genoſſen haben, für immer fixirt würde, daß, wenn es ſolche Mittel gäbe, doch der Zweck des Aufwandes der dazu in Anſpruch zu nehmenden Kräfte kaum werth

ſein würde, und daß dieſe Kräfte, um hier zu dienen, nur dadurch gefunden werden könnten, daß man ſie ihren wichtigeren und nothwendigeren unmittelbaren Beſtimmungen entzöge. Ob dieſer Mißverſtand ſich nicht von vorn herein durch einige Modificirung der Preisfrage hätte verhüten laſſen, mag hier um ſo mehr unerörtert bleiben, da es auch das Comité, das zu ſeiner Zeit zur Redaction der Mannheimer Verhandlungen beauftragt war, nicht für gut fand, ſich darüber auszuſprechen, warum die Preisfrage einfach ſo war aufgenommen worden, wie ſie der verehrte Mann, der ſie geſtellt und einen ſo anſehnlichen Preis für die beſte Beantwortung derſelben ausgeſetzt hatte, ſelbſt formulirt hatte. Genug, die Preisfrage enthält die ſchon angeführte nähere Beſtimmung ihrer Meinung, und daß dieſe auch von dem aufmerkſameren Auge nicht überſehen wurde, liegt in den eingegangenen beſſeren Abhandlungen zu voller Genüge vor. Zugleich führte allerdings die Aufmerkſamkeit auf dieſen Punkt auf die umfaſſendere, würdigere, fruchtbarere Behandlung des Gegenſtandes der Preisfrage. Indem das Treiben der Schule ſelbſt ins Auge gefaßt und unterſucht werden ſollte: „ob nicht Manches, das den Namen eines guten Unterrichts trägt, doch eigentlich nicht gut iſt, und wenn es auch gut iſt, ob es nicht auf eine ſolche Weiſe gelehrt und gelernt werde, daß es ſchwerlich werde gedeihen können", indem überdem dabei „beſonders" aber auch nur „beſonders" an diejenige Jugend gedacht werden ſollte, die nicht für den gelehrten Stand, und damit zum Beſuche der Univerſität beſtimmt ſei, ſo konnte der tüchtige Beantworter der Preisfrage durch dieſe Beſtimmungen ſich ermächtigt, und ſelbſt aufgefordert ſehen, Alles was ihm ein wichtiger Moment der pädagogiſchen Wiſſenſchaft beſonders in ihrer Anwendung auf das Volksſchulweſen und auf die Volkserziehung zu ſein ſchien, mit in den Kreis ſeiner Unterſuchung zu ziehen. Er konnte dabei den Zweck und die Principien, die Methode, den Gang, das Ziel der rechten Volkserziehung und des rechten Volksunterrichts nicht allein wiſſenſchaftlich beleuchten, ſondern dieſe ſeine Beleuchtung auch auf die factiſchen Verhältniſſe, auf die gegenwärtigen Zuſtände des Schulweſens, beſonders des Volksſchulweſens, auf die Verbeſſerungen, die ſich bereits Bahn gemacht und auf die, welche noch zu bewerkſtelligen ſind, überhaupt auf Alles, was nach ſeiner Anſicht in dieſer Beziehung dem Volke und namentlich dem Geſchlechte unſerer Zeit beſonders noth thue, ausdehnen. Er brauchte ſich dabei nicht auf die Elementarſchule zu beſchränken, ſondern konnte ſich auch über die höheren Lehranſtalten bis zur Univerſität, über höhere Bürgerſchule, Gewerbſchule, Sonntagsſchule, Gymnaſium und höhere weibliche Unterrichts- und Erziehungsanſtalten verbreiten. Bei dem Allem konnte, ja mußte er zeigen, daß er mit der ganzen Litteratur des Gegenſtandes, bis auf die neueſte Zeit herab, ſpeciell bekannt ſei, und ſo wie er in dieſer Beziehung Kritik üben konnte, ſo konnte er auch ſeine Leſer über das Einzelne, worüber er nach dem Plane ſeiner Arbeit ſich kurz faſſen mußte, an die geeigneten Schriften verweiſen. Das Preisgericht konnte nicht anders denken, als daß demjenigen, der in dieſem Sinne die ganze Frage, durch alle ihre Momente hin, am umfaſſendſten, gründlichſten, lehrreichſten und anregendſten für die, denen die Volksbildung und der Jugendunterricht, ſo wie die fortwährende Verbeſſerung des dafür Beſtehenden, entweder von Amtswegen, oder bloß aus innerer Theilnahme am Herzen liegt, behandeln würde, vor allen Andern der Preis gebühre, und der menſchenfreundliche Sinn, den der edle Preisſteller durch dieſe Preisaufgabe und durch die Ausſetzung des Preiſes beurkundet hat, läßt unbedenklich vorausſetzen, daß auch Er mit dieſer Anſicht einverſtanden ſei, indem er, ſelbſt wenn er nur etwas Beſchränkteres bei ſeiner Frage beabſichtigt hätte, es doch gewiß gerne ſehen wird, wenn

neben dem Segen, den er zunächſt davon erwartete, auch noch ein reicherer daraus erwachſen ſollte."

„Von dieſen Grundſätzen ausgehend, konnte das Preisgericht aus allen dieſen 65, größtentheils ganz unter der Linie der dazu erforderlichen Tüchtigkeit zurückgebliebenen Arbeiten nur deren 12 als ſolche ausſcheiden, die nach Inhalt, Ordnung und Darſtellung etwas Vorzügliches darböten. Aber unter dieſen waren wieder ſolche, die ſich entweder nur auf einzelne Momente der Preisfrage gründlich einließen, oder das Ganze zu ſkizzenhaft und mit zu wenig Rückſicht auf die hieher gehörige Litteratur behandelten, als daß ſie, bei allen ihren ſonſtigen Vorzügen, den Preis hätten ausſprechen können. Noch blieben 2—4 Abhandlungen von größerer Ausführlichkeit, die ſich den Preis ſtreitig zu machen ſchienen, aber als nun auch dieſe noch näher mit einander verglichen wurden, ſo trat vor den Augen des Preisgerichts Eine derſelben in überwiegender Beſtimmtheit als diejenige hervor, die allen den oben aufgeſtellten Forderungen am reichſten entſpricht. Dieſer alſo wurde der Preis zuerkannt. Sie führt die Deviſe: Ardua res est vetustis novitatem dare, novis auctoritatem. Plinius. Von dieſer Arbeit nachher mehr."

„Ehe wir nämlich zur näheren Charakteriſirung der zu krönenden Preisſchrift und zur Frage nach dem Namen ihres Verfaſſers fortſchreiten, ſei es erlaubt, noch einmal auf jene andern 12 Arbeiten zurückzukommen, die von dem Preisgerichte noch weiter für preiswürdig erkannt wurden. In der Art und Weiſe, wie die Verfaſſer dieſer Schriften die Preisfrage auffaſſen und derſelben zu genügen ſuchen, weichen ſie weit von einander ab, indem die Einen mehr ihre Aufmerkſamkeit auf den Unterricht allein, die Andern mehr auf die Erziehung, auf die Pflege der ethiſch-religiöſen Anlagen, auf die geſammte Volksbildung, die Einen mehr auf die Dorfſchule, die Andern mehr auf die Elementarſchule in den Städten, noch Andere mehr auf höhere Lehranſtalten richten, Einige auch mehr ſich zur Aufgabe machen, auf pſychologiſchem Wege darzuthun, wie das wirkſame Lehren und Lernen beſchaffen ſein müſſe; aber um ſo beſſer würde ſich aus denſelben eine reiche Sammlung von werthvollen pädagogiſchen Bemerkungen und Erfahrungen ziehen laſſen, und gern würde das Preisgericht wenigſtens noch 2 bis 3 dieſer Schriften als diejenigen, die der zu krönenden wenig nachſtehen, näher kenntlich zu machen ſuchen, wenn dieß nicht über ſeinen Auftrag hinausginge und wenn es nicht als ungerecht erſcheinen möchte, daß — wie doch nicht zu vermeiden wäre, — dann wieder ſo viele andere, die doch auch ihr eigenthümliches Verdienſt haben, ganz übergangen würden. Aber wünſchen und ſelbſt hoffen darf man, daß mehrere dieſer tüchtigeren Mitbewerber für ſich ihre Arbeiten dem Druck übergeben werden und ſelbſt für den Verein der Deutſchen Philologen und Schulmänner dürfte vielleicht dieſe Sammlung von Preisſchriften von höherem Intereſſe ſein, als auf den erſten Blick geglaubt werden möchte. Es wird nämlich in mehreren dieſer Schriften dieſer in ganz Deutſchland, ja in der ganzen gelehrten Welt in ſo hohem Anſehen ſtehende Verein auf eine eben ſo wohl überlegte als energiſche Weiſe aufgefordert, ſich an die Spitze einer großen gemeinſchaftlichen Kraftanſtrengung zu Gunſten der deutſchen Volksbildung und des Unterrichts auch in den untern Lehranſtalten zu ſtellen, und das darüber von dem Einen und Andern Geſagte iſt ſo klar gedacht und hat ſo viele gute Gründe für ſich, daß wirklich einmal ſpäter daran gedacht werden könnte, in wie weit und auf welche Weiſe dieſem Wunſche entgegen zu kommen ſei."

„Noch iſt einer Schrift zu erwähnen, die zwar nicht auf die Ehre, ſich den gelehrten Arbeiten

der Elite der Preisbewerber zur Seite zu ſtellen Anſpruch machen kann, die aber doch ihre eigenthümlichen Vorzüge hat. Von einem Großherzoglich Heſſiſchen Landſchullehrer verfaßt, enthält ſie eine ſo naive, gemüthliche treue, auch wirklich in Vielem höchſt beachtungswerthe Schilderung von Scenen aus dem praktiſchen Leben des Landſchullehrers, daß ſie, von einem tüchtigen Revidenten durchſehen, wohl auch in einem größeren Kreiſe Leſer finden würde. Das Preisgericht wünſcht, daß es dem ſchätzenswerthen Verfaſſer einige Befriedigung gewähren möge, wenn er dieſen Ausſpruch vernehmen wird."

„Wir kehren nunmehr zu der Abhandlung Ardua res est etc. als derjenigen zurück, die das Preisgericht zum Gekröntwerden vorſchlägt. Es iſt eine der umfänglichſten Beantwortungen der Preisfrage (458 Seiten in 4.), eine Schrift, die ſich durch umfaſſende Behandlung des Gegenſtandes, durch Scharfſinn und Beobachtungsgabe, treffendes Urtheil, reiche pädagogiſche Erfahrung, Litteraturkenntniß und gute Auswahl der zahlreich eingeflochtenen litterariſchen Notizen, endlich durch lichtvolle, gefällige, gewandte, lebendige und eindringende Darſtellung mannichfaltig auszeichnet. Daß ihr Standpunkt, wie ſchon oben angedeutet worden, ſehr allgemein iſt, und nebſt der Volksſchule auch die Realſchule und das Gymnaſium umfaßt, hat man nicht geglaubt, ihr als Fehler anrechnen zu müſſen. Ihr Thema iſt:

Die geringe Einwirkung der Schule auf das Leben.

Mit Recht nämlich ſieht der Verfaſſer in der Preisfrage, neben der eigentlichen Frage, zugleich eine Behauptung aufgeſtellt, die Behauptung, daß bis jetzt Vieles von dem, was die Schule anſtrebt, wieder verloren gehe, und er ſelbſt tritt dieſer Behauptung bei. Deßwegen glaubt er die Preisfrage als eine Aufforderung zu einer öffentlichen Reviſion unſeres Schulweſens, nicht nach dem Maßſtabe eines didaktiſchen oder pädagogiſchen Syſtems, ſondern nach dem Thermometer der Erfolge, und zwar wie beiſtimmend angenommen wird, der noch immer nichts weniger als befriedigenden Erfolge ihrer Wirkſamkeit im Leben und für das Leben faſſen zu müſſen. Indem aber anerkannt wird, daß allerdings unſer, wiewohl äußerlich blühendes Schulweſen noch nicht die rechten Früchte für das Leben getragen habe, wird bemerkt, daß bei der Frage nach den Urſachen dieſes Uebels, im Gegenſatze zum Gedanken der Einwirkung der Schule auf das Leben, auch die Einwirkung des Lebens auf die Schule in Betracht zu ziehen ſei. Erſt nach der Erkenntniß dieſer complicirten Art des Uebels könne zur Frage nach den Mitteln zu deſſen Heilung fortgeſchritten werden. Dieß wird in dem erſten, einleitenden Theile der Abhandlung ausgeführt; der zweite Theil faßt dann die Urſachen der geringen Wirkungen der Schule auf das Leben ins Auge, und ein dritter giebt hierauf die Mittel an, um den frühzeitigen Verluſt des in der Schule Gelernten und in das Gemüth und Leben Aufgenommenen zu verhüten.

Als Urſachen der geringen Wirkungen der Schule auf das Leben werden angeführt:

1) Der Complex allgemeiner Urſachen, beſonders: Lahrheit unſerer Sitten, Frühzeitigkeit der Genüſſe, mit einem Worte: Verweltlichung, welche Urſache beſonders in dem Unterſchiede der Erfolge des Wirkens der Stadt- und der Landſchulen ſich dem Auge darbiete.
2) Uebermaß und Unzeitigkeit des Unterrichts.
3) Unterbrechung des Unterrichts und der Erziehung.
4) Ungewiſſenhaftigkeit vieler Lehrer.

5) Unwiſſenheit und Einſeitigkeit vieler Lehrer.
6) Taktloſigkeit vieler Lehrer in Methode und Pädagogik.
7) Charakterſchwächen vieler Lehrer.
8) Geſpanntes Verhältniß der Schule zur Kirche.
9) Ungünſtige äußere Stellung der Lehrer.
10) Die ſchlimmen Einflüſſe des Lebens vor, während und nach der Schulzeit.

Als Mittel zur Heilung der Gebrechen der Schule und zur Verhütung des frühzeitigen Verluſtes der durch ſie angebauten Bildung werden dann empfohlen:

1) Zuvörderſt und vor allen Dingen die Annahme eines feſten Princips für Unterricht und Erziehung, „des Princips der chriſtlichen Civiliſation.“
2) Erziehung des geſammten Lehrerſtandes durch Gründung beſonderer Lehranſtalten für alle Gattungen von Lehrern.
3) Verbeſſerte Aufſicht über die Schulen.
4) Verbeſſerung der äußeren Verhältniſſe der Lehrer.
5) Verbeſſerte religiöſe Erziehung.
6) Verbeſſerte Zucht.
7) Vereinfachung und Stätigkeit des Schulorganismus.
8) Methodiſche Organiſation des Unterrichts.
9) Erweiterung des erziehenden Kreiſes der Schule nach Unten.
10) Erweiterung des Kreiſes der Schule nach Oben.
11) Verbindung der Schule mit dem Volksleben, d. h. wie das Volk für das Intereſſe der Schulen zu gewinnen, wie das Schulweſen populär zu machen ſei.
12) Pädagogiſche Vereine.
13) Verbeſſerte pädagogiſche Schriftſtellerei.“

„Dieſe Ueberſicht mag hinreichen, um der hochverehrlichen Verſammlung eine Vorſtellung von dem reichen Inhalte dieſer Abhandlung, ſo wie von der Vielſeitigkeit, Originalität und Gründlichkeit, in der alles darin Verhandelte hervortritt, zu geben. Dennoch hält das Preisgericht nicht für überflüſſig, zu erklären, daß ſein Ausſpruch über dieſe Schrift, der alle Stimmen die erſte Nummer zuerkannt haben, nicht auch die Billigung der hier und da hervortretenden Schärfe des Tons und Schroffheit der Urtheile involvire, noch weniger aber die unbedingte Zuſtimmung zu allem Einzelnen, beſonders nicht zu allen darin ausgeſprochenen allgemeinen und außerhalb des Bereiches der techniſch-pädagogiſchen Seite des Gegenſtandes liegenden Anſichten. Schon die Vielheit der verhandelten Gegenſtände läßt vielmehr von vorn herein erwarten, daß da auch Dinge vorkommen werden, mit denen man weniger einverſtanden ſein konnte; und auch der Herr Verfaſſer hat dieß ſelbſt nicht anders erwartet, ſondern hat vielmehr die Beurtheiler in einer eigenen Beilage gebeten: „ihm diejenigen Stellen ſeiner Abhandlung zu bezeichnen, welche bei allenfallſigem Druck einer beſonderen Reviſion bedürfen möchten,“ welche Reviſion er ſich jedenfalls vorbehalten hat. Dieſem Anſuchen entſpricht das Preisgericht in einer beſondern, nur für ihn beſtimmten Anlage, worin man demſelben die dießſeitigen Anſichten über Manches, das in der Geſtalt, wie es vorliegt, gerechten Bedenklichkeiten unterworfen ſcheint, offen und ausführlich eröffnet. In dieſer Theilung des Geſchäftes unſerer Aufgabe haben wir ein willkommenes Mittel zur Abkürzung dieſes Berichtes gefunden, willkommen, weil es Pflicht war, dahin

zu ſehen, daß Ihnen durch dieſe Nebenaufgabe die koſtbare Zeit, die Ihnen zu Ihren wichtigen Verhandlungen ohnehin ſchon ſo eng zugemeſſen iſt, nicht mehr, als zu vermeiden nicht möglich war, geſchmälert würde. Ohnehin hat es um ſo weniger nöthig und ſelbſt zweckmäßig geſchienen, auch Ihnen dieſe unſere Erklärungen gegen den Verfaſſer, reſpective Ausſtellungen und Vorſchläge zur Abänderung vorzutragen, da vielleicht in der revidirten Abhandlung, dann, wann ſie gedruckt zu Ihren Händen kommen wird, gerade das, worauf ſie ſich bezogen, entweder verſchwunden oder abgeändert ſein möchte."

Nach Anhörung dieſes Berichtes eröffnete der Vorſitzende den mit der Aufſchrift Ardua res est u. ſ. w. bezeichneten verſiegelten Zettel, und verlas als Namen des Verfaſſers der gekrönten Abhandlung:

Dr. Curtmann,
Director der Realſchule zu Offenbach am Main.*)

Auf geſchehenen Antrag des Vorſitzenden wurde dieſem Preisbewerber von der Verſammlung der Preis förmlich zuerkannt. Die zu dieſer Abhandlung von dem Preisgericht gemachten ausführlichen Bemerkungen legte Dr. Züllig zur etwaigen Einſicht der Anweſenden, ſo wie zu künftiger Mittheilung an den Verfaſſer, auf das Büreau nieder, benachrichtigte auch die Verſammlung, daß der Buchhändler Herr Winter in Heidelberg zur Rückſendung der nicht gekrönten 64 Preisarbeiten freundlich erbötig ſei: ein Erbieten, welches mit großem Dank angenommen wurde. Geheimer Hofrath Nüßlin aus Mannheim fügte die Erklärung hinzu, daß der dortige Stadtrath Winterwerber von Herrn Suringar ſchon ermächtigt ſei, auf desfallſige Beſcheinigung des Vereinspräſidii die ausgeſetzte Preisſumme baar auszuzahlen. Zuletzt erfreute Prof. Roorda die Verſammlung durch Verleſung eines in deutſcher Sprache abgefaßten, eigenhändigen Schreibens des Herrn Suringar an den Verein, welcher ſeinerſeits den Prof. Roorda erſuchte, dem Briefſteller Dank und Hochachtung auszudrücken.

In Gemäßheit des geſtrigen Beſchluſſes wurden jetzt die Debatten über Prof. Fiedlers Vortrag, betreffend die verſchiedenen Methoden des lateiniſchen Sprachunterrichts, in der Weiſe eröffnet, daß dieſelben, nach Befinden, zugleich das noch nicht erſchöpfte Thema über Parallelgrammatik wieder aufnähmen. Es betrat zuerſt Dr. Münſcher aus Hanau die Rednerbühne, und äußerte ſich, wie folgt.

„Der Redner, welcher geſtern über lateiniſche Grammatik geſprochen hat, will die oft mangelnde Fertigkeit im Lateiniſch-Schreiben durch unausgeſetzte Uebungen bei unſerer Jugend auf Gymnaſien wiederherſtellen. Darin werden ihm hier wohl Alle beitreten. Auch in ſeine Klage über die Verkehrtheiten manches grammatiſchen Unterrichts ſtimme ich mit ein. Ein Einprägen von Regeln, ohne unmittelbar dabei ihre Anwendung in der Sprache zu veranſchaulichen, iſt nur leerer Wortkram, mehr hinderlich, als förderlich für geiſtigen Fortſchritt. Ja, ich gehe noch einen Schritt weiter. Selbſt ein ſolcher Unterricht, der die Regeln zwar veranſchaulicht, aber ſie nur gelegentlich als bloßes Aggregat grammatiſcher Beobachtungen mittheilt, erſcheint

*) Jetzt des Großherzoglich Heſſiſchen Seminariums zu Friedberg.

mir als unvollkommen. Damit komme ich auf einen Punkt, worin ich von dem Redner völlig abweiche. Er verwirft nämlich allen systematischen Unterricht in der Grammatik und will überhaupt grammatischen Unterricht nur in der obersten Classe der Gymnasien gestatten. Meine Einwendung dagegen stützt sich auf den allgemein anerkannten Satz: daß der grammatische Unterricht nicht blos fertige Lateinschreiber, sondern auch — was noch wichtiger ist — tüchtige Denker bilden soll. Dieser Pflicht wird er nur dann genügen, wenn er die einzelnen Erscheinungen der Sprache auf Grundanschauungen, auf durchgreifende Analogieen, auf übereinstimmende Sprachgesetze zurückzuführen sucht. Indem er so das Einzelne nach Prinzipien zusammenstellt, wird er, meine ich, von selbst ein systematischer Unterricht. Auch ist der, von dem Herrn Redner gegen den todten Regelkram angeführte Gewährsmann, August Grotefend, durch seine lateinische Grammatik einer der eifrigsten Vertheidiger des systematischen Verfahrens."

„Die Erwähnung der lateinischen Grammatik von August Grotefend, welche für die lateinische und die deutsche Sprache dieselben Prinzipien zu Grunde legt, bietet mir eine passende Gelegenheit dar, um auf den vorgestrigen Vortrag über parallele Behandlung der deutschen, lateinischen und griechischen Sprache zurückzukommen."

„Herr Bartelmann hat durch einen Vortrag über den eben bezeichneten Gegenstand eine von der vorjährigen Versammlung gestellte Aufgabe zu lösen gesucht. Er will nämlich bei dem dreifachen Sprachunterricht die von Becker aufgestellte Lehre von den drei einfachen Satzverhältnissen und ihrer Anwendung auf die Nebensätze zu Grunde gelegt wissen. Dieser Vorschlag scheint mir vollkommen begründet; ja ich glaube, daß die Aufgabe auf diesem Wege allein gelöst werden kann. Wenigstens ist bis jetzt noch kein Prinzip für die Syntax aufgestellt worden, das sich, wie dieses, in allen Erscheinungen der Sprachen so durchgreifend bewährte. Ein solches überall durchgreifendes Princip muß aber die vorjährige Versammlung bei der Bestimmung ihrer Aufgabe vorausgesetzt haben. Denn eine blos äußerliche Uebereinstimmung in der Reihenfolge der Lehrstücke kann sie doch wohl unter Parallelismus der Grammatiken nicht gemeint haben. Daher scheint mir der Vorschlag des Herrn Bartelmann aller Beachtung werth. Man kann ihn bekämpfen; man kann ihn modificiren; aber man kann ihn durchaus nicht mit Stillschweigen übergehen."

„Ehe ich jetzt eine Bemerkung zur Modification des Vorschlags mache, will ich nur noch anführen, daß der Vorschlag gewissermaßen schon praktisch ausgeführt ist. August Grotefend in seiner lateinischen Grammatik hat sich mit einigen Abweichungen, Raphael Kühner in seiner griechischen Grammatik hat sich fast unbedingt an die deutsche Grammatik von Becker gehalten, was Herr Bartelmann nicht einmal verlangt. An dem Gymnasium, welchem ich angehöre, wird deutsche, lateinische und griechische Sprache nach den Grammatiken jener drei Männer gelehrt, und nach meiner Erfahrung gedeiht der grammatische Unterricht im Lateinischen und Griechischen auf diese Weise recht gut, oder, um bescheiden zu reden, wenigstens weit besser, als er ohne dieß könnte."

„Die eine Bemerkung nun, die ich dem Vorschlag beizufügen habe, besteht darin, daß man die Spracherscheinungen nicht blos nach den drei Satzverhältnissen abtheile und das Idiomatische nachfolgen lasse, sondern daß man vorher die wichtigsten Wortformen, z. B. Particip und Infinitiv, in ihrer Gesammtbedeutung erläutere. Denn nach der von Herrn Bartelmann angegebenen Art würden diese Formen, obgleich man fast überall in der Grammatik auf sie stieße, dem

Lernenden doch nicht leicht zur vollen Anſchaulichkeit gebracht werden. Dieſe Bemerkung wird durch die Grammatiken von Grotefend und Kühner unterſtützt; denn dort findet man bereits dieſe Modification, die den Verfaſſern ohne Zweifel als nothwendig erſchienen iſt."

„Indem ich jetzt ſchließe, möchte ich noch einmal auf die Wichtigkeit des Gegenſtandes aufmerkſam machen. Es iſt faſt überall die wichtigſte Frage für die Lehrer der drei Sprachen; an mehr als hundert Gymnaſien wird darüber geſtritten, geſchwankt, gezagt. So möge es denn den Meiſtern der Philologie, möge es erfahrenen Schulmännern gefallen, ſich über den Gegenſtand zu äußern! Es gilt ja die Jugendbildung, und dieſe iſt, wie wir geſtern aus Welcker's Rede vernommen haben, das Band, welches die verſchiedenen Zweige der Philologie zuſammenknüpft."

Mit dieſen Anſichten erklärte ſich Prof. Fiedler im Ganzen einverſtanden. Er bemerkte, „um jeder etwaigen Mißdeutung zu begegnen, daß er durch die Hinweiſung auf eine früher in den lateiniſchen Schulen befolgte Methode, wie ſie ihm, als dem Zögling einer ſächſiſchen Fürſtenſchule, bekannt ſei, keineswegs eine Verdrängung des grammatiſchen Unterrichts oder ein oberflächliches Betreiben deſſelben beabſichtige. An der Grammatik der alten Sprachen ſolle ſich auch fernerhin der Geiſt des Knaben üben und durch ſie zum Bewußtſein der mit der Sprache innig verknüpften Denkformen oder Kategorieen kommen. Allein man dürfe auch nicht den Inhalt über der Form vergeſſen und Leſeübungen durch allzu viel grammatiſche Lectionen beſchränken; jene ſeien vielmehr die Hauptſache. Für den Lehrer ſei es allerdings leichter, die Stunde damit hinzubringen, daß er den Schülern das aufgegebene Penſum abfrage und mit der Aufgabe eines neuen, auswendig zu lernenden Abſchnittes die Lection zur Freude der Schüler ſchließe, als wenn er mit der Bildung von geeigneten Sätzen, mit allerlei Fragen nach grammatiſchen Dingen, mit Erklärungen und anderweitigen Belehrungen mit den Schülern ſich beſchäftige und dadurch Theilnahme für ſeinen Lehrſtoff erwecke, der ſonſt trocken vorgetragen, nothwendig Widerwillen in dem jugendlichen Gemüth erregen werde. Je trockener unterrichtet wird, deſto weniger wird gelernt. Vor allen Dingen muß aber der Lehrer Herr der Sprache ſein und ſie ſelbſt lieb gewonnen haben, damit dieſe Liebe auch auf die Schüler übergehe. Darin werde oft gefehlt, daß man jungen Lehrern oder ſolchen, denen die lateiniſche Sprache nicht gerade Lieblingsſtudium ſei, den erſten Unterricht im Lateiniſchen übertrage, der gerade nur dem Fähigſten anzuvertrauen ſei, da ſo viel auf die erſten Eindrücke ankomme."

Hiernächſt nahm Prof. Haaſe das Wort und ſagte ungefähr Folgendes: „Wenn ich mir erlaube, das Wort zu nehmen, ſo geſchieht dies keineswegs in der Hoffnung, daß es mir gelingen könnte, die Erörterung der uns vorgelegten Frage zu einem befriedigenden Abſchluß zu bringen; ja ich glaube ſelbſt, daß dies der ganzen hochanſehnlichen Verſammlung hier nicht gelingen würde, da eben nicht die Debatte der Weg iſt, auf dem das gewünſchte Ziel erreicht werden kann, ſondern vielmehr eine lange, ſorgſame, auf alles Einzelne eingehende wiſſenſchaftliche Forſchung und Prüfung, und eine nicht minder lange und ſorgſame praktiſche Erfahrung. Mein Zweck iſt zunächſt nur der, vor der Eile zu warnen, mit welcher wir gewohnt ſind, Vorſchläge und Ideen, die vor allen Dingen einer ſtrengen Prüfung auf wiſſenſchaftlichem Gebiet bedürften, noch vor dieſer auf das Gebiet der Praxis zu übertragen und ſo die liebe Jugend Dinge durchexperimentiren zu laſſen, welche ſich gar oft nachher als unhaltbar herausſtellen. Ich verzichte

darauf, über die jetzt schon erreichten praktischen Erfolge der vorgeschlagenen Methode zu sprechen, welche mein Vorgänger erwähnt hat, theils weil ich nicht in der Lage bin, Erfahrungen der Art zu machen, theils und noch mehr, weil ich glaube, daß es für jetzt darauf noch gar nicht ankommt. Wir alle sind darüber einverstanden, daß die herkömmliche Methode der Grammatik in vieler Beziehung mangelhaft sei; eine Verbesserung derselben ist zu einem allgemein gefühlten dringenden Bedürfniß geworden; aber es ist offenbar, daß dieser Fortschritt nicht von der Praxis, sondern nur von der Wissenschaft ausgehen kann, und daß er daher auch zunächst nur für diese und noch nicht für jene bestimmt ist. Unter den verschiedenen Versuchen aber, welche in neuester Zeit gemacht sind, um die grammatische Methode zu verbessern, hat die Beckersche deutsche Grammatik den meisten Beifall gefunden; sie ist beim deutschen Unterricht vielfach und, von geschickten Lehrern, gewiß mit dem besten Erfolge angewendet; sie ist ferner auch auf das Lateinische und Griechische übertragen in mehreren bekannten, für den Schulgebrauch bestimmten Büchern; sie ist endlich vor dieser Versammlung auch als diejenige bezeichnet worden, welche der in Rede stehenden Parallel-Grammatik der deutschen, lateinischen und griechischen Sprache zum Grunde gelegt werden müßte. Es ist erfreulich, daß sie in dieser Beziehung einen so eifrigen, einsichtigen und beredten Vertheidiger an Herrn Bartelmann gefunden hat. Indem ich nun absehe von allen etwaigen praktischen Vortheilen und Erleichterungen, welche die Parallel-Grammatik überhaupt und namentlich die nach dem Beckerschen System construirte gewähren soll, erlaube ich mir bloß die Frage aufzuwerfen, ob von wissenschaftlichem Standpunkt aus der gethane Vorschlag haltbar ist. Sollte es klar werden, daß er dies nicht ist, so würde die unausbleibliche Folge sein, daß er auch in der Praxis sich nicht behaupten könnte, da diese der leichteren Anwendbarkeit zu Liebe doch nicht falsche Principien befolgen, sondern nur richtige und bewährte in populäre Form bringen soll."

„Es giebt nun aber, wissenschaftlich betrachtet, möglicher Weise nur drei verschiedene Methoden der Grammatik, die *historische*, die *philosophische* und die, durch welche beide vermittelt werden, die *vergleichende*. Die historische Grammatik betrachtet eine historisch gegebene, einzelne Sprache, ermittelt die Gesetze, denen ihr Material unterworfen ist, macht die Gesetze in sich durch Reproduction eines treuen Sprachgefühls lebendig, erkennt darin die eigenthümlichen Denkgesetze des Volkes, welchem die Sprache angehört, und das letzte Resultat dieser vom Einzelnen zum Allgemeinen fortschreitenden historischen Forschung ist die deutliche Erkenntniß des Volkscharakters, so weit er sich in der Sprache abdrückt, mit seiner ganzen Eigenthümlichkeit und mit seiner Geschichte. Dies Resultat ist demnach ebenso wie die Grammatik, historisch; es will und soll nicht ein dürrer Extract allgemein logischer Wahrheiten sein, die in ihrer todten Abstraction uns weit abführen von dem historischen Boden des frischen Lebens und höchstens dazu benutzt werden können, für die Paragraphen einer modernen Logik zum Paradigma zu dienen. Es ist nicht zu besorgen, daß die Philologie einen solchen Abweg auf die Dauer verfolgen werde; denn sie ist selbst eine eminent historische Wissenschaft, und der lebendige Geist des Alterthums wird immer das Ziel unsres Erkennens und der Quell unsrer Bildung bleiben. Für unsere Grammatik ist daher die Aufgabe keine andere, als diesen lebendigen Geist möglichst klar und treu hervortreten zu lassen, zu zeigen, wie er von Anfang an in der Sprache war und ihr eine eigenthümliche Form und Anlage gab, wie er sich dann geschichtlich weiter ausbildete, sich freier bewegte und nach Maßgabe seiner Kräfte ein immer vielseitigeres Leben gewann,

geſchickt wurde für allerhand Künſte und Geſchäfte, während ihm andere unzugänglich blieben; dann aber auch, wie er in dem Bewußtſein ſeiner feinen Bildung dem hingebenden Dienſt würdiger, edler Ideen allmählich entſagte und ſich eitel und überklug einer egoiſtiſch geſchäftigen Polypragmoſyne hingab, um ſich ſtets mit immer neuen Erfindungen, überraſchenden und geiſtreichen Abweichungen von ſeiner urſprünglichen Eigenthümlichkeit zu ſchmücken, bis er dieſe ſammt der ihr inwohnenden Lebenskraft ganz zerſtört hatte und darum auch ſelber zu Grunde ging. Es bedarf keiner Erinnerung, in wie naher, inniger Verbindung das Weſen und Schickſal des Sprachgeiſtes mit dem ganzen Charakter und der Geſchichte des Volkes ſteht; ja eine gründliche Erkenntniß deſſelben wird und muß zeigen, wie es ganz dieſelben Wandelungen des griechiſchen und römiſchen Geiſtes waren, die zu gleicher Zeit kleine unſcheinbare Regeln der Grammatik und — das Schickſal der Welt beſtimmten. Wenn die bisherige Grammatik, befangen in einem mechaniſchen Regelwerk und äußerlicher Obſervation, dieſe Aufgabe der hiſtoriſchen Grammatik nicht gelöſt hat, ſo folgt daraus nur, daß dieſe Aufgabe noch künftig zu löſen, nicht aber, daß ſie nicht vorhanden iſt; und es leuchtet zugleich ein, daß ſie vor allen Dingen ein tiefes und gründliches Eingehen und Verſenken in den Geiſt der einzelnen Sprache verlangt, wobei das bisher ſchon aufgeſchichtete und auch künftig noch mit genauer Sorgfalt zu vermehrende äußere Material immer die weſentliche hiſtoriſche Grundlage bleibt; aber dieſer Stoff und ſeine kritiſche Läuterung iſt nicht mehr der letzte Zweck ſelbſt, ſondern nur die nothwendige Bedingung zur Erreichung des letzten für die Philologie erreichbaren Zweckes, des wahren und lebendigen Verſtändniſſes der alten Sprachen und des in ihnen offenbarten griechiſchen und römiſchen Volksgeiſtes."

„Der directe Gegenſatz hiervon iſt die philoſophiſche Grammatik. Ob dieſe überhaupt wird entſtehen und Erhebliches leiſten können, bevor die hiſtoriſche Grammatik das Ihrige gethan hat, will ich dahin geſtellt ſein laſſen. Aber ihre Aufgabe würde ſein, aus der allgemeinen Natur des menſchlichen Geiſtes den nothwendigen Urſprung, den allgemeinen Charakter und die weltgeſchichtliche Fortbildung aller menſchlichen Sprache nachzuweiſen. Es muß ihr darauf ankommen, zu zeigen, wie der geiſtige Entwicklungsgang des Menſchen nicht nur auf eine Sprache überhaupt, ſondern auch auf eine gewiſſe Geſtalt, Geſetze und Geſchichte derſelben führt; aber alles dies hat ſie lediglich aus der Natur des Menſchengeiſtes zu entwickeln; die einzelnen hiſtoriſch gegebenen Sprachen hat ſie höchſtens als erläuterndes Beiſpiel zu benutzen. Sie verhält ſich demnach zur hiſtoriſchen Grammatik, wie die Philoſophie der Geſchichte zur Geſchichte, wie Metaphyſik zur Phyſik; ſie iſt alſo die Metagrammatik zur Grammatik. Gelänge es der Philoſophie, die ganze weltgeſchichtliche Entwicklung des menſchlichen Geiſtes nach ihren nothwendigen Stufen ſo darzuſtellen, daß auch die einzelnen Sprachen als die Abdrücke eben dieſer Entwicklungsſtufen erſchienen, und daß nicht bloß ein allgemeiner, vager Charakter derſelben, ſondern ganz beſtimmte Sprachgeſetze als nothwendig mit jeder Stufe verbunden aufgezeigt würden, ſo wäre dies ein Gewinn, deſſen Größe ſich bei dem heutigen Standpunkt der Sprachwiſſenſchaft kaum ermeſſen läßt. Jedenfalls würde dabei das bisherige unfruchtbare Bemühen, die Sprachformen nach Möglichkeit den philoſophiſchen Kategorieen anzupaſſen, als eine ganz verfehlte Richtung erſcheinen, welche weder der Philoſophie noch der Grammatik etwas hilft. Dagegen iſt einleuchtend, daß die Sprachphiloſophie auf dem angegebenen Wege den größten Nutzen haben würde für die hiſtoriſche Grammatik nach der obigen Beſtimmung derſelben, wofern man

es nämlich für der Mühe werth hält, das einzelne Volk mit seiner Eigenthümlichkeit auch in ein Verhältniß zu der weltgeschichtlichen Entwicklung des Menschengeschlechts zu stellen. — Hiernach wird man leicht ermessen, was es mit dem, uns Philologen so häufig gemachten Vorwurf auf sich hat, daß wir die Grammatik nicht philosophisch behandeln; wir können und sollen dies überhaupt nicht in andrer Weise, als wie auch ein Historiker seinen Stoff philosophisch zu betrachten hat; für ihn wie für uns ist die Philosophie nur ein Hülfsmittel, um nicht an dem Aeußeren des Stoffes haften zu bleiben, sondern seinen ganzen geistigen Gehalt zu erkennen und so der Methode eine Richtung auf ein höheres Resultat von allgemein menschlichem Interesse zu geben. Wenn aber von den noch rückständigen Leistungen die Rede ist, so dürfte der Vorwurf, den wir unsrerseits den Philosophen zu machen haben, schwerlich geringer sein."

„Was endlich die dritte Methode betrifft, die vergleichende Grammatik, so verstehe ich darunter nicht das bloße linguistische Zusammenstellen leerer Sprachformen, deren Aehnlichkeit und Analogie nach Vielen bloß auf einem sinnlichen Wachsen, Herumranken und Vergehen beruht ohne geistiges Leben und ohne die Triebkraft eines innern, durch die Wissenschaft zum Bewußtsein zu bringenden Gesetzes. Weit entfernt, die große Bedeutung und die umfassenden Verdienste der heutigen Sprachvergleichung zu verkennen, glaube ich doch, daß sie den größten Theil ihrer Arbeit noch versäumt, so lange sie auf die Syntax gar nicht eingeht und in der Etymologie keine Gesetze findet, welche das Band zwischen Form und Inhalt, d. h. Bedeutung des Wortes bilden, so lange sie überhaupt nicht eine solche Einsicht in die verschiedenen Sprachen und ihren Geist zur Grundlage nimmt, wie sie die historische Grammatik bei jeder einzelnen zu bewirken hat. Für jetzt freilich ist dies noch eine Unmöglichkeit; aber es ist das Ziel, dem sich die vergleichende Grammatik mehr und mehr nähern wird und muß, und dann bildet sie die Vermittelung zwischen der einzelnen historischen und der philosophischen Grammatik, indem sie zwar mit historischer Forschung von dem Einzelnen einer jeden Sprache ausgeht und darin den besonderen, eigenthümlichen Volks- und Sprachgeist zu erkennen sucht; aber, indem sie dann verschiedene Sprachen vergleicht, muß sie von der einzelnen Nationalität absehen und zu allgemeineren Resultaten kommen, welche das Gemeinschaftliche verschiedener Völker in größerer oder geringerer Ausdehnung darstellen, und welche zuletzt mit den Resultaten der philosophischen Grammatik zusammentreffen, sobald beide Wissenschaften ihre Aufgaben vollkommen gelöst haben."

„Es scheint mir einleuchtend, daß dies die drei natürlichen, einzig möglichen Stufen aller Sprachforschung sind. Für uns folgt daraus, daß wir uns vor allen Dingen der ersten derselben zuzuwenden haben. Schaffen wir erst eine lateinische und eine griechische Grammatik, welche nicht bloß mechanische Regeln, sondern den lebendigen Geist der Griechen und der Römer je nach ihrer eigenthümlichen Entwickelung enthält, so wird diese Erkenntniß nicht nur unser eigenes Studium erhöhen und beleben, sondern sie wird auch einerseits für die philosophische Grammatik ein neuer Antrieb sein, andrerseits der vergleichenden Grammatik die ihr nothwendige sichere Grundlage geben; denn der Vergleichung muß die genaue Erkenntniß des Verglichenen in seiner Besonderheit voraufgehen. Nun ist freilich eine Verwandtschaft da zwischen dem Griechischen, Lateinischen und Deutschen; wer könnte überhaupt heutzutage noch an der Verwandtschaft des indo-germanischen Sprachstammes zweifeln? Aber die Verwandtschaft, insofern sie allen dazu gehörigen Sprachen etwas Gemeinschaftliches mitgegeben hat, liegt weit jenseit ihrer historischen Entwickelung und Ausbildung. Wir sind noch weit davon entfernt, mit einiger

Bestimmtheit zu wissen, wie diese gemeinsame Mitgift sich vertheilt hat und in wie weit sie beschränkend und maßgebend für die weitere Entwickelung gewesen ist. Aber das steht fest, daß jedes Volk, mit seinem Antheil an dem gemeinsamen Sprachschatz versehen, gleichsam hinausgestoßen ist aus dem Lande seiner Kindheit; seine ersten kindlichen Ideen, die ursprünglichen, unbewußten Versuche, das Geistige und Sinnliche symbolisch durch Worte und Wortformen zu vermitteln, diese ersten Anfänge zu jeder weiteren Entwickelung hat es mitgenommen hinaus in eine ferne, fremde Welt, wo es sich durch mannichfaches Streben und Kämpfen eine Existenz und ein eigenes, selbstständiges Leben zu gründen hatte, wo es sich einleben mußte in eine andere Natur des Landes und Himmels und sich vertheidigen gegen neue Feinde und ungekannte Künste. So sind die Völker im Kampfe erwachsen zu einem eigenthümlichen Selbstbewußtsein, bei dem ihnen ihre ersten kindlichen Anschauungen und Erinnerungen, das Gemeingut mit ihren Stammverwandten, in unendlich weite, dunkle Ferne rückten; vielmehr ist es gerade die feste, ausgeprägte Eigenthümlichkeit, welche jedes Volk für sich unter seinen besonderen Verhältnissen frei entwickelt hat, durch die seine besondere Geschichte gestaltet und die Rolle bestimmt wird, welche es in der Weltgeschichte zu spielen berufen war. Diese Eigenthümlichkeit ist es also, welche, je gründlicher sie aufgefaßt wird, ein desto größeres wissenschaftliches Interesse gewährt, nicht nur für die specielle Geschichte, sondern auch für die Weltgeschichte und die Philosophie der Geschichte. Diese Eigenthümlichkeit hat die Philologie an den beiden alten Völkern zu erkennen in allen Theilen ihres Lebens, aber ganz besonders in der Sprache, worin sie ihre tiefste und geistigste Offenbarung findet. Soll demnach auch die Grammatik die Eigenthümlichkeit des Volkes und seines besonderen Sprachgeistes möglichst lebendig und treu darstellen, so muß es das erste Gesetz für die Systematik der Grammatik sein, den Geist jeder Sprache sich möglichst frei und eigenthümlich entfalten zu lassen und aus ihm selber mit treuer und unbefangener Forschung das System zu entwickeln, welches in ihm liegt. Ich frage daher, läßt sich auch nur entfernt das Verfahren rechtfertigen, daß man den freien und lebendigen Geist der griechischen und römischen Sprache in die Fesseln des Schema's der Satzlehre schlägt, welches Becker in neuester Zeit für das Deutsche erfunden hat? Wer gleichwohl diese unglückliche Arbeit unternimmt, der kann zunächst sicher sein, daß er durch sein deutsches Schema uns den Weg versperrt, um zu lebendiger Erkenntniß der *eignen* Bewegung der antiken Sprachgenien zu gelangen. Aber er unternimmt ferner auch eine Unmöglichkeit. Wer kann glauben, daß dies schematische Netz geschickt sei, um sich darin ein ihm fremdes geistiges Leben gleichsam fangen zu lassen? Im Gegentheil, dies Leben spottet solcher Form, die bald hier, bald da nicht zureicht, wenn man sie auch noch so viel reckt und drehet, und die jedenfalls keine innere, geistige Verwandtschaft hat mit dem Stoff, den sie in sich aufnehmen will. Man kann sich hiervon sehr leicht überzeugen, wenn man die Beckerisirten lateinischen und griechischen Grammatiken ansieht. Ihre Verfasser haben sich vergeblich abgemüht, die Sprachtheile so unter das Schema zu bringen, daß jeder an seinem Orte seine freie und natürliche Entwicklung fände; vielmehr zwängen sie gewaltsam einen Sprachtheil in einen Satztheil, wenn er auch nur scheinbar oder nur theilweise dahin gehört; oder sie reißen ihn in Stücke, wie der Genitiv halb im objectiven, halb im attributiven Satztheile steht; und dennoch behalten sie von dem so zugerichteten Ganzen der Sprache noch Reste übrig, die dann wohl oder übel als Anmerkungen, Zusätze und Anhänge beigegeben werden. So ist eine zusammenhängende Entwicklung dessen, was dem Geiste der Sprache nach wirklich zusammenhängt,

ſo iſt das unbefangene Eingehen in die Eigenthümlichkeit der Sprache vielfach gehindert oder ganz unmöglich gemacht. Und welchen Nutzen kann nun etwa die Satzlehre bringen, der zu Liebe dies Alles geſchieht? Glauben wir z. B., unſere Schüler werden die Natur eines Caſus richtiger auffaſſen, oder vollends, ſie werden beſſer Latein verſtehen und ſchreiben, wenn ſie zu ſagen wiſſen: jetzt, indem ich dieſen Genitiv, Dativ oder Accuſativ, oder ſelbſt dieſes Adverbium ſetze, befinde ich mich im objectiven Satztheil? Aus dieſer Betrachtung folgt ſehr wenig für den richtigen grammatiſchen, gar nichts für den römiſchen Ausdruck."

„Wenn alſo die Beckerſche Satzlehre nicht zur Grundlage der lateiniſchen und griechiſchen Grammatik gemacht werden darf, ſo iſt aus denſelben Gründen auch der Vorſchlag einer Parallel-Grammatik überhaupt nicht annehmbar, da dieſe entweder demſelben Schema folgen oder irgend ein anderes erſt noch entdecken muß, das nimmermehr ohne Gewaltſamkeit und ohne Verwiſchung eigenthümlicher und lebensvoller Züge drei verſchiedene Sprachen unter Einen Hut bringen kann. Ich verkenne nicht, daß dieſer Plan, wenn er ausführbar wäre, einige Erleichterungen für die Praxis mit ſich führen könnte; dieſe ſind aber nur wünſchenswerth, ſofern darüber nichts Weſentliches verſäumt wird. Die Uebereinſtimmung in der Terminologie z. B., die für die oberſten Claſſen nicht einmal unbedingt nothwendig iſt, können ſorgfältige Lehrer ohnehin unter ſich bewerkſtelligen. Wo aber die Sprachen ſelbſt verſchieden ſind, da ſoll man ihre Verſchiedenheiten recht ſorgfältig darſtellen, nicht aber ſie verdecken. Arbeiten wir alſo, daß die Genien der alten Sprachen, nicht verdeckt durch moderne Umkleidungen, nicht begraben in todtem Stoff, nicht verwandelt in die Nebelgeſtalten abſtracter Allgemeinheit, ſondern in ihrer urſprünglichen, eignen Geſtalt, voll ihres reichen und hohen Geiſtes in friſcheſter Lebensfülle aufgefaßt, wie ſie im Leben und in der Wiſſenſchaft des Alterthums gewaltet haben, ſo auch uns zum Bewußtſein kommen, und zwar zuerſt wiedergeboren für die Wiſſenſchaft, und dann der Praxis zugeführt. Dies glaube ich, iſt unſere Aufgabe, und in dieſem Sinne denke auch ich mein Scherflein zur Förderung der jetzt ſo erfreulich angeregten grammatiſchen Studien beizutragen, und ſo nach Kräften wieder gut zu machen, was ich früher in der Noth auf demſelben Gebiete geſündigt habe."

Gegen die von Prof. Haaſe ausgeſprochenen Bedenken erinnerte Lehrer Bartelmann: „Was derſelbe über die dreifache Behandlung der Grammatik (die hiſtoriſche, vergleichende und philoſophiſche) und über die Autonomie der einzelnen Sprachen bemerkt habe, ſei er ganz bereit zu unterſchreiben. Die parallele Behandlung der Grammatik der drei Sprachen fange natürlich mit der hiſtoriſchen Behandlung der einzelnen Sprache an, und werde dann erſt vergleichend. Herr Haaſe gebe die Gleichheit der grammatiſchen Verhältniſſe in den drei Sprachen bis auf einen gewiſſen Punkt zu; Gründlichkeit und Wiſſenſchaftlichkeit könne daher doch nicht durch eine Behandlung der Grammatik, die auf die gleichen Verhältniſſe hinweiſe, leiden: wie weit aber die Verwandtſchaft der drei Sprachen reiche, das nachzuweiſen, ſei eben die Aufgabe der parallelen Grammatik. Die allgemeinen Sprachverhältniſſe könnten nur in der Mutterſprache verſtanden werden; und wenn ſich daher nicht leugnen laſſe, daß nur dadurch eine fremde Sprache erlernt werde, daß man mehr oder weniger bewußt die Verhältniſſe der fremden Sprache mit den entſprechenden der Mutterſprache vergleiche; ſo laſſe ſich auch nicht abſehen, wie eine Behandlung der Grammatik, die dieſe meiſt bewußtloſe Vergleichung zu einer bewußten

erheben wolle, die Autonomie und den Geiſt der einzelnen Sprache kränken und beeinträchtigen müſſe."

Mit den von Prof. Haaſe entwickelten Anſichten erklärte ſich dagegen ganz einverſtanden Prof. Gerlach. Dabei machte er darauf aufmerkſam, wie „das Streben nach einer allumfaſſenden Methode überhaupt einen ſehr zweideutigen Werth habe. Denn wenn einerſeits dieſes Streben ſeinen Grund in der mehr wiſſenſchaftlichen Richtung der Gegenwart habe, welche das früher empiriſch Aufgefaßte in einer höhern Einheit zu begreifen ſuche, ſo habe nicht weniger mitgewirkt der verderbliche Geiſt einer Schule, welcher das lebendige Gebilde der Sprache in hohlen Abſtractionen darzuſtellen ſuche, ſo wie der Mangel einer gründlichen Kenntniß der einzelnen Sprachen, welcher durch eine leichte Methode bedeckt werden ſolle, die bei aller ſcheinbaren Gründlichkeit doch nur eine ganz oberflächliche Auffaſſung der Sprache erzeuge. Wie denn namentlich die Elementar- oder Formenlehre, die Grundlage aller Sprachwiſſenſchaft, nur auf dem hiſtoriſchen Wege dargeſtellt werden könne. Daher denn auch eine Methode, welche damit in Widerſpruch ſtehe, nur nachtheilig wirken könne. Von dieſer Sucht, eine neue, leichte Methode des Erlernens der Sprachen aufzufinden, ſei wohl zu unterſcheiden die wiſſenſchaftliche Behandlung der Sprache ſelbſt, welche wohl eigentlich erſt durch die neuere Philologie, namentlich durch Hermann, begründet worden, und welche beſtrebt ſei, unter der Ergründung des hiſtoriſchen Entwickelungsgangs der Sprache die allgemeinen Geſetze aufzufinden, welche eben durch die verſchiedenen Idiome zum Bewußtſein gebracht werden. Durch die Darlegung derſelben werde allerdings eine gewiſſe Vergleichung der Sprachen möglich, die aber meiſtens auf die Auffindung von Unähnlichkeiten führen würde. Die Beckerſche Methode, wie ſie auf einer ganz willkührlichen und oberflächlichen Anſicht der Satzverhältniſſe beruhe, möchte auch in ihrer Anwendung auf die deutſche Sprache von ſehr zweifelhaftem Werthe ſein. Wenigſtens ſtehe ſie nicht in Einklang mit der geiſtigen Entwickelung des Kindes, welches nicht an Abſtractionen, ſondern an einzelnen Anſchauungen ſich entwickele. Noch weniger möchte daher eine ſolche Methode zu empfehlen ſein, um eine ſogenannte Parallelgrammatik darauf zu begründen, die ſich überhaupt auf ganz allgemeine Vergleichung in etymologiſcher und ſyntactiſcher Beziehung beſchränken würde."

Eine andere Seite der früher vernommenen Erörterungen über grammatiſche Methode nahm Rector Dr. Kerlen aus Mühlheim an der Ruhr wieder auf, indem er bemerkte (anerkennend, „daß Prof. Fiedler viel Beifallswerthes über einen ſehr wichtigen Gegenſtand geſagt habe,) er möchte unſerer Zeit doch in ſeinen Aeußerungen einiges Unrecht gethan haben, indem die jetzt üblichen Methoden des lateiniſchen Unterrichts überhaupt nicht zu verwerfen ſeien und keineswegs die Rathſchläge der vom Redner angeführten und geprieſenen Koryphäen der Litteratur vernachläſſigen; auch ſei zu berückſichtigen, wie unſere heutigen Schulen den Zögling für ſo viele andere Gegenſtände in Anſpruch nähmen, wodurch größere Uebung im Leſen und Schreiben des Lateiniſchen erſchwert würde. Frühere große Latiniſten hätten ihre Mutterſprache nicht ordentlich zu handhaben gewußt, was ihrer einſeitigen Jugendbildung mit Recht vorgeworfen werden müßte. Zugleich ſprach der Redner ſeine Ueberzeugung aus, daß die Schulbehörden, da die Methode, wenngleich bei jeder die Perſönlichkeit des Lehrers das Meiſte thäte, von Wichtigkeit ſei, ohne Zweifel alle Sorgfalt anwendeten, das anerkannt Beſte beizubehalten oder einzuführen, und dem

Lehrer die wünschenswerthe Freiheit in dem Unterrichte ließen, so nöthig auch Ueberwachung und Anordnungen seien gegen nutzlose Neuerungen und unsichere Experimente. Namentlich müsse sich im Preußischen Staate, über dessen Schulanordnungen er aus Erfahrung sprechen könne, in allen diesen Beziehungen jeder Lehrer glücklich fühlen, und mit großem Danke anerkennen, daß die Behörden auf die umsichtigste Weise auf alle wichtigen Erscheinungen und Vorschläge im Gebiete des Unterrichts genaue Rücksicht nehmen, und das bewährte Neue den Anstalten zu gut kommen lassen. Dieses zeige sich auch wieder in neuester Zeit in Bezug auf den Unterricht in den Sprachen."

Noch erhob sich Oberschulrath Friedemann zu einigen Aeußerungen. „Prof. Fiedler habe neben Hofrath Thiersch auch ihn als Zeugen der ältern Zeit aufgerufen, und die Sächsischen Klosterschulen als diejenigen bezeichnet, deren Schüler im Verstehen und Sprechen des Lateinischen stärker und geübter gewesen seien, als es heutzutage der Fall zu sein pflege; er habe sogar ihm den Antrag gemacht, Einzelnes ganz frei auszusprechen, namentlich in Beziehung auf das Abiturientenprüfungsedict. Alles, was Prof. Fiedler gerügt habe, bestehe allerdings zuweilen noch mehr als man wünschen müsse. Wir Aeltere, fuhr der Redner fort, haben allerdings ganz anders gelernt; wir mußten aber auch auf der Universität umlernen. Prof. Fiedler hat im Superlativ von noch bestehenden schlechten Methoden gesprochen. Ich erinnere hier an die trefflichen Worte, die einer meiner ältesten Schüler, Director Dr. Arnt in Wetzlar, über die Mängel des heutigen Unterrichts in mehrern sehr beachtenswerthen Schriften gesagt hat. Es wäre zu wünschen gewesen, daß auch Prof. Fiedler näher auf das Einzelne eingegangen wäre. Wir stehen auf dem Felde der Praxis, und müssen vor Allem zwischen Ober- und Unterklassen, oder auch zwischen Gymnasien und Progymnasien unterscheiden. Wo von der ersten bis zur letzten Klasse der Unterricht fortgeht, findet allerdings die methodisch-disciplinarische Behandlung oft nicht statt. Von einem andern Redner ist das Wissenschaftliche besonders hervorgehoben, und von einer Philosophie gesprochen worden; alle Philosophie geht aber auf Wahrheit aus. Haben wir noch keine, so müssen wir uns um eine umsehen. Ueber das, was in den untern Klassen geschieht, muß die Pädagogik entscheiden, und diese beruht auf Psychologie. Es wäre gut, eine solche pädagogische Behandlung zu entwerfen. Was am meisten hinderlich ist in Deutschland, ist eine Ueberfüllung der Klassen. Das ehemalige patriarchalische Verhältniß kann heutzutage nicht mehr stattfinden; in Holland besteht es noch. Wenn demnach für die untern Klassen das pädagogische, für die obere das wissenschaftliche Element hervorgehoben wird, so ist in solcher Vertheilung zugleich eine Vermittelung streitender Ansichten gegeben."

Den Schluß dieser Verhandlungen bildete ein resumirender Vortrag des Hofrath Thiersch. „Der von so vielen Seiten angeregte Stoff sei sehr mannichfaltig. Der Vortrag des Prof. Fiedler gehe auf einen Mißbrauch der Kräfte der Jugend in Beziehung auf formelles und technisches Einüben. Allein die Rüge des Mißbrauchs dürfe den Gebrauch nicht aufheben. Zum Grunde gelegt werden müsse strenge Einübung der Formen. Dabei könne ein geistvoller Lehrer über die Elemente rascher hinweggehen, und später das Versäumte nachholen, was ein anderer in geordneter Weise hinter einander abmache. Im Allgemeinen brauche weniger von einer oder der andern Methode die Rede zu sein, als von einer Potenz, die über Allem stehe: das sei die Persönlichkeit des Lehrers. Wie es ein altes Princip sei, daß ein guter Lehrer gute

Schule, ein ſchlechter Lehrer ſchlechte Schule mache, ſo mache ein guter Lehrer eben auch gute Methode, während ein ſchlechter ſelbſt die gute verderbe. Zweitens ſei die Rede geweſen von der Behandlung der Sprache. Jede Sprache habe ſicherlich ihren eigenen Geiſt, und deswegen müſſe jede autonom, unabhängig von der andern behandelt werden. Darin ſtimme er mit Prof. Haaſe vollkommen überein. Aber über dem Sprachgeiſt ſtehe etwas Höheres, Allgemeineres; das ſei der allgemeine Menſchengeiſt, der nach ewigen Geſetzen zum Selbſtbewußtſein ſtrebe und gelange. Er ſei einer und derſelbe in allen Sprachen, und werde ſich bewußt nicht bloß im Allgemeinen, ſondern auch im Einzelnen. Wenn nun von Parallelgrammatik die Rede ſei, ſo ſei deren Aufgabe, dasjenige, was der allgemeine Menſchengeiſt ſprachlich geſchaffen, aufzufaſſen; allerdings bleibe aber dabei nothwendig, daß der beſondere Geiſt einer jeden Sprache ſorgfältig gewahrt werde. Je beſtimmter dieß geſchehe, deſto herrlicher werde ſich zeigen, wie der allgemeine Strahl des menſchlichen Geiſtes ſich in verſchiedenen Farben breche. — Was nun das praktiſche Bedürfniß anlange, ſo ſei die allgemeine Noth der Schulen hervorgegangen aus der Verſchiedenheit der Terminologie, ſo wie der Stellung der Materien. Hier ſei ἄνω καὶ κάτω πάντα; ſolche Willkühr müſſe aber durchaus beſchränkt werden. Ob es denn nicht möglich ſein ſollte, eine beſtimmte Terminologie aufzuſtellen, die von dem Deutſchen ausginge? Warum denn ganz anders im Lateiniſchen und Griechiſchen, als im Deutſchen z. B. die Caſus- und Tempuslehre beſchaffen ſein müſſe? Eine Parallelgrammatik habe das typiſche Element feſtzuſtellen. Eben ſo ſei nicht abzuſehen, warum nicht die Satzlehre das Typiſche parallel ſtellen und vergleichen ſolle? Der Unterricht werde durch Parallelgrammatik unfehlbar Erleichterung und Förderung zu gleicher Zeit gewinnen. Und nur in dieſer Verbindung ſei jene, die Erleichterung, etwas werth. Denn der Unterricht ſei nicht da, um die Jugend ſpielend durch anmuthige Fluren zu führen; angeſtrengt werden ſolle und müſſe ſie. Dagegen ſei es aber auch wieder eine Verſündigung an der Jugend, ſie in falſche oder unnöthige Schwierigkeiten zu verwickeln. Hinweg mit Allem, was einſeitige, pedantiſche Gründlichkeit aus übergroßer Beſorgniß beibehalten möchte! Erſt dann ſei ein Recht da, die wahren Schwierigkeiten feſtzuhalten und an ihnen die Jugend recht zu üben."

Laut gab ſich der ungetheilteſte Beifall zu erkennen, den die Verſammlung dieſer begeiſtert vorgetragenen und begeiſternden Rede ſchenkte, aus welcher einen jeden die Elemente zur Verſöhnung der Widerſprüche beruhigend angeſprochen hatten.

Der Vorſitzende zählte jetzt auf, welche Aufgaben dieſer letzten Sitzung noch geſtellt ſeien. Wegen der beſchränkten Zeit mußte ſich die Verſammlung nicht nur die Kenntnißnahme von dem im Manuſcript eingeſandten Aufſatze des Dr. Fritſche (ſ. Protok. der vorbereit. Sitz. N. 5) verſagen, ſondern zog auch Prof. Walz den von ihm angekündigten Vortrag über antike Wandmalerei zurück, und erklärte ferner Prof. Ritſchl nur einige Worte über das Unternehmen des von dem Verein in empfehlenden und fördernden Schutz genommenen Codex palaeographicus bemerken zu wollen. Er führte an, wie dieſes Unternehmen nach dem, der vorjährigen Verſammlung vorgelegten Plane nicht habe zur Ausführung kommen können, einzig und allein darum, weil der Lithograph Uckermann ſeinen beſtimmteſten, mündlich und ſchriftlich gegebenen Zuſagen ſowohl in Betreff des Koſtenpunktes als auch der techniſchen Ausführung nicht habe treu

bleiben können oder wollen. Doch ſprach er die Hoffnung *) aus, daß demungeachtet das unſtreitig zeitgemäße Unternehmen mit andern Kräften und nach etwas modificirtem Plane glücklich werde zum Ziele geführt werden, und begründete dieſe Hoffnung näher durch Vorzeigung zweier in Bonn angefertigter, gelungener Facſimile's von Schriftproben einer Handſchrift des Terenz und einer andern des Ovid. Er hatte von jeder hundert Exemplare abziehen laſſen, welche als beſcheidenes ξενήιον unter die Anweſenden vertheilt wurden. Nachdem er noch erwähnt hatte, daß der bis jetzt erſchienene Theil der neuen Bearbeitung des Ptolemäus von den Verfaſſern, Prof. Wilberg und Prof. Grashof aus Düſſeldorf, zur Anſicht aufgelegt, ſo wie daß von Dr. Krosch aus Bonn einige Exemplare ſeines Schriftchens über die Kennzeichen unächter Münzen der Verſammlung zur Dispoſition geſtellt ſeien, vernahmen die Anweſenden, der feſtgeſtellten Tagesordnung gemäß, den Vortrag des Director Dr. **G. F. Grotefend über die neuen Reiſewerke von Fellows:**

„Von der verehrten Verſammlung habe ich den ehrenvollen Auftrag erhalten, einen kurzen Bericht über den Werth und die Wichtigkeit der Schriften zu erſtatten, welche Hr. Fellows im vorigen Jahre über Kleinaſien, und in dieſem Jahre über Lycien insbeſondere herausgegeben hat. So ſehr mich jedoch das allgemeine Vertrauen des Vereins zu meiner Kenntniß des darin behandelten Stoffes erfreuet hat, ſo ſehr muß ich um gütige Nachſicht bitten, wenn mein Bericht den gehegten Erwartungen nicht entſprechen ſollte. Die zu beurtheilenden Schriften, welche ich bis jetzt noch ſo wenig kannte, daß es einer meiner Nebenzwecke der Hieherreiſe war, ſie näher kennen zu lernen, haben einen ſolchen Umfang, daß ich ſie in den wenigen Vormittagsſtunden des einen Tages, welche ich ihnen widmen konnte, nur flüchtig durchſehen und durchleſen konnte, und in denſelben Vormittagsſtunden eines andern Tages nur dasjenige auszuziehen vermochte, was mir zur Mittheilung an den Verein von einigem Intereſſe zu ſein ſchien. Wie nützlich ſchon das erſte Journal des Hrn. Fellows, welches deſſen Reiſen durch Lydien, Myſien, Bithynien, Phrygien, Piſidien, Pamphylien, Lycien und Carien beſchreibt, für die Topographie von Kleinaſien geweſen iſt, beweiſet Kiepert's Karte von Phrygien, welche der Profeſſor Franz in Berlin ſeiner Abhandlung über fünf Inſchriften und fünf Städte in Kleinaſien beigegeben hat. Weit mehr leiſtet in dieſer Hinſicht das neuere Werk, welches den Hrn. Kiepert veranlaßte, ſeinem topographiſch-hiſtoriſchen Atlas von Hellas und den helleniſchen Colonieen einen beſondern Carton über den ſüdweſtlichen Theil von Carien beizufügen. Von den 36 Städten, welche Plinius als zu ſeiner Zeit in Lycien noch vorhanden bezeichnet, waren außer den beiden Hauptſtädten der ſüdlichen und nördlichen Abtheilung von Lycien, Xanthus und Tlos, durch frühere Reiſende an der Küſte eilf Städte ihrer Lage nach bekannt; Hr. Fellows fand im Innern von Lycien die Ruinen von eilf andern Städten, ſo daß nur noch ein Drittheil der von Plinius bezeichneten Städte unbekannt bleibt. So mancherlei Belehrungen der Hiſtoriker und Archäolog aus den abgezeichneten Bildwerken und colorirten Basreliefs zu ſchöpfen vermag, ſo wichtig ſind für den Numismatiker die Verzeichniſſe von den bisher noch unbekannten Münzen, und für den Botaniker die Verzeichniſſe ſeltener Pflanzen. Zwar durchſtreifte Hr. Fellows in ſeiner zweiten Reiſe nur das alte Lycien, welches er bei ſeinem erſten Beſuche ſo reich an intereſſanten Gegenſtänden gefunden

*) Dieſe Hoffnung hat ſich bewährt, und wird ſchon der fünften Verſammlung das erſte Heft des Werkes vorgelegt werden können. D. Red.

hatte, von Smyrna aus; aber nach dem, was Hr. Fellows darüber berichtet, scheint auch kein anderes Land in Kleinasien von so hoher Wichtigkeit für die Erweiterung unserer Kenntnisse zu sein. Die Zahl der noch erhaltenen Denkmäler und die Mannichfaltigkeit der Inschriften ist so bedeutend, daß Lycien eben so bearbeitet zu werden verdient, wie der verewigte Otfried Müller Etrurien bearbeitet hat. Ja! wenn uns auch Etrurien durch römische Schriftsteller bekannter geworden ist, so steht doch Lycien vielleicht in mehrfacher Hinsicht noch über Etrurien, da es nach meiner Ansicht den Orient mit dem Occidente vermittelt, sofern es diesem eben soviel mitgetheilt hat, als es vielleicht von jenem empfing, und da es nicht nur in Allem mehr Originalität verräth, als das meist nur nachahmende Etrurien, sondern auch seine Sprache aus den noch erhaltenen Inschriften leichter zu enträthseln ist."

„Wird gleich Apollon bei Homeros nicht darum λυκηγενὴς genannt, weil er in Lycien geboren ward, sondern weil man in ihm den Sonnengott als Sohn des Morgenlichtes (λύκη, *diluculum*) verehrte, wie Eos ἠριγένεια als Tochter des Morgendunkels hieß; so ist doch Lycien als die Heimath des Apollocultus zu betrachten, der von Patara nach Delos und von Delos nach Delphi u. s. w. verpflanzt ward. Eben dieser Apollocultus zeugt von hoher Bildung der Lycier im Alterthume, da sich Apollon als Symbol der Sonnenkraft in mancherlei moralischer Beziehung vom physischen Sonnengotte Helios, gleich sehr unterscheidet, wie Artemis von der Selene, und die vier Künste, welchen Apollon vorstand, die τοξικὴ, μουσικὴ, μαντικὴ und ἰατρικὴ, als eben so viele Zweige lycischer Kunst und Wissenschaft zu betrachten sind. Wie früh Lycien zu hoher Blüthe gelangt war, beweiset Homers Achtung für alles, was lycisch heißt. Die Lycier waren die angesehensten unter den Bundesgenossen Troja's, und ihr Anführer Sarpedon ein vielgeliebter Sohn des Zeus. Ihr Gott Apollon wird nicht nur in dem häufig wiederkehrenden Verse

Αἰ γὰρ, Ζεῦ τε πάτερ καὶ Ἀθηναίη καὶ Ἄπολλον,

dem Vater Zeus und der Athene zur Seite gestellt, sondern in der Iliade als der geachtetste Gott gefeiert, mit dessen Beleidigung die Iliade anhebt, und durch dessen Pfeil Achilleus selbst erlag, sowie der lycische Bogenschütze Pandaros das Friedensbündniß zwischen den Troern und Achäern störte. Wie der lycische Bogen zur Erfindung der Leier Apollon's führte, so veranlaßte die Wölbung des arcadischen Schildes die Erfindung des wiederhallenden Lautenspiels; aber dessen Erfinder Hermes bezeugte so große Achtung gegen Apollon, daß er ihm seine Laute schenkte. Eine noch höhere Achtung für das sanfte Spiel der Apollonsleier spricht sich in der Sage von der Schindung des phrygischen Marsyas aus, wodurch sich die Phrygier als Freunde rauschender Musik und religiöser Schwärmerei von den lycischen Lyrikern ebenso unterscheiden, wie in Hellas die Böotier von den Athenern. Wenn wir gleich auch von den Phrygiern sehr schätzenswerthe Denkmäler besitzen, die in ein weit höheres Alterthum hinaufzusteigen scheinen, als die lycischen; so stehen doch bei Homer die Phrygier noch in einem fernern Hintergrunde, und einen so hohen Platz Apollon's Mutter Leto in der Götterversammlung einnimmt, so wenig weiß Homer etwas von der phrygischen Göttermutter Kybele zu sagen. Vom frühen Einflusse Lyciens auf die Bildung Griechenlands zeugen die Sagen vom ältesten Priestersänger Olen, welcher den Apollocultus Lyciens nach Delos übertrug, und von den sieben Werkmeistern aus Lycien, welche dem Prötus die mächtigen Mauern in Tiryns erbauten. Die älteste Heroensage der Griechen vom Bellerophontes spielt in Lycien, und der Name der carischen Stadt Pedasa oder Pegasa,

auf welche Hr. Fellows die Münzen mit der lyciſchen Aufſchrift Fēd oder Fēg bezieht, beweiſet, das die Roſſenamen Pedaſus und Pegaſus lyciſchen Urſprunges waren, wie der Name Leto der lyciſchen Bezeichnung einer Frau durch Lada entſpricht. Darf man aus der lyciſchen Münzlegende Pttarazu für Patara auf einen lyciſchen Urſprung ſolcher Städte Aſiens ſchließen, deren Namen auf assus, essus oder issus ausgehen; ſo haben ſich die Lycier über die ganze Weſt- und Südküſte Kleinaſiens von Aſſus in der Nähe des Helleſponts bis Iſſus an der Gränze von Syrien verbreitet. Ja! ſelbſt im europäiſchen Thracien trifft man häufig dergleichen Namen an, wie Salmydeſſus am Pontus, und ſogar in einzelnen Theilen von Griechenland, wie Mykaleſſus in Böotien. Daß Lycier ins troiſche Gebiet gewandert waren, bezeugt nicht nur der dort heimiſch gewordene Apollodienſt, ſondern verſichert auch der Sänger der Iliade ausdrücklich. Die mit einem Troer Tithonus vermählete Eos gehört eben ſowohl dem lyciſchen Apollocultus an, als die epheſiſche Artemis in Lydien. Gegen Lyciens Verwandtſchaft mit Carien, worauf man aus der Aehnlichkeit einer cariſchen Grabſchrift mit lyciſchen in Walpole's Reiſen ſchloß, wird zwar von Hrn. Fellows bemerkt, daß die vermeintlich cariſche Grabſchrift aus Telmiſſus ſtamme, mithin dem eigentlichen Lycien angehöre; allein die lyciſche Schrift, von welcher ſich die phrygiſche Schrift durch größere Aehnlichkeit mit der altioniſchen unterſcheidet, findet man doch ſowohl auf cariſchen als auf ciliciſchen Münzen. Der Bauſtil lyciſcher Grabmäler, bei welchen Hr. Fellows vier Arten von Antiphellus, Tlos und Xanthus unterſcheidet, ſtimmt ganz mit ähnlichen Denkmälern Perſiens überein, und Hr. Daniel Sharpe, welcher in einem beſondern Aufſatze über die lyciſche Sprache die lyciſchen Inſchriften erläutert, wie Hr. Hermann Wiener die griechiſchen, betrachtet das lyciſche Volk als eine Miſchung aus Griechen, Phöniken und Perſen, weshalb er die lyciſchen Wörter bald mit ähnlichen Ausdrücken in Zend oder Pehlwi vergleicht, bald auch vermittelſt der ſemitiſchen Sprachen und beſonders aus dem Arabiſchen zu erläutern ſucht."

„Hr. Sharpe, deſſen Aufſatz für Sprachforſcher das höchſte Intereſſe gewährt, verbreitet ſich beſonders über drei Gegenſtände, über lyciſche Sprache, Münzen und Inſchriften. Seine Unterſuchungen über die Sprache begann er mit dem Vorurtheile, daß ſie aus dem Phöniciſchen ſtamme; er ward aber durch die große Menge geſchriebener Vocale, deren Zahl auf zehen ſtieg, bald überzeugt, daß die lyciſche Schrift, gleich den perſiſchen und indiſchen Sprachen, beſondere Zeichen für lange und kurze Vocale habe, und daß die lyciſche Sprache, wenn auch offenbar dem ſogenannten Indo-Germaniſchen Sprachſtamme angehörend, dennoch eine eigenthümliche, für ſich beſtehende Sprache ſei, deren Wörter nur ſelten auf einen Conſonanten, ſondern meiſt auf einen Vocal ausgehen. Man findet jedoch auch Endungen mit d, f, g, l, t, r, ss und z, wie Tramelez und Troûoûez, von den beiden Benennungen Tramele und Trõõuneme, wodurch in den lyciſchen Inſchriften der Name Lyciens umſchrieben zu werden pflegt. Tramele iſt nach Hrn. Fellows der ſüdlichere Theil mit der Hauptſtadt Arna, welche die Griechen nach der Waſſerfarbe des vorbeifließenden Stromes Xanthos nannten; Trooes aber der nördlichere Theil mit der Hauptſtadt Tlos. Die in dieſen Ländern aufgefundenen Münzen theilt Hr. Sharpe nach drei verſchiedenen Perioden der Unabhängigkeit Lyciens ab. Die älteſten Münzen mit lyciſcher Aufſchrift ſind aus der Zeit vor der Eroberung durch die Perſer um 550 v. Chr. G.: ein paar andere ſcheinen aus der Zeit nach dem Abfalle von den Perſern zwiſchen Xerres und Alexander von Macedonien zu ſtammen; die Münzen mit der griechiſchen Aufſchrift *Λυκίων* und Symbolen

des Apollocultus wurden während der Unabhängigkeit Lyciens und Cariens von 168 v. Chr. G. bis 50 n. Chr. G. geprägt, da der Kaiser Claudius diesen Ländern ihre Freiheit raubte. Die Inschriften anderer Denkmäler gehören ebenfalls verschiedenen Zeitaltern an, sind aber doch nicht aus späterer Zeit. Die ältesten Inschriften enthält ein Obelisk bei Xanthus auf seiner Nordost- und Nordwestseite, wogegen die Inschriften der Südost- und Südwestseite etwas jünger zu sein scheinen. Zwischen diese ordnet Hr. Sharpe die Inschrift unter der Darstellung eines Kampfes; alle die Grabschriften der ersten, wie der zweiten Schrift des Hrn. Fellows stammen aus der römischen Kaiserzeit. Der Obelisk ist oben verstümmelt: in der ältesten Inschrift desselben sind nur noch die vier ersten Zeilen lycische Schrift; auf diese folgen eilf griechische Zeilen, während alles Uebrige wieder aus lycischer Schrift besteht. Die Abschrift der griechischen Zeilen ist jedoch so unvollkommen, daß nur Weniges davon lesbar ist: man erkennt nur deutlich, daß darin die Rede von einem Sohne des Harpagus ist, welcher auch in der beigefügten lycischen Inschrift vorkömmt. Hr. Sharpe erkennt in diesem Harpagus den Eroberer und Beherrscher Lyciens unter Cyrus, und glaubt auch in den lycischen Worten sēwē pasau oder pasawu, besondern wenn das s wie sh gesprochen sein sollte, den persischen Titel eines Königs der Könige zu erkennen. Diese Deutung ist jedoch eben so unsicher, als die Beziehung der Worte Aoûra und Aoûremez auf Abora nazda oder Ormuzd. Sowohl in der griechischen als lycischen Inschrift kömmt das Wort Arina vor; daß dadurch aber Arna oder Xanthus bezeichnet werde, läßt sich eben so wenig erweisen, als die Bezeichnung des Xerxes durch das Wort Zerssē in derjenigen Inschrift, welche eine öffentliche Verordnung oder Bekanntmachung zu enthalten scheint. Hr. Sharpe bemerkt selbst, daß man den Gebrauch der Interpunction und der Buchstaben *H* und *Ω* in der griechischen Schrift unvereinbar glauben könnte mit der Bestimmung eines Zeitalters von fünfhundert Jahren vor Christi Geburt; er glaubt aber, daß auf die Schrift des Orients keine Anwendung leide, was von der Schrift des Occidents gelte. Allerdings scheiden auch die phrygischen Inschriften, ungeachtet sie bis in die Zeit eines Midas hinaufreichen, die Wörter durch Punkte; aber den Gebrauch eines *H* und *Ω* möchte man doch selbst in Asien nicht gar hoch über die Zeit des peloponnesischen Krieges hinaufsetzen können, so daß der erwähnte Harpagus schwerlich der Feldherr aus des Cyrus Zeitalter zu sein scheint. Mit mehr Sicherheit hat Hr. Sharpe die Geltung der Zeichen des lycischen Alphabets vermittelst der Namen bestimmt, welche sowohl in griechischer als lycischer Schrift vorkommen."

„Als ich mich vor zehen Jahren mit der Enträthselung der lycischen Schrift und Sprache beschäftigte, konnte ich nur fünf Inschriften aus Walpole's Reisen mit einander vergleichen; Hr. Fellows hat aber noch mehr als zwanzig Nummern von Inschriften zur Vergleichung geliefert. Doch findet sich darunter nur eine einzige zweisprachige Inschrift; wogegen ich schon im J. 1836 durch die Güte des Hrn. Raoul-Rochette eine noch einmal so große zweisprachige Inschrift von einem Grabmale zu Antiphellus, erhielt, welche ihm durch Hrn. v. Cadalvine, als ein Auszug seines Freundes, des Hrn. Borell, aus dem Journal of David Ross mitgetheilt war. Mit Hülfe dieser Inschrift wird man noch mehr von lycischer Sprache zu erforschen im Stande sein, da sie mehre Sätze zur Vergleichung liefert. Bis jetzt ist von lycischer Declination und Conjugation nur wenig bekannt, und man kennt überhaupt wenig mehr als die Namen für Frau, Sohn und Tochter. Hr. Sharpe hält lada für den Nominativ zur Bezeichnung einer Frau, dessen Dativ lade, und im Plural ladu lautet. Der Sohn heißt tedēeme, und die Tochter zzemaze; der Dativ

jenes Wortes lautet im Singular eben so, im Plural aber tedēemē mit langem ē am Ende; man lieſet aber auch tēdēsaemē zur Bezeichnung der Kinder im Dativ. Es würde mich zu weit führen, wenn ich alles aufzählen wollte, was Hr. Sharpe zur Erläuterung der lyciſchen Inſchriften bemerkt. Ich füge daher dem bereits Angeführten nur noch hinzu, daß das lyciſche Alphabet ebenſowohl, als das phrygiſche, dem griechiſchen der alten Jonier entſpricht; daß aber die Lycier demſelben noch zur Unterſcheidung kurzer und langer Vocale viele eigenthümlich gebildete Zeichen hinzugefügt haben, wovon Hr. Fellows einige in derſelben Größe hat abbilden laſſen, in welcher ſie auf den lyciſchen Denkmälern vorkommen, damit man deren eigenthümliche Bildung deſto deutlicher erkenne."

Der Vorſitzende dankte dem würdigen Veteranen im Namen des Vereins, deſſen Bitten derſelbe durch ſeinen lehrreichen Vortrag ſo freundlich Folge gegeben, und kündigte dann den Eintritt der Pauſe an.

Nach der Pauſe trat in Folge ausdrücklich erbetener und gern gewährter Genehmigung der Abgeſandte Ungarns, Regierungsrath und Profeſſor der Aeſthetik von Schedius von der Univerſität zu Peſth auf, um eine kurze Ueberſicht über den Anbau der Philologie in Ungarn zu geben. Dieſer Bericht gab ſogar mehr, als er verſprochen hatte, indem nicht ſowohl die Philologie im weiteſten Sinne, als vielmehr die geſammte Culturgeſchichte Ungarns, ſo weit ſie von lebenden Männern vertreten wird, von dem Redner, deſſen liebenswürdige Perſönlichkeit einen wohlthuenden Eindruck machte, ins Auge gefaßt und durch Vorführung der einzelnen Namen angedeutet wurde.

Hiernächſt gab Dr. **Heinrich** die von der Verſammlung gewünſchte **Skizze von dem Leben und dem litterariſchen Nachlaß** ſeines verewigten Vaters, des Profeſſors der klaſſiſchen Philologie an der Univerſität zu Bonn, **C. F. Heinrich.** Sie lautete ſo:

„Hochanſehnliche Verſammlung! Die neulich an mich ergangene Aufforderung, über den litterariſchen Nachlaß meines ſeligen Vaters, Carl Friedrich Heinrich, zu berichten, ſo wie der Wunſch, eine biographiſche Skizze hiermit zu verbinden, war mir ein neues ſchönes Zeugniß für das Andenken, in welchem der Name meines Vaters in der gelehrten Welt lebt und ferner leben wird. Das Ueberraſchende jener Aufforderung, die kurze Friſt und die Bewegung der letzten Tage mögen mir Ihre gütige Nachſicht für meinen kurzen Vortrag erbitten."

„C. F. Heinrich ward geboren am 8. Febr. 1774 zu Molſchleben im Herzogthum Gotha, woſelbſt ſein Vater Superintendent war. Seinen erſten Unterricht empfing er im väterlichen Hauſe, und ward ſodann auf die Kloſterſchule zu Donndorf geſchickt, deren damaliger Rector, Mag. Hennike, ein Lehrer von ſeltener Treue und Redlichkeit war. Unter der Leitung dieſes Mannes entwickelte ſich bald eine entſchiedene Vorliebe für die alte, vornehmlich die griechiſche Litteratur, ſo daß er ſchon jetzt für ſich den Theokrit und Xenophon las, ja ſelbſt den Sophokles und Pindar zu koſten anfing. Mit Heiterkeit gedachte er ſpäter oft der unbeſiegbaren Hinderniſſe, welche ihm damals der Mangel an guten Schulbüchern bei dem Studium der Tragiker in den Weg legte; das Lexicon des Scapula war ſein einziger Rath und Hülfe. Bei ſeinem Abgange

von Donndorf 1788 erhielt er das Lob, daß er „ob acerrimum litterarum, imprimis Graecae linguae, studium magnopere commendandus“ ſei, und kam jetzt auf das Gymnaſium zu Gotha. Der alte Ruhm dieſer trefflichen Anſtalt iſt Jedem bekannt; Döring, Kaltwaſſer, Voigt, Kries, Galetti, vorzüglich aber Manſo und der ſeinen Schüler überlebende Fr. Jacobs, waren hier ſeine Lehrer. Noch den Abend vor ſeinem Heimgange ſprach mein Vater von Jacobs mit der innigſten Dankbarkeit und Rührung. Jacobs war nicht nur in der Schule ſein Lehrer geweſen, er erklärte ihm auch den Aeſchylus in Privatſtunden. Oſtern 1791 bezog Heinrich die Univerſität Göttingen. Sein Vater hatte ihn zum Theologen beſtimmt, und auch Heyne ſuchte ihm begreiflich zu machen, wie viel dazu gehöre, mit der Philologie allein fortzukommen; er ſolle daneben ein ſogenanntes Brodſtudium treiben. Dieß Letztere war natürlich dem Sinne meines Vaters gänzlich entgegen, und er gelobte, das Aeußerſte thun zu wollen, um ſeinen Beifall zu verdienen. Charakteriſtiſch für Heyne war es, daß dieſer ihm darauf ſeinen Studienplan abforderte, die Logik ſtrich und dafür die Encyklopädie der hiſtoriſchen Wiſſenſchaften anſetzte. Bald ward mein Vater Heyne's Lieblingsſchüler; er blieb in Göttingen 4 Jahre lang. Folgendes ſind ſeine eigenen Worte: „Während dieſes Zeitraums durfte ich Heyne als meinen zweiten Vater betrachten; ich wandelte unter ſeinen Augen, las, ſtudirte, verſuchte nichts ohne ſeinen Rath und Einfluß. Ihm habe ich unzähliges Gute und die ganze Richtung meines Geiſtes zu verdanken. Meine bisher blos dunkelen Ahnungen über den Werth, die Wichtigkeit und den Zweck des philologiſchen Studiums entwickelten ſich durch ſeinen Unterricht bis zu deutlichen Begriffen. Wer den Geiſt der Heyniſchen Schule kennt, weiß, daß ſie ihren einzigen Zweck nicht darin ſetzt, Ariſtarche zu bilden, denen ein berichtigter Accent das summum bonum dünkt; daß ſie vielmehr dahin arbeitet, das Studium der Alten, Interpretation und Kritik, auf Bildung des Verſtandes hinzuführen, daß ſie Gründlichkeit mit Gemeinnützigkeit und Geſchmack zu paaren trachtet. Heyne's Behandlung der Alten iſt daher, wie die Mathematik, eine Uebung für die Seelenkräfte; ſie räumt auf, und führt auf gradem Wege zu einem höhern Ziele.“ Soweit mein Vater über Heyne. Außerdem unterhielt er beſonders die Bekanntſchaft und den Umgang mit Blumenbach, Heeren und Mitſcherlich; der Letzte arbeitete eben an ſeinem Horaz, und ließ dabei Heinrich an allen ſeinen Unterſuchungen Theil nehmen. Meines Vaters erſte der gelehrten Welt übergebene Arbeiten, die Ausgabe des Muſäus, die neue Ausgabe des Köppenſchen Homer u. c. a., fallen noch in die Zeit ſeiner Göttinger Studien. Im Frühjahre 1795 verließ er endlich Göttingen, und nahm eine ihm auf Manſo's Empfehlung angebotene Lehrſtelle am Maria-Magdalenen-Gymnaſium zu Breslau an, woſelbſt er 1801 zum Profeſſor ernannt wurde. In Verbindung mit Manſo und Fülleborn lehrte er an demſelben faſt ein Decennium, gleichzeitig als philologiſcher, eine Zeit lang auch als dramaturgiſcher Schriftſteller thätig. Hauptſtudien meines Vaters in Breslau waren die Heſiodiſchen Gedichte. 1802 erſchien ſeine Ausgabe des Scutum Herculis, und in einer vorangeſchickten Epistola an Heyne legte er den Plan einer künftigen kritiſchen Bearbeitung aller Heſiodiſchen Geſänge dar. Ein Epimetrum, den Heſiodus betreffend, fügte er 1817 der von Twesten in Kiel geſchriebenen Diſſertation über die Theogonie bei; der ganze handſchriftliche und noch unedirte Apparat, worunter Collationen von etwa 10 Moskauer und Pariſer Handſchriften, befindet ſich gegenwärtig in den Händen des Hrn. Prof. Ranke in Göttingen, der ihn in ſeiner eben jetzt erſcheinenden großen Ausgabe des Heſiodus bekannt machen wird. Außerdem erſchienen in Breslau der Epimenides aus Kreta, eine Schulausgabe des Nepos, ſo wie

verſchiedene kleinere Aufſätze in gelehrten Zeitſchriften. 1804 nahm mein Vater einen Ruf als Profeſſor eloquentiae und der griechiſchen Litteratur an der Univerſität zu Kiel an, und wirkte in dieſer Stellung 14 Jahre hindurch mit der größten Thätigkeit und dem ſichtbarſten Erfolge. Während das Studium der klaſſiſchen Litteratur bei ſeiner Ankunft in Holſtein dermaßen niederlag, daß er anfangs kaum ein öffentliches Collegium zu Stande zu bringen vermochte, ſo ſtieg von nun an die Zahl ſeiner Zuhörer mit jedem folgenden Semeſter. Das gegenwärtig in Kiel beſtehende philologiſche Seminar verdankt hauptſächlich ſeinen Bemühungen ſeine Entſtehung. Zu den ausgezeichnetſten Schülern aus jener Periode gehören die HH. Brandis, Tweſten, Bleek, Olshauſen, Falk, Burchardi, und die leider zu früh entſchlafenen J. V. Francke in Dorpat und Peterſen in Kreuznach. Im Herbſt 1818 war mein Vater einer der erſten Gelehrten, welche auf die neu geſtiftete Rhein-Univerſität berufen wurden und zum raſchen Emporblühen derſelben beitrugen. Mit ganzer Seele dem akademiſchen Leben ſich hingebend, wirkte er theils in Vorleſungen, theils und mit ganz beſonderer Liebe im Seminar. Die Vorleſungen galten meiſt der Erklärung griechiſcher und römiſcher Autoren, namentlich des Homer, Lycurg, Cicero, Tacitus und der Satiriker; über den Juvenal las er im Winter 1829–30 privatim vor einem Auditorium von 150 Studirenden. Im Seminar war er, wie einſt ſein Lehrer Heyne, ganz in ſeinem Elemente. Wem unter den Männern, die einſt ſeine Schüler, ſeine Seminariſten waren, ſollte nicht gleich mir ſein Bild mit den lebhafteſten Farben vor der Seele ſtehen, wie er mit kräftiger und feſter Stimme und mit der größten Klarheit und Bündigkeit den Alten zu erklären, den Sinn ſeiner Worte auszuſchälen und dem Buchſtaben Leben zu geben wußte; man mußte nothwendig mitbegeiſtert werden und glauben, das Vorgetragene mitdurchzuleben! Treffender Witz, mitunter etwas ſarkaſtiſcher, würzte den Vortrag, und verfehlte nicht, das Anregende deſſelben zu erhöhen. Lehren, ermuntern und zum Beſſern anſpornen, das war ſein Leben. Rheinland und Weſtphalen, die heutige Verſammlung, ſind laute Zeugen für das Blühen der Schola Bonnensis, an welchem mein Vater ſich einen Hauptantheil vindiciren durfte. Dieſe Thätigkeit als Lehrer und ſeine ſehr hoch geſtellten Anforderungen an wiſſenſchaftliche Leiſtungen waren die Urſachen, weßhalb er in der zweiten Hälfte ſeiner litterariſchen Wirkſamkeit weniger aus dem reichen Schatz ſeiner Arbeiten dem Publicum mittheilte, als der Wunſch ſeiner Freunde und Schüler war. Außer einer Reihe Programme, die er als Profeſſor eloquentiae in Kiel ſchrieb, und von denen die über den Juvenal, Horaz, die Homeriſchen Diaſkeuaſten, die Hermaphroditen in der alten Kunſt und die Memoria Hensleri die bekannteſten ſind, gab er mit ſeinem Collegen, dem Juriſten Cramer, Cicero's Partes ineditae, ſpäter den Text der Rede des Lycurg und Cicero de re publica heraus. Die verſprochenen Commentare zu beiden letztern habe ich zum größten Theile ausgearbeitet in ſeinem Nachlaſſe vorgefunden. Einige kleinere Aufſätze ſchrieb er im Sommer 1817 in Berlin für die litterariſchen Analekten ſeines Freundes F. A. Wolf. Die treuen und aufopfernden Bemühungen des H. Prof. Schopen machten es mir möglich, vor nun 2 Jahren die Ausgabe des Juvenal dem Druck übergeben zu können; eine Anzahl Annotationen, die für die in Verbindung mit ſeinem ſchon vor ihm verewigten Freunde, dem Geheimen Oberregierungsrath Schultz, zu veranſtaltende Ausgabe des Frontinus de aquaeductibus beſtimmt waren, ſind in der kürzlich erſchienenen Ausgabe jenes Autors von Hrn. Oberlehrer Dederich in Emmerich zu finden, und ein gleichmäßig ausgearbeitetes Heft über die erſten 9 Horaziſchen Satiren wird nächſtens durch H. Prof. Wüſtemann in Gotha in einer neuen Auflage der Heindorfſchen Ausgabe

gedruckt werden. Daß natürlich alle nach dem Tode des Verfaſſers edirten und noch zu edirenrenden Arbeiten nicht als opera absoluta beurtheilt werden können, ſollte wohl kaum einer Bemerkung bedürfen. Der Ausgabe des Juvenal werde ich die des Perſius folgen laſſen. Mit dem Perſius beſchäftigte ſich mein Vater namentlich in Bonn, und zwar mit ſolchem Erfolge, daß ich ihn einſt ſagen hörte, er ſei ihm endlich ganz klar geworden, eine Stelle ausgenommen, wo in allen Handſchriften dieſelbe Lücke ſei. Von den neu hinzugezogenen Handſchriften rühmte er beſonders eine Trierer, deren Collation er ſeinem Freunde, Hrn. Director Loers, verdankte. Das letzte Collegium, welches er leſen konnte, war über den Perſius; ich habe es noch gehört. Ein weiteres Unternehmen dürfte die Herausgabe der Opuscula ſein. Sie würden nicht nur die einzeln erſchienenen akademiſchen Programme geſammelt enthalten, ſondern auch durch zahlreiche Inedita vermehrt werden. Dieſe Inedita beziehen ſich namentlich auf verſchiedene Ciceroniſche Schriften, die Emendationes zum 2. Buch de re publica, ferner Vieles zum Orator, zu den Büchern de legibus, zu der Rede pro Muraena, zu dem dialogus de causis corruptae eloquentiae, zu den Epiſteln des Fronto, zu den Fragmenten des Merobaudes, zum Theognis, zu einigen Demoſtheniſchen Reden, zum Lycurg u. A., eine Abhandlung über eine bei Lokri gefundene gemalte Vaſe und die Keledonen, und einige zur Erklärung alter Inſchriften in den Rheingegenden. Endlich wird Manchem die Nachricht von Intereſſe ſein, daß ich unter den Papieren meines Vaters eine große Anzahl Briefe von Heyne, Jacobs, C. A. Böttiger, Gurlitt u. a. deutſchen Gelehrten vorgefunden. Leicht könnten ſie einſt ein bedeutender Beitrag zur Geſchichte der Philologie unſerer Tage werden."

„Somit, hochanſehnliche Verſammlung, glaube ich mich meines Auftrages entledigt zu haben. Dem Andenken meines Vaters und der Wiſſenſchaft glaube ich es ſchuldig zu ſein, auch jene zuletzt genannten Arbeiten gemeinnützig zu machen, und ich hoffe bald die nöthige Muße zu finden, um dieſen meinen Vorſatz ausführen zu können."

Hofrath Thierſch, welcher die Veranlaſſung zu dieſer Skizze gegeben hatte, die für jeden Philologen von Intereſſe ſein mußte, war es auch, der dem Redner Dank wie Beifall zu erkennen gab.

Noch war der Vortrag von Dr. Kreuſer: „in wie weit ſind die jetzigen materiellen Richtungen den klaſſiſchen Studien gefährlich?" im Rückſtande. Bei der ſehr vorgerückten Zeit indeß gab Dr. Kreuſer, den die Verſammlung ſchon am erſten Tage über einen andern Gegenſtand zu hören das Vergnügen gehabt hatte, dem unmaßgeblichen Erſuchen des Vorſitzenden freundlich nach, und verzichtete auf dieſen Vortrag, um ſo mehr als Hofrath Thierſch bemerkte, daß doch im Grunde niemand in der Verſammlung an eine ernſtliche Gefahr glauben werde, die der Philologie von Seiten der materiellen Intereſſen drohe.

Dr. Urlichs machte die Anzeige, daß der Verein von Alterthumsfreunden im Rheinlande am vorigen Tage förmlich zuſammengetreten ſei, die (von ihm mitgetheilten) Statuten *) entworfen, und einen Vorſtand gewählt habe, welcher die Genehmigung der hohen Staatsbehörde nachſuchen werde. So wie dieſe erfolgt ſei, werde eine allgemeine Einladung zum Beitritt erlaſſen und das erſte Heft antiquariſcher Verhandlungen im Druck bekannt gemacht werden.

*) S. den Anhang unter III.

Auf die vom Vorsitzenden an die Versammlung gestellte Frage, ob irgend jemand noch eine Mittheilung zu machen sich veranlaßt finde, sprach Oberschulrath Friedemann den Wunsch aus, daß künftig an jedem Sitzungstage die kurzgefaßten Rubriken der am vorhergehenden Tage gehörten Vorträge und Discussionen, auf einem besondern Blatte gedruckt, unter die Anwesenden vertheilt werden möchten. Allen würden solche Erinnerungsblätter lieb, und um so lieber sein, je später der Natur der Sache nach die vollständigen Verhandlungen im Druck zu erscheinen pflegten. Dem Vorsitzenden schien es angemessener, daß dieser Vorschlag, wenn er die Genehmigung der Versammlung erhielte, als bloßer Wunsch, denn als bindende Verpflichtung ausgesprochen würde. Als auch Hofrath Thiersch bemerkte, es scheine ihm dieß nur eine Vermehrung der Formalien zu sein, wodurch die ohnehin so zahlreichen und beschwerlichen Geschäfte des Präsidiums ohne Noth gesteigert würden, wurde der Antrag fallen gelassen.

Prof. Walz bezeichnete einen Beschluß als wünschenswerth, dem zufolge die Dauer der Vorträge auf eine halbe Stunde beschränkt, dagegen die Bestimmung, wonach die nicht frei zu haltenden Vorträge dem Präsidium vorher im Manuscript zugesendet werden sollen, wieder aufgehoben würde. Diesem Antrage glaubte der Vorsitzende entgegentreten zu müssen. Gerade die empfohlene Maßregel erscheine als die illiberalere, da hingegen in der Einsendung der schriftlichen Vorträge lediglich Mißverständniß der (schon in der vorbereitenden Sitzung hinlänglich erklärten) guten und ganz unanstößigen Absicht, die zu Grunde liege, eine censurartige Beschränkung sehen könne. Außerdem könne es wohl kaum weise scheinen, werde vielmehr leicht zu einer Art von Anarchie und haltungslosem Schwanken führen, wenn ein eben erst von der vorhergehenden Versammlung förmlich und einmüthig gefaßter Beschluß, selbst wenn sich augenblicklich einige Inconvenienzen herausstellen sollten (was doch hier nicht der Fall sei), gleich im nächstfolgenden Jahre wieder aufgehoben würde. In demselben Sinne sprach sich Hofrath Thiersch aus, und bestand hierauf der Antragsteller nicht weiter auf seinem Vorschlage.

Nochmals erbat sich nun Hofrath Thiersch geneigtes Gehör, um „im Namen der Versammlung deren Dank Denjenigen, den sie solchen schulde, auszusprechen. *) Vor allen dem erhabenen Monarchen, unter dessen Schutz sie sich hier zusammengefunden. Er habe durch die Zeichen seines Wohlwollens, dessen Gegenstand sie gewesen, zu vielen andern einen neuen Beweis gefügt, welchen Werth er auf Philologie und klassische Studien und auf die Erziehung lege, zu deren vorzüglichster Vermittlerin die deutsche Philologie geworden sei. Diese werde unter dem Schirm jener Gesinnung in den preußischen Landen gegen die Gefahren gesichert ruhen, von denen sie noch vor Kurzem bedroht schien. Sie werde unter Ihm sich immer segensreicher entfalten und auch diejenigen wieder mit sich vereinigen, welche in dem Kampf der letzten Zeiten an sich oder an ihr irre geworden. Der nächste Dank gebühre den erleuchteten Organen seiner Regierung, welche durch aufrichtige und wohlwollende Förderung der Sache gezeigt, daß sie von dem Geist und der Gesinnung ihres Monarchen durchdrungen und nicht gemeint seien, in regungsloser Abgeschlossenheit zu beharren, während vor ihren Thüren ein erneutes frisches und Keime einer glücklichen Zukunft entfaltendes Leben sich rasch und fröhlich bewege. Ebenso wurde der Theilnahme der administrativen, der akademischen und städtischen Behörden, und mit besonderer

*) Wörtlich aus der Beilage zur Augsburger Allg. Zeit. Nr. 296. S. 2361.

Anerkennung der hingebenden Thätigkeit, Gewandtheit und der freundschaftlichen Gesinnung gedacht, mit welchen der Präsidirende, Herr Professor Ritschl, die Angelegenheiten der Versammlung eingeleitet, die Schwierigkeiten geebnet, das Widerstrebende vermittelt und, unterstützt von den Mitgliedern des Büreau, ihre Sitzungen und Arbeiten geleitet habe."

Der Vicepräses Prof. Ritschl schloß hierauf die Versammlung mit Worten dieses Inhalts: „Mit erwartungsvoller Freudigkeit hoben wir unsere erste Sitzung an, mit freudiger Befriedigung, hoffe ich, heben wir die letzte auf. So viel des Schönen, Tiefen, Belehrenden, Anregenden, Erwecklichen ist gesagt und gehört worden; so heiter, einträchtig und erquicklich in Form und Gehalt ist der persönliche Verkehr der zahlreich versammelten Genossen gewesen, daß es kühn gesagt werden darf, die dießjährige Versammlung habe den unzweideutigsten Beweis gegeben, daß das innere Lebensmark des Vereines in ungeschwächter Gesundheit dauere. Und so berechtigt sie zugleich zu der begründetsten Ueberzeugung, er werde in frischer und begeisternder Kraft fortleben von Lustrum zu Lustrum. Und wenn er auch nicht auf nachgeborne Geschlechter übergehen sollte, so wird er ihnen doch ein erhebendes Zeugniß ablegen, mit welch beharrlicher und erfolgreicher Eintracht wir in einer Zeit, die durch modernste Interessen vielfach hin- und hergezogen wird, festgehalten haben an dem idealen Lebenskerne, welchen uns die Hochhaltung und die Durchdringung des klassischen Alterthums gewährt."

„Halten wir uns mit unsern Schlußempfindungen an dieses Erfreuliche, weil es das Wesentliche ist: möge dadurch das Unwesentliche, mögen alle die Mängel in Anordnung und Leitung, die Ihnen etwa entgegengetreten sind, in den Schatten gestellt werden. Ich habe Ihre Nachsicht angesprochen beim Beginn der Sitzungen; ich sprach zugleich das Vertrauen aus, Sie würden sie nicht versagen: Sie haben sie nicht versagt, sondern, den guten Willen ansehend, das Unzureichende oder Mißlungene übersehen und freundlich getragen. Empfangen Sie dafür aus Herzensgrund meinen lebendigsten, meinen gerührtesten Dank. Mit dem Wunsche, daß uns allen das Rheinische Zusammensein eine freundliche und werthe Erinnerung bleiben möge, und indem ich Ihnen ein herzliches Lebewohl zurufe, erkläre ich jetzt kraft des mir übertragenen Ehrenamtes, dessen Vollmachten ich hiermit in die Hände des Vereines zurückgebe, die vierte Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner für geschlossen."

Anhang.

I.

Eingesendete Erwiderung des Oberstudiendirectors Herrn Dilthey.

Zu S. 22.

Wenn geistvolle und in den Gemüthern der Hörenden Anklang findende Worte allein schon über Wahrheit und Zweckmäßigkeit entscheiden könnten, so würde es nach dem Vortrag des geehrten Gegenredners keinem Zweifel unterliegen, daß mein Vorschlag auf dem Standpunkte des Sprach- und Litteraturstudiums eben so beifallswerth, als auf dem pädagogischen verwerflich sei. Wer möchte nicht unwillkührliche Zustimmung empfinden, wo darauf hingewiesen wird, wie nur classische Producte eines lauteren und edlen Geistes zu Gegenständen des bildenden Studiums gemacht, wie Zeit und Mühe nicht für Studien in Anspruch genommen werden dürfen, durch die der Zögling zerstreut, verwirrt, versäumt, geschädigt wird, wie die ästhetische Keuschheit und Scheu, die Unschuld des Geistes verletzt werde von Allem, was sich von der hohen, reinen und einfachen Schönheit wahrer Classicität entfernt u. s. w. Anders aber gestaltet sich die Sache, wo es darauf ankommt, die allgemeinen Begriffe auf das Einzelne anzuwenden und zu bestimmen, ob das letztere richtig unter die Kategorie der ersteren subsumirt sei oder nicht, wo es darauf ankommt, daß die Lobpreisung des Ganzen sich pädagogisch auch an dem Einzelnen und durch das Einzelne in seinen didaktischen Erfolgen bewähre. Wie hoch wir auch Alle das Classische achten, so wenig sind wir doch darüber einverstanden, wie weit das Gebiet desselben sich erstrecke, und was im Einzelnen dazu gehöre. Entschlagen wir uns auf einen Augenblick des die Monstranz der Classicität umhüllenden Strahlenlichtes und Ambraduftes panegyristischer Phrasen, und beantworten die freilich höchst simple Frage: sind Menander, Theokrit, Kleanthes, Meleager, Plutarch, Lucian u. s. w. classisch? Wenn die Antwort nach den Andeutungen meines geehrten Gegners verneinend ausfällt, „weil sie bereits jenen Spätlingen eines herabgekommenen Volkes angehören, die im Denken und Darstellen unlauter geworden, in ihren Schriftwerken den Nachkommen ein trauriges Erbtheil geistiger Ermattung und Verarmung hinterlassen haben," wenn wir dagegen Gorgias, Antiphon, Andokides, Aeschines, Lysias, Isäos u. s. w. trotz ihrer heutigen Ungenießbarkeit als classische Muster rühmen wollen, weil sie der Blüthenzeit griechischer Cultur angehören, so wird Regel und Maßstab unseres Urtheils mindestens nicht auf den Beifall eines competenten Richters Anspruch machen können, dessen Gewichtigkeit groß genug ist, um bei jeder Differenz bedenklich zu machen, ich meine des Horaz, der die Thorheit, das Classische nach der Zeit, nicht nach dem Werthe zu bemessen, mit verdientem Spotte gegeißelt hat. Doch nehmen wir auch an, daß der Begriff des Classischen in seiner Anwendung auf alle einzelne Autoren und Schriftwerke durch genügende Uebereinkunft festgestellt sei, so bin ich kühn genug, zu behaupten, daß es ein Irrthum ist, auf dem pädagogischen Standpuncte *classisch* und *bildend* für durchaus identisch zu halten. Zum Beweise kann ich neben Pindar fast alle Classiker des atheniſchen Zeitalters

anführen, namentlich Euripides, Thucydides, Ariſtophanes, Xenophon, Platon, Iſokrates und Demoſthenes. Während ſie den Ruhm der Claſſicität unangetaſtet behaupten, muß einem großen Theil ihrer Werke bildende Kraft auf dem pädagogiſchen Standpunkte gänzlich abgeſprochen werden. Dies im Einzelnen nachzuweiſen, könnte freilich nur die Aufgabe eines eigenen Werkes ſein, wie es für frühere Bildungszuſtände bereits von Schelle zu ſchreiben verſucht wurde. Für jetzt ſei es genügend, an die übereinſtimmende Erfahrung aller praktiſchen Schulmänner und die vorherrſchende Sitte unſerer Schulen zu appelliren, welche theils von ſelbſt die Lectüre jener Autoren auf wenige auserwählte Fragmente beſchränkt haben, theils von Behörden, in denen ſich pädagogiſche Einſicht und Erfahrung concentrirt, *) ausdrücklich zu Vorſicht und Beſchränkung in der zum größten Theil als unpaſſend bezeichneten Lectüre denſelben angewieſen worden ſind. Gleichwohl iſt gerade hier der Punkt, in dem noch vielfach, beſonders von jüngeren und ſonſt vorzüglich tüchtigen Lehrern geſündigt wird, die in gutem Glauben und blindem Vertrauen auf die hochbelobten Segnungen claſſiſcher Würde, Reinheit und Ebenbürtigkeit die von ihnen ſelbſt oft noch nicht durchſtudirten Werke jener Autoren der Lectüre zum Grunde legen und erſt nach jahrelangen Mißgriffen und Mißfolgen hinſichtlich dieſer Lehrſtoffe zu klarer Beſinnung über das Zweckmäßige gelangen Die unzeitige Lectüre des Pindar, die verfehlte Auswahl der Leſeſtücke aus Thucydides, Platon, Demoſthenes u. ſ. w. und die an unpaſſenden Stoff unvermeidlich ſich anſchließende unpaſſende didaktiſche Behandlung deſſelben hat oft genug dazu gedient, Zeit und geiſtige Kraft der Jugend unverantwortlich zu vergeuden, und auf dem praktiſchen Standpunkte, wo es darauf ankommt, Mühe und Arbeit durch den Erfolg zu belohnen, mehr Unheil angerichtet, als durch alle Wortkünſte der Verherrlichung des Claſſiſchen und Herabwürdigung des Unclaſſiſchen wieder gut gemacht werden kann. In demſelben Maße aber, in welchem das Claſſiſche im Einzelnen oft der bildenden Kraft pädagogiſch ermangelt, müſſen wir dieſe nicht ſelten dem zugeſtehen, was einer minder claſſiſchen Zeit entſtammt. Ich meinestheils trage wenigſtens kein Bedenken, in der von Theokrit, Moſchos und Bion ausgebildeten Idylle ein der claſſiſchen Zeit würdiges Product zu erkennen, den hochherzigen Plutarch in vielen Stücken über den bei aller attiſchen Süßigkeit doch einigermaßen lederne und in platter Nützlichkeitstheorie befangenen Xenophon zu ſtellen, und den der verderbteſten Zeit eines gänzlichen Geiſtesbankerotts angehörigen Lucian dem Ariſtophanes für ebenbürtig zu erachten, und würde es für einen namhaften Verluſt halten, wenn dieſe und andere Autoren als unclaſſiſch der Lectüre entzogen werden ſollten. Eben ſo wenig vermag ich zu glauben, daß Stücke, wie der Hymnus des Kleanthes, der Eid der Aſklepiaden, der Frühling des Meleager, die Philomele des Babrias, die Herder für die ſchönſte Fabel des griechiſchen Alterthums erklärt, die von reicher Erfahrung und ſcharfſinniger Combination zeugenden ſkeptiſchen Argumente des Sextus Empirikus u. ſ. w. die äſthetiſche Keuſchheit und Scheu verletzen werden. Wo überall dieſe Beſorgniß in gegründeter Weiſe hervortritt, da ſoll und muß die Aushebung von Leſeſtücken unterbleiben und das zur Litteraturkenntniß Erforderliche der begleitenden Culturgeſchichte überlaſſen bleiben, wie dies ausdrücklich von mir verlangt worden iſt. Vielleicht iſt das Mißverſtändniß nur dadurch veranlaßt worden, daß ich ſelbſt die Byzantiner einiger Rückſicht für würdig erklärte. Eigentlich habe ich damit nicht etwas Neues und Unerhörtes verlangt; denn einige beſcheidene Redeblumen aus Agathias, Hierokles, Makedonios, Palladas, Paulus Silentiarius u. ſ. w. ſtehen längſt in unſern beliebteſten Schulbüchern, ohne daß jemals ein Nachtheil für claſſiſche Bildung daraus entſprungen iſt. Wenn ich dieſelben durch einige andere zu vermehren gedachte, die jedenfalls durch Originalität der Form und des Inhalts noch anziehender ſein möchten, ſo verſteht ſich doch von ſelbſt, daß alles Byzantiniſche nur als eine in Umfang und Bedeutſamkeit geringfügige Appendix erſcheinen ſollte, von deren Werth oder Unwerth die Idee des Ganzen keineswegs bedingt wird. Man unterſcheide nur zwiſchen den auf claſſiſche Bildung berechneten Lehr- und Leſeſtücken und ſprachlich-litterariſchen Echantillons, bloßen Stil- und Schriftproben. Jene ſollen das eigentliche, methodiſcher Bearbeitung bedürftige Kunſtwerk ſein und bleiben, dieſe nur als anſpruchloſe, zum Theil aus litterariſchen Arabesken gebildete Randverzierungen geduldet werden. Die

*) Ich meine namentlich das Circular des preußiſchen Miniſteriums vom 11. Decemb. 1828 bei Reigebaur S. 138.

Tiefe des deutſchen Genius und der Gehalt ſeiner ſchönſten Gebilde wird in unſern Schulen an der Lectüre von Klopſtock, Göthe und Schiller entfaltet, das Vaterunſer des Ulphilas dagegen, das Ludwigs- und Anno-Lied und die meiſten altdeutſchen Fragmente werden als Sprachproben und litterariſche oder patriotiſche Denkwürdigkeiten mitgetheilt, und wo man nur dieſen Geſichtspunkt feſthielt, iſt nie darüber geklagt worden, daß ſie jener Lectüre Abbruch gethan haben. Eben ſo werden Herodot, Thucydides und Xenophon ungeſchmälert bleiben, wenn aus Dio Caſſius die Geſchichte der Hermannsſchlacht, aus Anna Komnena die Schilderung Bohemund's, aus Niketas das Lob des Kaiſers Friedrich oder die Führung jenes berühmten Schwabenſtreiches gegeben, und lehrreiche Vergleichungen dieſer Stücke mit den entſprechenden Berichten von Velleius, Florus, Villehardouin, Joinville, Uhland u. ſ. w. angedeutet werden. Homer und Sophokles ſollen nicht alterirt werden durch die myſtiſche Sprachfülle eines Orphiſchen Hymnus oder das anmuthige Räthſel, welches in claſſiſch polirten Verſen die Lebensjahre des Mathematikers Diophantos berechnen lehrt. Dergleichen Dinge ſollen als Beiwerk und Nebenſache wenig Raum und Zeit in Anſpruch nehmen, und werden im ſchlimmſten Falle weniger ſchaden, als manche pädagogiſch ſterile Partien der größten Claſſiker. Sollte gleichwohl von ſolchen unſchuldigen Kleinigkeiten für die Unſchuld des Geiſtes zu fürchten ſein, ſo mögen ſie immerhin beim Gebrauche des Buches übergangen, oder auch alle byzantiniſche Fragmente von demſelben ausgeſchloſſen werden. Weſen, Beſtand, Tendenz und Zweckmäßigkeit des Ganzen werden mit ihnen und ohne ſie ſich ziemlich gleich bleiben. Indem bei jedem Autor die Freiheit vorbehalten wird, ihn ohne ausgehobene Stilproben mittelſt einfacher Erwähnung in dem catalogus auctorum der Litteraturgeſchichte zu überweiſen, iſt auch die Möglichkeit gegeben, alles der claſſiſchen Bildung Nachtheilige auszuſchließen. Demnach können die gemachten Vorwürfe nicht die Idee des Werkes ſelbſt, ſondern nur ihre fehlerhafte Ausführung treffen, und Nichts wird durch den ſchwankenden Begriff des Claſſiſchen, Alles durch die Zweckmäßigkeit der Einzelnheiten entſchieden. Freilich werden hierbei diſſonirende Anſichten unvermeidlich ſein, ἄλλος γάρ τ' ἄλλοισιν ἀνὴρ ἐπιτέρπεται ἔργοις. Aber im Weſentlichen wird Uebereinſtimmung und pädagogiſche Zweckmäßigkeit ſich verbürgen laſſen, wenn die zum Abdruck beſtimmten Stellen zuvor verzeichnet, und dieſes Verzeichniß der Kritik und Verbeſſerung competenter Richter unterſtellt wird.

Möchte es mir gelungen ſein, hiermit einer Idee Eingang zu verſchaffen, von deren gelungener Ausführung ich für das griechiſche Studium dieſelbe Förderung erwarte, welche durch ähnliche Werke Ideler und Nolte dem franzöſiſchen, Künzel und Wackernagel dem deutſchen gewährt haben. Allerdings läßt ſich eine verſchiedene Behandlungsweiſe denken, je nachdem man eine philologiſch-hiſtoriſche, oder eine pädagogiſch-didaktiſche Bearbeitung beabſichtigt. Aber nur in Nebendingen ſchließen ſich dieſe Gegenſätze aus, während ſie in der Hauptſache zuſammenfallen. Die Zielpunkte beider liegen gerade bei der griechiſchen Sprache, welche nicht zum mündlichen und ſchriftlichen Gebrauch, ſondern als allgemeines Bildungsmittel und als Hauptelement der geſammten litterariſch-äſthetiſchen Cultur erlernt wird, weit näher an einander, als bei jeder andern Sprache und Litteratur, und der zu ihnen führende Weg, wenn auch hin und wieder nach beiden Seiten auseinandergehend und verſchiedene Anſichten gewährend, iſt doch im Ganzen derſelbe, durchſchneidet daſſelbe Gebiet, es mit geiſtigem Verkehr nach allen Seiten belebend, und nicht leicht wird Jemand in den Fall kommen, um einiger Divergenzen willen, ihn zweimal im Leben, einmal als Philolog, einmal als Pädagog zurückzulegen. Die Aufgabe für unſere Zeit iſt überall nicht, die wiſſenſchaftlich philologiſchen und die praktiſch pädagogiſchen Intereſſen ſtreng von einander zu ſcheiden, ſondern vielmehr ſie eng in einander zu verflechten. Auch hier mögen darum der Philolog und der Pädagog beiſammen bleiben und als treue und ſich wechſelſeitig helfende Gefährten ſich in einander fügen und ſchicken. Wo ein wirklicher Conflict ihrer Pläne eintritt, ſoll allerdings der iſolirter und freier ſich bewegende Philolog nach dem in Geſellſchaft ſeiner Schüler langſamer und bedächtiger ziehenden Pädagogen ſich bequemen, und vorzugsweiſe für das Bedürfniß des letzteren der Weg gebahnt werden. Aber andrerſeits darf auch der Pädagog niemals vergeſſen, daß er Griechiſch lehrt, nicht bloß um äſthetiſche Züchtigkeit daran auszubilden, ſondern auch um jene aller Wiſſenſchaft und Bildung gemeinſamen Intereſſen zu fördern, welche auf dem inneren Verkehre der Philologie mit der Theologie, der Jurisprudenz, der Heil- und Naturkunde, der Philoſophie, Mathematik und Geſchichte beruhen, Intereſſen, welche mein hochgeehrter Gegner ſelbſt ſonſt ſo hoch anzuſchlagen

pflegt, und die nicht bloß in den Augen der Welt den Werth der Philologie erhöhen, sondern ihr auch auf dem pädagogiſchen Standpunkte mannichfaltige Reize und allſeitig bildende Kräfte verleihen. *)

II.

Bekanntmachung über eine planmäßige Ausbeutung auswärtiger Bibliotheken zu philologiſchen Zwecken.

Zu S. 56.

Die Verſammlung deutſcher Philologen und Schulmänner hat es ſich in ihren Statuten §. 1. d. unter anderm zum Zweck geſetzt, „größere philologiſche Unternehmungen, welche die vereinigten Kräfte oder die Hülfe einer größeren Anzahl in Anſpruch nehmen, zu befördern.“ Nachdem in Bezug hierauf ſchon im J. 1838 die Aufmerkſamkeit der Verſammlung auf eine längſt vermißte Ausgabe der alten Mathematiker gerichtet worden war, wurde im J. 1839 zu Mannheim von dem mitunterzeichneten Prof. Haaſe ein umfaſſenderer Vorſchlag gemacht, welcher im J. 1840 zu Gotha berathen und angenommen, und zu deſſen Ausführung die unterzeichnete Commiſſion gewählt wurde. Dieſelbe iſt im J. 1841 zu Bonn zum erſten Male vollſtändig verſammelt geweſen, und hat zunächſt über die im Einzelnen zwar erfreulichen, jedoch bis jetzt noch bei weitem nicht genügenden Erfolge ihrer Bemühungen berichtet und demnächſt beſchloſſen, mit folgender Darlegung deſſen, was geſchehen ſoll, alle Philologen und ſonſtigen Freunde der Litteratur des Alterthums in Deutſchland zur Unterſtützung des Unternehmens aufzufordern, deſſen Vorbereitung und Leitung ihr übertragen iſt.

Die ſehr großen Verdienſte, welche ſich die neuere Philologie um die alte Litteratur durch gründliche und zuverläſſige Herſtellung der Texte, ſo wie durch vielſeitige, geiſtvolle Erklärung erworben hat, beſchränken ſich dem größten Theile nach auf die gangbarſten, dem Schulgebrauch nöthigen und nahe liegenden, überhaupt auf die ſchönſten und wichtigſten Partien der Litteratur. Gleichwohl iſt es ſelbſt bei manchen der namhafteſten Schriftſteller noch nicht gelungen, alle für ſie vorhandenen Hülfsmittel ausfindig zu machen, oder die gefundenen ſo zu benutzen, daß man für die Texte eine ſichere Grundlage gewonnen und ſo wenigſtens die diplomatiſche Kritik zu einem gewiſſen Abſchluſſe gebracht hätte; man erinnere ſich nur, wieviel hierzu noch mangelt, z. B. bei Xenophon, Polybius, Diodor, Plutarch, Athenäus, Cicero, Ovid, Tacitus u. ſ. w., obwohl für dieſe Schriftſteller ſelbſt ſchon Bedeutendes geleiſtet iſt, um nicht zu gedenken derer, für die von Einzelnen die kritiſchen Hülfsmittel zwar ſchon geſammelt, aber noch nicht verarbeitet ſind. So iſt es alſo zunächſt ſelbſt für die wichtigſten und nöthigſten Theile der alten Litteratur ein dringendes Bedürfniß, die noch gar nicht oder noch nicht genügend benutzten Handſchriften ſo auszubeuten, wie es eine gründliche Kritik verlangt.

*) Eine lehrreiche Vergleichung bieten die ſeit jenen Verhandlungen bekannt gewordenen Sammelwerke von Baumſtark und Borberg. Sollte, was dem gebildeten Publicum an Ueberſetzungen ſo erwünſcht erſcheint, für die gelehrte Bildung in der Originalſprache weniger Werth haben? (D. Vf.)

Aber es giebt ferner noch sehr ausgedehnte und mannichfaltige Gebiete der alten Litteratur, für welche in neuerer Zeit verhältnißmäßig außerordentlich wenig geschehen ist. Von Dichtern, Rednern, Philosophen, Historikern sind es freilich nur die späteren und mehr untergeordneten, welche einer neuen kritischen Bearbeitung dringend bedürftig sind; aber ganz besonders sind ziemlich alle diejenigen Schriftsteller, welche die realen Wissenschaften behandelt haben, in einem solchen Zustande, daß sie der Benutzung beinahe entzogen sind; unter diesen sind nicht wenige noch ganz ungedruckt; die gedruckten sind meistens nur in einzelnen sehr seltenen alten Ausgaben vorhanden, und ihr Text ist gewöhnlich so voll von Lücken und Fehlern aller Art, daß es in vielen Fällen unmöglich ist, ohne fortwährende Emendation mit zweifelhaftem Erfolge zu einem genügenden Verständniß zu gelangen, oder daß man sich wenigstens immer in der Lage befindet, keine ganz zuverlässigen Folgerungen aus Form und Inhalt machen zu können. In solchem kläglichen Zustande befindet sich die Mehrzahl der späteren Geographen, die Mathematiker, Mechaniker und Musiker, die Astronomen und Astrologen, die Mediciner und Naturforscher aller Art mit den Alchymisten, die Schriftsteller über Thierheilkunde, Jagd u. s. w. Hier handelt es sich also gar nicht etwa um die bloße Hefe der spätesten Litteratur, sondern gutentheils um Schriftsteller älterer Zeit, oder solche, die aus älteren geschöpft haben. Werden diese den philologischen Studien zugänglich gemacht, so ist zunächst der Gewinn davon zu erwarten, daß eine Menge von Kunstausdrücken aus den genannten Wissenschaften eine sichere Erklärung finden, während jetzt bekanntlich die technische Sprache der Alten auch in den bedeutendsten lexicographischen Unternehmungen unsrer Zeit noch eine sehr versäumte und dunkle Partie ist; es versteht sich, daß ein Fortschritt hierin theils ein allgemeines sprachliches Interesse haben, theils auch oft zum Verständniß der gelesensten Autoren beitragen würde. Ferner bedarf es kaum der Erinnerung, daß in den erwähnten Schriften sich nicht Weniges findet, was uns mannichfachen Aufschluß über das Leben und die Gewohnheiten der Alten giebt; selbst die Mathematiker sind zuweilen für die Antiquitäten von großem Interesse, z. B. wenn der ungedruckte Hero den Kubikinhalt einer Triere berechnet, u. dgl. Aber als einen großen und wesentlichen Gewinn muß man es ferner betrachten, daß die Geschichte der realen Wissenschaften im Alterthum erst dann auf eine befriedigende Weise geschrieben werden kann, wenn ihre Quellen zugänglich gemacht und gereinigt sein werden. In dieser Beziehung trifft das Interesse der Philologie mit dem aller anderen Wissenschaften zusammen, um welche es sich hier handelt; wie weit diese auch immer über die Leistungen des Alterthums hinaus sein mögen, wie gering die Hoffnung sein möge, in seinen Schriften noch unbekannte Hülfsmittel für heutige Praxis zu finden, (eine Hoffnung, die z. B. 1804 zu Paris Veranlassung zum Druck des liber ignium ad comburendos hostes von dem fabelhaften Marcus Graecus gab, aber getäuscht wurde,) so werden es doch jederzeit die Meister dieser Wissenschaften als ein Bedürfniß und würdiges Streben anerkennen, die Geschichte derselben bis auf die ersten Anfänge zurück zu verfolgen, und darum ist gewiß auch von ihrer Seite für die philologischen Bemühungen dieser Art Theilnahme und Unterstützung zu hoffen.

Die bisher angeführten Vortheile einer umfassenden und methodischen Ausbeutung der Bibliotheken lassen sich mit voller Bestimmtheit im Voraus berechnen schon nach dem, was wir aus den Katalogen über das Vorhandensein von Handschriften wissen, die seit Jahrhunderten unbenutzt daliegen. Aber es ist außerdem auch eine keineswegs chimärische, sondern wohlbe-

gründete Hoffnung, daß ſich von bekannten Autoren noch hier oder da ſehr wichtige Handſchriften, ja daß ſich ſelbſt verloren geglaubte Bücher vorfinden werden. Es iſt nicht anzunehmen, daß die bedeutenden Entdeckungen, welche in dieſem Jahrhundert gemacht ſind, jetzt ihr Ende erreicht haben ſollten. Wer es erfahren hat, wie äußerſt unvollſtändig und unrichtig die Kataloge von Handſchriften gewöhnlich ſind, wie ſehr häufig die einzelnen Handſchriften weit mehr enthalten, als die Inhaltsangabe ſagt, und wie viele ſelbſt ältere Bibliotheken es noch giebt, über deren Inhalt nur ſehr wenige Nachrichten vorhanden ſind, der wird nicht zweifeln, daß das Glück, irgend etwas Unverhofftes zu finden, für den kundigen Forſcher faſt unausbleiblich iſt; auch ſind ja Beiſpiele genug vorhanden, welche zeigen, daß ſelbſt in bekannteren Bibliotheken, ja ſelbſt in mehrfach benutzten Handſchriften, noch intereſſante Inedita gefunden werden können. Wenn aber auch die Glücksfälle dieſer Art, wie ſicher man ſie immer erwarten kann, nicht mit in Anſchlag gebracht werden, ſo ſcheint doch ſelbſt ohne ſie die ſichere Ausbeute einer ſorgfältigen und methodiſchen Benutzung der Bibliotheken von ſo großer Bedeutung zu ſein, daß ſich mit Beſtimmtheit erwarten läßt, es werde der Plan dazu bei allen Freunden der alten Litteratur, auch wenn ſie für ihre beſonderen Richtungen und Wünſche nur einen mittelbaren Nutzen davon hoffen können, eine um ſo regere Theilnahme und um ſo bereitwilligere Unterſtützung finden, je mehr es in die Augen ſpringt, daß nur durch gemeinſame Bemühung in größerer Ausdehnung möglich werden kann, was bisher theilweiſe durch vereinzelte Beſtrebungen verſucht wurde. Wenn es bisher Jemand aus eigenen Mitteln oder durch Unterſtützung liberaler Regierungen und Gönner möglich wurde, fremde Bibliotheken zu beſuchen, ſo war er meiſtens genöthigt oder entſchloſſen, ſich auf irgend einen einzelnen Gegenſtand zu beſchränken, und alles Andere, geſetzt auch, es wäre wichtiger, bei Seite zu laſſen. Viele dagegen ſehen ſich ganz außer Stande, ſich für ihre Arbeiten die nöthigen kritiſchen Hülfsmittel entweder ſelbſt oder durch Andere zu verſchaffen; und wem dies endlich vielleicht durch viele Opfer gelungen war, der mußte dann zuletzt noch ſeinen Plan an der Schwierigkeit ſcheitern ſehen, für eine lange und mühſame Arbeit einen Verleger zu finden, wenn ſie ihrem Inhalte nach zunächſt nur für ein kleines Publikum ein unmittelbares Intereſſe haben konnte.

Dieſe Schwierigkeiten werden großentheils hinweggeräumt, die Litteratur des Alterthums wird in allen ihren Theilen zugänglich gemacht, verborgene Schätze werden an's Licht gezogen und die Kritik der vorhandenen wird bis zu einem möglichſt zuverläſſigen Abſchluß fortgeführt werden, wenn wir durch reichliche Unterſtützungen in den Stand geſetzt werden, den folgenden Plan zur Ausführung zu bringen.

Es ſollen zwei thätige und möglichſt gründlich vorbereitete jüngere Philologen, mit einer jährlichen Beſoldung von je 600 Rthlr., abgeſendet werden, um fremde Bibliotheken nach einem umfaſſenden Plane auszubeuten. Sie ſollen arbeiten unter der Controlle der unterzeichneten Commiſſion, welche die ſo erlangten Collationen und Inedita entweder ſelbſt auf geeignete Weiſe publiciren oder ſie denen übergeben wird, welche davon einen zweckmäßigen Gebrauch zu machen im Stande und geneigt ſind. Zu dem Ende iſt vor allen Dingen erforderlich, daß mittelſt Subſcription jährlicher Beiträge eine Summe von 1200—1500 Rthlr. zuſammengebracht werde, wovon nach Abzug der Beſoldungen der Ueberſchuß, wo es nöthig iſt, auf die Herausgabe, ſo wie auch auf die an die Subſcribenten zu liefernden Freiexemplare von Schriften, über welche disponirt werden kann, und auf die Koſten der Correſpondenz ꝛc. verwendet werden ſoll. Die

unterzeichnete Commiſſion wird ſich bemühen, auch die Unterſtützung der Regierungen durch Geldzuſchüſſe und Portofreiheit zu erlangen, und wird alljährlich der Verſammlung deutſcher Philologen und Schulmänner Rechenſchaft über ihre Geſchäftsführung und deren Erfolge ablegen. Vor allen Dingen aber bittet ſie dringend alle diejenigen, welche mit ihr die Ueberzeugung theilen, daß das beabſichtigte Unternehmen von großer wiſſenſchaftlicher Bedeutung iſt und ſichere Hoffnung auf die wichtigſten Erfolge verſpricht, es durch Unterzeichnung jährlicher Beiträge, ſofern es ihre Vermögensumſtände geſtatten, möglichſt reichlich zu unterſtützen, und durch Verbreitung und Empfehlung gegenwärtiger Aufforderung auch Andere möglichſt dazu zu veranlaſſen. Nicht die mit eigenen Bedürfniſſen Kämpfenden unſeres Standes, ſondern die durch äußere Mittel und Lage Begünſtigten in und außer demſelben ſind es, an welche wir uns wenden. Der lebhafte Anklang, welchen der Plan von vielen Seiten gefunden hat, ſo wie auch die bisherigen Erfolge der Subſcription (in Breslau allein ſind beinahe 100 Rthlr. gezeichnet), und der rege wiſſenſchaftliche Sinn vieler von denjenigen, welche beitragen können, geben uns die Hoffnung, daß die erforderliche Summe in nicht gar langer Friſt vollſtändig ſein wird. Zugleich bitten wir alle Subſcribenten, den Unterzeichneten gefälligſt mittheilen zu wollen, ob und welche beſonderen Wünſche ſie haben, damit dieſe thunlichſt berückſichtigt werden können, namentlich aber uns Nachweiſungen aller Art zukommen zu laſſen, welche dem Unternehmen von Nutzen ſein könnten; ſolche würden uns ganz vorzüglich dann ſchätzbar ſein, wenn ſie ſich auf weniger nahe liegende Gegenſtände bezögen, deren Litteratur nicht füglich ohne Beſchäftigung mit ihnen ſelbſt kennen gelernt werden kann.

F. Haaſe in Breslau, für Schleſien, Poſen, Provinz und Königreich Sachſen und die ſächſiſchen Herzogthümer.

C. Lachmann in Berlin, für Oſt- und Weſtpreußen, Pommern, Mark Brandenburg, Mecklenburg.

F. Ritſchl in Bonn, für die Rheinprovinz und Weſtphalen, Heſſen, Naſſau, Oldenburg, Hannover, Braunſchweig, Holſtein, Schleswig, Bremen, Lübeck, Hamburg, Frankfurt a. M.

F. Thierſch in München, für Baiern und Oeſterreich.

Ch. Walz in Tübingen, für Würtemberg, Baden und die Schweiz.

III.

Statuten

des

Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande.

Zu S. 92.

Erſter Abſchnitt.

Von dem Vereine, ſeinen Zwecken und Mitgliedern.

§. 1. Unter dem Namen „Verein von Alterthumsfreunden im Rheinlande" bildet ſich eine Geſellſchaft, beſtimmt für die Erhaltung, Bekanntmachung und Erklärung antiker Monumente aller Art in dem Stromgebiete des Rheins und ſeiner Nebenflüſſe von den Alpen bis an das Meer Sorge zu tragen, ein lebhafteres Intereſſe dafür zu verbreiten und, ſoviel möglich, die Monumente aus ihrer Vereinzelung in öffentliche Sammlungen zu verſetzen.

§. 2. Der Verein ſtellt ſich unter den Schutz der Hohen Staatsbehörden.

§. 3. Er ladet zum Beitritt Alle, die ſich in den betreffenden Gegenden für Alterthümer intereſſiren, ſo wie auch an anderen Orten verdiente Männer ein, und bietet den übrigen Vereinen der Art in der Schweiz, Deutſchland, Holland, Belgien und anderwärts zu gegenſeitiger Dienſtleiſtung die Hand.

§. 4. Er beſteht:

I. a) aus ordentlichen,
   b) aus außerordentlichen Mitgliedern;
II. aus Ehrenmitgliedern.

§. 5. Zu Ehrenmitgliedern werden ſolche hochgeſtellte Männer gewählt, welche dem Vereine zur Zierde, ſo wie zu wirkſamem Schutze gereichen.

§. 6. Ordentliche Mitglieder, wenn ſie die Verhandlungen des Vereins zu erhalten wünſchen, verpflichten ſich zu einem jährlichen Beitrage von drei Thalern; leiſten ſie auf jene Verzicht, zu einem jährlichen Beitrage von anderthalb Thalern. Außerordentliche Mitglieder werden Solche, welche durch dankenswerthe Geſchenke und Mittheilungen ihre Theilnahme an den Zwecken des Vereins bethätigen.

§. 7. Vorgeſchlagen werden alle Mitglieder durch die Sekretäre, ernannt durch den Vorſtand.

Zweiter Abſchnitt.

Von dem Vorſtande des Vereins.

§. 8. Der jedesmalige Vorſtand des Vereins wird in der jährlich an einem vorher feſtgeſetzten Orte zu haltenden Generalverſammlung der ordentlichen Mitglieder durch Stimmenmehrheit auf ein Jahr gewählt.

§. 9. Der Sitz des Vorstandes ist in Bonn, kann jedoch durch gemeinsamen Beschluß der Generalversammlung verlegt werden.

§. 10. Der Vorstand besteht:

I. aus einem Präsidenten,

II. aus einem ersten redigirenden Sekretär, der bei Verhinderung des Präsidenten als Vicepräsident fungirt,

III. aus einem zweiten redigirenden Sekretär,

IV. aus einem Archivar,

V. aus einem Rechnungsführer und Kassirer.

§. 11. Der Vorstand ernennt auswärtige Sekretäre, welche berechtigt sind, den Sitzungen des Vorstandes beizuwohnen, namentlich in Leyden, Nymwegen, Utrecht, Wesel oder Xanten, Neuß, Aachen, Cöln, Coblenz, Neuwied, Saarbrücken, Trier, Mainz, Mannheim, Speyer, Wörms, Straßburg, Freiburg, Tübingen, Cohstanz, Basel, Zürch und anderen Orten.

§. 12. Der Vorstand hat für die Interessen des Vereins im weitesten Umfange zu sorgen und von seiner Geschäftsführung der Generalversammlung Rechenschaft abzulegen.

§. 13. Der Vorstand hält wenigstens alle zwei Monate eine Sitzung. Zur Fassung eines Beschlusses müssen wenigstens drei Mitglieder zugegen sein.

§. 14. Dem Vorstande liegt insbesondere die Besorgung der Druckschriften ob.

Dritter Abschnitt.

Von den Druckschriften des Vereins.

§. 15. Die Druckschriften sollen unter dem Titel „Jahrbücher des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinland" jährlich aus einem oder zwei Heften bestehen, die mit einer Anzahl Abbildungen von Monumenten ausgestattet sein werden.

§. 16. Die Jahrbücher umfassen Alles, was sich auf Alterthümer im Stromgebiete des Rheines und seiner Nebenflüsse bezieht: eine antiquarische Zeitung, Abhandlungen, Recensionen und eine Chronik des Vereins.

§. 17. Ueber die Aufnahme der eingesandten Beiträge entscheidet der Vorstand.

Zusätzliche Bestimmung.

§. 18. Die Statuten können von der Generalversammlung durch Stimmenmehrheit der Anwesenden abgeändert werden.

Beschlossen in der Generalversammlung zu Bonn am 1. Oktober 1841.

IV.

Verzeichniß der Mitglieder

der

vierten Verſammlung deutſcher Philologen und Schulmänner in Bonn.

(Geordnet nach ihrer Einzeichnung in das Album.)

1. Friedrich Ritſchl, der Zeit Vicepräſes
2. Hüllmann, Geheimer Regierungsrath und Profeſſor zu Bonn.
3. A. W. von Schlegel zu Bonn.
4. J. F. F. Delbrück, Regierungsrath und Profeſſor zu Bonn.
5. Fr. W. Wilberg aus Eſſen.
6. Eduard Brockhoff aus Bonn.
7. Joh. Fried. Aug. van Calker, Profeſſor zu Bonn.
8. Joh. H. J. Bartelmann, Lehrer aus Lübeck.
9. Wilh. Eſſer, Profeſſor aus Münſter.
10. F. Biunde, Profeſſor aus Trier.
11. Arn. Eſſer, Gymnaſiallehrer aus Düren.
12. Dr. Rüßlin, Lyceumsdirector von Mannheim.
13. K. Simrock, Dr. aus Bonn.
14. E. M. Arndt aus Bonn.
15. Dr. Al. Capellmann, Gymnaſiallehrer aus Düſſeldorf.
16. Plücker, Profeſſor zu Bonn.
17. Biedermann, Gymnaſialdir. zu Bonn.
18. Ritter, Profeſſor zu Bonn.
19. Schopen, Profeſſor zu Bonn.
20. Lerſch, Privatdocent zu Bonn.
21. Werner, Gymnaſiallehrer in Bonn.
22. Dr. Nitzſch, Profeſſor der Theologie in Bonn.
23. Dr. Kroſch aus Bonn.
24. Könighoff, Gymnaſiallehrer aus Münſtereifel.
25. Dr. Fuhlrott, Lehrer der Realſchule zu Elberfeld.
26. Baron Eſtorff, Kammerjunker aus Paris.
27. J. Quoſſek, Gymnaſiallehrer aus Bonn.
28. Dr. Heimſoeth, Privatdocent aus Bonn.
29. Dr. Harleß, Vicerector aus Herford.
30. Dr. Gildemeiſter, Privatdocent a. Bonn.
31. J. Schraut, Gymnaſiallehrer aus Saarbrücken.
32. J. Bekker, Profeſſor aus Berlin.
33. C. Lachmann, Profeſſor aus Berlin.
34. Dr. L. Urlichs, Privatdocent aus Bonn.
35. Dr. H. Düntzer, Privatdocent aus Bonn.
36. Dr. v. Rieſe, Profeſſor aus Bonn.
37. Dr. Fabri, Profeſſor aus Nürnberg.
38. Henry Benjamin aus Weſtindien.
39. Dr. Julius Cäſar, Privatdocent aus Marburg.
40. Lic. Sommer, Privatdocent aus Bonn.
41. Ludw. v. Schedius, kön. Rath und Profeſſor aus Peſth.
42. Dr. Friedemann, Naſſauiſcher Oberſchulrath und Archivdirector zu Idſtein.
43. Dr. Hupfeld, Gymnaſiallehrer aus Caſſel.
44. Dr. Fichte, Profeſſor zu Bonn.
45. Dr. Jasper, Rector aus Rheydt.
46. Dr. Loers, Gymnaſialdirektor aus Trier.
47. Clauſener, Profeſſor am Athenäum zu Luxemburg.
48. Dr. Laſſen, Profeſſor aus Bonn.
49. Dr. Heinen, Director aus Düſſeldorf.
50. Dr. Helmke, Director aus Cleve.
51. Dr. Thierſch, Director aus Dortmund.
52. J. Duhr, Lehrer an der Realſchule zu Düſſeldorf.
53. Baron de Roiſin aus Bonn.

54. Korte, Director aus Meppen.
55. Roth, Gymnaſiallehrer aus Münſtereifel.
56. Zirkel, Gymnaſiallehrer aus Bonn.
57. Breidenſtein, Profeſſor aus Bonn.
58. Naumann, Profeſſor aus Bonn.
59. Fr. Thierſch, Hofrath und Profeſſor aus München.
60. Kaufmann, Profeſſor aus Bonn.
61. Fr. P. Peters, Gymnaſiallehrer aus Düſſeldorf.
62. Dr. Kruſe, Oberlehrer aus Elberfeld.
63. W. Elſter, Rector am Gymnaſium, aus Clausthal.
64. A. Voß, Profeſſor aus Kreuznach.
65. Joh. Schrey, Lehrer aus Inden.
66. Mockel, Gymnaſiallehrer aus Bonn.
67. Dr. K. F. Hermann, Profeſſor aus Marburg.
68. Dr. Roulez, Profeſſor aus Gent.
69. B. Becker, Lehrer aus Bonn.
70. Kanne, Gymnaſiallehrer aus Bonn.
71. Schwalb, Gymnaſiallehrer a. Duisburg.
72. Schram, Profeſſor aus Bonn.
73. Dr. Fiedler, Profeſſor aus Weſel.
74. J. Geerling, Oberlehrer aus Weſel.
75. Lücke, Conſiſtorialrath und Profeſſor in Göttingen.
76. C. Heinrich, Dr. der Med. u. Phil. aus Bonn.
77. Dr. Kerlen, Rector der höhern Bürgerſchule zu Mülheim a. d. Ruhr.
78. Dr. Steiner, Oberlehrer am Gymnaſium zu Kreuznach.
79. Dr. Hundeshagen aus Bonn.
80. J. Geel, Profeſſor und Oberbibliothekar aus Leyden.
81. Dr. Schiller, Aſſiſtent am Gymnaſium zu Erlangen.
82. Floek, Gymnaſiallehrer aus Coblenz.
83. Dominicus, Gymnaſiallehrer a. Coblenz.
84. Dr. Horrmann, Gymnaſiallehrer aus Magdeburg.
85. Rüttger, Gymnaſiallehr. a. Münſtereifel.
86. J. Kayſer, Gymnaſiallehrer aus Darmſtadt.
87. D. Staeffler, Rector aus Trarbach.
88. Dr. Radicke, Privatdocent aus Bonn.
89. Hofmann, Reallehrer a Darmſtadt.
90. Dr. Walther, Biebliothekar a. Darmſtadt.
91. Dr. Lange, Gymnaſiallehrer a. Worms.
92. Dr. Grieshaber, Profeſſor a. Raſtadt.
93. Kirſchbaum, Conrector aus Weilburg.
94. Schulz, Collaborator aus Weilburg.
95. Dr. Soldan, Gymnaſiallehrer a. Gießen.
96. L. Lange, Baurath aus Darmſtadt.
97. C. Biſſinger, Lyceumslehrer a. Mannheim.
98. Seul, Oberlehrer aus Coblenz.
99. Behaghel, Profeſſor von Mannheim.
100. Dr. Klein, Director aus Coblenz.
101. Ewich, Lehrer aus Barmen.
102. Dr. Ed. Jacobi, Oberconſiſtorialrath aus Gotha.
103. H. Behn-Eſchenburg, Cand. der Phil. aus Bonn.
104. Bernd, Profeſſor aus Bonn.
105. J. Wichelhaus, Pfarrer aus Bonn.
106. W. Dillenburger, Oberlehrer aus Aachen.
107. G. Brambach, Progymnaſiallehrer aus Siegburg.
108. J. J. Weber, Schulpfleger a. Rheindorf.
109. Dr. Roſt aus Gotha.
110. Hoß, Profeſſor aus Köln.
111. Dr. Wiertz, Lehrer aus Düſſeldorf.
112. Treviranus, Profeſſor zu Bonn.
113. Pieler, Oberlehrer aus Arnsberg.
114. Dr. Hilgers aus Bonn.
115. Dr. Marr, Oberlehrer ans Coesfeld.
116. Dr. G. F. Grotefend, Director aus Hannover.
117. Dr. C. L. Grotefend aus Hannover.
118. Dr. Fr. Gerlach, Profeſſor aus Baſel.

119. Dr. W. Viſcher aus Baſel.
120. Dr. Grimm, Oberſchulrath aus Hanau.
121. Katzfey, Director aus Münſtereifel.
122. Scotti, Rector aus Meurs.
123. Meſſerer, Gymnaſiallehrer a. Saarbrück.
124. Dr. Schoen, Director aus Aachen.
125. Ditges, Lehrer zu Neuß.
126. Meiring, Director zu Düren.
127. Remacly, Lehrer am Gymnaſium zu Düren.
128. Dr. Hildebrand, Profeſſor aus Düſſeldorf.
129. Grubitz, Oberlehrer aus Minden.
130. Dr. Menge, Oberlehrer aus Aachen.
131. Focke, Oberlehrer aus Arnsberg.
132. Lorentz, Gymnaſiallehrer aus Köln.
133. Dr. Backes, Gymnaſiallehrer aus Köln.
134. Dr. Münſcher, Gymnaſiallehrer aus Hanau.
135. C. Halm, Profeſſor aus Speyer.
136. Dr. Züllig aus Heidelberg.
137. Ullmann, Kirchenrath aus Heidelberg.
138. C. Dilthey, Oberſtudienrath a. Darmſtadt.
139. L. Kayſer, Profeſſor aus Heidelberg.
140. Dr. Fr. Kayſer aus Heidelberg.
141. Goetz, Rector aus Neuwied.
142. Dr. Vogel, Profeſſor aus Zweibrücken.
143. Dr. Eichhoff, Oberlehrer am Gymnaſium zu Elberfeld.
144. Bäumlein, Profeſſor aus Maulbronn.
145. Cadenbach, Oberlehrer zu Eſſen.
146. Freudenberg, Oberlehrer in Bonn.
147. Ph. Wirtgen, Lehrer zu Coblenz.
148. Arn. Förſter, Lehrer aus Aachen.
149. Dr. Knebel, Oberlehrer aus Kreuznach.
150. H. Kopſtadt, Lehrer aus Crefeld.
151. Dr. Wieſeler, Privatdoc. a. Göttingen.
152. W. A. van den Ham aus Utrecht.
153. Schmidts, Gymnaſiallehrer aus Düſſeldorf.
154. Fulda, Gymnaſiallehrer aus Duisburg.
155. Viehoff, Reallehrer aus Düſſeldorf.
156. W. Becker, Reallehrer aus Düſſeldorf.
157. L. Krahe, Gymnaſiallehr. a. Düſſeldorf.
158. Beckel, Dr. aus Münſter.
159. Offenberg, Rector aus Vreden.
160. Limberg, Oberlehrer aus Münſter.
161. Honigmann, Gymnaſiallehrer aus Düſſeldorf.
162. Stieve, Director aus Recklinghauſen.
163. Dr. Grauert, Profeſſor aus Münſter.
164. Roſpatt, Oberlehrer aus Münſtereifel.
165. Fr. Teipel, Oberlehrer aus Coesfeld.
166. Dr. Ley, Oberlehrer zu Cöln.
167. Wolff, Progymnaſiallehrer in Wipperfürth.
168. Grashof, Oberlehrer in Düſſeldorf.
169. Paſtley, membre de l'université de Cambridge.
170. Hildebrand, Profeſſor in Marburg.
171. Korten, Regierungs- und Schulrath in Coblenz.
172. Wedewer, Gymnaſiallehr. a. Coesfeld.
173. Dr. A. Rein aus Crefeld.
174. Dr. Wüllner, Director a. Düſſeldorf.
175. Schroeteler, Vorſteher der höheren Lehranſtalt in Vierſen.
176. Buddeberg, Oberlehrer in Eſſen.
177. Dr. Budde, Gymnaſiallehr. in Kreuznach.
178. Junkmann, Gymnaſialhülfslehrer aus Coesfeld.
179. Schneemann, Oberlehrer in Trier.
180. J. H. Böhme, Rector des Progymnaſiums zu Andernach.
181. Dr. J. T. Janſſen, Conſervator des archäologiſchen Muſeums in Leyden.
182. Dr. Vogelſang, Profeſſor der Theologie zu Bonn.
183. Dr. Menn, Gymnaſiallehr. in Düſſeldorf.
184. Dr. Hantſchke, Profeſſor a. Elberfeld.
185. Wilh. Pütz, Oberlehrer aus Düren.
186. Dr. Schifflin, Lehrer aus Barmen.

187. Dr. Wagner, Gymnasiallehr. in Darmstadt.
188. Höchsten, Gymnasiallehrer in Coblenz.
189. Kreyser, Gymnasiallehrer in Cöln.
190. Rein, Schulrath und Director emeritus in Gera.
191. Mayer, Professor aus Bonn.
192. B. Wiedmann, Rector des Progymnasiums zu Attendorn.
193. Dr. Beck, Prof. am Lyceum zu Rastatt.
194. Elvenich, Oberlehrer aus Düren.
195. Dr. Rossel von Wiesbaden.
196. Püning, Gymnasiallehrer aus Recklinghausen.
197. Dr. Westarp aus Münster.
198. K. Klein, Lehrer zu Mainz.
199. Dr. Meyer aus Zürich.
200. Rosery, Schulinspector aus Lagdin.
201. J. J. Bachofen, Professor aus Basel.
202. Carl Bender aus Weinheim.
203. Dr. Stoy aus Weinheim.
204. Schündelen, Kaplan aus Dülken.
205. Dr. Hoegg, Oberlehrer aus Cöln.
206. Prof. Dr. Haase aus Breslau.
207. Dr. Hilgers, Professor aus Bonn.
208. Strauß, Landdechant und Pfarrer aus Unkel.
209. W. Lehmann, Professor zu Athen aus Nord-Amerika.
210. Dr. Ernsts aus Bonn.
211. Dr. Wenner aus Bonn.
212. Nees v. Esenbeck, Gymnasiallehrer aus Saarbrücken.
213. Dr. Bohres, Rector an der höhern Bürgerschule in Schwelm.
214. D. J. Ansted, Professor aus London.
215. Dr. Böcking, Prof. iur. aus Bonn.
216. Dr. theol. Hofrath Petri aus Braunschweig.
217. Dr. T. Roorda, Prof. der orientalischen Sprachen und der spec. Philosophie aus Amsterdam.
218. Prof. Walz aus Tübingen.
219. Prof. Schall aus Stuttgart.
220. L. Emmerich, Lehrer aus Bonn.
221. F. Schürmann, Oberlehrer am Seminar zu Meurs.
222. Sack, Consistorialrath und Professor aus Bonn.
223. C. Richard, Cand. phil. a. Osnabrück.
224. Weber, Lehrer aus Quadrath.
225. König, Cand. phil. aus Bonn.
226. Rabe, Seminarlehrer aus Brühl.
227. A. Simon, Gymnasiallehrer a. Saarbrücken.
228. E. Fasbender, Conrector a. Iserlohn.
220. J. F. Wilberg, Lehrer aus Bonn.
230. Kolthoff, Licent. theol. a. Kopenhagen.
231. Weis, Director aus Boppard.
232. Nolden, Gymnasiallehr. a. Boppard.
233. Hopf, Conrector aus Hamm.
234. K. Vogel, Lehrer aus Bonn.
235. J. vom Werth, Lehrer aus Cöln.
236. F. W. Rauchholz, Lehrer aus Bonn.
237. Simon, Referendar aus Berlin.
238. Siegel, Candidat aus Osnabrück.
239. Ed. Lang, Ergänzungsrichter a. Zweibrücken.
240. Graf von Kalnein, Major a. Bonn.
241. Von der Lancken, Major aus Bonn.
242. Graf Asseburg, Lieutenant aus Bonn.
243. von Sisser, Lieutenant aus Bonn.
244. S. Schultz, Referendarius aus Cöln.
245. Dr. von Ibell aus Bonn.
246. Dr. Birnbaum, Professor a. Gießen.
247. von Weichs, General aus Bonn.
248. Bigge, Candidat aus Arnsberg.
249. Th. Schulzeberg, Cand. theol. aus Hagen.
250. Obernier, Lehrer aus Bonn.
251. Endres, Pfarrer in Lövenich.
252. Schistel, Lehrer in Bonn.
253. Fuhrmeister, Dr. med.
254. Dr. Trettenbacher aus München.

255. Carl Eilender, Notar in Bonn.
256. J. W. Grashof, Regierungs-, Geiſtlicher- und Schul-Rath aus Cöln.
257. M. Thiel, Superintendent und Ritter aus Riga.
258. H. Goſſen, Regierungsreferendar.
259. Dr. Lamberz aus Aachen.
260. K. H. Rau, Geh. Hofrath u. Profeſſor von Heidelberg.
261. Dr. Feußner, Gymnaſiallehrer aus Hanau.
262. Dr. Roſſié.

Verhandlungen

der

fünften Verſammlung

deutſcher

Philologen und Schulmänner

in

Ulm 1842.

Ulm, 1843.

Wagner'ſche Verlags-Buchhandlung und Buchdruckerei.

(J. A. Walter.)

Vorwort.

Durch den Beſchluß der vorbereitenden Sitzung der fünften Verſammlung deutſcher Philologen und Schulmänner mit der Redaction der Verhandlungen dieſer Verſammlung beauftragt muß ich ihr Erſcheinen mit einigen Bemerkungen begleiten.

Die Veröffentlichung der Verhandlungen erfolgt ſpäter als von mir ſelbſt gewünſcht worden. Die nächſten Urſachen hievon ſind in einer Anmerkung zu Seite 7 auseinander gelegt. Dazu kommt noch, daß die Verhandlungen viel voluminöſer wurden, als alle bisherigen und als je vorauszuſehen war, obwohl nicht einmal alle Abhandlungen, die man erwarten durfte, eingegangen ſind.

Die umfangreichſte der eingelaufenen Abhandlungen, von Herrn Profeſſor Kreuſer in Köln, macht eine weitere Bemerkung nöthig. Sie wurde natürlich nicht in dem Umfange, wie ſie hier vorliegt, der Verſammlung vorgetragen; dazu hätte nicht das Intereſſe am Gegenſtande und am Vortrage wohl aber die Zeit gefehlt. Vieles mußte von dem Herrn Redner bloß angedeutet, über Vieles bloß

ſummariſche Mittheilung gemacht werden. Daraus mag ſich denn das unverkennbare Mißverhältniß der nachfolgenden Debatte zum Vortrage ſelbſt in Rückſicht auf Inhalt und Umfang erklären und nicht den Protokollführern oder dem Redacteure zur Laſt gelegt werden.

Vier Augen ſehen mehr als zwei. Darum hoffe ich, daß die jüngern und ſchärfern Augen meines Freundes, des Herrn Dr. Ziegler, welcher ſich dem erſten Correcturgeſchäfte zu unterziehen die Güte hatte, nicht nur manchen Druckfehler ſondern auch manche falſche Lesart glücklich verhütet haben, welche, aus den mitunter ſehr gelehrten Handſchriften leicht erklärlich, meinen ältern und ſchwächern Augen hätten entſchlüpfen können.

Ulm, im May 1843.

K. D. Haßler.

Statuten

des

Vereins deutſcher Philologen und Schulmänner.

---

§. 1.

Die Unterzeichneten vereinigen ſich zu einer philologiſchen Geſellſchaft, welche zum Zwecke hat:

a) das Studium der Philologie in der Art zu befördern, daß es die Sprachen (Grammatik, Kritik, Metrik) und die Sachen (den in den ſchriftlichen und artiſtiſchen Denkmälern niedergelegten Inhalt) mit gleicher Genauigkeit und Gründlichkeit umfaßt;

b) Die Methoden des Unterrichts mehr und mehr bildend und fruchtbringend zu machen, ſo wie den doctrinellen Widerſtreit der Syſteme und Richtungen auf den verſchiedenen Stufen des öffentlichen Unterrichts nach Möglichkeit auszugleichen;

c) die Wiſſenſchaft aus dem Streite der Schulen zu ziehen, und bei aller Verſchiedenheit der Anſichten und Richtungen im Weſentlichen Uebereinſtimmung, ſo wie gegenſeitige Achtung der an demſelben Werke mit Ernſt und Talent Arbeitenden zu wahren;

d) größere philologiſche Unternehmungen, welche die vereinigten Kräfte oder die Hülfe einer größern Anzahl in Anſpruch nehmen, zu befördern.

§. 2.

Zu dieſem Zwecke achten ſie für nöthig:

a) ſich gegenſeitig durch Rath und Mittheilung nach Möglichkeit zu unterſtützen;

b) in einem ſchon beſtehenden oder neu zu begründenden philologiſchen Journale Anzeigen und Beurtheilungen neu erſchienener Schriften und Abhandlungen in dem oben bezeichneten Sinne niederzulegen;

c) in ihren umfaſſendern Arbeiten nach denſelben Grundſätzen zu verfahren, und ſie unter ihren Freunden nach Möglichkeit zu verbreiten;

d) ſich an beſtimmten Orten und in noch zu beſtimmenden ein- oder zweijährigen Zeiträumen zu gegenſeitigen Beſprechungen und Mittheilungen zu vereinigen.

§. 3.

In jenen Verſammlungen finden Statt:

a) Mittheilungen aller Art über neubegonnene und eingeleitete Unternehmungen und über neue Unterſuchungen auf dem Gebiete der Philologie;

b) Berathungen über Arbeiten, welche zu unternehmen den Zwecken der Geſellſchaft förderlich iſt, und über die Mittel ihrer Ausführung;

c) converſatoriſche Behandlung ſchwieriger Punkte im Gebiete der Philologie und der Methodik des Unterrichts;

d) zuſammenhängende Vorträge, jedoch nur über Gegenſtände, über welche die Geſellſchaft die Anſicht eines ihrer Mitglieder zu hören im Voraus beſchloſſen, oder welche der jeweilige Vorſtand genehmigt hat*);

e) Berathungen über den Ort, die Zeit und den Vorſtand der nächſten Vereinigung und über die Punkte, welche in ihr etwa zur beſondern Berathung gebracht werden ſollen.

§. 4.

Ein jeder Philolog kann der Geſellſchaft als Mitglied beitreten, welcher dem Staate, dem er angehört, die nöthige Gewähr ſeiner Kenntniſſe und Geſinnungen dadurch gibt, daß er an Gymnaſien oder Univerſitäten lehrt, oder gelehrt hat, oder in einem andern öffentlichen Amte ſteht.

---

*) Nach dem Beſchluſſe der dritten Verſammlung können Vorträge, die vom Blatte geleſen werden ſollen, nur dann Berückſichtigung finden, wenn dieſelben dem jedesmaligen Vorſtande einige Zeit vor Eröffnung der Verſammlung zugeſchickt worden ſind. S. die Verhandlungen der dritten Verſammlung (Gotha 1841.) S. 79 f.

Auch Schulmänner, welche die übrigen Zweige des höhern öffentlichen Unterrichts, als Mathematik, Physik, Geschichte und Geographie besorgen, sind eingeladen an den Versammlungen Theil zu nehmen. Sie vertreten dort die von ihnen gelehrten Gegenstände.

Die Mitglieder des Vereins der Schulmänner des nördlichen Deutschlands sind eingeladen sich auch dieser Vereinigung anzuschließen.

§. 5.

Kein dem Vereine Beigetretener ist zu irgend einer Dauer seines Beitritts, noch zu irgend einer Leistung für die Gesellschaft verpflichtet. Jede Theilnahme ist eine freiwillige.

§. 6.

Dem für den nächsten Zusammentritt bestimmten Vorstande*) liegt jedes Mal ob, für diesen Zusammentritt die Genehmigung derjenigen deutschen Regierung zu suchen, in deren Gebiete die Versammlung Statt finden soll.

§. 7.

Für die erste Zusammmenkunft wird Nürnberg und der Michaelistag des Jahres 1838 bestimmt.

Göttingen, den 20. September 1837.

Einem vielseitig geäußerten Wunsche gemäß folgt hier in dankbarer Erinnerung das Namens-Verzeichniß der Gründer des Vereins, welches noch nie in den Verhandlungen selbst, sondern früher nur auf einem fliegenden Blatte abgedruckt war.

Dr. F. Thiersch, Mitglied des obersten Schul- und Kirchenraths des Reichs Bayern.
F. Kohlrausch, Königlich Hannoverscher Ober-Schulrath.
C. O. Müller, Hofrath und Professor in Göttingen.
C. Lachmann, ordentlicher Professor der Philologie in Berlin.
Jak. Grimm, Hofrath und ord. Professor der Philologie in Göttingen.
M. H. E. Meier, ordentlicher Professor der Philologie in Halle.
Ernst von Leutsch, außerordentlicher Professor zu Göttingen.
Aug. Friedr. Pott, außerordentlicher Professor zu Halle.
Theodor Bergk zu Halle.
Prof. Emperius zu Braunschweig.
F. Ranke, Gymnasial-Direktor zu Göttingen.
F. G. Welcker, Professor in Bonn.
F. W. Schneidewin, Professor in Göttingen.

*) welcher aus einem Präses und einem Vice-Präses besteht. S. ebenda S. 43.

Dr. Julius Cäſar, Privatdozent zu Marburg.
Dr. Ahrens zu Ifeld.
Conrektor Dr. Geffers zu Göttingen.
Dr. Aug. Bernh. Kriſche, Privatdozent in Göttingen.
Dr. Karl Grotefend zu Hannover.
Dr. Theodor Benfey, Privatdozent zu Göttingen.
Dr. Bode, Privatdozent zu Göttingen.
H. Dahlmann in Göttingen.
W. Grimm in Göttingen.
H. Ewald in Göttingen.
Profeſſor Dr. Ritſchl zu Breslau.
Hofrath Göttling zu Jena.
Profeſſor Dr. Roſt zu Gotha.
Direktor Dr. Grotefend zu Hannover.

I.

Protokoll

der

vorbereitenden Sitzung.

Ulm, den 28. September 1842.

Nachdem der Präſident der dießjährigen Verſammlung, Rector Dr. Moſer, die anweſenden Mitglieder des Vereins mit einigen Worten der Begrüßung angeredet hatte, erſuchte er den Vicepräſidenten, Profeſſor Dr. Walz aus Tübingen, für den heutigen Tag an ſeiner Statt die Leitung der Verhandlungen zu übernehmen. Dieſer entſpricht der Aufforderung, indem er zugleich den Profeſſor Schwarz von Ulm aufruft, welcher ſofort die Verſammlung im Namen des Ulmiſchen Gymnaſiums durch den Vortrag folgender „ad hospites philologos“ gerichteten Strophen begrüßt:

Arborem novi, cedo, quo vocandam
Nomine hanc, nullis ubicunque terrae,
Phoebe, quas nutrit tua lux fovetque,
Aequiparandam?

Impetus saevos aquilonis illa
Non timet, tempus nec edax; potensve
Si quis intentet rigidam securim,
Nescia frangi;

Vel minas vulgi tumidas profani:
Lene subridet, ruere alta quae tot
Vidit aetatum serie vetusta
Culmine regna,

Tot vices rerum; tamen ipsa, quamvis
Parva primo ortu, patulo subinde
Vertice in totum fere coepit orbem
Tendere adaucta.

Non egens solis radiis, nec imbre,
Non hiems praebet pigra quam, quiete
Gaudet haud cessans viridante fronde
Luxuriare;

Fundere et fruges gremio feraci,
Uberans se ipsam, — genitale nunquam
Semen in sese gerit hauriendum —
Quale genusque?

Quas opes? O, nectareas, beantes,
Quas queat nunquam vitiare tabo
Livor, aut sceptri rapere aut severae
Vis Libitinae. —

Haec sata est Grajis Latiique Musis
Arbor et diva medicata quondam
Arte. Vos autem, sacra qui Camenis
Pectore fertis
Fervido; vos qui teneris piisque
Arborem sacram manibus fovetis,
Et venenata recreatis usque
Castalia unda;

Vos salutantes citharae ciere
Sum sonos ausus male jam canorae,
Nuncupans vestris, chore docte, coeptis
Omina fausta.

Hierauf erwiedert der Vicepräſident mit Worten dankender Anerkennung gegen die hohen königlichen und ſtädtiſchen Behörden, ſowie insbeſondere das ſtädtiſche Feſtcomité für die ausgezeichnete Liberalität und Sorgfalt, womit für Empfang, Bewirthung und Beehrung der Gäſte Alles vorbereitet worden war, und unter dem Ausdrucke des Bedauerns über die Abweſenheit mehrerer erwarteter Notabilitäten der Philologie. Derſelbe ladet ſofort ein zu Conſtituirung des Bureaus. Auf ſeinen Vorſchlag werden zu Sekretären gewählt Profeſſor Dr. Haßler von Ulm, Rector Pahl aus Tübingen, Oberlehrer Förtſch aus Augsburg. Dieſe nehmen die Wahl bereitwillig an; der erſtere jedoch bittet um Entſchuldigung, wenn er, als Vorſtand des Comités bereits vielfach in Anſpruch genommen, an Führung der Protokolle meiſt verhindert ſein ſollte, und erbietet ſich dagegen, um das Seinige auch als Sekretär zu thun, zur Redaktion der Protokolle und Beſorgung des Drucks der Verhandlungen, was von der Verſammlung gut geheißen wird.

Hierauf wurde nach vorgängiger Verleſung der Statuten und des Namensverzeichniſſes der bisher eingetroffenen Mitglieder von dem Vorſitzenden der der Verſammlung dargebrachten Geſchenke und Widmungen gedacht. Schon bei der Namenseinzeichnung der einzelnen Mitglieder im Rathhausſaale war Jedem neben der Karte, welche von dem Comité-Mitglied Zeichnungslehrer Mauch entworfen auf ihrer Rückſeite den Plan der Stadt Ulm zeigte, um den werthen Gäſten die Orientirung zu erleichtern, und deren Vorzeigung zur Theilnahme an den Verſammlungen, zum ungehinderten Beſuch des Muſeums, der Stadtbibliothek, zum freien Zutritt bei allen den Gäſten zu Ehren veranſtalteten Feſtlichkeiten und offen gehaltenen Lokalitäten berechtigte, 1) ein von dem Stadtbibliothekar und Archivar Neubronner gefertigtes Verzeichniß der wichtigſten Werke der Stadtbibliothek zu Ulm, als Manuſcript für die Theilnehmer an der fünften Verſammlung gedruckt, zugeſtellt worden. Ebenſo wurde nun unter gleichzeitiger Vertheilung der bereits erſchienenen Nummern des für die Verſammlung beſtimmten fortlaufenden (zuletzt auf 6 Nummern ausgedehnten) Programms und eines Blattes „Linguiſtiſcher Fragen" von Profeſſor Wocher aus Ehingen, an ſämmtliche Mitglieder des Vereins übergeben 2) je ein Exemplar des von Profeſſor Schwarz geſchriebenen Gymnaſialprogramms: „Admonitiones quaedam scholasticae". Ferner waren dem Vereine ausdrücklich gewidmet und in einer Anzahl von Exemplaren an die Mitglieder vertheilt 3) Betrachtungen über Vergänglichkeit und Unvergänglichkeit der Schulfrüchte, von Profeſſor Chriſt. Schwarz, Ulm 1842; 4) Verſuch einer Geſchichte des gelehrten Unterrichtsweſens in Württemberg in ältern Zeiten, Ulm, 1842 von Conrector Dr. Pfaff in Eßlingen; 5) Theokrits erſtes Idyll, metriſch überſetzt von F. Weißgerber, Direktor und Profeſſor am Gymnaſium zu Offenburg, nebſt dem Programm des dortigen Gymnaſiums und der höhern Bürgerſchule. Endlich waren der Verſammlung als Feſtgrüße eingeſandt worden folgende Werke: 6) F. T. Friedemann, Chrestomathia Ciceroniana, in usum scholarum. Vol. I. P. 1. Ed. tertia emend. et aucta. Brunsvigae 1842. 7) J. F. Hautz, Jacobus Micyllus. Commentatio historico-literaria. Heidelbergae 1842; 8) E. Kaercher, das obsolete Zeitwort Quio u. seine Familie. Carlsruhe 1842; 9) Frz. K. Grieshaber, Vaterländisches aus den Gebieten der Literatur, der Kunst und des Lebens. Rastatt 1842; 10) H. Viehoff, Archiv für den Unterricht im Deutſchen. Erſter Jahrgang, erſtes Heft. Düſſeldorf 1842; 11) W. Fr. Klumpp, das Turnen. Ein deutſch-nationales Entwicklungs-Moment. Stuttgart und Tübingen 1842. — Sämmtliche Werke

wurden, ſofern ſie nicht in mehrfacher Anzahl dargebracht waren, gemäß den Vorgängen der bisherigen Verſammlungen der Bibliothek des Ulmiſchen Gymnaſiums überwieſen.

Der Vorſitzende brachte ſofort den Druck der Verhandlungen des Vereins zur Sprache, indem er bemerkte, daß die Verlagshandlung der Zeitſchrift für Alterthumswiſſenſchaft ſich erboten habe, die Verhandlungen ihrem Journale einzuverleiben und hebt das Annehmliche dieſes Antrages heraus. Dr. Ruthardt aus Breslau hält in dieſer Richtung die Jahnſchen Jahrbücher für geeigneter. Nach mehrfachen Gegenbemerkungen, beſonders von Profeſſor Wüſtemann aus Gotha, daß die Jahnſchen Jahrbücher wohl nur eine Relation, nicht einen vollſtändigen Abdruck der Verhandlungen geben dürften, wird jedoch der Vorſchlag des Vicepräſidenten angenommen.*)

Hieran knüpfte ſich die Beſprechung über den Vorſchlag des Profeſſors Bäumlein aus Maulbronn, daß auſſer den öffentlichen Sitzungen noch Sectionsſitzungen angeordnet werden möchten, wozu wohl die Abende verwendet werden könnten. Für dieſen Vorſchlag ſprechen Oberpräzeptor Braun aus Kirchheim, Rector Schmid aus Eßlingen, Profeſſor Dr. Eyth aus Schönthal, Profeſſor Deffner aus Ludwigsburg u. A., indem ſie geltend zu machen ſuchen, daß Ideenaustauſch über einzelne Gegenſtände, beſonders methodologiſcher nnd pädagogiſcher Natur, gar vielen Mitgliedern vorzugsweiſe am Herzen liege und ſicherlich durch Sectionsſitzungen, wo die einzelnen Vertreter beſtimmter Fächer ſich näher rücken, in der gründlichſten und fruchtreichſten Weiſe erreicht werden könne. Einige wollen ſtatt der Abende die Frühſtunden vor den öffentlichen Sitzungen für den Zweck verwendet wiſſen; andere dieſe neben jenen. Da macht Einer die heitere Bemerkung, der Menſch lebe doch nicht allein von gelehrten Sitzungen. Gegen den Antrag überhaupt waren neben vielen Andern beſonders Rector Pahl aus Tübingen und Profeſſor Gerlach aus Baſel: erſterer mit der Bemerkung, die Sectionen dürften wohl nicht ſtark beſucht werden; letzterer unter Zurückweiſung der beigezogenen Parallele der Sectionen bei den Verſammlungen der Naturforſcher. Bei dieſen ſei ſchon der Stoff, über den ihre Verhandlungen ſich zu verbreiten haben, ein weit ausgedehnterer, weniger in innerer Einheit und nothwendigem Zuſammenhange ſtehender, als dieß von der Philologie gelte; auch ſeien die Perſönlichkeiten der einzelnen in den verſchiedenen Zweigen der Naturwiſſenſchaften thätiger Männer bei Weitem verſchiedener. Man ſolle alſo den bisherigen Gang der philologiſchen Verhandlungen beibehalten und die Vorträge ſo einrichten, daß ſie möglichſt allgemeines Intereſſe haben. Auf den Vorſchlag Pahls erfolgt die Erklärung des Vorſitzenden, daß eine Liſte werde aufgelegt werden, in der ſich bis Nachmittags 3 Uhr diejenigen, welche Sectionsſitzungen wünſchen, neben Bezeichnung der zu erörternden Gegenſtände und der ihnen genehmen Zeit einſchreiben ſollen. **)

---

*) Es iſt übrigens zu bemerken, daß der Annahme dieſes Vorſchlags keine Folge gegeben werden konnte, da die Zeitſchrift für Alterthumswiſſenſchaft mit dem Ende des Jahres 1842 aufhörte; die mit der Verlagshandlung der neubegründeten Zeitſchrift für Alterthumswiſſenſchaft in Marburg angeknüpften Verhandlungen von dieſer bis jetzt gar nicht aufgenommen wurden, und, um den durch dieſe Umſtände und den ſpäten Einlauf eines Theils der Vorträge ohnehin ſchon über die Gebühr verzögerten Abdruck nicht gar ad graecas calendas zu vertagen, auf die bisherige Weiſe der Veröffentlichung der Verhandlungen zurückgekommen werden mußte.

**) Es zeichneten ſich im Ganzen nur 13 Mitglieder der Verſammlung ein, welche über 6 verſchiedene Themen Erörterung wünſchten. Aber es ſcheint nichts aus der Sache geworden zu ſein; wenigſtens verlautete nichts weiter. Haßler.

Auf die Anfrage des Vorſitzenden, ob man heute ſchon über den Ort der nächſten Verſammlung beſchließen wolle, wird beſtimmt, dieß erſt an einem der folgenden Tage zu thun.

Der Vorſitzende macht darauf aufmerkſam, daß die Verſammlung auf Nachmittag zu einer Aufführung des Oratoriums: Judas Makkabäus von Händel, durch die Sing-Akademie von Seiten des Comités eingeladen ſei und erhält ſchließlich den Auftrag, den Behörden Ulms für ihre freundliche Aufnahme und die mannigfaltigen zu Ehren der Philologen getroffenen Anordnungen den Dank der Verſammlung auszudrücken.

II.

Protokoll

der

erſten öffentlichen Sitzung.

Ulm, den 29. September 1842.

Der Präſident, Rector Dr. Moſer, eröffnet die Sitzung mit folgendem Vortrage über den ſcheinbaren Verfall der Philologie und des philologiſchen Studiums.

„Vor einer Verſammlung deutſcher Philologen und Schulmänner, die, heute zum fünften Male ſeit ihrer Gründung vereinigt, ſich in einer Stadt zuſammenfindet, deren Wahl ſchon beurkundet, daß ſie nicht dem Glanze, welchen Reichthum und große Namen verbreiten, wie einem lockenden Sterne, nachgeht; vor einer Verſammlung, welche einen im Schatten der Schule, ferne vom öffentlichen Leben, ergrauten Schulmann an ihre Spitze geſtellt hat, während ihr Männer vom größten Talent und vom größten Rufe zu Gebote ſtanden — vor einer ſolchen Verſammlung, die durch ihr reges, geſteigertes Beſtehen es ſchlagend beurkundet, daß die Lebenspulſe der Thätigkeit und der Studien, denen ſich ihre Glieder widmen, denen ſie ihr Leben geweiht haben, nichts weniger als ſtocken, vor ihr iſt es eben deswegen kein Wort von ſchlimmer Vorbedeutung, wenn der Redner, welcher die heutige Sitzung eröffnet, ehe er zu dem eigentlichen, doch nur kurz zu behandelnden Gegenſtande ſeines Vortrages übergeht, mit einfachen Worten erzählt, wie er dazu gekommen ſey, gerade dieſen, mehr in eine Frage einzukleidenden, als abzuhandelnden und mit einer gewiſſen Befriedigung abzumachenden Stoff zu wählen, der ſich ihm, als ſchwer zu löſendes Problem, unabweisbar immer wieder aufdringt, ſo oft ſich der Fragende auch mit der Antwort beſchwichtigen möchte, mit welcher er ſich ſchon manche Sorge erleichterte, nemlich daß die Zukunft eben ſo wenig alle unſere Befürchtungen rechtfertige, als alle unſere Hoffnungen erfülle, daß Nichts ſo gut werde, als wir es erwarten

und gerne hätten, Nichts ſo ſchlimm, als wir befürchten, und als es zu werden droht. Doch zur Sache, das heißt zum Anfange des Anfangs.

Als die Zeit dieſer Verſammlung herannahte, berieth ſich der Redner mit einem Manne, den er ungerne in dieſem Kreiſe vermißt, über die Wahl des Stoffes zu einer Eröffnungsrede. „Der liegt ganz nahe, erwiederte dieſer: Ein großer, hochgefeierter Philolog, der auch ſchon eine dieſer Verſammlungen zierte, hat vor Kurzem, in einem Geſpräche über die Abnahme der Theilnehmer an philologiſchen Inſtituten, den Seufzer fallen laſſen: „„Mit der Philologie in Deutſchland iſts zu Ende.““ Nun hier haben Sie ein Thema: ſo halten Sie ihr denn einen λόγος ἐπιταφιος.“ Wie nun kein Scherz ausgeſprochen wird, ohne einigen Ernſt im Hintergrunde zu haben, wenn ihm nicht aller Gehalt, alle Würze fehlen ſoll; ſo war es denn ganz natürlich, daß dieſe Antwort das Nachdenken darüber wecken mußte, was denn jenem Ausbruche des Unmuths, und dieſem Scherze für ein Ernſt zum Grunde liege, und aus deſſen Verhüllung hervorlauſche? Dieſen zu entdecken war eben wenig Scharfſinn nöthig, ja man möchte wünſchen, er läge nicht ſo ſehr am Tage, weil dann auch die Veranlaſſung dazu nicht ſo offen da läge. Um mit Einemmale die Urſache anzudeuten, warum denn doch jene Worte geſprochen werden konnten, ohne daß ſie ganz grundlos wären, faſſen wir ſie in dem Satze zuſammen, wofür Jedem von uns, ſey er akademiſcher Lehrer oder Schulmann, die Beweiſe täglich ſich aufdringen: Alle Wiſſenſchaften gelten gegenwärtig der Mehrzahl, ja faſt allgemein, nur in dem Grade, in welchem ſie die materiellen Intereſſen, dieſen Götzen unſerer Tage, ſichtbar und handgreiflich fördern: ſie gelten bei dem Studierenden ſelbſt nur in dem Maaße, in welchem er ſie zu gleichem Zwecke für ſeine eigene künftige Exiſtenz nothwendig oder anwendbar findet. Der Schulmann macht aber in dieſer Beziehung andere Erfahrungen, als der akademiſche Lehrer. Jener gibt die allgemeine Vorbildung und die Grundlage zur Möglichkeit dereinſtiger wiſſenſchaftlicher Ausbildung. Wäre nun nicht ſeit einem halben Jahrhunderte der Staat, die künftigen Studierenden durch die Maturitätsprüfungen bevormundend und gleichſam in Angſt erhaltend, eingeſchritten, könnte Jeder, ohne jene Nöthigung, zu den Facultätsſtudien übergehen: das, was die Schule an Bildungsſtoff bietet, worauf ſie ein großes Gewicht legt, das würden Viele verſchmähen: und geſtattete der Staat die Praxis ohne die Theorie, (wovon ſich ſelbſt auf dem Gebiete der Facultätswiſſenſchaften vor nicht langer Zeit Beiſpiele auffinden ließen, vielleicht noch außerhalb Deutſchland auffinden laſſen); hätte er nicht ſtrenge Prüfungen für die von der Lehrzeit in die Praxis und in den Staatsdienſt übertreten Wollenden angeordnet — wahrlich die Hörſäle der akademiſchen Lehrer der Theologie, der Rechte und der Arzneiwiſſenſchaft würden faſt ſo verwaiſt oder ſo ſchwach beſetzt ſeyn, als die derjenigen, von welchen nun näher die Rede ſeyn wird.

Unter den akademiſchen Lehrern aber ſind es nämlich gerade diejenigen, die die obige Erfahrung machen, welche der philoſophiſchen Facultät angehören, und unter dieſen wiederum diejenigen, welche die Studien der allgemeinen Bildung weiter, als die Schule, fortführen, ſie wiſſenſchaftlich und ſelbſtſtändig behandeln, und gleichſam einerſeits die Erhaltung und immer tiefere Begründung des Unterbaues aller europäiſchen Bildung und Geſittung, wie ſie ſich im Laufe der Zeit welthiſtoriſch geſtaltet hat, ſich zur Aufgabe gemacht haben, andererſeits die erhabenſten Werke des ſchaffenden und dichtenden menſchlichen Geiſtes empfänglichen Gemüthern zu erſchließen bemüht ſind. Aber wo ſind gegenwärtig dieſe empfänglichen Gemüther? Hier bin ich an dem Punkte angekommen, wo in jenem Scherze die Wahrheit iſt und der Ernſt.

Hier drängt ſich mir die Frage auf, deren Beantwortung ich zum Gegenſtande dieſes Vortrages machen würde, wenn ich — eine Antwort auf ſie wüßte. Die Frage iſt:

„Gibt es kein Mittel, die allgemein bildenden, beſonders die literarhiſtoriſchen und „die philologiſchen Studien im weiteſten Sinne des Wortes bei den Studierenden „wieder allgemeiner, dadurch alle wiſſenſchaftlichen Studien ſelbſt bildender, das „handwerksmäßige Treiben der Facultätswiſſenſchaften ſeltener und ſomit die Pe„danterei der Fachgelehrten aufhören zu machen oder zu beſchränken, und dadurch „zugleich die heut zu Tage ſo häufige Erſcheinung zu beſeitigen, daß, bei gänzlicher „Unkenntniß des ſchon Dageweſenen, dünkelhafter Hochmuth ſich mit Gedanken und „Ideen breit macht, die ſchon oft genug ausgeſprochen und wohl auch widerlegt „und unhaltbar gefunden worden ſind, oder daß ein in unverſtändliche Sprache „gehülltes Nichts ſich wie eine Weisheit gebärde, von welcher, si Diis placet, der „Menſchheit das lang entbehrte Licht jetzt endlich einmal aufgehen werde?“

Wer nach dem Mittel gegen ein Uebel fragt, muß der Frage gewärtig ſeyn, ob denn dieſes Uebel auch wirklich vorhanden ſey? Die Beantwortung einer andern Frage aber, nämlich, wo denn die Quelle des Uebels liege, kann er mit der Antwort ablehnen, daß eben die Erforſchung dieſer Quelle ein Theil der Aufgabe ſey, die er ſich nicht zu löſen getraue. Der Redner gedenkt dieſes nicht zu thun. Am Liebſten aber würde er eine Widerlegung ſeiner Ueberzeugung von dem Vorhandenſeyn dieſes Uebels vernehmen oder von der Abnahme deſſelben, wenn es ja vorhanden ſey; oder einen Beweis, daß es weder ſo allgemein, noch ſo tief gewurzelt, im Zeitgeiſt liege, als es ihm bedünken will. Eine kurze Erörterung hierüber, ſo wie über die von ihm verſuchten Tröſtungs-, wenn auch nicht Heilungsmittel wird man ihm doch wohl geſtatten, wenn er ſich auch ſchon beſcheidet, daß er einer Verſammlung, wie dieſe iſt, nichts Neues ſagen, mit ſeinem ſchwachglimmenden Lichte die Klarheit ihres Wiſſens nicht beſtrahlen kann.

Ein geiſtvoller Philolog der Wolfiſchen Schule hat einmal, wahrſcheinlich aus Wolfs Munde, in einem Vortrage an ſeine Zuhörer den Satz ausgeſprochen: „Die Philologie iſt die Wiſſenſchaft von dem Gewußten“: ein Satz, der, recht verſtanden, gewiſſermaaßen und theilweiſe ſeine Wahrheit und Richtigkeit hat. Es war bald nach dem Beginne des gegenwärtigen Jahrhunderts, zu einer Zeit, in welcher kurz vorher ein Paar ewige Philoſophieen von den Verehrern einer neuen, eben ſo ewigen, feierlich zu Grabe getragen und eingeſargt worden waren, und die neue Schule das Schiller'ſche „der Lebende hat Recht“ mit einem gewaltigen Verſtandesſtolze (der jedoch gegen den Verſtandesübermuth unſerer Tage noch Beſcheidenheit und Demuth iſt) mit lautem, immer wiederholtem Selbſtlobe geltend machte. „Die Wiſſenſchaft von dem Gewußten“ will der Mann uns lehren? ſagte damals ein lebhafter Jünger der neuen Schule. Laſſet die Todten ihre Todten begraben: uns gebe man die Wiſſenſchaft von dem Nichtgewußten. Dieſe gibt Licht, während jene nur in Grabgewölben bei zweifelhaftem Lampenſcheine wühlt, und Trümmer und Moder zu Tage fördert, nach welchem Diejenigen riechen, welche dieſes, an neuen Ergebniſſen unfruchtbare, nur nutzloſe Diſteln tragende Feld umgraben; Pedanten, die wieder junge, noch kleinlichere Pedanten ziehen.“ — Wohl keiner Widerlegung bedürfen Worte, wie dieſe, und wenn ſie auch von einem Nachzügler jener Zeit noch mit heißerer Stimme nachgekrächzt werden ſollten. Die Zeit hat über ſie gerichtet: das für todt Erklärte

lebt, und jene „Lebenden" ſind — Todte. Aber darum war doch der oben angeführte Begriff oder die faſt ein Wortſpiel enthaltende Definition von Philologie nicht die richtige, ſie war ihr ſogar nachtheilig, und ſelbſt der Ausdruck für dieſe zu allgemein gehaltene, faſt nur auf ein Aggregat von Notizen deutende Kenntnißſammlung war nicht genau, ja faſt zu hoch gehalten: wenn ſie „die Wiſſenſchaft von dem Gewußten" genannt wurde, da ihr, ſo gefaßt, nur der Name eines „Wiſſens" zukam. Doch wozu über den Begriff der Wiſſenſchaft reden, zu der wir uns bekennen, und die gerade durch unſere Verſammlungen ein Lebenszeichen gibt, wie ſie es nie gab, als ſie in dem Zeitalter lebte, welches wir, im Rückblick auf ihre Begünſtigung von Auſſen, ihr goldenes nennen könnten. Oder haben nicht in allen bisherigen Verſammlungen theils ihr Weſen, theils ihre Stellung zu den übrigen Wiſſenſchaften, theils ihr Verhältniß zu der Zeit und dem Zeitgeiſte Männer beſprochen, deren Name ſchon ein Gewicht hat, welches einer neuen Erörterung den Stempel des Ueberflüſſigen aufdrückt?

Worinn aber, um von dieſer Abſchweifung zurückzukehren, worinn äußert ſich denn die Bedenklichkeit der angedeuteten Erſcheinung auf dem Gebiete der Philologie? Um es mit wenigen Worten zu ſagen, darinn, daß ſie von Tag zu Tage immer ſeltener als zur allgemeinen Bildung erforderlich und gehörend betrachtet wird. Es gibt heut zu Tage Mittel genug, die nicht den zehenten Theil geiſtiger Anſtrengung erfordern, um, beſonders unter noch Ungebildetern, den Schein und die Glorie einer allgemeinen Bildung um ſein Haupt zu verbreiten. Einige Kenntniß neuerer Sprachen und moderner Literatur, eine Anzahl Schlagwörter aus der neuen Kunſtkritik, ein Nimbus nebelhafter Ausdrücke aus einer neueſten infallibeln Schule, grobe und craſſe Unwiſſenheit in der Geſchichte der Wiſſenſchaften, überhaupt in der Entwickelungsgeſchichte des menſchlichen Geiſtes, mit Zuverſichtlichkeit ausgeſprochene kritiſche Orakelſprüche — das ſind die Ingredienzien, welche vor der Welt beſſere Dienſte leiſten, als was wir mit unſerm Forſchen und Wiſſen bieten können. Der Literat iſt fertig. Unter den Fachſtudien oder Facultätsſtudien aber iſt faſt keins, bei deſſen Betreibung nicht, innerhalb ihres Kreiſes, Vielen ja den Meiſten, unſere Studien als ganz entbehrlich, auf jeden Fall nicht mehr als unumgängliche Baſis erſchienen, ja man iſt ſchon von manchen Seiten ſo weit gegangen, zu behaupten, es ſei ein tieferes Eingehen in dieſelben, als das Gymnaſium biete, ihnen nachtheilig, ſo daß man die dort angezündete und genährte Flamme für das Schönſte und Herrlichſte aus der Blütenzeit der Menſchheit nur recht ſchnell durch das kalte Waſſer eines ſogenannten praktiſchen Vorcurſus löſchen und damit unſchädlich machen müſſe. Und auf eine bewundernswürdige Weiſe gelingt dieſe Löſchoperation. Man frage um bei den Profeſſoren der Alterthumswiſſenſchaften auf den Univerſitäten, man beſuche die Hörſäle der Männer, welche die Alten erklären: wer ſind ihre Zuhörer? und wie viele ſind ihrer? Faſt nur das kleine Häuflein derjenigen, welche entweder auf den Zweck, einſt akademiſche Lehrer der Philologie werden zu wollen, hinarbeiten: ein Zweck, der große Selbſtverläugnung und große Opfer fordert, und faſt nie mit dem lohnt, was die Menſchen jetzt mehr als je erſtreben; oder ſolche, welche den Dornenpfad von Lehrern an Gelehrtenſchulen betreten wollen, ſchon zum Voraus verzichtend auf Ehre, Lohn, Anerkennung und Würdigung von außen, nur in innerer Freudigkeit und Befriedigung und in der Verborgenheit und dem fortwährendem Genuſſe nie überſättigender Geiſtesnahrung ihre Belohnung ſuchend und findend. Man frage unſere Buchhändler, welche Bücher ihres Verlages ſich am Schlechteſten bezahlt machen? wer denn, außer Philologen von Profeſſion, noch heut zu Tage philologiſche Bücher kaufe? ſelbſt ſolche philologiſche Bücher, die, auf allgemeine

Bildung berechnet, die alte Kunſt, die alten Staatsverfaſſungen, die alten Religionen, die Entſtehungsgeſchichte der Kultur und der Wiſſenſchaften abhandeln, und zwar tiefer und geiſtreicher und anſprechender, als je? Die Antwort iſt niederſchlagend genug. Doch wozu ſoll denn auch den Andern das dienen, wovon ſie keinen Gebrauch in ihrem Lebensberufe zu machen haben? Mit kurzen Worten: zu klarerm und tieferm Eingehen in die gewählte Berufswiſſenſchaft, zur Erkenntniß des Wachsthumes alles menſchlichen Wiſſens und ſeines allſeitigen Zuſammenhangs, zur Veredlung und Verſchönerung des Lebens, zur Bildung über das Handwerkeriſche hinaus, zur Erweiterung des geiſtigen Blickes, zur Befähigung für würdigere Genüſſe, zur Erwerbung einer Herrſchaft über die Sprache, einer Gewalt der Rede, die man gegenwärtig ſo hoch, ja (da ſie ſo häufig mißbraucht wird) oft zu hoch anſchlägt: kurz zu dem, wozu eine ſolche Bildung noch gegenwärtig erleuchteten engliſchen Staatsmännern und einigen Wenigen in andern Ländern, jetzt noch dient: aber nicht um ein Lebensgeſchäft daraus zu machen, um ſich in die Einzelnheiten und Feinheiten eines Studiums zu vertiefen, das derſelben ſo unendlich viele hat: nicht Philologen ſollen ſie werden. Aber wo liegt denn die Quelle des Uebels? Sie iſt theils ſchon angedeutet, theils liegt ſie ſehr nahe, in dem allgemeinen Streben, alles nicht unmittelbare und greifbare Vortheile Bringende zu beſeitigen und für überflüſſig und werthlos zu erklären; in der Eile und dem Trachten nach möglichſt ſchneller Ausbeutung der auf das Studieren verwandten Capitalien; endlich auch freilich, zum Theil, in der weit größern Ausdehnung der meiſten Wiſſensgebiete, die die Zeit und die Kraft der Studierenden in Anſpruch nehmen, während man einerſeits die Dauer der Studien nicht verlängern, andererſeits ſich der herrſchenden Bequemlichkeitsliebe und Genußſucht nicht entſchlagen, lieber immer mehr hingeben will. So wäre denn alſo (könnte wohl ein wohlmeinender Uneingeweihter theilnehmend, oder ein Uebelwollender ſchadenfroh fragen) eure Wiſſenſchaft wirklich im Sinken, ihr Betreiben aber vom Untergange bedroht? und ihr verſammelt euch vielleicht ſeit einigen Jahren in der Abſicht, dieſes Sinken, dieſen drohenden Untergang abzuwenden, oder möglichſt weit hinauszuſchieben? Keines von Beiden: mit Freude und erhebendem Selbſtgefühl dürfen wir es ausſprechen. Nicht unſere Wiſſenſchaft iſt im Sinken: ſie ſteht durch hochgefeierte Meiſter und geiſtreiche, ihnen nacheifernde Jünger voll rüſtiger Kraft, höher, als je. Haben früher oft hochberühmte Gelehrte nur oberflächlich am Aeußern herum geſchnitzelt und gemeißelt, nur Material und Maſſen zuſammengehäuft, Geſchmack und lebendiges Erfaſſen des Geiſtes nur ſelten gezeigt, das allgemein Bildende in der Kenntniß des Alterthums wenig oder gar nicht herausgehoben, das Studium der Sprachen und der Schriftſteller mit Pedanterei, und ohne den Blick in die Tiefe und in die Weite behandelt, durch die es erſt recht fruchtbar wird; ſo hat unſere Zeit, zum Theil ſchon ſeit dem Anfange dieſes Jahrhunderts, und vor allen Ländern Deutſchland, die Philologie in allen dieſen Hinſichten auf eine früher nie geahnete Höhe gehoben, neue Felder urbar gemacht, die längſt bebauten tiefer gepflügt, und ihnen genießbarere Früchte abgewonnen, ſie hat ſich mit der Kunſt befreundet, hat den Facultätswiſſenſchaften unentbehrliches Material geliefert, und ſo eine Selbſtſtändigkeit ſich geſichert, die ihr unzerſtörbares Leben verbürgt: Stoff aber zu noch langer und fruchtbringender Arbeit, Ausſicht auf noch weitere Entdeckungen, Gewißheit einer früher nie gehofften Erweiterung ihres Gebiets, die Möglichkeit und den Anfang eines immer tiefern Eindringens in Regionen, an deren Gränze und Ziel man früher ſchon gekommen zu ſeyn wähnte — das, und noch vieles Andere ſieht ſie vor ſich als ihre ſchwere, aber lohnende Aufgabe, und ſie freut ſich derſelben, wie ein Krieger im Gefühl ſeiner Kraft jauchzend in den Kampf mit

Schwierigkeiten, Mühseligkeiten und Gefahren geht. Diese oder ähnliche Gedanken waren es wohl, mit welchen in der vorjährigen Versammlung Einer der Gründer dieses Vereins den Vortrag einer Abhandlung über die Gefahr, welche die jetzigen materiellen Richtungen den klassischen Studien drohen, für nicht so dringend erklärte, indem er sagte: „es werde doch im Grunde Niemand an eine ernstliche Gefahr glauben, die der Philologie von Seiten der materiellen Interessen drohe.“ Doch, (so mag wohl Mancher, der die vorhin ausgesprochenen Klagen vernahm, bei sich selbst sprechen) wo bleibt denn der oben fast angekündigte λόγος ἐπιτάφιος? wo die Besorgniß eines der Philologie drohenden Untergangs? Eines λόγος ἐπιτάφιος bedarf es wahrlich nicht: und was zu beklagen ist und ersterben will, ist etwas anderes, als unsere Wissenschaft. Ersterben will die sonst ausgebreitetere Liebe zu demjenigen, was ewig wahr, was ewig schön ist, was aller Wissenschaften Urquell nachweist, was den Menschengeist in seiner vollen Lebensfrische kennen lehrt, wo er noch der Natur und seinem Ursprung näher, noch nicht in dem Egoismus des Eigennutzes, in Eitelkeit und Selbstsucht und Dünkel befangen, das Schöne in Rede und Kunstgebilden schuf: ersterben will sie in denen, welche auf andern Gebieten die Träger der Wissenschaft, der Gesittung seyn sollen, und zu seyn sich rühmen, ja sie ist schon in Vielen erstorben: zu beklagen aber sind nicht wir, nicht die Studien, die wir betreiben und vertreten, sondern diejenigen, die sie verkennen, und, weil sie sie verkennen, geringachten, und sich selbst dadurch desjenigen berauben, was ihrem oft so sterilen Berufe und Treiben etwas Ideales geben und es der dumpfen Gegenwart entrücken könnte, wo bei so vielen keine große Gesinnung, keine Begeisterung für das Wahre, Gute und Schöne in der ausgetrockneten und in den Staub herabgezogenen Seele aufkeimt: denn wahrhaftig, das eigennützige Studieren, das es beim Studium der alten Sprachen nur auf die etwa bei dem künftigen Berufe zu machende Anwendung anlegt, tödtet auch gleich von vorne herein den sittlichen Werth desselben, den es, sogar abgesehen von dem Inhalt der Werke des klassischen Alterthums, hat. Aber wie viele sind denn unter Hunderten, welche studieren aus dem subjectiven Grunde, weil sie nach Selbstveredlung und dem möglichst hohen Grade rein menschlicher Bildung streben, und aus dem objectiven Grunde, weil sie die Wissenschaft und durch sie die Menschheit höher heben und ihrem Ideale nähern wollen? Nur um jener Vielen willen warf ich die obigen Fragen auf, auf welche keine Antwort zu haben ich beklagte. Faßen wir aber das Beklagenswerthe, ja manchem beängstigend Erscheinende näher ins Auge, so verliert es sein Furchtbares und sein Gefährliches ganz, und es braucht nicht einmal ein Mittel gegen die weitere Abnahme der Freunde unserer Studien aufgesucht zu werden. Es ist wahr, die Zeit ist in einer Verirrung begriffen, in dem Verkennen eines Gutes, das gerade jetzt eine höhere Schätzung verdient, als zu der Zeit, da es höher, als jetzt, geschätzt wurde. Aber jede Verirrung, jede Uebertreibung (das haben wir auf allen Gebieten menschlicher Thätigkeit, menschlichen Treibens schon oft genug erlebt) trägt ihr Correctiv in sich selbst: und auf unserm Gebiete kann es eben nicht zu ferne liegen. Denn so lange noch der Menschengeist sein eigentliches Wesen, den Forschungstrieb nicht aufgibt; so lange noch die Kunst nach ihrem ewig jungen Urborn blickt, und aus dem unerschöpfbaren Quell sich tränkt und stets verjüngt; so lange die Wissenschaft nicht bloß mit der Gegenwart und ihrem Bestande und dessen Kenntniß sich begnügt, sondern, um sich selbst zu verstehen, nachforscht, wie sie geworden sey; so lange das ewig wechselnde und in der Urwelt wurzelnde Product des göttlichen Geistes und der nach ewigen Gesetzen schaffenden Vernunft, die Sprache, noch der kräftigste Wetzstein des Verstandes, das alle Seiten des Menschen erfassende Bildungs-Element ist, und endlich, so lange die Geschichte

der Welt und der Cultur und des Bildungsganges des menſchlichen Geſchlechts nicht ungeſchehen gemacht, nicht vertilgt und nicht ignorirt werden kann: ſo lange werden die Pfleger und die Träger und die Förderer dieſes umfangreichen Feldes und Wiſſens nicht beſorgen dürfen, daß ihr Wirken und Thun (mag es auch die Menge und ein ganzes Zeitalter verkennen und ſogar anfeinden) entbehrlich werde, ſie werden nicht zu befürchten haben, daß ihr Stern untergehe, welcher, ob auch Vieles ſich wandle und unterſinke, und in dem Strom der Zeit ſich untertauche, gleich dem Wagen am Himmel,

„— allein niemals in Okeanos' Bad ſich hinabtaucht." (Il. 18, 489.).

Unmittelbar nach dem Vortrage des Präſidenten wird mit Hinweiſung auf die im Saale aufgeſtellte Büſte des verehrungswürdigen Veteranen deutſcher Philologen und Schulmänner Fr. Jacobs der Antrag geſtellt, für dieſe von August Koch gefertigte und nach Profeſſor Wüſtemanns aus Gotha Erklärung dem Vereine gewidmete, dem hieſigen Gymnaſium von dem Chef des Verlagscomptoirs Dr. Ludwig Storch als Beſitz überlaſſene Büſte den Dank der Verſammlung auszuſprechen, und das Präſidium hiemit beauftragt.

Hierauf betritt Profeſſor Wocher aus Ehingen die Rednerbühne, um ſeinen Vortrag über Phonologie zu halten. Dieſer Vortrag bezieht ſich auf folgende:

Linguiſtiſche Fragen.

Zur deutſchen Wortbildungslehre.

Woher das Eigenthümliche uud Abweichende in ganz ähnlichen Fällen? Man vergleiche:

Adj. mit ig.		knollig	zöllig		unpäßlich
		zornig	körnig	fraglich	kläglich
		ruhig	müßig	erſtaunlich	bräunlich
brandig (ſ..)—	ſtändig(unb...)	muthig	wüthig	ſorglich	förmlich
ſchwammig	ſtämmig	anmuthig	einmüthig	bedrohlich	fröhlich
haſtig	läſtig	mißmuthig	übermüthig	ordentlich	*wöchentlich
luſtig	äſtig	unmuthig	wehmüthig	rundlicht	ſtündlich (gr.)
ſaftig	kräftig	blutig	kaltblütig	jugendlich	jüngferlich
haarig	jährig	durſtig	blutdürſtig	ſommerlich	kümmerlich
artig	gewärtig	dunſtig	günſtig	nord- und	öſtlich
bartig	unbärtig	**funfzig	fünfzig	oſt- und	nördlich
faltig	einfältig				
einmalig	allmälig	Mit lich.		Mit iſch.	
ballig	fällig	amtlich	— ſämmtlich	däniſch	— ſpaniſch
ſtrahlig	wählig	ſprachlich	ſächlich	ſchwäbiſch	badiſch
ſtaubig	häufig	handlich	ländlich	weſtphäliſch	galliſch
kothig	nöthig	faßlich	häßlich	fränkiſch	flandriſch
drollig	völlig	paßlich	läßlich	italieniſch	romaniſch

engliſch	— ſicilianiſch	räthlich	— rathſam	kränklich	— Krankheit
hannövriſch	nordiſch	ſchädlich	ſchadhaft	gröblich	Grobheit
ſächſiſch	ſardiſch	ſträflich	ſtrafbar	bös	Bosheit
franzöſiſch	ruſſiſch	ſtändig	ſtandhaft	dumm	Dummheit
römiſch	puniſch	ſpäſſig	ſpaßhaft		
altväteriſch	buhleriſch	köſtlich	koſtbar	Kompoſ. mit voll ꝛc.	
höfiſch	ſklaviſch	böslich	boshaft	werthvoll	— zweifelsvoll
äffiſch		* hörbar	gehorſam	werthlos	zweifellos
läppiſch ꝛc.		nützlich	nutzbar	leidvoll	mitleidsvoll
		kümmerlich	kummerhaft.	muthvoll	unmuthsvoll
Mit bar, ſam, haft.				ruhmslos	irrthumslos
		Mit heit.		kunſtvoll	ſehnſuchtsvoll
männlich	— mannbar (=haft)			kunſtlos	wirkungslos.
kränklich	krankhaft	närriſch	— Narrheit		
ſpärlich	ſparſam				

Wie? wenn man es verſuchte, die Ordnung des Sprachgebrauchs auf der einen und andern Seite gerade umzukehren — oder Alles gleichförmig zu machen?!

Eigenthümliche Stetigkeit hat der Umlaut beim diminutiven lein, chen, auch wo er ſonſt gar nicht ſtattfindet; z. B. Blümlein, Röslein, Aeuglein, Oehrlein; Bärtchen, Schäfchen, Pärchen ꝛc. Ebenſo ſtetig bei ling (z. B. Schwächling, Höfling, Günſtling); wechſelnd dagegen iſt der Umlaut in der Ableitung von Mask. mit er, ler, ner, z. B. Wagner — Gärtner, Töpfer — Vogler, Schloſſer — Pförtner, Kuppler — Händler — Küfer. Vgl. die Nägel — der Nagler, die Sättel — der Sattler ꝛc. ꝛc.

Zur Flexionslehre.

A. Woher ſo viel eigenthümlich Abweichendes in der Pluralbildung? —

1) in Betreff des Umlauts in ganz ähnlichen Fällen? M. vergl.:

α. Masc. und Neutra.

*Bände	— * Bande	Fälze	— Salze	Döchte	— Schachte
(Br —, St —)	(Monde)	Anwälte (Sp.)	Gehalte	Höfe	Stoffe
Gräthe	* Grathe	Aerzte, Aeſte	Karſte	Knöpfe (K, T, Tr,	
Räthe (Dr..)	Grade	Täkte	Akte	Z..)	Pfropfe
Sätze (Sch, Pl.)	Pfade	Särge	Parke	Fröſte (R..)	Forſte
Päſſe (Sp..)	Aſſe	Moräſte	Kontraſte	Störche	Korke
Anläſſe	Erlaſſe	Schläfe	Schafe	Wölfe	Golfe
Abläſſe	Gelaſſe	Altäre	Notare	Zölle	Pole
Häge (Schl.)	Tage	Kanäle	Signale	Ströme	Dome
Säcke (Pl.)	Paſche	Choräle	Vokale	Töne	Spione
Därme	Arme	* Generäle	Pokale	Söhne	Throne
Schwärme	Halme	* Kardinäle	* Denkmale	Klöſſe	Roſſe
Ränke	Garne	Säle	Schickſale	Frösche	Geſchoſſe
Gänge (Kl, F.)		Pläne	Plane	Stöcke (B, R. ꝛc.)	Schocke
		Kähne	Orkane	Flöre	Thore
		Hähne	Organe	Chöre	Moore

Höfe	— Hufe	Mängel	— Anger	Knollen ꝛc.	—
Flöhe	Schuhe	Aecker	Anker	Opfer	Stöpfel
Eindrücke	Drucke	Gärten	Marder	Koffer	Oefen
Düfte	Schufte	Käſten	Laſter	Polſter	Klöſter
Gerüche	Geſuche (B.)		(*Koſten)	Bogen	* Bögen
Bünde (Schl..)	Hunde (Pf..)	Sättel	Schatten	Brocken	Vögel
Füchſe	Luchſe	Läden (Z, Sch.)	Braten	Knoten	Böden
Pfühle (St..)	Pulte (K..)	Aepfel	Zapfen	Knochen	Mödel
Thürme (St..)	Punkte	Gräben		Ruder	Brüder
Würfe	Kurſe	Väter	Theater	Buckel	Flügel
Güſſe (Sch.. ꝛc.)		Hämmer	Banner	Pudel	Zügel
Strümpfe (Tr.)	Triumphe	* Wägen	Wagen	Klumpen	
Käufe	Kauze	Krägen	Haken	Brunnen	
(Zweiſilbig im Sing.)		Nägel	Lager	(ꝛc. mit u)	
		Hopfen (Tr..)			
Häfen	* Haufen				

Wie verhält es ſich mit dem Dat. Sing., der ja gewöhnlich e annimmt und ſomit in allen Fällen, wo der Plur. mit e als Endung flektirt wird, mit dieſem gleiche Bildung hat? Warum iſt hier kein Umlaut? — — Und ſollt' es etwa auch auf's Genus, namentlich den Unterſchied von Mask. und Fem. ankommen, ob der Plur. ſo oder anders ſich bilde? Man vergleiche die nächſtfolgenden Beiſpiele mit den oben und unten folgenden:

β. Arten	— Aexte	Schluchten	— Ausflüchte	Bände (St..)	— Wände (H..)
Jagden	Mägde	Suchten	Lüſte	Aeſte	Aexte
Saaten	Städte	Furchten	Früchte	Bärte	Städte
Thaten	Näthe (n)	Burgen	Brünſte		Arten
Trachten (Schl..)	Nächte	Geſchwulſten	Würſte	Säfte (Sch..)	Kräfte
Weihnachten	Nöthen	Gluthen	Nüſſe	Räthe	Näthe
Qualen	Aengſten	Bruten	Kühe	Maſten	Laſten
Gunſten	* Künſte / Zünfte	Uhren	Schnüre	Strahlen	Qualen
		Frauen	Bräute	Schachte	Schlachten
Laſten	Lüſte	Kugeln	Töchter	Schuhe	Kühe
* Gruften	Grüfte	Wurzeln	Mütter	Genüſſe	Nüſſe
(Alle auf in, ſchaft, ung, u. heit, keit, ꝛc.)		masc.	fem.	Poſten	Poſten
		Staaten	— Saaten		

2) Warum nicht analog, wie die Mütter, die Töchter, bei zweiſilbigen Wörtern die einen Umlaut zuließen, ſtatt des agglutinierten n, ſo mit Umlaut, z. B. die Kämmer, Täfel, Aechſel? — Und wenn bei Fem. kein er als flexiviſche Endung antreten will, woher dann doch im Plur. der Mask. und Neutra die eigenthümliche Verſchiedenheit bei der Wahl zwiſchen bloſem e — und er, en als Endung und woher das Eigene, daß bei er der Umlaut ſo ſtetig iſt, wie das Nichtumlauten bei en?! — Man vergleiche:

Haare	— Staaren	Thürme	— Würmer	Kerne	— Hörner
Halme	Pſalmen	Dämme	Lämmer	Schiffe	Dörfer
Säle	Strahlen	Herzen	Kinder (R..)	Stücke	Bücher
Räthe	Staaten	Pferde	Schwerter	Pulte	Felder
Aeſte	Maſten	Erze		Taue	Kräuter
* Bande	Bänder (R..)	Feſte	Neſter	Heere	Mäuler
* Lande	Länder	Reiche	Fächer (D..)	Meere	Häuſer
* Denkmale	Grabmäler	* Joche	Jöcher (L..)	Verdienſte	Geſpenſter
* Hemden	Hemder	* Orte	Oerter	Gehölze	Hölzer
Pfunde	Bilder (n)	* Worte	Wörter	Gebiete	Gemüther
Werke	* Schilder	Roſſe	Schlöſſer	Gerichte	** Geſichter
Laibe	Leiber	Affe	Fäſſer	Gedichte	Geſchlechter
Haine	Weiber	Gaſe	Gläſer (Gr..)	Wichte	Böſewichter
* Mannen	Männer	Pfade	Bäder	Wagniſſe	Irrthümer
Helden	Geiſter	Theile	Zieler	Schreckniſſe	Reichthümer
Fürſten	Götter	Stäbe	Gräber	Ungethüme ꝛc. ꝛc.	
Dornen	* Dörner	Schälle	Völker	Syſteme ꝛc.	
Sterne	Wälder				

Wir ſehen da eine Menge Neutra ohne die Endung er im Plur., und es fehlt umgekehrt nicht an Mask. die den Plur. auf er bilden! z. B. Wälder — wie Felder.

3) Warum tritt im Plur. das n (wie in Vettern, Stacheln) nicht in allen Fällen an, wo es den Plur. vom Sing. beſſer zu unterſcheiden dienlich wäre? Wäre es nicht analog der ſo häufigen Flexion des Fem., z. B. die Tafel — Tafeln, die Regel — Regeln? — Warum nicht z. B. die Vätern, die Rettern, die Nebeln, Segeln, Kegeln.

B. Welchem Geſetze folgen die Steigerungsformen des Adj. (und Adv.) wo auch die ganz ähnlichen Fälle in Betreff des Umlauts abweichen? Man vergleiche:

der baarſte	— brävſte	der kärgſte	— ärgſte	der wacheſte	— nächſte
* bangeſte	bängſte		ſtärkſte	klarſte	ſchwärzeſte
	längſte	raſcheſte	ärmſte	mattſte	glätteſte
blankſte	kränkſte	flachſte	ſchwächſte	graſſeſte	bläſſeſte
ſchalſte	ſchmälſte	holdeſte	kälteſte	lauteſte	fäulſte
ſchlaffſte	ſchärfſte	tollſte	bäldeſte	bunteſte	jüngſte
zarteſte	härteſte	ſchroffſte	gröbſte	ſtummſte	dümmſte
* zahmſte	frömmſte	roheſte	höchſte	unklugſte	klügſte
ſtolzeſte	älteſte	froheſte	größte	geſundeſte	ungeſündeſte

*) Warum in Fällen, wo das Adj. auch im Komparativ umlautet, im Poſitiv Mask. mit r — die gleiche Form ohne Umlaut? — z. B. großer — größer! Wie iſt dies möglich, wenn etwa phonetiſche Gründe den Umlaut erfordern? — (M. vgl.: Nichts iſt klärer, geſunder und ähnl.)

**) Intereſſante Fragen gibt die Vergleichung des Altdeutſchen an die Hand; z. B. wenn aſt, palk, halm, im Plur. eſti, pelki, helmi bildet, und naht, laſt, anſt

(Gunſt) nicht nur dio nehti, leſti, enſti, im Plur. hat, ſondern auch — von der neuhochdeutſchen Flexion ganz abweichend — im Genit. und Dat. Sing. dera (deru) nehti, leſti: warum denn nicht auch die heni, kerti (die Hähne, die Gärten) ſondern die hanun, karton? warum armalih, armilih, mannalih, mannolih (ärmlich, männlich) ohne Umlaut? — warum beſonders das o, u, uo, ohne Umlaut?! z. B. die kruaga (— — i), die chorpi, die huſir, holzir, huonir (Krüge, Körbe, Häuſer, Hölzer, Hühner)!

Wie ſoll nun, nachdem das Neuhochdeutſche ſo mannigfaltigen Umlaut erhielt, namentlich der Ausländer wenn er unſere Sprache ſich aneignen will, jemals klug werden über all den Wechſel?! Kann eine ungemeſſene Laune und Willkür des Sprachgebrauchs als Erklärungsgrund genügen?

Eigenthümlicher Lautwandel je nach Kürze oder Dehnung.

z. B.

ganz kurz.						ziemlich kurz.						etwas gedehnt.						wohl gedehnt.					
1			2	3	4	1			2	3	4	1			2	3	4	1			2	3	4
sim	e	a	o	u	u	sim	e	a	o	u	u	sim	e	a	o	u	i	sam	e	i	a	o	a
rim	e	a	o	u	u	rim	e	a	o	u	u	rim	e	a	o	u	i	ram	e	i	a	o	a
bin	e	a	o	u	u	bin	e	a	o	u	u	bin	e	a	o	u	i	ban	e	i	a	o	a
mit	a	e	o	u	u	mit	a	e	o	u	u	mit	e	a	o	u	i	met	e	i	a	o	a

*) 1) Wahl zwiſchen i, e, a; 2) zwiſchen a, o; 3) zwiſchen o, u; 4) zwiſchen dem Ergebniß von 1) und 3). — Man leſe sim, sem, sam, som, sum u. ſ. w.

Der Vortrag ſelber iſt folgender:

Bei der vierten Verſammlung deutſcher Philologen und Schulmänner in Bonn wurde von H. Hofrath Thierſch die Anſicht begründet (S. 30):

„Es dürfe der Autonomie der einzelnen Sprache und ihrer Sprachlehre nicht zu nahe getreten werden. Auch müße darauf beharrt werden, daß die parallele Behandlung (von Griech., Lat., Deutſch) ebenſo auf Formlehre wie auf die Syntax bezogen werde. Es gelte aber, durch Wahrnehmung auch des Gemeinſamen in den Sprachen die Verzweigung der Sprachen und mehrfachen Formen zu zeigen, und aus dem, was ſich in ihnen als das Urſprüngliche darſtelle, endlich einmal auf feſtere Beſtimmung des Anomalen zu kommen und das Geſetz deſſelben aufzufinden."

Gerade nun, wenn es gilt, endlich einmal auf feſtere Beſtimmung des Anomalen zu kommen und das Geſetz deſſelben aufzufinden, wird es erforderlich werden, überall auch das

Sprachgefühl zu belauſchen und ſich über die Geſetze deſſelben ſo klar und ſo beſtimmt als nur möglich zu orientieren.*) Ein wohl zu beachtendes Wort iſt es, was J. Grimm ausgeſprochen:

> „Wer nichts auf Wahrnehmungen hält, die mit ihrer factiſchen Gewißheit Anfangs aller Theorie ſpotten, wird dem unergründlichen Sprachgeiſte nie näher treten."

Von ſelbſt ergibt ſich die Anwendung dieſes Satzes auf die Wahrnehmung des Sprachgefühls; die aber allerdings durch feſte Grundſätze geleitet ſein muß.

Dieſe Grundſätze im Zuſammenhang darzuſtellen und die mannigfaltige Anwendbarkeit auf alles Sprachleben zu veranſchaulichen, war mein Bemühen bei Herausgabe der Phonologie. — Das Ungewohnte und beim erſten Anſchein Wunderliche einer ſolchen Appellation an das — wie man vorausſetzen möchte — grund- und bodenloſe Sprachgefühl — iſt nun gerade der mündlichen Verſtändigung gar ſehr bedürftig, und längſt hätte ich mir es gewünſcht, in ſo hochachtbarer Verſammlung des Philologenvereins dieß und jenes mündlich erörtern zu können, wenn beſondere Verhältniſſe es mir hätten geſtatten wollen.

Es ſei mir eine kurze Erörterung vergönnt über die Naturgeſetze die in allem Sprachgefühl walten!

Nach dem Prinzip der Naturbelauſchung erkennen wir nicht nur Geſetze des Wohllauts für das Ohr, ſondern auch beſtimmte Geſetze für das Sprachorgan. Und dieſe letztere müßen für alle und jede Sprachgeſtaltung (in Wortbildung, Ausſprache, Flexion ꝛc.) weit mehr das Maaßgebende ſein, als ſolches beim Wohllaut für das Ohr der Fall iſt. Denn das Ohr mag wohl in unzähligen Fällen, ohne ſonderliche Unterſchiede wahrzunehmen, ſo gut die eine wie die andre Lautgeſtaltung vertragen, z. B. nous veulons ſo gut als nous voulons, die Ströme ſo gut als dieStrome. (Man denke an die, ohnehin dem Gemüth liebgewordenen, wenn auch reſp. härtern Laute der Mutterſprache). Das Sprachorgan hingegen muß hiebei viel andern Antheil nehmen, und, eben darum, weil es im Leben und Verkehr der Menſchen — zumal bei einer beredten Zunge — beſtändig ſo viel zu leiſten hat, gewiß ein beſonderes Recht haben, hier Geſetze zu geben nnd eine geſchmeidige, mundgerechte und bequeme Lautgeſtaltung — wo nicht eigene logiſche Momente vollere und gewichtigere Formen erheiſchen — einer auch ſchon minder bequemen, geſchweige denn einer unfügſamen und widrigen Lautgeſtalt vorziehen zu laſſen. Wenn aber die Sprache eben keineswegs als bloſes Naturleben zu begreifen iſt, vielmehr als lautere Symbolik des Gedankens zunächſt für alle logiſche Abgliederung entſprechende ſchwächere oder ſtärkere Formen erkennen läßt; überdieß auch die nationale und gemüthliche Eigenthümlichkeit eines Volkes oder Volksſtammes in vergleichungsweiſe rauhen und harten Lauten ſich mochte ausprägen: ſo walten doch gleichmäßig, auch in ſolchen rauhern Idiomen, die organiſchen Geſetze dergeſtalt, daß ſich alle Beſtandtheile einer Sprache oder Mundart unwillkürlich zu einem homogenen Ganzen ausbildeten, wo alles und jedes lebendig ineinander greift und ſich gegenſeitig bedingt; z. B. Us rîfə Truuba gitt as guotə Wî (Wing) — àus raifn Tràubn gibt es guten Wain.

---

*) Die Schreibung der Ableitungs-Endung ieren mit ie (analog wie in regieren, Regierung, reſp. wie in viel, vier, Gier, zieren ꝛc.) dürfte in allweg konſequent und paſſend ſein, daher ſie unter andern auch von J. Grimm, Wackernagel — aufgenommen iſt.

Wäre es überall nur das logiſche Moment was in der Sprachbildung gewaltet, und ginge die Sprache nicht aus dem Leben und Verkehr des Volkes, ſondern etwa aus der Schule hervor, ſo gäbe es freilich nicht dieſe Menge von Anomalieen und Eigenthümlichkeiten, und man wäre dann wohl bald damit fertig, „alle Sprachen unter Einen Hut zu bringen.“ — Doch, warum ſollte denn der ſprachbildende Geiſt ſich nicht willig an das Naturleben des Lautes und deſſen Geſetze hingeben, da er mit ſolchem Hingeben nichts verlieren, ſondern nur gewinnen konnte an ſinnlicher Schönheit und Mannigfaltigkeit der Lautformen, wie an Leichtigkeit und Freiheit der Bewegung im Handhaben ſeines Organs, der Sprache!

Das Sprachorgan nun fordert überall, wie geſagt, Leichtigkeit und Bequemlaut. Im Beſondern aber ſind es drei Geſetze, die in der Anwendung beſtändig ineinander greifen und theilweiſe in der Tabelle veranſchaulicht ſind (wo s-m, r-m, b-n, m-t, nur als Beiſpiele dienen, S. 16 der „Phonologie“ gibt deren noch mehrere):

Ganz kurz.						ziemlich kurz.						etwas gedehnt.						wohl gedehnt.					
1			2	3	4	1			2	3	4	1			2	3	4	1			2	3	4
sim	e	a	o	u	u	sim	e	a	o	u	u	sim	e	a	o	u	i	sam	e	i	a	o	a
rim	e	a	o	u	u	rim	e	a	o	u	u	rim	e	a	o	u	u	ram	e	i	a	o	a
bin	e	a	o	u	i	bin	e	a	o	u	i	bin	e	a	o	u	i	ban	e	i	a	o	a
mit	a	e	o	u	u	mit	a	e	o	u	u	mit	e	a	o	u	u	met	a	i	a	o	e

*) 1) Wahl zwiſchen i, e, a; 2) zwiſchen a, o; 3) zwiſchen o, u; 4) zwiſchen dem Ergebniß von 1) und 3). Man leſe sim sem sam, som sum u. ſ. w.

Das erſte Lautgeſetz für das Organ iſt das Geſetz der beſondern Vokalneigung, daß die eigene Mundſtellung, die zur Bildung eines beſtimmten Konſonanten erforderlich, leichter zu dem einen als zu dem andern Vokal übergehen mag, weil auch jede Vokalnüance durch eine eigene Mundſtellung bedingt iſt und eines ins andere mehr oder minder geſchickt übergreift.

Dieß erſte Lautgeſetz hängt aber innig zuſammen mit dem zweiten, wornach es weſentlich auf den Grad der Kürze oder Dehnung der Ausſprache ankommt, ob der eine oder andere Vokal fügſamer und bequemer zu ſprechen ſei; wir nennen es das Geſetz der Quantität. Schon leiſe Unterſchiede im Tempo der Ausſprache können von Wirkung ſein, wie z. B. in unſerm (für alle Sprachen gültigen) Schema bei ganz flüchtiger Ausſprache sub 4 bin, mit i, bei den drei andern aber der U-Laut (sum, rum, mut) als das Bequemſte ſich ergibt, in der 3ten Lautſtufe dagegen auch sim vor sùm erſcheint. Hiernach finden wir z. B. von geben, weben, das ungleiche Impf. gab, wob: bei der vollern Ausſprache des Altdeutſchen jedoch ir wap (Phonol. S. 488). Im Lat. iſt für den gewiß näher liegenden Indikativ ebenſo paſſend die näher liegende zur Kürze neigende Form sum, sumus, für die logiſche Intenſion des Konj. das in einiger Breite bequemere sim, simus gewählt, wie überall die Flexion der Sprachen in Wahl und Verwendung der Laute eine der Natur abgelauſchte ſinnreiche Oekonomie wahrnehmen läßt. Am Auffallendſten zeigt ſich die Einwirkung einer ſehr gedehnten Ausſprache beſonders auf das Vokalleben; man vergleiche nur in unſerm Schema die Kolonne des Langtons mit den übrigen drei Kolonnen! Bei der Wahl zwiſchen a e i tritt da immer i zurück und iſt in der Regel a der bequemſte Laut (der darum auch in der Volltonigkeit der althebräiſchen Perf. bei den ſ. g. ע״י, ע״ו gern erſcheinen mag*); bei der Wahl zwiſchen o und u

iſt auch u in ſolcher Länge durchaus unbequem; daher im Hebr. z. B. rôm, som, mit o für den ſtärkern und vollern Inf., für den ſchwächern mit u, rum, sum. — Durch ein einfaches Experiment läßt ſich die Thatſache der leichtern oder ſchwerern Ausſprache je nach Kürze oder Dehnung gleichſam handgreiflich wahrnehmen: man wähle nur hiezu ſolche Lautkombinationen, bei welchen die Lippen etwas geöffnet und mit Hülfe eines Spiegels die Bewegungen der Zunge leicht zu beobachten ſind, wie ag, lag, ad, lad, ga, gal, gad. Während in großer Kürze ig, lig, das Bequemere iſt, muß die Zunge mühſelig ſich krümmen und wenden, um das ig, lig etc. auch in großer Dehnung hervorzubringen; dabei werden auch die Lippen ziemlich unbequem in Anſpruch genommen. Dagegen iſt bei a das Umgekehrte, die Zunge — wenn ag, lag etc. auch noch ſo ſehr gedehnt wird — in der bequemſten Lage.

Indeſſen macht ſich das Geſetz der Vokalneigung und der Quantität für alle Sprachtheile immer nur im lebendigen Gewebe eines Satzes oder Satzgliedes geltend; wie ſich ſchon in der einzelnen Silbe alles eigenthümlich ineinander webt, ſo iſt es als ein beſonderes, drittes Geſetz zu erkennen, (wir mögen es Geſetz der Symphonie heißen) daß ſämmtliche Beſtandtheile der lebendigen Rede in organiſcher Wechſelwirkung ſtehen, daß nicht nur eine Silbe in die andere, ſondern auch ein Wortgebilde auf das andre geſtaltend eingreift und darum alle Ordnung und Eigenthümlichkeit der Wortbildung und Flexion als Ergebniß organiſcher Bildung nach dieſem Geſetze zu begreifen iſt. „Der Satz iſt die Wiege des Wortes," ſagt Pott mit Recht. Die Sprache iſt lauteres Leben und in aller Gliederung aber auch die treffendſte Symbolik des Gedankens. Betrachten wir die leiſe Wahrnehmung des Symphonismus in einigen Beiſpielen!

Wäre in dem Satze: B'reschit ziwwáni malki — die Wahl gelaſſen zwiſchen áni, éni, ziwwáni oder ziwwéni, ſo wird nach wiederholter Abwägung ein feineres Sprachgefühl auch ohne Kenntniß des Hebr. bald finden, daß doch die Endung ani (צַוַּנִי) geſchickter und gefälliger ſei; dagegen, ſobald im Inlaut a (zaw), zawwéni, mit e, beſſer füge. Vgl. צָוֶךָ mit è. Aehnlich bei der Frage, ob in dem Satze: Eschbor z'mao (volltonig geſprochen,) ischbor etwa oder eschbor bequemer füge? Wird im Kontext — etwa das zweite Wort auch voran — das eine und andere mit vorſichtiger Achtſamkeit, laut und ſtillſprechend, abgewogen: ſo wird man ſich dahin neigen, daß eschbor mit è das Beſſere ſei. Vgl. b'rito eschmor (ischmor?) — ich halte ſeinen Bund.

Im Lat. iſt der Sprachgebrauch, z. B. in Beziehung auf das Statthaben eines Umlauts in der Kompoſition, auch wo es auffallende Abweichungen gibt, ganz den Lautgeſetzen gemäß. Wollte man ſtatt abigo — analog wie circumago-abago, abagunt, abagam, abagebam etc. ſetzen, ſo wäre das ebenſo unbequem als wenn es z. B. heißen ſollte: illi abecti sunt, illi redecti sunt (mit e in der Stammſilbe, wie in affectum esse, refectum esse); oder coniactum, proiactum esse. Aehnlich bei der Wahl des Umlauts in der Flexion der Neutra in us: corpora, corporis; foedera, funera etc.

In dem ital. Satze: Si ricorda di me — wäre zu fragen, warum denn das latein. de hier in di umgelautet und, wenn doch im Lat. de me organiſch zuſammenpaßt (in Symphonie ſteht), warum es nun im Ital. di me heiße? Darf man nicht ſagen, es iſt nur Willkür oder reiner „Zufall"? — Hier iſt nicht zu überſehen, daß die Partikel di auch zu der dem Ital. eigenthümlichen Geſtaltung jedes andern Pronomens, wie jedes Nomens und Adj., und über-

dieß zur geſammten Verbalgeſtaltung organiſch paſſen muß, wobei noch das raſchere Tempo, dem das i zuſagt, in Betracht kommen muß; z. B. si ricordi di noi, di mia fede. Und wenn im Gewebe mit dem ital. Verbum me in mi umlautet, z. B. mi fanno, mi dicono (da hier, zumal in ſchneller Ausſprache, der e-Laut unbequem ſein würde:) ſo tritt doch vor lo, la, le, ne und ähnl. unwillkürlich wieder me hervor: melo fa, mene dicono, ſtatt milo etc. — Was vor dem Verbum im Franz. le zu lauten hat, muß im Symphonismus mit Italieniſchem lo lauten; le wäre da minder fügſam und eignet ſich daher zur logiſchen Intenſion, als Dat. Sg. des Fem. und Accuſ. Pl. des Fem.; z. B. lo vedo, le ho vedute, lelo diceva. Vgl. Ils me font tout, essi mi fan tutto. Jede Silbe iſt organiſch begründet.

Das eigenthümliche Ineinandergreifen der Konſſ. ſowohl als der Vokale zeigt ſich beſonders auch in mundartiſchen Abweichungen. Im Doriſchen wäre z. B. der Genit. τῶ δήμω oder τοῦ δάμου ebenſo unfügſam als dagegen τῶ δάμω bequem und leicht iſt, ſobald wir es recht volltonig ſprechen. — In der niederdeutſchen (Hamburger-) Mundart finden wir z. B. in dem Satze: Dat Hart was tofräden, was vull Mood — ſämmtliche Laute in organiſchem Einklang; im lebendigen Kontext (laut und ſtill geſprochen) wäre dat Herz oder das Hart war tofräden, oder was zufrieden, vull Muth etc. — merklich ſtörend, jedenfalls minder geſchickt ineinander zu ſprechen.

Lehrreich unter den oberdeutſchen Mundarten iſt namentlich die Baieriſche. Das raſche Tempo derſelben bringt — nach dem zweiten der bezeichneten Lautgeſetze — den ſo häufigen Umlaut des a in o mit ſich. Sobald ich nun aber ſtatt was z. B. wos (wŏss) ſpreche, ſo ſage ich im Kontext damit auch dos (doss) — wos is dos? Es iſt unwillkürliche organiſche Attraktion; wos is dās — oder was ist dos — wäre merklich hart zu ſprechen. (Weil es nicht ein mechaniſcher, reſp. zufälliger, Umlaut iſt, ſo mag auch — je nach der beſondern Vokalneigung — das a ſich rein erhalten, z. B. wenn es heißt: Schoffn S' a Mass Bier? — ſchwäbiſch, gedehnt: Schaffed Se a Môss Bier, mit breitem tiefem o). Auffallend iſt die Einwirkung jenes Umlauts — von a in kurzes o — beſonders auf die Diphthongen ei und au (ou), die alsdann eigenthümlich tief, als ai, àu (das au wie in Glauben, Zauber) geſprochen werden; z. B. dos is glaich, der glaiche Bràuch; er werd's nit blaibn lossn; er konn nit obwaichn; wait von hoam (das oa ſehr kurz). Die lebendige Wechſelwirkung der Laute iſt hier in aller Anwendung ſo fühlbar, daß auch der Fremde ſich bald dieſe Mundart aneignen mag.

Hiernach erklären ſich denn auch ganz einfach die ſonſt ſo wunderlichen Abweichungen des Sprachgebrauchs in der deutſchen Wortbildung und Flexion, worauf die an die Mitglieder dieſer hochverehrlichen Verſammlung im Programm ausgegebenen „linguiſtiſchen Fragen" und Beiſpiele hinzuweiſen beſtimmt ſind. Ein Theil der Ableitungsſilben, ſehen wir da, läßt mit fühlbarer Bequemlichkeit den Inlaut wechſeln oder nicht wechſeln; z. B. haſtig, läſtig; ſaftig, kräftig; durſtig, blutdürſtig; amtlich, ſämmtlich; nord- und öſtlich, oſt- und nördlich. Wie unfügſam, wenn es — zumal im Kontext mit andern deutſchen Sprachtheilen — lauten ſollte, z. B. ein kraftiger Sinn, mit kraftiger Hand; die ſammtlichen Glieder. Sobald man es verſucht, die Ordnung des Sprachgebrauchs umzukehren, wird die ihm zugrundliegende feine Wahrnehmung der Wohllautsgeſetze fühlbar. (Der Eigenthümlichkeit und raſchern Bewegung der norddeutſchen Mundart iſt es gemäß, daß im Kontext der Rede z. B. funfzig bequemer lautet als mit ü, fünfzig.) — Andre Endungen hinwiederum haben eine auf

Symphonie der Laute beruhende, dem Organ zuſagende Stetigkeit des Umlauts oder Nichtumlauts im Stammvokal; erſteres z. B. die Diminutive mit lein, chen: blumig — Blümlein, roſig — Röslein ꝛc. (Anders war die Einwirkung von lin, z. B. daz flissig tochterlin). Der einfache Vokal erſcheint beſonders fügſam vor bar, haft, ſam; heit, keit; z. B. bös — boshaft, männlich — mannbar; Bosheit, Mannheit. — Aehnliche Bewandtniß hat es mit dem Umlaut im abgeleiteten Verbum; z. B. Lohn — lohnen, Hohn — höhnen, bahnen — wähnen, duften — lüften; — desgleichen bei der Wahl eines Bindelauts in der Kompoſition, z. B. leidvoll — mitleidsvoll, Freudenfeſt — Liebesmahl — Handlungsweiſe; wie bequem iſt hier der s-Laut, wo der Sprachgebrauch ihn aufgenommen!

Lehrreich iſt die Mannigfaltigkeit und Schönheit des Formenwechſels in der deutſchen Flexion, namentlich aber das eigenthümlich Abweichende in ganz ähnlichen Fällen, das freilich aller Regeln ſpottet, und doch auf nichts Anderm als den bezeichneten organiſchen Geſetzen beruht. Wichtig iſt es hiebei, nicht nur auf die — je nach den ſämmtlichen Wortlauten, ſchon bei geringer Verſchiedenheit eines einzigen Konſ. verſchiedene — Rückwirkung der flexiviſchen Endungen, ſondern auch auf die lebendige Verwebung des Artikels und Adj. mit dem Subſt. wohl zu achten; z. B. die Därme, die Arme (vgl. ſchwäb.: d'Aerm' ufhebe:) die Wölfe — die Golfe; die Gärten — die Schatten; das Kloſter — die Klöſter. Anders mochte die Einwirkung ſein, wo auch der Artikel nnd alles übrige Lautgewebe anders gelautet hat und die Ausſprache voller und breiter war; daher im Altdeutſchen z. B. diə karton, diə chorpi, diə vogil (die Gärten, die Körbe, die Vögel). Das in den Endungen eingetretene e (für i, reſp. o, u, a) über deſſen Eintönigkeit geklagt worden iſt, hat denn doch ſein Gutes gehabt für die ſo reiche und anmuthige Abwechſelung des vokaliſchen Umlauts; daß aber „jeder Umlaut ein i oder u der Endung fordere, oder es doch theoretiſch vorausſetze", müßte nach allem Bisherigen ſehr bezweifelt werden. (Grimm I, S. 34). — Wie übrigens auch in manchen Fällen abſichtlich, um die Intenſion der Wortbedeutung anzuzeigen, ſtärkere Lautformen gewählt worden ſind, ſehen wir z. B. im Pl. von Band: Bande — Bände — Bänder. Vgl. fallen — fällen, ſitzen — ſetzen; in den Garten, in den Gärten.

Artigen und durchaus bequemen Lautwechſel finden wir, um noch dies zu berühren, in den Steigerungsformen des Adj. und Adv., z. B. das matteſte — glätteſte, das graſſeſte — bläſſeſte; das bangeſte — bängſte. Unfügſam wäre aber: das langere, langeſte, mit a. Jede Wortform geht ihre eigenen Wege, während doch Alles den gleichen organiſchen Geſetzen folgt; auch bei geringem Lautunterſchied können ſich verſchiedene Gebilde ergeben. Kein Glied der Sprache wäre zu begreifen, wenn man es nur einzeln und abgeriſſen betrachtete; für ſich allein ſteht z. B. großer und größer; bei der Flexion im Sg. und Plur. durch alle Kaſus hindurch, mit der einen und andern Art des Artikels, zeigt ſich bald, daß hier der Umlaut für die Steigerungsform wohl gewählt, daß er organiſch begründet iſt; viel beſſer fügt ſich: das Größere, des Größern, ein Größeres ꝛc., als wenn das o nicht umlauten ſollte. Selbſt das r der ſ. g. ſtarken Flexion des Adj. iſt in Symphonie bequem: ein großer Theil; der große ꝛc. — Vgl. das Abweichende im Altdeutſchen; z. B. daz altist, das hohist — das älteſte, höchſte; diu ermiu maged — die arme Maid.

So erkennen wir denn in allem Wechſel und Wandel des Sprachlebens keineswegs nur ungemeſſene Laune und Willkür des Sprachgebrauchs, ſondern vielmehr das Walten der ſo einfachen Geſetze, deren ſtillwirkſame und durchgreifende Macht in Geſtaltung und Fortbildung

der Sprachen — auch wenn es Perioden der gährenden Elemente gab — endlich wol alles Unorganiſche, das etwa eindringen wollte, aufzuheben und eine harmoniſche, leichte Bewegung jeder einzelnen Sprache herbeizuführen vermochte. Der Sprachgebrauch iſt kein Tyrann, wofür man ihn halten wollte, ſondern das im Leben und Verkehr eines Volkes gewonnene Ergebniß des gemeinſamen Sprachgefühls nach relativem Wohllaut und praktiſchem Bedürfniß; die heimliche Geſetzmäßigkeit der geſammten Sprachbildung macht es eben auch begreiflich, wie es möglich war, daß ein ganzes Volk in dem ſo vieles umfaſſenden Sprachgebrauch übereinkam. — Dabei überſehen wir ganz und gar nicht, wie es überall der Geiſt iſt, der, als geſtaltendes, ordnendes Princip, in der Sprache lebt und webt. — Allem nach müßen wir ſagen, die Sprache hat ſich φύσει καὶ θέσει gebildet, φύσει ἐκ θέσεως, θέσει κατὰ φύσιν.

Der eigenthümliche Fortſchritt des geiſtigen Lebens der Völker bekundet ſich darum auch in der allmäligen Fortbewegung und Fortbildung des Sprachlebens, ausgehend von einer ſinnlichen Ausprägung und vollkräftigen Breite der Laute — zu immer mehr Geſchmeidigkeit, Beweglichkeit und Kürze, mit thunlicher Beſchränkung auf das praktiſche Bedürfniß auch in flexiviſcher Geſtaltung wie im raſcheren Tempo der Ausſprache. Dieſe tief eingreifende Veränderung im Tempo mußte (nach den Lautgeſetzen, beſonders der Quantität und Symphonie,) durch alle Theile hindurch eine organiſche Umbildung im Gefolge haben. Es ſeien mir noch ein paar Andeutungen hierüber erlaubt. (Mehreres gibt die „Allg. Phonologie" S. 405—497.)

Das Griechiſche z. B. zeigt in der Ausſprache der Neugriechen wohl eine tief eingreifende Umbildung der Laute. Worauf beruht dieſe? Sollte es nur Willkür und Zufall ſein, was da gewaltet? — Gewiß nicht! Vielmehr iſt es die durch beſchleunigtes Tempo der Ausſprache organiſch angeregte und im Symphonismus ſämmtlicher griechiſchen Laute konſtant gewordene Veränderung; wie wir ſolche auch in den deutſchen Mundarten, und namentlich auch im neuern franzöſiſchen und engliſchen Idiom wahrnehmen. Verſuchen wir es (laut und wieder ſtill ſprechend) in dem Satze: Τούτοις ἐν τοῖς καιροῖς ἔστιν οἷς μάλα οἱ δῆμοι φαίνονται εἶναι φοβερο καὶ δεινοί — etwa den Artikel οἱ und τοῖς nach reuchliniſcher Weiſe mit i zu leſen, ſo iſt auch mit organiſcher Nöthigung — als im Gewebe damit merklich bequemer — dimi, en tîs kärîs zu ſprechen; hi demoi ec. wäre fühlbar härter, und ſobald die Wahl gelaſſen, wird man nach einiger Abwägung (auch wer des Griechiſchen nicht kundig,) hi dimi vorziehen, zumal in der ſchnellern Ausſprache. Wie ἀ μῶσα, ἀ νᾶσος in Symphonie ſteht und — volltonig — gut ſprechen iſt, während ἀ μοῦσα, ἀ νῆσος minder fügſam wäre (vgl. il castello, el castillo, il mondo, el mundo:) ſo auch hoi dêmoi, foberoi kai deinoi. Wer das kai mit ä lieſt, wird in lebendigem Kontert auch dîmi, dini ec. bequemer finden; anders, wenn es diphtongiſch, mit ai, lautet. Und ſo greift immer eins geſtaltend und maaßgebend ins andere ein; man kann es organiſche Aſſimilation heißen. So wurde der reiche und anmuthige Vokalwechſel einer mit ſo viel ſinnlicher Schönheit ausgebildeten Sprache durch das Streben nach Kürze und größerer Bequemlichkeit allmälig mehr und mehr auf das praktiſche Bedürfniß eingeſchränkt, wie nun in reuchliniſcher Weiſe das Griechiſche lautet. Das aber iſt nun klar, daß — wenn das beſchleunigte Tempo der Ausſprache und die ſymphoniſche Attraktion für die lautliche Umgeſtaltung des Sprachkörpers von ſolcher Wirkung ſein konnte — der Schluß von der neugriechiſchen Ausſprache auf die des alten Griechiſchen völlig unſtatthaft erſcheint.

Aehnlichen Verlauf der Sprachentwicklung zeigt das Deutſche; (was freilich von der in Grimm's Grammatik aufgeſtellten Anſicht abweicht: „man habe drei kurze Urvokale a, i, u, anzunehmen und allmälig ſei die Sprache immer mehr gedehnt worden; es ſei dieß eine der folgereichſten Wahrnehmungen.") — Ich erlaube mir (von den Beiſpielen S. 473 der Phonologie) ein paar Sätze vorzutragen, mit dem organiſch nothwendigen Ausdruck von ungewohnter Völle und Gedehntheit der Laute im Gothiſchen und Altdeutſchen, das vom Mittelhochdeutſchen und beſonders vom Neuhochdeutſchen ſo eigenthümlich abſticht:

Js sôkeith jah valjith thans skaunozans blômans.
Jr suohhit enti welit dio sconarum pluomun.
Er suocht und welt die schonern bluomen. (Vgl. die romeschen Keiser.)
Er sucht und wählt di' schönern Blumen.

Wie wir in der mitgetheilten phonetiſchen Tabelle im Langton gegen i und u den a und o Laut überwiegen ſehen, ſo im Gothiſchen, z. B. sa brothar (brothar mit ſtarkem th) sôkeith thans blomans — der Bruder ſucht die Blumen. Im Altdeutſchen ſelbſt erkennt man Perioden der Fortbildung; vgl. angil-engil, bruader-bruoder-brueder, anti-enti-inti-unta- und. Was ſpäter im Imperfektum er wob, er wog, lautete, war im Gewebe mit Altdeutſchem, bei viel mehr Dehnung: ir wâp, ir wak. Von beſonderm Einfluß war unter Anderm der ſtark ausgeprägte Artikel und die abweichenden flexiviſchen Endungen; daher z. B. diu last, dera lesti und ähnliches. So iſt die frühere und ſpätere Sprachgeſtaltung organiſch begründet, und freilich nur das Neuhochdeutſche viel geſchmeidiger und zur raſchern Ausſprache bequem, dabei durch mannigfaltigen Umlaut der Stammſilben bereichert.

Aus allem Geſagten dürfte erhellen, wie das Syſtem der Naturbelauſchung wohl geeignet iſt, die einfachſte Löſung vieler Räthſel des Sprachlebens an die Hand zu geben, und auch das Geſetz des Anomalen aufzufinden. Ich hoffe Entſchuldigung, daß ich Ihre Geduld ſo ſehr in Anſpruch genommen!

Nachdem der Redner geendigt, wurde zunächſt von Profeſſor Schwarz aus Ulm bemerkt, jener ſcheine ihm bei ſeiner Theorie dem Zufalle zu wenig einzuräumen, auf welchen doch gewiß bei den Entwicklungen der Lautbildung großes Gewicht zu legen ſei. Rektor Bucher von Ellwangen erklärt, zwar in weſentlichen Punkten mit dem Redner übereinzuſtimmen, erinnert jedoch, daß ja ſchon die erſten Elemente der Sprache ihre Bedeutung haben, wie im Kratylus des Plato nachgewieſen ſei; ſchon die στοιχεῖα der Worte dürften nicht als gleichgültig und bedeutungslos angeſehen werden.

Auf das letztere von Rektor Bucher erhobene Bedenken, es ſcheine bei dieſer Theorie auf die eigene Bedeutſamkeit, welche, wie ſchon im Kratylus von Plato wahrgenommen, den Lauten ſelbſt zukomme, wenig geachtet zu ſein, — wurde entgegnet: keineswegs ſei dieß unbeachtet geblieben, vielmehr auch dieſer Seite des Gegenſtandes ein beſonderer Paragraph der Phonologie gewidmet; das ſonſt bedeutſame ah! z. B. ſei nicht in dieſer Art bedeutſam in nehmen — nahm ꝛc.

Gegen die Bemerkung von Prof. Schwarz aber, in der Sprachbildung müße doch Manches auch dem Zufall zugeſchrieben werden: ward unter Anderm hervorgehoben: wer zufällig in

Baiern geboren, wos ſtatt was ſpreche, müſſe doch im Kontext damit unwillkührlich dos u. ſ. w. ſprechen; z. B. dos is glaich; mit dem zufällig geſetzten Lautgebilde komme ſogleich die Nöthigung der Lautgeſetze zur weiteren homogenen Sprachgeſtaltung. (Phonol. S. 388.)

An dieſe Erörterung ſchloß ſich an folgender Vortrag von Profeſſor Gerlach aus Baſel über die

Einwirkung der Cenſur auf die Entwickelung der Römiſchen Staatsverfaſſung.

Moribus antiquis stat res Romana virisque.
Ennius.

Dem heutigen Standpunkt ſtaatsrechtlicher Theorie gegenüber kann nicht leicht ein ſchrofferer Gegenſatz gefunden werden, als in dem umfaſſenden Geſchäftskreis der römiſchen Cenſoren gegeben iſt. Denn während heutzutage Alles mehr und mehr darauf hinzuwirken ſcheint, daß der Staat möglichſt mechaniſch ſich bewege, um jede freie Aeußerung der Perſönlichkeit mit den Schranken beengender Geſetze zu umſpannen; während ſtatt freudiger Anerkennung der Thatkraft das Princip des Mißtrauens nur in ängſtlicher Ueberwachung jedes Strebens das Heil des Ganzen findet, und im Entgegenwirken feindſeliger Elemente das Palladium der Freiheit ſucht; hat ſich in der Machtvollkommenheit der römiſchen Cenſoren ein ſolches Vertrauen ausgeſprochen, eine ſolche Achtung der Perſönlichkeit beurkundet, eine ſolche Fülle verſchiedenartiger Befugniſſe vereinigt, wie nur der klare vorurtheilsfreie Blick eines großen Volkes ſie gewähren kann. Doch es iſt ferne von mir, im allgemeinen Lobe römiſcher Staatsweisheit mich zu ergießen, die oft geprieſen bisher unerreichbar blieb, ſondern das haben wir als Aufgabe uns geſtellt, das Verhältniß nachzuweiſen, in welchem dieſe hohe Würde zu der geſammten Verfaſſung ſtand, weil, ſo viel auch über dieſen Gegenſtand geredet und geſchrieben wurde, gerade dieſe Seite bisher weniger beachtet und beleuchtet worden iſt.

Daß nun die Cenſur ihrem eigentlichen Weſen nach in der Servianiſchen Verfaſſung wurzelte, darf, als allgemein bekannt, füglich übergangen werden. Wenn ſchon bei der Feſtſtellung der einfachen Grundverhältniſſe die Leitung des geſammten Staates in die Hände der zwei jährlich gewählten Vorſteher gelegt wurde, ſo iſt doch in dem natürlichen Gang der Entwickelung die Nothwendigkeit begründet, daß durch die Strebungen einer vorwärts dringenden Volkskraft auch nach oben hin eine mehrfach gegliederte Thätigkeit der Staatsgewalt ſich offenbare. Und wenn dieſe innere Nothwendigkeit durch äußerlich hinzutretende Veranlaſſungen erſt zum klaren Bewußtſein kommt, ſo kann nur ein ſehr oberflächlicher Beurtheiler in dieſen letztern die wahren Urſachen finden, die tiefer liegenden Beziehungen unbeachtet laſſen wollen.

Als Princip der Servianiſchen Verfaſſung haben ſchon die Alten den Geſichtspunkt feſtgeſtellt, die Macht im Staate durch den Reichthum zu begründen, und die Ehren und Rechte der Bürger in ein angemeſſenes Verhältniß mit deren Leiſtungen zu ſetzen. Dieſes auch den heutigen Staatskünſtlern leicht verſtändliche Princip wäre gleichwohl ein ganz äußerliches und atomiſtiſches zu nennen, wenn nicht der Zuſtand des Volkes ſelber, ſo wie ſeine geſchichtliche Entwickelung eine feſte Grundlage für dieſe Anordnung geboten hätte. So aber, wo Landbau des

Volkes eigentliche Thätigkeit und Landbeſitz die Grundbedingung des Bürgerrechtes war, wo Handel und Gewerbe, vorzugsweiſe durch fremde Inſaſſen und Freigelaſſene betrieben, gar keine politiſche Geltung hatte; wo einem zahlreichen Stande reicher Grundbeſitzer, deren jeder auf ſeinen Hufen eine Anzahl kleiner Pächter nährte, nur eine Gemeinde freier Bauern zur Seite ſtand, wo endlich nach damaliger Bewaffnung und Kriegsmanier der reiche Grundherr entweder zu Roß oder an der Spitze der Phalanx in den Schlachten die Entſcheidung gab, bei einer ſolchen Grundlage wird die gewöhnlich als Timokratie angeſehene Staatsform vielmehr eine geſetzliche Feſtſtellung geſchichtlicher Verhältniſſe zu nennen ſein, die der ſtarren Abgeſchloſſenheit eines ſtolzen Adels heilſame Schranken ſetzte, und der Thatkraft eines arbeitſamen Bauernſtandes freien Spielraum zur Entwicklung gab.

Daß aber dieſe Verfaſſung zunächſt nicht im Sinne ihres Stifters ſich entwickelt hat, iſt hiſtoriſch feſtgeſtellt. Wenn gleich unter Servius in Kraft getreten, ſo hat unter ſeinem Nachfolger eine mächtige Parthei zu ihrem Umſturz mitgewirkt; und die fünfundzwanzigjährige Gewaltherrſchaft Tarquins mußte die Grundlage der neuen Ordnung ſelbſt erſchüttern. Es kam hinzu jener unheilvolle Krieg gegen den mächtigen Etruskerfürſten, der, verderblich ſchon in den politiſchen Folgen, zu der innern Zerrüttung die äußere Noth und Verwirrung brachte. Daher ſtatt ruhiger Entfaltung und inniger Befreundung der beiden Stände gegenſeitiger Haß und Erbitterung der Patricier und Plebejer herrſchte; den jene in leidenſchaftlichem Streben nach ungemeſſener Gewalt, in der Schöpfung einer unbeſchränkten Militärbehörde, der Dictatur, vor Allem aber in ſchonungsloſer Handhabung der Schuldgeſetze offenbarten; während die Plebs entgegentrat mit hartnäckigem Widerſtande und einem unbeugſamen Trotze, der nicht zurückbebt vor dem Aeußerſten.

Und mochten die Patricier mit fremdem Adel und zahlreichen Clienten ſich verſtärken und äußere Fehden, ja ſelbſt den Meuchelmord zu Hülfe rufen, ſie ſahen dennoch aus einer Stellung nach der andern ſich verdrängt; ſie mußten der Plebejiſchen Gemeinde unverletzliche Stellvertreter gegen den Mißbrauch der Staatsgewalt geſtatten, und eine neue Eintheilung auf die Grundlage des Wohnorts hin verfügen; ſie mußten dieſer Gemeinde das Recht unabhängiger Berathung, das Richteramt in eigener Sache, ſpäter ihren Beſchlüſſen Geſetzeskraft bewilligen; ſie ſahen ſich genöthigt, die richterliche Gewalt der Conſuln durch geſchriebene Geſetze zu beſchränken und das neue Verbot der Ehe zwiſchen Patriciern und Plebejern aufzuheben; noch mehr, ſie wurden im ungetheilten Beſitze des Gemeindelandes bedroht, und ſelbſt nach dem Conſulate ſtreckten kühne Plebejer die Hände aus. Ja, was verderblicher erſchien, in der Mitte des eignen Standes ſah der Senat Beſchützer des Plebejiſchen Rechts und einzelne Verſuche, durch Demagogenkünſte empor zu ſteigen, wurden mühſam durch Gewalt vereitelt. Dieß Alles, innerhalb eines Zeitraums von wenig mehr als einem halben Säculum errungen, war ein drohend Zeichen für die Zukunft. Die beiden Elemente, welche Servius Weisheit zu einigen gedachte, ſtanden in den Curien und den Tribus wie in zwei feindlichen Lagern einander drohend gegenüber; jeder Augenblick ſchien den Ausbruch des Bürgerkriegs zu bringen. Der Staat, im Innern geſpalten und von Außen her durch Feindesmacht bedrängt, ſah ſeinem Untergange entgegen.

Da ward die Nothwendigkeit gefühlt in dem unaufhörlichen Schwanken der innern Kämpfe einen feſten Anhaltspunkt zu haben, an dem ſich die Wogen der Bürgerfehden brechen

ſollten. Damit die öffentlichen Zuſtände den Charakter der Stetigkeit und Beharrlichkeit erhielten, mußten die Grundbedingniſſe der Hoheit und der Macht, Stand, Rang, Vermögen und perſönliches Verdienſt der Beurtheilung unabhängiger Magiſtrate anheim gegeben werden, welche, patriciſchen Standes und mit unbedingter Vollmacht ausgerüſtet, die Aufrechthaltung der Grundgeſetze als Richtſchnur ihrer Amtsthätigkeit anzuſehen hätten. Alſo wurde die bisherige höchſte Staatsgewalt zu zwei neuen Würden umgeſchaffen; die äußere Adminiſtration, die Rechtspflege, ſo wie der Oberbefehl im Kriege wurde als alleinige Befugniß der Militärtribunen feſtgeſtellt; dagegen die Anordnung der innern Verhältniſſe, inſofern ſie die Grundlage der Verfaſſung bildeten, den neugewählten Schatzungsmeiſtern, den Cenſoren, anvertraut. Und wie die Römer überhaupt ſich dadurch von der neuern Staatsweisheit unterſchieden haben, daß ſie die Religion weder über noch unter die Staatsgewalt geſtellt, ſondern dieſelbe aufs innigſte mit dem geſammten Organismus des gemeinen Weſens verſchmolzen haben, ſo ward auch dieſe höhere Machtvollkommenheit durch prieſterliche Function geheiligt, und den Cenſoren das bedeutungsvolle Amt gegeben, das geſammte Volk mit der Gottheit zu verſöhnen und das feierliche Opfer, das in jedem Luſtrum wiederkehrte, für die Erhaltung des geſammten Staates darzubringen. Von dieſer breiten Grundlage cenſoriſcher Machtfülle ſind alle jene mannigfachen Befugniſſe ausgegangen, welche beim erſten Anblick unvereinbar ſcheinen.

Wer nun eine Widerlegung der ausgeſprochenen Anſicht darin finden wollte, daß Livius, der vornehmſte Berichterſtatter über die Schöpfung der neuen Würde, die erſten Anfänge als gering und unbedeutend ſchildert, dem könnte man einmal das Zeugniß deſſelben Schriftſtellers entgegenhalten, der als den erſten Act der cenſoriſchen Machtfülle die Beſtrafung eines hohen Staatsbeamten nennt, welcher unter die Aerarier verſetzt und durch eine ums achtfache erhöhte Beſteurung gebüßt wurde, weil er eine römiſche Magiſtratur in ihren Rechten geſchmälert hatte; ohne daß dieſes Strafrecht als außerordentlich oder unbefugt bezeichnet wird. Eben ſo wenig wird beachtet, wie die Schatzung ſelber in ihrer regelmäßigen Wiederkehr, die Prüfung der an das Vermögen geknüpften Rechte und Pflichten, die Wahl des Senats, der Ritter und die ganze Claſſenordnung nur die Aufrechthaltung des Grundgeſetzes als letztes Ziel verfolgte. Daher hat Dionyſius mit Recht unter ihren Verpflichtungen aufgezählt, Alle zu beſtrafen, welche den Gewohnheiten der Vorfahren untreu würden; deswegen ſollten ſie nach Suidas den Sinn des Volks auf die weiſen Ordnungen der Väter lenken, deswegen hatten ſie jede verderbliche Neuerung zu ſtrafen, deswegen endlich werden ſie Richter des Volks (arbitri populi) genannt. So aber Jemand entgegnen würde, es hätte ſich dieſe eigenthümliche Befugniß erſt im Fortgang der Zeiten aus der Cenſur entwickelt, ſo liegt in ſo fern Wahrheit in dieſem Satze, als freilich jede menſchliche Einrichtung ſich entwickeln muß. Aber Entwicklung wird man niemals ein Aggregat fremdartiger Rechte und Befugniſſe nennen wollen, und nur was im Keime ſchon bei der erſten Gründung ſichtbar iſt, wird überhaupt entwickelt werden können.

Alſo entſchieden und im Gegenſatze zu Livius wird behauptet, daß keineswegs das zwar mühevolle, aber höchſt mechaniſche Geſchäft der Schatzung, die Aufſicht über die Schreiber, ſo wie die Anfertigung und Aufbewahrung der Liſten, Rodel und Kataſter die eigentliche Amtsthätigkeit der Cenſoren gebildet habe, ſondern daß damit zugleich die ganze Gewalt vereinigt war, welche von den Königen auf die Conſuln und Dictatoren in Beziehung auf die Aufrechthaltung der Verfaſſung und des Grundgeſetzes übergieng, und welche die Befugniß zu Allem in ſich ſchloß, was Männern von alter Sitte billig und gerecht, und im Sinne und Geiſt des Volks

und der Verfaſſung zu liegen ſchien. Daß hier ſehr Vieles perſönlicher Beurtheilung anheim gegeben war, wer wollte dieß bezweifeln? Aber darin hat ſich eben römiſche Geſinnung ausgeſprochen, daß ſie Vertrauen in die Männer ſetzten, welche das Volk zu Vorſtehern ſich gewählt, und möglichſt freie Wirkſamkeit jedem in ſeinem Kreiſe gaben, weil in dem wahrhaft freien Staate jeder ſich ſelbſt die Schranken ſetzt, welche Sitte und Herkommen ſo wie das Gefühl gegenſeitiger Abhängigkeit begründen. Das aber iſt unbeſtreitbar, daß eine ſo umfaſſende Gewalt, deren Umfang auf der einen Seite durch die Einſicht in das Weſen der Verfaſſung und durch die Perſönlichkeit der Beamteten, auf der andern Seite durch die Beſtrebungen des Volks ſo wie durch die äußern Verhältniſſe bedingt erſcheint, zu verſchiedenen Zeiten verſchiedene Seiten ihres Weſens offenbaren muß. Wenn im Anfang vorzüglich die religiöſe Seite des Amtes ſich geltend machte, wenn in den letzten Jahrhunderten der Republik vor Allem die Finanzverwaltung der Cenſur Glanz und Macht verlieh, wenn in dem Zeitalter der puniſchen Kriege beſonders die ſittliche Macht der Würde in Kampf gegen die allmählige Entartung getreten iſt, ſo wird dadurch eine andere Bedeutung dieſer Würde nicht aufgehoben, welche aus dem Geſchäft der Schatzung ſelbſt erwachſen, das allerdings in den erſten Zeiten der Republik von der größten Wichtigkeit geweſen iſt, als eine höhere politiſche Macht ſich herausgebildet hat, die den Cenſoren eine bedeutende Einwirkung auf die Geſtaltung der Verfaſſung ſelber gab. Um dieſe in ihrem richtigen Verhältniß aufzufaſſen mag folgendes beachtungswerth erſcheinen.

Nach dem klaren Sinn des Grundgeſetzes ſtand die Wahl der Senatoren und der Ritter bei den Cenſoren; ſie beſtimmten eines jeden Bürgers politiſche Geltung; die Ausſchließung von allen Ehren des Bürgerrechts war in ihrer Macht. Wir geben zu, daß früher unveränderlicher Grundbeſitz und Standesrechte, daß ſpäter Sitte und Herkommen ſo wie das Gefühl übernommener Verantwortung der Willkühr heilſame Schranken ſetzte, und daß keineswegs freie Selbſtbeſtimmung ſo ausſchließend wirkte, wie der Wortlaut der alten Zeugniſſe uns glauben macht. Auch iſt nicht zu verkennen, daß vor der Gleichheit beider Stände Partheirückſichten zuweilen den Cenſoren die Hände binden mochten. Aber unläugbar iſt es dennoch, daß die Möglichkeit einer freien Ausübung dieſer Macht gegeben war, und daß in den beſſern Zeiten die Cenſoren ihre Gewalt in dieſem Sinne ausgeübt, dafür haben wir das mannigfache Zeugniß der Geſchichte. Ohnedem liegt es in dem Weſen einer ſittlichen Gewalt, daß wenn ſie rückſichtslos und ohne Menſchenfurcht verfährt, in einem freien Volke nicht nur Geltung, ſondern Beifall und Unterſtützung findet; und ſo oft auch ſchonungsloſe Strenge und Unpartheilichkeit die Gebrechen der Bürgerſchaft gerügt, dennoch hat die Achtung und der Gehorſam nicht gefehlt. Wird überdieß erwogen, daß dieſes Amt faſt ausſchließend den Würdigſten und am Ende einer ruhmvollen Laufbahn im Staate übertragen ward, wo Vertrautheit mit dem ganzen Organismus der Verfaſſung errungen, und alle Unbeſonnenheit einer ehrgeizigen Jugend weit hinter ihnen lag, ſo kam zu der Heiligkeit des Amtes der Einfluß der Perſönlichkeit hinzu. Wenn nun Männer im Gefühle der hohen Würde, die ihnen übertragen ward, im Geiſte der Ahnen, die dieſe Würde ſchufen, und mit Hinblick auf die Zukunft des Vaterlandes die Bürger nach Verdienſt und Würdigkeit erhöhten und erniedrigten und namentlich an dem Senat und Ritterſtande jeden Makel und jede Unehre zu entfernen ſuchten und von dem Hochgeſtellten höhere Pflichten forderten, ſo mußte dieß im gleichen Maaße auf die ſittliche Würde jener Stände ſelber wirken, und ihnen in den Augen des Volks einen Charakter der Hoheit geben, der nicht blos auf Stand und Reichthum, nicht nur auf Macht und äußere Ehre, ſondern

auf innerer Trefflichkeit und freier Anerkennung eines höhern Werthes ruhte. — Der Grundſatz war in der Verfaſſung ausgeſprochen, daß die Würdigſten die Schickſale des Staates leiten ſollten.

Aber nicht blos Ehre und Anſehen der Bürger war an das Machtwort der Cenſur geknüpft, ſondern ſelbſt die Ausübung und der Genuß des Bürgerrechts hieng von ihrer Verfügung ab. Nicht nur daß die Fehlbaren die Strafe willkührlicher Beſteuerung traf, wurden ihnen alle Ehrenrechte des Bürgerthums entzogen, und ſie von jeder Theilnahme an öffentlichen Geſchäften ausgeſchloſſen. Dieſe Strafbefugniß, ſo wie ſie jedem drohte, der gegen Pflicht und Ehre fehlte, hat nicht nur dem Einfluß der Schlechtgeſinnten vielfach begegnet, ſondern auch öfters die Richtung des Lebens ſelbſt beſtimmt. Zumal dieſelben Grundſätze gegen alle Fremden angewendet wurden, die entweder als Beſiegte und Verbündete oder als Freigelaſſene ſich zum römiſchen Bürgerrechte drängten. Hier war ſchon maaßgebend der weiſe Staatsgrundſatz der Römer, Latinern und Italikern für geraume Zeit nur das Halbbürgerrecht zu geſtatten, wodurch ſie zwar privatrechtlich den Bürgern gleichgeſtellt wurden, das Stimmrecht aber, ſo wie das Recht zu Aemtern zu gelangen, noch entbehrten. Denſelben Grundſatz haben die Cenſoren in ſeiner ganzen Strenge gegen Freigelaſſene in Anwendung gebracht. Dieſe Claſſe, zahlreich ſchon in früher Zeit, da ſie den größten Theil der ſtädtiſchen Gewerbe trieben, nicht minder wohlhabend und einflußreich, weil der Handel vorzüglich in ihren Händen war, drohte ein verderbliches Element in die römiſche Verfaſſung hineinzutragen. Denn dieſe Menſchen, ohne Liebe für den heimathlichen Boden, wo kein Grundbeſitz ſie feſſelte, ohne Ehrfurcht vor den Formen, welche der Ahnen freier Sinn und uraltes Herkommen geheiligt hatte, wurden ſtets von leichtſinniger Neuerungsſucht getrieben, und drohten den einfachen Sinn der römiſchen Landgemeinde zu verwirren. Wenn nun jede gewaltſame Veränderung des Beſitzes auf die Entwicklung des Staats verderblich wirkt, ſo gilt dieß noch im höhern Grade von dem plötzlichen Eindringen eines fremdartigen politiſchen Strebens. Dieſem haben die Cenſoren dadurch begegnet, daß ſie den Einfluß der Libertiner auf ein beſcheidenes Maaß zurückgeführt und die große Maſſe dieſer neuen Eindringlinge auf wenige ſtädtiſche Tribus, oft nur auf *eine* eingeſchränkt, wo ihr Einfluß am wenigſten gefährlich war. Sie bekämpften damit nicht blos die leichten Sitten und die politiſche Beweglichkeit dieſer Menſchenklaſſe, ſondern nicht minder die ganze Lebensrichtung, die, ausſchließend auf Gelderwerb gerichtet, dem Geiſte der römiſchen Verfaſſung zuwider war. Kein Staat, ſelbſt der Spartaniſche nicht, hat länger als der römiſche dem verderblichen Einfluß der Geldmacht widerſtanden. Das Größte haben ſie vollbracht, ſo lange Armuth und Einfachheit der Schmuck des Bürgers war. Dieſen Sinn der alten Römer haben die Cenſoren in lebendiger Erinnerung erhalten, dadurch die Zukunft an die Vergangenheit geknüpft. Indem der Staatshaushalt nach einem höhern ſittlichen Princip geordnet war, wurde jener empörende Widerſpruch vermieden, der nur zu oft in neuern Staaten bei Vermehrung materieller Güter gegen die Forderungen der Sittlichkeit ſich fühlbar macht. Nicht ſelber Reichthum zu beſitzen, ſondern über die zu herrſchen, die am Reichthum hangen, war römiſcher Staatsgrundſatz. Daher die Einfachheit der Väter zu bewahren ein köſtlicheres Beſitzthum ſchien, als alle Schätze des Erdkreiſes in der Hauptſtadt zu vereinen. Und mochte der demagogiſche Cenſor Appius die Söhne der Freigelaſſenen in den Senat aufnehmen und mit dieſen Menſchen alle Tribus überſchwemmen, kein Magiſtrat hat dieſen empörenden Mißbrauch der Gewalt geachtet und Nichts hat ſeinem Nachfolger, dem Cenſor Fabius, größern Ruhm gebracht, als daß er dieſe Schmach

getilgt. So viele große und blutige Siege hatte er errungen, aber erſt als er dieſe That gethan, ward er der Große (Maximus) genannt.

Kraft dieſer Befugniß die Rechte der Bürger zu mehren und zu mindern und jedem ſeinen Rang und ſeine Stellung im Staate anzuweiſen, haben endlich die Cenſoren vielfach in die Geſetzgebung ſelber eingegriffen und zur Entwickelung der Verfaſſung mitgewirkt. Wohl mochten die Tribunen die Ertheilung des Bürgerrechts für das Volk in Anſpruch nehmen und ein Cenſor ſelber die Ausſchließung von demſelben dem Amtsgenoſſen ſtreitig machen, dennoch haben die Cenſoren mannigfache conſtitutive Befugniſſe ausgeübt. Eine vollziehende Behörde, welche mit der Macht zu ſtrafen ausgerüſtet iſt, wird leicht zur geſetzgebenden ſich umgeſtalten; und die Cenſur, die nach eigner Machtvollkommenheit die Bürger in die Tribus eingetheilt und ſomit die ganze Gliederung der Bürgerſchaft in ihren Händen hatte, konnte, vermöge der Wechſelwirkung, in welcher die Tribus und Centurien ſtanden, das Weſen der Verfaſſung ſelbſt beſtimmen. Daß ſie in dieſem Sinne mitgewirkt, dafür giebt die Geſchichte ſelber Zeugniß, indem trotz aller innern Kämpfe das Weſen der Servianiſchen Verfaſſung bis zur gänzlichen Auflöſung des Staates gerettet worden iſt. Aber daß ſie ſogar in dem Verhältniß der ſtimmfähigen Bürger Veränderungen eingeführt, ſagt mit klaren Worten Livius*); eine Veränderung, welche Gruchius nur auf die Tribus bezogen wiſſen wollte, und ſelbſt Niebuhr als eine bloße Umſchreibung der Tribulen angeſehen hat. Als wenn nicht jede Veränderung, die für die Tribus gültig war, auch auf die Centurien zurückgewirkt. Ja der Gedanke darf nicht zu gewagt erſcheinen, daß die Umgeſtaltung der Verfaſſung, die wir durch Livius und Cicero im Reſultate kennen, ohne daß ein einziges Zeugniß der Geſchichte die Zeit beſtimmt, eben auch nur eine Anordnung der Cenſoren war, ja vielleicht mit der erwähnten identiſch iſt. Es würde die Cenſur dann als die höhere Macht erſcheinen, welche dem ſtillen Gang der Zeiten folgend, ordnend, leitend, umgeſtaltend, die Verfaſſung der jedesmahligen Entwicklung des Volkes angepaßt, und ihr eine ſolche Feſtigkeit gegeben, daß ſie den größten Stürmen trotzte, bis auch die römiſche Freiheit ihren Kreis vollendet hatte und der furchtbaren Gewalt des Geſchickes erlag.

Doch mag die letztere Behauptung Manchem zu kühn erſcheinen — mir iſt ſie Gewißheit — die hohe Bedeutung der Cenſoren-Würde kann Niemand in Zweifel ziehen wollen. Aus der Tiefe des menſchlichen Gemüthes hervorgegangen iſt ſie den ſchützenden Genien zu vergleichen, die nach dem Glauben der Alten das Leben der einzelnen Menſchen wie ganzer Städte und Völker ſchirmen und hold und freundlich die Schutzbefohlenen umſchweben.

Zwei Kräfte ſind es die in Allem walten, was Leben und Beſtehen hat: es iſt die ſtrebende, die ſchrankenloſe, die immer Neues ſchaffende, und die leitende, die ordnende, die erhaltende. Die Macht der Bewegung haben im Römer-Staate die Tribunen überkommen, die Beſtimmung zu erhalten ward der Cenſur. Haben jene die Bürgerfreiheit im harten Kampf errungen, ſo gaben dieſe ihr Kraft, Dauer und Beſtand. In der Tribus regem Treiben herrſchte der Volkstribun, die ſtrenge Ordnung der Centuriengemeinde war der Cenſoren Werk. So mag man in Cenſur und Tribunat die beiden Pole finden, zwiſchen welchen die Achſe der römiſchen Welt ſich dreht.

---

*) Liv. XL. 51 mutarunt suffragia regionatimque generibus hominum caussisque et quaestibus tribus descripserunt.

Die Censoren haben die Erinnerung an die alten Zeiten fest gehalten, wodurch ein freies Volk sich immer fort belebt, erhebt, verjüngt. So hatte diese Würde jener Cato aufgefaßt, das treueste Abbild des alten Roms. Das hat seines Volkes Liebe ihm gewonnen, das hat ihn zum Schrecken aller Memmen gemacht. Diese Liebe zu der Väter Sitte, die wie ein lebendiger Odem die Geisteswerke dieses Volks durchströmt, sie ist es, die Salustius Rede adelt, sie tönet in Tibullus süßen Liedern wieder, sie hat die Seele des Virgil erfüllt, sie erhebt als edles Volksgefühl die Brust des Venusinischen Dichters. Es ist die Sehnsucht nach der Herrlichkeit des alten Roms, die mit Wehmuth die Seele des Tacitus erfüllte, die seinem Werke die höhere Weihe giebt. Mag man die ideale Richtung des Hellenischen Geistes preisen, mag man die Genialität und hohe Kunst in ihren Schöpfungen bewundern, mich hat immer tief ergriffen der Ernst und die Innigkeit jenes heiligen Gefühls, jene fromme Liebe zu der Väter Sitte, die in den Männern des freien Roms niemals erstarb. Ein Volk das die Väter ehrt, das in dem Kampf der Gegenwart treu die Erinnerung an seiner Ahnen Herrlichkeit bewahrt, dessen Zukunft kann nicht trübe sein. Wenn im deutschen Vaterlande ein neues Streben sichtbar ist, wenn eine neue Liebe deutsche Männerbrust durchströmt, so ist es, weil die Geister unserer Ahnen den Gräbern sind entstiegen, weil ihrer Thaten Angedenken lebendig in unserm Herzen lebt, weil wir fühlen, daß wir leben, daß wir sterben sollen, wie sie.

In dem auf diesen Vortrag folgenden Interstitium, in welchem für die übrige Dauer der Sitzung von dem Präsidenten der Vorsitz an den Vicepräsidenten Professor Dr. Walz übertragen wird, kommen nach Verlesung der Namen der neuangekommenen Theilnehmer an der Versammlung einige das äußere Zusammenleben während dieses und der nächstfolgenden Tage betreffende Punkte zur Erörterung; sodann der mit allseitiger freudiger Zustimmung aufgenommene Antrag, Sr. K. K. Hoheit, dem zufällig eben in Ulm anwesenden Herrn Erzherzoge Johann von Oesterreich, da für die Absendung einer förmlichen Deputation die Zeit des Aufenthalts Sr. K. K. Hoheit wohl zu kurz sein dürfte, wenigstens die Absicht der Philologen ausdrücken zu lassen, dem hohen Kenner und Förderer der Wissenschaften ihre Verehrung zu bezeugen. Hierauf wurden die Verhandlungen wieder aufgenommen und Professor Eyth aus Schönthal sprach sofort mit Beziehung auf eine eben erst von ihm herausgegebene und dem Vereine gewidmete Schrift: Kleines lateinisches Elementarbuch nach einer völlig neuen Methode bearbeitet. Stuttgart. 1842; über eine von ihm beantragte Modifikation der Hamiltonschen Methode und Verbindung derselben mit der gewöhnlichen Lehrweise, in welchem Vortrage als wesentliche Momente herausgehoben wurden die Förderung des materiellen Fortschreitens der Schüler auf der untersten Lehrstufe und die Verweisung der strenger grammatischen und syntaktischen Behandlung auf die zweite und dritte Lehrstufe. *) — Nachdem der Redner geendigt

---

*) Da eine schriftliche Wiederholung jenes Vortrags bis jetzt bei der Redaktion nicht eingelaufen ist, so konnte von den interessanten Auseinandersetzungen des Herrn Redners leider nicht mehr gegeben werden, als was die ihrer Natur nach kurzen Andeutungen der Protokolle enthielten. Das Gleiche gilt von der auf jenen Vortrag folgenden Rede des Herrn Dr. Ruthardt aus Breslau,

hatte, ſprach ſich der mehrfache Wunſch aus, die Debatte über den Gegenſtand zu verſchieben, um ſo eher, als die Schrift, worauf ſich bezogen wurde, eben erſt erſchienen und noch von Niemanden gekannt ſey. Andere beantragen die Verweiſung der Debatte in eine beſondere Section, da der Redner ſelber erklärt hat, er habe durch Widmung ſeiner Schrift und Anregung des in ihr behandelten Gegenſtandes nichts Anderes bezweckt, als dem Vereine ſeine Hochachtung zu bezeugen; wieder Andere ſind aus den gleichen Gründen für gänzliche Unterlaſſung der Debatte. Gegen das Eine und Andere jedoch erklärt ſich der Vorſitzende, da die Sache von zu großem Intereſſe ſei, als daß man ſie nur ohne Weiteres beſeitigen dürfte und macht den mit allſeitiger Zuſtimmung aufgenommenen Vorſchlag, die Debatte hierüber, ſowie über den nach der Tagesordnung zunächſt folgenden, einen ähnlichen Gegenſtand behandelnden Vortrag Dr. Ruthardts aus Breslau in der dritten öffentlichen Sitzung (d. 1. October) Statt haben zu laſſen. Es ſpricht ſodann Dr. Ruthardt über ſeine Methode des Sprachunterrichts, deren weſentliche Momente in folgender von ihm auf dem Büreau niedergelegten Darſtellung zuſammengedrängt ſind.

„Zum Behuf gründlicher Erlernung einer fremden Sprache (die Mutterſprache erheiſcht eine abgeſonderte Betrachtung) werden die grammatiſchen Elemente vorerſt auf das Unentbehrliche beſchränkt, dieſes aber ſtreng und feſt, und ſo ſchnell als ſich eben mit der Gründlichkeit verträgt, zugleich praktiſch und theoretiſch eingeübt, wie denn überhaupt von allem Guten, welches die dermalige Methode des Gymnaſial-Unterrichts enthält, auf keiner Stufe irgend etwas verloren gehen darf. Darauf kommt ein proſaiſcher Lehr- und Lernſtoff von wenigen Bogen in Anwendung, in welchem nach einem Stufengange vom Leichtern zum Schwerern mittelſt nach Inhalt und Form muſterhafter und möglichſt reichhaltiger Sätze und Abſchnitte die mannichfachen ſprachlichen Verhältniſſe zur Anſchauung gebracht werden. Dieſer Stoff, gewiſſermaßen ein ſyntaktiſch-formeller Auszug der Sprache ſelbſt, welcher aber zugleich wenigſtens die Hälfte alles für den Schulzweck erforderlichen Materials einſchließt, wird allmälig theils durch fortgeſetztes denkendes Repetiren, Variiren, Trennen, Wiedervereinigen, Zuſammenſtellen u. ſ. w., theils durch nebenherlaufende unausgeſetzte Verwendung bei den irgendwie verwandten Lectionen, zunächſt natürlich bei denen des nämlichen Lehrgegenſtandes, zum geiſtigen Eigenthum des Lehrers und der Schüler und dient fortan als Mittelpunkt, auf welchen die Grammatik, die umfänglichere Lectüre, zuletzt das Schreiben und Sprechen unabläſſig zurückbezogen werden. Das Schreiben (und Sprechen) erſcheint als Reſultat der mannigfachen meiſt im mündlichen Wechſelverkehr vorgenommenen Operationen, indem es auf einer wiſſenſchaftlich-praktiſchen und durchaus muſtergültigen Baſis ruhend nur noch einiger Uebung bedarf um zur Fertigkeit zu werden, tritt aber eben darum als eigentlicher Lehrgegenſtand und Selbſtzweck ſpäter ein als bei dem gegenwärtig herkömmlichen Lehrgange. Man lernt nicht erſt ſchlecht ſchreiben, um gut ſchreiben zu lernen. Auch zur Poeſie wird erſt ſpäter, und zwar in analoger Weiſe, übergegangen, nachdem durch die ſtrengeren Uebungen an der Proſa ein tüchtiger Grund gelegt iſt.

Bezweckt wird mit dem Allen die Stellung des Lernenden innerhalb der Sprache ſelbſt, die zeitige Entwickelung eines ſprachlichen Gewiſſens, der Beſitz eines gemeinſamen Eigenthums

---

weshalb es angemeſſen ſchien, eine von dem Herrn Redner dem Sekretariat übergebene kurze gedruckte Darſtellung ſeiner Methode dem Protokoll einzuverleiben. Haßler.

beim Lehrer und Schüler, gleichmäßig mehr Lebendigkeit, Stätigkeit, Sicherheit, Freiheit, und insofern auch Leichtigkeit des Lernens, Wiſſens und Könnens, damit und durch den Wegfall vieles zielloſen Memorirens und Schreibens wieder größere Freudigkeit des Schülers, endlich eine beträchtliche Vereinfachung der Lehrmittel. In dieſem letzten Umſtande, ſo wie in der Befreiung von einer Unzahl mühſeliger und doch großentheils unfruchtbarer Correcturen muß der Lehrer Erſatz ſuchen für die erhöhten Anſprüche, welche an ſeine unmittelbare Lehrthätigkeit gemacht werden.

Der Erfolg hängt begreiflich von einer zweckmäßigen Auswahl und Anordnung des Lehrſtoffs und von der richtigen und fleißigen Verwendung deſſelben ab. In Bezug auf die erſtere iſt die Schwierigkeit bei den lebenden Sprachen beträchtlich größer als bei den todten. Dagegen ergiebt ſich bei jenen ein beſonderer Vortheil für die Ausſprache eben durch die Beſchränkung und die tägliche Wiederaufnahme des nämlichen Stoffs. Wenn z. B. hundert Seiten oberflächlich und mangelhaft geleſen werden, ſo entſpringt daraus die unausbleibliche Folge, daß ſich die übeln Angewohnheiten erſt recht feſtſetzen; drei Seiten dagegen aus dem Kopfe ſo oft vorgetragen, bis die eigenthümlichen Schwierigkeiten völlig überwunden ſind, geben dem ganzen folgenden Unterricht eine unvertilgbare Grundlage. Dieſe Bemerkung mag zugleich als anregendes Beiſpiel dienen, wie wohl auch noch bei andern Bildungsmitteln auf dem Wege vernünftiger Concentrirung ein erhöhter Erfolg zu gewinnen ſein dürfte."

Aus der Rede ſelber ergab ſich, daß der Redner als einen bei ſeiner Methode noch fühlbaren Mangel zugeſtand, es ſey für die Gewinnung des Sprachmaterials nicht eben ſo gut geſorgt, wie für die grammatiſch-formale Seite, weshalb er den Plan habe, ein Wörterbuch zunächſt der lateiniſchen Sprache anzufertigen, durch deſſen Gebrauch der Schüler in 4 Jahren zum ſelbſtſtändigen Leſen der Schriftſteller geführt werden ſolle, ſo daß er dann das Lexikon nur noch bei ungewöhnlichen Wörtern oder Bedeutungen nöthig haben ſolle.

Hierauf betritt Profeſſor Kreuſer aus Köln die Rednerbühne und entwickelt in längerm improviſirten Vortrage ſeine Ideen über das von dem Präſidenten Rector Dr. Moſer in der Eröffnungsrede angeregte Thema. Er ſpricht ſeine Ueberzeugung aus, daß die Philologie nie untergehen könne; überhaupt könne der Geiſt, und können die, welche die geiſtige Richtung vertreten, nie verzagt ſein, weil der Geiſt nie ſtirbt. Er verbreitet ſich über die Mittel, den Gefahren, welche der Philologie drohen, entgegenzuwirken, und fordert vor Allem, daß die Philologie die nun einmal vorhandenen und eben deßwegen berechtigten neuen Richtungen einer neuen Zeit nicht überſehen und verkennen ſolle, ſondern durch den Geiſt ſich ihrer bemächtige und dem Ungeiſtigen und Andersgeiſtigen nur mit den Waffen des Geiſtes entgegentrete. Er macht darauf aufmerkſam, daß die Religion, das Chriſtenthum, mit der Philologie in ſo enger Verbindung ſtehe, daß, ſo lange jenes erhalten werden ſoll, auch dieſe geſchützt bleiben müſſe. Die Abneigung gegen das Hohe und Reingeiſtige ſey nicht erſt ein Gebrechen der neuern Zeit; im Gegentheil könne man aus vielen Anzeichen, z. B. aus dem Streben, alte Kunſtwerke wieder in ihrer urſprünglichen Schönheit herzuſtellen oder ihrer anfänglichen Idee gemäß zu vollenden, eine gewecktere Empfänglichkeit für das Schöne und anerkennenswerthe Erhebung über frühere

Flachheit und Geiſtloſigkeit wahrnehmen. Zu helfen ſey überhaupt hier, wie bei allen geiſtigen Gebrechen nur durch Ideen, und zwar am Beſten durch die ἡγήτορες λαῶν, welchen zunächſt dieſe edle Verpflichtung obliege, weil den einzelnen Gelehrten die einflußreiche Stellung und weitgreifende Wirkſamkeit fehle. Doch auch dieſen ſey die Gelegenheit nicht ganz benommen, auf die Volksbildung einzuwirken, denn dieſe ſey ja doch immer nur Ergebniß der geiſtigen Anſtrengung und Forſchung der Denker. Ueberhaupt laſſen ſich materielle und geiſtige Richtungen eben ſo gewiß vereinigen, als Leib und Geiſt in organiſcher Einheit beſtehen. Das Denken ſelbſt ſey ja nie ein nutzloſes, ſelbſt wenn es irre, denn ſchon das Wachhalten und Ueben der geiſtigen Kraft ſey von großem Vortheile, und die materiellen Intereſſen ſelber können nur bei rechtem Gedeihen der geiſtigen einen wahrhaft ſichern Beſtand gewinnen.

Sofort trat Dr. Ziegler aus Ulm auf, und hielt folgenden Vortrag über Theokrit:

Wenn ich mir erlaube, Ihre Aufmerkſamkeit auf den bukoliſchen Dichter Theokrit hinzulenken, ſo geſchieht dieß nicht ſowohl in der Abſicht, eine Charakteriſtik desſelben von äſthetiſchem Standpunkte aus zu geben, als vielmehr die kritiſche Beſchaffenheit ſeines Textes, wie er uns in den Ausgaben vorliegt, näher zu beleuchten. Ich fühle mich hiezu vorzüglich aus zwei Gründen aufgefordert: einmal, weil gerade der Text des Dichters es iſt, der von jeher die meiſten Zweifel und Mißgriffe veranlaßt hat; ſodann, weil mir dieſe Betrachtungsweiſe Gelegenheit darbietet, von den Reſultaten einer wiſſenſchaftlichen Reiſe Einiges zur Prüfung mitzutheilen.

Daß Theokrit unter diejenigen Schriftſteller des Alterthums gehört, die unter den Händen der meiſten ihrer Herausgeber mehr verdorben, als verbeſſert worden ſind, kann wohl von Niemand geläugnet werden. Die Urſache hievon liegt vornehmlich darin, daß die Einen, nicht ahnend, daß der Dichter in ſeinen Werken hinſichtlich des Dialektes beſtimmten Geſetzen folge, bei ihrer Kritik Alles bunt durcheinander warfen; die Andern dagegen in ihrem Streben nach Geſetzmäßigkeit ſoweit gingen, daß ſie Geſetze aufſtellten, an die der Dichter ſelbſt ſchwerlich jemals gedacht hat. Das Verkehrte und Schädliche des beiderſeitigen Verfahrens hat man zwar in unſerer Zeit mehr und mehr eingeſehen, ſowie die Nothwendigkeit, den Dichter von dem vielen Fremdartigen, das ihm aufgedrungen worden, zu reinigen; allein die Mängel und Lücken der kritiſchen Hilfsmittel, die keinen ſichern Schritt vorwärts geſtatteten, ließen eine durchgreifende Reform immer als unmöglich erſcheinen. Selbſt der neueſte, ſonſt ſo reichhaltige Apparat Gaisfords gibt ja gerade nach derjenigen Seite hin, wo die größten Schwierigkeiten liegen, d. h. nach der dialektiſchen, die wenigſten Aufſchlüße; und doch hangen wir hinſichtlich dieſes Punktes um ſo mehr ganz von den Handſchriften ab, als die uns erhaltenen Ueberreſte doriſcher Literatur gering ſind, überdieß ſoſehr ihren eigenen Geſetzen folgen, daß es Niemand einfallen kann, die Sprache Theokrits etwa nach der des Pindar zu modeln. Ein wiederholtes Zuratheziehen der handſchriftlichen Quellen war ſomit für denjenigen, der an eine neue Bearbeitung des Dichters dachte, vor Allem erforderlich, wenn er feſtere Reſultate gewinnen und den Anſprüchen der Gegenwart einiges Genüge leiſten wollte. In dieſer Ueberzeugung machte ich, als ich mich im verfloſſenen Jahre in Italien aufhielt, eine abermalige Vergleichung wenigſtens

der beſſern Handſchriften Theokrits, auf den ich ſchon ſeit längerer Zeit meine Studien concentrirt hatte, zu einer meiner Hauptbeſchäftigungen. In Rom verglich ich im vorigen Winter fünf Vatikaniſche Handſchriften vollſtändig, theilweiſe eine Palatiniſche, deren Rande von einer zweiten Hand eine Menge Lesarten beigeſchrieben waren; ferner in Florenz zwei Mediceiſche: die eine, die vortreffliche Nro. 37., ganz; die andere, Nro. 16., die an den meiſten Stellen mit einer Vatikaniſchen ſtimmt, und mit ihr ohne Zweifel aus einer und derſelben Quelle gefloſſen iſt, mit Ausnahme des 16. 17. und 18. Gedichtes nur an ſchwierigen Stellen; endlich in Mailand zwei Ambroſianiſche, worunter die vorzügliche Nro. 222.

Das Reſultat, das mir dieſe Vergleichungen gewährten, iſt, außer einer klaren Einſicht in die Mangelhaftigkeit und Unzuverläßigkeit des Gaisfordiſchen Apparates, die Ueberzeugung, daß Theokrit ſo, wie wir ihn jetzt in den Händen haben, in vielen Punkten an den beſten Handſchriften nicht Stich hält. Noch in der Brubachiana vom Jahre 1545. ſteht der Text, beſonders in dialektiſcher Hinſicht, dem der Handſchriften möglichſt nahe. Der Erſte, der, ohne von Handſchriften unterſtützt zu ſeyn, an dem Dialekte zu corrigiren anfing, war H. Stephanus. Seit ſeiner Zeit iſt das Streben der Herausgeber mehr und mehr darauf gerichtet, die von den Handſchriften und alten Ausgaben überlieferten joniſchen Formen in doriſche zu verwandeln: ein Streben, das von einer ſchiefen Anſicht des Theokriteiſchen Dorismus ausging, und auf die Geſtaltung des Textes nur verderblich wirken konnte. Schon die Ausgabe von Heinſius, die 1604. erſchien, enthielt einige willkührlich eingeführte Dorismen mehr, als die Stephaniſche; beide aber übertraf bei Weitem die Wintertoniſche vom Jahre 1635. Winterton hat an unzähligen Stellen dem Dichter Dorismen gegen die Handſchriften aufgedrungen, und zwar ſo planlos, daß es noch Niemand gelungen ſeyn wird, ein leitendes Princip bei ihm aufzufinden. Seine Nachfolger, wie Reiske und Warton, ſchloßen ſich wieder mehr an Stephanus und Heinſius an, bis endlich im Jahre 1776. Brunck erſchien, und, des Hin- und Hercorrigirens müde, in ſeiner Kühnheit beinahe den ganzen Theokrit über Einen Leiſten ſchlug. Nun hatte das Doriſchmachen des Dichters ſeinen höchſten Grad erreicht: doriſcher konnte man ihn nicht mehr ſprechen laſſen. Daß das Verfahren von Brunck ein übertriebenes geweſen ſey, ſowie daß er allein mehr geändert habe, als alle Früheren zuſammen, erkannte auch Valckenaer ſehr wohl; dennoch nahm er nicht wenige der Brunckiſchen Emendationen auch in ſeinen Text auf. Die ſpätern Herausgeber, größtentheils mehr mit Exegeſe als Kritik beſchäftigt, behielten im Grunde alle die Valckenaeriſche Recenſion bei; nur Meineke behauptet in ſeiner neueſten Ausgabe eine ſelbſtſtändigere Stellung, obwohl auch in ihr, bei großen Vorzügen, ſich noch Manches findet, was mit den beſſeren Handſchriften nicht im Einklange ſteht.

Es kann natürlich nicht meine Abſicht ſeyn, dieß ausführlich hier nachzuweiſen, da zu einem ſolchen Vortrage mehr Zeit, als mir vergönnt iſt, erforderlich wäre. Doch möge man mir erlauben, wenigſtens an einigen Beiſpielen, wenn auch nur andeutungsweiſe, darzuthun, wie weit wir uns nach und nach von dem Theokrit der Handſchriften entfernt haben. Ich wähle zu dieſem Behufe zuerſt das zwölfte Gedicht, ἀΐτης betitelt, das ſeit Heinſius in allen Ausgaben in joniſchem Dialekte erſcheint, und von dem noch Bergk in einer Abhandlung im Rheiniſchen Muſeum, Jahrgang 1839. ſagt: jonico sermone compositum est. In den Ausgaben vor Heinſius dagegen iſt das Gedicht ſtark mit Dorismen vermiſcht, und in dieſer Geſtalt habe ich es auch in den beſten Handſchriften, in der Vatikaniſchen Nro. 915., in der

Florentiner Nro. 37., und den beiden Mailänder gefunden. Um den Unterſchied zwiſchen beiden Recenſionen mehr hervorzuheben, trage ich die erſten eilf Verſe des Gedichtes vor, einmal, wie ſie ſeit Heinſius geſchrieben worden ſind, ſodann, wie ſie nach den Handſchriften und den Ausgaben vor Heinſius geſchrieben werden müßen.

Seit Heinſius lieſt man:

Ἦλυθες, ὦ φίλε κῆρε, τρίτῃ σὺν νυκτὶ καὶ ἠοῖ;
ἦλυθες· οἱ δὲ ποθεῦντες ἐν ἤματι γηράσκουσιν.
ὅσσον ἔαρ χειμῶνος, ὅσον μῆλον βραβύλοιο
ἥδιον, ὅσσον ὄϊς σφετέρης λασιωτέρη ἀρνός,
ὅσσον παρθενικὴ προφέρει τριγάμοιο γυναικός,
ὅσσον ἐλαφροτέρη μόσχου νεβρός, ὅσσον ἀηδὼν
συμπάντων λιγύφωνος ἀοιδοτάτη πετεηνῶν,
τόσσον ἔμ' εὖφρηνας σὺ φανείς· σκιερὴν δ' ὑπὸ φηγὸν
ἠελίου φρύττοντος ὁδοιπόρος ἔδραμον ὥς τις.
εἴθ' ὁμαλοὶ πνεύσειαν ἐπ' ἀμφοτέροισιν Ἔρωτες
νῶϊν, ἑπεσσομένοις δὲ γενοίμεθα πᾶσιν ἀοιδή.

Nach den Handſchriften und den alten Ausgaben iſt zu leſen:

Ἦλυθες, ὦ φίλε κῆρε, τρίτῃ σὺν νυκτὶ καὶ ἀοῖ;
ἦλυθες· οἱ δὲ ποθεῦντες ἐν ἤματι γηράσκουσιν.
ὅσσον ἔαρ χειμῶνος, ὅσον μᾶλον βραβύλοιο
ἄδιον, ὅσσον ὄϊς σφετέρας λασιωτέρα ἀρνός,
ὅσσον παρθενικὴ προφέρει τριγάμοιο γυναικός,
ὅσσον ἐλαφροτέρη μόσχου νεβρός, ὅσσον ἀηδὼν
συμπάντων λιγύφωνος ἀοιδοτάτη πετεηνῶν,
τόσσον ἔμ' εὖφρανας τὺ φανείς· σκιερὰν δ' ὑπὸ φαγόν
ἀελίου φρύγοντος ὁδοιπόρος ἔδραμον ὥς τις.
εἴθ' ὁμαλοὶ πνεύσειαν ἐπ' ἀμφοτέροισιν Ἔρωτες
νῶϊν, ἑπεσσομένοις δὲ γενοίμεθα πᾶσιν ἀοιδά.

Wie es gekommen, daß der Dialekt des Gedichtes eine ſolche Umwandlung erlitt, iſt bekannt. Heinſius hatte in der griechiſchen Hypotheſis geleſen: γέγραπται ἰάδι διαλέκτῳ. Auf dieſes Zeugniß ſich ſtützend verwandelte er, da er das Gedicht, freilich ohne zureichende Gründe, dem Theokrit abſprach, ſofort beinahe ſämmtliche doriſche Formen in joniſche. Von den ſpäteren Herausgebern äußerte Reiske zwar einiges Bedenken über die Richtigkeit dieſes Verfahrens; Valckenaer aber zweifelte ſogar nicht daran, daß er die wenigen Doriſmen, die Heinſius, man weiß nicht warum, noch hatte ſtehen laſſen, auch vollends wegſtrich. Und doch hätte ihm ſchon die Gloſſe, die er aus einer Pariſer Handſchrift anführt: ἰάδι ἢ δωρίδι, zeigen können, daß bereits von den alten Scholiaſten welche einen gemiſchten Dialekt vor ſich hatten, ſich aber in denſelben nur nicht zu finden wußten: daher ihre verkehrte Bemerkung. Diejenigen Scholiaſten, welche von dem Gedichte behaupteten, es ſey ἰάδι διαλέκτῳ geſchrieben, folgten ohne Zweifel Handſchriften, die, wie die Vatikaniſchen Nro. 913. und 1311., ſowie die mit der erſteren conſpirirende Florentiner Nro. 16., in dem ganzen Theokrit eine ſtarke Hinneigung zum Joniſmus offenbaren, und unſer Gedicht beinahe auf dieſelbe Weiſe geben, wie es ſich bei Heinſius findet. Solche

Handſchriften ſind ſicher auch vorzugsweiſe in der Aldina benützt; daher ich es für eine unrichtige Anſicht halte, wenn A. Jakobs in der Vorrede zu ſeinem Theokrit bemerkt, Aldus ſcheine gegen die Handſchriften die doriſchen Formen vernachläßigt und dagegen die vulgären eingeführt zu haben; um ſo mehr, als Aldus ſelbſt ausdrücklich verſichert, er habe Nichts auf eigene Fauſt in den Text aufgenommen. Wer übrigens die Theokriteiſchen Handſchriften genauer geprüft, wird den eben genannten, wenigſtens in Sachen des Dialektes, kein entſcheidendes Gewicht beilegen. Nach den zuverläßigſten Auctoritäten iſt unſer Gedicht in einem Dialekte abgefaßt, der neben joniſchen auch nicht wenige doriſche Formen enthält, und gehört ſomit in diejenige Claſſe Theokriteiſcher Gedichte, zu welcher man das 16. 17. und 22. zu zählen hat. Denn auch die Annahme, daß die beiden letzteren epiſch geſchrieben ſeyen, wird durch die Handſchriften vollkommen widerlegt.

Es muß als ein Verdienſt Mühlmanns bezeichnet werden, daß er in ſeiner Schrift über die Geſetze des bukoliſchen Dialektes, die vor drei Jahren erſchien, auf das Willkührliche der Heinſiuſiſchen Aenderungen ernſtlich aufmerkſam gemacht und das Gedicht in einem beſonderen Abdrucke von dem ihm widerrechtlich Aufgedrungenen zu befreien geſucht hat. Nur iſt er in der Wiederherſtellung der Doriſmen zu weit gegangen, während er andererſeits an manchen Stellen die joniſche Form hat ſtehen laſſen, wo die Handſchriften nun einmal die doriſche bieten. Bei der Mangelhaftigkeit des Gaisfordiſchen Apparates, der ſo gut als gar keine Varianten bot, waren freilich Mißgriffe unvermeidlich.

Noch bemerke ich, daß ſich in drei Vatikaniſchen Handſchriften eine ὑπόθεσις εἰς τὸν ἀῖταν τῦ Θεοκρίτου von Eratoſthenes befindet, die ungefähr zwei ſtarke Seiten füllt, alſo weit umfaſſender iſt, als das bis jetzt edirte Argument. Meine Zeit erlaubte mir nicht mehr, ſelbſt genauere Einſicht davon zu nehmen; doch erwarte ich von einem Freunde eine getreue Abſchrift. Was dieſe Hypotheſis indeſſen auch enthalten mag, für den Dialekt des Gedichtes kann ſchwerlich etwas Neues aus ihr folgen: dieſer iſt durch die beſten Handſchriften hinreichend feſtgeſtellt.

Ein weiteres Beiſpiel, wie gewaltſam die Herausgeber mit dem Dialekte einzelner Gedichte verfahren ſind, bietet das gleichfolgende dreizehnte Gedicht, das ſo ziemlich das umgekehrte Schickſal von dem zwölften hatte. Noch in der Ausgabe von Heinſius begegnen uns in demſelben neben den doriſchen auch mehrere joniſche Formen. Winterton war der Erſte, der hieran Anſtoß nahm, und einige dieſer joniſchen Formen corrigirte. Was er begonnen vollendeten Brunck und Valckenaer. Seit dieſer Zeit trägt das Gedicht in allen Ausgaben, die neueſte von Meineke, der wieder mehr zu dem Vorwintertoniſchen Texte zurückkehrte, ausgenommen, entſchieden doriſches Gepräge. Durchaus mit Unrecht. Um ſich zu überzeugen, daß die joniſchen Formen nicht von fremden Händen herrühren, ſondern von Theokrit ſelbſt geſetzt worden ſeyen, bedarf es nur einer genaueren Betrachtung der ganzen Anlage des Gedichtes. In den erſten fünfzehn Verſen ſpricht der Dichter von der Macht der Liebe, der ſogar Herakles unterlegen, und von dem Verhältniß desſelben zu ſeinem Geliebten Hylas. Mit dem ſechszehnten Verſe beginnt ſodann, um die Erzählung von dem Raube des ſchönen Knaben einzuleiten, eine Schilderung des Argonautenzuges; und von hier an, wo der Stoff ſich weſentlich dem Epos nähert, geben die alten Ausgaben, ſowie meine ſämmtlichen Handſchriften, eine Reihe joniſcher Formen. Von doriſchen ſind blos die weniger harten zugelaſſen, ſo daß, während in dem erſten Drittheile des Gedichtes z. B. ὄκα und ποκά ſich findet, von dem ſechszehnten Verſe an nur das weichere ὅτε und τότε erſcheint. Wer ſieht nun nicht, daß der Dichter die joniſchen Formen abſichtlich

und mit feinem Takte deshalb gebraucht hat, damit auch die Sprache dem epiſchen Colorite des Inhaltes angemeſſener würde? Hier Nichts als Doriſmen zu ſetzen, heißt mit ungeſchickter Hand die zarteren Schattirungen eines ſorgfältig ausgeführten Gemäldes zerſtören.

Es ergibt ſich gerade aus dieſem Beiſpiele recht treffend, wie wichtig es bei Theokrit iſt, auf den Charakter eines jeden einzelnen Gedichtes zu achten, und wie fehl diejenigen gegriffen haben, die da glaubten den wahren Theokrit herzuſtellen, wenn ſie nur überall möglichſt viele doriſche Formen herſtellten. Das treffliche Wort von F. Jakobs, daß die Alten jeden Vortrag mit dem Maaße von Schönheit ausgeſtattet haben, das er forderte oder vertrug, gilt auch von unſerem Dichter. So zeigen diejenigen ſeiner Poeſieen, die den Charakter von Hymnen an ſich tragen, wie das 16., 17. und 22., wo es ihm bloß darauf ankam, das Feierliche der Rede durch die Einmiſchung doriſcher Formen zu heben, einen Doriſmus, der weſentlich verſchieden iſt von dem Doriſmus der mimiſchen und eigentlich bukoliſchen Gedichte. Der Doriſmus, der in jener Claſſe von Gedichten herrſcht, beſchränkt ſich beinahe durchaus auf die Verwandlung des η in α, der Endungen ουσι und ουσα in οντι und οισα. Härtere Doriſmen, wie z. B. das σδ für ζ kommen in den beſſeren Handſchriften gar nicht vor, eben ſo wenig wie bei Pindar. Ja der Dichter hat ſich nicht einmal das ω für das ου erlaubt, und ſtimmt auch hierin mit Pindar überein. In dem 17. und 22. Gedichte geben es meine Handſchriften bloß ſechsmal, dreimal mit Variante; in dem 16. niemals. In den Ausgaben trifft man übrigens beide Formen noch immer, das ω namentlich ſeit Winterton, der es an ſehr vielen Stellen mit einer wahren Wuth in den Text ſetzte.

Nachdem ich in dem Bisherigen über den Dialekt, inſofern er durch den Charakter ganzer Gedichte bedingt iſt, geſprochen und auf die Widerſprüche, die in dieſer Hinſicht zwiſchen unſeren Texten und den Handſchriften Statt finden, aufmerkſam gemacht habe, bleibt mir noch übrig, auch einzelne dialektiſche Formen einer näheren Prüfung zu unterwerfen.

Die Infinitive der verba barytona und contracta werden in den Theokriteiſchen Handſchriften und Ausgaben auf die verſchiedenartigſte Weiſe geſchrieben: bald endigen ſie in ειν, bald in ην, bald in εν. In der neueſten Zeit iſt nun von Mühlmann und einigen Anderen die Regel aufgeſtellt worden, daß der Infinitiv der verba barytona nur ειν und εν, niemals ην habe; bloß in den verbis contractis ſey die letztere Form geſtattet. Denſelben Grundſatz, einige Inconſequenzen abgerechnet, hat Meineke in ſeiner neueſten Ausgabe durchgeführt. In Bezug auf die verba barytona bin ich mit dieſer Theorie vollkommen einverſtanden; über die verba contracta hingegen, wenigſtens über die auf εω, muß ich Anders urtheilen. Durch eine Vergleichung der ſämmtlichen Stellen nach meinen Handſchriften habe ich keineswegs zu der Ueberzeugung gelangen können, daß die Infinitivendung in ην bei den verbis contractis eine größere diplomatiſche Auctorität hätte, als bei den barytonis. Im Gegentheile, wenn ich ſchon bei den letzteren die Handſchriften ſo wenig mit ſich ſelbſt und unter einander in Uebereinſtimmung ſehe, daß ich mich unmöglich für die Form in ην entſcheiden kann; ſo iſt dieß bei den verbis contractis in einem noch weit höheren Grade der Fall. In den ſämmtlichen erſten fünfzehn Gedichten finde ich in der Florentiner Handſchrift No. 37. bloß Einmal (XIV, 57.) χωρῆν, in der Mailänder No. 222., ſowie in der trefflichen Vatikaniſchen No. 915. ſtets ειν. Nur in der Mailänder No. 32., die mit zwei Vatikaniſchen ſtimmt, iſt die Endung in ην etwas Gewöhnliches; allein dieſe Handſchrift verwechſelt auch anderwärts ει und η ſo häufig, daß ihr hierin durchaus kein Vertrauen geſchenkt werden kann.

Auf die Zeugniſſe der alten Grammatiker, wie des Gregorius Corinthius, der in dem Abſchnitte über den doriſchen Dialekt §. 113. ganz allgemein ſagt: τῷ η ἀντὶ τοῦ ει διφθόγγου χρῶνται, und als Beiſpiele hiefür ἐλθῆν und ἰδῆν anführt, darf man ſich zu Gunſten der hergebrachten Form nicht berufen; denn derſelbe Gregorius ſagt in einem anderen Paragraphen auch, daß die Dorier λαβέν ſtatt λαβεῖν gebraucht, was bei Theokrit niemals vorkömmt, ſagt überhaupt noch Manches, was doriſch iſt, aber deshalb noch nicht Theokriteiſch. Die Dorier mögen auch in den Infinitiven anderer Verba, als bloß der in αω, η im Gebrauche gehabt haben, dieß kann man Gregorius ohne Anſtand glauben; hätte aber auch Theokrit ſo geſchrieben, ſo müßten die beſſeren Handſchriften, namentlich die Florentiner No. 37. und Mailänder No. 222., die in der Bewahrung doriſcher Formen ſonſt ſehr ſorgfältig ſind, doch etwas mehr davon ſpüren laſſen. Ich trage daher kein Bedenken, nicht bloß den verbis barytonis, ſondern auch den verbis contractis in εω die Infinitivendung in η abzuſprechen.

Die ganze Verwirrung, die ſich in Bezug auf ει und η in den Theokriteiſchen Handſchriften überhaupt findet, ſcheint mir von einer falſch verſtandenen compendiariſchen Schreibart herzurühren. Die Zeichen für beide Laute ſind, beſonders am Ende eines Wortes, oft ſo wenig von einander verſchieden, daß Mißgriffe, vollends wenn die Schrift des Originals etwas erbleicht war, ſehr leicht geſchehen konnten. Daß die Abſchreiber wirklich ſelbſt oft ſchwankten, ſieht man deutlich aus ſolchen Stellen, wo von erſter Hand über das η ein ει geſetzt oder jenes geradezu in dieſes umgeſchrieben iſt.

Ein anderer Punkt, worin ich von den Herausgebern abweichen muß, ſind die Formen ἐντί und ἐστί. Brunck ſchrieb nach ſeiner Weiſe, um Gleichförmigkeit herzuſtellen, überall ἐντί. Bei Valckenaer und den Späteren findet ſich neben ἐντί noch einige Male ἐστί, ohne daß hievon irgend ein Grund eingeſehen werden könnte. Mühlmann ſagt in ſeiner Schrift, Theokrit habe in jedem Gedichte nur je Eine Form gebraucht, alſo in dem erſten z. B. bloß ἐντί, in dem vierten bloß ἐστί u. ſ. f. Dieß Alles wird von den Handſchriften keineswegs beſtätigt. Eine genaue Vergleichung derſelben hat mir vielmehr gezeigt, daß der Dichter ἐντί geſetzt hat: einmal in der Mehrzahl, ſodann am Anfange und Ende eines Verſes, oder wenigſtens nach einer Interpunktion; ἐστί dagegen, wo keine der angegebenen Bedingungen Statt findet, außerdem in den Compositis, bei einer Eliſion, oder einem ν ἐφελκυστικόν. Die Florentiner Handſchrift No. 37. iſt hierin ſo conſequent, daß ſie nur an drei Stellen, und zwar in Uebereinſtimmung mit meinen ſämmtlichen übrigen Handſchriften, eine andere, als die erwartete Lesart bietet. Die erſte dieſer Stellen lieſt man im zweiten Gedichte, im 154. Verſe, wo nach einer größeren Interpunktion gegen die Norm ἐστὶ δ' ἀλαθής geſchrieben wird. Allein das zweite Gedicht iſt ein mimiſches, und dieſe haben, wie ſich aus Beiſpielen nachweiſen läßt, einen etwas freieren Dialekt, als die eigentlich bukoliſchen, ſo daß die nicht doriſche Form nicht befremden darf. Die zweite Stelle findet ſich im dritten Gedichte, im 20. Verſe, wo einſtimmig ἔστι καὶ ἐν κενεοῖσι Φιλάμασιν ἀδέα τέρψις geleſen wird, und möchte dadurch gerechtfertigt ſeyn, daß der Vers ein Sprichwort enthält. Mit einigen Herausgebern anzunehmen, daß derſelbe gar nicht in das dritte Gedicht gehöre, ſondern aus dem ſiebenundzwanzigſten, wo er wieder vorkömmt, von fremden Händen in jenes eingeſchwärzt worden ſey, kann ich, abgeſehen von anderen Gründen, ſchon deshalb nicht über mich gewinnen, weil ich das 27. Gedicht unter allen Handſchriften, die ich nachgeſehen, bloß in der Mailänder No. 75. gefunden habe. Hier ſteht es gleich auf den erſten Blättern

nach dem 24. und 26. Gedichte. Die übrigen Gedichte, die ſodann folgen, ſind durch einen Zwiſchenraum von zwei leeren Blättern von dieſen Dreien getrennt, und von ganz anderer Hand und mit ganz anderer Tinte geſchrieben. Es wäre doch nun ſehr ſonderbar, wenn in dem Gedichte, das uns vielleicht nur in Einer, und noch dazu neuen Handſchrift erhalten iſt, der ächte Vers ſtehen ſollte; in demjenigen aber, das uns in Handſchriften aus den verſchiedenſten Jahrhunderten begegnet, der interpolirte. — Die dritte Stelle endlich, die gegen die obige Theorie zu verſtoßen ſcheint, braucht nur vorgetragen zu werden, um die Richtigkeit der handſchriftlichen Schreibart darzuthun. In dem eilften Gedichte, Vers 45., ſingt der Cyclop, indem er die Galatea einladet, zu ihm zukommen:

ἐντὶ δάφναι τηνεῖ, ἐντὶ ῥαδιναὶ κυπάρισσοι,
ἐστὶ μέλας κισσός, ἔστ' ἄμπελος ἃ γλυκύκαρπος,
ἐστὶ ψυχρὸν ὕδωρ.

Unſere Texte geben überall *ἐντί*; es iſt aber einleuchtend, daß der Dichter in dem zweiten der Verſe *ἐστί* geſetzt hat, um nicht unmittelbar hintereinander, da die Eliſion *ἔστ' ἄμπελος* verlangte, zwei verſchiedene Formen bringen zu müſſen: ein Grund, der ihn auch beſtimmt hat, in dem 14. Gedichte, Vers 24. *ἐντὶ Λύκος, Λύκος ἐντί, Λάβα τῶ γείτονος υἱός* zu ſagen; in dem dritten aber, um einen Gedanken, der mit dem Vorhergehenden eng zuſammenhängt, auch durch dieſelbe Verbalform mit ihm zu verbinden.

Mit Brunck und Mühlmann anzunehmen, daß der Wechſel der Formen in einem und demſelben Gedichte von Correctoren oder Abſchreibern herrühre, iſt geradezu unmöglich. Denn welcher Corrector würde ſo wunderlich corrigiren, oder welcher Abſchreiber ſo gedankenlos abſchreiben, daß ſie in dem 104. Verſe ruhig ſtehen ließen: *ἔντι δέ μοι γαυλὸς κυπαρίσσινος, ἔντι δὲ κρατήρ*, in dem 106. dagegen ſchon wieder ſetzten: *Χἀμῖν ἐστὶ κύων Φιλοπόλμιος*? Und doch lieſt man ſo in dem 5. Gedichte in der Florentiner Handſchrift No. 37. Die neueren Ausgaben haben freilich auch hier *ἐντί*.

Ich breche hier ab, um meinem Verſprechen, mehr anzudeuten, als auszuführen, nicht untreu zu werden. Das Gegebene wird hinreichend gezeigt haben, daß die Akten in der Theokriteiſchen Kritik noch keineswegs geſchloſſen ſind, ſondern einer weitern Forſchung noch Manches zu thun übrig bleibt. Eine neue Bearbeitung der Werke des Dichters erfordert vor Allem Rückkehr zu den beſſern Handſchriften und den alten Ausgaben. Die Theokriteiſche Kritik hat nicht wenige Punkte, die nur vermittelſt der Handſchriften zur Entſcheidung gebracht werden können. Außerdem iſt eine ſorgfältige Beachtung deſſen, was die alten Grammatiker über doriſchen Sprachgebrauch vortragen, unerläßlich; obwohl man ſich hüten muß, Alles, was ſie für doriſch erklären, auch ſofort für Theokriteiſch zu halten. Noch in der neueſten Zeit ſcheint mir gegen dieſen Grundſatz nicht ſelten gefehlt worden zu ſeyn. Endlich muß der Charakter eines jeden Gedichtes ſcharf in das Auge gefaßt werden: nur ſo iſt es möglich, dem Dialekte ſeine beſtimmten Gränzen anzuweiſen. Hätten die frühern Herausgeber ſich überzeugen können, daß auch bei Theokrit die Form durch den Inhalt bedingt ſey, ſo wäre der Text gewiß weniger verdorben worden.

Auf dieſen Vortrag bemerkte Profeſſor Wocher aus Ehingen Folgendes:

Nach dem ſo lehrreichen Vortrag des Hrn. Dr. Ziegler über Theokriteiſche Texte iſt von anderm Standpunkt die Bemerkung zu machen, daß der hier eingeſchlagene Weg ſorgfältiger Kritik zur Beſtätigung des auch durch phonologiſche Beobachtung gefundenen Ergebniſſes führe: daß nämlich die Miſchung von joniſchen mit doriſchen Lauten in feiner Wahrnehmung des, beſonders auf Symphonie beruhenden Wohllauts begründet iſt; z. B. ὦ φίλε κοῦρε, τρίτη — merklich fügſamer, als wenn in dieſem Kontext κῶρε ſtehen ſollte. [Von ſelbſt verſteht es ſich, daß auch je nach dem Inhalt, (wenn etwa eine gemüthliche Beſchleunigung, vielleicht abſichtliche Verfeinerung des Styls, oder aber eine feierlich gemeſſene und gehaltene Breite der Rede am Ort war,) die Laute einem bequemen organiſchen Wechſel unterliegen und daher bald mehr, bald weniger joniſche Elemente aufzunehmen waren. Das Ueberhandnehmen einer raſchern Recitation des Textes mochte wohl auf dieſen ſelbſt Einfluß üben, ſo daß Joniſches (reſp. Attiſches) je und je Doriſches verdrängte, nicht aber umgekehrt.] Eine gewaltſame Textesveränderung wie die Brunckiſche iſt ſonach bei Theokrit ſo wenig von Nöthen und ſo wenig gerechtfertigt, als die bei den Partikeln δέ, γε ꝛc. vor Vokalen, wie ſie Beuſeler, de hiatu etc. vorſchlagen wollte. (Phonol. S. 284 fl. 254.)

Endlich trug Rector Schmid aus Eßlingen mit Beziehung auf die Kreuſerſche Rede eine Raumers Geſchichte der Pädagogik entnommene Stelle aus Luther vor, zum Belege, daß ſchon in jenen Zeiten die Klagen über gemeinen Sinn dieſelben waren, wie heutzutage.

Der Vicepräſident ſchloß die Sitzung mit dem Bemerken, daß die Verſammlung auf den Abend von dem Liederkranze auf die Wilhelmshöhe, auf Morgen Mittag von der Stadt Ulm zu einem Feſtmahle im Gaſthofe zum Hirſch eingeladen ſey.

III.

Protokoll

der

zweiten öffentlichen Sitzung.

Ulm, den 30. September 1842.

Unter dem Vorsitze des Vicepräsidenten Professor Dr. Walz beginnen die Verhandlungen mit folgendem Vortrage von Professor Kreuser aus Köln:

Meinem Worte getreu beehre ich mich, den Männern der Wissenschaft schriftlich vorzulegen und einzureichen, was ich voriges Jahr von einem Mangel der Kritik behauptete; jedoch sei mir zuvörderst ein kurzes Vorwort erlaubt! Unser Stoff ist so reichhaltig, weitläufig, voller großer und kleinlicher Untersuchungen, daß ihn zu erschöpfen und in allen Einzelheiten zu beweisen, auch hier schwerlich möglich ist. Meine Bitte ist darum einstweiliger Glaube (die Beweise werde ich nirgends schuldig bleiben) und einige Geduld des Wohlwollens; denn die Natur der Untersuchung hat nichts Kurzweiliges, vielmehr das Gegentheil. An anderer Stelle, und zwar gedruckt, hoffe ich die Sache vollständiger, wenn auch nicht festzustellen, doch anzuregen, und es sei mir gestattet, den Plan des künftigen, fast vollendeten Werkes vorzulegen, zumal die Anordnung des heutigen Vortrages mit der Druckschrift im genauesten Zusammenhange steht. Die Vorrede betrachtet das Leben der griechischen Sprache von ihren Anfängen bis zur Eroberung der Türken, und zeigt in großen Zügen, wie die griechische Sprache nach allgemein geschichtlichen Gesetzen sich verändert und weiter gebildet hat, dann mit dem Volke sank, und in der Byzantinerzeit todt war, obgleich sie noch lebendig that und als Gelehrtensprache gleich dem Lateinischen im Abendland fortgeschrieben ward. Dieser erste Theil oder die Vorrede ist es gerade, was ich heute der verehrten Versammlung zur Beurtheilung anbiete. Der zweite Theil geht die Schriftsteller einzeln durch und zwar rückwärts von Dukas oder dem fünfzehnten Jahrhundert, in welchem das Neugriechische unwidersprochen besteht, und zeigt, wie weit die neue Volkssprache, gemischt aus lateinischen, gothischen, thrakischen, bulgarischen, servischen, italiänischen, ja flämischen, arabischen und sonstigen Bestandtheilen hinauf verfolgt werden kann. Das Ergebniß wird sich dann finden, daß zu Zeiten Justinians an ein Griechenthum im gewöhnlichen Verstande nicht mehr gedacht werden kann, vielmehr die Schriftsteller dieser Zeit, geschweige ein Photios, Eustathios oder Tzetzes so gute Neugriechen sind als irgend ein Mönch im Abendland ein Neulateiner ist, daß also alle diese gelehrten Herrn für das lebendige Griechenthum eben so wenig beweisen, als ein Muretus z. B. für das lebendige Latein. Der dritte Theil wird sich mit den Sprachgelehrten und Scholiasten befassen, und hoffentlich zur Genüge beweisen, daß das Gestorbensein der griechischen

Sprache nicht nur klar aus ihnen hervorleuchtet, ſondern daß dieſe Leute, die wir häufig als Gewährsmänner anführen, oft nicht einmal ihrer eigenen Sprache mächtig waren, ſondern ein fehlerhaftes Küchengriechiſch ſchrieben, wie Andere im Abendland ihr Küchenlatein. Der vierte Theil wird endlich aus allem Geſagten die Schlußfolgerungen ziehen, zeigen, wann die griechiſche Sprache als todt anzunehmen iſt, was alſo von allen ſpätern Schriftſtellern ſeit wenigſtens dem ſechsten Jahrhundert zu halten, wie manchen Jahrhunderten z. B. der mythiſchen Erklärungswuth eines Malalas, der Sammelſucht eines Konſtantinos Porphyrogennetos ein beſtimmter Zeitgeiſt aufgeprägt iſt, und wie mit dem Hauptſtädter (politiſchen) Verſe das Neugriechenthum und ſein Volkslied vollſtändig ausgebildet erſcheint, alſo trotz der vielen altgriechiſchen Schriftſteller von altem Geiſte und alter Sprache nicht mehr die Rede ſein kann, unſere Kritik daher oft auf wunderlichen Pfaden einherirrt. Dies iſt der Plan des Werkes, das hoffentlich kein leichtes, noch leichtfertiges genannt werden dürfte, vielmehr ſich ſelbſt Schwierigkeiten auflegt um der Wahrheit willen und gegen das Vorurtheil. Auch ohne Gelingen iſt ſolcher Verſuch immer ehrenwerth; doch zur Sache!

Die erſten Förderer des Griechenthums zur Zeit der Erfindung der Buchdruckerpreſſe hatten ſo viele Schätze heraufzufördern, aufzuſtellen, in Maſſen zu unterſuchen, zu reinigen, zu lernen und zu genießen, daß ſie an das Einzelne nicht denken konnten, womit unſere jetzige Philologie, und oft ehrenwerth, ſich beſchäftigt. Wenn wir aber glauben, höher zu ſtehen, als jene Schöpfer eines neuen Zeitgeiſtes, ſo dürfte eine ſolche Meinung Widerſpruch erfahren; denn viele Lebensfragen, die jene unerörtert ließen, ſind es noch, Fragen, die durchaus beantwortet ſein müſſen, ehe von Bewußtſein der Kritik, vom Werthe und der Stellung der Schriftſteller die Rede ſein kann. Nehmen wir Beiſpiele. Wie oft iſt es der Fall, daß derſelbe Schriftſteller von dem Einen für beweisgültig angenommen, von dem Andern verworfen wird. Oder, um den wunden Fleck gleich zu berühren, wer verſchmäht es, aus Tzetzes, Euſtathios, Photios, Suidas und ähnlichen Geiſtern, den guten Herodianos mit eingerechnet, ſeinen Beweis zu entnehmen? Sind aber alle dieſe Leute ſpruch- und beweisfähig? Oder ſind ſie, weil ſie griechiſch geſchrieben haben, eben darum auch *Griechen*? Es kommt mir faſt ſo vor, als ob man den Vida, Politian und andere Mönche und Nichtmönche des Mittelalters für Ciceros Buſenfreunde halten wollte, eben weil ſie lateiniſch ſchrieben. Hier iſt der Unſinn klar, weil wir wiſſen, wie die lateiniſche Sprache ausgeſtorben, durch die lateiniſche Kirche erhalten, als Gelehrtenſprache wieder erweckt ward. Hätte man bei den Griechen ſich die Sache genauer angeſehen, man würde auf ähnliche Erſcheinungen geſtoßen ſein, und Neugriechen nicht mit Altgriechen, und die gelehrte nicht mit der lebendigen Sprache verwechſeln. Zeigt ja die Geſchichte vielfach, wie Sprachen ausſtarben und durch die Religion der Gelehrſamkeit aufbewahrt wurden, und ich erinnere nur an das ſeit Esra nicht mehr lebendige Hebräiſche, das Sanskrit, die Sprache der Zendbücher und an den Koran, der bei den Türken und andern ſchon das Loos einer gelehrten Sprache hat. Eher hätte man die Frage aufwerfen müſſen: *kann* der Neugrieche ein glaubwürdiger Zeuge für die altgriechiſche Sprache ſein, oder iſt er vielleicht glaubwürdiger, als wir Fremdlinge und Spätlinge? Ich ſage Nein. Aber da hätte man früher fragen müſſen: wer ſind denn dieſe Neugriechen, wann beginnt das Neugriechiſche? Leider hat man an alle dieſe Fragen noch wenig gedacht, obgleich es Jedem auffallen muß, wenn er im zehnten bis zum fünfzehnten nachchriſtlichen Jahrhundert eine Sprache lieſt, die zwei Jahrtauſende früher blühte, als ob ſich die Sprache gar nicht geändert hätte. Darum

wollen wir ſelbſt uns dieſe und andere Fragen aufwerfen und wenigſtens anregen, vielleicht daß künftige Forſcher ſie ganz zur Klarheit bringen.

Zuerſt:

wie kamen wir Neuern zum Griechiſchen, zu unſerm Wiſſen ſowohl als zu unſern Vorurtheilen?

Es könnte hier Einer weit ausholen, wie im Abendlande das Griechiſche eigentlich nie ganz bei Einzelnen ausgeſtorben iſt, wie Eirmains in Frankreich ſeine griechiſchen Werke ſchrieb, Canterbury und York*) ſeit Theodoros aus Tarſoi bis auf Beda und Alkuin Griechiſch lehrten, wie Alkuins Schüler Rhabanus Maurus**) in Fulda und Deutſchland überhaupt das Griechenthum förderte, Joannes Scotus Erigena unter Carl dem Kahlen darin gewaltig war, wie die deutſchen Kaiſer mit den Byzantinern anzuknüpfen, alſo auch ihre Hof- und Gelehrtenſprache ſich anzueignen ſuchten, namentlich unter den Ottonen***), wie endlich der Hohenſtaufe Friedrich II. es noch für nöthig fand, ſeinem Königreiche Sicilien ein Geſetzbuch in Griechiſcher Sprache zu geben; allein eine Schwalbe macht keinen Sommer und eine Blume keinen Frühling. Und geſetzt auch, die Griechelei wäre allgemeiner verbreitet geweſen, ſo konnte ſie dennoch eben ſo wenig Wurzel ſchlagen, als die Ritterbildung, weil die damaligen Zuſtände der Standes- und Zunftbildung, keineswegs aber einer Volksbildung günſtig waren. Nicht einmal die Kreuzzüge durch Conſtantinopel noch ſeine Einnahme förderten die Achtung für Griechenweſen im Abendland, ja bewirkten vielleicht eher das Gegentheil. Kurz es ſteht feſt, daß zu der Zeit des Petrarca (geboren 1304) und ſeines Zeitgenoſſen Boccaccio das Griechiſche im Abendland ausgeſtorben war, im Morgenlande dagegen, wie wir ſpäter ſehen werden, nur noch als gelehrte Kirchen- und Hofſprache fortlebte. Wie war aber damals der Zuſtand des byzantiniſchen oder griechiſchen Reiches? Der erbärmliche Zeitgenoſſe Joannes Kantakuzenos, der urkundlich Neugriechiſches uns hinterlaſſen hat, und andere Schriftſteller ſchildern ihn genau.

Wer hier an eigentliche Griechen oder griechiſche Sprache als eine lebendige denken wollte, würde eben ſo weit von der Wahrheit abirren, als wer das ruſſiſche Volk für Franzoſen halten wollte, weil das Franzöſiſche bei den höhern Ständen vorwaltet. Schon im dreizehnten Jahrhundert war Byzanz durch die Lateiner gefallen; Venetianer, Genueſen, Piſaner, Katelanen, Franzoſen, ja Deutſche und Flamänder hatten ſich in die Hauptſtadt und das eigentliche Griechenland getheilt und die Sprache des Lebens war kein Griechiſch, ſondern der Miſchling, in der Hauptſtadt die Gasmulenſprache genannt. In Aſien auf der gegenüberliegenden Küſte ſpielten die Türken, oder wie ſie gewöhnlicher genannt werden, die Perſer, Agarener, Ismaeliter den Meiſter und auſſer Nikaia und der Wüſte bis Epheſos war kaum etwas mehr dem griechiſchen Scepter unterworfen. Der wunderlichſte Zufall der Fahrläßigkeit zerſtörte das Lateinerreich in Byzanz, wie er es gegründet hatte, und Michael der Palaiologe gewinnt mit leichter Mühe die zufällig entblößte Stadt und das ſogenannte Reich. Das ſogenannte Reich,

---

*) S. Schöll Geſch. d. griech. Lit. II. S. 489 ff.

**) S. den gediegenen Aufſatz über Rhabanus Maurus in Zimmermanns Zeitſchrift für die Alterthumswiſſenſchaft 1835. Nro. 79 ff.

***) Vgl. Otto's Brief an Gerbert in Hock Gerbert oder Papſt Silveſter S. 213.

ſagen wir; denn Serben, Wallachen, Ruſſen und andere feindliche Stämme ſtreiften faſt immer durchs Land und bis vor die Thore der Hauptſtadt, in welcher der Uebermuth der fremden Kaufherrn ſchaltete, während von Aſien der Ungläubige immer näher drang, und die Ahnung der wenigen Guten ſchon im Gefühle der eigenen Schwäche ſich feſtſetzte, daß das chriſtliche Byzanz unter dem Muſelmanne fallen werde. Die innere Auflöſung und Zerworfenheit der Gemüther mehrten endlich noch die kindiſchen und ewigen Streitigkeiten über Patriarchen, Ausgehen des h. Geiſtes und ſonſtige Gegenſtände der Gottesgelehrſamkeit und Rechtgläubigkeit. Dieſe Rechtgläubigkeit war das einzige Eigenthum, auf das der Grieche noch ſtolz that, das ihn aber auch mit einem unverſöhnlichen Haſſe gegen die lateiniſche Kirche erfüllte und gegen die Lateiner in Italien, die damals in dem ſchönen und kräftigen Beginne ihrer bürgerlichen und geiſtigen Entwickelung, ihrer Städte- und Handelsmacht, ihrer Künſte, Gewerbe und Freiheiten rüſtig fortſchritten. Aber die Verſtändigern im Lande und gleich der erſte Kaiſer nach Vertreibung der Lateiner ſahen ein, oder wurden durch die in Byzanz hinlänglich anſchauliche Macht der Venetianer und ihres Gleichen im blinden Rettungstriebe von ſelbſt darauf hingeleitet, daß der Reſt des Reiches in Europa dem gemeinſamen Chriſtenfeinde anheimfallen müſſe, wenn nicht der Lateiner (alſo heißen bekanntlich den Neugriechen alle Abendländer) Hülfe bringe. Um dieſe Helfer ſich zu befreunden, verſuchte Michael der Palaiologe, den Frieden und die Vereinigung der morgen- und abendländiſchen Kirche zu Stande zu bringen, und ſo hoffte er, durch die Fürſten der gemeinſamen Chriſtenheit ſich vom Muſelmann zu erretten, vergebens; denn Völker-Erziehung und Anſichten kann kein menſchliches Beſtreben rückgängig machen, die Zeit höchſtens und almälig bei zweckgemäßer Leitung umwandeln. Hatten nun die vielen Geſandten, die Byzanz nach Weſten ſchickte, meiſt gelehrte und ſchriftgewandte Männer, nicht den Erfolg, um deſſentwillen ſie eigentlich geſandt waren, ſo wurde doch ein höherer Zweck erreicht, nämlich die almälige Bildung und Vermenſchlichung der europäiſchen Abendwelt und das Verſchwinden langwieriger Geiſternacht. Nun ſollte die Welt geboren werden an den ewig lebendigen Gedanken des alten Hellas, und dieſe zündeten in der That das Licht an in dem damals jugendlich aufſtrebenden Italien, und bildeten die ſchon angeregten Kräfte ſchneller aus, iſt ja Bildung nichts anderes, als Anregung der Geiſteskräfte, die auch in den Zeiten der Roheit da ſind, nur ſchlummernd, aber einmal angeregt nach dem Geſetze der geiſtigen Regſamkeit ſich weiter bewegen müſſen.

Ehe Bernard Barlaam, dieſer italiäniſche Halbgrieche*) von Geburt, aber Ganzgrieche durch Gelehrſamkeit, Bildung und Erziehung im Jahr 1339 nach dem Abendland geſandt ward, um die Kirchenvereinigung zu bewirken und Hülfe gegen die Ungläubigen zu erbitten, waren ſchon eine Menge Geſandten vorhergegangen, wie man vorzüglich in den Geſchichten des Pachymeres leſen kann. Aber dieſer Barlaam ſo wie ſein Schüler Leontios Pilatos aus Theſſalonika ſind für uns merkwürdig als die erſten Lehrer des Griechiſchen im Abendland, und die Mitbildner, zunächſt Italiens, dadurch Weſteuropas; denn ſie unterrichteten den Petrarca und Boccaccio, mit denen nächſt Dante die italiäniſche Bildung beginnt, ja Leontios unterrichtete Florenz, welche Stadt für die neuere Bildung weltgeſchichtlich den erſten griechiſchen Lehrſtuhl ſeinem Lehrer errichtete. Wie wichtig das Wort Lehrſtuhl in jener Zeit war, wo die lebendige Lehre lebendig

*) Vgl. über ihn Fortia d'Urhan Homère et ses Ecrits. p. 123 sq.

wirkte, und Männer, nicht Knaben, aus allen Weltgegenden zum Unterrichte verſammelte, können wir jetzt kaum uns zurückmalen. Genug, an den Wirkungen erkennt man die Urſachen, und blitzähnlich verbreitete ſich in Italien die Bildung in jedem Zweige der Kunſt und des Gewerbes, ſo daß man kaum begreift, wie ſo viele Maler, Bildhauer, ſonſtige Bildwerker, Dichter, Tonkünſtler, Gelehrte u. ſ. w. mit einem Male gleichſam wie aus dem Boden aufſpringen. Nach allen Seiten regte ſich die nun einmal angeregte Kraft, und die glückliche damalige Freiheit, verbunden mit dem glücklichen Funde der Buchdruckerpreſſe war die Vorbereitung zur neuern Bildung, der Auffindung der neuen Welt und der Umwälzung der alten Welt in geiſtiger, bürgerlicher und religiöſer Hinſicht. Ueberhaupt ward die griechiſche Sprache allmälig die Lieblingin Italiens, das ja in den Bildwerken, die jetzt wieder zu Ehren kommend Lehrer neuer Schöpfungen wurden, ferner in Bauwerken und andern Denkmalen ſo manche Erinnerungen und Anknüpfungspunkte an jenes Volk beſaß, das einſt den Römer ſittigte, und Unteritalien ſelbſt bewohnte. Zudem war Italien damals in der glücklichen Stimmung, in welcher ſich unter den Hohenſtaufen Deutſchland, das mauriſche Spanien unter Almanſor, Aſien unter den Kalifen befand, daß die Großen und Größten im Volke es ſich zum Ruhme und zur Ehre rechneten, an der Spitze der Kunſt und der Bildung zu ſtehen. Ueberall und vorzüglich auf der Halbinſel fand darum geneigte Ohren und offene Herzen der ſogenanute Wiederherſteller griechiſcher Sprache und Wiſſenſchaft Emanuel Ehryſoloras. Als Geſandter des Joannes Palaiologos um der kirchlichen Vereinigung und Hülfe willen gegen Bajazeth kam er 1391 in viele Weſtländer, blieb aber als Lehrer und Nachfolger des Leontios Pilatos im herrlichen Florenz und bildete eine Menge guter Köpfe, die den Schleier der europäiſchen Nacht zerriſſen und eine beſſere Zeit bereiteten. Werden Zeiten und Völker nur durch begeiſterte Ideen geweckt und gehoben, ſo hatte das Glück grade den rechten Mann und Ideenwecker erhalten, nämlich den Platon. Schwerlich hat dieſer göttliche Denker in ſeinem Volke ſo ausgebreitet gewirckt, wie damals, wo er die Abendwelt aus der geiſtigen Starrſucht weckte. Platon ward der Liebling vorzüglich der Großen; denn Denken, Bücher, Kunſt, Wiſſenſchaft waren's, worin italiſche Großen Ehre und Ruhm ſetzten, und weil eben die Bildung, wie anderwärts das Verderbniß, von oben herab ausgieng, darum machte ſie ſo ſchnelle Fortſchritte.

Gleichzeitig mit Emanuel Chryſoloras, der als päpſtlicher Abgeordneter zu Koſtniz 1415 ſtarb, wirkten die jüngern Zeitgenoſſen: der Neffe Joannes Chryſoloras, Theodoros Gaza der Theſſaloniker Flüchtling (1430), der trapezuntiſche Georgios (1426 zu Vicenza) ein Vertheidiger des im Abendland ſeit den Carolingern geachteten Ariſtoteles und Joannes Argyropulos, ebenfalls ein Ariſtoteliker, Lehrer des Politianus und unſeres deutſchen Reuchlin, und lehrten in Italien entweder als Flüchtlinge oder wie der ehrwürdige und liebreiche Gemiſtos Plethon. Letzterer nämlich war mit ſeinem Kaiſer 1433 zur Kirchenverſammlung nach Ferrara gekommen und blieb lange genug in Welſchland, um durch die Eigenthümlichkeit eines trefflichen Vortrages ſeinen Liebling Platon und Griechenthum überhaupt feſter zu begründen. Die Schule von Florenz wurde durch Plethon ein Zuſammenfluß aller Edeln, und der Edelſte unter Allen Cosmo von Medici gründete ſeine oft nachgeahmte, nie erreichte, in ihren Wirkungen weltgeſchichtliche platoniſche Akademie, deren Haupt Plethon, deren Zögling Marſiglio Ficino und ſo viele Andere waren. Wie durch glückliche Fügung auch der damalige Weltherr zu Rom mit verwandtem Mediziäer-Geiſte Kunſt und Wiſſen ehrte und hob, ja der Trapezuntier Beſſarion in der abendländiſchen Kirche zur Kardinalswürde gelangen konnte, bleibe nebſt andern

Erſcheinungen unbeachtet; genug, das Griechiſche hatte ſich jetzt ſchon in Italien durch Neugriechen feſtgeſetzt, und zwar ehe Conſtantinopel 1453 von den Türken erobert ward. Ja weil das Griechenthum ſo viel Beifall und ſo ehrenvolle Aufnahme in Italien gefunden hatte, darum flohen die gelehrten Byzantiner nach dem Falle ihres Vaterlandes gerne dahin, und Joannes Argyropulos, Emanuel Moſchopulos, die Laskaris voreinſt Kaiſer in Nikaia, Muſuros der Bekannte des rotterdamer Erasmus aus Padua her und Andere ſuchten ſich durch das Einzige zu friſten, was ſie noch beſaßen, die Kenntniß der griechiſchen Sprache. Und in der That dieſe eine Kenntniß gewährte Schuz, Ruhe, Ehre, Unterhalt und ein neues Vaterland.

Wer das begeiſterte Treiben jener ſchönen Zeit recht anſchaulich beſonders in Florenz nachleben will, leſe die höchſt anziehenden Nachrichten eines Ghiberti, der als Augenzeuge die Chronik ſeiner Vaterſtadt*) dieſes neuen chriſtlichen Athens ſchildert, wie die Geſänge des Homeros**) anregten, Kosmo der Perikles jener Tage***) vom ehrwürdig geſchilderten Plethon****) in die platoniſche Halle eingeführt ward, wie vielen Dank Europa dieſer neben ſeinem erſten Lehrer Emanuel Chryſoloras *****) ſchuldet, wie dann Kosmo's Pflegling Marſiglio Ficino †) die platoniſche Schule in den offenen Hallen des mediziäiſchen Gartens errichtete, wie die Leute noch aus ganzem Holze ſchnitten, die Sammlung der Späne ſpätern Zeiten überlaſſend, wie Handſchriften††) gleich den edelſten Heiligthümern geſchäzt und ihr Ankauf Eroberungen gleich geachtet wurde, um lebendige Weisheit zu ſchöpfen. Zwar fehlt auch die Schattenſeite nicht, noch ſteife Wortklauberei und Gelehrſamkeit, wie Ghiberti †††) im Geſpräche des Guarino, Poggio, und Bruni luſtig wahr beſchreibt, noch ein Filelfo, den ††††) der Künſtler mit allen Tugenden eines Bücherwurms ausſtattet; aber ſolche waren nothwendige Auswüchſe ihrer Zeit, und ſind ja immer Manche mit dem Schlüſſel des Wortes zufrieden, ohne auch nur von Ferne daran zu denken, daß er nur da iſt, um das Thor des Sinnes damit zu öffnen. Im Ganzen war jene Zeit für die neue geiſtige Braut begeiſtert und in einer ſolchen wiſſenſchaftlichen Gährung, daß aus ihr allein begreiflich iſt, wie ſo ſchnelle die geiſtige Umgeſtaltung Europas bewirkt werden konnte. Jeder, der die Mittel dazu hatte, wollte ſich ausbilden, Fürſten, Könige, Kaufleute, Geiſtliche, Künſtler; denn jede Einſicht war noch ein großer Schaz, ein reicher Fund voll unberechenbarer Nachwirkungen. Für und in großen Maſſen wirkte noch der Gelehrte als Herold einer geheiligten Welt, und die Gelehrtenzünfte (Hochſchule und Akademieen) drückten noch vorwärts ſtrebend und in und mit der Zeit ſtehend dem Zeitgeiſte

---

*) Herausgegeben von Auguſt Hagen. Leipzig. 1833.

**) Bd. I. S. 78.

***) S. 87.

****) S. 327.

*****) Vgl. die rühmlich anerkennende Grabſchrift S. 266.

†) II. S. 106 ff.

††) Ueber die Bücherſammlung der Medicis und manches hier Einſchlagende ſ. auch Leonardo da Vinci vom Grafen Gallenberg.

†††) I. S. 267 ff.

††††) S. 33. ff. — Vgl. auch Varillas histoire secrète de la maison de Médicis im vierten Buche, das ebenfalls über die gelehrten Freunde Filelfo, Beſſarion, Georgios Trapezuntios u. ſ. w. (ſ. S. 169 bis 182) ſich verbreitet.

ihren Stempel auf. Die Zeitgenoſſen wollte man zur That bilden, und das gelang ſo vortrefflich, daß bis auf Columbus und Luther nicht allein eine neue Welt in Amerika und Oſtindien zuwuchs, die wichtigere zweite Welt der Buchdruckerkunſt nicht einmal eingerechnet, ſondern auch die ganze alte Welt mit umgebildet ward.

Neugriechen alſo ſind es, die uns die Kenntniß des Platon und der altgriechiſchen Sprache überbrachten, Neugriechen oder wenn man will Plattgriechen oder vielmehr Byzantiner aus dem altbarbariſchen Thrake, die unſere Lehrmeiſter wurden in Italien, mit welchem ſich das untergehende Griechenland vor ſeinem Abſterben in Verbindung ſetzen wollte. Neugriechen, wiederhole ich nochmals, obgleich wir dieſen Namen in ſeinem vollen Werthe noch nicht verſtehen, denn auch ohne Beweis wird im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert einer eben ſo wenig an alte Griechen denken, als bei dem gleichzeitigen Venedig, Genua, Mailand und Rom an die alten Semonen, Ligurer, Römer und ihre Urſprachen. Neugriechen waren's, von denen Erasmus und Reuchlin ihr Griechiſch lernten und nach Deutſchland brachten, Neugriechen, die aber alle altgriechiſch zu ſchreiben fortfuhren als Gelehrte, ſo wie das noch bis auf heutigen Tag der Fall war. Dieſen weiſen Meiſtern hörte nun Italien gläubig zu, auch das übrige chriſtliche Abendland, nach damaliger Sitte aus Italien ſich Wiſſenſchaft holend, konnte nicht ungläubiger ſein; denn wer lernen will, muß glauben. Abendland ſchrieb ſeine lateiniſche Kirchen-Gelehrtenſprache fort, und in gleicher Weiſe verfuhren die damaligen Neugriechen mit dem Altgriechiſchen, und wie ihre Vorfahren Photios, Suidas, Euſtathios, Tzetzes, Zonaras, die Scholiaſten u. ſ. w. gethan, alſo thaten auch ſie, und ſchrieben und erklärten, ſo gut ſie vermochten. Dies iſt nun der Grund einer eigenthümlichen Erſcheinung. Wenn wir nämlich bei Italien, Frankreich, Spanien, England ſo ziemlich genau das Jahrhundert angeben können, wo die alten Landesſprachen ausſtarben, und die neuen aufkamen, weil ſie neben der lateiniſchen Kirchenſprache in Schrift ausgebildet wurden, ſo iſt dieſes bei der griechiſchen keineswegs der Fall. Man glaubt vielmehr aus angeerbter Selbſttäuſchung an ein beſtändiges Leben; denn erſtens ward ſie freiwillige Gelehrtenſprache der feinern heidniſchen römiſchen Welt und des römiſchen Hofes z. B. eines Adrianos, Antoninos. Dann ward ſie nothwendige Gelehrtenſprache im neuen Rom d. h. dem barbariſchen Byzanz wegen der heiligen Bücher und der Kirche; denn wie im Abendland das Lateiniſche, ſo blieb im Morgenland das Griechiſche durch die Kirche ſcheinbar lebendig. Aber wenn im Abendland die Volksſprachen allmählig ſich zur Schrift ausbildeten, ſo geſchah dieſes zwar auch im Morgenlande, wie Fauriel und andere Unterſuchungen zeigen, ward aber von den Gelehrten ſo durchaus überſehen, daß die Gränze, wo das Altgriechiſche aufhört, das Neugriechiſche beginnt, jetzt ſchwer zu ermitteln iſt. Ja weil die Bücher der ſpäteſten nachchriſtlichen Schriftſteller gleich jenen der frühern vorchriſtlichen in der altgriechiſchen Sprache geſchrieben ſind, ſo hat man ſich angewöhnt, die Schreiber der alten auch für Altgriechen zu halten, obgleich man bedenken ſollte, daß eine unveränderte Sprache von Xenophon bis auf den Patriarchen Photios eine Erſcheinung wäre, die, wo nicht unmöglich, wenigſtens nirgends bei einem Volke ſich nachweiſen läßt. Man macht ſich daher kein Gewiſſen daraus, ächt neuchriſtliche und neugriechiſche Schriftſteller als vollwichtige Beweisführer für altes Griechenthum anzuführen, obgleich ſie dafür eben ſo wenig zeugen können, als irgend ein lateinernder Mönch des Abendlandes für das alte Tiberrom. So wenig iſt die Kritik hier noch zum Selbſtbewußtſein gelangt! Zuweilen hört man auch hie und da Einige, die, je nachdem es der Einzelmeinung bequem, ſich zum Vortheil eines Aeltern gegen den

Jüngern auflehnen; allein statt die Hauptsache zu untersuchen, ob die Sprache, in welcher so viele Jahrtausende fortschrieben, die lebendige Volkssprache oder ihr leeres Hülsenkleid, die Gelehrtenschriftsprache in stets mehr ersterbenden und geschwächten Nachklängen sei, scheinen Einige sich einzubilden, der Geist sei an die Zeit gebunden, und manche jüngern Schriftsteller seien schlecht, weil sie jung, andere vorzuziehen, weil sie älter wären. Sonderbarer Vortheil für die Beschränktheit, blos weil sie ein paar Jahrhunderte früher vermodert ist.

Es gibt Sachen, die in der lebendigen Gegenwart sich so von selbst verstehen, daß man sie keiner Erwähnung werth hält; später aber erregen sie Zweifel, Dunkelheit und sind oft schwierig zu erklären, wenn der Zusammenhang des Lebens aufgelöst ist. Daß die Neugriechen mit ihrem dankenswerthen Wissen auch ihre nicht dankenswerthen und zahlreichen gelehrten Vorurtheile, deren wir mehrere zu erwähnen Gelegenheit finden werden, und namentlich als Sprachlehrer nach Abendland verpflanzten, wo sie noch in fortwährender Geltung sind, nehmen wir unsern Bildnern, den Neugriechen gar nicht übel; denn kein Mensch vermag ganz aus dem Standpunkte seiner Zeit und seines Volkes herauszutreten. Wie enge aber, befangen und ohne weltgeschichtlichen Ueberblick die byzantinische Gelehrsamkeit war, weiß der, welcher ihre Geschichte auch nur halbweg kennt. Das gelehrte Byzanz kannte fast nichts als seine gelehrten Streitigkeiten, und dieses Neurom hatte fast Alles, sogar seinen Ursprung aus dem Tiberrom vergessen, bis es durch die Noth der Zeit und die ῥῆγες in Westen getrieben ward, die nach seiner Meinung sich doch nie mit seinem βασιλεύς vergleichen durften. In seiner gränzenlosen Erbärmlichkeit und fast auf den Ring seiner Mauren beschränkt, seit Jahrhunderten ohne geistigen Fortschritt hielt es dennoch an seiner eingebildeten Herrlichkeit fest, und betrachtete sich für den rechtmäßigen Herrn der Welt und den alleinigen Träger der Bildung, Rechtgläubigkeit und Gelehrsamkeit. Auch ohne Türken wäre Byzanz gleich dem italischen Kaiserrom in sich vermodert, und es ist ein Wunder, daß es so lange noch sich aufrecht hielt. Also den byzantinischen Neugriechen nehmen wir es nicht übel, wenn sie, sich als wahre Erben des alten Hellas betrachtend, seine Gelehrsamkeit und Sprache fortgepflanzt zu haben wähnen. Nicht so ganz unbedingt scheinen dies die Zeitgenossen, zumal deutscher Abkunft, geglaubt zu haben; denn durch Auge und Ohr belehrt, wie die neugriechische lebendige platte Sprache und Aussprache ihrer Lehrer mit der altgriechischen Sprache und Schrift nicht stimme, erhoben sie bald den bekannten Streit über die Aussprache des gestorbenen, in Schrift fortwährend lebendigen Griechischen, und Etacismus und Itacismus schied und scheidet noch Erasmier und Reuchlinier d. h. wir sind noch nicht im Klaren, was bei einer lebendigen Sprache unmöglich ist, ob das Altgriechische nach der Schrift und den muthmaßlichen Klängen zu sprechen sei oder nach der Weise der platten Mundart unserer neugriechischen Lehrer. Der Streit selbst beweist deutlich den Tod des Altgriechischen.

Jedoch gehen wir auf diese Frage etwas ein, die für die Reuchlinier glänzende Scheingründe bietet! Von dem erwiesenen Satze ausgehend, daß zur Zeit der Eroberung Konstantinopels durch die Türken, ja wir setzen ohne Bedenken hinzu, durch die Lateiner, also vor der Ankunft unserer Lehrer das Altgriechische todt und das Neugriechische ausgebildet war, so stehen wir keinen Augenblick an, die ganze Streitfrage für eine faule, unnütze zu erklären. Warum? weil sie zu schlichten ewig eben so unmöglich bleiben wird, als eine verlorne Musik in lebendigen Tönen zu erwecken. Nur das lebendige Ohr faßt den lebendigen Laut, und die lebendige Zunge

weiß den Kürzen und Längen, Selbſt- und Doppellauten ſo viele Verſchlingungen, Ganz-, Mittel- und Halbtöne, Dehnungen und Veränderungen zu geben, ſo daß der todte Buchſtabe auch bei den reichſten Alphabeten der Schrift nie nachkommen, geſchweige vollſtändig den lebendigen Sinn und Ton ausdrücken kann. Jede todte Sprache iſt darum eine fremde, ja mehr, weil eine fremde lebendige lebendig erlernt werden kann. Und wie ſchwierig, ja oft unmöglich iſt es, ſchon in einer fremden Sprache, die jedesmalige Eigenthümlichkeit der Töne aufzufaſſen, ſie wiederzugeben! Geben wir der Kürze wegen die verſchiedenſten Beiſpiele! Wenn einer, falls das Franzöſiſche, Engliſche oder welche Sprache immer ausgeſtorben wäre, ihre Ausſprache aus den Schriftzeichen wieder zuſammenſtellen wollte, wäre die Möglichkeit auch nur denkbar, ſelbſt bei allen gelehrten Hülfsmitteln? Streiten wir nicht über die eigentliche Sprache d. h. den allein klingenden Selbſtlauter bei den Hebräern, und wiſſen gewöhnlich nicht, wie wir dran ſind? Spricht nicht jedes Volk das ſo ſorgfältig während aller Zeiten erhaltene Lateiniſche erwieſenermaßen ſo unrichtig aus, daß ſelbſt die nach dem Versmaaße richtige Ausſprache lächerlich erſcheint? Und wäre die Hoffnung nicht mehr als verwegen, die lateiniſche Ausſprache nach dem Leben herſtellen zu wollen, obgleich ein Cicero und Virgil Jahrhunderte jünger ſind, als Demoſthenes und Ariſtoteles, dieſe letzten Zeugen entſchwindenden freien Griechenthums? Doch greifen wir nähere Beiſpiele! Den deutſchen Ulphilas, das Sachſengebet gegen den Schlächter Karl, das Normannenſiegeslied und Otfrid's Kriſt, noch nicht halb ſo alt, als das griechiſche Alterthum, wie viele Deutſchen können hier blos — leſen, daß man Deutſch darin wiederfindet? Ueberhaupt wie ſchwer, ja unmöglich es iſt, Sprache durch Schrift zu faſſen, zeigt das Nibelungenlied, deſſen Sprache am Niederrheine noch ſo ziemlich lebendig iſt. Einen Hochdeutſchen dieſe weiche zerfließende Muſik vortragen zu hören, iſt zum Davonlaufen. Ein noch näheres Beiſpiel. Wer der Sprache nicht kundig, ergreife Hebels allemanniſche oder ſonſtige Gedichte in nürnberger, aachener oder anderer Mundart, und ſehe, wie er damit zurecht kommt. Ja wie wenig die Schrift die Töne, namentlich die klanggebenden Selbſtlauter ausdrücken kann, beweiſen die platten Sprachen, die ſich mit den vorhandenen Buchſtaben gar nicht ſchreiben laſſen. So vermag das ſorgfältigſte Nachdenken die plattkölniſche Mundart nicht in paſſenden Buchſtaben auszudrücken, und ſo behauptet auch der Nürnberger Göz *), daß die Nürnberger Volksmundart ſich kaum ſchreiben laſſe, und nur der geborne Nürnberger das durch Schrift *Angedeutete* richtig leſen und *ſeibeln* könne. Eben ſo treffend ſagt Loeber in ſeiner Abhandlung: de modo, quo veteres Graeci Romanique versus suos ipsi recitaverint **) am Schluſſe: Vellem, quae literis et signis exposui, viva voce possem tradere; nam *sensu* carentem magna pars veri latet; denn nur das lebendige Wort, keine Schrift kann ſolche Dinge klar machen. Man ſetze den Fall: die deutſche Sprache wäre nicht mehr lebendig, und Jemand hätte im Ernſte den närriſchen Gedanken, das Unmögliche zu wollen d. h. die alte lebendige Ausſprache wieder aufzufinden, wie wollte er mit den fünf Selbſtlauterzeichen, die in allen Sprachen eine unendliche Mannigfaltigkeit in der Tonleiter darſtellen, ſich herausfinden? Eben ſo wenig, als ein Muſikunkundiger die Töne einer Geige u. ſ. w. ſich aus Notenbildern hervorzaubert. Man nehme die Wörter: hoch, noch, Stab, ab, wer leitet hier auf kurz und lang

*) S. Hans Sachs von Göz II. S. XXXVIII.

**) Hersfeld 1833. p. 48.

o und a? Mond, ſchont ſind zwei lange o, und dennoch wie verſchieden! Tauſende Beiſpiele dieſer Art könnte man häufen, ohne die Sache zu erſchöpfen, und denkt man gar, wie dieſelben Buchſtaben bei Oeſterreichern, Baiern, Rheinländern, Sachſen u. ſ. w. ganz verſchieden klingen, und nach der trefflichen Bezeichnung der Sprechweiſen im Renner gewaltig abweichen, ſo verliert man die Luſt, die Ausſprache einer todten Sprache aufzuſuchen, da der Verſuch ſogar in einer lebendigen mislingen würde. Jeder, der ſich mit ähnlichen Beſchäftigungen im Leben befaßte, wird leicht beiſtimmen, und todte Sprachen wieder lebendig machen zu wollen, iſt eben ſo thöricht, als überhaupt Geſtorbenes wieder erwecken zu wollen. Um von den leichter aufzufaſſenden noch lebendigen Sprachen zu reden, ſo lehrt bald bei Lehren und Lernen die Erfahrung, wie ſchwer es iſt, fremde Töne nachzuſprechen, ehe Ohr und Zunge gewöhnt ſind. Auch der Geübteſte wird gleich als Fremdling erkannt, und trotz des lebendigen Vortrages bleibt es oft eine Unmöglichkeit, einzelne Töne wie die franzöſiſchen, engliſchen, plattdeutſchen Klänge in ihren Dehnungen, Schnellungen und Nachwippungen wiederzugeben, oder ein engliſches th, ein ſpaniſches Kehl X nachzuahmen. Was alſo das Leben nicht lehren kann, ſollte man aus Büchern, Steinen und ſonſtigen todten Schriftzügen ſich herausziffern können! Noch mehr. Hören nicht einmal kann das Ohr, bis es in der Auffaſſung fremder Töne geübt iſt, ſondern es hört Zuſätze und Wegſchnitte, die gar nicht da ſind. Z. B. ein Franzoſe ſtatt welcher, ſolcher gewöhnlich wellicher, ſollicher, machte aus dem altdeutſchen Schariant, Hakenbüchſe, Beiwache ſein sergeant, arquebuse, bivouaque, und was Engländer und Franzoſen einander abhören, jene als Tonſchlucker, dieſe als Tonſpizer, iſt täglich im Leben wunderlich genug zu hören. Daſſelbe falſche Hören gilt aber für Fremdlinge in allen Sprachen, und ſehr richtig bemerkt daher Graſſunder *), wie ſchwer es iſt, unverſtandene Worte durch das Gehör richtig aufzufaſſen, und wie Grellmann's Zigeunerworte darum oft mit den ſeinigen nicht ſtimmen, weil er nämlich anders gehört; denn das Ohr kann nur hören, wo es verſteht. Iſt es ja auch derſelbe Fall bei indiſchen, perſiſchen u. ſ. w. Worten, die ſo verſchieden geſchrieben werden, d. h. ſo verſchieden gehört wurden, ſo daß z. B. die Engländer noch jüngſt in Oſtindien mehrere Heerwege zu haben glaubten und verſchieden geſchrieben **) beſaßen, obgleich es nur derſelbe war. Wir knüpfen hieran eine Bemerkung für Deutſche oder Teutſche nach römiſchem Ohre, dem wunderlich genug vielfach mehr, als dem eigenen Ohre getraut wird, obgleich wir doch muthmaßlich nnſern Namen am beſten wiſſen müßten. Man kann es alſo einem Cäſar, Tacitus und ſo vielen römiſchen und griechiſchen Geſchichtſchreibern nicht übel nehmen, wenn ſie gahlliſche ***), deutſche und ſonſtige Fremdwörter ſo entſetzlich entſtellt wiedergeben. Sie hörten ſo, weil ſie nicht hören konnten, d. h. nicht verſtanden. Und da man von ſchlechten Hörern ſchlecht nachlernt, ſo haben wir oft nicht einmal unſer Eigenthum wieder erkannt, und unſere Wand(a)ler, Gotthen und Götthen (*Γότθοι, Γέται, Γέτθαι*), Druiden mit verklingendem i, Gehr-Wehrmannen, Duisko, Deutat ****) u. ſ. w. ſind gegen

---

*) Ueber die Sprache der Zigeuner. Erfurt. 1835. S. 56.

**) S. von Hügel Kaſchmir.

***) Das a ſcheint lang wie in *Γᾶλλον*, Gaule, Gaulois.

****) Daß th unſer d iſt, Thegan unſer Degen u. ſ. w. hat ſchon Gottſched (Sprachkunſt 1757. S. 669 ff.) gelehrt.

alle deutſche Betonungsweiſe auf der Wurzel zu Vandälen u. ſ. w. geworden. Wir werden ſpäter Gelegenheit haben, bei der Tonveränderung im Neugriechiſchen auf dieſe Bemerkung zurückzukommen.

Wenn nun Hören im Leben ſchon ſo ſchwer iſt, wie viel mehr todtes Leſen! Auch hievon einige Beiſpiele. Jede lebendige Sprache ſpricht viele Silben ſo kurz aus, daß das Ohr (wie im Lateiniſchen nach Quintilian heri und here) den Selbſtlauter nicht unterſcheiden kann. So ſchreiben die Alten goldin, wir golden, jene Degan, wir Degen, die Alten and wie in Wigand, wir end. Warum? weil der Selbſtlauter beim Sprechen zur Unkennbarkeit verklingt. Dies Verklingen und Ineinanderſchlingen der Silben läßt ſich aber nicht durch Schriftzüge darſtellen, und wenn Dänen, Engländer und ſonſtige Völker den Vortrag Unkundiger in ihrer Landesſprache ſchwerlich verſtehen würden, ſo möchten auch ſchwerlich Homer uud Demoſthenes bei unſerm Vortrage ihr eigenes Machwerk wiedererkennen. Kurz, in einer lebendigen Sprache machen wir tauſend Schnitzer, bis lange Uebung das Richtige gelehrt; ſie in einer todten nicht zu machen, iſt eine Sache der baaren Unmöglichkeit.

Wird ſo betrachtet, leicht die Unmöglichkeit zugegeben, die Ausſprache einer todten Sprache wiederzufinden, da die einer lebenden aufzufaſſen und nachzuahmen ſchon ſo ſchwierig iſt, ſo zerfällt der Streit der Reuchlinier und Erasmier in Beziehung auf das Altgriechiſche von ſelbſt in ein unauflösbares Nichts. Hiebei können wir aber einen zwiefachen Irrthum Reuchlins nicht unbemerkt laſſen, beſonders da er bei Vielen noch nicht weichen will, und gerade der richtigen Erkenntniß noch fortwährend im Wege ſteht. Reuchlin meinte nämlich, der Neugrieche, vom Altgriechen abſtammend, müſſe doch mehr von der Ausſprache ſeiner Altvordern wiſſen und erhalten haben, als wir Nichtalt-Nichtneugriechen. Natürlich, werden Viele ſagen; wir aber ſagen und beweiſen es ſpäter: ſehr unnatürlich. Erſtens iſt der Satz des Abſtammens der Neugriechen von den Altgriechen zumal bei dem Haupt, Kronſitze und Mittelpunkte, dem ungriechiſchen Byzanz, dem romaniſchen Peloponnes, den immer ungriechiſchen Küſtenländern am adriatiſchen Meere ſo ſchwankend, daß man bei der vielfachen Miſchung mit Thrakern, Römern, Gotthen, Ruſſen, Serviern, Wallachen, Bulgaren, Ungarn, Albaneſern, Venetianern u. ſ. w. im Laufe ſo vieler Jahrhunderte kaum noch an die Möglichkeit einer ächten Abſtammung glauben könnte, wenn auch die Geſchichte nicht laut genug ſpräche. Aber geſetzt auch, die jetzigen Griechen wären die ächteſten und unvermiſchteſten Abkömmlinge der Alten, ſo gewännen wir eben ſo wenig, als wenn der Niederrheiner für ripuariſch-fränkiſche, der Oeſterreicher für altnoriſche, der Ungar für altdaciſche Sprache zeugen ſollte; würde doch Jeder ohne Schwierigkeit zugeben, daß er von der Sprache ſeiner Vorväter blutwenig verſteht, noch weniger ein Zeugniß ablegen kann. Es fallen nämlich bei ſolchen Behauptungen zwei Begriffsverwechslungen vor, die beide unſtatthaft ſind. Erſtens, wie ich an anderer Stelle *) ſchon andeutete, iſt die neugriechiſche Sprache eine neue, die altgriechiſche eine vor Jahrtauſenden geſprochene, und ſo wenig man aus dem Vaterunſer des neunten Jahrhunderts, Notker, Willeram einen Schluß für die jetzige Ausſprache ziehen kann, ſo wenig iſt dies auch im Griechiſchen ſtatthaft. Zweitens iſt das Neugriechiſche eine platte Volksſprache in Bezug auf die alte Hoch- und Schriftſprache, und aus einer platten Sprache Beweiſe für die Ausſprache der hohen zu ſuchen, geht nicht nur eben ſo wenig an, als wenn z. B. der Italiäner aus dem Venetianiſchen, der Franzoſe aus dem Lütticher

*) Accentlehre S. 159 ff.

Rothwelſch, der Deutſche aus ſeinen platten Mundarten die ächte Ausſprache wieder herausfinden wollte, ſondern die platte Sprache iſt gerade oft der Beweis des Gegentheils, daß man nicht ſo ſprach, weil man eben platt ſo ſpricht. Wer ſoll Richter ſein? Schwerlich würde die platte Mundart dazu taugen, die in ihrer eigenen Verſchlechterung befangen iſt.

Aber die Neugriechen lehrten und lehren ja ſelbſt, daß ſie die wahre Ausſprache wie den wahren Glauben unverfälſcht erhalten haben? Wir nehmen den Neugriechen dieſen Glauben nicht übel, wohl aber Andern; denn wie der Menſch ſelbſt ſeinen Uebergangspunkt zum Jünglings-, Mannes- und Greiſenalter nicht merkt, ſo gewahren auch Völker nicht die Verwandlung in der ſie befangen ſind, und der Grieche, von dem Leben der übrigen Welt ausgeſchieden, ja ſtolz ſich ſelber ausſcheidend, beſaß ſchon das Plattgriechiſche, ehe er es ſelber wußte, und vermag eben ſo wenig es nachzuweiſen, als der Römer, wie er zum Italieniſchen gekommen. Fortgewachſen durch Jahrhunderte pflanzte ſich aber die Meinung bei den Griechen fort: ſie beſäßen allein die ächte Bildung und das ächte Chriſtenthum, und da kein Volk vom Eigendünkel eigener Größe, Geiſtesvorzüge und ähnlicher Vorurtheile läßt, zumal bei eingeſtandenem Volksruhme, ſo hielten ſich die Neugriechen als Nachkommen ihrer gefeierten Altväter auch für Erben ihrer Weisheit, Sprache und Ausſprache. Doch die Wahrheit geſagt, möchte wohl kein Volk unfähiger ſein, über den Gang der griechiſchen Sprache zu urtheilen, als der verplattete Byzantinergrieche, ſo wie hoffentlich in der Zukunft keiner dazu fähiger ſein wird, als eben derſelbe. Jetzt erſt wieder aufgenommen in den Völkerverband, hatte das Neugriechenthum ſich früher in ſeinem faſt jüdiſchen Stolze von aller Gemeinſchaft beſonders mit dem Abendlande losgeſagt, und wir werden ſpäter ſehen, wie Byzanz ſogar die Begründung ſeiner Geſchichte und Sprache und ſeinen Urſprung aus dem alten Rom vergaß, und trotz eines Wuſtes aufgenommener lateiniſcher Wörter dennoch das Bewußtſein davon verloren hatte. Um nur Eines anzuführen, der ſtolze Kaiſer von Byzanz nannte ſich ſelber βασιλεύς (Καῖσαρ war Hofwürde und Titel); aber die fremden Könige hießen verächtlich ῥῆγες, und es ahnte kein Byzantiner, daß βασιλεὺς das lateiniſche ῥῆξ iſt. Um die Entwickelung des Griechiſchen ſchon mit den Zeiten Konſtantins zu begreifen, iſt die Kenntniß der abendländiſchen Sprachen und Geſchichten unerläßlich, und eben mit dieſer war ein Grieche zu ſtolz ſich zu befaſſen, bis in der nahen Todesſtunde die Noth nach Italien drängte, und die Kenntniß der lateiniſchen Gelehrſamkeit aufnöthigte. Damals erſt verglich ein Emanuel Chryſoloras Alt- und Neurom, überſetzte Theodor Gaza den Ariſtoteles und Anderes in's Lateiniſche und Cicero's Schriften vom Alter und Scipio's Traum ins Griechiſche, ſo wie auch andere Lateiner, Eutrop, Eäſar den Griechen jetzt zugänglich wurden.

Der abgeſchloſſenen Bildungsſtufe früherer Griechen können wir es alſo nicht verargen, wenn ſie den Glauben der Holländer hatten, die ihre Sprache und Ausſprache für Urdeutſch halten, daß die Altgriechen geſprochen hätten, wie ſie, und alſo Zeit und Sprache einige Jahrtauſende ſtille geſtanden. Eben ſo wenig iſt zu tadeln, daß ſie ihr Altgriechiſch nach plattgriechiſcher Mundart ausſprachen; denn der Franzoſe und Engländer ſpricht auch ſein Griechiſch und Latein ſo franzöſiſch und engliſch, wie ihm der Schnabel gewachſen iſt, weil nämlich kein Menſch anders ſprechen kann. Sehr natürlich auch, daß die lernbegierige Welt anfangs den neugriechiſchen Lehrern gläubig zuhörte; denn Lernen erfordert Glauben, und man muß alle Maſſen zuſammenhaben, ehe man zu urtheilen und zu ſcheiden vermag. Ja hätte man, ſtatt zu wirken, und Maſſen aufzufaſſen, an ſo trockenen Unterſuchungen Luſt gehabt, ſo war, was jetzt

ſchwer, damals kaum möglich zu durchſchauen, wie durch Makedoner, Römer, Gothen, Alanen, Franken, Perſer, Türken, das ſeltſamſte Gemiſch von allerlei Völkern und Jahrhunderten die Sprache ſich nothwendig verändern mußte, mit der Aufnahme ſo verſchiedener und fremdartiger Beſtandtheile. Endlich wie dem Plattdeutſchen, Plattfranzoſen und Plattitaliäner ſeine Mundart grade entgegenſteht, die reine Sprache rein zu reden und zu würdigen, ſo ſtand auch dem Neugriechen, zumal die reine Sprache eine todte war, ſein Selbſt entgegen, und trübte die reinere Ausſprache und Kenntniß, und er wird erſt an anderer Völker Geſchichten und Sprachen frei werden müſſen, um ohne Vorurtheil ſich ſeiner eigenen Entwickelung bewußt zu werden. Wie beim Einzelnen Selbſtkenntniß und Selbſturtheil am ſchwierigſten iſt, alſo auch bei Völkern, und der Neugrieche ſteht am wenigſten noch auf der Bildungsſtufe, noch ſtand er ſeit Konſtantin darauf, um urtheilend über der Entwickelung zu ſtehen, in der er befangen war.

So viel über die Frage der Reuchlinier und Erasmier und über die fruchtloſe Mühe, verlorene Ausſprachen wiederzufinden. Was das Leben allein geben muß, vermag nicht Forſchung und Geiſtesanſtrengung zu erſetzen, und alle derlei Arbeiten z. B. die treffliche eines Liskow*) bleiben höchſtens annähernd. Mögen wir daher nach Pflicht unſern neugriechiſchen Lehrern Dank wiſſen und ihr Andenken ſegnen, weil ſie uns Geiſt, Wiſſen und Sprache der Alten überlieferten, ſo können wir doch nicht verlangen, daß Unmögliches, die richtige Sprechweiſe mitgegeben ſei. Noch weniger dürfen wir die Löſung ſolcher Fragen von ihren großen Lehrlingen erwarten, die Geiſt und Maſſen fördernd zum Kleinwerke noch keine Zeit hatten. Von unſerer Zeit jedoch, wo das Große abgethan und die kleine Nachleſe, oft im Kleinen, übrig ſcheint, könnte man fordern, daß ſie die alten Vorurtheile nicht mehr ſo gläubig nachſpreche, und einmal zuſehe, warum ſo viele Schriftſteller, Lexikographen, Scholiaſten, Sprachlehren u. ſ. w. ſchrieben, und ob ſie beweiſen können, wozu man ſie häufig gebraucht. Genaue Unterſuchung würde lehren, daß ſehr Viele der lebendigen Sprache nicht mehr angehören, ſondern nur die gelehrte Kirchenſprache erhalten wollten. Darum ſammelten Wörterbüchler ihre Werke, darum beurtheilte Photios eine Menge Schriften, um auf die guten oder vermeintlich-guten zum Behufe des Studiums aufmerkſam zu machen, darum ſchrieben Scholiaſten, ein Euſtathios, Tzetzes ihre gelehrten Schulbemerkungen, um geſtorbene Sprache und Kunſt zu erklären, kurz, unterſuchten die Sprache ihrer Vorväter, wie unſere jetzigen lateiniſchen Sprachlehrer ſeit Valla die Sprache der Römer, und ſo kann ein Euſtathios und Tzetzes zu den Dichtervätern nichts mehr beweiſen, als Heyne für Virgil d. h. ſeine Anſicht. Sie ſind 2300 Jahre von ihren Vorbildern, Heyne iſt nur 1800 Jahre davon entfernt. Jedoch hievon zu reden, möchte noch zu frühe ſein.

Man hat nämlich in der Vorliebe für alles Griechiſche eine große Kleinigkeit überſehen, obgleich ſie bekannt genug iſt, nämlich, daß Nichts im Leben ſtille ſteht, auch die Sprache nicht, daß Alles almälig ſich verwandelt, alſo auch die Sprache. Wenn wir daher einen Libanios im vierten nachchriſtlichen Jahrhundert, um Spätere zu verſchweigen, eine Sprache reden hören, welche der Sprache des vierten vorchriſtlichen Jahrhunderts ſo ähnlich ſehen will, wie ein Ei dem andern, muß man da ſchon nicht ſtutzig werden? Wenigſtens würden wir rechnen: von Xenophon oder Demoſthenes, unter dem griechiſche Freiheit und Sprache ſeit der Schlacht

*) Ueber die Ausſprache des Griechiſchen.

von Chaironeia ſank, bis auf Julianos und Libanios macht etwa achthundert Jahre, und welche ungeheuren Veränderungen haben während dieſer Zeit alle noch lebenden europäiſchen Sprachen erfahren! Um nur Bekanntes zu erwähnen, von Plautus bis Horaz, wie klein der Zeitraum, wie groß der Unterſchied der Sprache und wie fühlbar! Nach ihm und wenigen Jahren hat ſich das auguſtiſche goldene Zeitalter ſchon wieder verändert, und die Sprache in Plinius und Seneka verſilbert, wie Alle eingeſtehn. Einige Jahrhunderte ſpäter, und die lateiniſche Sprache war wieder verändert d. h. mauſetodt. Nehmen wir das Deutſche zu Zeiten Otfrids, wie verwandelt tritt es bald in den Minneſängern auf, wie neugeſtaltet in Luther, wie rothwelſch im ſiebzehnten, wie verjüngt im achtzehnten Jahrhundert ſeit Klopſtock? Eben ſo fühlt jeder Italiäner, wie von Dante bis auf Taſſo, von dieſem bis auf Manzoni und Silvio Pellico die Sprache ſich umgeſtaltet hat, und noch nirgends liegt ein Zeitraum dazwiſchen, wie zwiſchen Demoſthenes und Konſtantin. Nehmen wir, die Provenzalen übergehend, das neuere Franzöſiſch in Marot, Ronſard, Amiot, und halten es gegen Voltaires Zeit, welche bedeutende Verwandlung! Ja ſehen wir auf Balzac, Victor Hugo und ſonſtige Lichter der Neuzeit, ſcheint da nicht nach wenigen Jahrzehenten die Sprache in ihren Grundfeſten aufgelöſt, und in Geſtalt wie Geſinnung umgeformt? Ferner um zum Engliſchen überzugehen, welche Veränderungen ſeit der angelſächſiſchen Sprache, in der keine Spur *) vom Engliſchen, bis zu den old plays, Marlow und Shakespeare! Shakespeare unter Eliſabeth, und ſchon muß er erklärt werden, damit die Zeitgenoſſen eines Byron und Bulwer ihn verſtehen können. Dieſelben Erſcheinungen ließen ſich in allen Sprachen nachweiſen. Das Arabiſche **) zu Zeiten Muhammeds iſt als eine todte heilige Gelehrtenſprache zu betrachten, ſo ſehr hat es ſich verändert, und daß das Syriſche, was noch in den Dörfern um Damaskus, oder das Chaldäiſche, was noch in der Umgegend von Merdin und Muſul ***) geſprochen wird, himmelweit von dem alten verſchieden iſt, bedarf keiner Frage. Eben ſo hat ſich das Türkiſche verändert, und der Turkomanne des Sultans aus Rum (Conſtantinopel) verſteht nicht mehr ****) ſeinen Bruder aus dem tatariſchen Urlande. Ja wie oft in geringer Zeit Sprachen ſich ändern, kann man am Niederrheine, vielleicht auch anderwärts ſehen, wo während weniger Jahre die einheimiſchen alten Volksmundarten zum Schaden der Sprachwiſſenſchaft auf auffallende Weiſe verſchwinden, um dem Hochdeutſchen Platz zu machen.

Was nun bei allen Sprachen Statt findet, ſoll das bei der griechiſchen nicht der Fall geweſen ſein? Wenn man es auch nicht glaubt, thut man wenigſtens in der Würdigung der Schriftſteller ſo. Welch ein Zeitraum von Alexander dem Zerſtörer bis Konſtantin den Erneuerer! Faſt ſieben Jahrhunderte. Daß die griechiſche Sprache ſich in dieſen Neigejahren griechiſcher Freiheit, Größe, Kunſt, gedrängt von Römern aus Weſten, Makedonern und ſpätern Barbaren aus Norden, Armeniern, Syrern und ſonſtigen Fremdlingen aus Oſten, ja den aigyptiſchen Ptolemaiern aus Süden, rein erhalten haben ſollte, iſt über alle Glaublichkeit und gegen das Geſetz der Geſchichte; denn in einem geringern Zeitraume verloren Syrien, Italien, Frankreich, England, Spanien, die Slavenländer an der Oſtſee, Amerika, ihre Urſprachen ganz

*) Vgl. de Danorum rebus gestis et. Poema danicum dialecto anglosaxonica ed. Thorkelin.

**) S. Voyage de Niebuhr en Arabie. Extrait. 1780. tome II. p. 272.

***) Ibid. p. 274.

****) Ibid. p. 273.

und gar, und wechſelten die neuen Sprachen dafür ein. Für den denkenden Sprachforſcher wäre es alſo nicht wunderbar, wenn, was wir einſtweilen noch nicht behaupten wollen, ſchon unter Conſtantin die altgriechiſche Sprache nicht mehr lebendige, ſondern bloſe Schriftſprache geweſen wäre, hatte ſie ſich doch faſt ſiebenhundert Jahre lang mit dem frohnenden Volke verſchlechtert. Wenig war auch Conſtantin geſchickt, die griechiſche Sprache zu heben (die dann wahrſcheinlich einen andern Gang genommen hätte); denn er war ein Lateiner, ſein Hof lateiniſch, ſeine neu gegründete und bevölkerte Hauptſtadt lateiniſch, ja von Griechiſch verſtand dieſer Kaiſer blutwenig, wie ſelbſt Euſebios zu ſeinem Leidweſen eingeſtehen muß, der ſonſt jede Kleinigkeit an ſeinem prieſterfolgſamen David zu loben weiß. Die lateiniſche Sprache blieb auch fortwährend wie Hofes- ſo Geſetzesſprache, und Juſtinian veranſtaltete in Konſtantinopel eine Geſetzſammlung d. h. ein lateiniſches, aber kein griechiſches Corpus juris, kurz, die erweiterte Stadt Byzanz, ſpäter Sitz und Mittelpunkt alles Griechenthums ward von Lateinern vorzüglich bevölkert; und wenn Griechen mit in die Hauptſtadt zogen, ſo iſt daſſelbe mit Thrakern, Bulgaren, Wallachen, Serviern u. ſ. w. der Fall und auf die Hauptſache ohne Einfluß. Wer iſt endlich dieſes Byzanz ſelbſt? Etwa eine griechiſche Stadt? Wer an den byzantiniſchen Volksbeſchluß in der demoſtheniſchen Rede von der Krone denkt, möchte es vielleicht bejahen. Allein alle dieſe Pflanzungen und Anſiedlungen, die ſtets mit den thrakiſchen Urſaßen des Landes ſich in den Haaren lagen, und durch Schrecken oder verſöhnende Mittel oder chineſiſche Mauren wie um den Cherſones ſich ſchützen mußten, ſind eben ſo wenig griechiſche Städte, als Galata eine genueſiſche, Pera eine chriſtliche und Petersburg eine deutſche Stadt iſt, trotz der vielen dort angeſiedelten Deutſchen. Byzanz war nichts mehr und nichts weniger, als eine thrakiſche Stadt in fremdem Lande und fremder Umgebung, und wie die Handelsniederlaßungen der Engländer am Senegal und alle Pflanzungen in der Fremde überhaupt, ſo mußte auch willig oder unwillig Byzanz mit den Fremden vor ſeinen Thoren, den eigentlichen alten Landesherrn verkehren, als Feinde oder*) Freunde, gezwungen und freiwillig ſie aufnehmen, und alle Einflüße erdulden, die an den lebendigen Verkehr nothwendig geknüpft ſind, d. h. es konnte ſeine Griechheit nicht rein bewahren, ſelbſt wenn es dieſe mitgebracht hatte, ſondern mußte wie die Portugieſen in Goa verbaſtarten. Es war darum ein ſchlechtes Vorzeichen für den Genius der helleniſchen Sprache, als dieſes Byzanz von Conſtantin erweitert, Hof- und Bildungsſtadt der europäiſchen Welthälfte wurde. Griechenland war zu bedauern; denn der Brennpunkt und Lebensquell, die Seele des Volkes lag außerhalb dem Leibe des Volkes. Wenn nun ſpäter auch Konſtantinopel durch die Religion und das Uebergewicht des Griechenthums in jenen Gegenden ſich ſcheinbar vergriechelte, und als Hof, und Lebens- und Ehrenvertheiler, wie es in Thronſtädten zu geſchehen pflegt, alles Wiſſen und Können in ſich vereinigte, ſo konnte es doch eben ſo wenig der Schutzgeiſt griechiſcher Sprache, Wiſſenſchaft und griechiſchen Volkslebens werden, als etwa Frankreich oder der Fremde überhaupt mit dem beſten Willen je der Schutzgeiſt deutſcher oder ſonſtiger Volksthümlichkeit werden kann.

Aber es ward nun einmal Konſtantinopel der Mittelpunkt von Griechenland, ja ſo zu ſagen, Griechenland ſelbſt, und wie mit ſeinem Falle Griechenland nach gewöhnlicher Meinung fiel, obgleich es eigentlich vor ihm und vorzüglich durch daſſelbe ſtarb, ſo ſchien es auch mit

*) Daß ſie auch Freunde waren, ja einander freiten, beweiſt Anakreons Lied auf ſein thrakiſches Mädchen.

ihm zu ſtehen, und wenn in Byzanz alle Gelehrſamkeit und Wiſſenſchaft ſich vereinigte, ſo hat man ſich angewöhnt, dieſe für ächtgriechiſche Nachklänge aus ächtgriechiſchen Herzen anzuſehen. Hiebei müßen wir auf eine Erſcheinung aufmerkſam machen, die ſpäter noch mehr beſprochen werden ſoll, und die ſo frühe eintritt, daß man ſich wundern darf, wie man ſie nicht längſt beachtet hat; denn ſie iſt in der That auffallend genug. Schon frühzeitig nämlich finden wir in ſehr vielen Ländern, wo das Griechiſche nicht die lebendige Landesſprache war, dennoch dieſelbe als Schrift- und Bücherſprache, ſo wie in ſpäteren Zeiten, wo das Altgriechiſche erweislich geſtorben war. Wenn nun in Rußland, Servien, Portugal und Neapel eben ſo gute deutſche Bücher, als in Deutſchland geſchrieben würden, ſo würde man allerdings dieſe Schriftſteller zu den Deutſchen zählen können; aber würde man daraus folgern dürfen, daß man in den genannten Ländern eben ſo gut Deutſch verſtehe, als in Deutſchland? Und wäre eine ſolche Erſcheinung wohl möglich bei Lebzeiten eines Volkes? Man könnte einwerfen: Ja, da das Franzöſiſche nach dem dreißigjährigen Kriege einmal Sprache der gebildeten, oder ſchärfer geſagt, der vornehmen europäiſchen Welt ſo verbreitet war, und es z. B. in Rußland noch iſt, daß es über die Landesſprachen den Herrn ſpielte und ſie ſo ziemlich als Mägde behandelte. Allein erſtens ſind ſolche Verhältniſſe, ſo das Ineinanderleben jetziger Staaten hervorbrachte, vor Columbus, geſchweige früher nicht denkbar. Zweitens leuchtet wie in dem berüchtigten jusqu' à und jusque dans la mer überall der Nichtfranzoſe hervor, und endlich, wo dies nicht der Fall iſt z. B. im genannten Nordlande, da iſt das Franzöſiſche als Mutterſprache eingeſogen, wie es denn viele Nordländer gab, die kein ruſſiſch, polniſch verſtanden, ſondern franzöſiſch redeten und dachten, alſo Franzoſen waren, wenn auch nicht hießen. Schwerlich aber kann eine allgemeine Sprache, wie die arabiſche in Aſien und Afrika und die lateiniſche im Mittelalter eben eine allgemeine werden, wenn ſie nicht durch Religion, wie Sanskrit, Arabiſch, Lateiniſch und Griechiſch, oder durch Gelehrſamkeit, wie ebenfalls die genannten Sprachen, oder durch politiſche Nothwendigkeit oder Mode geheiligt iſt. Dabei muß ſie durch den Tod, gleich dem Sanscrit und Lateiniſchen, oder eine Todähnlichkeit, wie das durch die Akademie trotz der goldenen Ludwigszeit ſtarr gewordene Franzöſiſche feſt ſtehen, ſo daß ſie durch den Fluß des Lebens nicht mehr verändert werden kann. Sehen wir nun auf Griechenland oder vielmehr das Morgenland überhaupt, was von Aegypten, dem Euphrat, Armenien und dem ſchwarzen Meere eingeſchloſſen iſt, ſo wurde dort das Griechiſche ſchon frühe Schriftmodeſprache, als die Landesſprachen erweislich noch am Leben waren, und einzelne hervorragende Geiſter abgerechnet, die ſtets der Sprache ihre Eigenthümlichkeit aufprägen, ſchrieb der Eine ungefähr ſo gut, als der Andere, der Nichtgrieche ſo gut als der Grieche, ja die bedeutendſten Köpfe ſind ſogar nicht ſelten Nichtgriechen, was für den Denker ein hinreichender Fingerzeig iſt. Woher ein Theil der Erſcheinung, davon ſpäter. Für Jetzt nur wenige Beiſpiele aus der Menge von Namen. Schon 270 v. C. ſehen wir im ſyriſchen Kilikien und dem nicht ſprachgerühmten Soloi den Aratos, allein da damals griechiſche Könige in jenen Gegenden, wie auch in Aegypten, Hof hielten, ſo liegt die Erklärung nahe, beſonders da er und die nahen Zeitverwandten wie Kallimachos aus Kyrene, Apollonios aus Naukratis u. ſ. w. doch noch geborne Griechen waren. Aber was ſagt man zu folgenden Namen gleich mit und nach der chriſtlichen Zeitrechnung? Die beiden Oppiane, Verfaſſer der Jagd- und Fiſchfanggedichte ſind Syrier und Kiliker, geachteter Schriftſteller war Nikolaos aus Damaskos Freund des Herodes und Auguſtus, Flavius Joſephos und Herennius Philon von Byblos ſchreiben ſo griechiſch, daß man bei gleichzeitigen Griechen

ähnliche Köpfe wünſchen möchte; Arrianos iſt ein Thraker aus Nikomedeia in Bithynien, wo Xenophon gewiß noch keine Schriftſteller geſucht hätte, Dion Kaſſios iſt ebenfalls ein Bithyner, Bardeſanes der Schriftſteller über indiſche Weisheit ein Babylonier, Kallikrates Graecorum longe doctissimus nach Vopiscus ein Tyrier, Phlegon der Chroniker ein Lyder aus Tralleis, Julios Afrikanos ein Palaiſtiner aus Emmaus, Dion der Goldmund ein Bithyner aus Pruſa, ein Bithyner ebenfalls Ailios Ariſteides der gefeierte Sophiſt, Fronton der Denker ein Gallier oder gar Numide, Lukianos der witzigſte Grieche ſelbſt neben Ariſtophanes ein Barbar aus Samoſata in Kammagene, Hermogenes der Redekünſtler ein Tarſer, Numenios ein Tyrier, Strabon ein Kappadoker aus Amaſeia u. ſ. w. — Wem fällt hier nicht gleich die Zeit ein, wo man im Abendland von Edinburg bis Salerno, von Salamanca bis Upſala Latein ſchrieb, ohne ſich darum einzubilden, das Lateiniſche ſei dort überall lebendige Sprache geweſen? Hier wäre es für die Kritik längſt Zeit geweſen, nach den Gründen ſolcher Erſcheinungen zu forſchen; denn Griechen, wie Porphyrios der Pythagoriker, urſprünglich Malchos genannt aus Batanaia in Syrien, Jamblichos aus Chalkis in Hohlſyrien, Antiochos der letzte ſchon von Cicero gerühmte Akademiker aus Askalon, Sextos Empeirikos in Afrika geboren, in Tarſoi erzogen, zu deſſen Zeit urkundlich nach ihm ſelber die homeriſche Sprache ſchon todt war, Juſtinos der Märtyrer aus Sichem oder Flavia Neapolis, ſein Freund Tatianos der Aſſyrer u. ſ. w. ſind Erſcheinungen, die ſich leichter anführen, als erklären laſſen. Ja ſogar eine Menge griechiſcher Sprachlehrer ſind keine Griechen, und es genüge, die Aegypter Apion, Ammonios, Heſychios und Herodianos anzuführen, über deren Werth der Verfolg der Darſtellung feſtſtellen muß.

Nach dieſen Andeutungen wird wohl das Urtheil nicht frevelhaft erſcheinen, daß die Kritik noch ein reiches unbebautes Feld mit ſicherer Erndte vor ſich hat, und daß von Unkritik zu ſprechen mißlich iſt, wo man ſelbſt kritiſcher ſein d. h. Haupt- und Lebensfragen ſich zur klaren Anſchauung bringen müßte. Ueberhaupt wenn Kritik ſcharfes Sondern iſt, ſcharfes Erkennen vorausſetzt, ſo ſcheint ſie in unſerer Zeit noch keineswegs auf der Höhe zu ſtehen, wie Viele glauben. Ein kleines Beiſpiel. Als ehrbare Zeugen für altes Griechenthum gelten die Wörterbüchler, Suidas, Heſychios, Harpokration, Pollux, Photios, Stephanos, Athenaios (letztern rechne ich mit zu den Wörterbüchern) und alle Scholiaſten. Wer nun aber dieſe Bücher nicht nachgeſchlagen, ſondern (allerdings eine unerquickliche Anſtrengung) durchgeleſen hat, wer über ſie nachgedacht hat, da in ihnen wahrlich wenig zu denken iſt, was findet man dann? Wie Alle wiſſen, Erklärungen von Namen, Wortformen, Sätzchen, feſtſtehend oder beſtritten in der Bedeutung, Form, ſogar Schreibart und Betonung, kurz eine Rumpelkammer von Dingen, die wunderlich genug durcheinander gewürfelt ſind. Wenn wir Deutſche nun in ähnlicher Weiſe deutſche Wörterbücher hätten, worin wir z. B. erklärten:

erfand von erfinde, Zeitwort; und i geht in a über.
der, die, das Geſchlechtswort, ſteht auch für dieſer.
Vaters zweiter Fall von Vater, Mehrzahl Väter, dichteriſch Erzeuger.
Schiller, Göthe, zwei berühmte Dichter.
lebe'ndig, nach Einigen le'bendig, auf der dritten Silbe fehlerhaft betont.

würde man da nicht glauben, ein ſolcher Schreiber, wo nicht für Kinder, hätte Ueberfluß an Zeit und Verrücktheit gehabt? Wir ſind aber keineswegs geneigt, bei langen Zeiten und Geſchlechtern eine ſolche Richtung zur Verrücktheit anzunehmen; denn daß die Wörterbücher und Scholien auf ähnliche Weiſe eingerichtet ſind, kann Keiner läugnen. Die Leute werden alſo

wohl geglaubt haben, etwas Vernünftiges, Nützliches und Zeitgemäßes gethan zu haben, wenn ſie ſolche Wörterſammlungen und Erklärungen verfaßten, oder wenn ſie unterſuchten, ob ſo oder anders richtig zu ſchreiben, zu betonen ſei. Wie konnten ſie aber ſo was glauben? Die einfache Antwort iſt: die Sprache war todt, die Betonung war verloren und zweifelhaft, die Schreibart unſicher, die Wörter wurden nicht mehr verſtanden, mußten daher erklärt werden. So verhält ſich die Sache ganz einfach. Kannte man die Sprache noch als lebendige Mittheilung, ſo war es Wahnſinn, wenn ein Herodianos über die Betonung ſtritt, die er auf allen Straßen hören konnte, oder wenn Wörter wie: Vaters, erfand und ſolche Dinge erklärt wurden, wovon Scholien und Wörterbüchler voll ſind. Nun aber ſtellt ſich die Sache ganz anders. Wie wir bei Otfried und ſeinen Vorgängern die Ausſprache ſuchen und Erklärungen bedürfen, wie der Italiäner, Franzoſe, Britte für die Schriftſteller ſeiner Vorzeit Erläuterungen bedürfen, ſo waren auch jene Neugriechen in gleicher Lage. Wir ſagen mit Schöll: als man das Bedürfniß von Wörterbüchern fühlte, was nur bei dem Abſterben der Sprache eintreten kann, wenn man gegen den Tod ſich wehrt und den Beſtand bewahren will, oder bei der Sprache der Religion bewahren muß, da können wir an den Sammlungen die Zeit erkennen, wo ſolche Erklärungen nöthig waren, d. h. die alte Sprache abſtarb, und die beſtehende Sprache zum Verſtändniſſe nicht mehr hinreichte. Für Schiller und Göthe hat man kein Wörterbuch nöthig, wohl aber für die altdeutſche geſtorbene Sprache, und wie bei allen Völkern war's wohl auch bei den Griechen, wenn wir verſtändigen Arbeiten verſtändige Zwecke unterlegen wollen, und zugleich die Verſchiedenheit der Zeit bedenken, in welcher unſer jetziger Büchertrödel für den fliegenden Tagesbedarf zu koſtſpielig, ja unmöglich war. Wann finden wir nun ſolche Sammlungen, Erklärungen, Scholiaſten? Früher, als man denken ſollte. Alſo früher, als man denken ſollte, fing die griechiſche Sprache an zu ſterben, und eine Sprache ſtirbt bekanntlich nicht in einem Jahrhunderte, ſondern ſchläft allmählig ein, wie wir im Elſaß oder bei den Wenden der Lauſitz noch lebendig ſehn, am Syriſchen und andern Sprachen geſchichtlich nachweiſen können. Welches Vertrauen verdienen alſo die Sammler, und wie können die Zeiten nach Chriſtus für die weit frühere Sprache Zeugniß geben? Für die Antwort iſt es noch zu frühe; denn Jeder ſieht ein, daß kein Gerede hier fruchtet, ſondern alle Kritik hier von der einen Lebensfrage abhängt:

Wann iſt die griechiſche Sprache geſtorben?

Um dieſe Frage zu beantworten, müßten wir eine Geſchichte der griechiſchen Sprache beſitzen. Da aber die Kritik hieran noch nicht gedacht hat, vielmehr mit den alten Vorurtheilen noch immer Markt hält, ſo müſſen wir ſelbſt den Verſuch wagen, ob auch ungern und wohl einſehend, wie das Leben ſchwer zu erfaſſen iſt, und Irrthümer in dieſem dunkeln Irrſaale kaum zu vermeiden ſind. Jedoch der Anfang ſei gewagt, und ſpätere Forſchung möge die Fehler berichtigen und die Andeutungen weiter ausführen. Alſo Riſſe zu einer

Geſchichte der griechiſchen Sprache.

Ueber die älteſten Dichtungen und Schriftwerke der Hellenen kein Wort; aber gewiß ſind die älteſten, die wir übrig haben, Homeros und Heſiodos nicht die älteſten; denn ihre Sprache verräth eine Bildung, Gelenkigkeit und Höhe, die eben ſo wenig der Anfangspunkt eines Volkes ſein können, als die Inder mit dem Ramaiana, die Perſer mit dem Ferduſi, die Deutſchen mit Rückert angefangen haben. Das horaziſche multi fuere ante Agamemnona läßt

ſich nicht nur auf die Waffen- ſondern auch auf die Sprachhelden anwenden. Was iſt das aber für eine Sprache, die homeriſche und heſiodiſche? Da ruft Alt und Jung mit einhelliger Kehle: ioniſcher Dialekt, ioniſche Mundart, und wir ſchütteln den Kopf, und können die Behauptung nicht begreifen, geſchweige daß ſich Beweiſe dafür fänden. So müſſen wir ſchon an der erſten Schwelle des Griechenthums den Fehdehandſchuh aufnehmen, und zuerſt gegen die herkömmlichen Vorurtheile ein Wort über die

griechiſchen Mundarten

ſagen, wobei ich nur bedauern kann, daß ich Gieſe's treffliche, wenn auch unvollendete Arbeit nicht benutzen darf, noch mehr aber bedauern muß, daß die früher in meiner Accentlehre gegebenen Andeutungen überſehen, vielleicht gar als Unkritik und Unverſtand gedeutet wurden.

Daß in jedem ausgebreiteten Volke die Verhältniſſe der Zeit und des Raumes eine Menge Volksmundarten ſchaffen, verſteht ſich beinahe von ſelbſt. Leider nennt man ſie jetzt gewöhnlich und verächtlich platte Sprachen, da man ſie alte nennen ſollte oder ſtätige im Gegenſatze zu den Schriftſprachen, die durch fortwährende Handhabung ſtets vorwärts ſchreiten zum Beſſern oder auch Schlechtern. Venedig, Mailand, Neapel in Italien, die Bretagne, Provence, Lüttcherland und die Landes in Frankreich haben gleich andern Ländern ihre eigenen Mundarten, und um in Deutſchland von den Oſtſeeländern, Niederſachſen, nürnbergiſchen, allemanniſchen, ſchweizeriſchen Mundarten zu ſchweigen, ſo hat der mir bekanntere Niederrhein allein ſo viele für die älteſten Wortſtämme merkwürdigen Dialekte, daß nicht nur Aachener, Kölner u. ſ. w. ſich gleich unterſcheiden, ſondern auch ein Menſchenleben ſchwerlich hinreichen möchte, ſie in's Einzelne zu erforſchen, obgleich ſie für das Holländiſche, Engliſche und Altdeutſche wichtig genug ſind. Nicht anders war es in Hellas, und es gab dort eine ſo große Menge Volksmundarten mit größern oder kleinern Abweichungen, daß man dieſes nur begreiflich findet, wenn man die geſpreizte, durch Gebirge und Meere zerſtückelte Lage mit in Erwägung zieht. Wie noch jetzt, hatten auch früher die kleinſten Bezirke ihre beſondere Mundart, und es wäre zum Erſchrecken, wenn ſie alle in Schrift ausgebildet worden wären. Erſtens gab's in Hellas noch alte Pelasgerüberbleibſel zu Zeiten eines Miltiades auf Lesbos und anderwärts. Ferner hatten, wie Herodotos *) aus dem Leben berichtet, die Joner keineswegs dieſelbe Sprache, ſondern vier Hauptmundarten, die gegenſeitig unverſtändlich gewiß wieder ihre Unterabtheilungen mit beſondern Eigenthümlichkeiten einſchließen. Miletos mit Myus und Priene redeten ihre Sprache, wahrſcheinlich mit Altkariſchem miſchend, die urſprünglich lydiſchländiſchen Städte Epheſos, Kolophon u. ſ. w. redeten wieder eine andere Mundart, eine dritte verſchiedene Samos, eine abweichende vierte das benachbarte Chios, die fünfte Stammmundart der europäiſchen Joner in Athen wollen wir nicht einmal erwähnen. Wir fragen nun: was heißt es und welcher Verſtand liegt darin, wenn ein chriſtlicher Sprachlehrer (denn Vorchriſtliches möchte ſich ſchwerlich auftreiben laſſen) feſt verſichert: Homeros und Heſiodos ſchrieben joniſch? In welchem Joniſch, fragen wir, und wer wird ſich der Antwort vermeſſen? Gehen wir zu dem andern Volksſtamme, den Dorern über (denn die Eintheilung der Mundarten nach Volksſtämmen iſt überall richtig), ſo finden wir Dorer im Peloponnes, Italien, Kreta, Sikelien, Rhodos, auf der kariſchen Küſte und anderwärts. Aber alle hatten, wie ſchon die Lage mit ſich brachte,

*) I. 142.

ihre gewaltigen Abweichungen und Schiboleths, und wenn nach Pauſanias *) die beweglichen Meſſenier die Sprache in ihrer Reinheit bewahrten, ſo ſprachen die Spartaner dagegen ziemlich ſchlecht, und das Doriſche eines Epicharmos, Theokritos und Pindaros iſt auch ziemlich voneinander unterſchieden, und war es im voreinſtigen Leben gewiß mehr, als wir ahnen. Der Boioter und Megarer hatte auch ſeine Eigenthümlichkeit, an der ſie jeden Fremden eben ſo gut erkannten, als nach der Sage das Höckerweib im Theophraſtos den Nichtathener. Der aioliſche Stamm in Europa, Aſien und auf den Inſeln wich wieder unter ſich und den übrigen Mundarten ab, und hatte ſogar eine eigenthümliche Lippenbewegung in dem F, was den übrigen Griechen eben ſo gut fehlte, als dem Hochdeutſchen manche plattdeutſchen Selbſtlauter abgehen. Die attiſche Mundart und den κοινὴν διάλεκτον endlich wollen wir ſogar übergehen, einestheils weil die Erörterung noch zu voreilig wäre, anderntheils aber weil Matthiä und unſer geiſtreicher Freund Thierſch in ihren größern Sprachlehren das Nöthige ſchon beigebracht haben. Nun fragen wir, wenn Euſtathios, Tzetzes, Photios, Moſchopulus, Gregorios, ja ſelbſt Herodianos, Dionyſios der Thraker und Ariſtarchos mitſammt Ariſtophanes dem Byzantiner in Hinſicht der Mundarten etwas behaupten, verdienen dann dieſe Spätlinge (denn ſolche ſind im Vergleich mit Homeros ſchon die erſten alexandreier Schriftgelehrten) unbedingten Glauben, wenn ſie zur Zeit des geſunkenen Volkes und der geſunkenen Sprache Dinge behaupten, die ſie bei dem beſten Willen nicht einmal wiſſen konnten? Das aſiatiſche wie europäiſche Griechenland war damals nämlich ſchon untergegangen, und was hilft Büchergelehrſamkeit, wo es auf das lebendige Leben ankommt? Statt weiteren Geredes ein nahe liegendes Beiſpiel. Wir Neuern bekümmern uns mehr um Sprachforſchung, als Griechen thaten und thun konnten; wenn jetzt nun ein Gelehrtenverein nach alexandreiiſcher Weiſe den Titurel, Hagens Reimchronik, die Nibelungen, Minneſänger u. ſ. w., die doch kaum ſechshundert Jahre alt ſind, einzeln erklären oder aufſuchen wollte, welcher Heimath und Mundart Recke, Degen, Brünne, Buhurt, Wigand u. ſ. w. angehörten, würde das wohl möglich ſein? Welch ein Rieſenwerk iſt das beabſichtigte deutſche Wörterbuch aller lebenden Mundarten, und bei unſern Verkehr- und Mittheilungsmitteln! Weiter ſind ſchon die Alexandreier von ihrem erſten Schriftweſen entfernt, als wir von dem unſrigen; und ihnen ſollte bei ihrem Mangel an Sprachenſinn, Sprachenüberſicht und Sprachenvergleichung gelungen ſein, was jetzt eine Unmöglichkeit wäre? Allerdings iſt Einzelnes zu wiſſen und zu erfahren, eine Wörterſammlung anzulegen nach Städten und Landſchaften, gleichſam eine Idiotikenſammlung von Fulda im Großen und auch die Alexandreier mögen ſolcherlei gehabt haben; aber ſolche Einzelheiten ſind in Bezug auf das große Sprachganze ſo geringfügig und unbedeutend, zumal wenn der Zuſammenhang des Lebens fehlt, daß ſich ein Urtheil darauf gar nicht bauen läßt. Wäre ein Urtheil möglich, ſo wäre leicht die Gegend oder Stadt zu benennen, wo die Nibelungen geſchrieben ſind, und über welche, wer weiß, wie viele Köpfe ſchon nutzlos geforſcht haben. Daſſelbe ſah auch ſchon zu ſeiner Zeit ein Sprachlehrer und ein Sprachkenner ein, der neben den Meiſten wohl mit Ehren ſtehen kann, nämlich Sextos Empeirikos, der im zweiten Jahrhundert n. C. lebte, und mit mir einer Meinung iſt. Man leſe den dritten Abſchnitt gegen die Mathematiker **) über die Sprachlehre, und man wird

*) IV. 27.

**) p. 12. ed. 1621.

finden, wie ſchon zu ſeiner Zeit Homeros, Heſiodos, Pindaros, Euripides, Menandros, Herodotos, Thukydides und Platon erklärt, alſo nicht verſtanden wurden, wie manche Worte, ſogar das Hauchzeichen beſtritten wurden, wie ſchon ächtes Griechiſch von *βάρβαρον* und *σόλοικον* unterſchieden ward, aber Alles nach Büchern und nach Gelehrſamkeit, nicht nach dem Leben. Dann ſagt *) der Denker: das Alles laufe aber auf Null heraus, und die Sache laſſe ſich nicht zu Ende führen; denn das ſei ein Anhäufen einer Unendlichkeit von Einzelheiten, und eine Wiſſenſchaft der unendlichen Einzelheiten, die ſich immer noch vermehren laſſen, gebe es nicht. Wie wahr! Dabei ſieht man, wie die Sprachgelehrten, mit denen Sextos nicht ſehr zu ſtimmen ſcheint, nur auf die Schriften einer längſt entſchwundenen Vorzeit ſich ſtützten, nirgends auf das Leben; denn die Sprachlehre war nach **) Asklepiades dem Tadler des thrakiſchen Dionyſios nichts Anderes, als die Wiſſenſchaft deſſen, was bei Dichtern und Nichtdichtern (alſo geſchrieben) ſteht. Auf daſſelbe ungefähr laufen auch die Erklärungen der ältern Sprachforſcher, eines Chares, Krates, Demetrios Chloros hinaus. Aber Sextos erwiedert auf die Behauptung ***) des Dionyſios Thrax: müſſe ein Sprachgelehrter aus Dichtern und Nichtdichtern alle Wörter und ihre Bedeutung kennen, ſo würden das wohl nicht einmal die Götter können. Endlich ****) ſchließt er: ein Athener kennt ſeine attiſchen Worte, ein Dorer ſeine doriſchen, Redner und Arzt jeder ſeine Kunſtausdrücke; aber Alles zu kennen iſt unmöglich, und wenn man auch Wahrſcheinliches darüber ſchwatzt, ſo iſt es damit noch nicht wahr *****). So urtheilte ein Mann, der die Sache beſſer verſtehen muß, als wir, und es wird uns daher Keiner übel nehmen, wenn er ſeinen Sprachgelehrten und Zeitgenoſſen, ja älteren, nicht traut, daß wir auf die jüngern noch weniger geben. Denn mögen ſie noch ſo fleißig, redlich und klug geweſen ſein, die Heimath des Sprachſchatzes bei lebendiger und blühender Sprache zu beſtimmen, iſt unmöglich, um ſo mehr beim Verfalle einer Sprache, die dadurch ihr Bewußtſein um ſich ſelbſt verliert, und was alle Gelehrten Deutſchlands beim Nibelungenliede nie fertig bringen werden, das mögen wir bei Homeros und ähnlichen nicht einmal alexandreiiſchen Sprachlehrern, geſchweige ſpäteren, zutrauen. Luthers Bibel iſt dreihundert Jahre alt und theilweiſe ſchon veraltet, und ſchwerlich wird das Vaterland des Veralteten im Einzelnen nachgewieſen werden können. Wie möchten daſſelbe wohl Alexandreier fertig gebracht haben, was keine Sprache in der Welt kann? Im Hochdeutſchen findet ſich Plattdeutſch, im Platten Hochdeutſch, in Schleſien, Pommern, Schwaben, was dem Rheine eigenthümlich iſt und umgekehrt, wer kann hier ſichten und urtheilen?

Und woher haben wir denn unſer wundervolles Gebäude von den griechiſchen Mundarten? Von Sprachforſchern meiſt der ſpäteſten Zeit, wo kein Laut von lebendigem Griechiſch mehr lebte, von Leuten, die eben ſo gut das Griechiſche lernen mußten wie wir, eben ſo forſchen wie wir, eben ſo recht und fehl gehen können, wie wir, und für die Wahrheit kein Zeugniß haben, als ihre Meinung. Zwar haben ſie den ſcheinbaren Vortheil über uns, daß ſie noch

---

*) p. 14. *σκοπῶμεν . . ., εἰ δύναται τέλος — — ὑποστῆναι ἡ γραμματικὴ κ. τ. λ.*

**) p. 15. E. *τέχνη τῶν παρὰ ποιηταῖς καὶ συγγραφεῦσι λεγομένων.*

***) p. 17.

****) p. 18.

*****) U. ſ. w. bis *πάσας δὲ (λέξεις) περιλαβεῖν ἀδυνατοῦσι.*

reichlichere Hülfsmittel beſaßen, als wir, um über Einzelnes ſich zu belehren; allein wir wiederholen: was helfen Bücher? Ohne das Leben des Volkes und ſeiner Sprache ſind auch ſie todt, zumal in Dingen, wo nicht das Auge, aber das Ohr zu Gerichte ſitzt. Deshalb haben wir nun auch in unſerer Lehre über die Dialekte ſo viel Widerſprechendes ja Ungereimtes, ein Sammelſurium von ἄλλως und ſonſtigen nichtsſagenden Ausdrücken, daß man nicht weiß wo aus und wo ein. An klare Begriffe iſt nicht zu denken, und wie ſollten ſie auch z. B. bei einem Ibykos oder Alkman von einem Joannes Grammatikos oder Gregorios dem Korinther und Erzbiſchofe des zwölften Jahrhunderts gegeben werden können, da ſie denſelben Leuten fehlten? Wer durch die Veränderung von μήνη in μάνα, ἥλιος in ἄλιος oder ἠέλιος, τετάχαται u. ſ. w. ſich befriedigt fühlt, iſt allerdings leicht zu befriedigen; denn wir geſtehen ein, von den Mundarten eigentlich nichts Bedeutendes zu wiſſen. Was bei dem Einen aioliſch iſt, heißt bei dem Andern doriſch oder wie immer. Homeros iſt ein Joner, und dennoch mit Wörtern aus allen Mundarten geſpickt; Heſiodos iſt ein Aioler aus Kyme, wohnt in Boiotien, ſchreibt aber weder aioliſch noch boiotiſch, ſondern ſogenanntes Joniſch. Herodotos, Hippokrates, Empedokles und Steſichoros ſchreiben nicht ihre Landesſprachen, ſondern alt- oder neujoniſch. In die Reinheit des pindariſchen Dorismus weiß man ſich auch nicht ſo recht zu finden, und Hermann's Erklärung *) der Sprachweiſe dieſes Boioters als epiſch-aioliſche Miſchung verwirrt mehr, als ſie entwirrt. Wie verſchieden iſt dieſer Dorismus von dem eines Theokritos oder gar eines Kallimachos, der im Bade der Pallas mit ſeiner eigenen Sprache in Widerſpruch tritt, der Himmel weiß, aus welchen Gründen. Jedoch wollten wir in's Einzelne gehen, und alle Meinungen der Sprachgelehrten anführen, ſo könnte man ein Tollhaus von Meinungen erbauen, ohne darum an Einſicht zu gewinnen. Matthiä **) verfiel daher vor dem ausgezeichneten Schöll ***) ſchon auf das, was allein das natürlichſte iſt, wie ein Adriadnefaden aus dieſem Wörterlabyrinthe leitet, und was alle Widerſprüche auflöst, ſo daß man ſich wundern muß, wie man nicht früher auf dieſen allein rechtführenden Ausweg gerathen iſt. Die neugriechiſchen Sprachlehrer in ſich befangen, den Sprachgang fremder Völker gleich ihren Vätern nicht beachtend und überlieferungsmäßig Urtheil und Vorurtheil vererbend konnten kaum auf dieſen Ausweg gerathen; uns Neuern aber liegt er gar zu nahe, nämlich die — Schriftſprache. Sind die Griechen nicht von der Nothwendigkeit menſchlicher Entwickelung ausgenommen, ſo wird ſich auch bei ihnen finden, was alle Völker haben und hatten. Alle Völker nun haben und hatten ihre nach Oertlichkeit und Zeit abweichenden Mundarten, aber wie durch Naturtrieb geleitet entwickelten Alle eine Schriftſprache, die im vollen Umfange des Lebens nirgends geſprochen wird, aber an eine Oertlichkeit gebunden iſt, als Mittelpunkt, an den alle neueren Bildungen als Kryſtalle anſchießen. So hat der Spanier ſeine kaſtiliſche, der Italiäner ſeine florentiniſche Schriftſprache, der Franzoſe ſeine langue d'ocuil oder d'oui im Gegenſatze zur früher blühenden langue d'Oc, der Deutſche ſeit Luthers Bibel das ſogenannte Oberſächſiſche, ja ſelbſt das engbeſchränkte Lateinerländchen hatte ſeine Schriftſprache, die bekanntlich von der Sprache der Frauen und des gemeinen Lebens abwich. Ueberhaupt geſtaltet ſich die Schriftſprache von ſelbſt durch eine innere

*) Vgl. Schöll Geſch. gr. L. I. S. 200.

**) Ausführliche griech. Gr. 1807. S. 8.

***) Dieſer maſſenhaft gelehrte und verſtändige Mann ſpricht (I. S. 71 ff.) ſehr gut über dieſen Stoff, liefert aber dennoch kein Ergebniß, da unſere wunderlichen Meinungen ſich einmal zu tief feſtgeſetzt haben.

Nothwendigkeit, wenn die abweichende Eigenthümlichkeit deſſelben Volkes im Einheitsdrange der Stämme mit einander verkehren will oder muß. Machen wir unſern Stoff an der Völkergeſchichte klar! Seit Dante ſtand Florenz an der Spitze der Bildung, des Handels und Gewerbefleißes; das Florentiniſche wurde italiäniſche Schriftſprache durch geiſtiges und kaufmänniſches Uebergewicht. Aragon war früher in Spanien mächtig und ſeine Sprache das Vorbild ſpaniſcher und franzöſiſcher Dichtung, Kaſtilien die frühere Maurenmark ward ſpäter Mittelpunkt der Gewalt, und die kaſtiliſche Mundart verdrängte die frühere Schriftſprache. Frankreichs Leben und Hauptmacht im Mittelalter war am Mittelmeere, und die provenzaliſche Sprache war die der Bildung und Schrift; ſpäter ward der Norden nebſt Paris mächtig, und die langue d'Oc und der Süden wichen der langue d'oeuil und dem Viertel von Ste Honorée. Wandern wir nach Deutſchland. Als Franken und Schwaben an der Spitze des Reiches ſtanden, waren Fränkiſch und Schwäbiſch Schriftſprachen. Mit Luthers Zeit trat der Norden der alten Reichsverfaſſung entgegen, und verdrängte im Religionseifer die Schriftſprache. So verändert ſich die Schriftſprache nicht ſelten an der Macht ſtaatlichen, geiſtigen oder religiöſen *) Uebergewichtes, und es wäre wunderlich, wenn das was bei allen Völkern nothwendiger Bildungsgang iſt, bei den Griechen nicht eben ſo geweſen wäre. Auch in Griechenland war es ſo trotz allem Gerede, was man über die Mundarten macht, und ſo löſen ſich eine Menge ſonſt unerklärbarer Erſcheinungen. Die erſte helleniſche Bildung entwickelte nämlich diejenige Schriftſprache, die wir einſtweilen, ohne auf den Namen eine Bedeutſamkeit zu legen, die homeriſche oder allgemeiner die urdichteriſche nennen wollen, auch mit dem geiſtreichen Courier**) die alte nennen könnten; denn Joniſch ***), das in vier Mundarten zerfiel, iſt ein hohler, nichtsſagender Name. War die homeriſche Sprache Schriftſprache, dann erklärt es ſich, wie der Dichter und ſeines Gleichen überall auch bei den verſchiedenſten Landesmundarten verſtanden wurde, ferner wie Smyrna, Rhodos, Kolophon, Salamis, Chios, Argos, Athen, Kyme und andere Städte um die Ehre ſeiner Geburt ſtreiten konnten. Hatte er aber joniſch d. h. in ſeiner vermutheten Landesſprache geſchrieben, ſo war der Streit lächerlich ja unſinnig, da ja das doriſche Rhodos und

*) Daß die Religion allein eine Schriftſprache halten kann, bezeugen hinlänglich Sanskrit, Hebräiſch, Griechiſch, Latein, oder um dem Leben näher zu bleiben, die glagolitiſche Sprache (ſ. v. Taube Beſchreibung des Königreiches Slavonien. Leipzig. 1777. S. 62.) Nicht minder war die altperſiſche Schriftſprache eine religiöſe, und wie auf das Zend Pehlvi, dann Parſi, endlich nach dem Eindringen der Araber das Neuperſiſche folgten, kann man bei Kleuker an vielen Stellen, vorzüglich im erſten Theile des zweiten Bandes des Zend-Aveſta (S. 158) ſehen.

**) Dieſer Gelehrte hat wohl das klügſte Urtheil in den wenigſten Worten geſprochen: le dialecte poétique chez les Grecs est le *vieux* Grec. — Il ne faut pas croire, qu' Hérodote &c. ſ. P. Courier Pamphlets polit. p. 311. ed. Bruxelles.

***) Auch das Wort Joniſch ließe ſich bei beſtimmten Begriffen feſthalten. Jonien in Europa ſchwach entwickelte ſich in Aſien ausgewandert auf gewaltige Weiſe. Beweis iſt das eine Miletos, die Handelskönigin am ſchwarzen Meere mit ſeinen hundert Kolonien, ja Herrin im aigyptiſchen Naukratis, daher den eiferſüchtigen ſyriſchen Kaufmannsſtaaten, wie Herodotos beſchreibt, ein Dorn im Auge. Was dieſes alte Venedig war, zeigt der Trotz gegen Kyaxares, und der Freiheitsverſuch unter Hiſtiaios und Ariſtagoras iſt noch ein Nachklang alter Macht, die nicht in einem Jahrhundert gegründet wird. Statt ſolchen Spuren aber zu folgen, befaßt man ſich leider gewöhnlich mit troiſchen und ähnlichen Mährchen, bei denen die Wiſſenſchaft wenig gewinnt.

Argos, das aioliſche Kyme, das joniſch-lydiſche Kolophon, das anders redende joniſche Chios ſich durch ihre eigenen Ohren eben ſo gut überzeugen mußten, ob die homeriſche ihre eigene Mundart war oder nicht, als jetzt ein Nürnberger, Kölner oder welcher Plattdeutſche immer ſeine Sprache nimmermehr verkennen wird noch kann. War die homeriſche Sprache keine Schriftſprache, dann iſt der Zweifel unbegreiflich, ob der Mileſier Arktinos oder der Korinthier Eumelos den Titanenkampf dichtete; denn will man den Alten nicht Ohr, ja Urtheilsfähigkeit abſprechen, ſo muß man ihnen doch zutrauen, daß ſie die Mundart eines Mileſiers von der eines Korinthiers unterſcheiden konnten. Doch was bedarf es weiterer Ausführung? Die ſpätere todte Gelehrſamkeit hat die Lehre von den Mundarten auf das tollſte theilweiſe erfunden, theilweiſe verwirrt. Die homeriſche Sprache war die älteſte Schriftſprache und nichts anderes, und blieb's faſt ausſchließlich bis zu den Zeiten eines Thukydides. In ihr ſchrieben darum Alle, weß Landes und welcher Mundart ſie auch ſein mochten, und wurden überall verſtanden. Alle ſogenannten Kykliker bis auf den Afrikaner und Kyrenaier Eugammon ſchrieben in der homeriſchen Sprache, Heſiodos in Boiotien ſchrieb nicht anders. Xenophanes der Joner lehrt und ſchreibt im doriſchen Sikelien mit homeriſchem Munde und wird eben ſo gut verſtanden, als der Chier und Rhapſode Kynaithos in Syrakus. Empedokles der Akragantiner kennt keine andere Sprache noch auch Steſichoros, und mit geringen Abweichungen, die im Laufe der Jahrhunderte nothwendig einſchleichen, vielleicht aber in den Urſchriften *) gar nicht vorhanden waren, ſchrieben auch Tyrtaios in Sparta, Theognis in Megara, Solon in Athen; ja der Arzt Hippokrates redet nicht ſeine doriſche Mutterſprache, ſondern in der herkömmlichen, und Herodotos aus dem kariſchen Halikarnaſſos, dem Thukydides der Sprachänderer zuhörte, lieſt in Athen, Olympia und Italien, wo er ſein Werk vollendete, in der bisher üblichen Sprache, und wird überall verſtanden, wo auch andere Mundarten erweislich vorhanden waren.

So verſöhnen ſich bei der Annahme der Schriftſprache eine Menge Widerſprüche, die ſonſt theilweiſe für Unbegreiflichkeiten oder Unſinn erklärt werden mußten. Die Scholiaſten und Neugriechen auf Bücher mehr achtend als auf das Leben, zugleich anderer Sprachenkunde, alſo des Vergleichungspunktes entbehrend, erklären allerdings anders, aber eben ihre Erklärungen, die einander widerſprechend dennoch nichts erklären, zeigen, daß ſie gelehrte, aber keine lebendige Griechen waren, und wie viel auf ihr Urtheil zu geben iſt, wird ſpäter handgreiflich klar werden. Hoffentlich haben wir dieſen erſten Stein des Anſtoßes weggeräumt, und kehren nun wieder zurück zu unſerer

Geſchichte der griechiſchen Sprache.

Die erſte Schriftſprache und Bildung aller Völker iſt in dem ewigen Gefühle begründet d. h. in der Religion, und Religionsſprachen überleben nicht nur oft die Völker ſelbſt, ſondern ſind auch allein ſtark genug, andere Sprachen zu vertilgen und zu tödten. Um mit dem letztern

*) Jeder weiß, wie z. B. die Schreibart des Herodotos wenig mit ſich ſelber übereinſtimmt, alſo in dem Formengemenge, das von dem Verfaſſer nicht herkommen kann, ſchwerlich unverfälſcht uns erhalten iſt. Daß dieſe Fälſchung zur Byzantinerzeit mit vielen Schriftſtellern vorgegangen iſt, davon kann ſich leicht überzeugen, wer dieſe Spätlinge lieſt und z. B. das οἵ, ἱππέας und ähnliche Formen im Xenophon vergleicht.

zu beginnen, ſo hat der Islam in Aſien mehr Sprachen getödtet, als alle Eroberer in langen Jahrhunderten, und im Abendland hat nicht das Waffenrom (denn dieſes war ſchon im zweiten Jahrhundert n. C. nicht mehr gefährlich), wohl aber das kirchliche die alten Sprachen vertilgt und in lateiniſche umgeſchaffen. Auch die deutſche Kirche prägte die ſlaviſchen Länder an der Oſtſee zu deutſchen um (denn das Glaubensgefühl giebt leicht und freiwillig Sprache, ja Gut und Leben her), und der ſiegende Araber verpflanzte mit dem Glaubensſchwerte auch ſeine Schriftſprache in die Wüſten von Afrika bis zu den Steppen von Bockhara. Die Religion ſchuf die Amerikaner zu Spaniern um, und außer ihr kennen wir in der Weltgeſchichte keine Menſchenmacht, ſo die Sprache eines Volkes zu tödten im Stande wäre. An ihr wird die Menſchheit zuerſt geiſtig frei, wie ſpäter auch gebunden, und die heiligen Wahrheiten und Geſchichten ſind bei allen Völkern das Erſte, was man einer ſchriftlichen Aufzeichnung würdigt. An das Heilige iſt die erſte Schrift- und Sprachentwicklung gebunden, und darum nennen wir die erſte Schriftſprache eine religiöſe. Die alten Hindus, die feueranbetenden Parſen, die heidniſchen Nordländer, die hartnäckigen Juden, die abgeſchloſſenen Aigypter u. ſ. w. ſind geſtorben; aber ihre Schriftſprachen haben ſie überlebt in den Veda's, dem Zend-Aveſta, der Edda, den hebraiſchen und koptiſchen Glaubensbüchern. Auch das älteſte Rom, obgleich es keine Wiſſenſchaft hatte, beſaß dennoch in Schrift ſeine ſoliariſchen und ſonſtigen Prieſterbücher, und oskiſche und thuskiſche Schriftſprache blieb, ſo lange der Gottesdienſt beſtand. Altrom wurde begraben; aber die lateiniſche Kirche rettete ſeine Schriftſprache, ſo wie Griechenland und Syrien untergieng, aber durch das Evangelium die Schriftſprache der Vorzeit bewahrte. Iſt endlich die erſte Schriftſprache der Deutſchen nicht eine religiöſe, herangebildet von Ulfilas, Otfrids Bearbeitung der Evangelien, Ludwigs des Frommen deutſche Sachſenbibel, Notkers Pſalmendeutſchung, Willirams Abtes zu Ebersberg hohes Lied und ähnliche Schriften? Endlich die neueſte hochdeutſche Schriftſprache, wer anders führte ſie ein, als die Religion in Luthers Bibel? Kurz wie das Andenken der Völker Oſſians, der germaniſchen, ſkandinaviſchen und ſonſtigen Völker und Geſchichten durch Religion vertilgt ward, ſo entſtanden auch in neugeiſtiger Geburt bei der neuen Lehre neue Völker, und ihre erſte Schrift- und Bildungsſprache war Religion, Grund ihres neuen Lebens wie frühern Todes.

Ob es bei den Griechen wohl auch ſo geweſen ſein mag? Statt aller Antwort mögen Thatſachen reden, ſeien ſie auch theilweiſe in's Gewand der Sage gehüllt. Die urhelleniſche Dichtung, weil die Zeiten eines Homeros überragend, iſt, wie Alle wiſſen, eine religiöſe, prieſterliche. Die erſten Bildner, Schreiber, Dichter, Weiſen, Lehrer ſind Prieſter und Religionsſtifter, Orpheus, Muſaios, der eleuſiſche Eumolpos und ähnliche Namen werden als die erſten Schrift-, Sprach- und Menſchenbildner genannt, und ſo viel aus den Ueberbleibſeln zu beurtheilen iſt, war ihre Sprache durchaus derjenigen gleich, die wir oben die homeriſche zu nennen beliebten. Könnten wir dieſe alſo wohl eine religiöſe nennen? Faſt ſollte man glauben. Geweiht war dieſe Sprache ſeit der Urzeit; bedienten ſich ihrer ja, wie wir urkundlich aus Herodotos und ſo Vielen wiſſen, nicht allein die erſten göttlichen Seher und Spruchgeber: Bakis, Olenos, Pamphos, Linos, Eukloos der Kyprier, Lykos Pandion's Sohn, Melampus und Andere, ſondern auch alle Weihgeſchenke, ſei es in Theben beim*) Apollon Ismenios, in Delphoi,

*) Herodot. V. 59 ff.

Dodona oder wo immer werden nicht mit Inſchriften in der landesüblichen, ſondern der kirchlichen Sprache beſchrieben, in welcher auch alle Gebete gleich dem προσόδιον des Eumelos und alle Hymnen verfaßt ſind. Keiner wird bezweifeln, daß die Religion und ihre Hauptſitze Dodona und Delphoi älter ſind, als Homeros, der ſie kennt. Aber wie reden und ſchreiben dieſe Heiligthümer, namentlich das bekanntere, phokiſche, keineswegs ioniſche Delphoi? Es ſpricht zu allen Zungen: Dorern, Jonern, Lydern, Athenern, Aiolern, Boiotern, Aſiaten, Sikelioten und wie ſie immer heißen mögen, nur in der Sprache, die wir in den älteſten Dichtern zu finden gewöhnt ſind und ſetzt dieſe Sitte fort in einer Zeit, als dieſe gewiß nicht mehr lebendige Sprache war. An ihr hielt ſeit alten und älteſten Zeiten der Gott in Delphoi feſt und die übrigen Heiligthümer in Aſien und Europa folgten ſeinem Beiſpiele, ja der lukianiſche Betrüger und Orakelmann mußte ſich noch in dieſe geweihte Sprache kleiden, wenn er wirken wollte. Fragen wir nun: wie kommt es, daß Delphoi zu dem Spartaner, Meſſenier, Athener, Boioter, Argeier nicht in der gewöhnlichen Volksſprache ſprach, was ihm nicht ſchwer fallen konnte, ſo kann man darauf nur antworten, daß es von jeher ſo gehalten worden, und dieſe Sprache durch den Gottesdienſt geweiht war. Ἱερὰ μὴ κινεῖν, iſt aber der Grundſatz aller Prieſterſchaft und auch nach Platon und griechiſchem Geiſte ſind alle erbprieſterlichen Einrichtungen unabänderliche, ἀκίνητα, an denen ſelbſt der Geſetzgeber nicht rütteln noch taſten darf. Sollte Jemand aber darauf verfallen, wegen der Berühmtheit des Homeros und Heſiodos hätten der delphiſche Gott und die gleichen Seheranſtalten die Sprache der Dichter nachgeäfft, ſo hieße das nicht nur die Würde, den Zweck und die nothwendige Selbſtſtändigkeit der gottesdienſtlichen Einrichtungen und überhaupt das Leben, das gleich der Religion ſchwerlich von Dichtern borgt, ſondern auch den Standpunkt der Alten verkennen, bei denen wie bei Hebraiern und Indern die Dichter ſelbſt mit zum Gottesdienſte gehörten, aber in der That ganz andere Dichter, als die Götterſpötter Homeros und Heſiodos, die ſchwerlich in den Heiligthümern viele Freunde gehabt haben, da ſchon Platon und Andere ihre Gefährlichkeit einſahen. Jedoch hievon abzubrechen, wenn die alte Dichterſprache Sprache der Seher, Prieſter, des Delphiſchen und ſonſtiger Gotteshäuſer war, alſo nicht aus Jonien überwanderte, ſondern in älteſter Zeit in Europa beſtand, können wir dieſe dann die alte religiöſe Schriftſprache nennen? Ich meine wohl. Darum wie das Sanskrit, Lateiniſche und ſonſtige durch Religion geweihte Sprachen blieb ſie auch überall ehrwürdig, und wurde noch gebraucht, als ſie als lebendige Sprache der Vorzeit unter einem Apollonios dem Rhodier, geſchweige einem Nonnos oder dem Halbneugriechen Quintos dem Smyrnaier, Koluthos dem Aigypter, Tryphiodoros oder dem Verfaſſer der arrianiſchen Indika längſt todt war. Solche Spätlinge des ſechsten oder gar noch ſpäterer Jahrhunderte ſind alſo eben ſo zu betrachten, als wenn jetzige Juden oder Bramanen ſich im Althebräiſchen oder Sanskrit verſuchen. Eben der religiöſen Bedeutſamkeit wegen behielten die Schriftſteller bis auf Herodotos und Hippokrates die religiöſe Sprache bei, ſpätere Dichter gaben ſich dadurch das Anſehen geweihter Alterthümlichkeit, und ſelbſt Homeros und Heſiodos mögen grade der Sprache einen Theil ihrer Würde verdankt haben. Wann dieſe alte Sprache veraltet war, iſt ſchwer zu ſagen; das aber iſt gewiß, daß ſie aus dem Leben bald verdrängt ward, und Theagenes von Rhegion ſchon zu den Zeiten eines Kambyſes den Dichter zu erklären für gut fand, und in der That war dieſe Sprache ſchon damals genug Jahrhunderte alt, um in Italien Erklärer begreiflich zu finden. Wie endlich die Dichter und ihre Sprache (denn Form und Inhalt iſt bei Dichtern gerade weſentlich eins) noch zur Zeit eines Herodotos mit der Religion verbunden wurden, zeigt derſelbe Schriftſteller in dem bekannten Urtheile, daß Homeros und Heſiodos

es waren, die den Griechen ihre Götter gegeben. Auch Xenophanes, obgleich die Dichter, welche auch er erklärte, tadelnd, erkannte dieſes an, ſo wie nicht minder der Homerosunfreund Herakleitos, der ſein dunkeles Werk in der altheiligen *) Sprache ſchrieb, und dem Tempel weihte. So viel als Andeutung über die erſte Stufe helleniſcher Sprachentwickelung.

Leider iſt unſere Geſchichte ſo lückenhaft, daß wir den Uebergang zur zweiten Stufe nicht nachweiſen können, ja nicht einmal den ungefähren Bildungsgang; denn wie Thukydides, deſſen Zeitgenoſſen Herodotos und Hippokrates noch die alte religiöſe Sprache beibehielten, und warum er die Sprache ſeines Muſters und Antriebes aufgegeben, möchte ſchwer zu ermitteln ſein. Nur die Thatſache iſt klar, daß ſie aufgegeben ward; aber mit der Religionsſprache war auch die Religion ſelbſt am Wanken, und die alte Götterwelt wurde durch Dichter, Denker, Spötter, Zweifler ſchon hohl und locker. Wer fühlt in dieſer Hinſicht nicht ſchon einen ſchroffen Gegenſatz bei Thukydides im Vergleich mit ſeinem ältern Zeitgenoſſen Herodotos? Auf jeden Fall iſt es ſeltſam, daß mit der neuen Zeitrichtung auch eine neue Schrift- und Bildungsſprache auftritt, die leicht mit dem Namen der attiſchen Mundart getauft iſt, wenn der Name nur etwas erklärte. Ob an die Stelle der alten mehr die Sprache des Lebens trat, in welchem Verhältniſſe beide ſtehen, wie weit die Nothwendigkeit mitwirkte, iſt ſchwer zu ſagen, da wir nur mit dem Auge, nicht mit dem Ohre uns unterrichten können; aber ſo viel iſt gewiß, daß auch anderwärts um dieſelbe Zeit Beſtrebungen auftauchten, Sprache und Bildung von der frühern Wurzel loszureißen. Das reiche Aiolis mit ſeinen vielverkehrenden Handelsinſeln (und Handel begünſtigt Sprachentwickelung, wie Italien zeigt, deſſen Sprach- und Handelsentwickelung zuſammenfallen) hatte ſchon in Sappho, Alkaios, Arion, Terpandros und Andern ſeine Sprache zur Höhe gebracht, und in Schrift und dem bunteſten Liederwerk ausgebildet. Wie ſie in Oſten, ſtrebten in Weſten die nicht minder regſamen Dorer beſonders in Süditalien, deren Handels- und Kunſthöhe lange vor Athen's Blüte kaum noch gewürdigt worden iſt, und ſie ehrten nicht nur ihre Sprache, die nach alter Sage dem Volkschore des Volksgottes Dionyſos heilig war, ſondern ihre Bildner Epicharmos der Volksdichter ſo wie die Sikelerfreunde Pindaros, Simonides, Backchylides und Zeitgenoſſen hatten ſie ſchon ſo gefördert, um ewige Kunſtwerke darin ausprägen zu können. Ja die Form ihrer Sprache war ſchon ſo geſchmeidig gemacht worden, daß man anderwärts, ſelbſt in Athen pindariſche Geſetze, um mich eines alten Ausdruckes der Meiſterſänger zu bedienen, vergebens ſucht. Zu dieſen beiden Stämmen tritt endlich zur Zeit der Perſer auch Athen, und ſucht ſein eigenes geiſtiges Leben in Sprache zu geſtalten, und zwar ſchon ſeit Solon, der als Dichter noch der alten Religionsſprache getreu blieb, aber als Geſetzgeber die ſpätere Schriftſprache gebrauchte. Dieſe führte auch, nach den ſpätern Bühnendichtern zu ſchließen, Theſpis der Zeitgenoſſe in das Bühnenſpiel ein; denn dieſes iſt für die Volksluſt, und bedient ſich billig der Volksſprache. Aiſchylos folgte, und mit ihm und Thukydides ſcheint die ältere Schriftſprache gänzlich aufgegeben, und das Attiſche gewann die Oberhand, welches ſpäter ganz Griechenland ſich dienſtbar machte, und die Kunſt wie die Sprache der übrigen griechiſchen Stämme in ſich verſchlang. Attiſch mußte der Bundsgenoſſe fortan geſinnt ſein und zahlen, Athen ward der Mittelpunkt griechiſchen Lebens, kümmerte ſich aber weit mehr um die Herrſchaft des ſchwarzen Meeres als um die in ihrer Seligkeit ſchon wankenden epikuriſchen Götter, und die Zeit war vorbereitet, wo Jeder attiſches

*) Sprachproben ſind in mehreren Bruchſtücken des Herakleitos zu finden bei Origen. c. Cels.

Salz, attiſche Rede, attiſche Gedanken haben mußte, wenn er für fein und gebildet gehalten ſein wollte. Es liegt wohl auf der flachen Hand, daß der damalige Zuſtand der Zeit, Athens Uebergewicht als Krieges- und Handelsmacht, verbunden mit dem Ruhme des erretteten Hellas und der überreichen Geiſtesfülle, die in jedem Zweige der Kunſt und Wiſſenſchaft während eines kurzen Zeitraumes ſolchen Ueberfluß hervorbrachte, daß die folgenden Jahrhunderte bis auf uns noch alle davon zehren; daß, ſagen wir, dieſes Uebergewicht Athens auch ſeiner Sprache überall Eingang verſchaffte, ſo wie unter Ludwig XIV. bei der damaligen Bildung und Uebermacht Frankreichs auch ſeine Sprache als Geſetzgeberin feiner Sittigung in andere Länder hinüberwanderte. Zu dem war ja das attiſche Weſen der Erwecker des helleniſchen Volksgefühls und der letzte glänzende Abend für Griechenland, auf den eine lange Nachdämmerung folgte mit einer noch längeren Nacht. Doch genug; denn wie Sprache, Wiſſenſchaft, Kunſt und jede geiſtige Regſamkeit auf ihrem höchſten Gipfel ſtand, von dem es nun immer tiefer und tiefer abwärts gieng, iſt bekannt genug, weiteres Reden auch überflüſſig, da dieſer zweite Zeitraum der griechiſchen Sprache als Zeit der Blüte und Vollendung hinlänglich gerühmt iſt. Athen war Hauptſitz der Hellenenwelt, ſeiner Sprache befliſſen ſich Byzanz, der makedoniſche Philippos der Sikeler Gorgias, der Thraker Ariſtoteles; bei ſeinen Weiſen verſammelten ſich die Lehrlinge aus allen Weltgegenden, ſelbſt aus Carthago, und in Athen glaubte man den Stempel verwahrt, der ächte Bildung beurkundete und beglaubigte. Dieſe Modemeinung, von der auch andere Länder Beiſpiele geben, brachte nun zuwege, daß man ſich bald des Attiſchen ſo ſehr befliß, daß Athen ſelbſt nicht attiſcher *) ſein konnte, obgleich noch zu Cicero's **) Zeit jeder ungelehrte Athener jeden auch noch ſo gelehrten Aſiaten ſchon an der Betonung als Fremdling erkannte, ſo wie ja auch Theophraſtos ***) das lächerliche Unglück hatte, von einem Höckerweibe zu ſeinem Aerger gleich als Nichtathener erkannt zu werden. Aber trotz der großen Berühmtheit des Attiſchen möchte es doch nicht überflüſſig ſein zu bemerken, daß, wenn auch das Höckerweib und der Ungelehrte den Nichtathener gleich am Tone weghatte, (wie das ja auch jeder Pariſer und Berliner kann) man dennoch ſich nicht einbilden muß, als ob alle Athener, hoch und nieder die Sprache der Bildung geſprochen hätten, die wir in einem Platon, Iſokrates und ſo vielen Andern beſitzen. Im Gegentheil iſt auch hier nur an die Schriftſprache der Gebildeten zu denken, die ſtets fortſchreitet, wohl zu unterſcheiden von der Volksſprache, die gerne ſtille ſteht. Daß nämlich die Athener im Ganzen nicht ſo vortrefflich ſprachen, vielmehr ſehr ſchlecht, berichten uns Männer, die es wohl beſſer wiſſen konnten, als alle ſpätern Attikiſten. Xenophon in ſeinem Schriftchen vom Staate der Athener ſagt ganz trocken: daß der Athener nach Sikelien, Italien, Kypros, Aigypten, Lydien, dem Pontus und anderwärts herumfahre, dort wie im eigenen Hafen allerlei Sprachen höre, und darum****) eigne er ſich bald etwas aus der einen, bald aus der andern an, und wenn die übrigen Hellenen mehr ihre Eigenthümlichkeit beibehielten, ſo ſei das Attiſche dagegen*****) ein Gemiſch von Allerlei,

*) Cic. Orator. 7. §. 23.

**) De orat. III. 11. §. 43.

***) Cic. Brut. c. 46. §. 172.

****) c. II. §. 8. ἐξελέξαντο τοῦτο μὲν ἐκ τῆς, τοῦτο δὲ ἐκ τῆς.

*****) κεκραμένη ἐξ ἁπάντων καὶ Ἑλλήνων καὶ βαρβάρων.

hellenischem sowohl als nichthellenischem. So spricht Xenophon, und Demosthenes im Anfange der Rede gegen Lakritos ist wohl derselben Meinung, wo er darstellt, wie zu Athen wegen des Handels Hellenen und Barbaren zusammenströmen. Dasselbe endlich behauptet auch Cicero, dem man doch eben so viel zutrauen darf, als einem Phrynichos oder gar Spätern. Er *) sagt: omnes, qui nec extra urbem vixerant, nec eos aliqua barbaries domestica infuscaverat, *recte* loquebantur. Sed hanc certe rem *deteriorem* vetustas fecit et Romae et in *Graecia*. Confluxerunt enim et *Athenas* — — *multi inquinate loquentes* ex diversis locis. Doch ich glaube, die Sache ist durch sich klar, und werfen wir am Schlusse dieses Zeitraums noch eine Frage auf: wie stand es während dieser Zeit mit der alten Religionssprache? Metrodoros, Stesimbrotos, Glaukos, Jon nach Platon **) und nach Isokrates ein Heer von Sophisten trieben schon damit eine Art Gelehrsamkeit, und erklärten an den Gymnasien und Lykeien die Dichter der alten Sprache, Homeros, Hesiodos, Musaios, Archilochos u. s. w. — Ob eine solche Erklärung nöthig war? Man sollte glauben; so viel wenigstens leuchtet ein, daß die platonische Zeit und Sprache von einem Musaios und Homeros wenigstens so weit absteht, als wir von der Zeit und Sprache der Nibelungen. Dürfte bei gleichen Verhältnissen gleicher Schluß erlaubt sein? Warum wurden nur Dichter der alten Sprache erklärt, aber kein Epicharmos, Aischylos, Pindaros, die allerdings auch keinen Erklärer bedurften? Gehen wir zum dritten Zeitraume der griechischen Sprache über!

Athen hatte Hellas verschlungen, war geistig schon dessen Herr geworden. Demosthenes der letzte freie Grieche sah den nahenden Untergang des Vaterlandes, wehrte nach Kräften, aber vergebens. Der listige Nordmann griff in's griechische Schicksal, Philippos der Makedoner siegte bei Chaironeia, dahin war Griechenland, es hatte den letzten Tag der Freiheit gelebt. Wer aus der Geschichte erkannt hat, wie Sprache und Kunst mit der Freiheit des Volkes leben und sterben (Deutschland in dem Scheintode nach dem dreißigjährigen Kriege giebt den schlagendsten Beweis davon), dem braucht man nicht zu beweisen, daß mit der Volksthümlichkeit der Griechen ihr Lebenskern, mit diesem auch die Sprache zu Grunde gieng; denn Abhängigkeit muß seine Zunge bequemen. Das bestehende Geschlecht der ersten Besiegten bewahrte zwar noch seine Bildung; allein wie schnell das zweite Geschlecht verwildert, davon sehen wir schauderhafte Beispiele in Rom schon unter dem zweiten Kaiser Tiberius, in Deutschland nach dem Falle der Hohenstaufen und zum zweiten Male nach dem dreißigjährigen Kriege. Was Philippos gesät, wucherte auch unter seinem Sohne Alexandros dem Eroberer. Thebens Vernichtung war das Vorspiel der allgemeinen, und wie Griechenland gegen den Tod anringen mochte, es war und blieb eine makedonische Magd schon unter dem ersten Nachfolger des großen Alexandros, und ward nie mehr frei und selbständig bis auf unsere Tage. Von der Festung in Munychia aus wurde Athen's Bildung, Redefreiheit und Freiheitstrieb in hartem Zaum gehalten, und was hier Kasandros that, thaten anderwärts andere alexandrische Satrapen; genug, Griechenland mußte vermakedonern wie später verbyzantinern, und griechischer Geist und Ton, auf jetzt nicht erlaubter Freiheit fußend, schlief almälig ein, denn geduldet wurden nur unnütze Zänkereien über unwesentliche sogenannte Weisheitsfragen oder eine staatsungefährliche Gelehrsamkeit. Sprache und Geist,

*) Brut. c. 74. §. 258.

**) s. Jo.

die nicht im Fortſchreiten ſind, ſind im Rückſchreiten, das Loos des griechiſchen Geiſtes iſt alſo vorauszuſehen. Wie wahr dieſer Ausſpruch iſt, beweiſet der einzige Umſtand, daß kein neuer Zweig lebendigen Wiſſens und lebendiger Kunſt ſich mehr entwickelte, ſondern nur das Alte kümmerlich erhalten wurde; denn man hatte keine Zukunft mehr, und tröſtete ſich über die Gegenwart durch Haften an der Vorzeit. Ein Apollonios und ſeines Gleichen ſorgten, daß die alte Sagendichtung nicht ganz einſchlafe; die frühern platoniſchen und ſonſtigen Denker theilten ſich in eine Menge Schulen, Farben, Bärte und Röcke bis zum Eckel, denn das Weſen, Staat, Volk, Wahrheit war genommen, das Geſchwätz nur übrig; Geſchichtſchreiber gleich den frühern konnten nicht aufkommen, weil ihnen der Mund geſchloſſen war, ſo wie auch die Volks- und Staatsberedtſamkeit mit dem Volke und Staate verſchwand. Die Bühne hatte ihre Wurzel in der Eigenthümlichkeit des Volkslebens, mit ihm war auch ſie vernichtet, und höchſtens die Poſſe ohne höhere Weihe konnte noch Sklaven oder ähnliche Welt verführen. Kurz von Alexandros bis Konſtantinos den vermeintlichen Herſteller des Griechenthums, wo iſt eine neue Kraft, Form, ein neuer Stoff, Gehalt, Bildungszweig zu finden, der nicht früher und beſſer da war? Zwar haben wir für Geſchichtſchreiber Chroniker, für Redner Sophiſten, für Dichter ſchale Nachahmer, für Denker Sammler, für Weiſe Schulen und Anbeter aller Namen; aber der Zuſtand iſt zu traurig, um ihn weiter auszumalen. Haben alle Gelehrten es immer zugegeben, daß mit dem Untergange helleniſcher Freiheit auch die helleniſche Schöpfungskraft zu Grunde gieng, ſo mag uns dieſe traurige Wahrheit genügen. Nichtleben der Bildung heißt Tod, und wenn über das griechiſche Volk gerichtet iſt, ſo iſt daſſelbe Gericht auch über die Sprache der Bildung ergangen; denn die Volksſprache hat ſich, wie das koptiſche, chaldäiſche, ſyriſche, armeniſche in allmäligen Veränderungen bis auf heute erhalten, und eben ſo war auch in Deutſchland die gebildete Sprache der Minneſänger todt, ohne die Volksmundarten zu gefährden, auf die es gar nicht ankommt. Aber hier rufen gleich viele: nicht zu hitzig, und ſcheuen ſich aus den Urſachen die Wirkungen als nothwendige Folgerungen zu ziehen, und weil die gelehrte Welt von dieſer Seite etwas gepanzert und uneinnehmbar iſt, ſo wollen wir von einer andern Seite eine verdeckte Schanze anlegen.

Alexandros der Makedoner und Welteroberer hatte eine Mittelsſprache für ſeine beſiegte Welt nöthig, und ſchon durch ſeinen Vater Philippos und ſeinen Lehrer Ariſtoteles dem Haupte Athen zugewandt verbreitete er das Griechenthum durch ſeine Eroberungen in Weſtaſien bis Aigypten und jenſeits des Euphrat's.*) Dieſes Verhältniß befeſtigte ſich unter den alexandriſchen Nachfolgern, und die Völker ſogar die Juden wurden durch die Zeitlage zu griechiſcher Sprache und Kunſt hingetrieben, wie auch umgekehrt die Könige ſchon um der Herrſchaft willen mit ihren Völkern ſich vermitteln mußten, da ſie mit den Griechen in Nichts ſtimmten, alſo erforſcht und erkannt werden mußten. Darum ſchrieb ein Manetho für den zweiten Ptolemaios, Hieronymos für Antigonos den einäugigen, Beroſos für einen Seleukiden die Geſchichten dieſer einſt für Hellas unbekannten Länder; denn die Könige wollten ſich und ihr Geſchlecht mit den Völkern ausſöhnen, und es war ihr eigener Vortheil, mit der Geſchichte der Völker bekannt zu werden,

*) S. die kurze, aber treffliche Darſtellung des ehrwürdigen Hug in Zeitſchrift für Theologie. Freiburg. 1839. Bd. 1. S. 48.

über welche ſie das Glück zu Herrn geſetzt, und deren Sitten, Anſichten, Bedürfniſſe, Eigenthümlichkeiten für griechiſche Naturen fremd, oft unverſtändlich waren. So verſchwanden durch die neuen griechiſchen Höfe in der alexandriſchen Welt allmählig die Völkereigenthümlichkeiten, und da Macht und Handel in den Händen der Griechen war, ſo vergriechelte die Erde von der lybiſchen Wüſte bis Kteſiphon mehr oder minder. Sogar Thrake zog jetzt im lyſimachiſchen Antheil griechiſches Gewand an, und das byzantiniſche Reich, inſofern es ein griechiſches heißt, beginnt in dieſen Tagen. Wer waren aber die Makedoner, die dieſe Umwälzung der Weltlage hervorbrachten? Vollſtändige Barbaren waren ſie in den Augen der Griechen, griechiſchem Stamme nicht angehörig, und Makedoniſche Könige mußten früher ihre helleniſche Abkunft nachweiſen, ehe ſie bei den heiligen Feſtverſammlungen zugelaſſen wurden. Wurde nun der Makedoner aus Thrake, ſo wie ſpäter der byzantiniſche Thraker, der Schutzpatron griechiſchen Geiſtes und griechiſcher Sprache, ſo konnten Beide keinen ſchlimmern ſich wünſchen; denn das ganz fremdartige Türkiſche hat weniger verdorben, als halbverwandte Zwittermiſchung. Es iſt nämlich ein Geſetz der Weltgeſchichte, daß gebildete Völker, ob auch beſiegt, den ungebildeten Siegern ihre Präge aufdrücken. So wurden die ſiegenden Longobarden Italiäner, die ſiegenden Römer Griechler, die ſiegenden Perſer Meder, die ſiegenden Juden Kananiter, und ebenſo nahmen die ſiegenden Makedoner die Bildung der unterworfenen Griechen an. Da dieſes aber, wie alle Geſchichten zeigen, nicht möglich iſt, und Völker eben ſo wenig als einzelne Menſchen vor ihrer Auflöſung ſich aufgeben können, ſo ward daraus, wie überall, eine Miſchung, ein Zwitterding und eine Scheinbildung, ja wie überall, eine neue Sprache. Wie ſo, eine neue Sprache? Wir begnügen uns einſtweilen nur die Sprache der ſiebzig Dollmetſcher zu nennen, die als lebendiges Zeugniß der Sprachverſchlechterung daſteht, wollen ſie aber für jetzt übergehen, da wir noch auf ſie zurückkommen werden, und in der Erzählung bekannter geſchichtlicher Thatſachen vorwärts ſchreiten.

Die alexandriſchen Nachfolger theilten ſich in das Erbe des Eroberers, richteten ihre Höfe prunkend ein, und als vierzehnte Ludwige der Vorzeit wollten ſie, wie man ſo zu ſagen pflegt, Künſte und Wiſſenſchaften heben und befördern. Die damalige Bildung der Welteroberer war aber griechiſch, und ſo wurden die Höfe in Sprache, Sitten, Anſtrich griechiſch eingerichtet nach dem makedoniſchen Mutterſtaate, der ſchon ſeit Philippos, ja Archelaos Griechenthum hoch hielt. Dieſem Vorbilde folgten die übrigen Makedoner-Häuptlinge, vorzüglich aber zeichnete ſich Aigypten und das neue Königreich Alexandreia im Griecheln aus. Künſte und Wiſſenſchaften wurden gefördert, Gelehrte berufen, Muſeien erbaut, und man ſieht jetzt die wunderliche Erſcheinung, daß nicht in Griechenland, nein, in nichtgriechiſchen Ländern die griechiſche Bildung fortlebt, und die Bildner wie der Cyprier und Syrer Zenon, die Troer Lykon und Kleanthes, Manethon aus Aigypten, Kallimachos aus Kyrene, Beroſos Prieſter zu Babel, der Pamphyler Apollonios aus Perga und der zweite Apollonios aus Naukratis, die Kiliker Chryſippos und Aratos aus dem welſchgriechiſchen Soloi, die Sprachlehrer Ariſtophanes aus Byzanz und Krates aus Mallos, der Sternkundige Hipparchos aus Bithynien, die Syrer Meleagros aus Gadara und Antiochos aus Askalon nebſt Poſeidonios aus Apameia nnd Andern entweder Halb- oder durchaus Nichtgriechen ſind. Schon dieſer eine Umſtand muß uns in unſern Urtheilen beſonnener machen; denn Volksleben läßt ſich nicht verpflanzen, und die griechiſche Hofbildung (denn die aigyptiſche, ſyriſche und andere Volksſprachen blieben in ihrem Beſtande) konnte auf die Völker keinen andern Einfluß haben, als weiland die franzöſiſche Hofbildung auf die europäiſchen

Völker. Nur eine Scheinbildung höchstens konnte es werden, ein Annehmen bestehender, kein Fortbilden werdender geistiger Formen, mit denen das Volk nichts zu schaffen hat. Und in der That also war es. Um was fein und gebildet zusammenzuhaben, legte man sich nicht auf die Gegenwart, nein, auf die Vorzeit, und das Sammeln entstand und die Gelehrsamkeit. Was heißt das? Man verzweifelte an dem geistigen Vermehren, hoffte auf keine Zukunft mehr, glaubte, wie so oft thöricht geglaubt wird, den Höhepunkt erreicht, merkte also das Sinken, und die Vorzeit ward ängstlich festgehalten und in den Adelstand erhoben. Wann aber rühmen sich die Geschlechter ihrer Vorzeit? Wann sie etwas sind? Nein, wann sie nichts sind. Jetzt fing man an, aus allen frühern Zeiten und Stämmen zu sammeln; auf frühern Bahnen versuchte man nachzutreten, weil man sich der Unkraft zu eigenem Wegebahnen bewußt war; man erklärte, jedoch merkwürdig genug, anfangs nur noch die altreligiöse Sprache. Daß diese also zur Zeit der Alexandreier eben so todt war, als zur Zeit eines Sextos Empeirikos, ist gewiß, und wird augenscheinlich, wenn man einen Aristarchos, Zenodotos, Krates u. s. w. in Dingen uneins sieht, in welchen das Leben nie streiten kann. Aber ein Euripides und Demosthenes, den einige Jahrhunderte später Harpokration erläuterte, wurden meines Wissens von den Alexandreiern noch nicht erklärt, waren also wohl noch verstanden. Wie in jedem Zweige Κανόνες d. i. Musterbilder aufgestellt wurden, gegen die zu verstoßen eine Sünde gegen den heiligen Geist der Bildung war, ist bekannt; aber sind solche Κανόνες in einer lebendigen Sprache möglich, wo das Volk vorwärts drängt, das als der Urquell der Schriftsteller sich um die Beschlüsse der Gelehrsamkeit nie viel gekümmert hat noch kümmern wird? Kein Wort auch darüber, wie viel auf die Erklärung und Geistesauffassung eines geistversunkenen Geschlechtes zu geben ist, das selbst nur von den Brocken der Vorzeit sich erhält; aber so viel wenigstens ist offenbar, daß die Sprache fertig war, und da Ruhe unmöglich ist, so bildete, wer was thun wollte, nicht nach vorwärts, sondern rückwärts, und keine größere Tüchtigkeit gab es, als die unmögliche, es zu machen, wie die Vorfahren es gemacht. Es muß das Gefühl dieses Zustandes überall da gewesen sein, da man diese Ansichten überall, auch im eigentlichen Hellas wie durch stillschweigende Uebereinkunft theilte und befolgte. Wir nehmen darum auch keinen Anstand zu behaupten, daß gerade die alexandreiische und asiatische Gelehrsamkeit, die noch dazu das neue Geschlecht in der Fehlansicht der Schwachheit erzog, vorzüglich dazu beigetragen hat, das Griechenthum immer mehr zu tödten, und jede Hoffnung des Auflebens zu vernichten. Die alte Sprache und Bildung konnte eben so wenig festgehalten werden, als überhaupt ein einmal geschichtlich Vergangenes und Todtes zurückgeführt werden kann; der unersetzliche Nachtheil aber ist bei solchem Streben, daß die Sprache der lebendigen Gegenwart vernachlässigt ward als für die Bildung unanständig. So verlor das Volk Vergangenheit und Zukunft; denn diejenigen, die an der Spitze stehen sollten, hatten sich dem Todten zugewandt statt dem Lebendigen. Ueberhaupt wirkte, wie uns däucht, die alexandreier Gelehrtenakademie eben so geisthemmend, wie die weiland so gerühmte französische und italiänische Akademie. Diese beiden abgestorbenen Akademien maßten sich nämlich an, in dem Wahne ihrer eigenen Höhe und Gesetzgeberheiligkeit, die Sprache zu schließen d. h. zu sagen: dies Alles soll richtig, alles Andere unrichtig sein, und die lebendige Fortentwicklung aller Dinge verkennend wollten sie der Zukunft Gränzen stecken, und den Geist kommender Jahrhunderte nach ihrer Engherzigkeit regeln. Wahnwitzige Frechheit, nur dem Uebermaaße des Unverstandes verzeihlich! Die Zeit gieng ihren Gang, und wenn namentlich Frankreichs Schriftsprache die Kette brach, und jetzt mehr als billig über die Stränge schlägt, so ist dieses nur die natürliche Rückwirkung

und das nothwendige Ausſchweifen nach lange verhaltener Kraft. Man hat dieſe Akademien einmal ſehr gelobt, ja häufig bedauert, daß wir Deutſche keine ſolche Falzanſtalt hätten, wozu ſich aber die Deutſchen Glück wünſchen mögen, und ſo ſind dann auch die Alexandreier mit Lob überſchüttet worden, in das ich, ob auch ungern, nie einſtimmen kann. Alle einſeitige oder Zunftbildung, heiße ſie Ritterbildung des Mittelalters oder auch der Gelehrten, iſt vom Böſen; denn ſie frommt nicht, bringt nicht außer der Zunft in das Volk, und iſt ein künſtlicher Blumenflor unter Glas im — Winter. Zwar bilden auch in einer blühenden lebendigen Sprache die Gelehrten das Volk; aber auch umgekehrt bildet das Volk die Gelehrten und Künſtler in ſteter Wechſelwirkung. In der ſterbenden Sprache aber hört die Wechſelwirkung auf, das neue Volk, da die Gegenwart nie ruhen kann, bewegt ſich weiter auf eigener Bahn in die Zukunft, der Gelehrte aber ruht als Thorſchließer am geſchloſſenen Heiligthume der Vorzeit, als ihr Schatzmeiſter und der Bewahrer geſtorbener Geſetze. Cicero hat das gute Latein nicht gemacht, aber die guten Lateiner den Cicero, und als Leben und Sprache welk waren, konnten erſt die Valla's, Politiane, Mureti's und Erneſti's kommen.

Um unſere alten alexandreier Gelehrten wieder aufzunehmen, was thaten ſie denn? Gethanes. Sie ſammelten jeden Span der Vorzeit, erklärten den Homeros und gleichartigen Dichter der alten Kirchenſprache, kurz es folgen Leute, die, wie auch an Geiſt und Zeit verſchieden, ſich dennoch ſo gleichen, wie ein Ei dem andern und wie ein jetziger Sprachmeiſter einem jetzigen Sprachmeiſter. Welche waren ihre edeln Stoffe? Etwa der Geiſt der Vorzeit? Keineswegs, ſo viel wir wiſſen und beurtheilen können, thaten, trieben und ſchrieben ſie, was nach einem Jahrtauſend der Erzbiſchof Euſtathios, die braven Chriſten Joannes und Iſaak Tzetzes und ſo viele Scholiaſten trieben und ſchrieben. Gleich dem guten Apollonios dem Sophiſten, der unter Auguſtus zwar blühte, aber ohne Blüthen, ſchrieben ſie λέξεις Ὁμηρικάς, γλώσσας, λύσεις, ὑπομνήματα, ζητήματα, Wort- *) und Wörtchenſammlungen, Erklärungen der winzigſten Art, und iſt es wohl denkbar, daß man erklärt, wenn man noch verſtanden hätte, zumal in Aigypten, wo, wie wir unten ſehen werden, nie das beſte Griechiſch geſprochen ward. Didymos, Zenodotos, der Byzantier, Ariſtophanes, Ariſtarchos, Krates beſchäftigten ſich blos mit dem trocknen Worte, und der Erklärungsweiſe, wie ſie in einer todten Sprache gewöhnlich und erklärlich, in einer lebendigen unbegreiflich iſt. Verweilen wir noch einen Augenblick bei dieſem Stoffe! Hellas blühte nicht in Hellas, ſondern in der Fremde, vorzüglich in Alexandreia, dieſem Hofgemiſch von altaigyptiſchen, jüdiſchen und helleniſchen Abkömmlingen, das zugleich ein höchſt unlöbliches Griechiſch ſprach. Die Herrn Gelehrten, obwohl keine Athener, ſchrieben nun attiſch, allein was ſprach und ſchrieb das Volk? Es hielt ſeine alte Sprache bis auf die Zeiten des Islam ja bis auf's heutige Koptiſche bei, und alſo geſchah auch anderwärts, wo Griechenthum ſich eindrängte, in Syrien, Phoinike, Judaia, Armenien, zu Palmyra, am Euphrat, und das Volk kümmerte ſich nicht um die Schriftſprache des Hofes, der Mode und der Gelehrten. Was folgt daraus? Wenn die aigyptiſchen Großen, Prieſter oder wer ſonſt ein Amt haben oder hoffähig ſein oder mit ihren Herrſchern verkehren wollten, ſo mußten ſie die Hofſprache verſtehen, alſo ſich darin unterrichten laſſen, alſo Sprachlehrer haben. Aus dieſer Nöthwendigkeit ließe ſich nun allerdings das grammatiſche Studium der Alexandreier erklären;

*) Auch hippokratiſche Wörterbücher gab es frühe z. B. von Kallimachos. Vgl. Schöll II. S. 267.

allein die Erklärung würde dennoch unrichtig ſein, da die Gelehrten-Schriftſprache und die geſprochene Sprache durchaus verſchieden waren. Jedoch wie man immer glaube, die Sprache befand ſich in Alexandreia wenigſtens in einem Zuſtande, den ſie früher noch nicht erlebt hatte, und man verſuchte etwas, was in einer lebendigen Sprache wunderlich klingt, die Betonung ſtatt dem Ohre dem Auge durch Zeichen vorzumalen. Nach Arkadios erfand Ariſtophanes die Accente oder Betonungszeichen. Weshalb? πρὸς διάκρισιν τῆς ἀμφιβόλου λέξεως, iſt die Antwort, alſo zur Unterſcheidung zweideutiger Wörter, die man alſo ohne Accente nicht mehr unterſcheiden zu können glaubte. Da die Accentuation bald auch im übrigen Hellas angenommen ward, ſo muß auch im übrigen Hellas die Sprache in ähnlichen Zuſtänden geweſen ſein. Einfache Frage. Wenn der Deutſche Zeichen nöthig hätte, um érblich und erblīch, gèbet und Gebèt u. ſ. w. zu unterſcheiden, wie müßte es dann mit der deutſchen Sprache ſtehen? Wenn eine Wurzelſprache Betonungszeichen einführt, da fühlt man die Betonung nicht mehr, und hatte man früher das Bedürfniß der Accente während ſo vieler Jahrhunderte offenbarer Volks- und Sprachblüthe nicht gefühlt, warum fühlte man es jetzt, ſogar bei Dichtern, die durch das Maas von ſelbſt auf die Betonung leiten? Zwei Fälle ſind nur denkbar, kein ſonſtiger Ausweg. Entweder ward die Sprache durch's Auge gefaßt und nicht durch's Ohr, war alſo am Schwinden; oder die Erfindung konnte dem Sprachlehrlinge nachhelfen, was unwahrſcheinlich iſt. Auf jeden Fall aber ſteht es wunderlich, wo man αὐλητρὶς ἔπεσε *) und αὐλὴ τρὶς ἔπεσε nicht mehr unterſcheiden kann, als durch Zeichen. Vielleicht könnte aber hier einer einwerfen, daß ja im lebendigen Deutſchen früher auch Schreibtollheiten eingeführt worden ſind, eben um Zweideutigkeiten zu vermeiden **); allein erſtens wäre ein ſolcher Einwurf ein gänzliches Verkennen der alten Schreiber- und jetzigen Druckwelt. Ferner wird ihn nicht machen, wer die Geſchichte unſerer Sprache kennt, wie die ziemlich ſaubere Schreibweiſe des Mittelalters mit der Sprache im ſechszehnten Jahrhundert durch Baſtardſprachen entſtellt ward, als eine faſt todte aufgeſucht werden mußte, ja noch muß. ***) Endlich aber gieng die Accenterfindung nicht blos auf die zweideutigen Worte, ſondern auf alle Worte überhaupt, um ſie richtig zu betonen, oder, um die Ausdrücke des Arkadios feſtzuhalten, ſie gieng πρὸς τὸ μέλλον τῆς Φωνῆς συμπάσης. Nun urtheile aber jeder Deutſche, wie es mit der Sprache ſtehen müßte, wenn wir

---

*) Wir nehmen keinen Anſtand, dieſes und ähnliches (z. B. σατύρος und σὰ Τύρος, παιδίος und παῖ Διός ſ. Zonaras ed. Bonn. p. 336, 337) für unnütze grammatiſche Spitzfindigkeiten zu erklären, die gerade in todten Sprachen am leichteſten ſind. Daß ſolche Sprachſpiele auch im Deutſchen möglich ſind, ja geiſtreich gefaßt werden können, beweiſet Rückert in der neununddreißigſten Makame. Allein was wäre vom Deutſchen zu halten, das: Regengeſtirne von Reg' enge Stirne, biſſig von bis ich, Reif am Faſſe, Finger vom reif der Frucht und des Herbſtes, Kriegs- von Weinlager, Anderen von an deren, vergebens von vergeben's, Lehrer von lehr' er, Mittag von mit Tag, der von die Kunde u. ſ. w. (denn ſolcher Beiſpiele könnte man zu Tauſenden häufen) nicht zu unterſcheiden wüßte? Jeder würde dann wohl zugeben, daß das Deutſche keine lebendige Sprache mehr ſein könnte.

**) Z. B. ſeyn von ſein, Ton von Thon u. ſ. w.

***) Hinzufügen könnte man noch, daß wir die Bedeutung mancher alten Buchſtaben vergeſſen haben (z. B. Th für D, z für jetziges kleines s) ja ſogar unmögliche Buchſtaben angenommen haben z. B. ß, eigentlich ts, ferner ß, welches als ſz im Deutſchen gar nicht da iſt.

erbeten und erbeten, Erlangen und erlangen, niemalen und nie malen, umfaſſen und umfaſſen, Mitgift und mit Gift u. ſ. w. durch Zeichen klar machen müßten oder wenn man gar, wie eben die Alexandreier thaten, darüber ſtreiten könnte, ob man ſo oder anders betonen müſſe. Wir glauben alſo nicht fehl zu gehen noch zu kühn zu ſein, wenn wir behaupten, daß unter dem vermakedonerten Griechenlande und den Alexandreiern die griechiſche Sprache nicht wenig ſank, was um ſo mehr in der Natur der Sache liegt, als das griechiſche Volksleben untergegangen war, und Sprache und Volksleben überall gleiches Schickſal theilen. Was das heißt, das Gefühl der Wurzel der Wörter verlieren, wollen wir ſpäter auseinanderſetzen. Daß aber die Alexandreier dieſen Verluſt befürchteten, zeigt die Accenteinrichtung, die ihnen zum Verſtändniſſe nöthig ſchien, und die, ſo viel wir wiſſen, überall nachgeahmt in Quintilian ſchon als feſte Lehre erſcheint. Alſo der Wahn, als ob die griechiſche Sprache ſich unverändert erhalten habe, zerfällt von ſelbſt, ſo wie er denn auch gegen die Natur alles Irdiſchen anläuft.

Auf den Makedoner folgte der römiſche Weltherr. Auch den römiſchen Zeitraum könnten wir kurz bezeichnen als eine Fortſetzung der frühern Beſtrebungen, des Feſthaltenwollens und Stilleſtehens, daher Zurückgehens, ja dieſes Beſtreben geht nicht unter, als mit dem Falle des neuen Roms durch die Türken, wo dann 1453 alle Welt merkte, daß nach achtzehnhundertjährigem Stillſtande keine griechiſche Sprache mehr da war, ſondern eine neugriechiſche; jedoch wollen wir näher wenn auch in Kürze in die Zuſtände dieſer Zeit eingehen. Rom übernahm die makedoniſche Welt und ihr kleines Anhängſel Griechenland. In höherem Grade ward dem Weltherrn die Weltverſtändigungsſprache nöthig, und obgleich der verderblichſte Griechenfeind, Zerſtörer und Verpflanzer ihrer Kunſt mußte es nach der Weltlage zum Griechler werden, und die Sprachgelehrſamkeit einen um ſo größern Maaßſtab gewinnen, als Roms Herrſchaft die frühere übertraf. Schon das griechelnde Morgenland allein trieb in die Griechelei, ſeit der Euphrat und Armenien ihre Befehle von der Tiber holten, das hartnäckige Judenland dem Pompejus *) Thore, Tempel und Schätze öffnete, und das Nilland Knecht ward. Wir übergehen als bekannte Thatſachen, wie das beſiegte Griechenthum Rom ſelbſt unterjochte, bildete, milderte, wie die Scipionen, ja der ſtrenge Kato Herrn von Neuhellas Diener von Althellas wurden, wie durch Mummius und Sulla das künſtleriſche Hellas in Erz, Marmor, Bild und Schrift nach Italien auswanderte, wie die römiſchen Edeln Pompejus, Cicero, Cäſar, Brutus u. ſ. w. nach Hellas als ihrer Hochſchule fuhren und römiſcher Geiſt nur römiſches Gewand iſt mit griechiſcher Seele, oder wie ein Cicero und Andere griechiſche Lehrmeiſter für ihre Kinder ſuchten, als ob dieſen allein das Loos der Weisheit und die Würde der Geſittung zugefallen ſei; denn hätte ſich der Römer nicht von ſelbſt im Griechiſchen verloren, ſo mußte er ſich aus Nothwendigkeit daran anſchließen als an die allgemeine Dolmetſcher- und Bildungsſprache. Bleibt nun Bildung überall die gefährlichſte und ſiegreichſte Siegerin, ſo hatte der alte Rath Recht, der früher die griechiſchen Denker aus der Stadt jagte, und für ſein Volksthum lange die Zeit ahnte, die nahe genug die Furcht rechtfertigte. Aber trotzdem drang das Griechenthum durch, denn die Zeit forderte Weltbürgerlichkeit, gegen die ſich die Stadtbürgerlichkeit nicht mehr halten konnte. Jedoch wie war das Griechenthum, welchem die Römer ſich zuwandten? War es das der Gegenwart, der mit lebendigen Zeitgenoſſen? Keineswegs. Dieſe verachtete Rom, iſt

*) Cic. pro Flacco c. 28.

ja ſchon aus Cicero die Bedeutung von **Graecus** und **Graeculus** hinlänglich bekannt. Dafür aber ſtand die alte Zeit die ſchon einige Jahrhunderte todt war, in ſo größern Ehren, und dieſe alten Werke in Schrift, Kunſt, Sprache, Geiſt ſuchte man vorzüglich um ſich ſelber zu heben, zu ſtählen, zu bilden, und man ſchätzte die Neuern nur in ſoferne, als ſie in Sprache und Schule als treue Nachbeter eines Demoſthenes, Iſokrates oder der Akademie oder Stoa ſich darthaten, kurz der gelehrte Grieche der Vorzeit war dem Römer alles, der lebendige der Mitzeit nichts. Das heißt doch nach unſerem Bedünken deutlich genug geſagt, daß Geiſt und Sprache der Vor- und Mitzeit nicht dieſelben waren oder daß die Sprache ſich verſchlechtert hatte. Nehmen wir ein Beiſpiel an Cicero, dieſem Freunde und Kenner der Griechen. Er ſelbſt verfaßte ſogar Vieles in griechiſcher Sprache, und gab ſich alle Mühe, die Sprache rein zu ſchreiben; aber was für eine Sprache? Etwa die der Gegenwart? Im Gegentheile die der Gelehrſamkeit und Vorzeit, welche ſchon über dritthalbhundert Jahre in Verfall als Schlußpunkt und Endentwicklung eigenthümlichen Griechenthums angeſehen ward. Attiſch ſchrieb er, und nicht anders als attiſch wollte er ſchreiben, aber nicht wie die Athener ſeiner Tage, ſondern wie Iſokrates und ſeines Gleichen ſchrieben. Deßhalb *), als er im Jahre 694 die Geſchichte ſeines Conſulates ſchrieb, ſandte er die griechiſche Abfaſſung dem Attikus, damit dieſer das Unattiſche in Athen, erſtens als Gelehrter, zweitens bei ſo vielen gelehrten Hülfsmitteln und Umgebungen ausmerze. Daß er aber keine große Wäſche finden werde, dafür hatte Cicero, der ja ebenfalls auf griechiſchen Hochſchulen geweſen war, nach ſeinem Geſtändniſſe ſelbſt geſorgt, nnd ſich gewiſſenhaft an die Muſter eines Iſokrates und Ariſtoteles gehalten, alſo an die Schriftſprache, die, wie wir eben ſahen, ſchon zu Xenophons Zeiten keine Volksſprache war, alſo um ſo viel weniger jetzt. Wir meinen, die Sache liegt auf der Hand. Nicht in der Sprache der damaligen Gegenwart wollte er ſchreiben, nicht aus dem lebendigen Munde ſeiner attiſchen Zeitgenoſſen wollte er lernen, er wendet ſich an die todten Bücher und an die längſt abgeſchiedenen Schriftſteller. Alſo dem Cicero iſt das Griechiſche nicht Sprache des Lebens, ſondern der Gelehrſamkeit. Plautus und Cicero, welche Verſchiedenheit der lateiniſchen Sprache, und dennoch ſtehen beide bei weitem nicht ſo auseinander, als Iſokrates und der römiſche Redner. Eines wenigſtens ſteht feſt, ſeit Iſokrates und Ariſtoteles hatte die griechiſche Sprache keine Fortſchritte gemacht, das geiſtige Leben keine neuen Begriffe, die nothwendig neue Wörter zeugen, hervorgebracht, ſondern wie in den ſpätern Lagen eines Herodes Attikos ſo war es auch jetzt die höchſte Aufgabe der Bildung, eine Sprache unverfälſcht zu erhalten, die weniger dem Leben als der Vorzeit und Gelehrſamkeit angehörte. Ja täuſchen wir uns nicht gewaltig, ſo möchten wir behaupten, daß die griechiſche Sprache ſchon angefangen hatte, ſich zu verplatten. Woher beweiſen wir das? Aus den Römern, deren verwandte Sprache die griechiſchen Worte gewiß nach dem Leben, das aus dem nahen Unteritalien längſt bekannt war, aber etwas verplattet wiedergiebt. Nach dem Leben wiedergiebt, ſagen wir, da lebendiges Reden kaum anders denkbar iſt. Wie hörten nun die Römer das Griechiſche? Schon ziemlich dem neugriechiſchen Itacismus zugewandt. Zwar iſt η und οι noch kein ι, aber ει iſt es ſchon vollkommen in Silenus, Aristides, Iphigenia, Atrides, Nilus u. ſ. w. aus Σειληνός, Ἀριστίδης, Ἰφιγένεια, Ἀτρείδης, Νεῖλος. Auch υ iſt ſchon ι und der Tarquinius Ταρκύνιος. Das griechiſche ο

*) S. Abeken Cicero in ſeinen Briefen. Hannover 1835. S. 65.

ward ſchon ein verplattetes u. Jedoch genug; denn in nichts Anderem beſtehen verplattete Sprachen und Verſchiedenheiten der Mundarten, als daß die Doppellauter vereinfacht, Selbſtlauter verwechſelt, harte Mitlauter verweicht und weiche gehärtet werden, Verſchlingungen, Zuſammenziehungen und dergleichen eingerechnet. Nehmen wir Beiſpiele aus dem Deutſchen, ſo wird Rhein, mein, ſein, plattreiniſch Rhin, min, din; Blut, Mut, Gut, platt Blot, Mot, Got, Tod, roth, Brod platt Tud, ruth, Brud u. ſ. w.

Wie Cicero hielten es alle Zeitgenoſſen Brutus, Attikus bis auf den ſpäten Quintilian, nnd wenn die römiſche Bildung nun eine griechiſche wird, ja wenn die römiſche Sprache bei den Volksführern zurücktritt, da Auguſtus, Adrianus, Antoninus Pius und der weiſe, und nach ihrem Vorbilde auch die Geringern ihre Mutterſprache der fremden Preis geben, ſo iſt es doch keineswegs das Griechiſche der Gegenwart, ſondern nur das abgeblühte der geſtorbenen Vorzeit, Attiſch und die Dichterſprache. Darin unterrichtete die Flut griechiſcher Gelehrten, die nach Rom ſtrömten, darin unterrichteten Griechen ſelbſt in Griechenland, und wenn Quintilian im zehnten Buche ſeiner Redekunſt als Uebungsmuſter in allen Fächern Griechen aufſtellt, ſo ſind es nur die alten Namen, denen einige neuere, für den Römer aber noch hinlänglich entfernte Schriften z. B. des Rhodiers Apollonios als kaum beachtenswerthe Nachahmung alterthümlicher Sprache beigefügt werden. In der eigentlichen Sprache der Bildung aber dem Attiſchen giebt er keine ſpätern Muſter zu, als den Phalerer Demetrios und Theophraſtos, da der Stoiker Sprache ihm ſchon als Verfall erſcheint. Dieſe reine Dichter- oder attiſche Sprache zu bewahren, ganz unbekümmert um die Sprache des Lebens ſchenkte auch der in's Griechiſche ſo vernarrte Kaiſer Hadrianos*) Bücher, Stiftungen und Lehrſtühle (θρόνοι) nach Athen, denn auch der attiſche Herodes mußte ſein Attiſch lernen, ſtatt es mit der Muttermilch einzuſaugen und es ward Mode, Schenkungen, Stiftungen und Freibriefe für gelehrtes Griechenthum zu machen, die für die neuern Hochſchulen Vorbilder wurden. Gleich Hadrianos gaben auch die Antonine und andere Kaiſer Freiheiten, welche Konſtantinus**) beſtätigte, und Markus Antoninus war nach Dion's Angabe ein Griechenfreund, der, wie auch Lukianos***) beſtätigt, freigebig aus kaiſerlicher Taſche eine Menge ſogar von Scheingelehrten ernährte, ſie mochten nun Stoiker, Platoniker, Epikureier oder wie immer heißen. Aber dieſe Gelehrten mußten auch der alten Sprache gewachſen ſeyn und durften kein veraltetes****) Wort brauchen, denn wäre dieſes geſchehen, ſagt Antonin†) der Zögling des Herodes, oder wäre auch nur ein falſches, ungewöhnliches oder übelklingendes Wort gebraucht worden, ſo war der Spott der Gelehrten gleich bei der Hand. Sogar unter den ſpätern erbärmlichen Kaiſern††) ſpukte das Griechenweſen noch fort, und ſo

*) Ueber Hadrianos vgl. Schöll, und nach Pauſanias I. 18. §. 6. waren die Griechen auch nicht undankbar.

**) vgl. Cod. Theodos. XIII. 13. beneficia divorum retro principum confirmantes, medicos et professores literarum, uxores etiam et filios eorum ab omni functione et ab omnibus muneribus publicis vacare praecipimus etc.

***) Eunuch. 3. — Zur Geſchichte des Itacismus fügen wir noch hinzu, daß Antonin in ſeinen Selbſtbetrachtungen VIII. 57. ἀκτῖνες von ἐκτείνεσθαι herleitet, und ſein Lehrer war (Jul. Capitolin. vit. Antonin. Philos. c. 2.) Herodes Attikos, der auch noch ſpäter (id. Verus Jmperat. c. II.) wirkte.

****) Antonin. IV. 33.

†) I. 10.

††) Jul. Capitolin. Opil. Macrin. c. ii. 14. Ael. Lamprid. Antonin. Diadum. c. 7.

kann man es begreifen, daß die griechiſche Gelehrtenſprache ruhig, wie man zu ſagen pflegt, fortblühte, während das lebendige Latein unter Seneka*) ſchon ſeinen Verfall beklagte.

Es wäre nun langweilig nachzuweiſen, wie das griechelnde Rom verattiſchte, der Halikarnaſſer Dionyſios dort römiſche Geſchichte in der Sprache eines ſchon vier Jahrhunderte todten Xenophon, wie er aber auch eine Menge anderer ſprachgelehrter Dinge verfaßte, die wenigſtens beweiſen, wie verderbt das Griechiſche geweſen ſein muß, um das Bedürfniß ſolcher Werke zu fühlen! In derſelben Sprache ſchrieben dann auch der Syrer und Staatsmann Nikolaos aus Damaskos, Freund des Herodes, der ſogenannte Perſer und Genoſſe Agrippa's Dionyſios aus Charax, der Sikeliote Diodoros, der Kappadoker oder Pontier Strabon u. ſ. w., und zwar ſchreiben Alle die Dichterſprache oder die des von Sulla zerſtörten Athens ſo, als ob alle Unterſchiede der Zeiten, Länder, Völker und Stämme aufgehoben wären. Wenigſtens ſehen ſich Alle ſo ziemlich gleich, und ſicher wären wir in Verlegenheit, wenn genaue Unterſchiede angegeben werden ſollten zwiſchen den eben Genannten oder auch dem Juden Flavios Joſephos, dem italiſchen Präneſtiner Ailianos, den Lateinern Annäus Cornutus, Muſonius Rufus, dem Phryger Epiktetos, den Bithynern Dion und Arrianos. Höchſtens ſieht man an Einigen eine neue Verſchlechterung, die aber ganz natürlich iſt, nämlich die römiſche Färbung, die an dem gewaltig lateinernden Boioter Plutarchos von Leopold ſchon nachgewieſen worden. Sonſt ſind Alle ſo ziemlich über denſelben Gelehrtenkamm geſchoren, und es iſt gleichgültig, ob der Schriftſteller wie Herodes Attikos aus Athen, wie Severus**) und Albinus***) aus Afrika, wie Kallikrates Graecorum longe doctissimus scriptor****) aus Tyros, wie Zenobia*****) die Freundin des Longinos aus Palmyra, wie Appianos aus Alexandreia, wie Polyainos ein Makedoner, wie Hermogenes ein Tarſer, wie Pauſanias ein Kappadoker, wie Lukianos ein Samoſater, wie Plotinos ein Aigypter, wie Jamblichos ein Hohlſyrer, wie Julios Afrikanos und Juſtinos aus Paläſtina iſt. Sie ſprechen Alle in gleicher Sprache, die ſie aus den Schriften vortheophraſtiſcher Zeit erlernt hatten und zwar nicht als Sprache des Lebens, ſondern der allgemeinen Weltverſtändigung.

Hier müßen wir nun einer Eigenthümlichkeit erwähnen, die weſentlich von der Alexandreierzeit abſticht. Hatten die Gelehrten in Alexandreia ſich vorzüglich mit der Erklärung der alten Dichterſprache abgegeben, auch mit den Mundarten beſchäftigt, ſo dauern zwar ſolche Beſtrebungen noch fort, Homeros und Heſiodos werden erklärt, ein Artemidoros ſchreibt περὶ Δωρίδος, ein Erotianos unter Kaiſer Nero verfaßt ein hippokratiſches, Apollonios der Sophiſt unter Auguſtus ein homeriſches Wörterbuch; allein auch die Neuern, die Attiker, mit denen Alexandreia ſich noch nicht befaßt hatte, fand man jetzt ſchon nöthig zu erklären, Sprachlehren zu entwerfen, und Dinge zu treiben, die in einer lebendigen Sprache keinem einfallen können. So verfaßt Timaios der Sophiſt ſeine λέξεις πλατωνικὰς, Harpokration ſein λεξικὸν τῶν δέκα ῥητόρων; jedoch, um die Sache mit einem Schlage abzuthun, erinnern wir an das Wortgewimmel im Onomaſtikon des Pollux, der 175 n. C. lebte und in Athenaios einen ſo großartigen

*) epist. 39.

**) Ael. Spartian. Sever. Jmper. c. I.

***) Jul. Capitolin. Clodius Albinus c. V.

****) Flav. Vopisc. Aurelian. c. IV.

*****) Sie verhandelte in Staatsſachen griechiſch. Vopisc. ibid. c. XXVII. XXX.

Zwillingsbruder hat. Wenn man Beide nicht nachſchlägt, ſondern lieſt, ſo kann man ſich kaum des Gedankens erwehren, wie es in einer Sprache ausgeſehen haben muß, in welcher die gewöhnlichſten Wörter erklärt werden, alſo wohl erklärt werden mußten. Wenn Einer uns nun jetzt im Ernſte belehren wollte: zum Trinken ſind nöthig Wein; Moſelwein, Rheinwein, Champagner u. ſ. w. Gläſer: Römer, Spitzgläſer, Henkelgläſer, Kelchgläſer, Becher, Taſſen, platte, flache, hohe u. ſ. w., Kannen, Flaſchen, Maaße, Krüge, Schoppen, Seidel u. ſ. w., oder zur Scheune gehören: Flegel, Worfel, Wanne, Rechen u. ſ. w.; würde man glauben, daß ſolche Schreiberei für einen verſtändigen Deutſchen paſſe? Die Antwort giebt ſich von ſelbſt. Wie aber, wenn die Sprache eine todte oder ſterbende wäre? Da ſtellt ſich die Sache gleich anders, und das Unbedeutendſte hat Werth. Da kann ein Ptolemaios von Askalon περὶ διαφορᾶς λέξεων, ein Tryphon unter Auguſtus über die πάθη λέξεων ſchreiben, und nützlich wird die Sprachforſchung, die bei lebendiger Sprache lächerlich iſt. Wirklich ſind alle Beſtrebungen unter den Römern und Byzantinern räthſelhaft, wenn wir nicht die einfachſte Löſung annehmen, und der griechiſchen Sprache nicht eine Unveränderlichkeit zutrauen, die gegen die Geſchichte und gegen den Verſtand iſt. Seit Philippos bis auf Auguſtus ſind viertehalb Jahrhundert, in denen Griechenland fortwährend tiefer ſank mit verſchwindenden, verödenden und verarmenden Stämmen, Städten und Geſchlechtern, ſoll ſeine Sprache allein nicht mit die traurige Veränderung durchgemacht haben? Antwort giebt die Geſchichte, und wir fahren fort.

Da, wie geſagt, die Gelehrten unter den Römern dem Worte ſo aufpaßten, ſo werden auch Sprachforſchungen jetzt häufiger, weil ſie für die Gelehrtenbildung nöthiger wurden. Hatte ſchon Dionyſios der Halikarnaſſer περὶ συνθέσεως ὀνομάτων und ähnliche Stoffe geſchrieben mit ſtäter Hinweiſung auf die Sprache eines Thukydides und ähnlicher attiſcher Vorfahren, ſo will er nur von der ungelehrten Sprache des Lebens als einer fehlerhaften abziehen. Gleiche Beſtrebungen theilen Andere, ein Apion, der vieles Sprachliche ſchrieb, der Araber Phrynichos in ſeiner ἐκλογὴ ἀττικῶν ῥημάτων καὶ ὀνομάτων und ſeiner προπαρασκευὴ σοφιστική, Ptolemaios der Alexandreier in ſeinen τὰ ὁμοίως εἰρημένα τοῖς τραγικοῖς, oder auch ein Dionyſios Thrax in ſeiner τέχνη γραμματική und dergleichen. Was ſagt man aber dazu, wenn ein Tyrannion über homeriſche Rechtſchreibung, ein Demetrios genannt Irion zur Zeit des Auguſtus ſchon über die Verba μι ſchreibt? Nicht die lebendige, ſondern nur die todte Gelehrtenſprache erklärt ſolche Erſcheinungen, und wir fragen nun, was iſt auf ſolche nachchriſtlichen Spätlinge zu geben, die ſich ſchon das Attiſche klar machen müßen, wenn ſie gleich Apion, Epaphroditos, Ariſtonikos, Herodoros die mehr als tauſendjährige Sprache der Religion und Dichter erklären? Wo das Maas nicht mehr gehört wird, ſondern ein Drakon aus Stratonikeia, Hephaiſtion und Andere daſſelbe erſt erörtern müſſen, wo die Sprache in den Händen der Gelehrten iſt von Sophiſten gelehrt, wie ſie Philoſtratos ſchildert, da kann man ſagen, daß nicht mehr das Leben lehrte, ſondern die todte Schrift an ſeine Stelle trat. Weil die Sprache nicht mehr lebendig gefühlt wurde, darum ſchrieb Apollonios Dyskolos περὶ συντάξεως τῶν τοῦ λόγου μερῶν, ſetzte Pronomina, Conjunktionen und Adverbia auseinander, und ſein von Hermann wieder erweckter Sohn Herodianos forſchte nicht nur nach der richtigen Betonung in ſeiner προσῳδία καθολική, ſondern zeigt auch in ſeinen vielen andern ſprachgelehrten Schriften, daß ε und αι, ferner υ, ει und η ſchon durchaus neugriechiſch klangen; denn er lehrt, wie man dieſe Buchſtaben unterſcheiden ſoll, und ſo hat man ſich alſo nicht zu wundern, wenn man in ſpätern Tagen nicht wußte, ob man z. B. Θεοδώρητα ſchreiben ſollte, oder, weil η wie ι klang,

Θεοδώριτος. Wie oft ähnliche Schreiblehren in den Scholiaſten vorkommen, weiß Jeder, und ſie beſtätigen nur das geringe Selbſtbewußtſein einer Sprache, die ihre beſtimmten Wurzeln hat und dennoch über die Ausſprache der Wurzelvokale nicht mehr einig war. Ueberhaupt man leſe nur die Grammatiker ohne Vorurtheil, und man wird ſich leicht überzeugen, daß ſie nur mit einer halb oder ganz todten Sprache ſich befaßten, und an ihre Erhaltung, nirgends an das Leben dachten. Was Heſychios, Suidas, Photios und andere Mönche in ſpätern Tagen thaten, thaten andere in frühern, aber immer nur um gelehrter Zwecke willen. Weil man ſo oft gegen das Attiſche ſich verfehlte, darum ſchrieb Moiris ſeine λέξεις Ἀττικῶν im Gegenſatze zu den λέξεις Ἑλλήνων, und Albinos im zweiten Jahrhundert hielt ſchon ſeine εἰσαγωγὴ εἰς τοὺς Πλάτωνος διαλόγους und Andere ihre Erklärungen über Ariſtoteles, Pythagoras und ähnliche Geiſter für ſo nöthig, als Achilles Tatios ſeine εἰσαγωγὴ εἰς τὰ Ἀράτου Φαινόμενα. Wie derlei Unterſuchungen aber durchaus der Gelehrſamkeit galten, möge an einem Beiſpiele klar werden, nämlich an Phrynichos dem Zeitgenoſſen des weiſen Antonin und Verfaſſer der bekannten ἐκλογὴ ἀττικῶν ῥημάτων καὶ ὀνομάτων. Erſtens wer war dieſer Phrynichos? Ein Araber nach Photios, ganz gewiß aber ein Bithyner. Was ſagt er denn? Gute attiſche Ausdrücke, die alſo jeder Gelehrte gebrauchen kann, ſind die und die, Beweis Platon u. ſ. w. Nicht aber ſind gute brauchbare Ausdrücke das und das, was wir gewöhnlich κοινῶς ſagen d. h. in der gemeinen Sprache. Nicht ſtreiten wollen wir über dieſes κοινῶς oder die κοινὴ διάλεκτος, vielleicht gleichbedeutend mit dem διάλεκτος λέξεων τῶν Ἑλλήνων (denn daß das κοινῶς der Gelehrten geſtorbenen Sprache entgegenſteht, iſt offenbar, auch zu natürlich, daß unter dem gemeinſamen Drucke der Makedoner und Römer die Eigenthümlichkeiten der Griechen verſchwinden, und bei gemeinſamen Verhältniſſen auch eine gemeinſame Sprache ſich ausbilden mußte und ſich auszubilden auf Jahrhunderte Zeit hatte); aber fragen wir: lebte dieſe attiſche Mundart noch? Nein, ſie war geſtorben, manches gar nicht mehr aufzufinden trotz aller Gelehrſamkeit aller Wörterbüchler. Den Beweis liefert Phrynichos ſelbſt; denn*) den Menandros tadelnd ſagt er: τί γὰρ δὴ γῦρός ἐστιν, οὐ συνίημι, was γῦρος iſt, verſtehe ich nicht. Aber wenn Menandros es brauchte, war es gewiß griechiſch und attiſch. Wie γῦρος einſt gelebt hatte, und zur Zeit des Phrynichos geſtorben war, ſo wohl vieles Andere; denn es iſt ein gewaltiger Zeitraum von Menandros bis auf Phrynichos, da ja auch Plutarchos oft z. B. im Lykurgos den Griechen viele Worte und Formen erklärt, die ſeine Zeit nicht mehr verſtand. Auch deuten wir dem Phrynichos dieſes Nichtverſtehen gar nicht übel; denn wenn ſchon Cicero**) der Beihülfe des Attikus bedurfte, um ſeiner Ἀττικὰ und Ἀττικώτερα***) ſicher zu ſein, und wenn er dabei dennoch meint, daß ein geborner****) Grieche ihm ſeine Schrift beneiden könne d. h. nicht beſſer Griechiſch verſtehen könne, als er ſelbſt, da jener ja auch nur den Iſokrates*****) und Ariſtoteles plündern könne, wie können wir alſo, genau genommen, von Phrynichos mehr fordern? Jedoch unſer Stoff, wie wir denken, lichtet ſich, und das vielbeſtrittene Attiſche, das ſogar bei einem

*) p. 417. ed. Lobeck.

**) ad Attic. I. 13.

***) vgl. I. 19. in quo, si quid erit, quod homini Attico minus Graecum eruditumque videatur.

****) I. 20. huic autem Graeco (libro puto) Graecum invidere.

*****) II. i. meus autem liber totum Isocrati μυροθήκιον atque omnes ejus discipulorum arculas ac non nihil etiam Aristotelica pigmenta consumpsit.

Demoſthenes und Aiſchines von Ueberfeinen*) nicht makellos gefunden ward, iſt ſo wenig zur lebendigen Sprache geeignet, daß es ihr vielmehr entgegenſteht. Bis zur Lächerlichkeit ſpricht Alles **) von Attiſch, ſogar unſere Zeit, und würde man fragen, was iſt denn eigentlich attiſch, ſo würde unſere Zeit ſchwerlich die Antwort geben können, da ſchon die alte Zeit damit nicht im klaren war, und die Erklärungen z. B. im ciceroniſchen Orator***) eben ſo wenig erklären, als wenn ein Plutarchos****) oder wer immer darüber ſpricht.

Wie indeſſen die Sprache des Lebens beſchaffen ſein mochte, iſt ſchwer zu ſagen, gewiß aber, daß ſie verwildern mußte, da die Träger von Kunſt und Wiſſenſchaft ſich nicht weiter mit ihr befaßten, und eben ſo gewiß, da der Beſiegte durch den Lebensdrang vom Sieger vieles annehmen muß, daß ſie auch aus dem Lateiniſchen manches aufnahm, ſo wie ſie früher von den Makedonern die Zeitrechnung und wohl auch Anderes hatte aufnehmen müſſen. Auf jeden Fall iſt es gegen die Nothwendigkeit der Weltordnung, daß etwas unverändert beſtehe, alſo auch keine Sprache. Daß ſich aber die Sprache gewaltig geändert hatte, bezeugten uns oben ſchon Antoninus und Andere, und Galenos*****) im zweiten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung ſagt mit den dürrſten Worten: ὅσα τοίνυν τῶν ὀνομάτων ἐν μὲν τοῖς πάλαι χρόνοις ἦν συνήθη, νῦν δ' οὐκέτι ἐστί, τὰ μὲν τοιαῦτα γλώττας καλοῦσι. Jedoch ſtatt weiterer Auseinanderſetzung ſehe man den beſten, klügſten und ohne Ausnahme witzigſten Griechen an, ich meine den Lukianos, der eine Fundgrube für unſern Gegenſtand iſt, und bis zum Augenſchein für willige Augen zeigt, wie man zu ſeiner Zeit eine Sprache trieb, die todt ſein mußte, wenn ſie ſo getrieben werden konnte. Im Rhetorum praeceptor†) ſtellt er dar, wie Griechen das Schriftgriechiſche lernten, und wie ſchlechte Redner es machten, um attiſch zu ſcheinen. Der Eine wählte Thukydides, der Andere andere Muſter, und in ungewöhnlichen und unverſtändlichen Worten zu reden, Gelehrſamkeit ohne Sinn zu gebrauchen, ſchien attiſch, gelehrt oder wer weiß was, kurz die lebendige Sprache und Verſtändlichkeit wurde nicht beachtet. Im Pseudologista††) wird ein ähnliches Bild aufgeſtellt, nicht minder im Pseudolog. seu Soloecist.†††). Andere Narren hatten dagegen die Wuth, ioniſch ſchreiben zu wollen (einen ſolchen Raſenden haben wir auch am ſogenannten Arrianos), und in der Schrift de scribenda historia zeigt er an Kallimorphos, wie der Erbärmliche ioniſch anfieng, und ſpäter immer aus ſeiner Rolle fiel. Wie wenig man mit der Sprache und Schrift umzugehen wußte, zeigt auch das Judicium Vocalium oder die Klageſchrift gegen das Sigma, und die Schrift, wie man Geſchichte ſchreiben müße, hat als Kehrſeite die Schilderung, wie man ſie ſchrieb, eine Schilderung, die kaum eine

*) S. die wichtige Stelle Cic. Orator. c. VIII. IX.

**) Celsus de medic. V. 18. 19. ochra quae Attice etc. — V. 14. ochra Attice vel asterace.

***) l. cit.

****) vgl. Plutarch. Platonic. Quaest. X. 2. de recta ratione audiendi c. 9. de profect. in virtut. c. 8. de gen. Socrat. c. 1. im Gegenſatze gegen βοιωτίζειν. — Reg. et imperat. apophth. p. 31. ed. Tauchnitz ἐβαρβάρισα — u. ſ. w.

*****) Gloss. in Hippocr. p. 400.

†) p. 17. 18. ed. Reitz.

††) p. 180.

†††) p. 553.

lebendige Sprache denken läßt, und wie alle Schriften des Lukianos tiefes Mitleid gegen das damals ſo geſunkene Hellas einflößt. Auch der Leriphanes macht klar, wie die Sprache mißhandelt, veraltetes Zeug aufgeſucht, verdreht und neu aufgeflickt ward. Zwar gibt Sopolis der Arzt Arznei ein, und die alten tauſendjährigen Wörter *) werden ausgebrochen, aber für Griechenland war unſerer Meinung nach der Arzt überhaupt überflüſſig, es war damals ſchon unrettbar verloren. Das Leben mußte auf der Neige ſtehen; denn ſeit fünf Jahrhunderten war es Knecht, und dem Makedoner, dann dem Römer unterthan konnte es nicht mehr als Eigenherr handeln, ſondern mußte ſich fügen gleich ſeiner Sprache. Zwar in der ewigen Hoffnung einſtigen Wiederauflebens und in ſehnſüchtigem Blicke nach der vergangenen beſſern Zeit ſuchte die Gelehrſamkeit das Alterthum und deſſen Sprache feſt zu halten; allein der Vorzeit angehörend, von der Gegenwart abgelöſt ward ſie beider verluſtig, denn das Volk nur der Gegenwart dienend geht überall nur ſeinen eigenen Gang für den Tagesbedarf. Hierin liegt das Unglück. Die Sprache ruht zwar auf ihren Vertretern und Trägern, Schriftſtellern und Dichtern; aber dieſe müſſen friſche ſtets ſich erneuende Zweige auf dem feſten Stamme des Volkes ſein. Stirbt der Stamm, ſind die Zweige von ſelbſt dahin, und fällt im Volke der Halt- und Hebepunkt weg, tritt ſtatt der lebendigen Kraftſtrömung der ruhende Tod der Gelehrſamkeit ein. Wir wundern uns alſo nicht, wenn wir in der römiſchen Zeit und den erſten chriſtlichen Jahrhunderten almälig die griechiſche Sprache abſterben ſehen; finden dies vielmehr geſchichtlich natürlich.

Ruhen wir nun einen Augenblick aus, und ſprechen ein Wörtchen zur Kritik! Hat ſie ſich das Verhältniß klar in's Bewußtſein gerufen, wenn ſie einen Phrynichos, Genoſſen und Scholiaſten als Zeugen anruft, oder überhaupt die Römergriechen, die von dem Neugriechen Euſtathios, dem jüngern edlern Neugriechen Korai in nichts unterſchieden ſind, als daß jene mehr Hilfsquellen, dieſer mehr Geiſt hatte. Beide ſuchten und ſuchen nach ihrer Lage ſich klar zu machen, was keiner Erklärung bedarf, ſo lange eine Sprache noch lebt. Und daß dieſe Griechen in ihrer einſeitigen Gelehrſamkeit und Weltanſchauung weniger zu einem richtigen Urtheil über Griechenthum befähigt waren, als wir, liegt in der Natur der Verſunkenheit, die ihrer ſelbſt am wenigſten bewußt iſt. Nach unſerm Bedünken dürfte die Kritik bei den griechiſchen Römlingen keine lebendige Sprache vorausſetzen, geſchweige bei noch ſpätern; ja wir meinen, wer hier an Leben glaubt, müſſe einen ſtarken Glauben haben. Grade die Sprachgelehrſamkeit uud das Scholiaſtenweſen beweiſt das Verderbniß; denn wird nur das einfältigſte Wort in ſeiner Bedeutung erklärt, gleich iſt der Eine und Andere anderer Meinung, wirft ſein ἄλλως, ἤ oder ähnliches dazwiſchen, ein offenbares Zeugniß, daß man das lebendige Wort nicht mehr kannte; denn wie könnte man ſonſt über die Bedeutung ſtreiten? Ebenſo wird die Betonung eines Wortes angegeben, gleich ſagt ein Anderer: das iſt falſch oder gar, wie es ſchon bei Quintilian **) heißt: dupliciter peccant. Wie kann man aber über die Betonung uneins ſein, wo das lebendige Sprechen die Betonung mit in den Kauf giebt? Wenigſtens ſo lange das Deutſche lebendig iſt, wird es keinem einfallen, zu ſtreiten, was die Worte bedeuten, und wie ſie betont werden müſſen; aber über das Deutſche im Otfrid läßt ſich ſtreiten, weil es eben

*) p. 346.

**) I. 5.

todt iſt. Zwar, ſagt man, ſind die Erklärer Griechen, aber was für Griechen! Oft, wie wir ſpäter beweiſen werden, nicht beſſer als manche jetzigen Papa's, die ihre altgriechiſch verfaßten Tauf-, Begräbniß- und Heirathsformeln *) auswendig lernen, ohne daß eben die Logiotatoi (Gelehrten) viel davon verſtehen. Wenigſtens kommen ſolche Griechen einem oft ſo wunderlich vor, als wenn Einer bei Rom, wie Byzanz nach Konſtantins Grille genannt ward, in Aſien**) noch jetzt genannt wird, an das italiäniſche Rumili d. i. Römerland denken wollte. Die Kritik iſt unſerm Bedünken nach hier viel zu gnädig und glaubig; wenigſtens ehrfurchtsvoller als Timon ***) der Sillendichter, der ſchon zu ſeiner Zeit das Alexandreier gelehrte Muſeion und ihren Kleinigkeitsgeiſt ſcharf geißelte. Kritiſche Gelehrten über Accente, Homeros und dergleichen beweiſen darum mit Herodianos und Scholiaſten wenig, denn die Gültigkeit der Beweiſer über die todte oder lebendige Sprache wäre zuerſt zu beweiſen. Seit man über derlei Dinge ſchrieb, waren die lebendigen Kenntniſſe verloren; denn der Römer brauchte keinen Zumpt und der Grieche keinen Buttmann. Die Kritik hätte dabei beachten ſollen, wie nicht in, ſondern außer Griechenland die erſten Sprachgelehrten ſich finden, und wiederum meiſtens keine Griechen ſind, ſondern Nichtgriechen. Nach unſerer Meinung aber würde es einem Franzoſen, Engländer, auch dem geiſtreichſten ſchwer fallen, ſo gelehrt im Deutſchen zu werden, daß er deutſcher Sprachgeſetzgeber werden könnte, und umgekehrt würde ein Deutſcher bei jenen Völkern eben ſo wenig Glück machen. Da dieſes nun bei den Griechen geſchehen iſt z. B. bei dem Ariſtarchos oder auch bei dem zweiten, genannt Apion, der in einer aigyptiſchen Oaſe geboren ſich großen gelehrten Ruhm ****) erwarb, obgleich bei Sturz im Etymologicum Gudianum einer neuchriſtlichen Schulſammlung ſein Geiſt zu preſſen iſt, was ſoll man dazu ſagen? Die Kritik wird immer auf die Frage zurückkommen müſſen: weßhalb das Heer der Sprachgelehrten in römiſcher Zeit, warum gleichen ſie wie ein Ei dem andern den offenbaren Neugriechen Euſtathios und Genoſſen? Hätte man zur Zeit eines Perikles Arbeiten bedurft und beachtet, wie die Ἀσύνταικτα (unregelmäßige Satzfügungen) eines Ariſtonikos, die Unterſuchungen eines Demetrios und Tryphon über das Verbum auf μι oder gar über die Hauche? Uns wenigſtens ſcheint das Leben einer Sprache ſehr zweifelhaft, die über die Hauche ſtreitet, alſo nicht weiß, ob ſie Hader oder Ader, Hauch oder auch u. ſ. w. ſchreiben ſoll. Ja manche Unterſuchungen ſind baarer Unſinn, wenn man an's Leben denkt, und höchſtens der todten Gelehrſamkeit verzeihlich, z. B. die Schrift des Ailios Dionyſios περὶ ἀκλίτων ῥημάτων d. i. nicht wandlungsfähige Zeitwörter, da es kein ἄκλιτον ῥῆμα geben kann, und εἶπον ſein ἔπω, εἶλον ſein ἕλω, μεμαώς ſein μάω, πέφνε ſtatt πέφονε ſein φένω u. ſ. w. vorausſetzt und ſicher hatte. Jedoch laſſen wir das Unnütze, bei dem kein Ende abzuſehen iſt, und nehmen unſern geſchichtlichen Faden wieder auf!

Das untergehende Rom war ganz und gar vergriechelt, d. h. trieb eine Bildung und Sprache, die nicht in der lebendigen Gegenwart wurzelnd viele Jahrhunderte alt war, nicht

---

*) S. Tagebuch einer Reiſe durch Griechenland und Albanien: Berlin 1826. S. 306.

**) Daher Arze—rum, ſo wie auch noch in Bokhara der Sultan Kalif von Rom heißt. S. Burnes Reiſe in Bokhara. Weimar. Bd. II. S. 213.

***) Schöll II.

****) Plin. h. n. 30. 2. Gell. Noct. Att. V. 14.

fortſchreiten konnte noch durfte, vielmehr ihr Lob darin fand, wenn ſie es nur den vorfünfhundertjährigen Zuſtänden gleich thun, und wo nicht den Geiſt, doch den Schein bewahren konnte. Da nahten ungeſchwächte Stämme aus Norden und Oſten, und drohten dem römiſchen Weltreiche Zertrümmerung. Die Stämme in Norden bändigte für einige Zeit Sold, eigener Zwieſpalt und bald auch das Chriſtenthum; die öſtlichen Völker aber, unbekannte ſkythiſche Wilden forderten dringendere Abwehr, und Konſtantin hielt es für ſtaatsklug, an's Thor ihrer Länder und des damaligen Welthandelsmeeres die Schutzwache und den Mittelpunkt des Reiches zu verlegen. Er gründete das zweite und neue Rom, das nach ihm genannte Konſtantinopel faſt ſieben Jahrhunderte nach der Vernichtung helleniſchen Volkslebens durch Philippos. Es wäre alſo jetzt an der Zeit, den Zuſtand des Griechenthums unter den Byzantinern zu betrachten; allein da das Leben nicht nach einer Seite ſich entwickelt ſondern in vielfachen Verkettungen, die zu überſehen ſchwierig iſt, ſo haben wir mit Fleiß einige Punkte übergangen, um ſie jetzt nachzuholen, nämlich: 1) die wiſſenſchaftliche Sprache, 2) die Volksſprache, 3) die makedoniſch-aigyptiſche Sprache. Ueber Alle einige Andeutungen, und zuerſt alſo über die

Wiſſenſchaftsſprache.

Unſere ererbte Angewöhnung, aber nicht die Natur der Sache, bringt es leicht mit ſich, daß Künſte und Wiſſenſchaften ihre eigene Kunſtſprache entwickeln. Bei den alten Deutſchen war es nicht der Fall, auch nicht im alten Hellas; denn ein Platon und Zeitgenoſſen ſtanden als Bürger und Lehrer zu ſehr im öffentlichen Leben, als daß ihre Sprache von der des Verſtändniſſes und der Bildung ſehr hätte abweichen dürfen. Ueberhaupt freie Oeffentlichkeit des Volkslebens ſchützt auch die Sprache vor Vorfall, den das Gegentheil herbeiführt. Als den alten Staaten ihr Weſen genommen ward, ſo waren ſie geiſtig todt; das Weſen der alten Bildung beſtand aber vorzüglich in der Freiheit. Ueber Freiheit, Staat u. ſ. w. durfte unter Makedonern und Römern eben ſo wenig gehandelt als verhandelt werden, und wahrſcheinlich hat Recht, wer mit dem Beginne der Knechtſchaft auch den Sprachverfall beginnt; denn die tüchtigen Geiſter ſchaffen nur in der Freiheit. Sehr bedeutſam und bezeichnend für die Zeit bildeten aber gerade beim Beginne der Dienſtbarkeit die Beſſern ſich eine tröſtende Weisheit, im Leiden ſich zu ſtählen und aufrecht zu halten, wir meinen die Stoa, welche im lebenskräftigen Athen wie Rom nie aufgekommen wäre. Dieſe gute Stoa iſt es nun vorzüglich, die nicht den beſten Einfluß auf die Sprache übte, vielmehr einen ſehr ſchlimmen. Ohne uns auf die Gründe einzulaſſen, welche ſchon in manchen Zeiten die Philoſophie zur Sprachverdreherin machten, wollen wir uns blos an das Thatſächliche halten. Cicero *) ſagt mit dürren Worten: **Dialectici et Physici verbis utuntur, quae *ipsi* Graeciae nota *non* sunt. Geometrae vero et Musici, Grammatici etiam more quodam loquuntur *suo*.** Alſo Denker und Naturforſcher reden ein Griechiſch, was ſelbſt kein Grieche verſteht, und Meßkünſtler, Tonkünſtler und Sprachgelehrten haben auch ihre eigenthümliche, alſo unverſtändliche Sprache. Unter allen aber müſſen die Stoiker dieſe Unſitte am meiſten getrieben haben; denn ihre Unverſtändlichkeit gilt beinahe ſprüchwörtlich, und nicht blos Seneka **) bittet um die Erlaubniß, ſtatt ſtoiſcher Ausdrücke

*) de fin. III. 1. §. 4.

**) Epist. 59. permitte enim mihi uti verbis *publicis*, nec illa ad significationem *Stoicam* revoco.

Worte gebrauchen zu dürfen, die ein ehrlicher Mann verſtehe. Zwar hatte ſchon früher Demokritos aus dem thrakiſchen Abdera, als Arzt und Zerleger, vielleicht aus andern Gründen genöthigt, Kunſtwörter angewandt, welche der erſte, der meines Wiſſens das ἀττικωτάτη *) gebraucht, Ariſtoteles **) zu erklären für gut fand; allein den eigentlichen Unfug wunderlicher Sprachmengerei begannen doch die Stoiker, und zwar wie Cicero ***) ſagt, Zenon und Kleanthes. Ihre Sprache ſtach von der Sprechweiſe anderer Leute ſehr ab, und ihre λήμματα, πρόσληψιν ****) und dergleichen verſtand ein ehrlicher Grieche eben ſo wenig, als ein ehrlicher Lateiner das fordeum und foedus, wenn es nicht Cicero *****) erklärt hätte, oder als ein ehrlicher Deutſcher ſeine unverſtändlichen Denker verſteht. Es mag in der Eigenthümlichkeit ſolchen Forſchens liegen, mit der Sprache etwas umzufahren; denn ſchon Xenokrates nnd Prodikos richteten mit ihrem εὐδαίμων, ἡδονή †) Verwirrungen an, und Ariſtoteles ††) fand es für nöthig, zur Beſtimmung des Wortbegriffes eigentliche ſprachgelehrte Abhandlungen zu ſchreiben; allein Zenon erfand die lächerlichſten und unnützeſten Namen z. B. Achilleus †††) und andere, von denen der Grieche ſo wenig verſtand, als Manche jetzt in den Hallen deutſcher Weisheit, in denen ein Afghane mit gleichem Nutzen zuhören könnte. Auch Plutarchos hat uns eine Menge ſtoiſcher Kunſtausdrücke bewahrt, von denen wir nur die klingenden δέν, μηδέν, ἐν ὑποκειμένῳ, ἀκαταλήψία ††††) anführen wollen, ſo wie derſelbe †††††) auch eingeſteht, wie ſehr die Sprache der Weiſen d. h. verſtändlichen abweiche. Darum geißelt Lukianos nach Verdienſt die Narren, die etwas Beſſeres ſich dünkend ſtatt zu nutzen nur auffallen wollten. Im klagenden Zeus ſpricht Apollon vom Stoiker Timokles, er ſei dem Epikuraier nicht gewachſen; denn er rede eine Sprache, über welche das Volk lache und werde um ſo unverſtändlicher, je mehr er erkläre, kurz einen Stoiker verſtehe nur ein Stoiker. Auch in der doppelten Anklage verſtehen Hermes und die göttlichen Richter keine Silbe von dem προηγμένον und ἀπροηγμένον der Stoa, und werden von ††††††) σχέσις, ἕξις, κερατίνας, σωρείτης θερίζων wahrſcheinlich gleichviel verſtanden haben. Auch nahmen es die Stoiker gar nicht einmal übel, nicht verſtanden zu werden, wie im Ausverkauf der Philoſophen Chryſippos ganz treuherzig dem Käufer eingeſteht, der kein Stoiker, alſo von der Sprache nichts verſtand.

Wie in der Philoſophie, ſo gieng es nach dem Ausſpruche Cicero's auch in den übrigen Fächern, und von νῆται ὑπάται, μέση, παραμέση, προσλαμβανόμενον, δὶς διὰ πασῶν, τὸ διὰ

---

*) Aristot. de partib. animal. II. 17. Opp. p. 1141. edit. 1597.

**) Metaphys. VIII. 2. p. 1338.

***) Cic. de nat. deor. III. 24. §. 63.

****) Cic. de div. II. 53.

*****) Fragment. p. 445. ed. Orelli. Antiqui dicebant fordeum foedusque pro aspiratione Vav simili litera utentes.

†) Aristot. Top. II. 2. p. 282. 283. VII. 1. 371.

††) Physic. IV. 13. p. 515. V. 3. p. 524.

†††) Aristot. Physic. VI. 9. p. 549.

††††) Adv. Colot. c. 4. 23. 26.

†††††) De rect. ratione audiendi c. 17.

††††††) Lapithae p. 455. ed. Reitz.

πέντε, τὸ διὰ τεττάρων der Muſiker, von τμῆμα, εὐθύγραμμα, ἰσοσκελές, ἀμβλυγώνιον, ὀξυγώνιον der Meßkunde, von ἄρσις, θέσις, κατάληξις, ἀκατάληξις, συζυγίαι, κόμματα, μέτρα κατ' ἀντιπάθειαν μικτά, βαρύτονον, ἐπιφωνήματα, ἀνακόλουθα und ähnlichen Dingen der Sprachlehrer wird daher das kunſtunverſtändige Volk auch wenig verſtanden haben. Doch genug hievon; denn unſer Satz ſcheint bewieſen, daß die Sprache der Wiſſenſchaft und des Lebens zwei verſchiedene waren. Eine andere Frage aber können wir nicht unterdrücken. Wenn diejenigen, welche die Sprache tragen, heben und weiter bilden können und ſollen, die Vertreter der Kunſt und Wiſſenſchaft dieſe Pflicht nicht erfüllen, kann dann die Sprache noch weiter blühen? Wir antworten durch neue Fragen. Warum verdarb das Deutſche, als die Wiſſenſchaft die Mutterſprache und das Volk allein ließ? warum hat von dem ehrwürdigen Leibnitz an bis auf Hegel kein Philoſoph auf das Volk gewirkt? Warum iſt Bildung und Gelehrſamkeit ſo weit auseinandergegangen, ja die Bildung in Kunſt und Gewerb jetzt ſo geſtaltet, daß ſie unabhängig von den Trägern der Wiſſenſchaft keiner gelehrten hohen noch höchſten Schulen mehr bedarf? Dieſe Fragen verdienten eine weitere Ausführung, werden aber immer zu dem Ergebniſſe führen: ſteht die Gelehrſamkeit außer dem Volke, wie in Alexandreia und im lateinernden Mittelalter, ſo iſt dennoch geiſtige Nacht da, und Griechenland nebſt Rom und ihre Sprache giengen unter trotz den ſogenannten Bewahrern. Doch genug, und wenden wir uns von der Gelehrtenſprache lieber zu ihrem Gegentheile, der

Volksſprache.

Ob es eine gab, verdient keine Beantwortung, leider aber müſſen wir uns wieder in ein Meer von Muthmaßungen verlieren, wenn wir in's Einzelne eingehen wollen, da uns vom Ganzen kaum etwas bekannt iſt. Nur das Lateiniſche hat die Spuren der Verplattung des Griechiſchen bewahrt, wie ſchon bemerkt iſt. Jedoch von dieſer Volksſprache im engern Sinne ſoll auch hier nicht die Rede ſein, ſondern von einer Volksſchriftſprache, die wir füglich die allgemeine Sprache des abſterbenden Hellas und den Vorläufer des Neugriechenthums benennen könnten.

Als Philippos die Volksthümlichkeit von Hellas für immer vernichtete, ſtand Athen in dem Rufe der höchſten Bildung und dieſe hatte ſchon am Hofe von Pelle Eingang gefunden, ſeit Archelaus den Euripides ſchützte, ſo daß bald Künſtler und Schauſpieler nebſt dem Redner Aiſchines ſich in Makedonien wohl befanden. Dem Beiſpiele des Urhofes folgten die ſpätern makedoniſchen Höfe in Europa, Weſtaſien und Afrika, und wenn nun das Attiſche in einem weitern Kreiſe heimiſch wurde, ſo iſt dieſes offenbar in den damaligen Zeitumſtänden begründet. Konnte aber das Attiſche, ſeit Athen ſelbſt immer mehr verſank, ſich ungetrübt und rein erhalten? Wir überlaſſen die Beantwortung dieſer Frage denjenigen, die einſehen, wie politiſche Umwälzungen auf die Sprache überall den größten Einfluß üben; denn unſer Glaubensbekenntniß, das einen Sprachſtillſtand nicht begreift, iſt oft genug ausgeſprochen. Wunderbar genug wird unſere Anſicht durch eine Erſcheinung unterſtützt, die jetzt leicht begreiflich wird, wenn man den Zuſammenhang der damaligen Verhältniſſe berückſichtigt. Alle frühern abgeſchloſſenen Zuſtände der Griechen wurden durch die Makedoner durcheinander gewürfelt, neue entſtanden, alte verſchwanden, und daß die Sprache ſich der Nothwendigkeit der Lebensverhältniſſe anſchließen und fügen muß, verſteht ſich von ſelbſt. Kein abgeſchloſſenes Sparta, wenn es noch beſtanden hätte, oder ſonſtiges Volksthum konnte ſich mehr erhalten; alle wurden durch die makedoniſche Herrſchaft auf Einen Standpunkt geſtellt und nur die allgemeinſten Verhältniſſe

konnten beachtet werden. Nicht blos in Munychia, ſondern auch in Korinthos und überall an wichtigen Zugängen wachten makedoniſche Beſatzungen, und der griechiſche Geiſt der Abſonderung war unter gemeinſamer Dienſtbarkeit nicht mehr möglich. In der That nimmt auch Griechenland jetzt einen allgemeinen Charakter an, verkehrt mit Demetrios dem Poliorketen und andern Aſiaten, den Königen Aigyptens, und das abgeſchloſſene Reichsſtädterweſen früherer Zeit hört auf. Faſt gezwungen mußte ein Gemeingeiſt hervorgerufen werden; denn das Bewußtſein des Druckes erzeugt Gegendruck, und ſo treten denn in die griechiſche Geſchichte neue Völker ein, deren Länder früher kaum gezählt, eigentlich ungriechiſche Bevölkerung, höchſtens griechiſche Pflanzungen hatten, wir meinen die Aitoler, Akarnanen, Epeiroten, wurden doch die Aitoler ſogar Bundeshaupt, ſo wie der Epeirote Helfer gegen Makedoniens Unterdrückung. Allein trotz dieſem Gemeingeiſt blieb die Freiheit unrettbar verloren. Die Römer durch die Aitoler in's Land gerufen, eroberten zuerſt das herriſche Makedonien, ſchlugen dann Griechenland in ſtärkere Ketten, als früher, und plünderten, was von Vorzeit noch übrig war. Wie ſtand es inzwiſchen mit der Sprache? Auch ſie hatte ſich veralgemeinert, und aus der attiſchen Schriftſprache ging die Tochter der Knechtſchaft hervor, die treffend κοινὴ oder ἑλληνικὴ διάλεκτος genannt wird. Die Grundlage dieſer bei gemeinſamem Joche gemeinſamen Verſtändigungsſprache und ihr ganzes Ausſehen in Bildung, Beugung und Wandlung der Wörter iſt ſo ganz dem Attiſchen gleich, daß wir wenigſtens eine weſentliche Verſchiedenheit nicht herausfühlen können. Genauer in ſie einzugehen, iſt hier überflüſſig; genug das Attiſche änderte ſich in ſo ferne, als es aus einer Stadt- eine Weltſchriftſprache wurde, die unter Makedonern, Römern, Aſiaten und Aigyptern dolmetſchen und den Geſichtskreis erweitern mußte. Schriftſprache aber, betonen wir; denn wie das Attiſche in den Tagen Xenophons nicht Volksſprache war, ſo iſt auch ſchwerlich anzunehmen, daß Polybios, Strabon, Eratoſthenes, Apollodoros und ſo viele Landeskinder der verſchiedenſten Länder in der κοινὴ erzogen wurden, die ſie Alle gleich allen Spätern gleichmäßig ſchreiben. Alſo gieng in der nachalexandriſchen Zeit die allgemeine Schriftſprache wieder ihren beſondern Weg, und daß das Volk ſprach, wie landesüblich, leuchtet durch ſich ein. Zweifelsohne erhielten ſich die Mundarten ohne weitere ſchriftliche Fortbildung; denn zähe iſt jedes Volksleben in dieſem Punkte. Wie viel aber ſich erhielt oder verwandelte, wer vermöchte das zu ſagen? Auf jeden Fall ſind aber Veränderungen vorgefallen, und wie das Geſchäftsleben die makedoniſchen Monatsnamen aufnahm, ſo wird daſſelbe in vielen andern Dingen der Fall geweſen ſein und den Einfluß der Dienſtbarkeit empfunden haben. Die folgende Römerherrſchaft hat gewiß noch mehr auf die Volksſprache gewirkt, da in gebildeten Schriftſtellern wie Dion und Plutarchos, ja im neuen Teſtamente das Lateiniſche ſchon ſichtbar und fühlbar iſt. Das Wieviel zu beſtimmen, fehlt uns auch hier der Maasſtab, aber ſehen wir in einem großen Theile Griechenlandes und der Inſeln die romaniſche Sprache oder auch das Neugriechiſche mit lateiniſchen Anklängen κάμπος, κάστρον u. ſ. w. überfüllt, ſo ward der Grund dazu gewiß von den byzantiniſchen Lateinern gelegt, und bedeutſam erſcheint die Behauptung eines Korai in ſeinem Heliodoros, der in dieſem Schriftſteller des vierten Jahrhunderts ſchon Spuren des Neugriechiſchen finden will, über das wohl keiner ſo wie er zu urtheilen befugt iſt. Jedoch hievon genug.

Während wir nach dem Untergange Griechenlands ſeine Schriftſprache ſich veralgemeinern ſahen, tritt faſt gleichzeitig eine neue griechiſche Sprache auf, die ſpäter als Grundſprache der Weltbildung des griechiſchen Chriſtenthums oben von uns

die makedoniſch-aigyptiſche Sprache

genannt ward. Wir meinen nämlich die Sprache des alten Teſtaments, auf welcher das neue Teſtament, die Kirchenväter und das ganze byzantiniſche Chriſtenthum ruhen. Wie vieles auch die Gottesgelehrten weitläufig beſprochen haben, ſo iſt dennoch noch wenig Licht auf die Sprache der Siebzig gefallen, die auf das chriſtlich gewordene Griechenthum ſchon als neue Religionsſprache den größten Einfluß haben mußte. Wie dieſer Einfluß im Neugriechiſchen vielfach ſich zeigt, fremdartige und ſeltſame Beugungen der Zeitwörter in ἐγεννῶσαν, ἦλθοσαν, ἔλθοισαν, εἶπαν, οἶδας u. ſ. w. ſich finden, wie die alte Sprache Vergleichungsgrade wie ἀγαθώτατος, μονώτατος, ἑπταπλασίονα u. ſ. w. eben ſo wenig den Vocativ θεὲ oder das häufige τοῦ mit dem Infinitiv, faſt unſerm Deutſchen zu entſprechend nicht dulden würde, wie ἔσονται εἰς, οὐ μὴ, ποιεῖν mit dem Dativ ſtatt Accuſativ, πολεμεῖ τοὺς ſtatt τοῖς, ὤφελον ἀπεθάνομεν, ἤκουσα φωνήν ſtatt φωνῆς, das fehlerhafte εἰς, ἐν, μετὰ, ἀπὸ, γήρους, ἐπιλήσεσθε τήν ſtatt τῆς, das unrichtig augmentirte ἐπρονόμευσε u. ſ. w. *) im Altgriechiſchen unerhört ſind, wie überhaupt dieſes Griechiſche ein ungewöhnliches gegen das gewöhnliche genannt werden kann (thatſächlicher Beweis, ob die Sprache ſich geändert hat) dies Alles auseinanderzuſetzen würde

---

*) Nur einige Belege, da Vollſtändigkeit hier ein eigenes Büchlein voller Zahlen werden müßte. Nach der Pariſer Ausgabe von Jager. Vgl.:

über οὐ μή Gen. III. 1. 3. VI. 3. XVIII. 7. 23. 29. 30. 31. 32. XXI. 10. 16. XXIII. 6. u. ſ. w.
„ ἔσονται εἰς Gen. II. 24. Exod. II. 10.
„ τοῦ cum Infinit. Gen. III. 6. 22. VIII. 12. IX. 16. XVI. 2. XVIII. 7. 25. XIX. 19. 21. u. ſ. w.
„ θεέ Deuteron. III. 24. Judic. XVI. 28. XXI. 3. Regn. l. II. C. VII. 25.
„ δωρεάν umſonſt Numeri XI. 5.
„ αἰσχρότερος ſt. αἰσχίων Gen. XLI. 19.
„ πατριαί Exod. VI. 14. 15.
„ πολεμεῖ τούς Exod. XIV. 25. Regn. l. I. C. IV. 10.
„ ὤφελον ἀπεθάνομεν etc. Exod. XVI. 3. Numeri XIV. 3. XX. 3. Job. XIV. 13.
„ ἤκουσα φωνήν Deuteron. V. 26. 28. ſteht aber auch oft richtig mit Genit.
„ ἐν falſch Josua X. 35. μετά, εἰς, ἀπό Judic. VIII. 35. XI. 25. 6. 8. 9. XVII. 11. Regn. l. I. C. IV. 9. l. II. C. XXI. 15.
„ ἀγαθώτερος Judic. XI. 25. XV. 2.
„ ποιήσω αὐτῷ Regn. l. II. C. XIX. 38.
„ μονώτατος Regn. l. II. C. XIII. 32. 33. XVII. 2.
„ ἐπιλήσεσθε τήν Regn. IV. C. XVII. 38.
„ δῴη Reg. l. I. C. I. VI.
„ ἐγεννήθη Regn. l. I. C. 1. 20;

doch genug; denn der Kenner braucht keine Beweiſe für Formen wie ἦκασι, εἶδαν, ἐξείλατο, ἀπέλθατε, οἶδας, οἴδαμεν, ἔπεσαν, ἐσάλπισαν, ἔλθοσαν, ἐλάβοσαν, ἔφυγας, παρῆλθαν, εὗραν, εἶλαν, ἔβαλαν, εὕροσαν, ἐφέροσαν, εἴδοσαν, εἶποσαν, κατέσχοσαν, ἐφάγοσαν, ἡμάρτοσαν, ἐβάλοσαν, ἐφύγοσαν, αἰνέσαισαν, κατελίποσαν, ἀπέλθατε, ἁρπᾶ, ἐργᾶ, κατέστασα, ποιήσαισαν, ἐπρονόμευσαν, ἔλθοισαν, ἤροσαν, ἀνέπεσα, ἀπέθαναν, εὐλογήσαισαν, ἐποιοῦσαν u. ſ. w.

hier zu weitläufig ſein, wenn auch meine Kenntniß im Neugriechiſchen gediegener wäre. Genug keiner läugnet, daß die Sprache der ſiebzig Dolmetſcher und ihrer Nachahmer in den neuen Bundesſchriften ſchlecht, wunderlich, unrein, ſeltſam iſt. Und dennoch wurde dieſe Sprache einſt verſtanden, ja Eirenaios, Klemens, Origenes, Athanaſios und Alle, die ſelbſt ein ſogenanntes beſſeres Griechiſch ſchrieben, ehren ſie als urkundlich religiöſe Sprache, obgleich es ſchon zu ihrer Zeit beſſere Ueberſetzungen des alten Teſtamentes gab. Weßhalb thaten ſie das? Leider wiſſen wir über das Weshalb Nichts, und wir wollen darum noch einmal verſuchen, die damalige Weltlage in einem gedrängten Bilde zu ſchildern.

Schon vor der makedoniſchen Zeit hatten Weſtaſien und Aigypten mit Griechenland regen Verkehr und mußte mit den Menſchen auch die Sprache eindringen, ſo läßt ſich die griechiſche Kette vom ſchwarzen Meere bis zum Nil leicht nachweiſen. Nicht allein Jonien, Aiolis und Karien hatte ganze oder theilweiſe griechiſche Bevölkerung, ſondern auch höher nach Norden oberhalb Kyzikos und Chalkedon war die Küſte des ſchwarzen Meeres ſeit den alten mileſiſchen Pflanzungen an Griechenthum gewöhnt, ja der Hauptſitz des alten Welthandels war dort vor der Perſerzeit, und wie ſpäter Athen, ſo kannte ſchon Hiſtiaios*) Byzanz als Schlüſſel und Zwangſtapel aller ein- und auslaufenden Schiffe. In Jahrhunderten, die noch unerforſcht ſind, wurde die lange Reihe griechiſcher Pflanzungen bis jenſeits Sinope angelegt, und da mit den Urbewohnern friedliche und feindliche Beziehungen eintreten mußten, ſo erklärt ſich hieraus ſchon das Eindringen des Griechenthums in Großphrygien und Galatien, ſo daß Paulus an dieſe Stämme griechiſche Briefe ſchrieb. Wie in Norden, ſo hatte auch in Süden das Griechenthum ſchon frühe Fortſchritte gemacht, welche die Geſchichte andeutet, ohne Zeit und Umſtände zu erklären. Unterſchieden ſich noch zu Xerxes Zeit in Kleidung und Bewaffnung**) die Paphlagoner gerüſtet wie Ligyer, Mariandyner und kappadokiſche Syrer, noch ihren Nachbarn den Phrygern***) und Armeniern ähnlich, ſo hatten die Lyder dagegen ſchon beinahe helleniſches****) Anſehen. Unterhalb Lydien an der Südküſte Kleinaſiens hatten Griechen ebenfalls frühe ſich feſtgeſetzt: kretiſche Termilen *****) beſetzten Lykien, die Griechen in Pamphylien †) knüpften ihre Abſtammung an Amphilochos und Kalchas, Kilikien ††) beſaß Hypachaier und wie auf Kypros Hellenen mit Syrern untermiſcht wohnten, iſt bekannt genug. So läßt ſich die griechiſche Zunge bis Syrien ſchon vor der makedoniſchen Zeit nachweiſen; aber über die ſyriſchen Thore drang ſie vor Alexandros nicht vor; denn die Eiferſucht von Tyros und andern ſyriſchen Handelsſtädten wußte hier klug abzuwehren, und wie Herodotos ſo lebendig ſchildert, namentlich Milet gut zu befehden; hatte doch letztere Stadt wie im Norden ſo auch im Süden ihnen den Vorrang abgelaufen und ſeit der Gründung der mileſiſchen Burg ſich das Griechenweſen in Unteraigypten feſtgeſetzt. Nach dem Tode des Welteroberers wurde nun auch Syrien die Beute griechiſcher Feldherrn, und Antiocheia ſchaltete bis über Gaza hinaus. Sogar Judenland, allem

*) Herodot VI. 26.
**) ibid. VII. 72.
***) ibid. 73.
****) ibid. 74.
*****) 92.
†) 91.
††) 91.

Fremden*) ſo abhold, wurde mit in das helleniſche Leben hineingezwungen, und unter den Makkabaiern hart von dem Syrergriechen gedrängt, ja von allen Seiten umlagert, vom griechiſchen Aigypten Rettung hoffend mußte es wider Willen den Heiden ſich anſchließen. Liegt es ſchon in der Wahrſcheinlichkeit, daß unter ſolchen Umſtänden auch die griechiſche Sprache ſich verbreiten mußte, ſo ſind wir doch ſo glücklich, dieſes thatſächlich durch die Geſchichte beſtätigt zu ſehen. Judenland, wie die ſpätern Schriften des alten Bundes und auch der neue Bund lehren, war mit einem Netze griechiſcher Städte umſpannt, und die alten Landesbewohner hielten mit Mühe ja Gewalt kaum den Ankömmlingen das Gleichgewicht. Syrien nördlich des Libanon vergriechelte faſt gänzlich, und Kanaan oder das ſogenannte Phoinike nicht minder, ja die phoinikiſchen Schulen wie zu Byblos werden ſpäter die beſten griechiſchen Anſtalten, ſo wie auch treffliche griechiſche Schriftſteller Beroſos, Meleagros, Philodemos, Nikolaos aus Damaskos, Flavios Joſephos, der Märtyrer Juſtinos und Andere bis auf Euſebios jenen Gegenden angehörten. Nach Philoſtratos war in manchen Gegenden die alte Volksthümlichkeit ſogar untergegangen; denn er ſagt im Anfange ſeines Heldengeſpräches geradezu, daß Sidon, Tyros und Phoinike überhaupt in Sitte, Tracht und Art ganz ioniſch geworden, alſo ſeine Volksthümlichkeit zur Zeit des Schriftſtellers gegen Ende des zweiten chriſtlichen Jahrhunderts ſchon verloren war. So viel vermochten wenige Jahrhunderte, und bei den Griechen träumt man noch immer von ächten Griechen! Auch Judenland, das ſchon ſeit den Tagen Babylons ſein lebendiges Hebräiſch verloren hatte, konnte ſich in ſeiner Schwäche und Abhängigkeit vor dem griechiſchen Welteinfluſſe nicht nur nicht rein erhalten, ſondern gezwungen lebte es mit und unter Griechen, ſeit Antiochos Epiphanes die Zwingburg Akra im heiligen Ringe ſelbſt erbaute und mit griechiſcher Beſatzung Jeruſalem im Zaume hielt. Ja mit Griechen mußte es ſich gegen Griechen wehren, und obgleich Ptolemaios des Lagos Sohn Jeruſalem genommen hatte, mit den folgenden Königen friedlich verkehren, um des Schutzes gegen Syrien ſich zu verſichern. Wie tief das Griechenthum in Juda eindrang, lehren nun bald auch die folgenden Zeiten. Die Sekten der Phariſaier und Saddukaier erinnern an griechiſche Sophiſten, ſogar an Verwandtſchaft mit den Spartanern glaubt Joſephos; Herodes führt zum Aerger aller Rechtgläubigen griechiſche Kunſt, Spiele, Bauweiſe ein; amtlich werden die Städte Kaiſareia, Tiberias, Skythopolis, Ptolemais, Antipatris u. ſ. w. griechiſch umgetauft und griechiſch bevölkert; endlich ſchreiben die Söhne Judas ſogar griechiſch, ſo wie auch die Lehre des Heils, auf Juden vorzüglich berechnet, die griechiſche Zunge ſpricht und keine aramaiſche. Letztere Thatſache, daß die Apoſtel griechiſch ſchreiben, iſt ein handgreiflicher Beweis, wie tief die

*) Mit einiger Einſchränkung iſt dieſe Behauptung nur von denjenigen Juden feſtzuhalten, die ihren religiöſen Mittelpunkt in Jeruſalem ſtets beibehielten. Es gab nämlich, was ſelten berückſichtigt wird, eine Menge Juden, die nach der babyloniſchen Gefangenſchaft in den Ländern verblieben, wohin ſie einmal geflüchtet waren, oder auch ihrer Geſchäfte wegen in andern Ländern ſich aufhielten, z. B. Italien u. ſ. w. — Ueberhaupt deutet die Schrift ſelbſt klar genug die verſchiedenen διασπορὰς an, nämlich die in Medien, Meſopotamien, den Gränzländern bis zum Pontos, dem griechiſchen Aſien und den Hellenen überhaupt (Petr. I. 1. 1. Joann. VII. 35. vgl. Hug Einleitung Bd. II. §. 156). Buchſtäblich iſt alſo zu nehmen, wenn die Juden (Esther III. 8.) ein ἔθνος διεσπαρμένον ἐν τοῖς ἔθνεσι, ἐν (ibid. 13) πάσαις ταῖς κατὰ τὴν οἰκουμένην Φυλαῖς ἀναμεμιγμένον genannt werden. Schon Herder (Werke zur Rel. und Theol. Bd. 16. S. 15 f.) hat dieſes Verhältniß richtig eingeſehen und dargeſtellt.

Sprache eingedrungen ſein mußte, um der Landesſprache vorgezogen werden zu können. Jedermann ſollte verſtehen, und wirklich verſtand Jedermann, denn die aus allerlei Ländern *) zur heiligen Stadt geſtrömten Juden, die über die Galilaier **) erſtaunten, waren eben Helleniſten ***). Um endlich den Ring der großen Kette zu ſchließen, ſo bleibt nur Aigypten übrig, das ſchon unter Pſammetichos die griechiſche Sprache einließ, wie Herodotos ****) berichtet. Nachdem aber die neue Hauptſtadt und zwar aus dem Zuſammenfluße der verſchiedenſten Griechen gegründet war, vergriechelte Unteraigypten gänzlich und gleich von Anbeginn, wenn auch eine Menge Juden und alter Landeskinder mit dort wohnen mochten. Nur das Griechiſche war Hof-, amtliche und Bildungsſprache.

Wie war aber dieſes alexandreier oder überhaupt ſyriſche *****) Griechiſch beſchaffen? Wir glauben, nicht weit vom Ziele abzuirren, wenn wir ſagen, daß wir die vollſtändigſte Probe davon in den ſiebzig Dollmetſchern haben, wofern dieſe kein neues Griechiſch erfanden. Bekanntlich veranlaßte Demetrios der Phalerer dieſer letzte gute attiſche Redner, von Athen 306 v. C. flüchtig, den Ptolemaios Philadelphos, die heiligen Schriften der Juden überſetzen zu laſſen. Dieſes ſchwierige †) Werk vollführten die ſiebzig Dollmetſcher, die wahrſcheinlich nicht allein dazu befähigt waren, und den Beweis liefern, daß Jeruſalem von wo die Dollmetſcher geſandt wurden, nicht nur frühe das Griechiſche kannte, ſondern auch zu ſchreiben verſtand. Nun ſtimmt aber dieſes Griechiſche keineswegs mit dem gewöhnlichen, und doch bewirkten die Siebzig, was ſie bewirken wollten, d. h. ſie wurden verſtanden, wie iſt alſo dieſe Erſcheinung zu erklären? Wir halten die Erklärung für leicht, wenn wir nur von unſern gewöhnlichen Vorurtheilen laſſen wollen. Im eigentlichen Griechenlande beſtand noch die Bücherſprache gleichviel ob des Attiſchen oder der κοινὴ ἑλληνικὴ, die Volksmundarten liefen noch nebenher, und die geſchriebene Sprache hatte noch immer einen Halt im Volke. Ganz anders aber ſtand die Sache im Süden von Kleinaſien, Syrien, Judenland, Aigypten. Wie geſchichtlich feſtſteht, giengen die ſyriſchen Mundarten, das Galiläiſche (vom prieſterlichen Juda abſtechend und verlacht), das Koptiſche erſt ſpäter unter, blieben beim Volke, ja ſind jetzt noch nicht völlig untergegangen. Griechen und Griechiſch drängten ſich nun überall dazwiſchen, und daß in der Umgebung ſo fremdartiger Völkerſchaften, ſo entfernt vom Boden, Himmel und allen urſprünglichen Lebensbedingungen der Heimath das Griechiſche ſich nicht rein erhalten konnte, liegt in der Natur der Sache und läßt ſich auch ſonſt geſchichtlich beweiſen. Konnte das griechiſche Soloi in Kilikien ſeine Sprache nicht rein erhalten, konnte es Byzanz eben ſo wenig, als der Deutſche in

---

*) Act. Apost. II. 5. — 11. ἀπὸ παντὸς ἔθνους.

**) ibid. λαλούντων ταῖς ἡμετέραις γλώσσαις. Ueber γλώσσαις vgl. Galen. l. cit.

***) Daß dieſe mit den hebraiſchen Juden der Tempelſtadt eben nicht im beſten Vernehmen ſtanden, zeigt Act. Apost. VI. 1. IX. 29.

****) II. 154.

*****) Namentlich in den Makkabaiern befinden ſich mehrere öffentliche Urkunden, Alle in der Sprache der Siebzig, geſchrieben. Geſetzt auch, einige Urkunden ſeien unächt, ſo ſchadet das nicht, mußte doch der Fälſcher, um Glauben zu finden, in der Sprache ſchreiben, die bei ſolchen Urkunden die gewöhnliche war. Alſo die Sprache der Siebzig war die urkundliche (vgl. Geſandtſchaft und Brief nach Rom Macc. I. VIII, 17 ff. — Urkunde des Alexandros Sohnes des Antiochos I. X. 18. — Brief des Antiochos II. IX. 19) auch in Syrien.

†) Ueber die Schwierigkeit vergleiche das Vorwort zu Jeſus Sirach.

Neuyork, der das Bunteſte ſeiner ganzen Umwohnerſchaft mit einflikt, ſo will es der Drang der Lebensnoth und des täglichen Verkehres, daß auch der nach Syrien und Aigypten verpflanzte Grieche ebenfalls ſeine Sprache den neuen Verhältniſſen anpaſſen und ändern mußte, und ſo haben wir die natürlichſte Erklärung der Sprache, die in den Schriften des alten Bundes befindlich in vielen Dingen z. B. *οἰφί* *), *Θίβις* **), *γόμορ* ***), *σικέρα* ****), *νέβελ* *****), *χελεδί*, *φελεδί* †) und ſo vielen Namen ihr morgenländiſches Kleid nicht einmal ablegen konnte. Doch kaum haben wir nöthig, die Morgenländer zu Hülfe zu rufen. Wer ſind nämlich dieſe aſiatiſchen Griechen? Erſtens Makedoner, die eigentlich gar keine Griechen ſind und nie wegen der Zierlichkeit und Reinheit ihrer Sprache berühmt waren, zweitens aber allerlei Griechen und alexandriſche Beutemacher aus den verſchiedenſten Landſchaften. Alſo ſchon ohne fremde Zuthat mußten die Griechen ihre gegenſeitige Sprache ausgleichen, und bei ſo verſchiedenartigen Zuſammenflüſſen iſt der Urſprung der Helleniſtenſprache nicht nur natürlich, vielmehr zu bewundern, daß nicht größere Verderbtheit darin gefunden wird. Halten wir nun zunächſt Aigypten im Auge, (denn die jüdiſchen Dollmetſcher ſchrieben für Aigypten, ſeinen König, ſeine Bücherſammlung ††), ſo wollten die Ueberſetzer doch wohl in Aigypten verſtanden ſein, mußten alſo ein Griechiſch reden, was dort gang und gäbe war. Nun ſchreiben aber um dieſelbe Zeit die alexandreier Gelehrten ein anderes Griechiſch, und bemühen ſich, ſo nachattiſch zu ſein, als möglich. Dieſe Sprachgelehrten mußten als Hofdiener und Bücheraufſeher auch von der Dollmetſchung der Siebzig wiſſen, an deren Spitze der gelehrte Staatsmann Demetrios der Phalerer †††) ſtand. Was folgt alſo? Entweder gab es in Aigypten zu gleicher Zeit zwei Schriftſprachen, die der Sprachgelehrten und die der Siebzig, was ſchwerlich Jemand einräumen wird. Oder

---

*) Numeri V. 15. etc. XV. 4.

**) Exod. II. 3. 5. 6.

***) Exod. XVI. 16. 18. 32.

****) Levit X. 9.

*****) Regnor. I. I. 24. l. II. 16. 1.

†) ibid. II. XV. 18. XX. 7. 23. l. III. I. 38. 44. vgl. *αἰλάμ*, *μεχωνώθ*, *δαβίρ*, (III. VII.) und eine Menge aſiatiſcher Worte l. IV. c. XXV. 12. 14. 17. Paralip. I. c. XVIII. 17.

††) Vielleicht auch für den zahlreichen Stamm aigyptiſcher Juden, die einen eigenen Tempel gründen wollten, und wohl ihre Geſetzbücher zu leſen wünſchten, da die Sprache des hebraiſchen Urtextes nicht mehr lebendig war, vielmehr von den Schriftgelehrten erklärt werden mußte.

†††) Seltſam, daß dieſer vielgeprieſene und vielgeſchmähte Demetrios von den Alexandreiern nicht in den Rednerkanon aufgenommen ward, den er (vgl. Cic. de Orat. II. 23. §. 95. Brut. IX. §. 37. Quintilian. X. 1. 80.) doch wohl geziert hätte. Ob Staatsgründe daran Schuld ſind, da er von dem Sohne ſeines Freundes, Ptolemaios II. verbannt ward? Ich möchte eher den Beſtrebungen des politissimi (Cic. cit.) und vorurtheilsfreien Staatsmannes die Schuld beimeſſen, und wer weiß, ob nicht die Sprachgelehrten an der alten Sprachweiſe feſthielten, um den neuern Richtungen entgegenzuwirken, die den Ruhm des alten Vaterlandes, ja ſeine Religion und den Ruf ſeiner Weisheit zu verdunkeln anfiengen. Denn daß man ſchon vor dem Chriſtenthum die Weisheit eines Platon und Anderer auf die Juden als Quelle der Lehre vom einigen Gotte zurückzuführen ſich angewöhnte, und daß darüber gelehrte, mit apioniſcher Galle getränkte, Streitigkeiten geführt wurden, können Philon, Joſephos und Euſebios beweiſen. Der alexandreier Gelehrtenhaß gegen die Juden erklärt ſich dann auch, und Apions leidenſchaftliche Streitſchrift gewinnt ein anderes Licht.

wir müſſen annehmen was verſtändiger und wahrſcheinlicher iſt: die Gelehrten ſchrieben in der alten Schriftſprache fort, die Siebzig, gleich den Verfaſſern der neuen Bundesſchriften, ſchrieben nicht für die Gelehrten, ſondern für das Volk, alſo in der lebendigen Volksſprache jener Gegenden. Und in der That trägt nicht die Sprache der Siebzig mit ihren einfachen Fürwörtern, der abweichenden Beugung der Zeitwörter, dem unrichtigen Gebrauche der Vorwörter u. ſ. w. gerade den Stempel der Volksmundart, die ſich ſolcherlei in allen Sprachen erlaubt? Dieſe wahrſcheinliche Vorausſetzung einmal angenommen, ſo werden mit einem Schlage mehrere Urtheile der Alten über die Sprache der Aigypter oder Alexandreier klar. Verächtlich ſagt Lukianos *) mehrmals: αἰγυπτιάζει τῇ φωνῇ d. h. er ſpricht ſo ſchlecht, als ein Aigypter. Daß hier nur von der Volksſprache die Rede ſein kann, liegt am Tage; denn den Alexandreier-Juden Philon **) und die Schriften des alten und neuen Bundes ausgenommen, ſchreiben Origenes, Athanaſios und andere Aigypter in der gewöhnlichen κοινῇ, und jedenfalls ſo rein als Lukianos. Ob Lukianos auf die Sprache der heiligen Bücher anſpielt, möchte nicht leicht zu verneinen ſein. Er kannte und verabſcheute die Chriſten, kannte auch wahrſcheinlich ihre Schriften, denn er heißt Freund des Kelſos, der die Chriſten und ihre alten und neuen Bundesurkunden ſo derb angriff, und von Origenes widerlegt ward. Auch bei Phyrnichos finden ſich wegwerfende Urtheile über die Sprache der Alexandreier: τεθελημένα, heißt es ***), Ἀλεξανδρεωτικὸν τοὔνομα, διὸ ἀφετέον Ἀλεξανδρεῦσι καὶ Αἰγυπτίοις. Auch Eunapios ****), ſelbſt kein großes Licht des vierten Jahrhunderts und wahrſcheinlich ein Chriſtenfeind als Verwandter des lydiſchen Oberprieſters iſt ſehr ſchlimm über den ἄνθρωπος ἐξ Ἀλεξανδρείας zu ſprechen, und außer der Schamloſigkeit giebt er ihm noch das Lob der φλυαρία. So hätten wir durch dieſe Annahme wenigſtens einen Schlüſſel zur verſtändigen Löſung des Räthſels, welches die Schriften des alten, und des auf ihn gegründeten neuen *****) Bundes beſtändig noch darbieten, und ſo fahren wir in unſerer Darſtellung fort.

Ehe wir jedoch zur Zeit des Konſtantinos übergehen, bemerken wir nur noch Eines. Daß in dem jetzt folgenden chriſtlichen Griechenlande und dem gottesgelehrten Byzanz die heiligen Bücher des alten und neuen Bundes Hauptbücher wurden, verſtände ſich von ſelbſt, wenn es

---

*) Philopseud. p. 57. vgl. Conviv. p. 432. ed. Reitz.

**) Bekanntlich kennt dieſer nicht nur die Siebzig (vit. Mos. II. p. 66), ſondern gilt auch als Verfaſſer des Buches der Weisheit, ſ. Schöll II. S. 277.

***) Phryn. ed. Lobeck. p. 332.

****) ed. Bonn. p. 94. 95. — Ueber die Lebensumſtände ſ. Schöll III. S. 351.

*****) Gleicht nun zwar die Sprache des alten Teſtaments dem des neuen, wie ein Tropfen dem andern, ſo iſt dennoch im Letztern wieder ein Fortſchritt zu bemerken, der auch hier wieder die Meinung von der Unbeweglichkeit der griechiſchen Sprache widerlegt. Namentlich iſt das römiſche Element ſchon ſehr fühlbar, und μόδιος, μίλιον, κῆνσος, δηνάρια, Καῖσαρ, λεγεῶνες, πραιπύριον, κουστωδία, κοδράντης, κεντουρίων, τυρβάζομαι, σουδάριον, Φραγέλλιον, Φραγελλοῦν, λίτρα, λέντιον, τίτλος, λιβερτίνων, σχολή, σικάριοι, ταβερνῶν, Σπανία, μάμμη u. ſ. w. ſind geläufige Worte, und mußten es natürlich unter der Herrſchaft von Rom werden, das man ſeit den Tagen der Makkabaier. (Maccab. l. I. c. I. 11. c. VII. 1. l. VIII. 17. ff. c. XI. 1. ff. c. XIV. 16. 24. 40. c. XV 15. l. II. c. IV.) Zeit genug hatte, kennen zu lernen. Formen wie νοός, νοΐ u. ſ. w. ſind auch bei den Siebzig noch nicht vorhanden.

nicht geſchichtliche Thatſache wäre, daß um der heiligen Schrift willen in Morgenland die altgriechiſche Sprache und ihre Schriftſteller, ſo wie in Abendland durch die lateiniſche Vulgata und Kirche die lateiniſche Sprache und ihr Schriftweſen erhalten worden. Eben ſo einleuchtend iſt es, daß die heiligen Bücher in den Unterricht der Jugend und Schulen aufgenommen waren, die ſo die heilige Sprache mit der eines Platon, Thukydides, Homeros vermiſchen lernten. Wenn wir daher bei Scholiaſten d. i. Schulmännern und ſonſtigen Schriftſtellern Ausdrücke finden, die ſonſt ungebräuchlich in den heiligen Bundesſchriften vorkommen, ſo kann man gleich auf einen Chriſten ſchließen, z. B. wenn der Scholiaſt des Apollonios Rhodios τρίβος als Weg erklärt, ſo geſchieht das wegen Matth. III. 3. — Oder wenn der Scholiaſt des Thukydides das ἕως nach Matth. I. 25. II. 15, oder χρηματίζω für oraculum reddo, divinitus admoneo gebraucht, ſo verräth er den getauften Chriſten eben ſo ſchnell als etwa der Buttmann'ſche Scholiaſt zur Odyſſee in πρόνοια (V. 5) und ſonſtigen chriſtlichen Erklärungen ſich ſelber als einen Sohn ſpäter Zeit zeichnet, dem ſeine Sprache nicht mehr lebendig war. Hätte die Kritik in dieſer Hinſicht einmal zugeſehen, wie mancher Schriftſteller würde dann anders beurtheilt werden, der für einen alten Griechen und braven Heiden gilt, und doch keines von Beiden iſt. Von den Scholiaſten, wie die letzte Abtheilung lehren wird, kann man es unbedingt ſagen, daß ſie ohne Ausnahme gelehrte Merker für chriſtliche Schulen, und wie der größte Scholiaſt der neugriechiſche Biſchof Euſtathios für eine todte Sprache ſchreiben, in der ſogar häufig die Rechtſchreibung *), ob διὰ τοῦ γ oder ι, διὰ τοῦ αι oder η, διὰ τοῦ ει oder ι u. ſ. w. und offenbar wegen der neugriechiſchen Sprechweiſe erklärt werden muß. Doch genug, und gehen wir zum nächſten Zeitraume der griechiſchen Sprache über, zum

Byzantiniſch-chriſtlichen Griechenthum.

Konſtantin iſt von Alexandros faſt ſieben Jahrhunderte entfernt. Fortwährend war Hellas geſunken, mit ihm nothwendig ſeine Sprache. Gerne glauben wir daher dem Korai, der ſchon jetzt die Spuren des Neugriechiſchen erkennt, und wenn Viele noch an die lebendige alte griechiſche Sprache denken, ſo erwiedern wir blos, daß die weſteuropäiſchen Sprachen und die ſlaviſche Zunge an der Oſtſee und die alten Sprachen der neuen Welt nicht ſo viel Zeit brauchten, um zu ſterben. Doch beginnen wir unſern Stoff! Am Bequemſten wird die Ueberſicht ſein, wenn wir dem Faden der Jahrhunderte folgen, und dabei zwei große Abſchnitte annehmen, nämlich den erſten von der Gründung Konſtantinopels oder dem vierten Jahrhundert bis auf Anna Komnena oder das eilfte Jahrhundert, den zweiten von Anna Komnena bis auf die Eroberung Konſtantinopels durch die Türken. Obgleich nämlich während dieſes ganzen Zeitraumes die κοινὴ Ἑλληνικὴ immer fortgeſchrieben wurde, ſo iſt es dennoch nach den Unterſuchungen, die Fauriel ſeinen griechiſchen Volksliedern voranſchickt, ausgemacht und als feſtſtehende Thatſache anzunehmen, daß zur Zeit der Anna Komnena das Neugriechiſche ſchon vollkommen beſtand, alſo das Altgriechiſche vollſtändig geſtorben war, wenn auch fortgeſchrieben wurde. Mit andern Worten, die aber daſſelbe bedeuten, könnten wir eintheilen in

*) Da in den geſchichtlichen und ähnlichen Werken ſolche Buchſtabenkritteleien nicht vorkommen können, ſo ſind grade darum Scholiaſten und Grammatiker jeder Art wichtig; denn eine Sprache kann ſchwerlich lebendig heißen, die bei dem einzelnen Worte Schreibart und Ausſprache bemerken muß.

die Bildung der byzantiniſchen Sprache bis zum Fertigſein in der Volksdichtung oder ihrem Vertreter dem politiſchen Verſe, der mit Anna Komnena ſchon längſt beſtand. Befaſſen wir uns mit dem erſten Zeitraume

von der Bildung der byzantiniſchen Sprache bis auf Anna Komnena und die Volksdichtung ihrer Zeit!

Griechenlands traurige Ueberbleibſel völlig zu vernichten, traten mit Konſtantin zwei Ereigniſſe ein mit gleichmäßig tödtender Kraft für Althellas nämlich die Einführung des Chriſtenthums, die Grundanſichten und Grundzwecke nicht nur des Lebens, ſondern der beſtehenden Bildung umwerfend, und zweitens die Gründung Konſtantinopels, das, auſſerhalb Griechenland im alten Thrakerlande gelegen, Mutter und Hauptſtadt des griechiſchen Volkes werden ſollte, in der That aber nur Säugamme gelehrter und zankſüchtiger Prieſter und Rabenmutter des Landes wurde, auch werden mußte, denn das Herz lag auſſer dem griechiſchen Leibe. Wenn wir nun auch über die thrakiſche Sprache blutwenig wiſſen, ſo iſt doch ſo viel ſchon aus Herodotos klar, daß ſie keine griechiſche war, vielmehr ſehr wahrſcheinlich, was Xylander in ſeiner Sprache der Albaneſen und Schipetaren bemerkt, daß dieſe Sprache ein Mittelglied zwiſchen Deutſchland *) bildete. Jedoch wie es auch immer ſei, die alten Thraker ſprachen kein Griechiſch, ja waren ſeine hartnäckigen Feinde. Gegen ſie mußten die helleniſchen Pflanzungen immer gerüſtet ſein ſeit den Tagen eines Miltiades, welcher den Cherſoneſos **) mit einer Mauer umzog, bis zu der Zeit ***) eines Klearchos. Unter Philippos und ſeinem Sohne wurden die Thraker von Stammverwandten theilweiſe bezwungen, bildeten unter Lyſimachos ein eigenes Reich, und bewahrten unter den Römern am längſten ihre Freiheit. Daß bei dem Zuſammenwohnen der Thraker und Griechen die Jahrhunderte von Byzas bis Konſtantin auch auf die Sprache Beider Einfluß hatten, iſt ſchon erörtert; allein können wir im

*) Vgl. S. 286 die geſammelten Worte z. B.

Spaten albaniſch σοπάτα
Binden — — λίδ Glied, plattdeutſch Lidd
Mutter, Memme — — — ἔμμα
Karre — — κάρρα, καρρότζα
Frau — — Fρούα
Bier — — πίρε
Stab — — στάπ
Weh — — βέ
Nacht — — νάτ
Schwert — — κόρδ, engliſch sword. Plattdeutſche Redensart über die Kord (Klinge) ſpringen.
Maas — — μάσε
Engel — — ἔγγελ
Moſt — — μούστ u. ſ. w. — Ueberhaupt ſteckt dies Büchlein voll geiſtreicher Bemerkungen, die auf unſern Gegenſtand paſſen, da Landesſprachen nie ganz untergehen. Vgl. auch Diez an vielen Stellen ſeiner „Grammatik der romaniſchen Sprachen" beſonders I. S. 63 über die wallachiſche Sprache, genannt Romenia, die ja auch dem altthrakiſchen Bezirke angehört.

**) Herodot. VI. 36. 37.

***) Xenoph. Anab. I. 1. §. 9.

eigentlichen Griechenlande um dieſe Zeit an kein ächtes Altgriechiſch mehr denken, ſo wäre es Thorheit, in Thrake daſſelbe aufzuſuchen. In Freundſchaft und Feindſchaft berührten und miſchten gewiß ſich mannichfach Griechen und Thraker, und beide Sprachen theilten ſich in das Land, bis unter Konſtantin das Lateiniſche hinzukam, und als Hof- und Gewaltſprache vordrängend den Miſchmaſch bildete, der jetzt Neugriechiſch heißt. Man hat nämlich ſehr Unrecht, wenn man das neue Konſtantinopel nach dem Vorurtheile für eine griechiſche oder gar die griechiſche Mutterſtadt anſieht. Wenn es ja etwas war und zwar in den drei erſten Jahrhunderten (denn ſpäter ſtand es an Geiſt, Kraft, Sprache tief unter den tiefſten Zuſtänden des geſunkenen Islam), ſo iſt es höchſtens eine lateiniſche Stadt zu nennen, und wie es mit dem Lateiniſchen damals an der Tiber ausſah, iſt eine bekannte Thatſache. Jedoch ſchreiten wir zur Betrachtung und zum Beweiſe des Einzelnen.

Das Römerreich war noch ein Ganzes, und obgleich der weſtliche Theil ſchon todtkrank lag, war der Oſten doch noch ungeſunder, und wilde Horden ſtürmten ununterbrochen in's alte Hordenland der Thraker, Vorboten der nahen Völkerwanderung. Ein Bollwerk grade am Thore des Oſtens ſchien nöthig, und Byzanz dazu geeignet, das aber in der Erweiterung des Konſtantin ſich gleich verlor. Konſtantinopel erſtand, die Hof- Prieſter- Patriarchen- und Weltſtadt des Morgenlandes, in welcher um des Hofes, Handels, Soldes und ſonſtigen Verdienſtes willen bald Leute aus allen umgebenden Stämmen, Aſiaten und Armenier, aigyptiſche und europäiſche Griechen, Servier und Wallachen, Dalmater und Bulgaren, Gothen, Ungern, ja Polen und Ruſſen zuſammenſtrömten. Dieſe maasloſe Miſchung zeigt ſich auch, wie wir ſpäter ſehen werden, ſelbſt bei den reinſten Schriftſtellern; denn der Gewalt des Lebens iſt ſchwer zu entrinnen. Hatte nun die Gründung der neuen Hauptſtadt für das blosgeſtellte italiſche Römerreich ſchlimme Folgen, ſo war ſie für Griechenland tödtlich; denn es verſchwindet jetzt allmählig aus der Geſchichte d. h. Konſtantinopel thut, was alle durch Unklugheit übergroß gewordenen Hauptſtädte thun, ſie freſſen das Land*) auf. Was war aber Konſtantinopel für eine Stadt? Hätten wir keinen Beweis, als nur die Sprache der ſpäter vorzuführenden Schriftſteller, ſo würden wir unbedenklich ſagen, wie es amtlich und geſetzlich**) das zweite Rom hieß, ſo war

*) Was Paris für Frankreich, war Konſtantinopel für die Oſtwelt, Griechenland mit einbegriffen ward ſie die Provinz der Hauptſtadt, die als Mittelpunkt aller Geld- Handels- und geiſtigen Kräfte alles an ſich riß, ſo daß Griechenland als verſchollen zu erklären iſt. Was ſchön, geiſtreich, nachahmungswerth, Muſter, Geſetz, muß politiſch d. h. aus der Hauptſtadt ſein, und ſo begründete ſich die Zeit, wo Griechenland früher ſchon Sklavin des italiſchen Roms ſich daran gewöhnte, politiſch zu werden, wie es noch heute iſt d. h. Affe der Hauptſtadt ſogar bis zum Verſe ſeiner Volksdichtung. An Konſtantinopel ſtarb Griechenland, wie Aigypten an Alexandreia und die heidniſche Welt am italiſchen Rom, und wahrſcheinlich iſt das alte Aſien an Ninive und Babylon ſo wie Judenland an Jeruſalem geſtorben. Was das griechiſche Verderben noch mehr beſchleunigte, iſt, daß ſelbſt den heiligen Konſtantin und mehr dichteriſchen und gutgewillten, als zeitgemäß verſtändigen Julianos nicht ausgenommen kein einziger großartiger Kopf auf dem byzantiniſchen Throne ſaß. Faſt in keiner Geſchichte findet ſich eine gleiche Reihenfolge erbärmlicher Geſellen, wie in der byzantiniſchen, und mit Recht traf ſie die Verachtung aller Nachbarn von den Gothen, Hunnen, Avaren bis zu den Mongolen und Türken. In der Stadt zu hocken, ſie höchſtens zu verſchönern, war ihr Ruhm; den Straßenpöbel zu zügeln, oder zu benutzen, ihre Arbeit. Was nicht Konſtantinopel war, ward vernachläſſigt, und am Ende war auch vom Reiche nichts mehr da als eben Konſtantinopel.

**) Socrat. hist. eccl. I. p. 526. ed. 1612. vgl. Theophan. Chronogr. p. 42. Anastas. hist. eccl. p. 49.

es auch in der That ein neues Rom d. h. eine lateiniſche Stadt. Aber die Stadt iſt ja eine urſprünglich griechiſche? Allerdings, wie Mez, Verdun, Gent u. ſ. w. urſprünglich deutſche Städte waren. Konſtantin war nichts, als ein Lateiner. Nur in lateiniſcher Sprache ſchrieb, richtete und that er Alles ab, wie ſein Zeitgenoſſe und Lobredner Euſebios*) bezeugt. Bei der Kirchenverſammlung zu Nikaia hielt er ſogar unter Griechen eine lateiniſche Rede, die von Euſebios gar zu gütig aufbewahrt iſt, und hatte alſo gleich Oroſios**) einen Dolmetſcher nöthig. Zwar verſtand er ſelbſt auch ein wenig Griechiſch, und hatte wohl es aus dem Leben, wenn dieſes hätte lehren können, lernen können, zumal die Kirchenverſammlung ins fünfundzwanzigſte Jahr***) ſeiner Herrſchaft fällt; allein daß er kein Held darin war, deutet ſelbſt Euſebios****) an, der ſonſt nicht das Kleinſte an ſeinem Schutzherrn ungerühmt läßt. Ferner die reichen Geſchlechter, der Rath und natürlich auch ein großer Theil des Heeres, die Konſtantin überführte, waren nur Lateiner, und ſie hielten ſich auch ſpäter noch für die allein ächten Römer, wie aus ſo vielen byzantiniſchen Schriftſtellern hervorleuchtet und auch in Luitprands Geſandtſchaft an Nikephoros Phokas*****) ergötzlich dargeſtellt iſt. Glykas †) nennt die Namen Βῆρος, Οὐρβίκιος, Στούδιος, Φλωρέντιος, Μαυριανός, Σεβῆρος, ja der Botaneiate rühmte ſich, aus dem alten Geſchlechte der Fabier††) zu ſtammen. Lateiniſch ſind auch die Namen der Verwandten, Freunde und Hofherrn des Kaiſers: Σίλβεστρος, Φαῦστα, Κρίσπος, Κώνστας, Κωνστάντιος, Λικίνιος, Μαξιμῖνα, Φλαβιανός, Πουλχερία, Ἰουλιανός, Οὐάλης, Γρατιανός u. ſ. w., ja griechiſche Namen ſind ſogar ſelten bis nach den Zeiten eines Juſtinianos. Wie die Leute Lateiner waren, ſo wurden auch alle übrigen Einrichtungen des Hofes und Volkslebens auf lateiniſchen Fuß geſetzt. Braucht Euſebios noch die makedoniſche Zeitrechnung, ſo treten jetzt die römiſchen Monate, Kalenden, Nonen, Iden und Indiktionen auf. Lateiniſch war das Geld und die†††) Umſchrift, Maas, Gewicht, Wege- und ſonſtiges Bauwerk, wie κεντηνάρια, λίτραι (librae), μόδιος, μίλια, κινστέρναι u. ſ. w. beweiſen, die unzählige Malen vorkommen. Man erwäge den Einfluß ſolcher Einrichtungen auf das Volk und ſeine Sprache! Machen wir einen Gang durch Konſtantinopel ſelbſt, ſo iſt Alles urſprünglich lateiniſch getauft, und κάμπος als Volksfeld, κάμπος τοῦ τριβουναλίου, πραιτώριον, σκάλα, ἐν Ἑπτασκάλῳ, Ῥήγιον, ὥραια (d. i. aurea) πόρτα, Αὐγουστέων ††††), παλάτιον Ἰουκουνδιανῶν, τριβουνάλιον τῶν ιθ' ἀκουβίτων und dergleichen ſchallen an allen Enden. Beſieht man ſich den Hof und ſeine Würden, ſo ſtößt man auf Αὐγοῦστος,

*) Laud. Const. II. 23. III. 13. IV. 32. vgl. Joann. Lyd. ed. Bekker p. 194.

**) um ſich, da er kein Griechiſch verſtand, mit dem Biſchof Joannes von Jeruſalem zu verſtändigen. vgl. Gundlingiana St. 25. S. 446.

***) Joel Chron. ed. Bekker. p. 37.

****) III. 13. vgl. Socrat. hist. eccles. I. p. 507. ἑλληνίζων τῇ φωνῇ, ὅτι μὴ δὲ ταύτης ἀμαθῶς εἶχε.

*****) vgl. den Anhang zu Leo Diacon. ed. Bonn. p. 364.

†) Glycas. Chron. p. 463.

††) Joann. Curopalat. bei Cedren. tom. II. p. 726.

†††) Daß nach Theodoſius die Münzen noch lateiniſche Umſchrift hatten, zeigt Cedren. p. 563.

††††) auch Αὐγουσταιών; denn αι iſt é, lateiniſch ae, und ſelten wiſſen die Schriftſteller, wie ſie ſchreiben ſollen, da es denn auch dem Neugriechen gleich ſein kann, ob er αι oder é betont ſchreibt.

Αὐγοῦστα, Καῖσαρ, Φαμελίαι ναβελίσσιμαι, Ἰλλούστριοι, πατρίκιοι, σενάτορες, δ'ο μέστικοι, μάγιστροι, πραίτωρες, κοαίστωρες, κόμητες (ſprich κόμιτες), kurz das ganze Beamtenheer von ῥεφερενδάριοι, τριβοῦνοι, ταξάτοι, κουβικουλάριοι und ἐξκουβίτωρες mit ihrem ῥογὰσ ῥογεύειν ſind lateiniſch, und alle alten Aemter wie κοαίστωρες*) gewiß konſtantiniſchen Urſprungs. Wie es ſich für den frommen Konſtantin ſchickt, der die Tempel der Heiden ſchloß, zerſtörte und ihre Einkünfte den Chriſten**) ſchenkte, ſind auch die Kirchenwürdner vom σύγκελλος und σακελλάριος an meiſt lateiniſch, wie aus Kodinos zu erſehen iſt, außer πατριάρχης, deſſen Würde ſpäter iſt, da früher das Bistum Konſtantinopel von Herakleia***) abhängig war. Sehen wir endlich auf's Volk, was es bei ſeinen Spielen, Feſten, Kaiſerkrönungen rief: tu vincas, vivas, ad multos annos u. ſ. w., wie der purpurgeborne Konſtantinos weitläufig beſchreibt, ſo iſt es klar, daß das Lateiniſche in Blut und Mark der Byzantiner übergieng, und das Griechiſche tödten mußte, ſelbſt wenn es noch gelebt hätte. Wie die Hauptſtadt Rom voreinſt die italiſchen Mundarten****) vernichtete, ſo überſtrömte das Lateinerthum auch jetzt den Oſten, und das Griechiſche erlebte hier gleichſam ſeine*****) Nemeſis. Ja der edle Name Hellene, ſchon bei den ſiebzig Dolmetſchern†) ein Trennungswort beginnt mit Konſtantin faſt ein Schimpfwort††)

---

*) Zosim. p. 293. ὃν κοαίστωρα καλεῖν οἱ ἀπὸ Κωνσταντίνου δεδώκασι χρόνοι.

**) Theophan. Chronogr. p. 42. Cedren. I. p. 498. 518.

***) Glycas. p. 462.

****) vgl. Otto von Myrbach in ſeinen römiſchen Briefen, der (Th. II. S. 24 ff.) erörtert hat, wie die Falisker und Etrusker überhaupt gleich Unteritalien ihre Hauptſprache und Mundarten hatten. Als Rom Weltſtadt ward, ward der Gebrauch des Lateiniſchen nothwendig, da dieſes ausſchließlich im geſetzlichen und gerichtlichen Verkehr gebraucht ward. Sehr bald baten darum die griechiſchen Städte ſchon um der Vereinfachung des Geſchäftsganges willen, ſich der römiſchen Sprache bedienen zu dürfen (Myrbach S. 25.). Ja wenn der Menſch ſtets nach dem Verbotenen lüſtet, ſo war das Verbot für die italiſchen Staaten, öffentlich Latein zu reden, (ſ. Adam röm. Alterth. II. S. 853) wie darauf berechnet, die Sprache überall zu verbreiten, in der ja ohnehin alle Verträge abgefaßt ſein mußten. vgl. Adam I. S. 104. 293. Wie dieſe Verhältniſſe ſich theilweiſe auch auf Konſtantinopel anwenden laſſen, ſieht Jeder.

*****) Wie weit die Griechenſucht bei den Römern gieng, iſt früher ſchon angedeutet worden. Juvenal geißelt ſie in der ſechsten Satire. Sogar die Weiber thaten gelehrt, und bröckelten, wie jetzt franzöſiſch, damals griechiſch. vgl. Martial. X. 68. Auch auf Grabſteinen ward das Unweſen Mode, und ſo findet man lateiniſche Inſchriften zur Hälfte oder ganz mit griechiſchen Worten, Buchſtaben, ai für ae, β für v, C für G, D für T, E für J u. ſ. w. — Der Kürze wegen ſ. Pelliccia Polit. Christ. II. p. 118 bis 130. Die Gelehrten, die ſo viel auf Inſchriften geben, können hieraus lernen, daß auch aus Inſchriften wenig zu lernen iſt, wenn Narrheit oder Unwiſſenheit ſie verfaßt hat.

†) Ueberhaupt ſind die Hellenen den Septuaginta nicht unbekannt. Ῥόδιοι kommen vor Gen. X. 4., Kreter Sophonias II. 5. 6. Ezechiel. XXX. 5, Λακωνικὰ Esaias III. 22 vgl. LXVI. 19; aber in dem Begriffe, wie wir Heiden gebrauchen, kommt Ἕλλας und Ἕλληνες vor bei Joel III. 6. Esaias IX. 12. Jerem. XXVI. 16. XXVII. 16. Ezechiel XXVII. 13., vorzüglich in den Makkabaiern I. c. I. 11. c. VI. 2. l. II. c. IV. XI. 2.

††) Aus der Unmaſſe von Beweisſtellen nehmen wir wenige: ἑλληνίζειν bedeutet ein Heide ſein Euseb. laud. Const. II. 43. σοφισταὶ ἑλληνικοί (hist. eccl. p. 205) ſind heidniſche Philoſophen, ἑλληνικὴ παιδεία und ἑλληνικὰ μαθήματα ſind heidniſche Erziehung und Wiſſenſchaftlichkeit, oft auch (ſ. Cedren. p. 603) ἡ ἔξωθεν παιδεία genannt. πρὸς Ἕλληνας d. h. zu den Heiden ſpricht Tatianos, kurz ἕλλην, ἑλληνίζειν u. ſ. w. ſtehen ſpäter blos dem Chriſtenthum entgegen, und haben mit dem urſprünglichen Begriffe helleniſcher Volksangehörigkeit nichts mehr zu ſchaffen.

zu werden, bezeichnet nach pauliniſcher Redeweiſe den Heiden im Gegenſatze zum Chriſten, und muß dem Ῥωμαῖοι oder ſeltneren*) Γραικοὶ weichen. Uns däucht, daß eine ſolche Erſcheinung nur eintreten kann, wo alles Volksgefühl vollends untergegangen iſt.

Iſt nun Konſtantinopel wirklich eine lateiniſche Stadt, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß das Griechiſche damit nicht ausgerottet war. Vielmehr blieb es in der Gelehrſamkeit, den gelehrten Kirchenverſammlungen beſtehen; denn erſtens war es einmal allgemeine Verſtändigungsſprache des Morgenlandes, und eine geſchichtlich feſtſtehende Entwicklung vermag keine Menſchenmacht aufzuheben; zweitens war es ſelber einmal die Modeſprache an der Tiber; drittens aber erhielt es jetzt faſt ein religiöſes Anſehen und neues Leben dadurch, daß die heiligen Bücher des heiligen Bundes nur im Griechiſchen zugänglich waren, die des neuen Bundes ſogar urſprünglich griechiſch verfaßt ſind. Die Sprache der Siebzig erhielt daher bald ein Anſehen, wie bei den Heiden Homeros und ſonſtige beſten Schriftſteller, wurde nachgeahmt als Gottes Wort, und an fremdartige oder gar fehlerhafte Bildung kaum gedacht; ja wir können dreiſt ſagen, daß die Sprache der heiligen Bücher die Bildung der Heiden gerettet hat, indem man ſich wegen der heiligen Sprache mit der heidniſchen befaſſen mußte. Konſtantinopels lebendige Sprache unterdeſſen war das Lateiniſche, und wenn nach dem Kaiſer ſich der Hof, nach dem Hofe das Land oder wenigſtens die Abhängigen richten, ſo werden auch wohl die Höflinge das Griechiſche nicht höher geachtet haben, als ihr Herr, der blutwenig davon verſtand. Den Schein des alten Roms ahmte das neue gewiſſenhaft nach, und wenn einſt das italiſche Rom trotz aller Griechelei dennoch im angebornen Stolze an ſeiner lateiniſchen Sprache feſthielt, Geſetze, Urtheile, Verträge nur lateiniſch gültig waren, die Fremden vor Gericht lateiniſch ſich verantworten mußten, und in dieſer Sprache nur ihre Antworten und Befehle **) erhielten, ja wenn Griechiſchkundige ſelbſt den Griechen nur vermittelſt eines Dolmetſchers anhörten, ſo war alles das im neuen Konſtantinopel derſelbe Fall (denn das italiſche Reich war noch ungetheilt und das italiſche Rom noch immer dem Range nach das erſte Rom), und der ſpäter byzantiniſche Kaiſer Juſtinianos gibt darum kein neues Geſetz***): decreta a praetoribus *latine* interponi debent; denn alſo war es immer gehalten worden, bis man ſpäter eine griechiſche Ueberſetzung in den Baſiliken nöthig fand. Jedoch laſſen wir dieſe Seite einſtweilen noch fallen, und rücken von einer andern Seite weiter.

Allerdings war Byzanz, wie ſo viele Städte der Umgegend von Chalkedon bis Sinope und Abydos und Madytos urſprünglich griechiſch, und das Griechenthum hatte trotz den thrakiſchen Ureinwohnern in den Städten gewiß das Uebergewicht; aber was machte nun das arme Volk unter Konſtantin? Wir glauben, es that wie überall, und fügte ſich der Uebermacht. Die dortigen Griechen mußten alſo auf ſich wirken laſſen, d. h. die Lateiner ****) zu verſtehen ſich bemühen, ſo gut es angehen wollte. Aber in allen ſolchen Fällen beſteht eine Wechſelwirkung,

*) S. Theophanes p. 705, wo die fränkiſche Braut Γραικῶν γράμματα καὶ γλῶσσαν lernen muß. Daß der Name Γραικοὶ ſeltner vorkommt, liegt daran, weil die Ῥωμαῖοι d. i. Hauptſtädter faſt nur von ſich reden.

**) Valer. Max. II. 2. 2.

***) Pandect. l. 48. D. de re jud. 42. 1.

****) Bekanntlich nennen die Byzantiner alles Abendland Lateiner, und wahrſcheinlich ſtammt dieſer Name aus der Konſtantiniſchen Zeit, da der Sprachunterſchied der Ankömmlinge gleich fühlbar war.

und wenn der Griechenſtamm als eigentliches Volk dem Eingewanderten ſich anſchließen mußte, ſo mußten wegen des Zuſammenwohnens, der bürgerlichen Verhältniſſe, Dienſte, um Marktes und Handels willen auch die Lateiner den Griechen ſich anſchließen und ſie zu verſtehen ſich beſtreben. Es entſtand nun, wie in der Weltgeſchichte unter gleichen Umſtänden ſchon oft vorgekommen iſt, bei den Gotthogriechen und Gasmulen ſich ſpäter wiederholen wird, die mannigfaltigſte *) Miſchung, und zwar ſogleich mit dem Zuſammenleben und der nothwendigen Ausgleichung. Mit andern Worten, hätte das reine Griechiſch ſich erhalten, mit Konſtantin mußte eine neue Volksſprache neben der lateiniſchen Hof- und griechiſchen Gelehrten-Kirchenſprache ſich entwickeln, und dieſe iſt das Neugriechiſche. Denn was iſt das Neugriechiſche anders, als eine Vermiſchung von Latein, dem ſpäter die verſchiedenartigſten Einſchiebſel aus Oſt und Weſt von Hunnen, Gotthen bis zu Albaneſern und Türken beigeflikt wurden? Mit Konſtantin, ſagen wir, mußte ſchon dieſe ausgleichende Sprache beginnen, und denken wir nur an die Oertlichkeiten der Hauptſtadt, die man in Hammers Konſtantinopolis und der Bosporos nachſehen kann, ſo hätten wir Beweiſes genug; denn die Sprache iſt oft griechiſch-latein oder latein-griechiſch oder, wenn man will, keines von Beiden. Wenn nämlich Xyloporta von ξύλον und πόρτα, ὥραιος aureus (wo alſo ω ſchon das franzöſiſche au, αι ſchon e iſt wie in κόμητες ſchon i, Pentakubilon und tauſend andere Wörter griechiſch ſind, ſo iſt auch Σκλάβος, Σθλαβία, Σουλτάν, Μποτζάρης, ταπαντζᾶς und alles Neugriechenthum eines Platons würdig. Allein dem iſt nicht ſo, und die Schriftſteller der nächſten konſtantiniſchen Zeit beweiſen ſchon, wie dem Leben nirgends zu entfliehen iſt und auch die tiefſte Gelehrſamkeit das Leben nie verläugnen kann. Alle Schriftſteller nämlich ohne Ausnahme, ſelbſt diejenigen, die am reinſten ihre gelehrte Schriftſprache auszubilden ſich beſtrebten, zeigten die verlateinerte Volksſprache da, wo ſie kein gelehrtes Wort hatten oder gebrauchen konnten. Da ſtoßen wir dann ſchon bei Euſebios dem Zeitgenoſſen des erſten chriſtlichen Kaiſers auf συλλαβαί (Briefe), σάγκτος, φληξ ſt. φήλιξ, σικάριοι, τραγῳδία im neugriechiſchen Sinne, δηνάρια, κομφέκτορα, ῥεπούδιον, λεγεῶνας, σαλάρια, ταβουλλάριοι, πραιπόσιτος τοῦ πάγου, κολλήγων, βικαρίου, κομήτων und dergleichen ihm geläufige Worte, auf Aehnliches in Eunapios, ja das Chronikon Paſchale demſelben Jahrhundert des Konſtantin theilweiſe angehörig, hat ſchon eine volle Rüſtkammer von lateiniſchem Griechiſch, wie wir im zweiten Theile bis zum Ueberdruſſe kennen lernen werden. Vergleicht man nun dieſe älteſten Schriftſteller, ſo dringt ſich die Ueberzeugung lebendig auf, daß die Mengſprache bald nach Konſtantin dem Gründer ſo vieler παλάτια, πόρται, Hofo ΦΦίκια, βαλανεῖα ſchon feſt ſtand, ja daß nicht nur die neugriechiſche Ausſprache ſchon im Schwunge war, wie wir aus der Verwechſelung von αι mit ε, von β mit B, von η mit ι, von ι mit η ſehen, das ſchon in der Oſterchronik gebräuchliche neugriechiſche τζ nicht eingerechnet, ſondern daß ſchon die ächte Betonung der Wörter verloren war, wie an tauſenden Beiſpielen **) nachzuweiſen wäre,

*) Anſchaulich behandelt dieſen Stoff Diez in ſeiner Grammatik der romaniſchen Sprachen (Bonn 1836.): Scheidung aber und Miſchung im Einzelnen zu beſtimmen, iſt, wie der geiſtreiche Verfaſſer oft ſagt, mißlich, gefährlich, oft unmöglich.

**) Zum Beiſpiel ἀσηκρῆτις aus ἀσηκρήτοις, σενάτορες u. ſ. w. Natürlich mußte die Wurzel des Wortes unverſtanden ſein, und daß das der Fall war, beweiſen zahlloſe Kleinigkeiten wie der Streit über ῥῆξ und βασιλεὺς (letzterer vornehmerer Titel gebührte nach der Volksmeinung nur dem Herrn der Hauptſtadt), δεφενδεύειν ſtatt δηφ. u. ſ. w.

und im zweiten Theile nachgewieſen wird. Wie iſt dies aber möglich, die Betonung zu verlieren? Hier berühren wir einen Punkt, der obgleich einfach bei allen Accentſtreitigkeiten noch nie beachtet worden iſt. Auf die einfachſte Weiſe von der Welt hat das Griechiſche ſeine Betonung verloren, und es iſt nicht die einzige Sprache, der dieſes Schickſal wiederfahren iſt.

Wenn das Griechiſche ſchon ſeit 148 v. C. von den Römern abhängig und das Ohr an ihre Klänge gewöhnend, nach der Gründung der Hauptſtadt 330 n. C. mit dem Lateiniſchen ſich miſchte und für das lebendige Volk trotz dem gelehrten Feſthalten eine Mengſprache hervorrief, was mußte erfolgen? Daſſelbe, was in aller Welt bei gleichen Verhältniſſen geſchehen iſt und geſchehen wird. Selbſtſtändige Wurzelſprachen und ſo auch die griechiſche ſind nur verſtändlich und können es nur ſein durch die Wurzelſilbe. Aller Vor- und Nachſchlag, Anhang und Verkürzung können den Ton der Wurzel ſchärfen und mildern, nie aufheben; denn dann fiele mit der Betonung der Begriff und ſomit das Verſtändniß weg. Wie der Deutſche bei fürchte, befürchte, fürchterlich, fürchterlicher immer die Wurzel Furcht im Tone feſthalten muß, ſo that auch Römer und Grieche, und muß jede Sprache der Welt thun. Entſtehen aber Mengſprachen, ſo drängt ſich Fremdes ein, deſſen Wurzel einem Theile wenigſtens unbekannt iſt. Dieſer betont nun nicht nach der Wurzel, weil ſie für ihn todt iſt, ſondern wartet das Ende ab, ehe er verſteht, und faßt das Wort im Ganzen. Dieß iſt der Grund, daß Franzoſen, Italiäner und ſonſtige abgeleitete Lateinerſprachen ſo durchaus am Ende betonen. Bei état denkt kein Franzoſe an status, statuo, wenn er kein Gelehrter iſt; aber er betont noch die Wurzel tat. Bei allen Ableitungen stataire, statique, station, stationnaire, statuaire, statut, statuer, stature, constitution, prostitution denkt er eben ſo wenig, aber er betont die Endſilbe, weil er der Wurzel ſich nicht bewußt iſt, und verſteht ſo ſein Wort nicht durch die Wurzel, ſondern durch das Zuſammenfaſſen aller Silben. Spanier, Italiäner und Engländer, in ſo fern letztere lateiniſche Miſchlinge ſind, machen es eben ſo, und auch wir Deutſche, wenn wir ein fremdes oder entfremdetes *) Wort aufnehmen, (wie: Philoſophie, Poeſie, Melodie, materiell, Nation, Eremitage u. ſ. w.) faſſen das Wort im Ganzen und betonen am Ende, weil wir an der Wurzel keinen Halt haben. So haben Franzoſen, Italiäner, Spanier, Engländer, als ſie ihre Landesſprachen mit dem Lateiniſchen miſchten, zugleich die Betonung des Lateiniſchen verloren, weil ſie die Wurzel, die bei ihnen nicht lebte, nicht feſthalten konnten, wie denn auch noch Keiner behauptet hat, was man doch bei den Neugriechen that, daß man dieſe Lateinervölker um Rath fragen müſſe, wie die alten Römer geſprochen. Im Gegentheil ſie haben Alle die Wurzel verloren, und je nach ihrer größern oder mindern Umwandlung darum für die Betonung Haltpunkte nöthig, die man Betonungszeichen, Accente nennt. Ohne dieſe Zeichen weiß der Franzoſe ſein prêtère und prêtéré, statue und statué, der Italiäner ſein amo und amò u. ſ. w. nicht zu unterſcheiden, und Gleiches iſt bei Andern der Fall. Kehren wir zum Griechiſchen zurück, ſo ſagt Fortia d'Urban**): ſeit am eilften Mai 330 Konſtantinopel Kron- und Thronſtadt

*) Z. B. Soldat (wie Heimat und das alte Kemnat), Marketender aus Marktender, Schariant noch in Nürnberg (Göz Hans Sachs Th. IV. S. 205) gebräuchlich u. ſ. w.

**) Fortia d'Urban. Homère et ses Ecrits. p. 121. le siège de l'empire ayant été transféré à Constantinople le 11 mai de l'an 300, la langue grecque lutte contre la langue latine vgl. Schoell der überhaupt zuerſt die Sache im Ganzen angeſehen hat.

wurde, fieng die lateiniſche Sprache, die ohnedies ſchon im Sinken war, mit der griechiſchen Sprache, die ſchon länger im Sinken alſo tiefer geſunken war, an zu ringen, und was mußte geſchehen? Was überall geſchah. Die Griechen miſchten ihre Sprache mit Lateiniſchem, wie ſpäter mit Gotthiſch, Bulgariſch, Venetianiſch, Arabiſch, Perſiſch, ja Deutſch, und wie ſie früher es mit Thrakiſch hatten miſchen müſſen. So verloren ſie ihre eigenen Wurzeln, mit dieſen die Betonung, und konnten daher mit Herodianos gelehrt darüber Streitigkeiten führen, die in einer lebendigen Sprache undenkbar ſind. Hätte Ariſtophanes in Aigypten, gewiß unter ähnlichen Umſtänden, die Tonzeichen nicht erfunden, ſo hätte der konſtantiniſche Grieche ſie erfinden müſſen, und wahrlich wächst ſeit dieſen Zeiten das ſtreitende Geſchrei, ob man ſo oder anders betonen müſſe. Wie ſtellt ſich nun die Sache für die Kritik nach Geſetzen, die ſich in der Völkergeſchichte unwandelbar wiederholen? Statt aus vielen Schriftſtellern einen Beweis über die Betonung zu ziehen, ſind ihre Unterſuchungen und Streitigkeiten gerade der Beweis, daß ſie die Betonung verloren hatten. Natürlich merken diejenigen, die in der Verwandlung begriffen ſind, ſelbſt am wenigſten davon, und wie die Franzoſen aus der richtigen Ausſprache, die ſie von den Römern gewiß hörten, ſich unbewußt die unrichtige bildeten, ſo und nicht anders die Neugriechen, die alſo am wenigſten als gültige Zeugen für die Ausſprache der Altgriechen auftreten können. Die Wurzel war verloren, der Ton mußte mehr nach der Endung fallen. ζυγόν, ἀρχή, τυραννίς, πατρίς, αἰσχρός u. ſ. w. wurden nicht mehr aus dem Stamme ζυγ, ἀρχ, τυραν, πατρ, αἰσχ verſtanden, ſondern aus dem zuſammengeſetzten Ganzen. Leicht wird Jeder die Wahrheit dieſer Behauptung finden, wer das Einzelne zu unterſuchen Luſt hat. Namentlich wird dieſes in der gemeſſenen Dichterſprache klar, da ſchon ein Eunapios*) im vierten Jahrhundert, der wie Zoſimos, Julianos und Libanios gewiß kein Freund des Konſtantin war, Ἰουλιανός mit vorletzter Kürze gebraucht, von den Jamben im ſiebenten Jahrhundert zu ſchweigen, die von der Betonung der Lieder des Rhigas, dieſes edeln Blutzeugen für das neuerſtehende Hellas z. B. im

Δεῦτε, παῖδες τῶν Ἑλλήνων!
τὸν ζυγὸν τῆς τυραννίδος
ἐκδικήσωμεν πατρίδος
καθὲ ὄνειδος αἰσχρόν κ. τ. λ.

in nichts verſchieden ſind. So gewiß Homeros kein Neugrieche iſt, ſo gewiß laufen dieſe Verſe gegen die alte richtige Betonung. Vielen iſt auch ſchon dieſer Kampf der Wurzel mit dem Accente aufgefallen; aber man hat dieſes neugriechiſche Hervorheben bedeutungsloſer Silben und das Unterdrücken des Namens wunderlich genug für eine Art Muſik erklärt, wonach alſo die Franzoſen und ſonſtigen lateiniſchen Völker eben ſo große Tonkünſtler heißen könnten. Jedoch ohne uns hierauf einzulaſſen, wollen wir in unſerer Behauptung noch weiter gehen, und behaupten geradezu: die neugriechiſche Ausſprache beſtand theilweiſe wenigſtens ſchon gegen das Ende des vierten Jahrhunderts, und alſo auch wohl das Neugriechiſche und wahrſcheinlich war es Byzanz, das heißt, das dahin eingewanderte Lateinervolk, was

*) S. p. 108 im Orakel Ῥωμαίων βασιλεύς, Ἰουλιανός θεοσιδής. Wollte Einer etwa einwerfen, daß ια als einſilbig gefaßt werden könnte, ſo bleibt noch der zweite Fehler der erſten langgehaltenen Silbe zu vertheidigen.

eben die Ausſprache des Altgriechiſchen noch mehr verderbt und verlateinert hat. Wie Hauptſtädte und ihre Sprache auf die Maſſe der Ungebildeten wirken, ſieht man im Leben oft auf poſſirliche Weiſe. Weil die Berliner miren und diren ſtatt michen und dichen, ſo hört man oft in entfernten Gegenden wunderliche Nachahmer, um ſich einen Hauptſtädterſchein zu geben. Wie die Hauptſtädte Rom und Konſtantinopel wirkten, beweiſt die Geſchichte. Wie ſpricht aber der Neugrieche? αι wird lateiniſch ae und παῖς iſt paes. Darum ſind ſo viele Griechen uneins, ob ſie αι oder ε oder η ſchreiben ſollen, und Euſtathios will παίδων darum paroxytoniren. Daß αι a und i, nicht a und e, noch einfaches e iſt, zeigt offenbar die dichteriſche Auflöſung der Beſtandtheile in παΐς, παΐν, wie auch αἰθὴρ offenbar mit unſerm Deutſchen heiter zuſammenhängt. — ει wird nach dem Lateiniſchen in Aristides, Nilus u. ſ. w. ι, wie denn das häufige ι, der unfangbarſte aller Selbſtlauter dort eben ſo läſtig iſt, als im Deutſchen das e, das dem Wohllaute überall in die Queere kommt. Daß aber ει kein ι iſt, beweiſen ἴσος und εἶσος, ἶμι und εἶμι (εἴμι) und alle verlängerten Formen, die wie λείπω, ἔλιπον in ι, oder wie ἀγείρω, ἀγήγερκα in ε verkürzen *). — οι im Laut gleich Bojern (Bojaren), wie dem rheiniſchen Ohre der Name Baiern von Baiern geſprochen klingt, iſt dem Neugriechen wieder ι, und doch ſagt der Dichter οἴομαι ſtatt οἶομαι, ὅϊς, ὅϊς u. ſ. w. Letzteres iſt allerdings keine lateiniſche Ausſprache; allein das Verderbniß iſt, wo es einmal eintritt, gegenſeitig, und geht ſeinen Weg fort in Willkür, wofür Geſetze und Gründe aufzufinden oft nur eine unmögliche Laune der Sprachforſcher iſt. So wurde αυ gewiß unſer Deutſches au (z. B. αὐγὴ Auge, αὐδὴ Laut audio, γραῦς grau) im Neugriechiſchen αν u. ſ. w.

Aber ſprach und ſchrieb man denn frühe ſo? Wir glauben, denn wir werden ſpäter bei den Schriftſtellern ſehen, wie dieſe ſchon frühe nach neugriechiſcher Weiſe κόμητες ſtatt κόμιτες, Ἀττήλας ſt. Ἄττιλας, βῆλον ſt. οὐῆλον u. ſ. w. ſchreiben, ſondern auch das ungriechiſche τζ, nebſt μπ, μβ (bekanntlich für β wie βέμπερ Weber **)) und Aehnliches einführten, was frühern Augen und Ohren ungeſehen und ungehört war. Jedoch ſprach man im vierten Konſtantiniſchen Jahrhundert ſchon ſo; denn darauf kommt es eben an? Ja, und wir hoffen den Beweis nicht ſchuldig zu bleiben. Bekanntlich war der Weſten zu Zeiten des Konſtantinos ſchon ziemlich chriſtlich; die Meſſe oder wenn man lieber will das Abendmal, früher geheim, ward öffentlicher Gottesdienſt. Wer nun bedenkt, wie in der Religion zumal in der katholiſchen die alten Laute und Namen unverändert beibehalten werden, der wird leicht zugeben, daß die chriſtlichen Franzoſen und Deutſchen am Rhein und Donau die Namen ſo wiedergaben und fortpflanzten, wie ſie ſie hörten. Wie klingt nun das griechiſche Herr erbarme dich, um mit Malalas ***) zu reden, für die τὸ κύριε ἐλέησον λιτανεύοντες? Keineswegs wie geſchrieben ſteht, ſondern ganz neugriechiſch κίριε ἐλέϊσον, zuſammengeſchleift ἐλεῖσον. Daß die erſten Chriſten in Weſten ſo gehört haben, wie es noch zu hören iſt, iſt ausgemacht, und wie es unſerm Volke eine unzuläſſige Neuerung ſein würde, ſo war dasſelbe in den erſten

*) Dies platte ι war ſchon frühe da, da βινεῖ dem Römer wie bini unſchicklich und zotenhaft klang. Vgl. Cic. ad famil. IX. 22.

**) Als Seltſamkeit verdient angeführt zu werden, daß in der Septuaginta der Prophet Habakuk Ἀμβακοὺμ geſchrieben wird.

***) Malal. p. 481. Bonn. Ausg.

Jahrhunderten unſtatthaft; denn in der Religion hat auch der Laut einen unveränderlichen Charakter. Alſo hatte das offenbare υ (wie aus ὑπέρ, τύχη, πῦρ über, Tücke, Für ſt. Feuer klar iſt) ſchon den Laut des neugriechiſchen ι, und alle lateiniſchen Völker hielten in ἀποκάλυψις, ὕδρα, ὑάκινθος, πρεσβύτερος u. ſ. w. das ι bei, und ſprechen Apokalipſe, Hider u. ſ. w., ſo wie auch der Italiäner gewiß ſeit alter Zeit ſeinen Kummerſtiller, wie ihn Opiz im Veſuv benennt, oder um mit dem herrlichen Rückert*) zu reden, ſeine Kummerwende nicht παυσίλυπος, ſondern Posilipo nannte. Aber auch das η war ſchon ι, wie wir in ἐλέησον ſehen, und ſo wurde gewiß frühe aus ἐκκλησία die franzöſiſche ſeit Eirenaios nicht unbedeutende Kirche nicht église, ſondern église genannt. Mit Konſtantin wurde das Chriſtenthum eingeführt alſo auch wohl die chriſtliche Sprachweiſe. ευ iſt ε und υ; daher alt εὖς. Was iſt es dem Neugriechen? Nicht eu, ſondern ev, und ſo kennt die ganze Chriſtenwelt, die von alten, mittlern und neuern Aiolern, Jonern und Attikern**) gewiß nicht von weitem träumt, kein Euangelion, aber ihr Evangelium, ihre Eva, und Konſtantin ſprach gewiß nicht anders. Allein wir haben uns zu ſehr in's Einzelne vertieft, obgleich der Zuſtand der griechiſchen Sprache zu Zeiten eines Konſtantin zu Tage liegt, und ſo werden wohl in Zukunft Fragen, wie über erasmiſche und reuchliniſche Ausſprache auf einen andern Standpunkt geſtellt werden müſſen, und nicht mehr wie noch jüngſt***) ſich auf einen Moſchopulos ſtützen dürfen, der ſchon an dem pulos als ein πουλί d. i. Vogel neugriechiſcher Abkunft zu erkennen iſt. Doch laſſen wir dies, und gehen wieder zu unſerer geſchichtlichen Betrachtung über.

War das neue Konſtantinopel eben ſo wenig eine griechiſche Stadt als Philippos trotz ſeiner griechiſchen Briefe bei Demoſthenes ein Grieche, und wurde das alte Byzanz ungeachtet ſeiner Miſchung aus allerlei Volk dennoch unläugbar der Mittelpunkt des ſpätern Griechenthums, das ſich als Hof- und Schmarozerpflanze an ſein geiſtiges und geiſtliches Paris anhieng, ſo forſchen wir nach der Urſache. Dieſe iſt ſchon geſagt, Konſtantinopel ward der Mittelpunkt vorzüglich des morgenländiſchen Chriſtenthums, nicht blos Kaiſer-, auch Patriarchenſitz, und kennt man die Geſchichte, wie in Morgenland gleich Abendland die Religion faſt allein alle Lebens- und Geiſtesrichtungen bis zu dem Jahrhundert der neuen Weltentdeckung in ſich verſchlang, ſo weiß man, was das zu ſagen hat. Vorzüglich hatte das ſiebenhügelichte Konſtantinopel eine kirchliche Richtung, und dieſe ſchon unter dem Begründer angenommen, und dieſe blieb auch unausgeſetzt das Hauptaugenmerk am Bosporos bis zur Türkenzeit. Zwar beſtand anfangs noch das griechiſche Heidenthum, und es gab noch einige Kämpfe, beſonders da Julianos, dem Chriſten- und Lateinerthume gleichmäßig abhold, im erlernten Gefühle altgriechiſcher Bildung vom italiſchen Barbaren und dem neuen Gotte gleich wenig wiſſen wollte; allein dieſe letzten Todeskrämpfe des Heidenthums ſtillten ſich in kurzer Zeit. An der Spitze der damals verknechteten Welt ſtand nämlich der Kaiſer, mit Gewalt ward die neue Lehre eingeführt, den heidniſchen Prieſtern ihr Unterhalt genommen, ihre Tempel wurden den Chriſten überwieſen, man wüthete gegen Denkmäler und Schriften, die das Heidenthum predigten, kurz wie im abendländiſchen Weſten und Norden fraß das Chriſtenthum an der Vorzeit, und würde

---

*) Geſammelte Gedichte B. II. S. 216.

**) Vgl. Gieſe Dial. S. 49. 51.

***) ſ. Jahn Jahrbücher 1829. Bd. 2. Hft. 1. S. 101.

ſie ganz zerſtört haben, wenn nicht daſſelbe Chriſtenthum durch eine andere Nothwendigkeit gezwungen hätte retten müſſen. In Abendland wüthete man ebenfalls im Anfange gegen das Alterthum, aber als der Glaube feſtſtand, ſuchten Alkuin, Rhabanus Maurus, Paulus Diaconus, Erzbiſchof Gerbert den Cicero, Virgil, ja auch die Griechen wieder hervor; denn die lateiniſche Kirche war um ihrer ſelbſt willen gezwungen, die heilige Kirchenſprache und mit ihr die unheiligen lateiniſchen Schriftſteller im Verſtändniß zu erhalten. Daſſelbe geſchah in Griechenland. Iſt ſie auch noch ſo wunderlich, die Sprache der Bücher des alten und neuen Bundes, der Pſalmen, Propheten und der erfüllten Propheten iſt doch immer eine griechiſche, und um ſie zu verſtehen, mußte das Altgriechiſche erhalten werden, wie es aus den Schriften der Hellenen d. h. der Heiden erlernt wird. Und wirklich war es alſo, wie nicht nur die ſpätern Schriftſteller zeigen, ſondern auch der jüngere Zeitgenoſſe Konſtantins, der Herausgeber der Siebzig Baſileios der Große nimmt darum in ſeiner Rede πρὸς τοὺς νέους ὅπως ἂν ἐκ τῶν Ἑλλήνων ὠφελοῖντο λόγων die heidniſchen Schriftſteller in Schutz. Dieſe Anſicht fand bei allen Gebildeten Anklang, und ſo wurde dann die durch die Religion geweihte Sprache der heiligen Bücher Hauptgrundlage, welcher nach ſchon beſtehender Sitte Homeriſches, Platoniſches, Herodotiſches u. ſ. w. beigemiſcht wurde, als ob alle dieſe Geburten verſchiedener Zeiten bis jetzt gelebt und zuſammen beſtanden hätten. Aber der aufmerkſame Beobachter wird ſchwerlich getäuſcht, denn dieſe Miſchſprache verräth ſich gleich als todte Prunk- und Gelehrtenſprache, in der Euſebios geläufig ſpricht und ſchreibt, Konſtantin aber zu des frommen Biſchofs Leidweſen ein Laie war, jedoch nicht allein; denn es gab zu ſeiner Zeit viele *) λόγων ἄπειροι. Um nämlich λόγων oder παιδείας ἑλληνικῆς ἔμπειρος zu ſein, mußte man eine gelehrte Bildung genoſſen haben nach Art der Sophiſten, die ſeit den ſokratiſchen Tagen noch immer als Gelehrtenſtand fortbeſtanden, Alles öffentlich verhandelten und jedes Zankapfels ſich freuten, um ihre Kenntniſſe und Rednergabe mit den Blümchen aller frühern Jahrhunderte beſpickt an den Mann zu bringen und leuchten zu laſſen. Dieſer eckelhaften Streitſucht fiel auch leider frühe genug das göttliche friedfertige Chriſtenthum anheim, anfangs gegen die Angriffe der Heiden (Hellenen) mit helleniſchen Waffen ſich wehrend, wie aus Juſtinos dem Märtyrer, Athenagoras, Tatianos, Theophilos, den Teppichen des Klemens, der Schutzſchrift des Origenes gegen Kelſos und den Vorbereitungen des Euſebios klar iſt, nach ſeiner öffentlichen Anerkennung aber ſich ſelber zauſend. Dieſe ärgerlichen Kampfſchulen, ganz in der Weiſe der Sophiſten, die Iſokrates als Wegelagerer am Lykeion ſchildert, heißen in der gewöhnlichen Sprache Glaubensgezänke, welches die Kirchenverſammlungen veranlaßte, zu denen alle Gelehrten aus der weiten Römerwelt zuſammenſtrömten, und die man daher wegen der Allgemeinheit der Theilnehmer und Gültigkeit der Beſchlüſſe οἰκουμενικαὶ (σύνοδοι) nannte. Schon dieſer Name allein beweiſet, wie verderbt ſchon unter Konſtantin das Griechiſche war; denn die tolle Bildung vom Mittelworte οἰκουμένη wird jetzt ſchon ſo wenig gefühlt, als von Kedrenos **) dem Mönche des eilften Jahrhunderts. Konſtantinos führte dieſe Unſitte in's Chriſtenthum ein, und die folgenden Zeiten behielten ſie bei, ja vergaßen über Kirchenverſammlungen und Wortgezänke die Vertheidigung des ſterbenden Vaterlandes. Wer aber aus den ſcheinbar griechiſchen

*) Cedren I. p. 498.

**) Cedren I. p. 768.

Verhandlungen der Kirchenverſammlungen ſchließen wollte, daß die helleniſche Sprache noch gelebt hätte, der würde eben ſo Unrecht haben, als wer aus der Verſammlung der lateiniſchen Väter zu Koſtniz und Trident auf das Leben der lateiniſchen Sprache ſchließen wollte. Hellene d. i. Heide wollte und durfte man zu Konſtantins Zeiten nicht mehr ſein, ja wir möchten behaupten, was auch in der abendländiſchen Kirche z. B. bei Berengar ſich nachweiſen ließe, wäre die Sprache noch lebendig geweſen, ſo hätte man über die Bedeutung von Worten ſich nicht herumgezankt, und manche Ketzerei wäre unmöglich geweſen, alſo auch Kirchenverſammlung. Erinnern wir an die erſte zu Nikaia, auf welcher Konſtantin die Tagſatzung leitete! Dazu kamen, wie unter Andern Sozomenos*) im erſten Buche ſeiner Kirchengeſchichte berichtet, Hoſios aus Korduba, Makarios aus Jeruſalem, Euſtathios aus dem altgelehrten**) Antiocheia am Orontes, Alexandros aus Aigypten, Julius aus Rom in ſeinen Stellvertretern Vitus und Vincentius und eine Menge braver Leute aus allerlei Völkern, die nicht nur in den heiligen Schriften, ſondern auch τῆς ἄλλης παιδεύσεως εἰδήσει ἐπίσημοι d. h. nach damaliger Weiſe im Homeros und den übrigen heidniſchen Schriftſtellern wohl beſchlagen waren, zuſammen an der Zahl dreihundert und zwanzig. Schwerlich wird man glauben, daß alle dieſe Herrn aus ***) Perſien, Skythenland, Pontos, Galatien, Pamphylien, Kappadokien, Phrygien, Thrake, Makedonien, Achaia, Epeiros, Italien, Aigypten, Spanien die griechiſche Mutterſprache geſprochen. Nein, das Griechiſche war nur der gegenſeitige Dolmetſcher als Sprache der heiligen Bücher und der geſchichtlichen Entwicklung, und wie dieſes Griechiſch beſchaffen war, kann man zur Genüge in Theodoretos oder Theodoritos (denn η und ι weiß dieſe Zeit wie παράκλητος und παράκλιτος nicht mehr zu unterſcheiden) ſehn, der uns ſo viele Urkunden aufbewahrt hat. So gut wie die übrige Mitwelt des Konſtantin ſprachen auch die Väter ein verdorbenes Zwittergriechiſch; denn wo ſollten ſie das ächte herholen, da es todt war? Aber eben darum auch, weil die Sprache todt war, ließ ſich ſo vortrefflich und ohne je an ein Ende zu kommen, ſtreiten über ὁμοούσιος des Areios und dergleichen Wichtigkeiten, ſo wie uns der ſpätere Pachymeres ähnliches Gezänke über ἐκ und διὰ in Betreff des Ausgehens des heiligen Geiſtes vorbringt. Ob auch die zankſüchtigſten Gottesgelehrten ſolcherlei hätten wagen oder durchführen können, wenn die Sprache lebendig und allgemein verſtändlich geweſen wäre, möchten wir wenigſtens bezweifeln. Bei Worten aus todten Sprachen gilt, was Göthe ſo trefflich und treffend im Fauſt ſagt; aber bei lebendigem Worte möchten die Herrn ſchlecht wegkommen. So ſtand es mit der griechiſchen Sprache zur Zeit des Konſtantin, obgleich es noch eine Menge Sophiſten gab, die ſie lehrten und ſchrieben. Offenbar aber machten ſie nicht das Glück, wie die Inhaber der Sprache der ſiebzig Dolmetſcher und des neuen Teſtamentes.

Nach dem Tode des erſten chriſtlichen Kaiſers währte der ungleiche Kampf fort zwiſchen aufgekeimtem neugriechiſchem Chriſtenthume und abſterbendem altgriechiſchem Heidenthume, und die vielfachen, meiſt ſeit der Kaiſerzeit beſtehenden Gelehrtenſchulen, von Sophiſten oder chriſtlichen σχολαστικοῖς oder μαγίστροις (daher Thomas Magiſter der Quell ſo vieler neuern

*) Vgl. Euseb. vit. Const. III. 7. Theodoret. I. 7. Socrat. I. 5.

**) Schon 278 n. C. lernte man dort vortrefflich Griechiſch (Euseb. bei Syncell. p. 727.) vgl. über grundgelehrte Syrer die Literärgeſchichte und Augustin. confess IV. 14.

***) Euseb. vit. Const. cit.

Weisheit) gehörten natürlich der einen oder andern Partei an. Wo waren aber damals die berühmteſten griechiſchen Schulen?" In Athen allerdings; denn dieſe hielt ſich noch nach Juſtinianos und der Vertreibung der Platoniker bis zum neunten Jahrhundert, wie die Geſchichte des Schotten Joannes Erigena *) beweiſt; allein die berühmteſten Schulen waren in dem ſyriſchen Edeſſa und Antiocheia, dem phoinikiſchen Berytos, dem aigyptiſchen Alexandreia und an ähnlichen Orten. Armes Deutſchland, wenn deine Sprache in der Fremde am beſten gelehrt würde! Dort im ungriechiſchen Lande lernten Griechen die Sprachen der altattiſchen Akademie, überhaupt Recht, Rede und jede andere Wiſſenſchaft, und der Denker folgert alles Uebrige. Und wenn Konſtantinopel ſpäter durch die Anhäufung und Uebertragung aller wiſſenſchaftlichen Schätze und ſeine vielen Hülfsmittel als Hauptſtadt die alten Lehrorte überflügelte und die vom Abendlande nachgeahmten Domſchulen einführte, iſt dieſes denn eine griechiſche Stadt? Schwerlich; doch fahren wir fort!

Nach Konſtantin ſitzen äuſſerſt Wenige auf dem Kaiſerſtuhle, die man ganze Männer nennen kann, und in Europa wenigſtens iſt keine ſo erbärmliche Geſchichte bekannt, als die byzantiniſche. Nenne man jede Schlechtigkeit, dabei Rechtgläubigkeitshader, Verſchmähen des alten Hellenen- oder Heidenthumes und dennoch Prunken mit der leeren Hülſe des einſt ſchmackhaften Kernes, Schwäche bei Uebermuth, Schnittlinge, Blendungen und Verſtümmlungen nach alttürkiſcher Weiſe, Frauenränke, Aufruhr im Palaſt, Mönchsſtreitigkeiten und Mönchshändel als Hauptſtaatsſachen, Dünkel, Aberglauben und jede Dummheit bis zur kindiſchſten Armſeligkeit, ſo hat man die byzantiniſche Geſchichte von 330 bis 1453 in kurzen Zügen. Wie ſo? Das erbärmliche Rom des vierten Jahrhunderts, das bald unter den Nordmännern fiel, hatte ſich aus Italien mit all ſeinen Laſtern verpflanzt, und ſpielte dort das alte Lied fort Panem et Circenses, nur als Chriſten in Grün und den Gegenfarben. Wer dieſes Urtheil hart findet, gehe die byzantiniſche Geſchichte durch, oder nenne, was jedes Volk hat, einen Blüten- und Höhepunkt (denn Byzanz ſank fortwährend ſeit ſeiner Gründung, und wurde ein immer ſich verkleinernder Theil des alten Erbes), oder man nenne nur ein einziges großes Geiſteswerk (die Baukunſt iſt ererbt) während ſo vieler Jahrhunderte; obgleich letztere Erſcheinung ſehr begreiflich iſt; denn es iſt in andern Worten die ewige Lehre der Geſchichte, daß nur in einer lebendigen, nicht gelehrten Sprache große und wirkſame Köpfe gefunden werden; und Volkskräfte entwickeln ſich nur im Leben, nicht in der Schule. Die gebildete Welt hatte nun aber einmal keinen andern Halt, als die wenigſtens ſiebenhundertjährige Vorzeit und das auf ihr beruhende neue Chriſtenthum, um deſſentwillen Akakios der Nachfolger des Euſebios lernte, um im νοεῖν καὶ φράζειν ein ἀστεῖος **) zu ſein. Kurz die religiöſe Seite, vom erſten Begründer angeſchlagen, bleibt der Hauptſatz in Konſtantinopel bis zu ſeinem Untergange, und die geiſtliche Sprache wird vorzüglich ausgebildet, wie ja auch die meiſten Schriftſteller jetzt Geiſtliche ſind. Die Geſchichten der Söhne des Konſtantinos füllen darum auch nur ähnliche Dinge aus; Fortſetzungen areianiſcher Verwickelungen, heilige Väterverſammlungen zu Antiocheia und ſonſtwärts, Verfolgungen eines Athanaſios, Schilderhebung der im Anſehen immer ſteigenden

*) Hector Boeth. de reb. Scot. Auch die ſogenannte Päpſtin Johanna ſoll in Athen den Wiſſenſchaften obgelegen haben. S. Histoire de la Papesse Jeanne etc. à la Haye 1720. p. 11.

**) Sozom. III. 2.

Möncherei, Anfang des Zwieſpaltes mit dem chriſtlichen an den Beſchlüſſen von Nikaia *) feſthaltenden Abendlande, der blinde Didymos Stern der alexandreier **) Domſchule und dergleichen. Die Sprache, in welcher dieſe Verhandlungen geführt wurden, iſt uns noch in vielen Urkunden aufbewahrt, und κληρικοὶ, λαϊκοὶ, ὑμετέρα ἁγιότης und ſonſtiges barbariſche Titelwerk ***) zeugen lebhaft für die alte Sprache des Lebens. Daß die Kaiſer ſolchen Händeln nicht fremd bleiben konnten, und in Konſtantinopel erzogen auch die dortige Sprache reden mußten, verſteht ſich von ſelbſt, und ſo miſchen ſich dann Allerhöchſt Sohn des Konſtantin in das Gezänke von ὁμοούσιος und ὁμοιούσιος ****), weil ſie keine größere Wichtigkeit kannten, und laſen die λιβέλλους ſo gut als Andere, und ſchrieben συλλαβὰς d. h. Briefe, kurz ſie zeigen, wie ſie im Glauben keine Hellenen d. h. Heiden ſein wollen, daß ſie auch in der Sprache nichts Anders waren, als höchſtens chriſtliche Gelehrten. Von dieſer Seite angeſehen gewinnen die Schriften damaliger Zeitgenoſſen z. B. des in Antiocheias, Athens und Konſtantinopels Schulen gebildeten Baſilios des Großen und ſeines Bruders Gregorios eine andere Anſicht. Die Kirche und ihre Lehrer hatten ſich der griechiſchen Sprache bemächtigt, wie die Abendländer der lateiniſchen; aber eben weil es keine lebendige Sprache war, kuckt die Sprache der todten Gelehrſamkeit überall hervor, wie ſehr man dieſes auch zu vermeiden ſuchte.

Für die Geſchichte der Sprache iſt aber Keiner merkwürdiger, als der abtrünnige Julianos, unter dem das Chriſtenthum einen anſcheinend ſchweren, aber in der That nur leichten und kurzen Kampf zu beſtehen hatte, aber auch nur das Chriſtenthum, nicht die chriſtliche oder griechiſche Sprache, die in feſten Ehren blieb. Obgleich dieſer geiſtreiche, nur zu warme Kopf uns griechiſche Schriften hinterlaſſen hat, und obgleich er der Betrachtung weniger als der Thatkraft ergeben das alte Heidenthum wieder zu erneuern ſtrebte wohl in dem ſchönen Wahne, das ſterbende Vaterland wieder aufzurichten, ſo würde man dennoch falſch urtheilen, wenn man ihn für einen Griechen anſähe. Er, der ſeine Zeit auf jeden Fall verkannte, war wie alle ſpätern Kaiſer bis nach Juſtinianos ein ächter Lateiner und nichts Anderes. Aber in Konſtantinopel unter nicht erbaulichen Vorbildern, den Söhnen des Stadtgründers erzogen, ward er nach altrömiſcher Sitte herangebildet, wie es für einen kaiſerlichen Verwandten und Mann von Welt ziemte, d. h. er ward in griechiſcher Kunſt und Wiſſenſchaft unterrichtet, durfte er doch in ſeinem Eigenthume der oſtrömiſchen griechiſchen Welt kein Fremdling ſein. Von Maximos *****) dem Epheſier und andern noch zahlreichen Anhängern des alten Gottesdienſtes ſog er Abneigung gegen das Chriſtenthum ein. Vorzüglich aber bildete er ſich in Athen, und wie der Kirchenlehrer †) ſagt, unter dem Vorwande, helleniſche Heidenweisheit in den dort noch beſtehenden berühmten Schulen (παιδευτηρίων), Sprache und Redekunſt zu treiben, trieb er Seherei und ſonſtiges unchriſtliches Weſen; denn unter allerlei Wuſt von Aberglauben ſpielten

---

*) ibid. III. 12.

**) ibid. 14.

***) Die erſte Anregung dazu iſt ſchon in den Siebzig gegeben, z. B. μεγαλωσύνη, ἀγαθωσύνη kommen ſchon vor Sap. Sal. XVIII. 24. Sirach II. 23. ἀδελφότητα Maccab. I. C. XII. 10. 17.

****) Sozom. III. 17.

*****) Sozom IV. 2.

†) ibid.

damals Wahrſagerkunſt, Zeichendeuterei und Aehnliches eine große Rolle, und ſchlichen ſich ſogar in's Chriſtenthum. Doch genug einſtweilen von Julianos; denn bei ſeinen Schriften wird klar werden, daß er als Nachahmer einer längſt geſtorbenen Vorzeit kein Hellene war, obgleich er es ſein wollte. Ueberhaupt wenn Hellas und deſſen Sprache noch lebendig war, wie konnte man dann und ſelbſt in Griechenland auf den ſcharfen Gegenſatz Ἕλληνες und Χριστιανοί fallen? Denn alsdann waren ja auch die Chriſten geborne Ἕλληνες. Aber es war nicht ſo, ſondern es gab keine Hellenen mehr, und deswegen brauchte man das Wort, was bei Paulus dem Nichtgriechen in ſeiner Stellung als Jude einen verſtändigen Sinn hat, um die Anhänger des alten Heidenthums im Gegenſatze zur neuen Lehre zu bezeichnen.

Werfen wir einen kurzen Seitenblick auf das andere große Licht derſelben Zeit, den Schützling des Kaiſers, den Syrer und Antiocheier Sophiſten d. i. Schulvorſteher den berühmten Libanios. Wie ſeine vielen Schriften, die mehr in die Sagen- als wirkliche Welt eingreifen, bezeugen, ſchrieb er wie ein Freund des Alterthums, miſchte gern altdichteriſche Blümchen ein, wie jede μελέτη z. B. ἦμαρ ἓν μ' ἀφέλετο *) beweist, liebt aber vorzüglich den ſeit Harpokration ſchon erklärungsbedürftigen Demoſthenes und ein zierliches Attiſch. Daß aber dieſes Attiſch nur in der Gelehrſamkeit, nicht in der Wirklichkeit beſtand, thut er ſelbſt dar, bei dem weder an μέσοι noch ὕστατοι Ἀττικοί, ſondern an gar keine zu denken iſt. Wurde die attiſche Sprache in der beſten Zeit Athens ſelbſt in Athen nicht geſprochen, wie können alſo die Schriften eines Libanios dafür zeugen? Für Erlerntes und Gelehrſamkeit zeugen ſie allerdings, zumal eine Fülle Vorrathes zu Gebote ſtand, der jetzt nach ſo vielen Zerſtörungen verloren iſt aber für das lebendige Griechenthum hat er nur den Werth eines ſpätern Suidas, und wie der Korinthier Gregorios, der Mönch Heſychios gleich uns nur aus Büchern lernen konnten, ſo hatte auch Libanios keine andere Quelle, da die lebendige verſiegt war, und er mußte ein Wortmacher werden, wie der edle Gibbon ihm vorwirft. Das Attiſche war nicht ſeine Mutterſprache, und er beweist dafür eben ſo viel als Dante, Petrarca, Muretus und Ruhnken für das Leben der lateiniſchen Sprache. Gerade dadurch, daß er in der Dichterſprache oder wie Reiske **) ſo drollig ſagt, ganz wie Demoſthenes ſchreibt, zeichnet er ſich; denn wie viele Jahrhunderte liegen zwiſchen Homeros, Demoſthenes und Libanios! Gleich Libanios und Julianos ſchrieben Alle mehr oder minder gut in der Sprache und Manche noch in der Geſinnung des alten Heidenthums. Viele Namen ließen ſich hier häufen, wie Chryſoſtomos und die Gebrüder Baſilios, Schüler des Libanios, Nonnos aus Panopolis in Aigypten, der Sophiſt Epiphanios, der noch einen Lobgeſang auf Dionyſos ***) in Laodikeia dichtete, die beiden ſyriſchen Lehrer Apollinaris ****) Vater und Sohn, Nikokles *****) der Lakone und Hekebolios †) beide Lehrer des

*) S. Boissonade Anecdota graeca Vol. I. XI. Die thörichte Einflechtung ſolcher Dichterſtellen iſt ſchon in den neuen Jahrbüchern von Seebode (1831. Bd. II. Heft 2. S. 162 ff.) verſtändig beſprochen.

**) S. Leſſing Werke Bd. 26. S. 326.

***) Socrat. hist. eccl. II. 36.

****) ibid. II. 35. p. 608. Nachahmer in allen alten Stylen. Cedren. p. 533.

*****) ibid. III. p. 612. Wahrſcheinlich iſt dieſer Nikokles derſelbe, der in den pindariſchen Scholien vorkommt.

†) ibid. p. 612. 626.

Julianos, Himerios und Proaireſios *) attiſche Redekünſtler, Troilos **), Adamantios ***), Leontios ****) mit ſeiner Tochter Trophilos *****), Oribaſios der Pergamener ******) Freund des Kaiſers, Eunapios der Geſchichtſchreiber und Redner, der Klazomenier †) Peiſon, Herakleios, der noch den Kyniker ††) machte, und dem Kaiſer homeriſch †††) zurief:

ἄλκιμος ἔσσ', ἵνα τίς σε καὶ ὀψιγόνων εὖ εἴπῃ,

Akakios, Tuskianos ††††) u. ſ. w.; allein wozu der Namenwuſt? So wenig in Lakonien das Doriſche trotz Nikokles, dem Lehrer des Julianos noch beſtand, ſo wenig die kirchliche Sprache noch lebendig war, in der man noch Orakel †††††) trotz Homeros und Delphoi machte oder auch muſoniſche ††††††) Inſchriften, eben ſo gewiß iſt es, daß die Sprache aller dieſer Schriftſteller eine todte war. Ganz nackt und klar deckt ſich überhaupt der Zuſtand der griechiſchen Sprache auf, wenn man den Befehl bedenkt, den Julianos gegen die Chriſten gab, oder, wie er ſie zu nennen pflegte, gegen die Galilaier. Dieſes in ſeinen Folgerungen noch nicht genug gewürdigte Kaiſergeſetz iſt denkwürdig genug, um einige Worte darüber zu rechtfertigen. Theodoretos in ſeiner Kirchengeſchichte *) ſagt: zuerſt verbot Julianos den Kindern der Galilaier den Unterricht in helleniſcher Weisheit d. h. in Dichtkunſt, Redekunſt und Weltweisheit, deren erſte Stufe die Sprachlehre (γραμματική) alſo mit einbegriffen war. Daſſelbe Geſetz führt die Kirchengeſchichte des Sokrates **) weitläufiger aus, ja Sokrates ſcheint dem Geſetze nicht einmal ſehr abhold, da er die helleniſche Weisheit nicht ſehr förderlich für das Chriſtenthum hält. Ebenfalls Sozomenos ***) und andere Schriftſteller ****) ſprechen von dieſem Geſetze. Auf wen zielte nun das Geſetz, und was bezweckte es? Schwerlich dachte Julianos in Konſtantinopel geboren und *****) erzogen, Beſchützer der λόγων ἄσκησις ******) an das römiſche Abendland; denn gerade

---

*) ibid. IV. p. 666. vgl. Sozom. hist. eccl. VI. p. 380. Hochgeachtet von Julianos Eunap. p. 108.

**) ibid VI. p. 713. VII. p 732. 740.

***) ibid. VII. p. 741. ἰατρικῶν λόγων σοφιστής.

****) ibid VII. p. 748.

*****) ibid. p. 753. 761.

******) Eunap. (Bonner Ausgabe) p. 63.

†) ibid. p. 46.

††) ibid. p. 67. 72.

†††) ibid. p. 73.

††††) ibid. p. 108.

†††††) ibid. p. 72. vgl. Cedren. I. p. 532.

††††††) ibid. p. 77.

*) III. 7.

**) II. 14. ὃς (νόμος) τοὺς Χριστιανοὺς τῆς ἑλληνικῆς παιδείας μετέχειν ἐκώλυε κ τ. λ.

***) hist. eccles. V. 17.

****) Juliani temporibus lege data prohibiti sunt Christiani, docere literaturam et oratoriam. Augustin. Confess. VIII. 5. vgl. Theophan. Chronogr. p. 74. ἑλληνικὰ μαθήματα κ. τ. λ.

*****) Zosim. (Bonn. Ausg.) p. 139.

******) ibid. p. 123. Er legte auch (p. 140) Bücherſammlungen an, und ward von ſeiner Partei in Proſa und Verſen (p. 124) viel gefeiert.

ſeit Konſtantinos und der Väterverſammlung zu Nikaia hatte der chriſtliche Weſten nicht gerne viel mehr mit dem Oſten zu ſchaffen, wandte ſich von der Griechelei ab, und ſchrieb noch ſo ziemlich ſein Latein fort. Alſo blos dem Oſten, der Griechenwelt, verbot Julianos den griechiſchen Unterricht. Wäre alſo das Geſetz nicht baarer Unſinn, wenn das Griechiſche, worin unterrichtet wurde, noch gelebt hätte? Unwiderleglich offenbart ſich hier der Zuſtand der Sprache. Wenn die Mutterbruſt und Muttermilch, wie im Leben zu geſchehen pflegt, die erſte und beſte Lehrerin geweſen wäre, hätte dann das kaiſerliche Geſetz einen Sinn? Welcher kaiſerliche Befehl kann ein Volk von ſeiner lebendigen Sprache ausſchließen, die Entwickelung des Mundes hemmen, und im Zuſammenleben des Volkes einen Theil deſſelben als nicht dazu gehörig ausſcheiden? Aber dem war bei weitem nicht ſo. Julianos war kein Thor, und das Geſetz ſchlangenklug berechnet, ſo wie auch Bruder Jonathan die Neger nicht unterrichtet haben will, damit ſie nicht zum Bewußtſein und zur Freiheit kommen. Die griechiſche Sprache war todt als Volksſprache, lebte aber, wie noch jetzt, nur in größerem Maaßſtabe und wie im abendländiſchen Mittelalter das Lateiniſche als Sprache der Welt und Weltbildung. Wie Klemens, Euſebios, Origenes und Andere gerade mit griechiſchen Waffen die griechiſche Götterwelt niederſchlugen, mit griechiſcher Weisheit griechiſche Weiſen widerlegten, kurz wie das griechiſche Heidenthum und ſeine Gelehrſamkeit nur durch das griechiſche Chriſtenthum und deſſen größere und weitſichtigere Gelehrſamkeit gefallen war, das konnte keiner beſſer als Julianos wiſſen. Auch kannte er zu ſeiner Zeit *) den Syrer Apollinarios in jeder Art Rede, d. h. attiſcher, dichteriſcher, ſpäterer aſiatiſcher gewandt, die Kappadoker Baſilios und Gregorios vor allen Rednern damaliger Zeit gefeiert, die nun auch in weltlicher Gelehrſamkeit den Heiden den Rang ſtreitig machten, und konnte doch ſelbſt Libanios ſeinem und des Karterios Schüler **) dem Chryſoſtomos ſein Lob als trefflichem Griechen ***) nicht verſagen. Staatsklug alſo wollte Julianos den Chriſten den Weg der beſtehenden Bildung verſperren, und Geiſterkrieg und Geiſtesüberlegenheit für die Zukunft unmöglich machen. War das möglich in einer lebendigen Sprache? Wir ſagen Nein und wieder Nein; denn auf Straße und Markt konnte dann Jeder das lebendige Wort hören, Chriſt ſo gut als Heide.

Die Bemühungen des Julianos, einen vermoderten Zuſtand an's Leben wieder anzuſpinnen, waren eitel, er fiel als der letzte aus dem Geſchlechte Konſtantins ****), mit ihm ſein Werk, und das griechiſche Heidenthum gieng ſeinem ſchnellen Grabe zu, worin die Sprache längſt beſtattet lag, obgleich man ihren Kleiderſchrank noch bis 1453 aufbewahrte. Die chriſtliche Kirche bemächtigte ſich des ganzen Nachlaſſes und todten Schatzes und ſtritt wacker darum in dem Haupt- und Mutterſitze dem noch lateiniſchen Konſtantinopel, während Italien von nordiſchen Horden durchſtöbert allmählig vom Reiche ſich ablöste, Franken, Allemannen und Burgunder den Rhein und Frankreich wegnahmen, und Hunnen und Gotthen in Oſten einbrachen, und als vermeintliche Hexen- und Teufelskinder ſchlimm genug hausten. Dies kümmerte indeß die

*) Sozom. V. 17.

**) Theophan. Chronogr. p. 118.

***) Cedren. p. 574.

****) S. ſeine Grabſchrift in homeriſcher Sprache bei Cedren. p. 539, wo Ἰουλιανός in ſeiner Meſſung zu beachten iſt.

zänkiſche Kirche wenig, und ſelbſt die nach Jovianos *) folgenden Soldatenkaiſer, insgeſammt Chriſten, nahmen jetzt und ſpäter immer Partei, wie Valens der unrechtgläubige Areianer, der **) gleich vielen andern Kaiſern ſogar aller Wiſſenſchaft und ſelbſt des Griechiſchen unkundig war. Bei dieſem Valens müſſen wir bemerken, daß unter ihm ein neuer Stoff der Verderbniß ins Griechiſche eindrang, nämlich das gotthiſche. Bekanntlich nämlich beginnt unter ihm die verwüſtende Ueberſchwemmung ***) der Gotthen, und dieſe ſpäter in Sold genommen (denn der Grieche als Krieger ****) war verachtet) mehrten ſich ſo, daß ihr Einfluß auf die Sprache ſchon in Prokopios ſichtbar iſt, ja in Konſtantinopel, das ſiebzigtauſend *****) Barbaren auf Koſten der Hausbeſitzer nährte, mehrte und miſchte ſich ihr Geſchlecht ſo ſehr, daß im achten Jahrhundert von Gotthengriechen in der Hauptſtadt †) die Rede iſt. Daß unter ſolchen Einflüſſen das Griechenthum nicht ſehr gefördert ward, leuchtet ein. Außer den Gotthen aber verwüſteten ſarmatiſche und andere Völker Myſien, Thrake und die Umgegend der Hauptſtadt, ließen ſich ſogar durch Theodoſios veranlaßt im Lande nieder, und wenn ähnliche Einfälle in Italien den Tod einer weit jüngern Sprache zuwege brachten, ſo wird wohl auch die griechiſche von den wilden Stämmen, die bis zur Eroberung der Lateiner in faſt ununterbrochener Kette folgen, und höchſtens durch Gold abgefunden der Verwüſtung ſich enthalten, gelitten, ſich gemiſcht und verändert haben. Ueberhaupt war Kaiſer Theodoſios der Große nicht einmal ein Grieche, ſondern ein Spanier, dazu ein großer Eiferer für die Reinheit der Kirche, und wie er in Italien die Spuren des Heidenthums unerbittlich vertilgte, ſo hielt er auch in Konſtantinopel eine Verſammlung heiliger Väter, unterdrückte die Lehre des Areios, riß die heidniſchen Tempel nieder, und die Heiden mußten flüchten oder ſich bekehren. Das Chriſtenthum, auf der Sprache der Bundesſchriften ruhend, ſtand feſt. Natürlich alſo konnten die Lehrer altgriechiſcher Weisheit in dieſer Zeit kein großes Glück machen, und ſie, voreinſt Sophiſten genannt, ſtarben allmählig ab, in den letzten Mitgliedern ihrer Zunft einem Leontios ††) aus Athen, deſſen gelehrte ſchriftſtelleriſche Tochter †††) vom attiſchen Biſchofe zur Kaiſerin

---

*) Unter ihm nennt man (ſ. Eunap. p. 109) den Simonides, Patrikios und den nicht ſehr gelehrten, aber weiſſagenden Hilarios.

**) Nach der Mimasfrage (Cedren. p. 549) zu ſchließen, wußte er wenig von Homeros, und kaum bedarf es des Zuſatzes (550) πάσης παιδείας ἀμέτοχος. Auch Valentianos hatte keine gelehrte Bildung (Zosim. p. 173. παιδεύσεως εὐδεμιᾶς μετεσχήκει), ja Gelehrten wurden (p. 189) gemordet, und Syrianos mit ſeinem Lobliede auf den Heros (p. 193) den Retter Athens bei dem großen Erdbeben war gewiß nicht ſein Liebling.

***) Cedren. p. 548.

****) Sogar der Name Grieche war im Kriegerſtande, den nur fremde Völker in Konſtantinopel trieben, ſchimpflich, als ob Griechenland keinen Tapfern hervorbringen könne. Vgl. Procop. hist. arc. (Bonn. Ausg.) p. 154. ἐπικαλοῦντες τοῖς μὲν ὡς Γραῖκοι εἶεν u. ſ. w. Daſſelbe Urtheil war bei den Kreuzfahrern feſtgeſtellt.

*****) Procop. hist. arc. p. 132.

†) Theophan. Chronogr. p. 592. Anastas. bibl. hist. eccl. p. 200.

††) Socrat. hist. eccl. VII. 22. vgl. Constantin. Manass. 2594. 2600.

†††) Unter Theodoſios blühte noch der Schulmann Eugenios (Zosim. p. 238) ſo wie unter ſeinen Söhnen Muſonios (p. 251.), doch wie die Sprachmengerei ſchon unter Theodoſios beſtand, zeigt Priskos ſchlagend, ja er weiß kaum mit dem Namen Αὐσονίας u. ſ. w. fertig zu werden, wie der zweite Theil lehren wird.

Eudokia*) umgetauft wurde und Andern. An der Sophiſten Stelle trat jetzt die Geiſtlichkeit, σχολαστικοὶ genannt vom lateiniſchen schola (denn die σχολὴ der Alten war mit der Freiheit hin), ein Theil dieſer Geiſtlichen befeindete ſogar alles Altgriechenthum als heidniſches Unweſen, vorzüglich aber das Schul- wie Staats- und Gelehrtenruder die Mönche, deren Leben und Lehre als die höchſte Vollendung chriſtlicher und erreichbarer Weisheit angeſehen wurde. Schon zu den Zeiten eines Origenes waren die Mönche eine kleine Volksmacht, bei den verſammelten Vätern zu Nikaia ſchon eine größere, jetzt aber, ſeit ſie als Lehrer**) auftraten, wurden ſie Seele und Triebrad des Ganzen, und das Kloſter auf dem Berge Athos***) mehr, als Athen je geweſen war. Ob zum Frommen oder Schaden möge Jeder nach ſeinem Gutdünken entſcheiden; genug mönchiſche Scholaſtik ward der Gipfelpunkt griechiſchen Wiſſens, und verbreitete ſich von dort auch ſpäter nach Abendland.

Nach Theodoſios dem Vollender****) des Verfalles des Reiches zerfiel bekanntlich unter den Söhnen Arkadios und Honorios die römiſche Weltherrſchaft in zwei Theile, die morgenländiſche und abendländiſche, die von jetzt an fortwährend getrennt blieben, obgleich Juſtinianos durch Beliſarios und ſeinen Kammerſchnittling Italien noch einmal eroberte, um es gleich wieder an Longobarden, Franken und Normannen zu verlieren. Dieſe Lostrennung Konſtantinopels von Italien, welche das

fünfte Jahrhundert

ungefähr eröffnet, war für das Morgenland von außerordentlicher Wichtigkeit. Früher durch Verwaltung, Gottesdienſt und gemeinſames Elend in Verbindung erhalten, bewahrten beide Theile noch das Andenken gegenſeitiger Abkunft und aller daraus entſpringenden Verhältniſſe, und da das italiſche Rom die erſte Stadt war und blieb, ſo hatte auch das zweite Rom am Bosporos in Sprache, Hofhalt, Weiſe ſich nach dem Tiberrom eingerichtet. Nachdem aber Italien, ein ſüdliches Stück ausgenommen, abgeriſſen und von Gotthen, Longobarden, Franken verſchlungen war, hörte nicht nur die nähere Verbindung auf, ſondern an die Stelle trat ſogar Haß gegen Abendland, das dem Stärkern ſich anſchloß, ſogar dem großen Franken Karl die griechiſche Kaiſerwürde übertrug, das endlich auch in Glaubensſachen an den Beſchlüſſen von Nikaia feſthielt, und mit den Feinheiten griechiſcher Zänkereien wenig zu ſchaffen haben wollte. Das lateiniſche Konſtantinopel hatte nun ſeinen Halt mit dem Mutterlande verloren, mußte alſo mehr auf eigener Wurzel fußen, und den Einflüſſen der Umgebung, die, wenn auch ein Miſchling, doch vorzüglich griechiſch war, weichen, und ſo vergriechelte Konſtantinopel allmählig wieder und ſo ſehr, daß es ſeinen Urſprung durchaus vergaß, und nicht einmal mehr die Sprache

---

*) Denkt man nur an die Ὁμηρόκεντρα als Stückelei aus alten Dichtern, ſo beantwortet ſich die Frage von ſelbſt, ob ſolche Dichtung eine lebendige oder todte d. h. gelehrte heißen kann.

**) Sozom. VIII. 17. ἐκ νέου δὲ Φιλοσοφεῖν ἐπαιδεύθη ὑπὸ μοναχοῖς. So, nicht μοναχῶν ſchreibt der Gute.

***) Nicht unwichtig wäre eine Geſchichte der Klöſter, die lange vor den Komnenen beſtanden z. B. τοῦ Στουδίου, τῶν Μαγγάνων u. ſ. w, und die eben ſo wenig griechiſch ſind als der Mönch Τζιντζιλοὺκ oder der Patriarch Χρυσοβέργης, Ἀντώνιος ὁ Στουδίτης u. ſ. w. vgl. Joel. p. 62. 60. 59.

****) Nach Zoſimos beginnt der eigentliche Verfall des Römerreiches mit Konſtantin, vollendet iſt er mit Theodoſios und ſeinen Söhnen. vgl. p. 71. ed. Bekker.

erkannte, die es früher ſelbſt von der Tiber mitgebracht hatte. Ja weil Rom dem fremden Norden anheimgefallen war, ſo betrachtete ſich das zweite Rom als den allein rechtmäßigen Erben des alten Ruhmes, nannte ſich den geſetzmäßigen Herrn und βασιλεὺς mit verächtlichem Blicke auf die übrigen ῥῆγες, und hielt ſich für die Mutter der Römer, des Geiſtes und der Rechtgläubigkeit. Dieſe engen und kurzſichtigen Anſichten begründeten ſich um ſo feſter, je mehr Neugriechenland in ſich zurückgewieſen von der übrigen Welt abgetrennt ward, ja im Gefühle ſeiner Schwäche und dem Stolze ſeiner Würde, Gelehrſamkeit und Glaubensreinheit wie ein zweites bevorrechtetes Israel ſich ſelbſt ausſchloß. Unglückliche Ereigniſſe traten nämlich ein, die griechiſche Schwäche am wenigſten abwehren konnte. Im Norden unausgeſetzt von wilden Horden Schonung erkaufend und hinlänglich ſich wehrend, wenn ſie Fremde beſoldeten und die Thore ſchloßen, mußte ſchon Juſtinianos der Sieger in Italien und Afrika zuſehen, daß der Perſer Nuſchirwan (Chosroes) Armenien wegnahm, in Syrien einfiel und bis an die Meeresküſte vordrang. Seit dieſer Zeit hörte Konſtantinopel nicht einen Augenblick auf, ſein furchtſames Auge vom furchtbaren Perſer abzuwenden. Denn bald folgten die glaubenswütigen Araber, gleich dem Türken bei dem Byzantiner auch Perſer*) genannt, entrißen für immer dem griechiſchen Reiche Syrien, das heilige Land, Aigypten und das übrige Afrika, zerſtörten die noch blühenden Schulen in Edeſſa, Berytos, Antiocheia und Alexandreia, verwüſteten als Seeräuber die griechiſchen Küſten, und die griechiſche Macht und Sprache trat aus dem alexandriſchen Eroberungskreiſe wieder in engere Gränzen zurück. Doch treten wir wieder in die Folgenreihe der Zeit!

Nach dem Tode des Arkadios drängte ein ſchlimmes Verhältniß das andere, der Perſer, ſelten die ewige Fehde unterbrechend, in Oſten, in Illyrien, Dalmatien, Pannonien Alarich, den der Zufall nach Italien ſtatt nach Konſtantinopel lenkte, in Thrake die Hunnen und Ulbes**) der Eroberer der thrakiſchen Stadt Castra Martis, und die Byzantiner und ihre Sprache machten mit all dieſen Völkerſchaften Bekanntſchaft. Für die Reinheit und den Fortſchritt geiſtiger Entwickelung waren dieſe Zeiten am wenigſten geeignet, und eben ſo wenig die Kaiſer wie Leon, der gleich ſeinen Nachfolgern meiſt***) ungelehrt war. Zwar finden wir noch manche Schriftſteller, namentlich Kirchenlehrer, die Dichter von****) τροπαρίων, den Epiker Pelagios*****) unter Zenon, der das Leben Jeſu homerokentriſch beſchrieb, ſogar Anakreiontiker†), deren Machwerke für Erzeugniſſe des teiſchen Sängers oft angeſehen wurden, allein Alle zeigen ohne Ausnahme nur die gelehrte todte Sprache, obgleich z. B. Prokopios aus Gaza an der arabiſchen Wüſte die Hellenen und den Ageſilaos††) als Vettern behandelt, und von dem gelehrten Schirmherrn†††) Anaſtaſios meint, daß er gewiß ſtatt Ilios von dem Dichter

*) Auch Agarener, Sarakener, Ismaeliten. Uebrigens kommt Ἀγαρηνῶν ſchon Paralip. I. c. V. 19 vor.

**) Sozom. IX. 5.

***) Cedren. p. 607.

****) ibid. p. 612. vgl. 650.

*****) περὶ ποίησιν ἐπῶν ἀξιόλογος Πελάγιος. Theophan. Chronogr. p. 209. vgl. Cedren. p. 621. 622. und Schöll III. 70. Bekanntlich werden dieſe Ὁμηρόκεντρα auch der Eudokia zugeſchrieben. Unter Zenon ereignete ſich auch der berühmte Brand der Bücherſammlung (Cedren. p. 616.), der für die Gelehrſamkeit von großer Bedeutung war.

†) ſ. Dedipp. etc. ed. Niebuhr. p. XXXIII.

††) ibid. p. 513. ἦν γὰρ ἰδεῖν κ. τ. λ.

†††) ibid. p. 510.

wenn er noch lebte, beſungen werden würde. Nebenbei aber trägt dieſes Jahrhundert ſchon ſtark und beſtimmt die Präge des Neugriechiſchen, wie vorzüglich aus den Namen*) hervorleuchtet, bei denen das Leben durch die Gelehrſamkeit **) nicht verdrängt werden kann. In deſſen war die amtliche und die Hofſprache noch immer die lateiniſche, in ihr dichtete Priskianos wenn auch mit neugriechiſcher ***) Betonung, ſo wie auch die byzantiniſchen Kaiſer und Frauen Valens, Serena, Grata, Justa, Galla, Pulcheria, Placidia u. ſ. w. nicht griechiſch, ſondern lateiniſch getauft ſind, bis endlich mit Leon und Zenon die griechiſchen Taufnamen häufiger werden. Der Hofſprache ſtand natürlich das gelehrte Griechiſch zur Seite, in welchem die Kirchenſtreitigkeiten fortgeſetzt wurden, über θεοτόκος und χριστοτόκος ****) des Neſtorios zuweilen mit συμπληγάδες d. h. Prügeln, meiſtens mit λιβέλλοις und ἐξοστρακισμοῖς *****) gehadert ward. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß je mehr die Religion alle Staatsverhältniſſe und Staatszwecke verſchlang, um ſo mehr auch die Hofſprache bei dem urſprünglichen Uebergewichte des Griechenthums vergriecheln mußte; denn der Hof ſtand immer an der Spitze einer religiöſen Partei, und bekanntlich iſt wenigſtens die ſpätere byzantiniſche Geſchichte nichts Anderes, als ſolche erbauliche Geſchichten von τρακτευθέντων mit ſeiner ὁσιότης und γαληνότης u. ſ. w., die oft ſogar über ein Fürwörtchen †) katzbalgten. Jedoch wir thun am beſten, zum

ſechsten Jahrhundert

überzugehen.

Wollte man auch die Augen ſchließen, ſo iſt die veränderte Sprache und das Miſchgriechenthum in dieſem Jahrhundert ſchon ſo klar ausgeprägt, daß es nicht zu verkennen iſt, wie denn auch viele und die achtbarſten Gelehrten ohne Umſchweife dieſes eingeſtehen. Niebuhr, dem in dieſen Dingen wohl ein Urtheil zuſteht, ſagt bei Petros ††) dem Patrikier, daß er faſt dieſelbe Sprache gebrauche, wie die jetzigen Griechen. Gleicher Meinung über die Sprache des ſechsten Jahrhunderts iſt der Erläuterer †††) des Kodinos. Beſtätigt wird dieſe Anſicht

---

*) z. B. Λευκὸς ὁ καὶ Σαλοφακίαλος, Ἰωάννης ὁ ἐπίκλην τοῦ Βιγκομάλου, Θεοδέριχος ὁ καὶ Στραβὸς, Ἰωάννης ὁ Μοναξῶν ὁ ἐπίκλην Ἡμοῦλα, Κωνσταντίνου τοῦ λεγομένου Λάρδου, Ἰωάννης ἐπίκλην Πιτζιγαύδης, ἵππος λεγόμενος Φάλβας (Falber) u. ſ. w. ſ. Theophan.

**) Eben darum ſind grade die Namen merkwürdig und Fingerzeige der Sprachverſchlechterung. Z. B. wie man früher Σωκρατικοὶ, Πλατωνικοὶ, Πυθαγορεῖοι u. ſ. w. bildete, ſo nach lateiniſcher Weiſe ſagte man ſchon zu Zeiten eines Athanaſios (Opp. I. p. 136) Μαρκιωνιανοί, Οὐαλεντιανοί, Βασιλιδιανοί, Σιμωνιανοί, Ἀρειανοί u. ſ. w.

***) Panegyr. 211.

Aegyptum septem sic servat Josiphus (Ἰώσηφος) annos.

****) Euagr. hist. eccl. I.

*****) So heißt der tolle Ausdruck für Ausſtoßung aus der kirchlichen Gemeinſchaft.

†) Wie bei dem Streite über den h. Geiſt oder ſpäter ἐν τῷ τρισαγίῳ ὕμνῳ ὁ σταυρωθεὶς δι' ἡμᾶς.

††) ſ. Dedipp. etc. p. XXV. Quum autem Petrus sui aevi hominibus, qui ea fere lingua utebantur, quae nunc apud Graecos obtinet etc.

†††) p. 139. Anastasii imperatoris aetate id est circa annum domini quingentesimum, quo tempore pene corruptus et adulteratus erat graecus sermo, ut hoc idem nomen (τοῦ κοντακίου) ostendit et ejus aetatis locutio.

durch die bedeutendſten Schriftſteller dieſer Zeit, Prokopios den Geſchichtſchreiber, durch und durch mit Fremdartigem geſpikt und zugleich Verräther einer ſchon beſtehenden *) Volksſprache, mit τζ, η ſtatt ι, ε ſtatt ae, β ſtatt υ u. ſ. w., ferner Menandros, der den ſchlechtgriechiſchen Petros ins Ἀττικώτερον überſetzte, Joannes Lydos, der ebenfalls häufig der Volksſprache **) erwähnt, Olympiodoros Lehrer an der Hochſchule von Athen und Andere ***). Vorzüglich erwähnungswerth aber für die Geſchichte der Sprache iſt Kaiſer Juſtinianos. Daß unter ihm das Lateiniſche noch als amtliche Sprache beſtand, bezeugen Prokopios ****), Joannes Lydos *****), die lateiniſche Beſtallung †) neuer Aemter, die Anſtellung des griechiſchunkundigen ††) Junilus, die Ehre der lateiniſchen †††) Rechtsgelehrten, vor Allem aber die bekannte Geſetzſammlung, die nicht, wie man von dem griechiſchen Herrn, der nie aus Konſtantinopel kam, vermuthen ſollte, griechiſch, ſondern lateiniſch verfaßt war. Dieſe Geſetzgebung des eben nicht ſehr Recht und Geſetz achtenden ††††) Kaiſers war auch für Morgenland bindend und die Sprache mußte

---

*) de aedific. p. 197. διαφθειρούσης τὰ ὀνόματα τῆς τῶν ἐπιχωρίων ἀγνοίας. Oder in andern gelehrten Wendungen wird die Volksſprache angedeutet z. B. ὥσπερ καλεῖν νενομίκασι μώλους p. 300.

**) p. 39. νέον Σάρδιν.. νῦν λέγεσθαι τῷ πλήθει συνομολογεῖται vgl. p. 43. βένετον κ. τ. λ. p. 79. βενίσαι κ. τ. λ. p. 107. ϝουστείῳ κ. τ. λ. p. 134. παραγαύδας κ. τ. λ. p. 130. γάρβουλα p. 139. τούκκας — ζικκός u. ſ. w.

***) S. die Schriftſteller im zweiten Theile.

****) ebendaſelbſt. vgl. Justinian. Novell. 66 in not. Allemann. ad Procop. hist. arc. wo klar dargeſtellt wird, wie es gemäß der Reichsentwickelung zwei Hauptſprachen gab, διὰ τὸ τῷ πλήθει καταλλήλου das Griechiſche für Leben und Verkehr, das Lateiniſche als Staatsſprache διὰ τὸ σχῆμα τῆς πολιτείας auf Urkunden, Münzen u. ſ. w.

*****) ſ. 2. Theil.

†) Procop. hist. arc. p. 116. Er nannte ſie πραίτωρα und κοαίστωρα.

††) ibid. p. 117.

†††) Joann. Lyd. p. 220. Dieſer Schriftſteller rühmt von ſich (p. 221), wie der König ſeine Gelehrtheit herausgefunden, ihm einen Vortrag vor Allerhöchſt zu halten befohlen, und dann (p. 222) mit einem Gnadenbriefe beſchenkt habe. Solche Vorträge hießen ἀκροάσεις, und an Paulos Silentiarios und dem Peiſider Georgios haben wir lebendige Beiſpiele davon.

††††) ſ. die Beſchreibung ſeiner Sinnesart am Schluſſe des ſechsten Abſchnittes von Procop. hist. arc. vgl. als Beleg p. 71 ἃ γὰρ ἔμπροσθεν νόμῳ κ. τ. λ. nebſt der dazu gehörigen Erzählung, p. 85. κέρδους γὰρ κ. τ. λ. p. 86. ἔμεινέ τε αὐτοῦ κ. τ. λ. p. 88. ἐπολεῖ οὐ νόμῳ κ. τ. λ. p. 89. νόμῳ αὖθις κ. τ. λ. p. 90. οὗτος ὁ ἀνὴρ κ. τ. λ. p. 91. οὐ νόμος, οὐχ ὅρκος κ. τ. λ. p. 149. οὔτε θεοῦ - νόμων κ. τ. λ. p. 153. ὅπως καὶ τοὺς νόμους κ. τ. λ. Ueberhaupt ſind die Griechen auf den Geſetzgeber ſchlecht zu ſprechen, und Prokopios (hist. arc. XII. p. 79) meint, der Satan habe die Teufelskinder, den Kaiſer und ſeine Ehehälfte in die Welt geſchickt, um dieſe zu veröden. Euagrios, Zonaras und ſonſtige Zeitgenoſſen geben keinen beſſern Begriff von ihm. Für Abendland hat Juſtinianos auſſer der Geſetzſammlung noch die traurige Bedeutſamkeit, daß er die religiöſe Trennung von Abend- und Morgenland eigentlich feſt gründete. Die Kaiſer ſteckten nicht mehr die Naſe vor ihre Hauptſtadt, die ſie als den Inbegriff der Welt anſahen. Der Patriarch meinte nun auch, der Papſt zu Rom, das nicht einmal eine Reſidenz ſei, ſtehe ihm an Rang nicht gleich, und aus Pfaffenſtolz nannte er ſich Oikumenikos d. i. Weltpfaffe. Juſtinianos beſtätigte dieſe Tollheiten, und der Patriarch

alſo dort noch verſtanden ſein trotz der Ueberzahl des griechiſchen Stammes, namentlich von den Beamten, wie auch Joannes Lydos *) deutlich zugiebt, indem er ſogar ſagt, daß das griechiſche Volk Lateiniſch ſpreche. Zeugniß für das Fortbeſtehen des Lateiniſchen geben auch die Verträge z. B. mit **) dem Perſer Chosroes, obgleich die Verhandlungen griechiſch ***) und zwar in einem wunderlichen Griechiſch ****) geführt wurden, nicht minder der lateiniſch-byzantiniſche Dichter *****) Koripos und endlich die öffentlichen von Altrom übertragenen Volksſpiele mit ihren himmelblauen und grünen Parteien (factio veneta, prasina) †), in denen der Schlächter Juſtinianos dreißigtauſend ††) Menſchen niedermezeln ließ, und ſich tapferer betrug, als gegen die Hunnen, Ultizurer, Zaber Khan †††) und andere Stämme, die Griechenland ja die Hauptſtadt bedrängend mit allen Mitteln der Feigheit beſchwichtigt werden mußten. Wie lange aber das Lateiniſche in Konſtantinopel und in der Geſetzgebung, dieſer wichtigſten Sprach- und Volksſache, geblüht hat, iſt ſchwer zu ſagen. Offenbar erloſch es ſpäter als amtliche Sprache, und nicht nur Nikephoros Phokas gab ſeine νεαρὰς ††††) griechiſch, ſondern 876 mußte Baſilios der

---

Epiphanios gieng daher weiter, wollte vor dem römiſchen Erzprieſter nicht weichen, die rechte Seite nicht zugeſtehen und was dergleichen Wichtigkeiten mehr ſind (ſ. Allemanni de Procop. et arc. hist. judicium). So entſtanden die Streitigkeiten, die Photios unheilbar machte.

*) p. 262, jedoch gab es zuweilen auch Ausnahmen und griechiſche Geſetze (Joann. Lyd. p. 235), wie dann auch gewiß die griechiſchen Rechtsſchulen zu Berytos und Alexandreia fortbeſtanden, auf denen Agathias der Rechtsanwalt ſtudirte. Daß die Rechtshändel auch griechiſch geführt werden konnten, zeigt derſelbe Agathias in der Geſchichte des erſchlagenen Lazenkönigs, indem einige Lazen (Agath. p. 208.) Ἑλλάδα φωνὴν ἐκμεμαθηκότες ſprachen, wovon ihre Landsleute nichts verſtanden (p. 219. τὰ πλήθη — — ἐπαΐειν οὐ μάλα ἠδύναντο τῆς τῶν λόγων κ. τ. λ.)

**) ſ. Menandr. p. 352. τῇ Λατίνων διαλέκτῳ σάκρας vgl. 353.

***) ibid. p. 359. ἐγράφησαν αἱ--σπονδαὶ Περσιστὶ καὶ Ἑλληνιστὶ κ. τ. λ. vgl. 364. τὸ μὲν δὴ Περσῶν φωνῇ bis τὸ τῇ Ἑλληνίδι.

****) ibid. p. 353. lin. 22 bis p. 354 lin. 12.

*****) Der Dichter zeichnet ſich und ſeine Sprache ſelbſt, daß weitere Ausführung unnöthig iſt. Praefat.

V. 23. doctorum ingenium docto non carmine canto
et retinet linguam torpor.

27. forsitan ex *fracto* — — — versu
— — musa et rustica

33. quos doctrina negat

37. rustica romanis etc.

II. 400. non ariete cavas, da doch Virgil ariete crebro, ariete muros (Aen. II. XII.) dreiſilbig gebraucht. Andere Verderbniß z. B. nach dem Accente Ammonis ipse (III. 81. VI. 519.), t geſprochen wie z (Stutias bei Procop. Στότζας), jussa media (per arva) mit langem a, aethram, proximior u. ſ. w. möge Jeder ſelbſt nachſehen.

†) Die Akklamationen dabei waren lateiniſch τοῦ βίγκας u. ſ. w. ſ. Theophan. p. 279 ff. wie auch Constant. Porphyr. zur Genüge lehrt. Die Farben, vor denen ſchon Antoninos (I. 5.) in ſeinen Selbſtunterhaltungen ſich hütete, kommen übrigens noch im neunten Jahrhundert vor. ſ. Theophan. continuat. p. 198. Symeon Magister p. 681. Georg. Monach. p. 835.

††) Procop. bell. Pers. I. 24. Uebrigens vermeidet Prokopios, wo er kann, das Lateiniſche und giebt z. B. νίκα ſtatt βίγκας u. ſ. w.

†††) Agathias p. 300. 303.

††††) Leo Diacon. p. 309 vergl. p. 318. ἀπὸ δὲ τοῦ νῦν κ. τ. λ. p. 319. λιβέλλους, wo es ſich auch verlohnt, den griechiſchen Miſchmaſch näher anzuſehen.

Makedoner dem dringenden Bedürfniſſe *) nachgeben, und die nicht mehr lateiniſch verſtandene Geſetzſammlung in's Griechiſche übertragen laſſen. Natürlich blieben eine Menge lateiniſcher Ausdrücke; denn ſie waren in die Sprache des Volks übergegangen. Leon VI. und Konſtantinos Porphyrogenetos (oder genitus, denn η iſt ι) fuhren dann löblich fort, für ihre βασιλικαὶ διατάξεις die griechiſche Sprache beizubehalten, aber leider die gelehrte, nicht die Sprache des **) Volkes. Und da eine todte Sprache zum Leben, das Griechiſche zum römiſchen Rechte wenig paßt, ſo klagt Herennios Modeſtinos ***) mit Recht über die Schwierigkeit, römiſche Ausdrücke griechiſch wieder zu geben, wie es ja auch Kyrillos nöthig fand, die lateiniſchen Wörter im Griechiſchen zu umſchreiben und verſtändlich zu machen.

Aber wenden wir uns nach einer andern Seite! Wie ſtand es unter Juſtinianos mit dem Griechiſchen? Dieſer Kaiſer, Erbauer der Sophienkirche, mehr ketzer- als gottesfürchtig, Einführer des Seidenwurms, an den Beſchlüſſen der chalkedoniſchen Kirchenverſammlung eben ſo haltend, als ſeine Gattin Theodora ihnen widerſtrebte, ſonſt ein Kaiſer wie die meiſten byzantiniſchen, mag ein guter Herr geweſen ſein, für die griechiſche Sprache war er es nicht. Schon ſein Vorgänger und Beförderer Juſtinos, der mit dem Schnapſak aus Illyrien nach der Hauptſtadt gekommen war, war im vollſtändigſten Sinne des Wortes ein ἀναλφάβητος ****) d. h. konnte weder leſen noch ſchreiben. Juſtinianos ſcheint kein größerer Held im Griechiſchen geweſen zu ſein. *****) Ein ungebildeter Illyrier dachte er wenig vortheilhaft von Kunſt und Wiſſenſchaft, hob †) die Zunft der Rhetoren auf, drückte die Aerzte und Lehrer der freien Künſte, nahm Beiden ihre herkömmlichen Vorrechte, und wüthete ††) überhaupt gegen Recht- und Unrechtgläubige, Chriſten, Heiden, Samariter, Gelehrten und Ungelehrten. Vorzüglich aber iſt es das arme Athen, dem er den Todesſtoß gab. Dort im Herzen des zerfallenen †††) Hellas hatten ſich noch einige Trümmer alter Hellenen d. h. Heiden gerettet, und durch die reichen Stiftungen der Vorzeit erhalten, obgleich ſonſt die Hellenen geſetzlich ††††) zu keinem Amte zugelaſſen werden konnten. Auf dieſen Stiftungen fußend hatte ſich nämlich daſelbſt eine Anſtalt

---

*) S. über dieſen Stoff Schöll. III. S. 459 ff.

**) Für die Leute vom Fache galt nur die Geſetzgebung, das arme Volk wurde, wie ſeit den Hohenſtaufen allmählig auch bei uns nicht beachtet, und es kannte von ſeinen Geſetzen wenig mehr, als daß ſie den Beutel fegen.

***) Schöll III. S. 464.

****) Procop. hist. arc. p. 44. vgl. p. 45 das ἄγλωττός τε κ. τ. λ. Bei Suidas iſt Juſtinianos mit Juſtinos verwechſelt, wie auch ſchon Allemann bemerkt hat.

*****) Procop. hist. arc. p. 87. 88. τήν τε γλῶτταν καὶ — — ἐβαρβάριζε d. h. er verrieth in Sprache, Sitte und Geſinnung noch immer den alten Illyrier. vgl. p. 88. καίπερ οὕτω τῆς γλώττης ἔχων et Not. Allemann.

†) Procop. hist. arc. C. XXVI.

††) Procop. hist. arc. C. XI.

†††) Wie es in Griechenland ausſah, lehrt Prokopios de aedific. p. 271 19. An den Thermopylen beſtand beinahe das ſpätere Klephtenweſen, Korinthos, Athen, Plataiai und andere Städte waren zerfallen, Juſtinianos aber nicht der Mann, ein ſinkendes Land zu heben. Nur in der Hauptſtadt ſtrömte Alles zuſammen. Weshalb, lehrt ebenfalls Prokopios de aedific. p. 208.

††††) S. Theophan. Chronogr. p. 276, der auch p. 272 die allgemeine Geſetzgebung nennt.

und Zunft gebildet, die man am beſten mit einer deutſchen Hochſchule*) vergleichen kann. Sie ſchuf, wie wir jetzt ſagen würden, ihre Doktoren, wählte ihre Lehrer (διαδόχους), hatte ihre beſondere Kleidung, jedoch ihre vorzüglichſten Beſtrebungen und ihre Bedeutſamkeit lag darin, daß ſie am Heidenthum feſthaltend ſich dem Chriſtenthume feindlich**) entgegenſtellte. Der erſte chriſtliche Kaiſer fand darum ſchon für gut, ſie zu unterdrücken; aber bald lebte ſie wieder auf. Durch Athener? O nein, die vormalige Weltlehrerin holte jetzt ihre eigenen Lehrer des Griechiſchen, des Rechtes und jedes Forſchens aus der Fremde. Wir glauben, das heißt genug geſagt, wenn der Fremde ſprachgewaltiger, das heißt, gelehrter ſein konnte als der Eingeborne. Die ſogenannte goldene Kette der διαδόχων***) ſetzten fort Plutarchos Sohn des Ketzers Neſtorios, Syrianos aus Gaza, der Alexandreier Hermias, der lykiſche Byzantiner Proklos genannt der****) Große, Zeitgenoſſe des großen griechiſchen Lehrers Pampretios*****) aus dem aigyptiſchen Theben, Marinos aus Flavia Neapolis, Iſidoros von Gaza, bis endlich unter dem letzten Lehrer Damaskios Juſtinianos die Güter der Schule einzog. Die letzten Heiden zerſtreuten ſich nun in die Fremde, flüchteten zu Nuſchirwan nach Perſien †); die lezten Heiden, ſagen wir; denn ob ſie beſſere Griechen waren, als der Biſchof Nikolaos von Methone, der Widerleger des großen Proklos, möchte ſehr zu bezweifeln ſein.

---

*) Dieſer ganze Stoff iſt abgehandelt in Creuzer Initia Philos. ac Theolog.

**) Dieſer Standpunkt der Zeitverhältniſſe wird von vielen Gelehrten durchaus überſehen, obgleich nur aus ihm die neuplatoniſche Weisheit begriffen werden kann, die man ſo oft für altplatoniſche ausgiebt. Wie die Proteſtanten im Gegenſatze zu den Katholiken, ſo ſind Neuplatoniker und Neupythagoraier nur im Gegenſatze des ſich durchringenden und dann ſiegreichen Chriſtenthums zu faſſen und zu begreifen, und eben ſo wenig ächte Quellen platoniſcher Weisheit, als Luther eine Quelle für Orpheus iſt. Geht der Neuplatonismus hauptſächlich von dem damals mit Juden und Chriſten reichlich geſegneten Aigypten und Morgenlande aus, und iſt Philon der Jude und Phariſäer gleichſam das neuplatoniſche Haupt (Juden und Chriſten galten anfangs für eins), ſo ſticht ſchon die religiöſe Seite vor, und es erklärt ſich die leidenſchaftliche Erbitterung, mit der ſchon ein Apion gegen Joſephos ſchrieb. Oeffentlich trat ſchon Kelſos unter Adrian und gewiß nicht zuerſt gegen die Chriſten auf. Der Neuplatoniker Ammonios Sakkas Schüler des Athenagoras und Klemens war ſogar ein abtrünniger Chriſt. Des Ammonios Schüler, um den Kirchenlehrer Origenes zu verſchweigen, die neuplatoniſche Stützſäule Plotinos iſt mit ſeinem jüdiſch-chriſtlichen Miſchmaſch tollſten Aberglaubens auch nur aus dem Kampfe gegen das Chriſtenthum zu begreifen, und wenn man den Meiſter göttlich verehrte, ſo trat man offenbar den Verehrern des chriſtlichen Meiſters entgegen. Des Plotinos Schüler Porphyrios trägt ebenfalls die chriſtliche Präge. Unter ihm waren die Mönche und die ἄσκησις ſchon mächtig. So giebt die Zeitrichtung den Schlüſſel zur Schrift περὶ ἀποχῆς τῶν ἐμψύχων d. h. über das Faſten, wie auch die ganze Dämonenlehre in den Evangelien hinlänglich begründet wäre, wenn auch des Porphyrios Gattin Marcella keine Chriſtin (ſie war's) geweſen wäre. Des Porphyrios Schüler iſt der Schwärmer Jamblichos, der unter Konſtantinos ſtarb. Dieſer Kaiſer merkte auch ſehr wohl die Richtung der Neuplatoniker; deshalb unterdrückte er ſie mit Gewalt. Ihr Wiederaufleben, zumal da die Pfründen und liegenden Güter noch da waren, begünſtigten wahrſcheinlich die Verwicklungen unter Julianos.

***) διεδέξατο τὴν σχολὴν heißt es oft bei Diogenes Laertios, der ſich ſchon dadurch allein als Byzantiner und häufig auch als Chriſten (ſ. Th. II.) verräth.

****) S. Malchus fragm. p 270. 271. Derſelbe erwähnt auch noch unter Leon den γραμματικὸς d. h. kaiſerlichen Schreiber Hyperechios.

*****) Malch. cit.

†) Vgl. Creuzer Initia tom. II. p. XII. sqq.

Mit Juſtinianos kann man annehmen, daß das altgriechiſche Heidenthum ſo ziemlich ausgerottet war und das neugriechiſche Chriſtenthum feſtſtand. Alle Beſtrebungen galten der Religion, um der religiöſen Sprache willen bewahrte und erforſchte man die heidniſche Vorzeit, beſonders da ſie ſeit dem Feſtſtehen des Chriſtenthums nicht mehr ſchaden konnte, wie auch in Abendland durch einen Rhabanus Maurus die lateiniſchen Schriftſteller mehr gepflegt wurden, als keine Gefahr von ihnen mehr zu befürchten war. Die alten Dichter und Redner lebten allmälig wieder auf, aber wie? in buntem Wirrwar von Altem und Neuem ohne Sonderung der Zeiten, Stämme, Mundarten. Die Schriftſteller werden darum, was ſie bei lebendiger Sprache nie werden konnten, eine bunte Muſterkarte von homeriſchen, attiſchen, teſtamentaliſchen und byzantiniſch-römiſch-griechiſchen Worten, denn es kam nicht mehr auf das Leben, ſondern die Gelehrſamkeit und die Präge einer längſt verſtorbenen Vorzeit an. Mit der Gelehrſamkeit mußten auch wohl die gelehrten chriſtlichen Schulen aufblühen, mit ihnen die Schulmänner, deren Arbeiten unter dem Namen Scholien ſtückweiſe noch übrig ſind. Wenn auch der Name nicht ſpräche, zeigen Ton und Inhalt Arbeiten für Kinder, oft ſogar voll Schnitzer und Sprachfehler, die wir gutmüthig zu verbeſſern uns abmüden, da wunderlicher Weiſe bei griechiſchen Buchſtaben immer an ächte Griechen gedacht werden ſollte, die mit mehr oder weniger Geſchick und Gelehrſamkeit ihre Sprache behandelten. Daher auch die Erſcheinung, daß manche Spätern beſſer und reiner ſchreiben, als frühere, die dem Kampfe näher ſtehend mehr durch kirchliches als unkirchliches Griechenthum gebildet wurden.

Unter den nachjuſtinianiſchen Kaiſern dieſes Jahrhunderts iſt keiner bedeutend für das Reich des Geiſtes, als etwa Maurikios *). Wie die Schriftſteller beſchaffen waren, zeigen Agathias oder wie er ſich ſelbſt mit vorletzter Länge neugriechiſch nennt, Agathîas ein vollkommener Neugrieche, wie ſchon Niebuhr **) einſah. Auch thut er wie ſein Zeitgenoſſe Menandros und der wunderlich beurtheilte Chriſt Diogenes Laertios ***) ſich viel darauf zu gut, daß er noch Verſe in altreiner Sprache machen könne, Beweis genug, wie es mit jener Sprache ſtand, die ſich ſchon in χερωνεῦ ſtatt χαιρωνεῦ verräth. Vor Allem aber wollen wir nur ein Beiſpiel auswählen, das dieſen Zeiten ungefähr angehört, wir meinen den Byzantiner Stephanos, der nach ſeinem Namen ein Chriſt und wahrſcheinlich ein Mönch gewöhnlich ſo treuherzig angeführt wird, als wäre er der beſte Grieche aus der Zeit des Perikles. Abgeſehen von den vielen neuern Namen, die an die Stelle der alten getreten die veränderte Welt klar beweiſen, ſo iſt auch ſeine Sprache offenbar keine lebendige mehr, wenn wir blos auf ſeine Gentilia ſehen. Wie es nie einem lebendigen Deutſchen einfallen wird, zu erklären, daß der Bewohner von Paris Pariſer, die Bewohnerin Pariſerin heißen, eben ſo wenig würde, wenn es für den Unterricht nicht nöthig geweſen wäre, um Fehler der gelehrten Jugend zu vermeiden, Stephanos beigefügt haben: Δύμη· ὁ πολίτης Δυμαῖος . . τὸ θῆλυ δὲ Δυμαία -- λέγεται καὶ Δύμιος. Δύνδασον τὸ ἐθνικὸν Δυνδασεὺς u. ſ. w. oder unter Δυῤῥάχιον· δῆλον ὅτι Δυῤῥάχιος τὸ τούτου ἀρσενικὸν, ὡς — Βυζάντιον Βυζάντιος und dergleichen, belegt mit den Schriftſtellern

*) Menandr. p. 439. Μουσῶν ἐραστὴς, ποιημάτων τε καὶ ἱστορίας ἥδιστα ἐπαίων.

**) S. Th. 2.

***) Ueber Beide ſ. Th. 2.

aus allen Zeiten von Homeros bis nach Dexippos*). Wenn nun Stephanos ſchwerlich als lebendiger Grieche gelten kann, was ſoll man dann vom Biſchof Euſtathios**), Tzetzes ***) oder dem purpurgebornen Konſtantinos ****) ſagen, die ſich auf ihn berufen. Hier hat die Kritik noch manche Aufgabe zu löſen; jedoch es iſt Zeit, zum folgenden

ſiebenten Jahrhundert

überzugehen; und da im Voraus abzuſehen iſt, daß die gegebene Richtung der Gelehrſamkeit und Verderbtheit fortdauert, ſo können wir von jetzt an kürzer ſein.

Italien war ſchon ſo gut als abgelöſt; aber dieſes Jahrhundert brachte noch einen neuen Gährſtoff in die griechiſche Fäulniß. Muhammed trat auf mit ſeiner Glaubenswuth, und ſeit Konſtans Sohn des Herakleonas*****) wiederhallt Konſtantinopel vom Araber und ſeiner Sprache. Amir Almunemim, die Goldkappe Kuhla, Serkula, Berat, das türkiſche Chakan †) und andere arabiſche Ausdrücke werden dem Neugriechen geläufig, ja während der Kreuzzüge zu Friedrichs I. Zeiten erlaubte die Hauptſtadt ſchon ††) eine Moſchee. Was aber am wichtigſten iſt, Südaſien und Aigypten gieng jetzt unwiederbringlich an die ungläubigen Kalifen verloren, und Griechenland lernte ſich auf ſich ſelbſt zu beſchränken. Hatte Konſtantinopel früher an Antiocheia, Alexandreia und Jeruſalem wenigſtens gleichberechtigte Häupter der Kirche und Gelehrſamkeit; ſo blieb jetzt für das chriſtliche Griechenland nur der Patriarch der Sophienkirche als wahrhaftiger Fürſt der Gläubigen, und Konſtantinopel ward nun erſt der Mittelpunkt Griechenlands, der Rechtgläubigkeit und Gelehrſamkeit. Schwerlich findet ſich von dieſer Zeit an ein Wiſſender, der nicht in der Hauptſtadt gebürtig oder anſäſſig oder gebildet war, und ſie ward, wie es ſo oft bei den Byzantinern heißt, auch in geiſtiger Hinſicht eine wahrhaftige†††) Zwingherrin. Alle dieſe Herrn bis auf Dukas ſchrieben ſchriftgelehrt, und wirkten gar nicht auf das Volk, das immer mehr verdummte und verfeigte. Das Volk dagegen kümmerte ſich nicht um die Gelehrtenſprache, und ſeine Mundart bis zur Türkenverheerung den römiſchen Grundzug beibehaltend gieng ihren eigenen ††††) Weg. Die deutlichſten Spuren dieſer Volksſprache werden wir bei Theophylaktos Simokatta finden, ſo wie auch der Peiſider Georgios, obgleich ſeine Jamben noch nicht dem Accente erlegen ſind, dennoch als der Anfang der neugriechiſchen politiſchen

*) ſ. Δυρράχιον.

**) ad. Il. ζ. καθὰ καὶ Στέφανος παραδίδωσιν ἐν τοῖς Ἐθνικοῖς.

***) Chiliad. III. Στέφανος ὁ Βυζάντιος οὐ γράφει περὶ ταύτης.

****) tom. I. XI.

*****) Glycas p. 514.

†) Auf ſie hat ſchon Hammer (Hafiz I. 354. 355. II. S. 359), auf Anderes Reiske zu Constantin. Porphyrogen. aufmerkſam gemacht.

††) Raumer Geſchichte der Hohenſt. II. S. 416.

†††) Vit. Theophan. im Theophan. p. XVI. ἡ βασιλείας — — — τὴν δεσποτεύουσαν.

††††) Merkwürdig, daß alle Volksnamen, an denen der Gelehrte nicht ändern konnte, oft nur halbgriechiſch z. B. Πωγωνάτος, oft nicht einmal eine Ahnung vom Griechiſchen haben z. B. Βρίγγα, Καρβωνοψίνη, Τζαούτζα, Ῥαγγάβε, Βοράφ u. ſ. w. S. Joel p. 58. 57. 56. 53. 50.

Dichtung angeſehen werden können, wie ſehr auch Guercius*) widerſpreche. Dieſer Dichter war einſt ſo gefeiert, daß der Bruder des Andronikos Dukas**) den Michael Pſelles fragen konnte, ob Euripides oder Georgios beſſere Jamben mache. Schon dieſe anmuthige Frage bezeichnet den beſchränkten Neugriechen, der von der alten Dichtung keinen Begriff hatte, auch kaum mehr haben konnte; denn die fremdartigſten Stämme drängten ſich in der Hauptſtadt, und unter ihren Mauern kämpften die Avaren den Kampf, den der Referendarios Georgios Peiſides beſang. Wie er, ſangen Spätere in der todten d. h. feſtſtehenden und unveränderlichen Sprache, die abgetrennt vom Volksleben mehr oder minder ſchlecht gehandhabt ward***).

Das

achte Jahrhundert

war ebenfalls dem griechiſchen Geiſte wenig günſtig. In der Hauptſtadt hatte ſich, wie ſchon erwähnt iſt, ein neues zahlreiches Geſchlecht fremder Zunge gebildet, die Gothengriechen, die Kaiſer ſelbſt waren meiſt noch roh und Fremdlinge, hielten durch fremde Söldner ſich aufrecht, und die höchſten Aemter ſogar waren oft mit Leuten beſetzt, die der Sprache der Hauptſtadt und Bildung****) nicht einmal kundig waren. Dazu machten ſich ſchon muſelmänniſche Grundſätze in Griechenland geltend; denn die berühmte Bilderſtürmerei Leon's des Iſaurers iſt, wie ſchon Theophanes*****) andeutet, von dem bilderſcheuen Islam erlernt, ſo wie dann auch derſelbe Leon†) alle Gelehrſamkeit anfeindete, ſo viel an ihm war, vernichtete und für die Schulen††) höchſt gefährlich ward. Unter dieſem Leon wie ſeinem Vorgänger verwilderte alle Bildung, die ſeit dem Stadtgründer noch da war, ja mußte verwildern; denn die Bilderſtürmerei war grade ein Krieg gegen die Kunſt und das Wiſſen, was ſie unterſtützte. Zwar bemühen ſich noch einzelne Gelehrten, wie Georgios Synkellos d. h. der Zellenbruder und Theophanes, die Sprache der Bildung aufrecht zu halten; allein vergebens iſt das Ankämpfen gegen die Uebermacht des Lebens, und überall kukt der Neugrieche und die ſchon entwickelte Volksſprache vor. Dieſe Volksſprache und oft nichts weiter verſtanden nicht ſelten diejenigen, die Wiſſen und Religion vertreten ſollten, die Patriarchen. Es wäre langweilig, nach byzantiner Weiſe weitläufig über die Patriarchen zu reden; denn die Verſunkenheit und Unwiſſenheit damaliger Zeit war ſo rieſenhaft, daß es faſt an Narrheit gränzt, an lebendiges Griechenthum auch nur zu denken. Statt vieler Beiſpiele daher nur einige. Niketas†††) Patriarch und

---

*) Georg. Pisid. p. XXXIX.

**) Vgl. Heinrichſen polit. Vers. S. 33.

***) Daß das arabiſch gewordene Aſien zu Ende dieſes Jahrhunderts das Griechiſche in Urkunden noch fortſchrieb, zeigt Theophan. p. 575.

****) Dieſe Klage iſt häufig ſeit Juſtinianos und ſeinem Häuptlinge Johannes dem Kappadoker λόγων τῶν ἐλευθερίων καὶ παιδείας ἀνήκοος (Procop. bell. Pers. I. 24.) bis auf Konſtantinos Manaſſes 6694 ff.

*****) Chronogr. p. 623. Auch die muſelmänniſche Kopfſteuer (ibid. p. 631) ahmte er nach.

†) ibid. p. 623. ὥστε καὶ τὰ παιδευτήρια σβεσθῆναι καὶ τὴν εὐσεβῆ παίδευσιν κ. τ. λ. vgl. Anastas. hist. eccl. p. 212.

††) Schulen namentlich in Konſtantinopel werden oft erwähnt. vgl. Malalas. p. 474.

†††) Glycas. p. 527.

Verſchnittener konnte nicht einmal den Namen Ματθαῖος richtig leſen, ſondern ſprach Ματθαΐος, und als ein Nebenſtehender bemerkte: μὴ διαίρει τὴν αι δίφθογγον, antwortete der Hoheprieſter ganz unſchuldig, daß ihm alle δίφθογγα und τρίφθογγα von Herzen zuwider ſeien. Ein anderes Kirchenhaupt*) wurde um ſeine Stelle geprellt, blos weil er, um ſeine Fähigkeiten zu beweiſen, ſeine Namensunterſchrift von ſich gegeben hatte. Gegen Ende dieſes Jahrhunderts tritt der dem Theophanes ſo wohl bekannte Franke, unſer Karl der Große auf, beginnt ſeine Verbindungen mit Eirene und Griechenland; allein wer mag hier an ächtes Griechenthum auch nur von ferne glauben? Dieſe Verbindung wurde unter den Ottonen enger, und wie ächt das Griechenthum jener Zeit war, zeigt das Titelweſen, die verderbte Kirchenſprache und eine Menge ſonſtiger Dinge, die mit den Chroniken der ſogenannten vier Reiche jetzt nach Abendland einwanderten.

Nach hergeſtelltem Frieden der Kirche unter Eirene im neunten Jahrhundert

kamen zuweilen beſſere Tage für die Sprache der Gelehrſamkeit, leider aber nicht für die Volksſprache noch weniger für das Land. Um letzteres zuerſt zu nehmen, ſo drang der Araber ſchon nach dem Tode Karls des Großen**) auf den griechiſchen Meeren vor, unterwarf ſich Kreta, wie gleichmäßig die mauriſchen Geſchichtſchreiber***) berichten, und der Ἀρμεμούμνης und das ſchreckliche ἀλὰ ἀλὰ οὐὰ κουβὰρ ἀλὰ werden leider zu bekannt. Zwar prägt man die Münzen****) noch mit lateiniſchen Buchſtaben; allein das lateiniſche Erbe ſchrumpfte immer mehr ein, und war ſchon damals dem Grabe nah. Dagegen wuchs der Bildungstrieb, und einige Herrſcher nahmen ſich der faſt untergegangenen Wiſſenſchaft an, beſonders ſeit nach ſo vielen wüſten Soldatenkaiſern Baſilios der Makedoner Stammvater eines gelehrten Hauſes ward. Schon Theophilos lag gerne gelehrten Beſchäftigungen*****) ob, unter ihm giebt's manche †) Jambenmacher, ja der Kaiſer ſelbſt war ein ††) Kirchendichter und φιλολόγος †††) und zog, wo es mit dem Verſtändniſſe nicht fort wollte, den gelehrten Methodios ††††) zu Rath. Bardas der Mitregent des dritten Michael ſetzte ebenfalls ſeinen Ruhm in die Beſchützung der Wiſſenſchaften und Schulen, und deſſen Bemühungen förderte der Kaiſer und Schriftſteller Leon der Weiſe, Vater des purpurgebornen Konſtantinos. Wie der Zuſammenhang der Zeiten lehrt,

---

*) ibid. vgl. über Theophylaktos des Romanos Sohn, der (p. 562) ſtatt aller Gelehrſamkeit blos zweitauſend Pferde hielt. Wie es unter den Komnenen ſtand, ſehe man an Euſtratios p. 613.

**) Cedren. tom. II. p. 91 ff. Theophan. continuat. p. 73 sq. 758. 789. Constantin. Manass. 5653. sq.

***) S. Conde Geſchichte der Herrſchaft der Mauren in Spanien, überſetzt von Rutſchmann. Bd. I. S. 253.

****) Cedren. II. p. 414 et Not.

*****) Constantin. Manass. 4933. Theophan. continuat. p. 644 sq.

†) Cedren. II. p. 115. 116. 117.

††) μελῳδός ibid. p. 117.

†††) Glycas. p. 538. Auch Methodios ſchrieb (ibid) Trimeter, und das Jambenmachen ſcheint eine Krankheit der damaligen Zeit. Auch Kaiſer Michael machte ihrer, obgleich Pſellos (ibid p. 615) ihn deshalb verſpottete.

††††) Glycas p. 538.

ahmten dieſe Kaiſer die kunſtſinnigen Kalifen des Morgenlandes nach, ſo wie ſie auch mit den ſpaniſchen Mauren in Verbindung ſtanden, und an Abderahman Anaſir *) nach Kordova Geſandte ſchickten. Trotz aller dieſer Bemühungen aber blieb die gelehrte Sprache, wie ſie war, eine todte, und in jedem Zuge verrathen ſich die Schriftſteller als Neugriechen z. B. ein Malalas, den Bentlei mit Recht nicht der Verbeſſerung werth achtete, oder ein Patriarch Nikephoros, der die Volksſprache und den Verfall der gelehrten Sprache **) deutlich darthut, oder endlich das Gelehrtenlicht dieſes Jahrhunderts der berühmte Photios. Später werden wir dieſen für die Alterthumsforſcher merkwürdigen Mann beſprechen, der Protoſpatharios (Leibwachenobriſt), Protaſekretis (Geheimſchreiber), Patriarch, Feind des Papſtes, Befeſtiger des Zwieſpaltes zwiſchen der morgen- und abendländiſchen Kirche, Lehrer des Kaiſers, dazu ein ausgemachter Höfling der niederträchtigſten Art, kurz ein unheilvoller Menſch war. Wie man ihn aber, da in ihm ſelbſt überall die Beweiſe des Gegentheiles liegen, zu einem unwiderlegſichen Zeugen ***) für altes Griechenthum machen konnte, iſt kaum begreiflich; denn er iſt es eben ſo wenig, als ſeine Βεκλαί dem Sophokles angehören, oder als φόλλις, Μάννα, νινία, κύρα, Μανναύρα, σουλδάνος, φόρον, u. ſ. w. perikleiſche Ausdrücke ſind. Auch iſt er von den vielen Schriftſtellern, die ihn und gewöhnlich nicht mit der freundlichſten Bezeichnung anführen, nicht dafür anerkannt worden, und wie konnte er's, da ſeine Bemühungen dahin gingen, wieder gut zu machen, was die wüſten Vorfahren z. B. ein Michael der Amorier ****) ſchlimm gemacht hatten, auf einen Theognoſtos den Forſcher über Rechtſchreibung *****) und andere Anzeichen nicht zu achten? Nur Eines wollen wir noch erwähnen, daß in dieſer Zeit die neugriechiſche Ausſprache vollkommen ausgebildet war. Beweis dafür iſt der Ueberſetzer des Theophanes Anaſtaſius der Kirchengeſchichtſchreiber, der um 879 lebte und gewiß die Worte wiedergab, wie er ſie von den Griechen ſeiner Zeit hörte. Ohne auf ſeine Vorrede ad Ioannem Diaconem und ſeine Entſchuldigung wegen inscitiam et sermonis angustiam viel Gewicht †) zu legen, betrachte man nur die Faſſung des Ganzen, und aus stratigon, letanias, Heracliam, cimilia (κειμήλια), tragoidia, Vulgares ſt. Bulgares, Agapitus, lipsana, synclitum ††) u. ſ. w. tönt der Neugrieche ſo klar hervor, daß wir kein weiteres Wort zu verlieren brauchen.

Die gelehrte Richtung zur Wiederauffriſchung alter Bildung, welche Bardas und Leon der Weiſe angeregt hatten, ſetzte Leon's Sohn Konſtantinos der Purpurgeborne im

zehnten Jahrhundert

---

*) Conde I. S. 437.

**) Niceph. Patriarch. p. 58. ἡ τῶν λόγων ἠφανίζετο παίδευσις.

***) Was der ſcharfſichtige Paul Courier (Pamphlets polit. p. 360 Brüſſeler Ausgabe) von ihm ſagt, gilt durchgängig.

****) Theophan. continuat. p. 49. τὴν ἑλληνικὴν παίδευσιν διαπτύων, καὶ — καταφρονῶν ὡς μηδὲ τοὺς νέους παιδοτριβεῖσθαί που συγχωρεῖν.

*****) Theophan. continuat. p. 82.

†) Daß bei ihm Keiner an einen ächten Lateiner denkt, verſteht ſich von ſelbſt, und dennoch fieng das Lateiniſche an zu blühen, als das Griechiſche ſchon Jahrhunderte verwelkt war. Zudem iſt Anaſtaſios ein Zeitgenoſſe des Photios.

††) Anastas. hist. eccl. p. 61. 65. 69 71. 83. 88. 101. 104. 170. (von der Wolga genannt p. 407.)

fort und zwar in dem größten Maaßſtabe, ja wir können ſagen, daß wir einen großen Theil des geretteten Alterthums ſeinen Bemühungen verdanken. Ein Freund und Gönner jeder Art Gelehrſamkeit aus der guten Griechenzeit verſäumte er ſeine Kaiſerpflichten, um Wiſſenſchaft und Kunſt zu heben, und darum ſind alle Spätern nicht nur ſeines Lobes voll, ſondern es offenbart ſich auch in mehreren Schriftſtellern ein wirklich beſſerer Geiſt. Er ſuchte und belohnte die trefflichſten Lehrer, ſtellte kundige Gelehrte freigebig *) an, übertraf alle ſeine Vorgänger **) an Kenntniß des Griechenthums, ſchrieb ſelbſt viele Schriften, vorzüglich aber ſchleppte er aus aller Welt und aus jeder Wiſſenſchaft Bücher zuſammen, und ließ daraus die berühmten Auszüge machen, zumal die klaſſiſchen ſchönen Stellen. Dieſe Auszüge waren nach Fächern geordnet, und deren ***) gab es dreiundfünfzig. Das ſiebenundzwanzigſte Gefach περὶ πρεσβέων Ῥωμαίων (d. i. von Alt- und Neurom) πρὸς ἐθνικοὺς hat uns den Dexippos, Polybios und ſonſtige Bruchſtücke gerettet. Das erſte Gefach hieß περὶ βασιλέων ἀναγορεύσεως. Wie dieſe Sachen geordnet waren, wirft ein gutes Licht auf unſere Anthologie, jedoch nicht das beſte auf die Sammlung; denn Heiden und Chriſten der verſchiedenſten Zeiten ****), Petros πατρίκιος καὶ μάγιστρος, Mönch Georgios, Menandros Protektor, Theophylaktos Simokatta und Andere waren dort mit Dionyſios dem Halikarnaſſer, Polybios, Dion, Appianos u. ſ. w. zuſammengewürfelt. Auch die Anthologie verdanken wir wahrſcheinlich demſelben Kaiſer; denn unter ſeinem Hofgeſinde finden wir den Namen des Staatsmannes *****) und πρωτοπαπᾶ τοῦ παλατίου Κωνσταντίνου τοῦ Κεφαλᾶ λεγομένου, und es iſt kaum ein Zweifel, daß dieſer der Sammler unſerer Anthologie iſt. Weshalb aber ſammelten der Purpurgeborne und ſeine Helfer? Zur Nachahmung, Anfeurung, weil das Griechiſche nicht mehr lebendig, ſondern todt war. Die gelehrte Neigung ahmte eifrig dies kaiſerliche Vorbild nach, das gelehrte Alterthum lebte wieder auf, und es erklären ſich nun eine Menge Meinungen, die in einer lebendigen Sprache Räthſel oder Unſinn ſind. Da nämlich die Gelehrſamkeit um ſo eifriger betrieben ward, je mehr ſie todt ward, ſo wurden Sprachlehren, Erläuterungen über Betonung, Rechtſchreibung, Erklärungen der Schriftſteller, Wörterbücher und dergleichen nöthiger und wirklich häufiger. Man ſehe nur den Heſychios und Suidas mit ihrem Vorrathe von Muſterleſen aus allen Zeiten an, und man wird in ihnen nicht nur die guten Chriſten und Neugriechen, ſondern auch die Sammelweiſe dieſes Jahrhunderts erkennen. Ueberhaupt wird das Sammeln jetzt Mode, und wie Oreibaſios ſchon unter Julianos ärztliche, Pappos ſchon mathematiſche Sammlungen gemacht hatte, wie noch jüngſt Stephanos die ἐθνικά und Photios in ſeiner Bücherei über Werth, Sprachreinheit und Brauchbarkeit die Schriftſtellerwelt von den älteſten bis auf ſeine Tage zuſammengeſtellt hatte, ſo ſammelten auch die Ergänzer des Joannes Stobaios, brave Mönche, Reden, Dank-, Sitten- und Lehrſprüche in den ἐκλογαῖς Φυσικαῖς καὶ ἠθικαῖς, Simeon Metaphraſtes die Leben der Heiligen, Joannes Georgides (wahrſcheinlich um dieſelbe Zeit) die

*) S. Theophan. continuat. p. 446.

**) ibid. p. 447. ὡς ἄλλος οὐδεὶς τῶν βεβασιλευκότων vgl. Glycas p. 561. τὰς γὰρ ἐπιστήμας κ. τ. λ. Ephraem. 2718.

***) S. Dexipp. Eunap. etc. ed. Niebuhr p. 4. 5.

****) ibid. p. 5. 6.

*****) Theophan. continuat p. 388. sq. vgl. Georg. Monach. 881.

Gnomen u. ſ. w. Wer aber aus den Sammlungen zur Zeit des Purpurgebornen ſchließen wollte, er ſei ſelbſt ein guter Grieche geweſen, den können ſeine Werke eines Beſſern belehren, die von allerlei Fremdartigem ſtrotzen, und mit Bulgaren, Türken, Arabern, Ruſſen, Petſchenegen, Slaven u. ſ. w. aus Noth bekannter ſind als mit den alten Hellenen. Zugleich iſt er auch der unwiderleglichſte Beweis, wie die Volksſprache im Lateiniſchen noch feſthaftete, und aus dem Kreiſe nicht heraus konnte, in welchen der Stadtgründer Konſtantinos ſie gebannt hatte. An Altgriechiſch oder gar Attiſch iſt aber gar nicht zu denken, da Athen ſelbſt ein Verbannungsort *) durch die Saracenen und Chaſe **) in dem erbärmlichſten Zuſtande war. Zugleich, um alle Gedanken an alte Griechen zu verſcheuchen, erinnern wir daran, daß Romanos Throngenoſſe des jugendlichen Konſtantinos mit Frankreich und ſeinem Könige in Verbindung trat und ein Ehebündniß ***) ſuchte, ſo wie gegen den Schluß deſſelben Jahrhunderts Deutſchland und die ſächſiſchen Kaiſer mit Konſtantinopel in nähere Verbindung traten. Otto der Zweite vermählte ſich mit Theophania Tochter des Joannes Tzimiskes, und war des Griechiſchen eben ſo kundig ****) als des Lateiniſchen, und keiner wird bei ihm an Altgriechiſch denken, wenn auch nicht Luitprand der Geſandte an Nikephoros Phokas im ſelben Jahrhundert ſeine Geſandtſchaft *****) beſchrieben, und die Griechen launig als Neugriechen geſchildert hätte. Eben ſo wenig dachten die würdigen Männer, die †) in jenen Tagen in Frankreich und Deutſchland das Griechiſche wieder zu beleben ſuchten, an Altgriechen, ſondern hielten dieſe ſo gut wie wir für längſt begraben. Doch wozu lange Unterſuchungen? Konſtantinos Porphyrogenitos, wie wir bei ihm ſehen werden, kennt eine beſondere Volksſprache, trennt πολῖται und δῆμοι, die κοινὴ συνήθεια und die gelehrte Sprache, und Ἑλληνιστὶ und Ῥωμαϊστὶ werden wohl von ihm unterſchieden. Daſſelbe Ergebniß der beſtehenden Volksſprache liefern Leon Diakonos, die Fortſetzer des Theophanes und Andere, wovon an ihrer Stelle. Ja daß das Neugriechiſche auch in der Dichtung ſchon bei den Gelehrten ſich aufdrang und überwiegend ward, werden wir bei Leon Diakonos und den Jamben jener Zeit ſehen, die ſchon vom Accente erdrückt ſind. Auch kündet ſich die neue Zeit ſchon darin, daß Griechenland ſchon ſeine alten Namen verliert, Sparta Maina heißt und andere Orte ebenfalls nach dem Leben umgetauft ſind. Außerdem treten auch in dieſem Jahrhundert eine Menge wilder Stämme mit den Griechen in Berührung, namentlich die Ruſſen, welche ††) ſchon ſtarken Handel mit Konſtantinopel trieben, und die Venetianer, die ſpäter in der Hauptſtadt den Herrn ſpielten und ſelbſt auf die Sprache keinen geringen

---

*) Theophan. continuat. p. 356.

**) ibid. p. 723. 880.

***) ibid. p. 917.

****) Lehmann Speier. Chronik. S. 396. 397.

*****) Unter vielen Denkwürdigkeiten, welche dieſe Geſandtſchaft (ſ. Anhang zu Leo Diacon.) darbietet, iſt merkenswerth, daß das lateiniſche Sprachelement ziemlich verdrängt ſcheint (p. 365. quia *linguam* ct. mutastis); denn βασιλεὺς und ῥὴξ wurde nicht mehr verſtanden, daher der unfruchtbare Streit über Graecorum et non Romanorum Imperator. Die Griechen nannten ſich nämlich Ῥωμαῖοι und ihr Land Ῥωμανία d. h. Rumili.

†) Ueber die wiſſenſchaftlichen Männer und Beſtrebungen zur Zeit der Ottonen, denen das Griechiſche keineswegs fremd war, ſ. Hock Gerbert oder Pabſt Sylveſter II.

††) Luitprand p. 355.

Einfluß übten. Endlich ſcheint es auch, daß der griechiſche Urſtoff der Landesſprache um dieſe Zeit ziemlich den Sieg über das Lateiniſche davon getragen. Wenigſtens deuten wir dahin die pauperes latinae linguae, denen Luitprand *) Almoſen gab.

Mit Nikephoros Phokoas, dem letzten wenn auch rohen Manne des Jahrhunderts, der in Syrien einigen Ruhm erfocht, auch Kreta wieder **) gewann, und ***) mit allerlei Geſindel wieder bevölkerte, verlor ſich wieder die gelehrte Richtung und die frühere Bildung in den Wirren des Reiches und des Thrones. Kein Kaiſer von geiſtiger Bedeutung iſt im

eilften Jahrhundert

zu nennen. Sieht man aber auf die Schriftſteller, ſo ſchreiben dieſe ihr gelehrtes Griechiſch in mönchiſcher Weiſe fort, vermiſcht, ſo zu ſagen, mit dem Ausſatze aller Völker griechiſcher Bekanntſchaft. Wie ſie ſich auch drehen und wenden, die Sprache des Lebens dringt überall durch und entſchlüpft ihnen wider Willen. Solcher Art iſt der Κὺρ Kedrenos nebſt Andern. Allein wozu lange Unterſuchungen, da die neugriechiſche Volksſprache und der politiſche Vers mit dieſem Jahrhundert nach Fauriel feſt ſteht, und gegen Ende dieſes Jahrhunderts die Kreuzzüge eintreten, in denen Griechenland näher bekannt wurde. Die Kreuzzüge und altes Griechenthum! Wer könnte ſolche Gedanken vereinen?

Werfen wir nun einen kurzen Ueberblick auf unſern Stoff, ſo iſt das chriſtliche Griechenland oder vielmehr ſein Verſchlinger Konſtantinopel durchaus ein verwandeltes Land und Volk, was mit altem Griechenthum wenig zu ſchaffen hat, ſich Römer nennt, und deſſen Beſtandtheile aus den verſchiedenſten Völkerſchaften und Zungen zuſammengeſetzt ſind. Während nun dieſer Völkerwirrwar allmählig zu einer neuen Volksſprache ſich weiter bildete, ſtarb die Gelehrſamkeit, in der Religion wurzelnd, nie aus, und Kenntniß des Altgriechenthums blieb höchſtes Lob, wie Unwiſſenheit darin bitterſter Vorwurf. Zu beiderſeitigem Schaden trennten ſich Volk und Bildung, jenes vorwärts, dieſe rückwärts ſchauend, und kamen je länger immer mehr auseinander. Wo die Führer der Bildung außer dem Volke ſtehen, werden die ſchlimmen Folgen nicht ausbleiben, und die Kreuzfahrer hatten Recht, wenn ſie, wie Niketas der Choniate erzählt, das unnütze Schreibervolk mit ſeinen Schreibröhren und Dintenfäſſern verſpotteten. Volksnatur aber iſt eine zähe, läßt ſich wohl hemmen, aber nicht tödten, und ſo gieng das Leben ſeinen eigenen Gang trotz der Gelehrſamkeit, bis Volksſprache und Volksgeiſt zum Durchbruche kamen. Leider hielten es die Gelehrten auf ihrer Thaborhöhe nicht der Mühe werth, dieſe Erſcheinung zu beachten; aber da Niemand dem Leben und der Zeitentwicklung ſich entziehen kann, ſo wurden ſie in Beide hineingenöthigt. Gelehrſamkeit in einer todten Sprache will die Vergangenheit feſthalten, und hält am Geſetze der Unabänderlichkeit; Volksleben und Volksſprache, gleichviel wie beſchaffen, ſind Gegenwart und müſſen fortſchreiten, ſich bewegen, ſich entwickeln. Das Verkennen gerade dieſer Wahrheit hat auch unſere Gelehrſamkeit verwirrt und in die Irre geführt, und man glaubt an lebendiges Griechenthum, wo nur vom todten die Rede ſein kann. Fauriel ****) nimmt ſchon im zweiten Jahrhundert n. C. die Sonderung der Volks- und gelehrten

*) p. 363.

**) Constant. Manass. 5653. sq.

***) Leo Diacon. etc.

****) Griechiſche Volkslieder überſetzt von Müller S. XIII. vgl. LXIX.

Sprache wahr, Korai ſchon im vierten Jahrhundert das Neugriechiſche, und wahrlich wir haben nichts dagegen, da Polybios*) und die Weltgeſchichte überhaupt uns das Ableben von Sprachen in geringern Zeitläufen bewahrheitet. Jedoch von allen frühern Ergebniſſen abgeſehen, ſo mußte mit Konſtantinos ſich eine neue Sprache bilden; denn zwei Welttheile, Morgen- und Abendland, Lateiner- und Griechenwelt mit ihren verſchiedenen Zungen wurden gewaltſam ineinander verſchmolzen, mußten ſich ausgleichen, annehmen und aufopfern. Während nun Hof und Gelehrten die alte Sprache beibehielten, bildete das Volk der Hauptſtadt, die für Alle maaßgebend war, ſich einen eigenen Miſchmaſch, ja hatte ihn im eilften Jahrhundert ſo ausgebildet, daß es ſeine eigene Volksdichtung und Volkslieder beſaß, die mit der Sprache der Gelehrten durchaus nichts zu ſchaffen hatte. Leider iſt dieſes Ringen keimender Volkskraft nicht der Beachtung würdig befunden worden, und ſicher würde der byzantiniſche Geiſt ſich anders entwickelt haben, wenn die Leiter der Bildung ſtatt der todten die lebendige Sprache gefördert hätten. Mit dem eilften Jahrhundert aber hat dieſes Ringen urkundlich ſein Ziel erreicht, und das Neugriechiſche oder mit andern Worten der politiſche Vers iſt durchgedrungen, und zwar ſo, daß er ſogar die Gelehrſamkeit theilweiſe überwältigt und zwingt, in den Volkston mit einzuſtimmen. Anna Komnena nämlich die Kaiſerstochter ποικίλης σοφίας λέγω δὴ τῆς θυραίας καὶ τῆς αὐλαίας **) kundig berichtet mit deutlichen Worten von einem ***) Volksliedchen, das auf ihren Vater gedichtet wurde, und giebt dabei ein neugriechiſches Sprachpröbchen, das leider kurz iſt, aber hinlänglich die feſtſtehende Volksſprache außer Zweifel ſetzt. Auch ein anderes Volkslied auf die beſiegten Skythen****) wird von ihr erwähnt, leider aber in die Sprache der vorchriſtlichen Zeit zurückverdreht. Natürlich hat dieſe Sprache mit dem Komnenen Alexios 1081 nicht ſeinen Anfang genommen, ſondern gewiß Jahrhunderte gebraucht, um zu dieſer Entwickelung im Volksliede zu gelangen; denn alle Sprachveränderungen geſchehen allmählig, und ſo könnten wir die vollkommene Entwickelung des Neugriechiſchen wenigſtens ins neunte Jahrhundert verſetzen, wenn wir auch keine andere Spur der Sprachänderung beſäßen. Dieſe Thatſache ſteht ſo feſt, als der neugriechiſche Brief in den altgriechiſchen Geſchichten des Kantakuzenos, und bedeutſam genug knüpft ſich an's Volkslied die neue Volksbildung, deren Anfang wie Ende überall nur Dichtung iſt, oder an den politiſchen Vers, in welchem bei dem ſpäter eintretenden Stillſtande vertürkenden Griechenthums noch heutiges Tages viele neugriechiſchen Volkslieder geſchrieben ſind, ſo daß er alſo als der letzte Trieb des Volkslebens betrachtet werden kann, der ſich durch Ueberlieferung in das neue Leben der Befreiung gerettet hat.

Was iſt aber der politiſche Vers? Er iſt*****) der Vers für das ſchon zur Komnenenzeit

---

*) III. 22. τηλικαύτη γὰρ ἡ διαφορὰ κ. τ. λ. vgl. die unſerm Stoffe verwandte Abhandlung von Ferdinand Winkelmann in Seebode's neuen Jahrbüchern 1833. Supplem. II. Heft. 4. S. 495.

**) Anna Comnen. p. 9.

***) ibid. p. 98.

****) ibid. p. 406.

*****) ſ. Georg. Pisid. ed. Bekker p. XXXIX. praefat. vgl. Heinrichſen über die ſogenannten politiſchen Verſe überſetzt von Friedrichſen (Leipzig. 1839). Struve über den politiſchen Vers der Mittelgriechen. Lechner Βατραχομυομαχία μεταφρασμένη εἰς ῥωμαϊκὴν γλῶσσαν, der auch S. 35 Heilmaier erwähnt u. ſ. w.

althergebrachte Volkslied der Polis d. h. der Hauptſtadt Konſtantinopel, des Mittelpunktes neugriechiſchen Volkslebens. Wie iſt die Sprache dieſes Verſes? Entweder neugriechiſch, oder, wo die gelehrte Sprache beibehalten wird, iſt er an das Geſetz der neugriechiſchen Sprechweiſe gebunden, welche die alte Wurzelbetonung verloren, die neue Accentbetonung dafür eingetauſcht hatte. Statt alſo den Accent zum Beweiſe für altgriechiſche Ausſprache zu gebrauchen, iſt er vielmehr ein Beweis des Gegentheils, daß die neugriechiſche Sprache und Ausſprache ſich ſchon gebildet hatten. In dieſer neugriechiſchen Sprache wurden die Byzantiner, ihre Schriftſteller und Geiſtlichen erzogen, und wenn ſie nun das Altgriechiſche mit ſcheinbar gleicher Schrift in gelehrten Schulen erlernten, was Wunder dann, wenn ſie auch das Altgriechiſche auf neugriechiſche Weiſe ſprachen? Sie konnten ja nicht anders, ſo wie ja auch Engländer und Franzoſen das Lateiniſche nach ihrer Zungenlage gurgeln oder radebrechen. Von einer andern Seite kann man auch kühn behaupten, wo der politiſche Vers vorkommt, da iſt die Volksſprache der Polis oder das Neugriechiſche. Gegen das Volksthum aber wehrt ſich die Gelehrſamkeit immer vergebens, und wird ſtets mehr oder minder davon annehmen und ſich anſchließen müſſen. Daß mit, ja vor der Komnenenzeit die Gelehrſamkeit dieſe Nothwendigkeit ſchon fühlte, und ſich an die Volksſprache, die ſchon einen Schatz von Liedern, Mährchen, Romanen bis zum Eteokritos*) beſaß, anſchloß, beweiſen eine große Menge kleiner Thatſachen. Neigt ſchon der Peiſider Georgios offenbar zum politiſchen Verſe, ſo dichten Konſtantinos Manaſſes, Pſellos und ſo Viele, wie redliche Klephten, und wer das Maas ſich eingeprägt, z. B.**)

καὶ πλοῦτον τὸν βασιλειον Ἀλάριχος λαμβάνει
καὶ Πλακιδίαν ἀδελφὴν οὖσαν τοῦ βασιλέως u. ſ. w.

wird auch trotz der beibehaltenen Gelehrtenſprache über den Neugriechen keinen Augenblick in Zweifel ſein. Auch zum gelehrten Unterrichte wurde im eilften Jahrhundert das Neugriechiſche ſchon gebraucht; denn wie das Mittelalter die lateiniſchen Sprachregeln***) in Sechsmaaße kleidete, ſo ſchrieb auch der jüngere Pſellos ein politiſches Gedicht *περὶ ὀνομάτων*. Auch Alexios der Komnene ſelbſt verfaßte politiſche Verſe, obgleich Iſaak der Komnene noch homeriſche Scholien ſchrieb, und der geblendete Diogenes****) ſich noch die Alten vorleſen ließ. Aus derſelben Kaiſerzeit, die mit den Kantakuzenen und Palaiologen mehr um Schriftſtellerei als um das Reich ſich kümmerte, findet ſich auch bei Boiſſonade im vierten Bande der Anekdota ein *λεξικὸν σχεδογραφικόν*; jedoch wozu langes Gerede? Der gelehrt thuende Alexios und Sammler einer geiſtlichen Rüſtkammer*****) iſt ſo ſicher ein Neugrieche als der Mönch und Volksmann Theodoros zubenannt der Bettler- (Ptocho) Prodromos unter dem Komnenen Michael

*) Fauriel Volkslieder S. XIV. ff. vgl. Iken Leukothea Th. I. S. 173 ff.

**) Constant. Manass.

***) z. B. Quae maribus solum tribuuntur, mascula sunto —
Foemineum dices, quae foemina sola reposcit.
Tolle me, mu, mis, si declinare domum vis etc.

****) Anna Comnena p. 460.

*****) Ueber den Stand der Gelehrſamkeit vor und unter Alexios ſ. Anna Comnena I. p. 257 sq.; über die *ἱερὰ ὁπλοθήκη* Pachymer. Vol. II. p. 109. 742.

oder gar Tzetzes, Euſtathios u. ſ. w. — Wer etwas ſtarr- und hartgläubig ſich an dieſen Gedanken nicht gewöhnen kann, bedenke nur, daß unter demſelben Komnenen Gottfried von Bouillon nach dem heiligen Lande zieht, und die Kreuzzüge eintreten, bei denen gewiß jede Vorſtellung von altem Griechenthume ſich wunderlich ausnimmt. Jedoch nach Fauriel, der im eilften Jahrhundert das Neugriechiſche als ſchriftlich ausgebildete Volksſprache dargethan hat, entſchlagen wir uns weiterer Beweiſe und berühren des vollen Ueberblickes wegen nur noch kurz die folgenden Zeiten von

Anna Komnena bis zur Gasmulenſprache und der türkiſchen Eroberung der Hauptſtadt.

Das Ergebniß liegt ſchon klar vor Augen. Schrieb man vor wie nach Altgriechiſch, oft ziemlich rein fort, ſo ſind doch alle ſpätern Schriftſteller Neugriechen, und die Kritik thäte wohl daran, bei dem Erzbiſchofe Euſtathios, dem Sprachlehrer Moſchopulos und ähnlichen Geiſtern dies nie zu vergeſſen, zumal ſie ſelbſt und meiſt ſo eindringlich*) daran erinnern, wenn man ſie nämlich weniger nachſchlägt, als ganz lieſt. So wenig ein Matthaios Blaſtares περὶ τῶν ὀφφικίων τοῦ παλατίου τῆς Κωνσταντινουπόλεως mit Altathen, eben ſo wenig haben dieſe mit Althellas zu ſchaffen. Und was können ſie beweiſen? Höchſtens daß ſie dieſer oder jener Meinung ſind, die nicht mehr Werth hat, als wenn unſere Zeit in denſelben Dingen dieſer oder jener Meinung iſt. Ja wir behaupten kühn, daß der Neugrieche in ſeiner beſchränkten Weltanſicht befangen dem vorurtheilsfreien Blicke neuerer Zeit keineswegs vorzuziehen ſei, vielmehr das Gegentheil oft eintreten möchte. Keinen geiſtigen Vortheil hat der Neugrieche über uns, und wie dem Deutſchen und Franzoſen ſein geſtorbenes Altgermaniſch und Altgalliſch wenig fruchtet, eben ſo wenig fruchtet dem Neugriechen ſeine vor der chriſtlichen Zeit ſchon abzehrende Sprache. Dagegen hat er eine Menge Nachtheile und ſinkenden Geſchlechtern eigenthümliche Vorurtheile, die uns Fremdlinge nicht hemmen, noch unſer Forſchen trüben. Wie dieſe Vorurtheile beſchaffen waren, lehrt uns grade dieſe Zeit der Komnenen und der Kreuzzüge; denn das Abendland trat jetzt mit Griechenland in die engſten Berührungen, die ſchon ſeit dem großen Karl und den Ottonen ſogar mit Deutſchland eingeleitet waren. Kaiſer Lothars und ſeines Geſandten Biſchofes Anſelm von Havelberg**) nicht zu erwähnen, ſo traten von Weſten Venedig, Genua, Amalfi und die Katelanen bald als Handels- und ſonſtige Herrn in Konſtantinopel auf, von Oſten aber drängten Boemund und andere Franken des heiligen Landes das Reich des νωβελίσσιμος und μέγας δομέστικος***) d. h. des liſtigen Komnenen. So ziemlich genau iſt das Griechenland damaliger Tage bekannt. Aber was iſt es für ein Griechenland? Geiſtig, wie Anna Komnena ſelbſt beſchreibt, ein ſtille ſtehender Sumpf mit

*) Z. B. bei Euſtathios brauchte man nur die Eroberung von Theſſalonike zu leſen oder ad Il. (p. 11. ed. Rom.) οἱ δημοτικοὶ στίχοι, . . ἄρτι δὲ πολιτικοὶ ὀνομαζόμενοι, oder wo er von den Seldſchucken ſpricht (vgl. Il. II. 876. βαρβαρικώτερον τζελύμους κ. τ. λ), oder wo er (in Dionys. Per. 858) bei Πισίδαι nicht weiß, ob πι entſtanden aus Πεισίδαι lang oder kurz iſt, obgleich ſonſt die Scholiaſten häufig genug hinzuſetzen: γράφεται διὰ τοῦ διφθόγγου ει u. ſ. w. — Von Tzetzes, der die neugriechiſche Barbarität ſeines Namens fühlte und (ſ. Rhein. Muſeum 1836 Heft II. S. 232) änderte, Moſchopulos u. ſ. w. wird bei den Scholiaſten die Rede ſein.

**) v. Raumer Geſch. der Hohenſt. I. S. 380.

***) ſ. Glycas. p. 617 bis 622.

faulenzender liederlicher Jugend, zankenden Mönchen, wenigen Strebenden, indeß im Abendlande Kunſt, Wiſſen, Freiheit, Bürgerthum, Handel, Gewerbe, ja bald auch Hochſchulen wie zu Salerno und Neapel ſich kräftig entwickelten; leiblich aber war es nur ein trauriges Ueberbleibſel der Vorzeit, das die Seldſchucken und Kilidſch Arslan aufgezehrt hätten, wenn nicht die erſten Kreuzfahrer bei Nikaia rettend dazwiſchen getreten wären. Jede Spur der alten Vorzeit war verloren, ſogar bis auf die Namen, und obgleich die Gelehrſamkeit noch den ſcheinbar alterthümlichen Rock trug, ſo war doch die Welt eine andere geworden, und Kerkyra hatte ſich in Koryphus, Epeiros in Albanien, Sparta's Stadt, Land und Bewohner in Miſithra, Maina und Tzakone, der Peloponneſos in Morea, Kreta in Kandia, Leukas in St. Maura, Lemnos in Stalimene, Zakynthos in Zante, Epidauros in Malvaſia, der Pindos in Agrapha, Pylos in Navarino, der Athos in Hagionoros u. ſ. w. verwandelt. Schon die Nennung dieſer Namen reicht hin, um alle gelehrten Träume von altem Griechenthum in dieſer Zeit niederzuſchlagen. Neugriechenthum war da, und nichts als Neugriechenthum und zwar genau ſo, wie es bis zu den Befreiungsjahren in unſerer Zeit fortgedauert hat.

Viertehalb Jahrhunderte ſind's von dem erſten Komnenen bis zur Unterjochung Konſtantinopels durch die Türken, eine Kette trübſeliger Zeiten, in denen ſelbſt der beſchränkteſte Grieche ahnte, daß es mit dem Reiche zu Ende gehe. Die Geſchichtbücher der Zeit ſind voll dieſes allgemeinen Volksgefühles, und nicht leicht giebt es auch eine traurigere Landesgeſchichte, als die Konſtantinopels, das vom vorletzten Komnenen bis auf den türkiſchen Eroberer einen fortwährenden Todeskampf kämpfte. Ueberhochmütig auf ſeine alte von Rom ererbte Weltherrſchaft und dennoch bis auf faſt Nichts gebracht; von Genueſen, Venetianern, Piſanern in ſeinen eigenen Ringmauern verhöhnt und dennoch im Gefühle ſeiner Wehrloſigkeit und Schwäche ihren Schutz ſuchend; in Oſten, Norden und Weſten von feindlichen Stämmen immer umlagert, und ſie nie bekämpfend als durch Beſchwichtigungen von Geld, Heirathen oder Söldnerannahme; im Süden des eigentlichen Griechenlandes und der Inſeln beraubt, an ſeinen eigenen Küſten eben ſo wenig Herr als an den adriatiſchen und aſiatiſchen Geſtaden, faſt jedes Jahr nach Verluſten bezeichnend, führte es ein Scheinleben mit ſo engen Gränzen ſich begnügend, daß es kaum ein Theilchen des alten morgenländiſchen Römerreiches zu nennen iſt. Wo ſelbſteigene Kraft ſich nicht ſchirmen kann, ſucht kleinliche Liſt, das ſicherſte Kennzeichen der Schwäche ihr Daſein zu friſten, und aus den Zeiten der Kreuzzüge und den heiligen Fahrten des dritten Konrads und Friedrichs des Hohenſtaufen iſt griechiſche Liſt und Treue ein hinlänglich bekanntes Sprüchwort in Abendland geworden. Wie ſehr man aber gegen Abendland ſich abzuſchließen ſuchte, ſo äuſſerten dennoch die Kreuzzüge ihre gewaltigen Einflüſſe nicht blos auf die Sitte, indem ſie die Ritterſpiele und ähnliches Weſen nach Konſtantinopel brachten, ſondern auch auf die Sprache, wie ſpäter die Schriftſteller zeigen werden. Ueberhaupt konnte ſeit dem erſten Kreuzzuge und der ſteigenden Handelsmacht Venedigs Abendland und ſein Ritterthum nicht mehr abgewehrt werden; denn einerſeits mußte der Durchzug der Abendländer durch das Griechenreich dem Zwange geſtattet werden, und andererſeits hoffte die Staatsklugheit durch abendländiſche Waffen und Uneinigkeit das verlorne Aſien wieder zu gewinnen. Das Geſchlecht der Komnenen fällt mit dieſen Ereigniſſen zuſammen. An Erbärmlichkeit übertrafen ſich ſeine letzten Sproſſen. Andronikos wurde als der letzte Komnene vom Iſaak Angelos 1185 geſtürzt, und zehn Jahre ſpäter 1195 wurde Iſaak von ſeinem Bruder Alexios verdrängt und geblendet. Hier beginnt nun Abendland mit ſeinen offenbaren Eingriffen in das griechiſche Schickſal. Dem

jungen Alexios IV. gelang die Flucht nach Italien, das damals in ſchöner Blüthe ſich entwickelte und den Byzantinern um ſo bekannter war, als ſie bis auf Friedrich Rothbart ja bis auf Iſaak und deſſen Feldherrn Branas ſtets mit den Normannen zu ſchaffen hatten, mit Ankona und dem Papſte ſich zu ſchaffen machten, und die Handelsmacht von Venedig, Genua und Piſa aus eigenem Anſchauen kannten und im eigenen Meere fühlten. Der Flüchtling Alexios wurde von Innozenz III. aufgenommen, grade als Abendland und ſeine Fürſten mit dem zweiten hohenſtaufiſchen Friedrich, der aber diesmal die Kreuzfahrer allein ziehen ließ, ſich zu einem neuen Kreuzzuge rüſteten. Keine ſchicklichere Gelegenheit konnte ſich darbieten, zumal für das handelskluge Venedig, deſſen Flotte das Kreuzheer überſetzen ſollte. Alexios beſtach, bat, lud ein, Konſtantinopel zu erobern. Die Kreuzfahrer, oder, wie die Griechen ſagen, die Lateiner unternahmen den Zug im April 1203, nahmen Korfu im Vorbeigehen, legten die Fahrt nach dem Hellespont ſchnell zurück, und Konſtantinopel, ſchon früher von vielen tauſend Lateinern*) mit bewohnt, ward faſt ohne Kampf eine Beute des Kreuzheers. Am 19. Juli 1203 ward der neue Kaiſer gekrönt, aber er und ſein Vater Iſaak waren nur Spielzeug in den Händen der Sieger, deren Forderungen, wenn auch vertragsgemäßen, nicht genügt werden konnte, und durch Volksaufſtände fiel der Neugekrönte ſo wie auch Alexios Dukas wegen ſeiner zuſammengewachſenen Augenbrauen Murtzuflos genannt. Daß kein Abendländer hier an alte Griechen, altgriechiſches Weſen und Sprache auch nicht von ferne mehr dachte, bedarf keiner Erörterung. Für Neugriechen hielt man ſie, die weder in Wiſſenſchaft noch Kunſt mehr zählten, und dem damals geiſtig aufſtrebenden und lernbegierigen Weſtländer durchaus verächtlich**) waren. Die Lateiner machten auch nicht viel Federleſens, nahmen am 12. April 1204 die Hauptſtadt mit Gewalt, und verübten Gräuel, die Niketas der Choniate als Augenzeuge beſchreibt. Das griechiſche Reich ward ein Knecht der Lateiner, Graf Balduin von Flandern zum Kaiſer erwählt, ſeine Herrſchaft aber zum Voraus geſchwächt und geviertelt. Der Markgraf von Montferrat erhielt das neugebackene Königreich Theſſalonika, Venedig einen Theil der Hauptſtadt nebſt Kandia und ſonſtigen handelsbequemen Inſeln, die nie mehr an das Reich zurückkamen, und andere kleine Lateinerherrn theilten ſich in Argos, Sparta, Korinthos, Athen u. ſ. w. Schon jetzt war Griechenland unwiederbringlich hin, und wurde nie wieder hergeſtellt, obgleich ſpäter die Hauptſtadt nebſt Umgegend wiedergenommen ward. Die Griechen haben die hübſche Gewohnheit, welche auch ſpäter Andere befolgten, von dem Lateinerreiche nicht zu reden, als ob es durch dieſes Schweigen aus der Geſchichte herausgeſtrichen wäre; allein die Lateiner herrſchten einmal ſiebenundfünfzig Jahre und drei Monate in Konſtantinopel, bis am 25. Juli 1261 die Hauptſtadt wieder an die Griechen verloren gieng, und die auf Venedig eiferſüchtigen Genueſen***) die Palaiologen auf den Thron ſetzten. Von der lateiniſchen Herrſchaft, aber nicht Mitwohnerſchaft ward das ſogenannte Griechenland, d. h. die Hauptſtadt und ihr Umkreis befreit; denn das eigentliche Hellas verblieb den Fremden, ja ſelbſt Theſſalien zinſete noch den Montferraten. Erklärlich wäre es nun, wenn auch die Herrſchaft

*) Georg. Acropolit. p. 8 9. χιλιοστύες πολλαὶ κ. τ. λ.

**) merito vilissimi et abiecti a cunctis heißen Kaiſer und Volk mit Recht bei dem etwas jüngern Zeitgenoſſen (ſ. Raumer Geſch. der Hohenſt. III. S. 222), wenn es auch, wie in aller Barbarei, einzelne Denker und Wiſſer gab.

***) ſ. Depping histoire du commerce entre le Levant et l' Europe t. I. p. 116.

der Lateiner Spuren zurückgelaſſen hätte. Und in der That ſind die Spuren tief genug, ſo daß auch die Ungläubigſten ſich überzeugen können, wie Verfaſſung, Recht und Miſchung in kurzer Zeit einen unberechenbaren Einfluß auf die Sprache üben. Wie die alten Byzantiner unter Konſtantinos ſich den römiſchen Ankömmlingen hatten fügen und beimiſchen müſſen, eben ſo geſchah es jetzt unter den flandriſchen Herrn und den vielen mitgekommenen Landsleuten und Gäſten aus Abendland. Und wie voreinſt das Judenvolk in ſiebzig Jahren an den Wäſſern von Babylon die Sprache ſeiner Väter verlor, ſo entwickelte auch Konſtantinopel in faſt gleichem Zeitraume durch das Gemiſch der Lateiner mit den übrigen Bewohnern eine eigene Sprache, die man ſpottweiſe die

gasmuliſche Sprache

nannte, d. h. eine Miſch- oder Mauleſelſprache; denn μουλὸς bedeutet in der Sprache der Hauptſtadt *) einen Mauleſel. Mit Gasmulen bezeichnete man nämlich die Abkömmlinge der wenig geliebten Lateiner von griechiſchen Müttern. Georgios Pachymeres der Zeitgenoſſe der Vertreibung der lateiniſchen Herrn ſagt **) dies deutlich, und erwähnt überhaupt mehrmals***) der Gasmulenmiſchlinge, die keineswegs feige, ſondern gleich ihren Vätern ziemlich ſchlagfertig und gleich bei der Hand waren. Auch Niketas der Choniate ebenfalls ein Genoſſe der Lateinerzeiten ſpricht von den Gasmulen oder, wie bei ihm geleſen wird, den Basmulen als leichtem****) Kriegsvolke, nicht minder*****) Dukas, und endlich berichtet noch der ſpätere Nikephoros Gregoras †) von dem Gasmulenheere, und ſagt: dies Doppelgeſchlecht habe von den Griechen die Bildung und Beſonnenheit, von den Abendländern die Tapferkeit und ſchlage ſich brav in Gemeinſchaft der Tzakonen (Tzakonen heißen nämlich ſchon frühe die Spartaner oder Lakonen, die, längſt nicht mehr zum Reiche gehörig, in Konſtantinopel um Sold dienten.) Wie dieſe Gasmulenſprache beſchaffen war, bezeugen eine Menge abendländiſcher Wörter bei Glykas, Phrantzes, Kananos und ähnlichen Geiſtern, über welche ſpäter. Doch genug von den Gasmulen.

Wir ſtehen nun an der Zeit, von welcher wir früher ausgegangen ſind. Konſtantinopel hatte zu ſeiner Freude aus Nikaia nach dem Falle der Lateiner ſeine ſogenannten griechiſchen

---

*) ſ. Basilic. Eclog. 19. καὶ ὁ μουλίων — μουλῶν und Glossar. bei Pachymer. ed. Bekker. Vol. I. p. 551.

**) Vol. I. p. 188. τῷ δέ γε Γασμουλικῷ, οὓς δὴ συμμίκτους ἡ τῶν Ἰταλῶν εἶπεις γλῶσσα, ἦσαν γὰρ ἔκ τε Ῥωμαίων (d. i. Κωνσταντινουπολιτῶν) καὶ Λατίνων (d. i. Abendländer überhaupt) γεγενημένοι.

***) ibid. p. 209. τὸ γὰρ Γασμουλικὸν θαῤῥούντως εἶχε πρὸς τὰς μάχας. p. 309. Γασμοῦλοι, οὓς ἂν ὁ Ῥωμαῖος (sc. ἐν τῇ Κωνσταντίνου) διγενεῖς εἴποι.

****) Nicet. Chon. ed. Bekker p. 98. τὸ τοῦ στρατοῦ ἐλαφρόν, τοὺς παρ' ἡμῖν λεγομένους Βασμούλους.

*****) p. 140. Βασμουλικὸν τῆς Καλλιουπόλεως.

†) IV. c. 5. βασιλεὺς ἐξήρτυσε ναυτικὸν ἐμπλήσας τριήρεις ἐκ- - γένους τοῦ Γασμουλικοῦ. ἦσαν δὲ οὗτοι συντεθραμμένοι τοῖς τε Ῥωμαϊκοῖς καὶ Λατινικοῖς ἔθνεσιν, ὡς ἔχειν ἐκ μὲν Ῥωμαίων τὸ ἐσκεμμένως ἐς τὰς μάχας ἰέναι, ἐκ δὲ Λατίνων τὸ εὔτολμον. κ. π. λ.

Kaiſer wieder erhalten, ſchrieb auch wieder aller lebendigen Volksſprache zum Trotz ſo altgriechiſch wie früher; aber die Lateiner ſelbſt und die Gasmulen blieben, ſo wie auch die Venetianer und Genueſen, denen mehr an ihrem Handel ins ſchwarze Meer, als an der Kaiſerwürde von Byzanz gelegen war. Auch hatte Konſtantinopel nicht ſo viel Kraft, um, ſelbſt wenn es gewollt hätte, die Lateiner zu verjagen. Wie erbärmlich der Zuſtand dieſer Hauptſtadt ſeit Michael dem Palaiologen war, zeigt deutlich Pachymeres und klagt genug darüber, und derſelbe bejammernswerthe Zuſtand dauert mehr oder minder von jetzt bis zur türkiſchen Auflöſung fort. Ohne Flotte, Heer und Geld, ohne Willens- und Thatkraft, nur die gottesgelehrten Streitigkeiten bis zur Todesſtunde fortſetzend, auf einen kleinen Küſtenſtrich am ſchwarzen Meere in Europa und Bithynien verwieſen, nicht einmal mehr Herr vom nahen Theſſalien, von innerem Zwieſpalte zerriſſen, von zahlreichen Feinden bis an und innerhalb der Ringmauer geneckt, Beiſtand und Hülfe überall ſuchend und zugleich vereitelnd, ein Spott der Katelanen, Genueſen, Savoier, Italiäner überhaupt, ſo wie der Türken, Serven, Ungarn, Bulgaren, Wallachen und Polen bietet Konſtantinopel dieſe Weltſtadt ohne Welt und bald das einzige Ueberbleibſel des voreinſtigen Byzantinerreiches ein Bild der verwürflichſten Schwäche dar, wie ſie nur im abendländiſchen Rom gefunden wird, als dieſes ein nervenloſer Schemen unter den Hieben der Völkerwanderung zuſammenſank. Michael der Wiederherſteller ſah zwar klug ein, daß nur die Verbindung mit Abendland retten könne, und er ſetzte ſich, da Religionshaß die morgen- und abendländiſche Chriſtenheit trennte, mit dem Papſte in lebhaften Verkehr, und hoffte Rettung aus der Vereinigung beider Kirchen. Allein wie bei ſolchen Dingen gewöhnlich iſt (denn die Gefühlswelt wird nicht durch die Verſtandeswelt verſöhnt), es ſcheiterten die Unterhandlungen an der beiderſeitigen Unnachgiebigkeit, die bei den Griechen um ſo größer war, als ſie in ihrem Dünkel als Erben der Hellenen, ihrer Bildung, Gelehrſamkeit und Rechtgläubigkeit es für eine Volksſchmach hielten, ſich der abendländiſchen Chriſtenheit anzuſchließen, die beinahe wie eine Thierwelt angeſehen ward. Andronikos der Palaiologe hatte daher keinen Muth, ſich der griechiſchen Geiſtlichkeit entgegenzuſtellen, und was der Vater mit richtigem Urtheile begründen wollte, ſank wieder in Vergeſſenheit. Unterdeſſen ſchrieben die guten Gelehrten ihr Altgriechiſch fort, obgleich dieſes grade zeugt, daß ſie eben ſo wenig Altgriechen ſind als Miauli in ſeiner Denkſchrift über Hydra, und Patriarchen ab- und anſetzend, Kirchenverſammlungen haltend, Ketzereien ſich vorwerfend, Schriften und Gegenſchriften wechſelnd gebärden ſie ſich wie die ſogenannten Griechen zur Zeit des heiligen Konſtantinos, kümmern ſich aber gar nicht um Volkswohl und Volksbildung, und von der Volksſprache wäre keine Spur, verriethe dieſe ſich nicht überall durch die Uebermacht des Lebens bei Bildung, geſchweige Unbildung, oder gäbe es nicht zufällige Anläſſe, die ihre Erwähnung *) oder gar wie bei Joannes Kantakuzenos die urkundliche Anführung eines neugriechiſchen Beweisſtückes nöthig machten. Endlich mußten doch auch die Blindeſten bei der augenſcheinlichen Gefahr die Augen öffnen. Nach dem Falle der Lateiner nämlich war auch gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts die Macht der Seldſchucken in Aſien geſunken, und es erhoben ſich die Osmanli, die Konſtantinopel brechen ſollten. Turkomannen-Häuplinge theilten ſich in den ſeldſchuckiſchen Beſitz, der

*) ſ. Joann. Anagnost. τζεταρίδι, ὡς ἡ κοινὴ Φωνὴ τούτους ἐκάλει p. 495. 508. ed. Bonn.

kriegerische Osman*) setzte sich in Ikonion und Brussa fest, ja sein Sohn Orchan zog sogar über den Bosporos, und machte alles Land bis Adrianopel eben so unterthänig als Nikaia, Nikomedeia und das jetzt für immer verlorene Asien. Bald mußte das griechische Kaiserhaus durch Heirathen seiner Töchter an die Ungläubigen schon Freundschaft und kurzen Frieden erhandeln; aber der verbündete Türke war unter Joannes dem Kantakuzener schon eigentlicher Herr und Gesetzgeber der Byzantiner, und die arabischen Einflüsse beginnen als Vorboten der Knechtschaft, namentlich seit Amurath. Waren damals die guten Griechen genöthigt, das Arabische zu lernen, und verstanden Manche wie Joannes der Flüchtling **) es gut, so wandten doch Viele in diesen Zeiten der Noth wieder lieber ihren Blick zu ihren Mitchristen in Abendland, und die Kirchenvereinigung ward wieder aufgenommen. Vergebens bemühte sich unter Robert dem weisen Könige von Neapel der Kalabreser Mönch Bernard Barlaam vom Orden des heiligen Basilios, der in Thessalonika erzogen und altgriechischer Gelehrsamkeit wohl kundig unter dem dritten Andronikos im Streite mit dem Athosmönche Gregorios Palamas seine Kraft verzehrte, dann 1339 als Gesandter die abendländischen Fürsten zum Beistande gegen die Türken aufrief. Mit Papst Benedikt XIII. unterhandelte er zu Avignon, und Petrarca lernte dort von dem Unterhändler die Sprache des Homeros und Platon, und erhielt ihre kostbaren Werke. Barlaam beschloß in Italien 1348 sein Leben, und der altgriechische Sprachunterricht nach neugriechischer Weise war nun eingeführt, und wurde vom Reisegefährten Leontios Pilatos fortgesetzt, der um 1360 ein Lehrer des Boccaccio im italischen Athen des medizeischen Perikles einen griechischen Lehrstuhl erhielt. Wie durch diesen lebhaften Verkehr der Griechen und Abendländer Italien und Europa am Griechenthume erwachten, die neue Zeit und Bildung zu beginnen, dies ist schon oben dargestellt worden; allein der eigentliche Zweck der Gesandtschaft kam nie zu Stande. Griechenlands Todtenglocke hatte geschlagen, Konstantinopel fiel 1453 unter dem Türken, und der griechische Geist flüchtete nach Westen, um ein zukünftiges Geistesreich der Menschheit zu begründen, und dem eigenen Vaterlande den Tag der Freiheit zurückzuführen. Erst jetzt merkte man, was man längst hätte merken können, daß die Altgriechen und ihre Sprache längst unter der Erde waren, und Reuchlin der Schüler des Kallistos***) versuchte es, aus dem Neugriechenthum das Altgriechenthum wieder herauszufinden.

Es sei uns nun noch, ehe wir zum zweiten Theile übergehen, ein wohlgemeintes

Schlußwort

erlaubt. Läßt der Wolf nach dem Sprüchworte nicht sein altes Haar noch seine alten Tücken, so läßt der Mensch auch beide nicht noch seine alten Gewohnheiten, wenigstens nicht freiwillig. Auch nach dem Falle Konstantinopels fuhr der Grieche fort, seine gelehrte Sprache fortzuschreiben. Plethon, Arsenios der Veilchengärtner, Dukas, Phrantzes, Laskaris und viele Andere überlebten ihr Vaterland, und pflanzten die alte Sitte weiter, so daß man bis auf den heutigen Tag eine Menge Schriftsteller findet, die ihr Altgriechisch mehr oder weniger gut schreiben.

---

*) Phrantzes. p. 23.

**) ibid. p. 70.

***) S. von Maurer das griechische Volk Th. I. S. 424. Heidelberg, 1835. Ueberhaupt ist die Schrift in Bezug auf Volksleben und Sprache von vielfacher Bedeutsamkeit, und zeigt oft die gänzliche Durchdringung des Griechischen mit fremden Stoffen.

Wer an Namen ſich freut, leſe Ikens Leukothea. Ich führe nur ein Werk aus dem ſiebzehnten Jahrhundert an, betitelt: ἐγχειρίδιον περὶ τῆς καταστάσεως τῶν σήμερον εὑρισκομένων Ἑλλήνων. πόνος Χριστοφόρου τοῦ Ἀγγέλου Ἕλληνος, das Fehlau zu Leipzig wiedergegeben hat. Dieſe Schrift, eine Wehmuth erregende Darſtellung des Türkenzuſtandes iſt übrigens ſo gut geſchrieben, daß ſie dem beſten Byzantiner mit Ehren zur Seite ſtehen kann. Und dennoch wird Keiner bei ihm an einen Altgriechen denken, oder ein Gelehrter ſich herabwürdigen, ihn anzuführen, wie doch bei ſo vielen weit ſchlechtern und unwiſſendern Byzantinern geſchieht. Aber bei Chriſtophoros Angelos wiſſen wir, daß er ein Neugrieche iſt, und bei den Herrn Byzantinern denken wir nicht daran, daß ſie auch nur Neugriechen ſind. Mag das jetzige Neugriechiſche Türkiſches, Albaneſiſches u. ſ. w. im Drange der täglichen Lebensnoth aufgenommen haben, das vortürkiſche Neugriechiſch war nicht beſſer, und hatte ſogar ſeine türkiſche Beimiſchung eben ſo gut, als die Hauptſtadt ihre türkiſche Moſchee. Wie wir in den Schriftſtellern ſehen werden, kannten ſchon die Palaiologen den σουλτὰν, ἀμὴρ, ἀμιραλῆ, Κάνεις, Σολυμάμπαξις (Suleiman Paſcha), Κουξίμπαξις u. ſ. w. eben ſo gut, als die Spätern ihre Kapudan Paſchas. Man möchte darum ſehr Unrecht haben, wenn man das Neugriechiſche und die Neugriechen von jetzt für ſchlechter hält, als die vortürkiſchen. Wenigſtens haben die Jetzigen ſich und die Sprache zu Freien gemacht, was Konſtantinopel nie mehr vermocht hätte, ſelbſt wenn kein Türke gekommen wäre, ſo daß wir dem neuen Griechenlande Glück wünſchen, daß es von dem geſchichtlichen Sauerteig losgeriſſen nicht mehr zu ſeinem Todesmittelpunkte, dem barbariſchen Konſtantinopel*), zu ſehen braucht, ſondern auf eigenem Boden aus lebendiger Wurzel neuen Stamm und neue Aeſte treiben kann und treiben wird. Das gelehrte Konſtantinopel war dem Tode längſt verfallen, ehe Mahomed es mähte (denn es hatte das Volk vernichtet), und trotz ſeiner Gelehrſamkeit und geprieſenen Wiſſenſchaft kann man es den Wohnſitz der Dummheit und Finſterniß, wie der Feigheit nennen, ohne zu übertreiben. Warum? Volk und Gegenwart wurden nie begriffen noch gefördert, und die Kräfte, die für Beide wirken ſollten, dienten dem Tode der Vorzeit, und der geiſtloſe Buchſtabe ward die Seele und das Triebrad der Wiſſenſchaft, ſo wie die ſcheußlichſte Willkühr die Seele des Staates. Achtenswerth iſt jede Gelehrſamkeit, aber nur inſofern ſie lebendig iſt und Leben ſchafft; in Byzanz ward ſie ihres Namens unwerth. Schwerlich würde Europa aus der geiſtigen Nacht ſich emporgerungen haben, wenn es mit ſeinen lateiniſchen Sprachen und ſeiner lateiniſchen Kirche auch an der lateiniſchen Vorzeit feſtgehalten hätte. Italien, Spanien, England, Frankreich, Deutſchland bildeten ihre eigenen Sprachen, mit ihnen die Völker; denn an die Sprache iſt das Loos der Völker und ihre Kraft gebunden, macht doch und iſt die Sprache das eigentliche Vaterland, und nicht der Boden, der überall Dreck iſt, und nicht der Himmel, der überall blau iſt. Somit beſtahl das gelehrte Konſtantinopel ſich ſelbſt und das Volk um das Vaterland, und gieng unter, weil es keine höhere Gegenwart hatte noch irgend Sinn dafür. Ja daſſelbe, was ſie vorzüglich bilden wollten, wurde mit verbildet und verſchlechtert; denn wie niemals ſchlechteres Latein geſchrieben ward, ſo ward auch niemals ein ſchlechteres Griechiſch geſchrieben, als zur Byzantinerzeit. Natürlich; denn der Menſch denkt nur in ſeiner d. h. der lebendigen Mutterſprache, ſelten in einer andern lebendigen,

*) Ueber das Glück Griechenlands, keine allverſchlingende Hauptſtadt, namentlich aber kein Konſtantinopel mehr zu haben, gedenken wir ein andermal zu reden.

weil ſie ſelten vollſtändig erlernt wird, nie in einer todten, weil ſie nie vollſtändig erlernt werden kann, überdies die Verhältniſſe der todten Sprache oder des Stillſtandes den Verhältniſſen des Lebens und des Fortſchreitens nie anpaſſen. Jetzt ſchreibt man lateiniſch im Abendlande, früher ſchrieb das Morgenland griechiſch, beide ohne lateiniſchen und griechiſchen alten Geiſt; denn wie ſollten wir ihn haben, da wir Neue ſind. Italien, Savoien, Frankreich, Deutſchland, Gothen, Hunnen, Awaren, Bulgaren, Türken, Albaneſen haben auf Griechenland und ſeine Sprache gewirkt, kann es dieſe Einwirkungen aus der Geſchichte wegtilgen? Eben ſo thöricht iſt es, die Folgen wegtilgen zu wollen. Weshalb wir keine arminſchen Cherusker, die Franzoſen keine alten Gahlen ſein können, aus demſelben Grunde konnten die Byzantiner eben ſo wenig Altgriechen ſein und werden, als die jetzigen Griechen. Der Gedanke, in der Sprache des Lebens nicht fortzuſchreiten und eine todte Sprache zur lebendigen umſchaffen zu wollen, iſt eben ſo wahnſinnig, als Todtes überhaupt erwecken zu wollen, obgleich es oft verſucht wird und ward. Um die alte Sprache zu beleben, müßte man das ganze Volk zu Gelehrten machen, und die κοινὴ διάλεκτος in den Mutterleib und die Muttermilch eingießen. Und was würde herauskommen? Ein Volk zankender Gelehrten, die aber das Volk gerade am beſten entbehren kann. Hätte die ganze Byzantinerzeit nur wenige Korais gehabt, die weniger Gelehrte, als ihrem Volke nützlich ſein wollten, die den ſchon frühe keimenden Geiſt der Volksſprache geſchützt, gepflegt, gehoben hätten, beſſer ſtände es dann um das arme Hellas, das voreinſt Schrift- und Bildungsſpenderin jetzt wie ein Kind um Schrift und Bildung ſich bemühen muß, und dem einſt Korais Schriften, dieſes für helleniſche Wiedergeburt ſo vorſchauend beſorgten Sehergreiſes, mit Recht ehrwürdiger ſein werden, als aller Quark vom Mönchskonſtantinos, der Italiens ganze Verderbtheit und das ſchlimmſte Uebel, eine Hauptſtadt mitbrachte, bis zum Türken. Wer waren denn dieſe Leute? Lehrer, faſt nie würdig ihres Berufes noch ihn erkennend; Wortkrämer, denen es höchſte Weisheit ſchien, alte Brocken aufzugabeln ohne alten Geiſt, über alte Schriftſteller und das Teſtament zu zanken unter Mord und ſonſtiger Ungebühr; alten Staub aufzupicken ohne alte Thatkraft; zu ſchwatzen ohne anzuwenden, zu lehren ohne Nutzen und Zweck für's Ganze, aus Vorliebe für alte Sprache Verächter der eigenen Volksſprache und ſomit des eigenen Volkes, und alſo Zerſtörer des Lebens, das gerade die beſten Geiſter erbauen ſollen; kurz es waren Leute, die überall gleich verächtlich, ſchädlich und dummſtolz ſind, wenn ſie nichts weiter ſind, als wie ſie heißen — Wortgelehrte. Darum in allen byzantiniſchen Jahrhunderten kein eigenthümliches*) Kunſtwerk noch Geiſteserzeugniß, keine**) Erfindung im Reiche des Wiſſens und des Lebens; überall todte Wüſte, lächerlicher Glaubens- und Ahnenſtolz, Pochen auf die Vergangenheit, Mürbheit der Gegenwart, Verkennen des Sprach-, Zeit-, und Lebenszweckes, prahlende Schwäche, die Altgriechenland ſein wollte, Neugriechenland verlor. Sie wollten die alte Sprache retten und verdarben die ihrige, und weil dieſe wüſt liegen blieb, ward die alte mit verwüſtet. Schon Lukianos***) merkte das Unweſen; aber leider merken's noch jetzt Viele noch nicht; denn ſie ſind keine Lukiane. Doch brechen wir ab.

*) Die ererbte römiſche Baukunſt wird hoffentlich keiner einwerfen.

**) Kaum kann die Erfindung des griechiſchen Feuers durch den Flüchtling Kallinikos byzantiniſches Eigenthum heißen.

***) Korai Heliodor σελ. λϛ!

Alſo das türkiſche Griechenland verſchlechterte ſich nicht, ſondern hielt ſeine altgriechiſche Gelehrſamkeit bei. Da aber Türken keine byzantiniſchen Kaiſer waren, ſo mußte die untürkiſche Gelehrſamkeit etwas in den Hintergrund treten, und das eigentliche Volk trat mehr vor mit ſeinen Armatolen und Pallikaren, die ſchon mehr als ein Jahrhundert um die Freiheit kämpfen. Mit Worten nämlich war wenig mehr auszurichten, und darum nahmen Chriſtos Milionis und die nachfolgenden Klephten die Büchſe, und die Volksdichtung ſtellte ſich trotzig neben die Gelehrſamkeit, und wuchs groß beſonders ſeit dem hochherzigen Rhigas. Unterdeſſen ſtarb das Geſchlecht der Gelehrten doch nie ganz aus. Wie dieſe aber ſo ganz nach byzantiniſchem Schnitte waren, beſchreiben uns Griechen*) drollig genug, eben ſo, wie ſie ſcholiaſtenartig lehrten. Elende Buchſtabler hießen Xenophonte, wer einen Platon oder Ariſtoteles unter ſeinen Büchern hatte, oder jämmerlich nach der gemeinen Sprachlehre einige Sätze und Wendungen der Alten zuſammenflickte, ein Gelehrter und großer Geiſt, und überhaupt Altgriechiſch zu verſtehen, hieß**) für den Neugriechen das Maas aller Bildung. Davon wußte dann auch der Geiſtliche bei Taufe, Hochzeit und Begräbniß einige ihm ſelber unverſtändliche Worte herzumurmeln, und ſtand dadurch in großem Anſehn. Auch findet ſich bei den Neugriechen dieſelbe Zankſucht über das Wort, und überhaupt gleichen ſie den frühern Byzantinern wie ein Ei dem andern, wie ja auch noch fortwährend Konſtantinopel im leider noch feſthaftenden Volkswahne als Kirchen-Schul-Gelehrſamkeits- und Staatshaupt betrachtet ward. Jedoch wer wird den armen Griechen, denen wir immer Dank ſchulden, zumal unter den Türken übel nehmen, daß ſie auch die dürftigſte Ueberlieferung ihres Eigenthums heilig halten, und das neue Leben noch nicht völlig begreifen?

Erſt in neueſter Zeit merkten brave Fürſten, daß Leben nur aus Leben quillt, dachten und arbeiteten für beſſern Unterricht und für die lebendige Volksſprache, und bereiteten ſo ein Volk und für daſſelbe den Tag der Freiheit. Unter dieſen Edeln ſteht Fürſt Demetrios Mauruſi an der Spitze. Sein Name werde nie im freien Hellas vergeſſen! Denn er begann damit, Neugriechen und neugriechiſche Sprache zu ehren, und er hatte ſeine Aufgabe begriffen. Kann das beſtehende Volk nur unter den beſtehenden Bedingungen ſich entwickeln, gleichviel ob die jetzigen Griechen Nachkommen der Alten ſind oder***) nicht; ſo kann, wie ehrwürdig auch das Alterthum und ſeine Erhaltung iſt, nur durch das Fortbilden der vorhandenen Lebens- nicht Todesſtoffe genützt werden, durch Vorwärts- nicht Rückwärtsſchauen. Aber ſolche

---

*) ſ. Iken Leukothea. 3. u. 4ter Brief. S. 215.

**) Iken. S. 235.

***) Hr. Fallmerayer (Geſchichte der Halbinſel Morea. Stuttgart 1830 und ſonſt) ſcheint einen Ruhm in die überflüſſige Unterſuchung zu ſetzen, daß die Griechen (gleich allen europäiſchen Völkern) kein reines Vollblut ſeien, daß das menſchenleere Kreta von Spanien unter Alhakem, der Peloponneſos und viele Inſeln von den Arnauten bevölkert worden, daß das jetzige Griechenland von Korfu bis zum Helleſpont und hinauf bis zu den Serven und Wallachen erſt unter dem oſtrömiſchen Kaiſer- und Chriſtenthum vergriechelt worden u. ſ. w. Dies Alles und noch mehr zugegeben, was beweiſt es? Nichts, als die wunderliche Vorſtellungsweiſe des Verfaſſers. Wie die ſlaviſchen Völker an der Oſtſee jetzt Deutſche ſind, weil ſie deutſch und kein ſlaviſch ſprechen, ſo ſind die Griechen jetzt Neugriechen, weil Alles neugriechiſch ſpricht, und wenn ſie von den Chineſen ſtammten. Auf den Ruhm reiner ungemiſchter Abkunft aber müſſen jetzt ſogar die Adelsnarren, geſchweige die Völker verzichten, am wenigſten jedoch wird die Wiſſenſchaft ſich damit befaſſen.

Macht übt die Gewohnheit, daß*) Meletios und Nikolaos Maurokordatos als überkühn bewundert wurden, weil ſie es wagten, in der neugriechiſchen Volksſprache zu ſchreiben; denn die Gelehrten hielten und halten ſie, wie auch voreinſt die Byzantiner, für die Schrift nicht geeignet. Nun wohlan denn, ihr Gelehrten! So bildet ſie, und grade ihr, bis zu dem Punkte, daß ſie ſich eigne! denn auf anderm Wege iſt kein Heil. Ja wir möchten dieſes noch weiter ausführen, und mit der Geſchichte dem jungen Griechenlande zurufen: ehret die Alten und lernet von ihnen, aus eigener Wurzel groß zu werden; aber noch mehr ehret euch ſelber, und verfallet nicht mehr in das alte Unglück, die Gegenwart um der Vorzeit willen zu tödten! Wie die ungriechiſchen Völker an griechiſchen Gedanken erwachten, ſo werdet ihr Griechen es an Ungriechen, die leben, und nicht an einer Vergangenheit, die erſtorben iſt. Unbrauchbar iſt der Tod, und wird zwar geehrt, aber in die Erde verborgen. Haltet es ſo mit der todten Gelehrſamkeit, denn die lebendige iſt ein weißer Rabe. Geſetzt auch ihr könntet die Sprache zur alten zurückzwingen, ſo würde ſich nur der alte Gang zum zweiten Male wiederholen, und ſie würde ſterben, wie ſie geſtorben iſt, nur ſchneller. Statt vielen und ſchönen, aber wurmſtichigen Hausrath aufzuflicken, ſchneidet lieber neuen aus geſundem Holze! Nur in der Sprache, die man hat, nicht gehabt hat, kann man denken, fortſchreiten, fortbilden, und ſcheine ſie noch ſo ſchlecht, ſo iſt ſie nie ſchlecht, wenn ſie das Eigenthum eines braven Volkes iſt; denn dafür iſt ſie, und nicht für Fremde. Fördert, ſchmücket und mehrt darum euer Eigenthum, das Neugriechiſche, denn Vogel und Menſch kann nur mit eigenem Schnabel reden, und ein Mißhandler der Volksſprache iſt mehr als ein Volksverräther, denn Sprache iſt Vaterland und ſeine Seele, der Boden ſein Leib. Die altgriechiſche Sprache war die vortrefflichſte für ihre Zeit; das chriſtliche Konſtantinopel wollte ſie um die darin bewahrte Bildung eigenſinnig unklug erhalten, und verlor beide und ſich; denn Völker und Alles können nicht ewig d. h. unveränderlich leben, warum ſollten es Sprachen? Aber laſſet die Sprache nur gewähren! Sie hilft ſich von ſelbſt weiter, ſogar wo man unterdrückt und hemmt, wie ein gekappter Baum auf dem Stumpfe neues Strauchwerk treibt, aber nicht den alten Stamm. Es iſt oft, wie Geſchichte und Leben zeigen, ein Unglück, eine berühmte Vorzeit zu haben. Geſchlechter, Städte, Völker wollen zurück zum alten Glanzpunkte, ſtatt verſtändiger vorwärts zu einem neuen; aber das iſt eben ſo unmöglich, als daß die Jahre vor Chriſtus wiederkehren, da wir einmal nach Chriſtus zählen. Darum ihr lieben Neugriechen, vorwärts; denn vorwärts liegt eine ungemeſſene Zeit von Größe und Entwicklung in Sprache und Allem, rückwärts eine ſehr enge gemeſſene, die kaum ein volles ſchönes Jahrhundert abſpinnt. Gott gebe zu dieſem Vorwärts ſeinen Segen!

Nachdem der Redner ſeinen Vortrag geendigt hatte (während deſſelben waren S. Durchlaucht der Herr Fürſt Ludwig zu Hohenlohe-Bartenſtein und der Abgeordnete der Univerſität Athen Herr C. D. Schinas, königl. griechiſcher Staatsrath im o. D. und Profeſſor, Ueberbringer eines Schreibens der Univerſität an die Verſammlung, durch den Comité-Vorſtand eingeführt worden); eröffnet ſofort der Vicepräſident die Debatte über denſelben, indem er ſein Bedauern ausſpricht, daß der, welcher als würdigſter Gegner hätte auftreten

---

*) Iten S. 164.

können, Thierſch, abweſend ſei, und einige Bedenken gegen die von dem Redner entwickelten Anſichten geltend macht. Er ſagt: Es ſei überall unthunlich, zu verlangen, daß man die plebejiſche Geſtalt der Sprache bei irgend einem Volke kenne und berückſichtige. Der Sprache der Matroſen und Plebejer in Athen dürfe man kein ſo großes Gewicht beilegen, wie der Redner verlange, vielmehr müſſe man annehmen, daß in Athen die gebildete Sprache eine allgemein verſtandene geweſen ſei. — In Alexandrien habe man die nöthigen Mittel gehabt, um die gelehrte Bildung fortwährend aufrecht zu erhalten. Männer, wie Ariſtarch u. A., die ihr ganzes Leben der Erforſchung der alten Literatur widmeten, hatten gewiß alle Fähigkeit und die nothwendigen Hülfsmittel, um dieſelbe ganz genau kennen zu lernen. Daß aber in Alexandrien und in Aegypten überhaupt die Kenntniß des Griechiſchen weit verbreitet war, laſſe ſich aus ſchriftlichen Urkunden, z. B. Kaufbriefen, ja Steckbriefen ſchließen, die ſich auf Papyrusrollen vorfinden und allgemein verſtändlich ſein mußten. — Was die eigene Productivität betrifft, ſo haben wir eine große Reihe alexandriniſcher Dichter, denen der Stempel homeriſcher Poeſie ſo unverkennbar aufgedrückt iſt, daß ihre Produktionen nur als eine ſelbſtſtändige Nachbildung früherer Poeſie erſcheinen. — Ungeachtet der oft beſprochenen und mit Recht hervorzuhebenden Volubilität des griechiſchen Geiſtes darf man eine gewiſſe Stabilität des griechiſchen Nationalgeiſtes nicht überſehen: denn gerade die große Achtung gegen die Muſter des Alterthums habe die ſpäteren Dichter befähigt, den früheſten nahe zu kommen. Im byzantiniſchen Zeitalter ſey allerdings das Griechiſche bloß gelehrte Sprache geweſen; aber es habe auch keine Gelegenheit gegeben, daß daſſelbe ſich in anderer Weiſe geltend gemacht hätte. — Ueberſehen hat ferner der Redner, wie die erſten Herolde des Chriſtenthums, Baſilius, Gregor von Nazianz und von Nyſſa, Chryſoſtomus u. A. ihre als chriſtliche Reden trefflichen Vorträge in den Städten vor dem Volke hielten, jedenfalls doch in der Abſicht und mit der Vorausſetzung, verſtanden zu werden. — Daß manche alte Ausdrücke weniger mehr gebräuchlich, ja ſogar unverſtändlich waren, ſei keine andere Erſcheinung, als die auch in der deutſchen Sprache vorkommende, daß z. B. auch unter uns manche Wörter, welche etwa in den Verfaſſungen von Köln u. ſ. w. vor 300 Jahren gebraucht wurden, jetzt nicht mehr verſtanden werden. Dieſe müſſe man auch uns auf gelehrtem Wege erklären. Uebrigens ſei zuzugeben, daß mit Philipp die Nationalität, ſomit auch die nationale Sprache, erſtorben; das demokratiſche Element allerdings geſunken ſei. — Der Vorſitzende wünſcht, der Redner möge verſchiedene Punkte, die vielleicht aus Vorliebe für Conſequenz unberückſichtigt geblieben ſeien, einer nochmaligen genauern Prüfung unterwerfen und auch andere Gelehrte möchten ſich darüber ausſprechen.

Profeſſor Kreuſer ſprach hierauf dem Vorſitzenden ſeinen Dank für die eben ſo humane als einſichtsvolle Beſtreitung ſeiner Anſichten aus. Er erkennt an, daß jede Sprache nothwendig in einzelne Dialekte zerfallen müſſe, die ſich nach den verſchiedenen Ständen und Bildungsſtufen modificiren. — Die Stabilität des griechiſchen Volksgeiſtes ſei auch von ihm nicht unberückſichtigt geblieben; nur habe er wegen der Kürze der ihm zugemeſſenen Zeit bloß den Anfang der in ſeinem Werke niedergelegten Unterſuchungen geben können; es gebe keinen einzigen von ihm ausgeſprochenen Satz, den er ohne Beweis aufgeſtellt habe oder nicht aufſtellen könnte. — Die Sprache des Volks und der Gebildeten ſey eine ganz verſchiedene; unſere Lehre über Dialekte ſei aus einer ganz ſpäten Zeit, und rühre von Mönchen her. Bei den Griechen ſei ein ſcharfer Unterſchied zu machen zwiſchen der alten Sprache, z. B. Homer's, Heſiod's, die man auch die religiöſe nennen könne, bis auf Thucydides herab, der, unfromm, als Gegner des

Herodot betrachtet werden könne, und zwiſchen der ſpäteren. Mit Thucydides trete das politiſche Element in die Sprache. Das Altjoniſche, was man auch das Altattiſche nennen könne und das Altdoriſche, das ſich auch mit dem Namen des Aeoliſchen bezeichnen laſſe, ſei allein zu unterſcheiden. Im Doriſchen laſſe ſich die altreligiöſe Sprache, auf welche ſich beſonders das Drama baſire, wieder beſtimmt unterſcheiden. Ueber einzelne Zeiten könne er auch in ſeinem Werke allerdings keine Beweiſe führen, aus dem einfachen Grunde, weil hier die Quellen fehlten; in dieſem Falle müſſe man ſich eben auf die allgemeinen Entwicklungsgeſetze, die ſich auch im griechiſchen Volke bethätigen, beziehen. — — Auch er erkenne an, daß die größten Hülfsmittel, der reichſte Schatz für Erkenntniß des Griechenthums und für die Literatur überhaupt ſich allerdings in Alexandreia vorfanden; der Einfluß der griechiſchen Literatur in dem von Alexander gegründeten Reiche erſcheine auch ihm als ein höchſt bedeutſamer. Apollonius Rhodius u. A. jedoch ſeyen nur Abdrücke einer längſt vergangenen Zeit; ſie hätten eine Sprache gebraucht, die in ihnen nicht mehr lebte, aber aus religiöſen Gründen habe gebraucht werden müſſen. — Was das Predigen des Baſilius ꝛc. in griechiſcher Sprache betreffe, ſo gebe es eben wunderliche Dinge in der Geſchichte. Uebrigens ſage gerade Baſilius, daß man die Heiden ſtudiren müſſe, wende ſich aber mit dieſer Aufforderung an die Gebildeten. Auch habe man ja, wie z. B. Peregrini bezeugen könne, das Lateiniſche ſo gelehrt, daß man es mit den Schülern, die es nicht verſtanden, geſprochen habe. Auch im Mittelalter habe man für die Leute aus dem Volke in der lateiniſchen, alſo in einer für ſie unverſtändlichen Sprache gepredigt, was durch die Kapitularien Karl's des Großen aufgehoben worden ſei, ohne daß jedoch dieſe Beſtimmung von ihm allgemeine Beiſtimmung gefunden habe. (Pfarrer Lang von Wolfegg erinnert hier an die Kreuzpredigten Capiſtran's vor Leuten, die ſeine Sprache nicht verſtanden und die er doch begeiſtert habe.) — Profeſſor Kreuſer fährt fort: Juſtinian habe ſein eigenes lateiniſches Geſetzbuch nicht verſtanden. Alle Griechen hätten ſich darüber beklagt, daß ſie das Geſetzbuch Juſtinians nicht verſtänden; auch die griechiſche Ueberſetzung deſſelben habe man nicht verſtanden, ſo wie das von Friedrich II. eingeführte Geſetzbuch nicht verſtanden worden ſei; wie es denn ganz ähnliche Erſcheinungen auch heutzutage noch gebe. — Uebrigens gebe er zu, daß er dem allgemeinen Looſe jedes mit beſonderer Liebe einem einzelnen Gegenſtande ſich zuwendenden Forſchers, einſeitig zu werden, wohl auch nicht werde entgangen ſein; darum wünſche er gründliche Widerlegung der etwa in ſeinem Werke ſich findenden Fehlgriffe und Irrthümer. — Pfarrer Lang aus Wolfegg meint, die Vorträge der griechiſchen Prediger könne man als in todter und lebendiger Sprache gehaltene anſehen, jenes, in ſo fern die griechiſche Sprache nicht mehr von dem Volke geſprochen, dieſes, in ſo fern ſie noch verſtanden wurde. Kreuſer wirft die Frage auf, ob die Sprache als Eigenthum des Volkes oder der Gelehrten zu betrachten ſei. Auf die Antwort: „jedenfalls des Volkes“ bemerkt Kreuſer, daß das Griechiſche alſo eben deßwegen, weil es das Volk nicht mehr verſtand, auch nicht mehr als lebendig zu betrachten geweſen ſei.

Nach dieſer Gegenrede Kreuſers wurde die Debatte wegen Mangel an Zeit abgebrochen, obgleich noch Mehrere, namentlich Profeſſor Gerlach aus Baſel, und Haßler aus Ulm ſich erhoben hatten, um über oder gegen die ausgeſprochenen Anſichten zu reden.

In der hierauf folgenden kurzen Pauſe theilte der Präſident das Einladungsſchreiben der ſtädtiſchen Behörde zum heutigen Feſtmahle ſowie zu dem auf den Nachmittag veranſtalteten Volksfeſte des Fiſcherſtechens auf der Donau unterhalb der Wilhelmshöhe mit.

Sofort werden die Verhandlungen wieder aufgenommen und der Vicepräſident hält folgenden Vortrag:

Hochanſehnliche Verſammlung!

Nach dem langen Vortrage meines Vorgängers will ich Ihre Aufmerkſamkeit für einen ſehr kurzen in Anſpruch nehmen: er ſoll über den Zuſammenhang zwiſchen Aegypten und Griechenland handeln. Der Glaube an einen ſolchen Zuſammenhang war im Alterthum allgemein verbreitet, und hat ſich traditionell auch auf die neue Zeit vererbt; in unſern Tagen aber wurde die Unabhängigkeit des griechiſchen Genius von fremden Einflüſſen mit ſolchem Eifer gepredigt, daß man zu gewarten hat, von den Knaben auf den Schulbänken ausgelacht zu werden, wenn man ſich noch zu dem Glauben an ägyptiſche Colonien in Argos und Athen bekennt. Je wichtiger aber dieſe Frage für die Erforſchung des griechiſchen Alterthums, insbeſondere der Religion und Kunſt erſcheint, und je unhiſtoriſcher das Verfahren iſt, mit dem ſie in neuerer Zeit behandelt worden iſt, um ſo angemeſſener erſchien es mir, ſie vor einer ſo erleuchteten Verſammlung zur Sprache zu bringen, in deren Schooß ich zwar zu meinem Bedauern zwei gewichtige Stützen meiner Anſicht, Creuzer und Thierſch vermiſſe, dagegen aber zu meiner großen Befriedigung einen tüchtigen Kempen der entgegengeſetzten Anſicht finde, und dieſer iſt — der Neid der Götter hat es ſo gewollt — abermals der verehrte Dr. Kreuſer. Es kann nun hier nicht meine Abſicht ſein, die ganzen Akten des Streites auseinander zu legen, ſie würden wohl das von Herrn Kreuſer aufgeführte Volumen überſteigen: ich ſehe ganz ab von der Autorität der Gewährsmänner, unter denen Namen, wie Herodot, Plato, Diodor glänzen, deren Berichte von der einen Parthie als hiſtoriſch glaubwürdig angenommen, von der andern als märchenhaft verworfen worden; ich ertheile dieſen Berichten keine höhere Geltung, als einfachen Sagen, und verſuche es, indem ich dieſe Sagen mit den Monumenten und Gebräuchen zuſammenhalte, einen hiſtoriſchen Kern in ihnen zu finden.

Betrachten wir zuerſt Argos, welches von dem Aegyptier Danaus aus Chemmis coloniſirt worden ſein ſolle. Dieſe Sage an und für ſich hat nun allerdings keine hiſtoriſche Geltung, aber wenn uns die Gelehrten der franzöſiſchen Expedition nach Morea*) von den Trümmern einer Pyramide bei Argos berichten, wenn uns Roß in ſeinen Reiſen im Peloponnes I. p. 143. eine zweite am Weg von Nauplia nach Epidauros nachweiſt, wenn Pauſanias (2, 25, 6) eine dritte am Wege von Argos nach Epidauros erwähnt, wenn endlich ein Theil der Küſte ſüdlich von der Lerna in der Gegend, wo Danaus zuerſt gelandet ſein ſollte, den Namen τὰ Πυράμια führte, ſo wäre es gar nicht unbeſonnen, wenn wir an der Hand dieſer monumentalen Data ohne alle hiſtoriſche und ſagenhafte Nachricht hier auf eine ägyptiſche Niederlaſſung ſchließen würden. In derſelben Gegend iſt Mycenae mit dem ſogenannten Schatzhaus des Atreus. Ich will nun hier nicht darüber ſprechen, ob dieſe Benennung des Gebäudes richtig iſt, und meinem jetzigen Zwecke gemäß nur von ſeiner

*) Expedition scientifique de Morée, Architecture T. II. pl. 3.

Analogie mit Aegypten ſprechen. Die Form des unterirdiſchen Gebäudes iſt der Θόλος, d. h. es iſt aus horizontalen Steinlagen ſo erbaut, daß immer der obere Stein ein wenig über den untern hervortritt, bis alle Seiten ſo zuſammenlaufen, daß ſie mit einem Schlußſtein geſchloſſen werden können. Wenn uns nun Herodot (2, 21) das bekannte Mährchen von dem Schatzhaus des Rampſinit erzählt, in welches der Baumeiſter einen Stein ſo einſetzte, daß er von einem oder von zwei Männern leicht herausgehoben werden konnte, ſo iſt es wohl am natürlichſten, anzunehmen, daß ſich dieſes Mährchen an ein Gebäude von der eben beſchriebenen Struktur anſchloß. Ich darf zwar nicht verbergen, daß man bis jetzt in Aegypten kein ſolches Gebäude gefunden hat: allein wenn man bedenkt, wie hoch ſich der jetzige Boden theils durch die alljährliche Ueberſchwemmung, theils durch den hergewehten Sand im Laufe der Jahrtauſende über den der Pharaonen erhoben hat, ſo müßte ein ſeiner Anlage nach unterirdiſches Gebäude tief unter dem jetzigen Boden liegen; jedenfalls aber findet ſich dieſe in Ermanglung der Kunſt des Wölbens erfundene Architektur an einem Plafond in Theben Descr. de l'Eg. T. II. tab. 39. Auch die am Eingang des Gebäudes von W. Gell entdeckten Säulenſtücke aus grünem und rothem Marmor mit Spiralen und Zikzaks verziert finden weder in der griechiſchen noch römiſchen Architektur eine Analogie, wohl aber in Aegypten, wo ſich die Zikzaks an den Säulen häufig finden, z. B. an dem großen Tempel auf der Inſel Philae (Descr. de l'Eg. Tom. I. tab. 5, 3.) Ich glaube darum nicht, daß mit dieſen Bemerkungen der ägyptiſche Urſprung dieſer Gebäude erwieſen ſei, aber ſo viel wenigſtens ſollte damit klar gemacht ſein, daß man kein Recht hat, dieſelben dem heroiſchen Zeitalter Griechenlands ausſchließend zu vindiciren, und faſt komiſch klingt es, wenn man im Eifer für den helleniſchen Purismus ſo weit gieng, zu behaupten, das Mährchen von dem Schatze des Rampſinit ſei von Griechenland aus, wo daſſelbe von dem Schatzhaus des Hyrieus in Orchomenos erzählt wird, nach Aegypten gebracht und in die ägyptiſchen Königs-Annalen eingeflochten worden. Wir werfen nun einen vorübergehenden Blick auf die koloſſalen Steine, mit denen ganz nach ägyptiſcher Weiſe der Eingang in den Theſaurus und das Löwenthor in Mycenae gedeckt iſt, erinnern an die in der ägyptiſchen Kunſt beſonders beliebte Abbildung der Löwen, welche über dieſem Thore ſtehen, und wenden uns nach Athen, wohin die Sage den Cecrops aus Sais kommen läßt. Das Bedenken, daß man in jener frühen Zeit noch nicht durch die offene See geſchifft habe, wird durch einige Züge in der Sage gehoben. Denn wenn es heißt, Cecrops habe in Rhodus die Stadt dieſes Namens gebaut, ſeie dann nach Thracien gekommen, wo eine Landſchaft Cecropia hieß, habe Delphi berührt, in Böotien angehalten und ſei ſo erſt in Attica angekommen *), ſo ſehen wir daraus ſo viel, daß dieſe Pflanzer nach einer langen Küſtenfahrt, wovon die Sage uns nur wenige Anhaltspunkte aufbewahrt hat, endlich an einen feſten Wohnſitz gekommen ſeien. In Athen nun begegnen wir in Monumenten und Gebräuchen ſo vielem, was an Aegypten erinnert, daß man eigentlich die Augen ſchließen muß, wenn man den Zuſammenhang mit Aegypten läugnen will. Plato im Timäus p. 21. E. ſagt nach der Erzählung eines Mannes aus Sais, die Schutzgöttin Athene ſeie daſſelbe Weſen mit der ägyptiſchen Neith, welche in Sais verehrt wurde. Der Athenekopf auf den attiſchen Tetradrachmen, deſſen rohe verzerrte Züge aus Achtung für das alte Herkommen, und mit Rückſicht auf die Accreditirung, welche dieſe attiſchen Nachteulen im Verkehr mit den Barbaren gefunden hatten, beibehalten wurden,

*) Thierſch Epochen p. 28.

hat eine unverkennbare Aehnlichkeit mit den Iſisprofilen auf den Mumienkäſten. An den großen Panathenäen wurde unter anderem auch ein Schiff aufgeführt, das durch Maſchinen über den trockenen Boden bewegt wurde.*) Auch hier liegt die Vergleichung mit dem Schiffe, das bei den Proceſſionen, von denen ſich zahlreiche Darſtellungen auf den Wänden der ägyptiſchen Sanctuarien finden, herumgetragen wird, ſehr nahe: am liebſten möchte ich das Schiff auf die Einführung des Cultus über's Waſſer her deuten. Das ägyptiſche Symbol der Sphinx, das ſich in den Küſtenſtädten und Inſeln Klein-Aſiens als älteſte Münzfigur findet, z. B. in Epheſos, Chios, Perga, Gergis (in Troas) und für deſſen frühe Verbreitung nach Griechenland der Thebaniſche Mythus Zeugniß giebt, findet ſich auch auf atheniſchen Münzen, und ſelbſt Phidias verſchmähte es nicht dieſes ägyptiſche Symbol an den Helm ſeiner chryſelephantinen Pallas anzubringen und damit an den Urſprung dieſes Cultus zu erinnern.

Thot, der dem griechiſchen Hermes entſpricht, ſchrieb ſeine Weisheit auf Säulen in Hieroglyphen. Ebenſo ſtellte Hipparchus in der Mitte von Athen und in den Demen Hermen auf, worauf er kurze Gedichte und Lehren der Weisheit verzeichnete, z. B. μνῆμα τόδ' Ἱππάρχου, μὴ φίλον ἐξαπάτα, um dadurch auf die geiſtige und ſittliche Bildung der Bürger einzuwirken. (Plat. Hipparch. p. 238 Bekker.**)

Werfen wir noch einen Blick auf die Werke der Sculptur. Pauſanias fand bei ſeiner Wanderung durch Griechenland an den verſchiedenſten Orten alte Holzbilder, welche er nach hergebrachter Weiſe ξόανα Αἰγύπτια (ägyptiſche Schnitzbilder) nennt. Dies waren ohne Zweifel Bilder aus angemaltem Holz, wie wir ſie dem Hundert nach in den ägyptiſchen Sammlungen ſehen. An den Reliefs, mit denen die Wände der ägyptiſchen Tempel und Paläſte bedeckt ſind, findet ſich mit großer Einſtimmung die Abnormität, daß, wenn das Geſicht und die Füße von der Seite gezeichnet ſind, Auge und Bruſt gezeichnet ſind, als hätte man die Figur en face vor ſich. Dieſer Zeichnungsfehler war an den Monumenten, welche zu Winckelmann's Zeit bekannt waren, noch nicht entdeckt und ſo mochte er und ſeine Nachfolger immerhin die ſteifen alten Bilder mit feſtanliegenden Armen, geſchloſſenen Füßen und Augen als rohe Verſuche der Kunſt betrachten, welche keine Verwandtſchaft mit Aegypten beweiſen: allein in den 20ger Jahren unſeres Jahrhunderts wurden die Selinuntiſchen Metopen von altgriechiſchem Style entdeckt, an denen ſich dieſelbe Abnormität der Zeichnung findet. Hier ſcheint es mir, hat der Alterthumsforſcher einen feſten Anhaltspunkt, von dem aus er auf gemeinſchaftlichen Urſprung dieſer Manier mit demſelben Rechte ſchließen kann, wie der Lehrer von gemeinſchaftlichen Fehlern auf Abhängigkeit einer Arbeit von der andern ſchließt. Dieſelbe Erſcheinung findet ſich auf vielen Vaſen von älteſtem Styl.

Noch mache ich auf eine ſcheinbar unbedeutende Claſſe von Denkmälern aufmerkſam, auf die Käferſteine. Der Käfer, der ſich von ſelbſt aus dem Dünger erzeugt, war in der ägyptiſchen Religion als Symbol der Zeugung von großer Bedeutung, und ſo erklärt ſich die ungeheure Anzahl dieſer geſchnittenen Steine in den verſchiedenſten Größen aus dem Gebrauch als Amulete. Wenn wir nun aber auch in Griechenland dieſelbe Form von Steinen finden, ſo iſt ſchwer zu

*) Creuzer Symbolik. 2ter Theil p. 814. 2te Ausgabe. Verglichen mit Theil 2. p. 10. 3te Ausgabe.

**) Creuzer Symbol. Bd. 2. p. 110. dritte Ausg.

begreifen, wie die Griechen unabhängig von Aegypten auf eine keineswegs nahe gelegene Symbolik kommen ſollten.

Es wäre nun noch ein weites Feld zu Durchführung dieſer Parallele übrig, das der Mythologie, welche nach Herodot von Aegypten nach Griechenland gebracht worden ſein ſoll. Allein ich laſſe dies ganz bei Seite, theils weil ich die Geduld einer hohen Verſammlung mit ſolchen Unterſuchungen, die nicht jedem mundgerecht ſind, nicht zu lange in Anſpruch nehmen darf, theils weil auf dieſem Felde die Reſultate erſt durch vielfache Deutung gefunden werden können und ebendamit für den Ungläubigen keine bindende Beweiskraft haben. Ich beſchränke mich daher auf einen einzigen Punkt, auf die Lehre von den Todtenrichtern, auf die Fahrt über den Styx und das Fährgeld, das dem Todten mitgegeben wurde. Bedenken wir, daß nach Aegyptiſcher Lehre jeder Todte von Oſiris gerichtet wurde, bedenken wir ferner, daß in Theben, dem älteſten und bedeutendſten Sitz ägyptiſcher Cultur und Religion der größte Theil der Stadt auf der öſtlichen (arabiſchen), die Necropole dagegen auf der weſtlichen (libyſchen) Seite des Nils lag, ſo geſchah bei jeder Beiſetzung eines Todten eine wirkliche Ueberfahrt und der Todte bedurfte eines Fährgeldes.

Wenn es nach dem Geſagten bei mir hiſtoriſche Ueberzeugung iſt, daß Griechenland die Keime ſeiner Religion und Kunſt aus Aegypten erhalten hat, ſo würde man mich ſehr mißverſtehen, wenn man glaubte, ich wolle damit der Herrlichkeit des griechiſchen Genius etwas entziehen. Im Gegentheil, ich betrachte es als die welthiſtoriſche Miſſion des griechiſchen Volkes, die Keime, die es aus dem ſtationären Oriente erhalten, mit jugendlich friſchem Geiſte zu einer herrlichen Frucht zu entwickeln, und namentlich auf dem Gebiete der Kunſt das ſtarre Symbol mit dem Gewande der Anmuth zu umkleiden.

Als der Redner aufgehört, bemerkte Profeſſor Kreuſer:

Auch er räume der Sage ihr Recht in der griechiſchen Welt ein; nur ſollte man für die geſchichtliche Zeit nicht ſo viel Werth auf ſie legen. Was Aegypten näher betreffe, ſo betrachteten die Alten es gewiſſermaßen als einen geſonderten Welttheil, was bei näherer Erwägung ſeiner Lage und Gränzen wohlbegründet erſcheine. Er fühle ſich dadurch gehindert, ſolche Einwanderungen von Aegypten aus nach Griechenland anzunehmen, wie ſie nach ſpätern Schilderungen ſollen Statt gefunden haben. Die Prieſtercollegien, eleuſiniſchen Geheimniſſe, das Orakel zu Dodona ꝛc. weiſen allerdings auf Aegypten hin. Aber nach Manetho habe Aegypten mit ſich allein gelebt, namentlich Ober- und Mittel-Aegypten. Gegen ſtarken Verkehr der Aegyptier auf dem Meere ſpreche ihr Mangel an Schiffbauholz und Eiſen.

Bei Herodot finde ſich ſchon die Anſicht, Aegypten ſei der Mittelpunkt aller Weisheit. Bei Diodor und Strabo werde dieſe Anſicht bis zum Extrem getrieben, deßwegen ſeyen auch wohl die Angaben dieſer für geſchichtliche Wahrheit nicht entſcheidend. Rückſichtlich der Schatzhäuſer ꝛc. beruft ſich Kreuſer auf Kugler's „Geſchichte der Kunſt"; Gewölbe hätten erſt die Römer erfunden. — Das Schiff der Iſis beweiſe auch nicht viel, weil es zu viel beweiſe: auch im 12. Jahrhundert ſey von Aachen bis Lüttich, von dort bis Antwerpen und dann über die Maas zurück ein Schiff geführt worden; dieß weiſe doch wohl nicht auch auf Aegypten hin?

Allerdings aber habe dagegen Milet Handelsniederlagen in Aegypten gehabt, ſo auch wohl andere griechiſche Städte. Es ſei alſo wohl möglich, daß von Griechenland aus Einflüſſe auf Aegypten Statt gefunden haben.

Gegen dieſe Einwendungen Kreuſer's bemerkte der Vicepräſident, wenn auch in Aegypten zwei Dritttheile des Jahres hindurch ungünſtiger Wind geweht habe, ſo bleibe ja immer noch ein Dritttheil übrig, das der Schifffahrt günſtig geweſen ſey. — Gegen die Behauptung, Aegypten habe keine Schiffe gehabt, ſpreche der Umſtand, daß ja eben der Nil Lebenselement der Aegypter wie ſpäter der Griechen geweſen ſey. Ueberhaupt habe Kreuſer Analogien angeführt, wo geſchichtliche Beweiſe nothwendig ſind. Den Erfinder des Gewölbes übrigens, Democritos, habe er nicht genannt. Herodot dürfe man durchaus nicht bei Seite laſſen, ſo wenig als Plato.

Die Reihe zu ſprechen war ſofort an Profeſſor Cleß aus Stuttgart. Er hielt folgenden Vortrag:

Der vor mir aufgetretene Redner, m. v. H., hat durch ſeinen höchſt lehrreichen Vortrag über das Verhältniß der ägyptiſchen Kunſt zu der griechiſchen das intereſſante Thema von dem geiſtigen Einfluße des Oſtens auf unſeren Weſten in Anregung gebracht: mir ſei es nun vergönnt, in entgegengeſetzter Richtung auf die Strömungen der Bildung, welche von Alexander dem Großen an unſer Weſten nach jenen öſtlichen Quellländern des Völkerlebens und des Geiſteslichtes ausgeſandt hat, in einigen fragmentariſchen Andeutungen*) hinzuweiſen. Ich will hier von den unſterblichen Verdienſten nicht im Allgemeinen reden, welche ſich der genannte macedoniſche Heros, und der größeſte, hierinn thätigſte ſeiner Nachfolger, Seleucus I. von Syrien, um die aſiatiſche Menſchheit erworben haben, indem ſie durch Städteſtiftungen von Kleinaſien an bis nach Indien hin und durch hieran geknüpfte Geſetze und andere Inſtitutionen in Cyrus Reich, dieß weite Leichenfeld, neue Lebenskeime, eine zukunftsreiche Saat, niederlegten; ſondern ich wünſchte Ihre Aufmerkſamkeit nur auf jenes Seleucus herrlichſte, ihm gleichnamige Stiftung in Meſopotamien hinzulenken. Dort nämlich auf jener ſchmalen Landenge zwiſchen Tigris und Euphrat, wo dieſe Doppelſtröme auf ungefähr 16 Stunden einander genaht, durch den vom letztern aus gezogenen Oſtkanal, den Königsfluß, vollends vereinigt wurden, empfieng Seleucia an dieſem ſelbſt ſeine Stätte, wegen ſeiner kaum 3 röm. Millien betragenden Entfernung vom Tigris oft auch nach dieſem Strome zubenannt. Jener Kanal, breit und tief genug, um große Waarenſchiffe nach den genannten Strömen zu tragen, welche erſt hier eine bedeutendere Flußſchifffahrt zulaßen, ſo wie die Situation der von ihm durchzogenen Stadt auf einem Punkte, welcher der bevorzugteſte des ihn umgebenden Länderkreiſes iſt, brachte Seleucia mit jener uralten Welthandelsſtraße in Berührung, die ſich zwiſchen dem ſeiner vielen thätigen

---

*) Der hier mitgetheilte Vortrag iſt ein mehrfach abgekürztes Bruchſtück aus einem größeren Ganzen, bei deſſen dereinſtigen Bekanntmachung auch die nöthigen Belege aus der älteren und neueren Literatur beigebracht werden ſollen.

Anwohner wegen produkten bedürftigſten Meere, dem mittelländiſchen, und dem produktenreichſten Völkergebiete, dem indiſchen, hinzog. Dieß war ein Element ihrer künftigen Größe. Das andere lag in der Natur des Bodens, auf welchem ſie ſich ausbreitete, der nach Plinius der fruchtbarſte im ganzen Orient mit ſeiner Segensfülle noch die von Aegypten übertraf. Was ſo Natur und Oertlichkeit begonnen, das vollendete in mannigfacher Weiſe der Menſchen Werk. In der Geſtalt eines Adlers, mit ausgebreiteten Fittichen recht bedeutſam hingeſtreckt, und von Mauern umgürtet, die es in Verbindung mit der Waſſerwehr zu einem ſiebenjährigen Widerſtande gegen die Parthermacht befähigten, umſchloß es eine Bevölkerung, die durch ihre bunte Miſchung zur Führung eines vielgeſtaltigen Lebens, ſo wie durch die darin Ton angebenden Beſtandtheile zur Darſtellung einer unter freiern europäiſchen Formen zuſammengefaßten Gemeinde geeignet war. Einwanderungen von Syrern aus dem hiedurch erſchöpften, ſeit alten Tagen gewerbsthätigen Babylon, und dem übrigen ackerbautreibenden meſopotamiſchen Flachlande, und der ſpätere Hinzutritt handelsrühriger Juden bildeten die Unterlage dieſer Bevölkerung, an deren Spitze Griechen, dieſe natürlichen Träger der Kunſt und Wiſſenſchaft, und ohne Zweifel auch Macedonier ſtanden, welche letztere beſonders ihre lebensvolle europäiſche Kraft und ihren angeſtammten Freiheitsſinn gegenüber von orientaliſcher Lebenseinförmigkeit, Erſchlaffung und Knechtesart aufs Nachhaltigſte behaupteten und ihren aſiatiſchen, durch langen Druck gegen perſönliche und öffentliche Freiheit abgeſtumpften Mitbewohnern und Umwohnern ein leuchtendes und ermuthigendes Vorbild werden konnten, ihr Leben in Haus und Gemeinde und Staat auch mit freiſinnigern, menſchenwürdigern Formen, denn ſie bisher gehabt, auszuſtatten. In einer Zeit entſtanden, die durch lange, arge Mißbräuche einer unbeſchränkten Demokratie in der europäiſchen Heimath von deren völliger Untauglichkeit zur Gründung eines dauerhaften Bürgerglückes endlich überzeugt ſeyn konnte, von einem Könige geſtiftet und von Königen gepflegt, zudem von einem monarchiſch regierten Staate umſchloſſen, genoß Seleucia zwar nur einer verhältnißmäßig freien Gemeindeverfaßung mit einem nach Vermögen und Einſicht, antidemokratiſchen Motiven, gewählten Senat an der Spitze, aber doch hatte auch das Volk, freilich öfters im Streit mit dieſem, ſeine Macht, und alſo zweifelsohne auch ſeinen Einfluß auf innere Verwaltung, Rechtspflege und Aemterwahl nach vaterländiſchen Normen und Geſetzen, kurz Geltung genug, um der Bürger Theilnahme am öffentlichen Leben rege zu erhalten, ihre Denk- und Thatkraft auf dem Gebiete der materiellen und der geiſtigen Intereſſen zu befruchten, ſie auch unter den Parthern vor aſiatiſcher Sclavencorruption zu behüten, und bis in die Zeiten der Römer herab, welche aus alter Neigung oder aus Politik den Städten macedoniſchgriechiſcher Abkunft in ihrem Weltreiche jene beſchränkte Freiheit ließen, ja dieſelbe ſogar ihnen wieder ſchenkten, ſie in der Treue gegen ihre europäiſche Sitte und die freiſinnigen Inſtitutionen von Seleucus, dem Stifter, zu bewahren, wie Plinius, Tacitus, Dio Kaßius von dieſer ſeleucenſiſchen Gemeinde es rühmen. Sehen wir jetzt, wie Kunſt und Wiſſenſchaft in ihren verſchiedenen Zweigen dieſe herrliche Stadt ſchmuckreich umfiengen. Als Stadt griechiſcher Abkunft war Seleucia mit Tempeln, Theatern, Odeen, Gymnaſien, Säulenhallen geziert, welche letztere theils zu jenen Tempeln führten, theils öffentliche Plätze und Straßen umgaben, wie dort jene prachtvollen zu Antiochia, was Alles, ſelbſt ſchon Schöpfung der bildenden Kunſt, noch weitern Schmuck aus deren übrigem Gebiete in Sculptur und Malerei erheiſchte. Weil nun Seleucia wie andere aſiatiſche und afrikaniſche Griechenſtädte, entweder aus den Sitzen des damaligen Kunſtbetriebs Athen, Sicyon, Rhodus, ſich mit ſolcher Zier für ſein öffentliches und

ſein häusliches Leben verſah, oder zu deren Fertigung an Ort und Stelle Meiſter aus der europäiſchen Heimat herbeizog, wurde es auch hierinn ein Abbild von dieſer im fernen Oſten und damit ein Vorbild für deſſen Bewohner auf dem Gebiete des Schönen, wodurch die Orientalen von ihrer ungebildeten Vorliebe für das Groteske und Phantaſtiſche zum feinſinnigen Gefallen an edler Großartigkeit und gemeſſener Einfachheit herüber geleitet werden konnten. Wiederum bot Seleucia durch ſeine Weltſtellung griechiſchen Groß- und Kleinkünſtlern eine Fülle koſtbarer Stoffe ſo wie auch orientaliſcher Formen und Anſchauungen dar, wodurch jene ihre ſchaffende Thätigkeit mit höherem Glanze umgeben, oder derſelben größere Mannigfaltigkeit verleihen, und lange noch, Kraft der Nachhaltigkeit des griechiſchen Weſens ohne Nachtheil für dieſes Beſſere in ihnen, auch ihrerſeits an friedlicher Vermittelung zwiſchen dem Morgen- und dem Abendlande arbeiten konnten. Als einer der bedeutendſten Orte zur Prägung griechiſcher Münzen, dieſes Courrentgeldes des europäiſch-aſiatiſchen Handels bis tief in die Opus- und Indusländer hinein, ſowohl für Rechnung ſyriſcher und parthiſcher Könige als auch der autonomen Gemeinde ſelbſt, konnte unſere Tigrisſtadt auch in dieſem Zweige der bildenden griechiſchen Kunſt, trotz ſeines nicht lange nach ihrer Gründung begonnenen Verfalles eine noch geraume Zeit ſchätzbare Norm des Beſſeren für die Nachachtung des Orients aufſtellen, bis auch hier zuletzt das Griechiſche barbariſcher Verzerrung in der unleſerlich gewordenen Buchſtabenſchrift und in den mehr geſpenſter- als menſchenartigen Königsbildern unterlag. Wie die bildenden Künſte, ſo hatten nun auch die redenden einen mächtigen Anhaltspunkt an dem reich ausgeſtatteten Leben unſerer gefeierten Stadt; wo gleich wie in ihr der Bürger, wenn auch öfters im Conflikte wie innen mit den herrſchenden Geſchlechtern, ſo draußen mit der Königsgewalt, doch noch Bedeutung genug hatte: da war auch die kunſtgeübte Rede eine Macht, um deren Beſitz man ſich in eigenen Schulen mühte, die man, wie wir beſtimmt wißen, für ſie in Seleucia geſtiftet hatte, und in denen natürlich das Studium der rhetoriſchen, poetiſchen und geſchichtlichen Geſammtliteratur Griechenlands zugleich gepflegt wurde. Da wurden denn, wohl aus allerlei Volk, welches daſelbſt zuſammen wohnte, die Männer gebildet, welche hier die verſchiedenen Angelegenheiten der freien Gemeinde beſprachen und leiteten, dort als Diplomaten in Dienſten der Stadt oder befreundeter Könige wirkten, oder ſpäter auch in dem zum Patriarchenſitze erhobenen Seleucia die chriſtliche Lehrkanzel betraten. Daß ferner eben ſo das reifſte, umfaſſendſte Produkt der redenden Künſte, das Drama, daſelbſt ſeine Pflege gefunden, und ſogar wilde Parther die Macht des Apollo Muſagetes empfunden haben, das ſoll unten im Abſchnitte von den Parthern noch beſprochen werden. — Auch die Philoſophie, dieſes ſprechendſte Dokument vom regen Streben des griechiſchen Geiſtes nach Klarheit, Freiheit und Selbſtſtändigkeit, findet ihre Repräſentanten in der oft genannten Stadt, mit hiſtoriſcher Gewißheit an zwei Männern deſſelben Namens, Diogenes; der eine war der ſtoiſchen Schule zugethan, der epicuräiſchen der andere; jener der Lehrer des Akademikers Carneades und einer der berühmten philoſophiſchen Geſandten Athens nach Rom, von einem Lälius und anderen Großen dieſer Stadt wegen ſeines Geiſtes und Charakters hoch gehalten, und ſo wie die Weltſtellung ſeiner meſopotamiſchen Vaterſtadt von großartiger, weit eingreifender Wirkſamkeit, dieſer wie an Weltanſicht ſo an Denkungsart tief unter dem Stoiker, begnügte ſich im Tone ſeiner genußreichen Heimath mit der Situation eines bei dem ſonſt ſtoiſch geſinnten Seleuciden Alexander 2. werth geachteten Paraſiten. Waren nun beide Männer Griechen von Abſtammung oder Aſiaten? Letzteres iſt wenigſtens ſo gut denkbar, als daß der Akademiker Klitomachus eine und dieſelbe Perſon mit

dem Carthaginienſer Asdrubal iſt; im erſteren Falle iſt ihr Daſeyn ein Beitrag zu jener merkwürdigen Thatſache in der Geſchichte griechiſcher Philoſophie des alexandriniſchen Zeitalters, daß nämlich die Mehrzahl philoſophiſcher Notabilitäten auf Seiten der aſiatiſchen und nicht der europäiſchen Griechen ſteht; und jedenfalls dürfen wir jene ſeleucenſiſchen Denker nicht als eine vereinzelte Erſcheinung in ihrer Vaterſtadt anſehen, ſondern es gilt von ihnen der Schluß auf ein regeres Leben und Streben daſelbſt auf dem Gebiete der Weltweisheit überhaupt. Eben die Entwickelung des freieren Griechengeiſtes von dieſer Seite mochten jene Magier beſorglich im Auge haben, als ſie die Gründung Seleucias in der Nähe von Babylon, dieſer alten Veſte ihrer Hierarchie, da Gewalt ihnen nicht mehr zu Gebote ſtand, durch lügneriſche Zeichendeuterei bei Seleucus 1. eine Weile zu hemmen ſuchten: der erſte wiewohl fruchtloſe Verſuch von orientaliſcher Reaktion gegen den ſich geltendmachenden Einfluß des abendländiſchen Geiſtes, wie denn die Forſchungsluſt des letztern, jeder Schranke gram, und am Ende auch Meiſter über ſie, ſonſt wo auch in Aſien und Afrika mit pfäffiſcher Verdumpfungskunſt und Gewaltthätigkeit zuſammengeſtoßen iſt. Doch, wird uns von Appian weiter erzählt, fügten ſich am Ende jene Magier, und verkündeten Seleucias künftige Größe und lange Dauer, wie ſie denn auch fortan vor der in dieſer Stadt gepflegten freien Wiſſenſchaft unter den Syrern und Parthern theils ſcheu verſtummten, theils ſich ihr zu gegenſeitiger Verſtändigung freundlich angenähert zu haben ſcheinen. Ein Ausdruck dieſer letzteren Richtung möchte der von Strabo und andern Griechen ſeines Faches ehrenvoll angeführte und dankbar benützte Seleucus, der Chaldäer, ein gelehrter Geograph, gleichfalls aus unſerer Stadt gebürtig, ſein, alſo auch ein Vermittler des Hellenismus und Orientalismus in dem Sinne, welchen die Worte des Apollonius von Tyana treffend bezeichnen, wenn er bei Philoſtratus ſagt: er habe Einiges von den Magiern gelernt, Anderes ſie gelehrt. Dieſer Geiſt friſcher perſönlicher Regſamkeit im bürgerlichen wie im wiſſenſchaftlichen Leben, deſſen Einwirkung auf die Subſtantialität des halb erſtorbenen Orients Seleucia am Vollkommenſten darſtellt, erſcheint endlich auch hier, wie ſonſtwo häufig im vordern und hintern Aſien ſammt dem jüdiſchen Monotheismus als zu bildender Vorläufer des Chriſtenthums, welches nach neuteſtamentlichen und anderweitigen Andeutungen ſchon in ſeiner erſten Morgenzeit ſeinen Leuchter hier aufpflanzte, deſſen weit getragener Schein im Bunde mit dem von Edeſſa ausgeſtrömten Lichte hineinleuchtete bis zu den Geſtaden des chineſiſchen Hoangho, und durch die indiſche Pentapotamia, und die Küſte von Malabar hinunter bis zur Gewürz- und Perleninſel Taprobane, und durch den Dienſt von Aerzten, Kaufleuten und ihrer Gehülfen, ſowie durch die Vermittelung von Presbytern und Episcopen in ſolche Fernen verbreitet, hier wie dort im Bunde mit der griechiſchen Wiſſenſchaft Schulen ſtiftete, aber auch Krankenhäuſer gründete, als Träger abendländiſcher Civiliſation und chriſtlicher Barmherzigkeit. Doch ſehen wir von dieſen entfernten Sphären der Wirkſamkeit jener chriſtianiſirten Griechenſtadt ab, um dafür jetzt etwas genauer auf ihren näheren vorchriſtlichen und chriſtlichen Wirkungskreis im Parther- und im Neuperſer Volke hinzublicken. Die Parther waren ein Gemiſch medoperſiſcher und turkmeſſagetiſcher Stämme, worin jene zu dieſen wohl in demſelben Verhältniſſe der Abhängigkeit ſtanden, wie ihre heutigen Abkömmlinge, die handel- und gewerbtreibenden Tadſchiks zu dem Usbeken-Adel in Chiwa und Bokhara. Ihre Großkönige, Nachkommen des vom Volke abgöttiſch verehrten Arſaces, und umgeben von einem auf Burgen angeſiedelten Kriegsadel und einem Kreiſe ſtaatskluger Magier ohne ſonderlichen Einfluß, geboten über Maſſen berittener Streiter, die von römiſchen wie von indiſchen Dichtern als verderbenbringende

Krieger geſchildert werden, und nannten das weite Gebiet vom Südoſt-Ufer des kaſpiſchen Meeres bis zum Euphrat und von Armeniens Gränzen bis zum perſiſchen Meerbuſen, ja eine Weile bis zum Indus und über dieſen Strom hinüber, ihr Eigenthum, dabei im Geiſte der altperſiſchen Kajaniden von einer Weltherrſchaft träumend, um die ſie mit den Römern kämpfen ſollten. Aber ſchon innerlich kraft der verſchiedenen Nationalität nicht feſt verbunden, wie denn auch ihre Sprache ein Gemenge von Mediſch und Scythiſch war, lebten ſie untermiſcht mit griechiſch-macedoniſchen Anſiedlern, Syrern, Juden, arabiſchen und kurdiſchen Wanderſtämmen, die mit ihren zum Theil als Unterkönigen belaßenen Häuptlingen und Städte beherrſchenden Geſchlechtern, bald als zweideutige Unterthanen, bald als offene Empörer gegen die Arſaciden auftraten. Um die Königskrone tobte viel Bruder- und Bürgerkrieg im Innern, nach Außen häufiger Kampf gegen die römiſchen Imperatoren im Weſten, im Nordoſten gegen die Chane ſtammverwandter Scythenhorden; im Schooße des Reiches zeigte ſich mancherlei Conflict orientaliſcher und occidentaliſcher Nationalität und Kultur, nach Oben oft ſtarke Hinneigung zu griechiſcher und ſpäter römiſcher Bildung, nicht ſelten freilich auch zu ihren ſchnödeſten Auswüchſen, nach Unten ein nur um ſo ſtarreres Haften an der alten, aus der früheren Steppenheimat mitgebrachter Unkultur; hier ein dumpfes Hängen am rohen Elementendienſte oder magiſchem Formelnweſen und Geheimnißkram, dort, obgleich die Arſaciden, wie die Könige der Alt- und Neuperſer in die Disciplin der Mobeds eingeweiht waren, Unterdrückung oder wenigſtens Nichtachtung der für die Reichseinheit ſo wichtigen Zendlehre und ihrer Diener, von den letzteren nicht unvergolten gelaſſen. In einem alſo geſtalteten Reiche mußte nun dem Einfluße griechiſch-römiſcher Bildung Manches hemmend, Manches fördernd begegnen. Zu jenem rechnen wir die ſtreitluſtige Roheit des herrſchenden Theils der Nation und den häufigen Kriegsſtand des Staates, wodurch manches Saatkorn, und wohl auch manche größere Pflanzung griechiſcher Civiliſation im Lande niedergetreten worden ſeyn mag. Zu dieſem zählen wir die größere Unabhängigkeit der Großkönige von der magiſchen Hierarchie, die Untermengung zahlreicher griechiſch-macedoniſcher Anſiedler unter die orientaliſchen Landeseinwohner und die daraus hervorgehende manchfache Verbindung mit denſelben, ferner den Umſtand, daß die zwei erſten Arſaciden als ehemalige Diener von griechiſchen Beherrſchern Syriens in griechiſchen Sitten auferzogen waren, was auch aus ihren griechiſch coſtumirten Bildern auf Münzen hervorgeht, endlich die öfters vorkommenden Wechſelheurathen zwiſchen beiderſeitigen Nachkömmlingen, die Abkunft mehrerer Arſaciden von griechiſchen und römiſchen Nebenfrauen, die Erziehung nachheriger Partherkönige vom Cäſarnhofe zu Rom. Dieſe Annäherung der Partherkönige mit ihren Umgebungen zu griechiſchem Geiſt und Weſen iſt auch den intereſſanten, ohne Zweifel meiſt zu Seleucia verfertigten Münzen derſelben aufgeprägt, wo Arſaciden nicht nur mit ehrenden Beinamen und Herrſcher-, ja Familien-Symbolen der Seleuciden erſcheinen, ſondern auch, während Motive von einheimiſcher Religion entnommen auf denſelben fehlen, recht bezeichnend die Göttin griechiſcher Wiſſenſchaft, Pallas Athene, einem Partherkönige eine Krone reicht, ein anderer gar in den griechiſchen Muſen-Gott traveſtirt auf einer Art von Dreyfuß ſich zeigt, und, was das Häufigſte und Sprechendſte iſt, den Königsnamen das Beiwort φιλέλλην ſich zugeſellt. Nicht bloße Schmeichelei griechiſcher Stempelſchneider gegen den fremden Herrſcher, nicht bloße Politik von dieſem gegen ſeine vielen an Mitteln reichen Unterthanen griechiſcher Zunge kann das ſein. Dafür iſt dieſe Erſcheinung zu häufig und in zu engem Zuſammenhange mit verwandten Erſcheinungen, ſondern dieß Beiwort ſoll wirklich einen Freund griechiſcher Sprache und eben

damit griechiſcher Nation, Schrift und Bildung bezeichnen, wie wir dieß auch in der That von mehreren Arſaciden, namentlich vom glorreichſten Mehrer des Partherreiches, Arſaces 6., dem Ueberwinder von Medern, Bactriern, Indern und dem Seleuciden Demetrius 2. aus dem zweiten Jahrhundert vor Chriſtus verſichern können. Dieſe Auffaſſung jener Münz-Inſchrift wird unter Anderem auch beſtätigt durch die Aeußerung des Parther-Königs Bardanes gegen den Wundermann Apollonius von Tyana: er kenne die griechiſche Sprache ſo gut, wie die des Landes; ſie wird noch völliger beſtätigt durch die inhaltsreiche Erzählung Plutarchs im Leben des Craſſus, wo wir die Verlobung von Pacorus, einem Sohne des Parther-Königs Hyrodes mit der Schweſter des armeniſchen Fürſten Artowasdes mit dem Vortrage von muſik begleiteten Liedern, vielleicht auch von Erzählungen in griechiſcher Sprache, gefeiert ſehen, was ja einen Kreis griechiſch verſtehender Parther und Armenier vorausſetzen heißt; und wo dann der Biograph, wohl um etwaiges Mistrauen gegen ſeinen Bericht abzuſchneiden, beifügt: „Hyrodes war griechiſcher Sprache und Literatur recht wohl kundig, der armeniſche König aber dichtete ſogar Tragödien, und ſchrieb Reden und Geſchichten, von denen, ſchließt unſer Referent, einige noch vorhanden ſind.“ Für das in Frage Stehende zeugt endlich die weiterhin berichtete Scene, ein merkwürdiges Gemiſche von griechiſcher Bildung und einem Reſiduum orientaliſcher Uncultur, wo die mit Beifall aufgenommene Recitation aus Euripides Bacchen durch einen griechiſchen Tragöden das Hereinwerfen von Craſſus blutigem Haupte mitten in den Speiſeſaal unterbricht, der genannte Mime daſſelbe ergreift und das Lied von dem durch die eigene bachantiſche Mutter zerriſſenen Pentheus anſtimmt, ſich aber jene gräßliche Beute von dem Mörder des Craſſus, dem Parther Panerâthres, wiederum entrißen ſieht, als zieme ſich mehr für dieſen die Anſpielung mit jenen alſo auch dem Parther verſtändlichen Verſen des griechiſchen Tragikers. Woraus erklärt ſich nun dieſe Kenntniß griechiſcher Literatur und das Gefallen daran unter den Parthern? Woraus natürlicher, als aus der engen regelmäßigen Verbindung, in welcher das von den Großkönigen ſichtbar ausgezeichnete Seleucia als Winterreſidenz ſammt dem nachbarlichen Kteſiphon mit jenen Fürſten ſtand, woher ſie denn allermeiſt den Geſchmack an den Genüſſen griechiſcher Wiſſenſchaft und Kunſt, und ſo auch namentlich der dramatiſchen, in ſich aufgenommen haben werden. Den wichtigſten Dienſt aber erzeigte vollends die herrliche Partherhofſtadt ihren orientaliſchen Herrſchern durch die von da aus vermittelte Verbreitung und Begründung des Chriſtenthums unter ihrem Volke, als deſſen Repräſentanten wir die beim erſten chriſtlichen Pfingſtfeſte auftretenden Parther, d. h. Juden und Judengenoſſen aus Parthien anſehen dürfen, gleichſam ſichere Bürgen für die Chriſtianiſirung dieſer Regionen von Aſien. Ap. G. 2, 9. Noch mehr endlich leiſteten wenigſtens nach den vorhandenen Andeutungen in den beſprochenen zwei Hinſichten die Arſaciden auf dem großarmeniſchen Throne, von deren Sorgfalt für ihre Geſchichte uns Moſes von Chorene viel berichtet, unter deren Herrſchaft der Beſuch der Schulen Athens und anderer Griechenſtädte Brauch bei der armeniſchen Jugend wurde, aus deren Herrſcherſtamme endlich, nämlich dem Zweige der Surenas, jener Gregor der Erleuchter entſproßen iſt, welcher mit den drei andern Gregoren, eben ſo vielen Zöglingen griechiſcher Wiſſenſchaft, die in dieſen Nordſtrichen von Vorderaſien in den erſten Jahrhunderten unſerer Kirche aufgetreten ſind, Gregor dem Wunderthäter aus Pontus, Gregor von Nyſſa und Gregor von Nazianz aus Cappadocien zu den glänzendſten Sternen am Chriſtenhimmel jener Zeiten und Völker gerechnet werden muß. So war denn nach dem Bisherigen die vom Partherreiche her drohende Reaktion des Orients gegen

abendländiſchen Einfluß bei der Halbheit und Zerriſſenheit jenes Reiches ſo tief unter der Befürchtung geblieben, daß ſich dasſelbe vielmehr dieſem Einfluße in mehrfacher Hinſicht aufſchließen mußte, bis es 226 nach Chriſtus genöthigt wurde, die Vorherrſchaft in jenem Theile von Aſien dem neuerſtandenen Perſerſtamme zu überlaſſen. — Durch eine kräftigende altheimiſche Erziehung war bei den Bewohnern von Perſis die Kernhaftigkeit ihres Volkes treu bewahrt worden, dazu von mehreren ihrer früheren Herrſcherſünden entwöhnt und dafür vergeiſtigt durch die auch in dieſe Provinz vorgedrungenen griechiſchen Culturelemente, was Seneka bezeugt, wenn er von Verbreitung der macedoniſchen Sprache unter Indern und Perſern redet, und Plutarch, wenn er es rühmt, daß die Kinder der Perſer — die Parther nach einer auch ſonſt beliebten Zuſammenfaſſung vielleicht mit einbegriffen — Suſianer und Gedroſier Sophokles und Euripides Tragödien recitiren. Ueberdieß ward jenes Nationalgefühl zuſammengehalten von Vaſallenkönigen unter parthiſcher Oberhoheit, nach dem Volksglauben Abkömmlingen jener erlauchten Achämeniden, enthuſiasmirt durch die in Liedern, Sagen, Felſenſchriften ſtets wach erhaltene Erinnerung an des Volkes alten Heldenlauf und Herrſcherſtand, zum Ringen um die anererbte Weltherrſchaft mit Parthern und ſofort mit Römern und Byzantinern eingeſegnet durch eine Prieſterſchaft, welche durch die von den Arſaciden erfahrene Geringſchätzung nicht entwöhnt von ihren altverbrieften Anſprüchen auf Mitherrſchaft, ſondern damit vielmehr geſteigert, und ſtatt der früheren Sektenſpaltung jetzt, wie es ſcheint, zu wirkſamer Einheit zuſammengeſchloſſen war. Dazu kam endlich als Lenker der Erhebung ſeines Volkes und der mitverbündeten Prieſter jener zweite Cyrus, Ardeſchir (Artaxerxes) vielfach befähigt, Alt Iran in verjüngter Herrlichkeit aufzuwecken, das h. Feuer im Perſer Prytaneum neu anzuzünden, die Lehre vom Kampfe zwiſchen Licht und Finſterniß durch Veraſp, den Tüchtigſten unter den Tauſenden von Mobeds, reinigen zu laſſen von der unter den Parthern eingedrungenen Beimiſchung der Vielgötterei, und die Reaktion des Orients gegen die Könige und die Ideen des Abendlandes von Neuem einzuleiten. Wie nun die Schapurs, Bahrams und Koſhrus an 400 Jahre lang gegen jene Könige des Abendlandes, und zwar mehr ſiegreich als unglücklich geſtritten, das überlaßen wir der Geſchichte zu berichten, um deſto eher den Gang und die Wendungen ihres Kampfes gegen dieſe weſtwärts hergekommenen Ideen wenigſtens noch andeuten zu können. Hier ſchien die Ausgleichung noch undenkbarer zu ſeyn, da es ein Kampf um Anſichten, um religiöſe Principien war. Zwar fand der Magismus, von jeher mehr zur Unterdrückung oder Vernichtung ſeiner Widerſacher als zur Verſöhnung und Vereinigung mit denſelben geneigt, bei ſeinem Neuerſtehen nicht mehr den alten Gegner vor; die das Göttliche vermenſchlichende, bilderdieneriſche Religion der Griechen, ſie war als Macht im Volksleben erſchöpft, in der Zerſtörung Seleucias ihrer Hauptburg durch die Römer auch gebrochen, durch die Eroberungen des Chriſtenthums mit der Vernichtung bedroht. Vielmehr wie im Politiſchen andere Vorkämpfer des Abendlandes gegen den von den Saſſaniden geführten Orient aufgetreten waren: ſo nun auch auf dem Gebiete der Ideen das gleichfalls vom Weſten her erſchienene, mit dem reinern, tiefern Geiſte des Hellenismus innerlich befreundete Chriſtenthum. Denn obwohl es im Gewande der vom römiſchen Reiche aus verfolgten neſtorianiſchen Emigrantenſekte von den Saſſaniden und ihrer Magier-Rathe freundlich aufgenommen und in ſeinem Weiterdringen nach den Opus- und Indusländern nicht aufgehalten wurde: ſo mußte es doch, ſo bald es nach ſeiner welthiſtoriſchen Beſtimmung in Iran und ſelbſt an Irans Königshofe zu Schapur und Madain (Seleucia-Cteſiphon) um die Geiſter und Herzen warb, und ſelbſt

Magier, von dieſer geiſtigern Lichtlehre angezogen, zu chriſtlichen Mönchen, Wunderthätern und Patriarchen von Seleucia wurden, endlich, als es mit Conſtantin auf den Thron des nebenbuhleriſchen Weſtreiches geſtiegen, nun auch des politiſchen Proſelytismus vor dem Großkönige Schapur 2. verdächtig war, eine lange, grauſame, von Juden und Magiern geleitete Verfolgung leiden. Umſonſt, daß ſpäter die Gemahlin des gewaltigen Nuſchirwan ſammt dem von ihr gebornen Thronerben, ſowie die in perſiſchen Romanzen hochgefeierte Schirin, die Lieblingsgemahlin des prächtigen Coſhru Parviz ſich zum Chriſtenthum bekannte, und der Großkönig Jezdegerd 1. ſich zu demſelben neigte; umſonſt, daß zwiſchen beiden Lehren, beſonders in der ihnen gemeinſamen, edeln, ſittlichen Tendenz freundliche Berührungspunkte vorhanden waren; umſonſt, daß von chriſtlichen Häreſiarchen, namentlich den ſyriſchen Gnoſtikern, ſo wie vom Perſer Manes, dieſem ſeltſamen, von Chriſten ebenſoſehr als von Perſern zurückgeſtoßenen Vermenger ſämmtlicher von Indien bis nach Rom hin geltenden Volksreligionen, Vermittlungsverſuche eingeleitet zu ſeyn ſchienen: für die Chriſtuslehre und die Zendlehre, welche beide, das Dogma von der göttlichen Auctorität ihres Inhalts und ihres Stifters als Loſungsworte voran, um die politiſche und kirchliche Herrſchaft über die zwei Erdhälften mit einander rangen, konnte es zu keinem Friedensvergleiche kommen, und kam zu keinem, bis der Ueberwinder der letztern Lehre, der Islam, in die Stelle der Bekämpfung von Chriſtenthum und Abendland eintrat. Dafür fand nun jener regere, freiere Geiſt des Weſtens, im Chriſtenthum von den perſiſchen Gewalthabern zurückgeſtoßen, doch wiederum, was ja nicht ſelten geſchieht, bei ihnen ſelbſt und bei ihren Unterthanen Eingang durch die allverſöhnende Vermittlung von Kunſt und Wiſſenſchaft, und dieſe Vermittlung ließen die bedeutendſten der Saſſaniden zu, ja förderten ſie freundlich. Gleich Ardoſchin, der Stifter, war bemüht, in Literatur, wie in Glauben, Cultus und Verwaltung das Leben ſeines Volkes zu verjüngen, und ſo gab auch ſein Sohn, Schapur 1., obgleich ein wilder Eroberer, dieſer Empfänglichkeit ſeiner Unterthanen für auswärtige Cultur, namentlich im Kernlande Farſiſtan Nahrung, indem er aus ſeinem ſyriſchen Feldzuge griechiſche Aerzte mit ſich führte, welche die hippokratiſche Arzneikunde im Orient ausbreiteten. Bald erhob ſich auch auf königlichen Befehl jenes berühmte Jondiſchapur in Chuſiſtan, das in allen Zweigen damaliger Erkenntniß den größten Ruhm im Morgenlande genoß, und wo neſtorianiſche Chriſten als Lehrer der Theologie, der Medicin und anderer Wiſſenſchaften römiſche und griechiſche Gelehrſamkeit auf Perſer und Araber übertrugen. Dieſem verſöhnlichen Einfluſſe der Wiſſenſchaft iſt es auch beizumeſſen, wenn wir gebildete Patriarchen von Seleucia öfters im Gefolge der Saſſaniden oder auf Regierungsſendungen nach Conſtantinopel erblicken, oder wenn wißbegierige Unterthanen der perſiſchen Großkönige, die in den chriſtlichen Schulen zu Niſibis, zu Edeßa, zu Seleucia-Cteſiphon gefertigten Ueberſetzungen des Plato, des Ariſtoteles und beſonders mediciniſcher Schriften Griechenlands dankbar annehmen. Dieſem friedeſtiftenden Geiſte der Wiſſenſchaft und ſeinem Zuge folgte auch der Größte der Saſſaniden, Koſhru 1. Nuſchirwan von 531. — 579. nach Chriſtus, deſſen Reich von Ferganah in Transoxiana bis nach Arabien und Aegypten und vom Indusfluſſe bis an die Seeſtädte Syriens ſich erſtreckte. Umgeben von ſeinen ſieben Sipahdars, wie Ormuzd von den ſieben Himmelsmächten, empfieng er dort in ſeinem Audienz-Saale zu Kirmanſchah, recht wie ein altdeutſcher Kaiſer, nicht nur die huldigenden Geſandſchaften des Fagfours von China, des Chakans der Türken, des Rajah von Indien, des Kaiſers der Griechen, zumal an einem Hoffeſte, ſondern er hieß dort auch, und wo er ſonſt mit ſeinem feingebildeten Hofe, auf ſeinen ſtattlichen Pfalzen weilte, griechiſche

Weiſe, die aus dem Abendlande zu ihm kamen und das Ideal des platoniſchen Staates bei ihm verwirklicht ſuchten, willkommen; er ſprach mit ihnen in Gegenwart ſeiner Magier über Schöpfung und Natur, ſuchte ſie angelegentlich bei ſich feſtzuhalten und blieb mit einzelnen der Heimgekehrten als mit ſeinen Lehrern in brieflicher Verbindung. Wie er Platos und Ariſtoteles Schriften mit tiefeindringender Forſchbegierde ſtudirte, ſo ſandte dieſer vielſeitige Fürſt, für indiſche Literatur ſich intereßirend wie für griechiſche, ſeinen Arzt in jenes Land, das vom Ruhm der Saſſaniden ertönte, und ließ das von dort herbeigeholte Fabelbuch Bidpais ins Perſiſche überſetzen. — Fürwahr, nach allem dieſem einer der glorreichſten Vermittler des Oſtens mit dem Weſten. Daß endlich trotz politiſcher und kirchlicher Gegnerſchaft auch die Kunſt des Abendlandes in dem Perſien der Saſſaniden einen vorherrſchenden Einfluß gewonnen habe, dafür zeugen außer geſchichtlichen Spuren noch jetzt ihre Legenden an dortigen Felſenwänden und ihre impoſanten, immer zahlreicher ans Licht der europäiſchen Wiſſenſchaft kommenden Trümmer in den Höhen und Tiefen. War ja, ſcheint es, von jeher dieſes Volk in Sachen der Kunſt wenigſtens der Beihülfe des Auslandes bedürftig. Denn wo die älteſte und fruchtbarſte Mutter der Künſte, die Religion, wie bei den Stämmen von Iran als einfacher Elementenkultus oder als vergeiſtigte Zendlehre die Dienſtleiſtungen der Kunſt entweder geradezu abwehrt oder wenigſtens ſie nicht aufſucht: da kommt dieſe ſpät erſt zum Daſeyn, und braucht, wenn das nun doch erwachte Bedürfniß ſie überraſcht, zu ihrem Gedeihen Unterricht und Unterſtützung von Außen. Daher ſehen wir in Altperſien die Hände ägyptiſcher und griechiſcher Künſtler in Anſpruch genommen, und daß auch das Neuerſtandene, ſo verhaßt auch ſeinen Königen das Scepter und Dogma von Conſtantinopel war, doch die altherkömmliche Beihülfe abendländiſcher Meiſter nicht habe entbehren können, das beweiſen nun eben, um aus Vielem nur Einiges namhaft zu machen, z. B. die griechiſchen Inſchriften über dem gewaltigen Königscoloſſe zu Pferd an den Marmorwänden von Nakſchi Ruſtan, welche den Bund zwiſchen Ormuzd und Ardeſchir, dem Beſieger der den Magiern verhaßten Arſaciden, bezeugen. Dafür ſprechen die mit der größten Wahrheit ausgeführten Elephanten- und Eber-Jagden und andere Feſtſpiele vom Hoflager des prachtliebenden Koſhru Parviz unter den Sculpturen zu Taki Boſtan, die ſchönſten in ganz Perſien; dafür die Höhlenreliefs bei Kirmanſchah, namentlich die Genien-Figuren, welche mit der vollen Leichtigkeit und Eleganz des ſeinen Idealen und der Natur ſo lange treu gebliebenen griechiſch-römiſchen Sculpturſtyles dort in der Höhe der Felſenwand ſchweben, wahrſcheinlich Darſtellungen der Fervers, womit Perſien auch auf dem Gebiete des religiöſen Glaubens der Griechenwelt in ihren Dämonen freundlich begegnet; dafür legen in demſelben Kunſtreviere noch andere Bilder Zeugniß ab, an denen Fülle und Zartheit der Formen naturgetreu und im maßvollſten Gleichgewicht der Theile einen ſeltſamen Contraſt zu andern ſchwülſtigen und plumpen Produktionen bilden, welchen man allerdings wiederum dort und auch anderwärts in Perſien als Zeugen der abnehmenden und ſchwindenden Kunſtfertigkeit begegnet. Hievon reden noch die Monumente an den Biſutunfelſen, wo wir mit Kunſtſchöpfungen aus der Saſſaniden-Zeit auch etwelche aus den Tagen der Achämeniden und die einzigen bis jetzt bekannten aus der Periode der minder bauluſtigen Arſaciden vereinigt ſehen. Den griechiſchen Model will der durch ſeine Kunſtentdeckungen in jenen Gegenden hochverdiente Rawlinſon an den Quadern gewaltiger, von ihm erſt aufgefundener Aquäducte in Chuſiſtan, Spuren claſſiſcher Architektur voll einfacher Majeſtät des Styls will auch der treffliche Ker-Porter an den prächtigeu Mauer- und Portikus-Trümmern des Mondstempels im

Kongaverthale auf den Gränzen von Kurdiſtan erſehen haben. Vergeßen wir endlich in jener Zeugenreihe nicht die merkwürdigen Saſſanidenmünzen mit ihren ausdrucksvollen Herrſcherköpfen und mit dem Feueraltar ſammt den zwei wachehaltenden Magiern auf der Kehrſeite, von denen wenigſtens die aus den erſten Zeiten der neuperſiſchen Dynaſtie mit den an Metall- und Kunſtwerth immer tiefer ſinkenden Arſacidenmünzen verglichen ebenſoſehr für das Auftreten einer geordneten Reichs-Verwaltung als für die Verjüngung eines nationalen Religions-Gefühles und die Thätigkeit eines wieder mehr gehobenen Kunſtgeſchmackes den Beleg abgeben, daher wir ſie wohl gleich jenen Parther-Münzen für die Arbeit von griechiſchen Meiſtern halten dürfen, etwa Abkömmlingen der zu Seleucia und anderwärts in dieſem Theile von Aſien ſchon ſeit dem Beginne der Diadochen-Periode angeſiedelten Stempelſchneider. Doch nicht nur in den Nachkommen jener erſten griechiſchen Anſiedler lebte dieſer Zweig der Kunſt ſammt den andern fort, ſondern ſie erhielten auch vom Abendlande her öfters neubelebende Ergänzung in freiwilligen Einwanderungen, durch kunſtliebende Fürſten und Städte veranlaßt, oder in gezwungenen, welche den Eroberungszügen von Saſſaniden folgen mußten, wie jene zahlreichen griechiſchen Künſtler und Handwerker, welche, nach Cambyſes Vorgang mit Denkmalen und mit Meiſtern ägyptiſcher Kunſt für den Bau der Königsburgen zu Suſa und Perſepolis, der öfters genannte Koſhru Parviz, von 591 n. Chr. an regierend, aus Syrien mit ſich heimführte und in ſeinen Dienſten behielt; ſie haben ihm wohl ſeinen hohen, in Gold und Edelſteinen funkelnden Thron erbaut, an dem zahlreiche Kugeln aus demſelben Metalle die ſieben Planeten und die zwölf Zeichen des Thierkreiſes darſtellten, Alles dieſes ſammt anderer unzählbarer Königsherrlichkeit in der Saſſaniden Reſidenz Madain ein Raub des über die Zendlehre triumphirenden Islam, der ihre Könige vom goldenen Throne auf dem Silberthurm herab vor ſich in den Staub ſtreckte. — So war Perſiens welthiſtoriſches Geſchick zum zweitenmale erfüllt; es hatte mit altem Ruhm auf den Heereswegen der Kriegsgewalt für den Oſten geſtanden wider den Weſten, aber auch, und mit größerem Ruhm denn das erſtemal, wieder auf dem Friedenspfade der Kunſt und Wiſſenſchaft dem hierin verſöhnten Weſten die Hand gereicht; und wie die beſiegte Lichtlehre an das neue Geſetz eines ihrer ſchönſten Inſtitute vererbte, nämlich das Stiften von Waſſerquellen, ſchattigen Bäumen und Carawanſereis für müde Wanderer, ſegensreicher als die Felſenburgen und die bildgeſchmückten Marmorwände der Saſſaniden: ſo wurden auch in der höheren Sphäre der Kunſt und der Wiſſenſchaft die überwundenen Perſer ſammt ihren Lehrern, den Griechen, die Bildner von Aſiens neuen Herren, den Arabern, und blieben kraft der lebensvollen Fortwirkung des in ſie übergetragenen griechiſchen Geiſtes durch den Lauf der mittelalterlichen Jahrhunderte die Gefeiertſten in der Literatur des Islam.

Nach Beendigung dieſes Vortrags führte die Tagesordnung zur Beſprechung über den Ort der nächſten, ſechsten, Zuſammenkunft des Vereins.

Durch Hofrath Thierſch war brieflich Braunſchweig in Vorſchlag gebracht worden. Obwohl es von den Meiſten für allzu nördlich gelegen gehalten wird, ſo macht doch Profeſſor Haßler darauf aufmerkſam, daß eine norddeutſche Stadt an der Reihe ſei, wenn wir nicht eine Trennung der deutſchen Philologen veranlaſſen und uns als ſüddeutſcher Verein conſtituiren wollen. Gewiß aber dürfen wir, ohne der Sache zu ſchaden, unſerer Wirkſamkeit auch äußerlich

nicht zu enge Schranken ziehen. Er ſchlägt ſofort Leipzig vor, den Ort, wo wir einen Fürſten unſerer Wiſſenſchaft finden, Gottfried Hermann, von dem, wie er ſelbſt, ſo gewiß alle Anweſende mittelbar oder unmittelbar gelernt hätten, die Stadt, wo von jeher das Licht der Wiſſenſchaft ausgegangen und genährt worden ſei. Da gegen ihn die Coincidenz der Leipziger Meſſe geltend gemacht wird, ſo kommt er auf das mit Leipzig durch die Eiſenbahn jetzt ſo eng verbundene durch Schätze der Kunſt und Wiſſenſchaft ſo vielfach intereſſante Dresden. Nach längerer Debatte, in welcher hie und da die Befürchtung durchſchien, als ob der Verein daſelbſt nicht willkommen ſein würde, wurde der Vorſchlag bei der Abſtimmung durch eine ſchwache Mehrheit beſeitigt. Ein anderer Vorſchlag in Betreff Weimars wurde wieder verlaſſen, weil es dem erſt beſuchten Gotha zu nahe zu liegen ſchien. Auf die Erklärung Profeſſor Wüſtemanns, daß S. Hoheit der Herr Herzog von Sachſen Coburg-Gotha den Verein bei einer ſeiner Verſammlungen gerne wieder in Gotha ſehen werde, wurde beſchloſſen, Profeſſor Wüſtemann zu beauftragen dem durchlauchtigſten Fürſten den ehrfurchtsvollſten Dank der Verſammlung auszuſprechen. Profeſſor Gerlach aus Baſel bemerkt, wie er verſichern könne, daß der Verein in Baſel willkommen ſein und eine gaſtliche Aufnahme finden werde. So dankbar auch dieſe Erklärung aufgenommen wurde, ſo glaubte man ihr doch bei der nothwendigen Rückſicht auf das nördliche Deutſchland dießmal keine weitere Folge geben zu können.

Nachdem noch Bremen (durch den Vicepräſidenten), Prag und Wien (das letztere beſonders durch Dr. Peregrini) vorgeſchlagen, aber bald wieder verlaſſen worden waren, vereinigte man ſich endlich nach Profeſſor Gerlachs Vorſchlag auf Kaſſel und bezeichnete den Director Weber des dortigen Gymnaſiums als Präſidenten, den Profeſſor Bergk in Marburg als Vicepräſidenten der ſechsten Verſammlung des Vereins.

Schließlich brachte der Präſident mehrere auf dem Büreau aufliegende Subſcriptionsliſten von Buch- und Kunſthandlungen u. ſ. w. in Erinnerung.

IV.

Protokoll

der

dritten öffentlichen Sitzung.

Ulm, den 1. October 1842.

Vor dem Beginne der eigentlichen Verhandlungen bemerkt der Präsident, daß der Nachmittag sich besonders zur Besichtigung der literarischen Schätze der Stadt, namentlich der Bibliothek eignen dürfte und ladet dazu ein.

Sodann theilt er eine Aufforderung von Professor Weißgerber in Offenburg mit, eine, wie dieser glaubte, ganz unbekannte Ausgabe der Batrachomyomachie, Venetiis 1486, 4., in einem Fakſimile, wovon eine Probe eingesandt war, drucken zu lassen und den Druck durch Subscription möglich zu machen. Diakonus Bardili von Urach bemerkt sogleich und weist nach, daß diese Arbeit längst gethan und in der Londner Ausgabe von Maittaire 1721, 8. jene Venetianische getreu nach dem Original gestochen und abgedruckt worden sei.

Hierauf stellt Professor Kreuser den Antrag, daß, in Erinnerung und Anerkennung der von den Behörden und Einwohnern Ulms erfahrenen, nirgend, selbst nicht an den gastlichen Ufern des Rheins, übertroffenen Gastfreundlichkeit und Humanität, welche zu ehren Niemand größere Verpflichtung habe, als eben die Humaniſten, von Seiten des Vereins eine Deputation abgeordnet werde, um den Vertretern des Staats und der Stadt, Regierungsrath von Haas und Oberbürgermeiſter Wolbach den Dank der Verſammlung auszudrücken. Es werden von der Verſammlung hiezu bestimmt der Vicepräsident, Professor Gerlach*) aus Basel

*) Professor Gerlach war es auch gewesen, der am Festmahle des vorigen Tages, das, wie die gemeinsamen Mahle der übrigen Tage durch eine Fülle der geist- und gemüthreichsten Reden und Trinksprüche zu Schimpf und Ernst, in Prosa und Poesie auf das Lebendigste bewegt war, die Reihe der Toaste durch den mit unauslöschlichem Jubel aufgenommenen Trinkspruch eröffnete, den wir nach dem Wunsche Vieler, gewiß mit Zustimmung Aller hier veröffentlichen. Er sprach:

Meine Herren!

Wenn ich den ersten Trinkspruch auszubringen mir erlaube, so wollen Sie nichts Neues und Ueberraschendes von mir erwarten; denn ich werde nur wiederholen das für jeden Würtemberger ewig Alte und Hergebrachte, den Ausdruck der alten Liebe und Verehrung für den

und der Antragſteller, auf deſſen Verlangen jedoch an ſeiner Statt Dr. Peregrini aus Peſth, welche alsbald abgehen und nach kurzer Friſt zurückgekehrt und mit den Jubiläumsmünzen der Stadt beſchenkt über ihre Miſſion berichten.

Inzwiſchen war ein zweiter Antrag Kreuſers eben ſo beifällig und erfolgreich aufgenommen worden, der Antrag: daß durch freiwillige Beiträge der Mitglieder ermöglicht werde, der Ulmiſchen Fiſcherzunft als Anerkenntniß und Dank für ihre Leiſtungen bei dem geſtrigen Volksfeſte des Fiſcherſtechens ein Andenken zu hinterlaſſen. Die nähere Beſtimmung, worin es beſtehen ſolle, und die Ausführung der Sache ſelbſt ſei dem Präſidium zu übergeben. — Die alsbald veranſtaltete Collecte warf über 100 fl. ab und man vereinigte ſich ſogleich dahin, der Fiſcherinnung eine goldene Denkmünze ſchlagen zu laſſen.*)

Sofort vom Vicepräſidenten aufgerufen, an welchen der Vorſitz übergegangen war, hält Rector Dr. Schnitzer aus Reutlingen ſeinen Vortrag über Anwendung der grammatiſchen Theorie Beckers auf das Lateiniſche. — Am Schluſſe deſſelben wird der Redner aufgefordert, in möglichſter Bälde die Skizze ſeines Vortrags behufs der Redaktion der Protokolle einzuſenden.**)

---

erlauchten Herrſcher dieſes Landes, in deſſen freundlichſter Stadt wir heute verſammelt ſind. Mein Trinkſpruch gilt alſo dem Fürſten, der mit jugendlicher Begeiſterung ſeine deutſchen Waffenbrüder zum Siege gegen fremde Unterdrücker führte; der als Mann mit ſchonender Milde die aufbrauſende deutſche Jugend beurtheilte, welche mit kecker Hand den Rieſenbau des deutſchen Reiches vollenden wollte, ehe ſeine Zeit gekommen war; dem Fürſten gilt mein Trinkſpruch, der auf den Thron ſeiner Väter erhoben, die angeſtammten Tugenden ſeines Volkes gepflegt, geehret und bewahret hat. Darunter verſtehe ich jene altſchwäbiſche Treue und Biederkeit, welche gleich fern von zügelloſer Neuerungsſucht, wie vom ſtumpfen Sclavenſinn, dieſem Lande eine Freiheit gerettet hat, welche andere Völker Deutſchlands erſt erwarten; ich meine ferner jene wiſſenſchaftliche Tüchtigkeit, welche auf unzerſtörbaren Grundlagen geſtützt und erhalten, den Stolz des Schwabenlandes ſeit alten Zeiten bildet; ich meine endlich jene ideale Richtung des Gemüthes, und jene geiſtige Höhe in Kunſt und Poeſie, welche trotz aller klugen Verſtändigkeit des Volks ſeit den Zeiten der Hohenſtaufen ſo tief im Schwabenlande wurzelt, daß vom deutſchen Dichterruhm zu reden, ohne immer und immer der Schwaben zu gedenken, eine eitle Thorheit iſt. Wenn nun ein Fürſt ein ſolches Volk mit ſolchem Sinn und Geiſt regiert, daß ein jeder auf ſeine Weiſe ſich entwickeln und ſeine geiſtige Selbſtſtändigkeit bewahren kann, der iſt fürwahr ein Vater ſeines Volks zu nennen. Ich darf daher mit voller Ueberzeugung und ohne den Vorwurf der Anmaßung zu fürchten mich das treue Organ dieſer geſammten Verſammlung nennen, wenn ich ausrufe: „Hoch lebe S. Majeſtät, der König von Würtemberg, der Vater ſeines Volks!

*) Der Stempel iſt längſt fertig; aber die Prägung der Münze durch unbegreifliche Säumniß der Münzverwaltung zu Stuttgart immer noch nicht vor ſich gegangen. Die Münze zeigt auf der einen Seite über zwei gekreuzten Speeren (dem Symbol des Waſſerturniers) die Eule der Minerva mit der Ueberſchrift: Tendimus ultra. Die andere Seite enthält in deutſcher Sprache die Widmungsworte des Vereins.

**) Iſt bisher (May 1843) nicht gekommen. Haßler.

Hierauf macht Conrector Dr. Pfaff aus Eßlingen Mittheilungen aus ſeinem der Verſammlung gewidmeten Werkchen über die ältere Geſchichte des Württembergiſchen Schulweſens. Des Redners trefflicher Humor erregt große Heiterkeit.

Nach ihm betritt Profeſſor Haßler aus Ulm die Rednerbühne und, eine Anzahl Pergamenturkunden vor ſich ausbreitend, ſpricht er:

Wie nur dem Kopf nicht alle Hoffnung ſchwindet,
Der immerfort an ſchalem Zeuge klebt,
Mit gierger Hand nach Schätzen gräbt,
Und froh iſt, wenn er Regenwürmer findet!

Dieſe Worte Göthe's mögen wohl dem Einen oder Andern unter Ihnen, verehrte Herren, unvermerkt auf die Zunge ſitzen, wenn er mich die alten Pergamente hier mit ihren Schnüren und Siegeln auskramen ſieht, und Mancher mag mir wohl im Stillen die Frage vorlegen: was gehen dieſe Urkunden uns Philologen und Schulmänner an? Die Mittheilung, für welche ich mir wenige Minuten geneigtes Gehör erbitte, mag entſcheiden, ob es ſich hier bloß von Regenwürmern handle und wird, wie ich hoffe, das Intereſſe des Humaniſten auch noch in einem andern und ſpeciellern Sinne in Anſpruch nehmen, als bloß in dem allgemeinen des „nihil humani a me alienum puto.“

Es iſt bekannt, daß mit dem Entſtehen der Univerſitäten während des Mittelalters die zuvor kaum noch in den Mauern der Klöſter gekannten und ſpärlich genug gepflegten Wiſſenſchaften anfingen wieder in größere Kreiſe überzugehen und dem Leben allmälich näher zu treten. Nicht bloß die öffentlichen Vorträge von den Lehrkanzeln der Theologen, der Juriſten, Mediciner und Artiſten (der jetzigen philoſophiſchen Fakultät) waren es, welche hiezu beitrugen, ſondern auch die auf den Univerſitäten angelegten Bücherſammlungen, welche zugleich Wirkung waren und wieder Urſache wurden des Zuſammenſtrömens und Zuſammenlebens von Männern der Wiſſenſchaft. Aber eben nur für dieſe, für die Männer der Wiſſenſchaft, für die Lehrer waren dieſe Bibliotheken zunächſt angelegt und berechnet; ſpäter erſt öffneten ſie ſich auch den Jüngern der Wiſſenſchaft, den Studierenden, und in den Lokalitäten der Sammlungen ſelbſt konnten die in verhältnißmäßig immer noch ſehr geringer Anzahl vorhandenen Bücher (Handſchriften) auf Pulten auf- und nicht ſelten an Ketten angelegt von ihnen benützt oder auch, wiewohl unter den ſchwierigſten Garantien und ſtrengſten Cautelen, hie und da zur Benützung mit nach Hauſe genommen werden.*) Doch auch ſo war natürlich die Wirkſamkeit dieſer Sammlungen immer noch auf ſehr enge Gränzen beſchränkt, und, wie bisher meines Wiſſens allgemein angenommen wurde, erweiterten ſich dieſe Gränzen nicht eher, als bis geraume Zeit nach Erfindung der Buchdruckerkunſt und ſeit der Reſtauration der Wiſſenſchaften die Maſſe der Erkenntniß zu einem mächtigen Strome angeſchwollen war und dieſer Strom bereits hie und da ſeine Ufer zu verlaſſen und das Feld des menſchlichen Geiſtes in weiterem Umfange zu befruchten begann. Allein die bisherige Annahme war wenigſtens in Beziehung auf Einen Ort und Einen Fall eine unrichtige, und dieſe eben weil vereinzelt ſtehende nur um ſo wichtigere

*) Siehe über dieſe Gegenſtände Fr. Wilkens Geſchichte der alten Heidelbergiſchen Bücherſammlungen, beſonders das ſechste Kapitel und hier wieder vorzugsweiſe S. 160.

Thatſache der Kulturgeſchichte wird mich rechtfertigen, wenn ich Ihnen, hochverehrte Herren, aus den vor mir liegenden Urkunden nähere Mittheilung mache.

Heinrich Neidhart, Doktor und Pfarrer zu Ulm, der verdiente Sohn eines verdienten Vaters (des Stadtſchreibers Heinrich Neidhart), von zehn Brüdern der tüchtigſte, das würdigſte Mitglied einer einflußreichen Patricierfamilie, deſſen Wirkſamkeit in die letzten Decennien des XIV. und die erſten des XV. Jahrhunderts fällt, verordnete als ſeinen letzten Willen, daß 300 ſeiner Bücher, durchaus Handſchriften, zum Theil von hohem Werthe, 180 auf Pergament, darunter namentlich auch Codices des Valerius Maximus, einzelne Schriften des Cicero und Seneca, des Lactantius, des Caſſiodorus, des Boetius u. A., 120 auf Papier oder auf wechſelnden Pergament- und Papierlagen, als eine Familienſtiftung vereinigt bleiben ſollten. Die erſte der vor mir liegenden Urkunden iſt vom Jahre 1443; in ihr treffen die hinterlaſſenen Brüder und Brüders- und Schweſterkinder des Stifters die erſten Anordnungen für die Erbauung der Liberei über ihrer Familienkapelle im Münſter der Stadt, ſowie für Verwaltung und Benützung der Bücherſammlung. Die zweite Urkunde vom Jahre 1465 enthält den ſehr genauen Katalog der Bibliothek. Von zwei weiteren Urkunden deſſelben Jahres aber iſt die eine beſonders wichtig.*) Sie enthält den Beweis, daß dieſe Bibliothek, obwohl zunächſt für die Familie des Stifters, doch nicht bloß für dieſe, ſondern für Gelehrte und Studierende überhaupt, ja ohne Einſchränkung für Jeden, der von ihr Gebrauch machen wollte und konnte, beſtimmt, alſo die erſte eigentlich öffentliche Bibliothek Deutſchlands war. Dieß geht unverkennbar hervor aus den auf die Ausleihe-Zeit der Bücher bezüglichen Beſtimmungen. Nachdem nämlich feſtgeſetzt worden, wie lange Denen, welche das geiſtliche und weltliche Recht ſtudieren, Bücher geliehen werden dürfen, (nämlich je 5 Jahre) ſodann wie lange denen, welche beide Rechte ſtudieren (nämlich 8 Jahre); ſo folgt die Beſtimmung, daß auch Andern, nicht Studierenden, Bücher geliehen werden ſollen, ohne beſtimmte Vorſchrift für die Zeitdauer des Entlehnens (in dieſem Falle wurde die Zeit alſo dem Ermeſſen der Bibliothekpfleger überlaſſen) mit den Worten: **Vnd wann anndern Bücher, nicht zur Schule gelyhen, den ſoll benannt werden In der Verſchriebung Jaure, die Bücher wieder zu antwortten.**

Obwohl die treffliche Sammlung durch die unverantwortliche Nachläßigkeit der Nachkommen nach aller Wahrſcheinlichkeit unwiederbringlich verloren gegangen iſt, und ſelbſt die vor mir liegenden Urkunden nur ein glücklicher Zufall neulich von dem Untergange mich retten ließ: ſo glaubte ich doch die wichtigſte der in dieſen Pergamenen enthaltenen Thatſachen Ihnen, hochgeehrte Herren, nicht vorenthalten zu dürfen, da ſie den Beweis liefert, daß nicht bloß die Fürſten des ſpätern Mittelalters, die Gründer der Univerſitäten, als Pfleger der Wiſſenſchaften zu betrachten ſind, ſondern auch deutſche Städte, dieſe Pflanzſtätten freyen Bürgerthums, dieſe Vorbilder der Entwicklungen der neueſten Zeit, die abſtraktere Wiſſenſchaft zugleich zu ehren wußten und zum Gemeingut Aller zu machen ſuchten; ich glaubte Ihnen die Mittheilung dieſer Thatſache um ſo mehr ſchuldig zu ſeyn in dieſen ſchönen Tagen, da Sie dieſe Stadt mit Ihrem Beſuche beehren, und wir, wenn Sie nicht etwa den guten Willen für die That wollen gelten

*) Sie findet ſich vollſtändig abgedruckt in den Verhandlungen des Vereins für Kunſt und Alterthum in Ulm und Oberſchwaben. Ulm 1843. 4. S. 34. ff.

laſſen, dieſe Ehre ſo wenig ſelbſt zu verdienen wiſſen, daß wir alle Urſache haben uns zu ſchmücken mit dem Ruhme des Alterthums und den Verdienſten der Vorfahren.

In dem hierauf eintretenden Interſtitium berichtet der Vicepräſident, wie es mit den von den nächſtvorhergehenden Verſammlungen beſchloſſenen Denkmünzen auf O. Müller und Niebuhr ſtehe.

Sodann theilt derſelbe ein Schreiben des Barons Roisin zu Bonn, dat. Lille den 7. September 1842, mit, worin derſelbe, um den franzöſiſchen Gelehrten die Theilnahme an den Verſammlungen eher möglich zu machen „für die Verſammlung des Jahres 1843 auf Darmſtadt oder lieber noch eine Rheinſtadt anträgt" ein Antrag, welchem durch die Beſchlüſſe des vorhergehenden Tages bei der nothwendigen Berückſichtigung der dort geltend gemachten Anſichten möglichſt entſprochen ſchien.

Der Präſident bemerkt, wie er es für geeignet hielte, von Seiten der Verſammlung an Hofrath Thierſch eine Adreſſe abgehen zu laſſen, um ihm das Bedauern der Theilnehmer auszudrücken, daß er nicht anweſend ſein könne, und den Wunſch, daß ähnliche Hinderniſſe wie dießmal (Krankheit) ihn nie wieder von der Theilnahme an den Verſammlungen abhalten möchten. Nach allgemeiner Zuſtimmung zeigt ſich auf den Wunſch der Verſammlung der Präſident gerne bereit, die Adreſſe zu fertigen.

Mit dem Wiederbeginn der Verhandlungen betritt Staatsrath Profeſſor Schinas aus Athen die Rednerbühne und hält folgenden Vortrag:*)

Ueber den jetzigen Zuſtand des öffentlichen Unterrichts in Griechenland.

Hochverehrte Herren!

Durch die Wahl meiner Collegen, der Mitglieder des akademiſchen Senats, und durch die gnädige Beſtätigung meines erlauchten Herrn, des Königs von Griechenland, zu dieſer meinem Herzen ſo theuren Ehre berufen die athenäiſche Otto-Univerſität bei dem dießjährigen deutſchen Philologen-Vereine zu vertreten, fühle ich mich unendlich geſchmeichelt und beglückt, indem ich in Berührung zu den wiſſenſchaftlichen Repräſentanten einer hochherzigen und edlen Nation komme, welcher ich zwar nicht durch die Bande des Blutes und der Abſtammung, aber durch die der nationalen und der perſönlichen Dankbarkeit gehöre, und deren Land mir aus eben dieſen Gründen und durch einen langen Aufenthalt in den ſchönſten Jahren meines Lebens ein zweites theures Vaterland geworden; denn Deutſchland und namentlich das würtembergiſche Tübingen war es, wo vor beinahe drei Jahrhunderten der erſte große Philhellene, der unvergeßliche Martin Cruſius auftrat, und zuerſt Sympathien für das geſunkene Hellas und das gefallene Byzanz erregte. Deutſchland war das Land, wohin vor dem glorreichen Freiheitskampf die jungen Griechen vorzugsweiſe ſtrömten, um die Kenntniſſe zu ſchöpfen, die eben dieſen großen Kampf vorbereiteten und möglich machten; und auf deutſchen

---

*) Der Vortrag wurde bei ſeinem vielſeitigen Intereſſe auch für ein größeres Publikum von dem Präſidium unter Zuſtimmung des Herrn Verfaſſers der Redaktion der Allg. Zeitung mitgetheilt und findet ſich in den Beilagen derſelben zum 7. 8. 9. Oktober abgedruckt. Haßler.

Univerſitäten ſchöpfte theilweiſe auch der unſterbliche Rhigas Pherrhaios jene Liebe zur Freiheit, die ihm zwar einſt das Leben koſten, denſelben aber zum Vorläufer der Nationalauferſtehung machen ſollte. Aber auch ſchon vor Rhigas flüchtete ſich nach der deutſchen Kaiſerſtadt Wien, zu Joſeph dem II, der Vater des erſten Fahnenträgers unſeres Nationalkampfes, des edlen Alexander Hypſilantis, der ſeinem Sohne in glühender Vaterlandsliebe gleiche Conſtantin (nachmals Hoſpodar ſelbſt) vor ſeinem in Bucareſt herrſchenden eigenen Vater, dem alten Alexander, weil er in ſeinem jugendlichen Enthuſiasmus nebſt ſeinem jüngern Bruder einen unzeitigen Aufſtand gegen den muſelmänniſchen Lehnsherrn ſeines Vaters unternahm; und in jener chriſtlichen Stadt, welche das Bollwerk des occidentaliſchen Europa's gegen die Türken vor nicht gar langer Zeit geworden war, beſtärkte er ſich in jenem tiefen Türkenhaß, der ihn ſpäter, und namentlich von 1802 an, bei allem ſeinem Wirken zum größten Schaden des osmaniſchen Reichs leitete, und welchen er ſeinen ſämmtlichen Kindern vermachte. Auf deutſchem Boden, zwar durch Griechen veranlaßt, aber durch edle Deutſche (wie durch Hofrath Thierſch u. A.) begünſtigt und befördert, entſtand im Jahre 1814 die anfangs ganz friedfertige Philomuſengeſellſchaft, welche ſogar deutſche Fürſten unter ihren Mitgliedern zählte, und die ſpäter durch eine merkwürdige Zuſammenfügung im Geburtsjahre des Königs Otto (Anno 1815) in einen geheimen Freiheitsbund, die ſogenannte Φιλικὴ Ἑταιρεία, verwandelt den Aufſtand gegen die Türken durch Belebung des Nationalgefühls und durch Concentrirung aller Kräfte des griechiſchen Volks ſyſtematiſirt und beſchleunigt hat. In deutſchen Städten erhoben deutſche Männer, und namentlich der den Griechen theure Krug (in Leipzig) im Jahr 1821 die erſte Stimme zu Gunſten des auferſtehenden Griechenlands. Aus Deutſchland kamen nach Hellas im Jahr 1822 die erſten chriſtlichen hülfreichen Mitkämpfer, die größtentheils in Peta ein glorreiches Ende fanden. In deutſchen Städten bildeten ſich zuerſt zum Behuf freiwilliger Beiträge philhelleniſche Vereine, die auch in andern Ländern edle Nachahmung erweckten, aber namentlich in Paris durch großherzige Franzoſen und Franzöſinnen eine für die griechiſche Sache ſo entſchieden wohlthätige Entwickelung erreichten. Ein deutſcher Fürſt ließ zuerſt unter allen gekrönten Häuptern eine Stimme der innigſten Theilnahme und Sympathie laut werden, und beſang den griechiſchen Freiheitskampf aus dem doppelten Geſichtspunkt des Hellenenthums und des Chriſtenthums. Ein deutſcher Fürſtenſohn, kaum dem Knabenalter entwachſen, faßte den Muth die große Aufgabe der Regeneration Griechenlands zu übernehmen, eine Aufgabe, welcher er ſich mit der edelſten Hingebung unterzog und fortwährend unterzieht. Zwei deutſche Männer endlich, die HH. v. Maurer und v. Abel, ſind es, welche die erſten Geſetzgeber des neuen Hellas, jeder in ſeinem Fache, geworden. Und wenn ich von dem Allgemeinen in das mich perſönlich Betreffende übergehen darf, ſo habe ich meine eigene wiſſenſchaftliche Bildung unter der Leitung großer deutſcher Lehrer erhalten, und in Deutſchland genoß ich jenes große, nunmehr auf immer zerſtörte Lebensglück, für deſſen unnennbar ſchmerzlichen Verluſt eben der Umſtand mich einigermaßen tröſtet, daß ich es genoſſen habe.

Und wie ſollten nun die Griechen, wie ſollte ich insbeſondere dieſes liebe, edle, nach hiſtoriſchen und linguiſtiſchen Indicien ſtammverwandte, gewiß aber geiſtesverwandte, deutſche Volk nicht innig verehren? Wenn aber politiſche Ereigniſſe und Verhältniſſe, die in keines Menſchen und in keiner Nation Gewalt ſtehen, unglücklicherweiſe den Schein der Kälte und Liebloſigkeit herbeigeführt und ſogar zu generaliſirenden Mißdeutungen Anlaß gegeben, ſo werden die trefflichen Deutſchen in ihrem richtigen die Lebensverhältniſſe gehörig würdigenden

Urtheile die Griechen nicht der Unerkenntlichkeit, nicht des Fremdenhaſſes beſchuldigen, ſondern den Umſtänden allein, die von ſo weiter Ferne nie vollkommen aufgefaßt und in der gegenwärtigen Rede nicht aus einander geſetzt werden können, jene unerfreuliche Erſcheinung zuſchreiben. Iſt aber die Vorliebe für die geiſtigen Inſtitutionen und Einrichtungen eines Landes der ſprechendſte Beweis der Zuneigung zu eben dieſem Lande, und der moraliſch-intellectuellen Verwandtſchaft zweier Völker, zugleich aber auch das feſteſte Band zwiſchen beiden Volksſtämmen, ſo bleibt das Freundſchaftsverhältniß zwiſchen dem intelligenten Theile der griechiſchen Nation und den edlen Germanen ſchon dadurch feſtbegründet, daß in Griechenland das ganze Unterrichtsweſen auf deutſchen didaktiſchen Grundſätzen beruht, deren Trefflichkeit von den Urtheilsfähigen daſelbſt vollkommen anerkannt wird. Um bei dieſer Gelegenheit von dem höhern Lehrperſonal zu reden, ſo haben zuerſt unter den dreißig Profeſſoren der Univerſität zwanzig in Deutſchland ſtudirt; von den Gymnaſien aber ſteht das zu Athen unter der Leitung des Hrn. Profeſſors und Rectors Gennadios, eines trefflichen, verſtändigen und tüchtigen Mannes, der deutſche Bildung ſelbſt erhalten und zu verbreiten ſucht, und zählt außerdem zwei Profeſſoren deutſcher Geburt, die HH. Dr. Ulrichs und Wilke; dem zu Nauplia ſteht der ausgezeichnete Dr. Anſelm (aus Bayern) vor und hat zum Collegen noch einen andern Deutſchen, den Profeſſor Fabricius aus Holſtein. Die deutſche Sprache iſt nicht nur zum Erſtaunen aller Reiſenden unter den gebildeten Griechen, ſchon aus früherer Zeit her, weit verbreitet, ſondern macht auch jetzt reißende Fortſchritte unter der ſtudirenden Jugend; und es iſt dabei zu beachten, daß gerade bei der erſten Einrichtung der Gymnaſien, als das Unterrichtsminiſterium, die Unentbehrlichkeit der deutſchen Sprache für jeden Philologen anerkennend, angeordnet hatte, daß genannte Sprache nothwendig von allen Schülern gelernt werden ſollte, viele von dieſen Gymnaſiaſten einigen Widerwillen dagegen zeigten und mit wenigem Eifer dem Unterricht in dieſer Sprache beiwohnten. Als aber ſpäter jene Anordnung factiſch aufgehoben und das Deutſche zwar fortwährend gelehrt, aber nicht mehr obligatoriſch für jeden war, da erkannten die jungen Leute von ſelbſt die Nützlichkeit dieſer Sprache an und ſie unterziehen ſich nunmehr nicht nur mit großer Bereitwilligkeit, ſondern auch mit ausgezeichnetem Erfolge der Erlernung derſelben, indem viele von ihnen, außer dem Unterrichte auf dem Gymnaſium, auch Privatſtunden darin ſich geben laſſen. Dieſer Umſtand beſtätigt gerade, was ich oben zu bemerken die Ehre hatte, daß nämlich nur Verhältniſſe und Zufälligkeiten die Urſache einiger vorübergehenden Colliſionen geworden, die dann von den Unwiſſenden und Uebelwollenden mißdeutet worden ſind.

Nach dieſer langen, aber meines Erachtens nicht unzeitigen Digreſſion, für welche ich Ihre geneigte Nachſicht mir ausbitte, komme ich auf den Gegenſtand meiner Miſſion zurück. Als Vertreter der Athenäiſchen Otto-Univerſität bei dieſem ehrwürdigen Vereine ausgezeichneter und europäiſch bekannter Männer müßte ich eigentlich eine gediegene Abhandlung über irgend einen philologiſchen oder hiſtoriſchen Gegenſtand liefern, welche die vorhandene Anzahl gelehrter Aufſätze bereichert hätte, und die der großen Ἑλλανοδίκαι, vor die ich das Glück habe zu treten, würdig wäre. Allein dazu fühle ich in mir einerſeits nicht die Fähigkeit, andererſeits aber habe ich die Ueberzeugung, daß auch viel fähigere Männer als ich, deren es zu meinem Stolze nicht wenige in Griechenland gibt, nicht im Stande geweſen wären Ihnen meine hochverehrten Herren, etwas Neues in dieſem Felde darzubringen. Aber es gibt etwas Anderes, welches gewiſſermaßen neu und gewiß nicht unwillkommen ſeyn wird, und dieſes

erlaube ich mir Ihnen vorzulegen: nämlich eine genaue Darſtellung des intellectuellen Zuſtandes von Griechenland, d. h. eine treue Auseinanderſetzung deſſen, was in dem kurzen Zeitraume von weniger als einem Decennium in Bezug auf Unterrichts- und Bildungsanſtalten, auf die Entwickelung und Veredelung der Landesſprache als des Organes jeder Cultur, auf Ausgrabung und Erhaltung der Alterthümer und dergl. geſchehen, mit einem Rückblick auf das, was in dieſer Beziehung vor und nach der Revolution beſtand.

Was nun erſt den öffentlichen Unterricht betrifft, ſo waren vor der griechiſchen Revolution gerade die Provinzen, die das jetzige Königreich ausmachen, diejenigen unter allen von Griechen bewohnten Ländern, die den größten Mangel an Schulen hatten, ſo wie ſie auch materiell die am wenigſten wohlhabenden waren. Während Epirus (und namentlich ſeine an vaterlandliebenden Bürgern reiche Hauptſtadt Jannina), ſo wie auch Theſſalien, Makedonien, Thrakien (vorzüglich Konſtantinopel), einige Inſeln des Archipels (wie Patmos und das volk- und induſtriereiche Chios), dann aber die Küſte von Kleinaſien und vornehmlich das ſchöne Smyrna und das blühende Kydonien, und ſelbſt das tief in Anatolien liegende kappadokiſche Käſareia, ſo wie auch andere ganz ungriechiſche Länder und Städte, wo Griechen als Anſiedler oder Handeltreibende ſich befanden (wie einerſeits Bucareſt, Jaſſy, Odeſſa u. ſ. w., andererſeits aber Venedig, Livorno, Trieſt u. ſ. w.) tüchtige helleniſche Schulen und namhafte Lehrer aufzuweiſen hatten, und einige der genannten Orte ſogar mit thätigen griechiſchen Buchdruckereien verſehen waren, beſaß der ganze Peloponnes nur eine helleniſche Schule in Dimitzana, wo noch im Jahr 1808 die ſogenannte ψυχαγωγία, die abſurdeſte aller Auslegungsmethoden, welche faſt überall vor mehr als zwanzig Jahren verſchwunden war, ausſchließlich gebraucht wurde; ganz Aetolien und Akarnanien aber hatten ebenfalls nur eine, ſehr mittelmäßige (in Miſſolonghi), und Oſtgriechenland eine nicht ſehr alte, und ebenſo mittelmäßige (in Athen).

So war der Unterrichtszuſtand innerhalb der Gränzen des jetzigen Königreichs, als der große Kampf im Jahr 1821 ausbrach. Dieſer war ein zu durchgreifender, zu ſehr auf Leben und Tod hinausgehender, als daß man dabei an Schulen und Unterricht hätte denken können. Lehrer und Schüler, nicht nur aus dem Lande ſelbſt, ſondern auch aus den auswärtigen von Griechen bewohnten Provinzen, verließen ſchaarenweiſe die Schulen und ergriffen die Waffen zur Befreiung des Vaterlandes. Auch die auf deutſchen, franzöſiſchen und italieniſchen Univerſitäten ſtudirenden jungen Griechen konnten in dem erſten Augenblick dem allgemeinen Impuls nicht widerſtehen und eilten entweder nach den danubiſchen Fürſtenthümern zu dem Corps von Alexander Hypſilantis oder nach dem Peloponnes. Bekannt iſt, daß die ſogenannte heilige Schaar (Ἱερὸς λόχος), die bei Dragatſchan größtentheils das Opfer edler Begeiſterung wurde, beinahe ganz aus ſolchen Jünglingen, und zwar größtentheils aus Söhnen ausgezeichneter Familien beſtand; und ſo groß war dieſe ruhmvolle Deſertion aus den Schulen, daß die Volksvertreter, die ſchlimmen Folgen davon für die Friedenszeiten befürchtend, beſchloſſen, es ſollten die im Auslande Studirenden aufgefordert werden die Unterrichtsanſtalten nicht frühzeitig zu verlaſſen, ſondern ihre Studien zu vollenden, da ſie dadurch zur gehörigen Zeit viel nützlichere und größere Dienſte dem Vaterlande zu leiſten im Stande ſeyn würden.

Bei ſo bewandten Umſtänden konnte in Griechenland ſelbſt nicht davon die Rede ſeyn Schulen zu errichten. Nur für den niedern Volksunterricht iſt einige Sorge unter den proviſoriſchen Regierungen, und namentlich durch den verſtorbenen Kleobulos, den Vater des wechſelſeitigen Unterrichts in Griechenland, getragen worden. Dem höheren Lehramt iſt aber unter

den verſchiedenen Gelehrten, die nach dem Schauplatz des Nationalkampfes eilten, nur einer, der Profeſſor Gennadios, inmitten der Drangſale eben dieſes Kampfes, an dem er einen thätigen, rühmlichen Antheil genommen, treu geblieben; er predigte auf eine ſehr wirkſame Weiſe den Staatsbürgern und den Kriegern Einigkeit und Aufopferung und unterrichtete zugleich die Jugend, ſo weit es in jenen Umſtänden möglich war. Erſt nach der Schlacht bei Navarin, nach der Vertreibung der ägyptiſchen Truppen durch die franzöſiſche Expeditionsarmee und nach der unter dem Präſidenten Capodiſtria bewirkten, wenn auch proviſoriſchen Conſtituirung Griechenlands und der Anerkennung der politiſchen Exiſtenz deſſelben durch die Großmächte konnte man wieder an die Organiſation des öffentlichen Unterrichts denken. Allein auch des Präſidenten Augenmerk war auf andere dringendere Gegenſtände gerichtet, und ſo glaubte er während ſeiner überdieß kurzen Verwaltung ſich nur auf die Einrichtung folgender Schulen beſchränken zu müſſen: 1) einer ſogenannten Centralſchule in Aegina, wo das Altgriechiſche nebſt Geographie, Geſchichte ꝛc. gelehrt wurde; 2) eines Waiſenhauſes, ὀρφανοτροφεῖον (auf derſelben Inſel), worin meiſtentheils die aus der muſelmänniſchen Sklaverei losgekauften Waiſen aufgenommen und erzogen wurden; 3) einiger Primärſchulen (ungefähr 30 an der Zahl) in verſchiedenen Gemeinden des Landes; 4) einer geiſtlichen Schule in Poros (einer Art von Seminar), und 5) einer Kriegsſchule in Nauplia, der beſten Unterrichtsanſtalt jener Zeit, die von ihrem trefflichen Director, einem gelehrten franzöſiſchen Offizier, dem Generalſtabscapitän Pauzier, nach den damaligen Umſtänden ſo zweckmäßig organiſirt wurde, daß ſie bereits unter dem Präſidenten (binnen drei Jahren) gute Früchte trug; leider verlor ſie bedeutend an Gediegenheit des Unterrichts und an Strenge der Zucht, ſobald nach der Dimiſſion des Hrn. Pauzier die Direction derſelben weniger geſchickten Händen anvertraut wurde.

Aber auch dieſe faſt unzureichenden Schulen löſten ſich durch den zufolge der bekannten Ereigniſſe von 1831 eingetretenen vollkommenen Geldmangel beinahe ganz auf, ſo daß bei ihrer Ankunft in Griechenland die königliche Regierung nur rückſtändige Lehrgehalte und einige gute, aber durch große Noth in Unthätigkeit verſetzte Lehrer, eine eigentliche thatſächlich wirkſame Schule aber nirgends vorfand.

Was that nun die königliche Regierung bald nach ihrer Ankunft in Griechenland (am Anfang des Jahrs 1833)? Zuerſt ſetzte ſie eine Kommiſſion nieder um den Zuſtand des öffentlichen Unterrichts zu conſtatiren und die zweckmäßigſten Maaßregeln zur Verbeſſerung deſſelben in Vorſchlag zu bringen; dann, nachdem ſie eine den Zeitumſtänden angemeſſene Summe (50,000 Drachmen) zur Entſchädigung derjenigen Lehrer, die mitten unter ſo ſchwierigen Umſtänden ihrem ehrenvollen Beruf treu geblieben, ausſetzte, verordnete ſie, um das wichtige Lehramt nicht in unfähigen Händen auch fernerhin zu laſſen, daß nunmehr, mit Ausnahme der wenigen Männer die als Lehrer oder Gelehrte einen unbeſtrittenen Namen ſich erworben, Niemand jenes Amt ausüben dürfte, wenn er ſich nicht vor eine der drei eigens eingeſetzten Prüfungskommiſſionen (wovon eine für die Lehrer der Gemeindeſchulen, eine für die der helleniſchen, und die dritte für die Gymnaſiallehrer war) geſtellt und nach beſtandener Prüfung das Zeugniß der Befähigung erhalten hätte.

Da das neue Unterrichtsſyſtem, ſowohl dem Gutachten der oben erwähnten Commiſſion als dem Willen der Regierung gemäß, auf der vierfachen Baſis einer Hochſchule, mehrerer Gymnaſien, helleniſchen und Gemeindeſchulen beruhen ſollte, und das innerhalb der Gränzen des Königreichs damals vorhandene Lehrperſonal theils zu wenig zahlreich, theils nicht mit den

erforderlichen Kenntniſſen ausgeſtattet war, ſo mußte man zuvörderſt für die Bildung oder Berufung tüchtiger Lehrer Sorge tragen; und da man merkwürdigerweiſe gerade für den niedern Unterricht (nämlich für die Gemeindeſchulen) verhältnißmäßig weniger Leute vorfand als für den höhern, ſo war am dringendſten Lehrer für dieſe Stufe des Unterrichts gründlich zu bilden. Deßwegen beeilte ſich die königliche Regierung durch die Verordnung vom 6. (18.) Februar 1834 den Elementarunterricht auf die zweckmäßigſte Weiſe zu organiſiren und ſtiftete das wohlthätigſte unter allen Inſtituten unſeres Landes, das Volksſchullehrerſeminar, welches ſie unter die Leitung eines Direktors ſtellte, der zu gleicher Zeit Generalinſpektor der Gemeindeſchulen und vortragender Rath im Miniſterium iſt. Mit dem Seminar wurde auch eine Muſtervolksſchule verbunden, worin die jungen Seminariſten ſich im Lehramt praktiſch üben ſollten. Der ſo eben erwähnte Direktor ward zugleich auch Präſident der oben angeführten Prüfungskommiſſion, die aus den Lehrern des Seminars beſtand. Dieſe Kommiſſion zeigte ſich bald nach ihrer Einſetzung ſehr thätig und examinirte das vorhandene Schullehrerperſonal. Diejenigen darunter, die einigermaßen gut das Examen beſtanden, dreißig an der Zahl, wurden, damit das Königreich nicht ganz ohne Volksſchulen auf einige Zeit bliebe, gleich angeſtellt, aber als Schullehrer dritter Klaſſe, und zwar nur proviſoriſch und unter der Bedingung daß ſie nach zwei Jahren ſich wieder vor die Prüfungskommiſſion ſtellen, und dann erſt, wenn ſie nämlich die gehörigen Kenntniſſe an den Tag legten, nicht nur die definitive Ernennung, ſondern auch je nach ihrer Fähigkeit eine höhere Schullehrerſtelle erhalten ſollten. Von den übrigen wurden einige ganz abgewieſen, andere dagegen, die zwar auch wenige Kenntniſſe beſaßen, dabei aber glückliche Anlagen und Eifer zeigten, wurden ins Seminar als Koſtſchüler aufgenommen, um ſich zu dem Lehramt auszubilden.

Indem nun die Regierung auf dieſe Weiſe den Grund zu der gediegenen Entwickelung des erſten (primären) Volksunterrichts legte, ſorgte ſie auf der andern Seite mit nicht weniger Umſicht für den höhern Unterricht. Es waren zwar, wie bereits bemerkt, verhältnißmäßig mehr tüchtige Männer unter den Griechen für dieſe höheren Stufen des Unterrichts als für die niedere; allein diejenigen, die ſich dazu qualifizirten, befanden ſich in jenem Augenblick größtentheils außer dem Königreiche. Die Regierung ließ alſo Einladungen an ſie ergehen, um durch dieſelben die Gymnaſien und die zu errichtende Univerſität zu beſetzen. Um inzwiſchen die lernbegierige Jugend nicht ganz ohne höhern Unterricht zu laſſen und auch Studenten für die künftige Univerſität vorzubereiten, ſtiftete ſie fürs erſte ein Gymnaſium in Aegina (welches ſpäter nach Athen verlegt wurde), an dem ſie den trefflichen Profeſſor Gennadios als Rector, und einige andere tüchtige Männer aus den wenigen damals in Griechenland anweſenden anſtellte. Bald darauf errichtete ſie ein anderes in Nauplia, indem ſie die noch übrigen bekannten Schulmänner dazu benutzte; und mit jedem von dieſen Gymnaſien verband ſie je eine helleniſche Schule als Muſterſchule in dieſer Unterrichtsſtufe. Für die Errichtung der übrigen Gymnaſien und helleniſchen Schulen, ſo wie auch der Univerſität, die mit dem 1. October 1834 eröffnet werden ſollte, erwartete ſie, daß den ergangenen Einladungen Folge geleiſtet würde und bereitete inzwiſchen die dazu erforderlichen Verordnungen.

Mitten unter dieſen Erwartungen und Vorbereitungen erfolgte die allgemein bekannte weſentliche Veränderung in dem Regentſchaftsperſonal, und ſo wurde die Ausführung jener Plane auf lange Zeit hinausgeſchoben. Indeß wurden doch nach und nach mehrere helleniſche Schulen gebildet, und es wurde auch die Errichtung der Univerſität mit großer Sehnſucht

erwartet, bis endlich im Jahr 1837 die darauf bezügliche Verordnung plötzlich erſchien. Der König war damals mit ſeiner erlauchten Gemahlin auf der Rückreiſe nach Griechenland begriffen, und als er einige Tage darauf in Piräeus einlief, da beſtätigte er zwar mit Freuden die Errichtung einer Anſtalt, die er ſchon längſt dem Lande gewünſcht hätte, machte aber einige ſehr zweckmäßige Modifikationen (in Bezug auf Organiſation und Perſonal) an der, einerſeits zu ſpät, andererſeits dagegen um einige Tage zu früh publicirten Verordnung.

Auf dieſe Weiſe wurde das Gebäude des öffentlichen Unterrichts in Griechenland äußerlich inſofern vollendet, als auch die höchſte Stufe deſſelben (die Univerſität) wenigſtens eine geſetzliche Exiſtenz erhielt. Es fehlte aber noch viel zur Verwandlung des Buchſtabens in Wirklichkeit; denn zuerſt hatten unter den Profeſſoren nur äußerſt wenige bis dahin Gelegenheit gehabt ſich in dem Lehramte zu üben. Dann konnte man ebenfalls ſehr wenige eigentliche Studenten haben, weil die Gymnaſien des Landes noch nicht die gehörige Ausbildung erhalten hatten; an den nöthigen Büchern, an den verſchiedenen Sammlungen, an phyſikaliſchen, aſtronomiſchen und ſonſtigen Inſtrumenten, an Apparaten, Präparaten u. dgl. fehlte es entweder gänzlich oder doch zum größten Theil. Auch ein geräumiges und paſſendes Local für die Vorleſungen war nicht vorhanden, und das einzige Haus in ganz Athen, welches in Bezug auf Raum einigermaßen dem erſten Bedürfniſſe abhelfen konnte, und welches eben darum proviſoriſch zu dem Ende gemiethet wurde, war wegen ſeiner ſteilen Lage für Lehrer und Studierende, im Winter und im Sommer, gleich gefährlich. Bei ſo bewandten Umſtänden waren viele, auch Wohlmeinende der Anſicht, die Errichtung der Univerſität ſei vorzeitig geweſen; man ſollte vorher die untern Schulen, namentlich aber die Gymnaſien vollkommen organiſiren, denſelben die nöthige Zeit geben eine hinreichende Anzahl zu den akademiſchen Studien befähigter jungen Leute zu liefern und inzwiſchen auch für die Bildung tüchtiger Profeſſoren ſorgen, ehe man an die Stiftung einer Univerſität dächte. Allein dieſe gründlich und praktiſch ſcheinende Anſicht konnte nicht nur die Probe einer nähern Erwägung nicht aushalten, ſondern ſie wurde auch durch die Erfahrung ſiegreich widerlegt. Hätte man jener Meinung beipflichten wollen, ſo wäre man ewig innerhalb eines logiſchen Cirkels geblieben; denn um die Univerſität zu ſtiften, müßte man, ſagten viele, vorher tüchtige Gymnaſien und helleniſche Schulen organiſiren; allein dazu brauchte man wieder Lehrer und die Lehrer konnten nur auf der Univerſität gebildet werden. Die an der Univerſität als Profeſſoren angeſtellten, ſagten jene Perſonen weiter, hätten noch nicht die gehörige Uebung zum Dociren. Und wie ſollten ſie dieſe Uebung erhalten, wenn nicht eine Univerſität da war! Man müßte abwarten, behaupteten ſie, daß für die verſchiedenen Zweige der Wiſſenſchaft junge Leute auf fremden Univerſitäten ſich gebildet hätten, die dann im Stande wären einen Lehrſtuhl zu übernehmen. Allein ſo lange keine Univerſität und folglich keine Ausſicht auf akademiſche Laufbahn da war, wollte ſich Niemand in einer ſpeciellen Wiſſenſchaft theoretiſch ausbilden und ſich zu dem höhern Lehramte vorbereiten, ſondern alle talentvollen jungen Leute widmeten ſich nur dem activen Staatsdienſt. Alſo damit eine Univerſität gedeihen könnte, mußten vorher gute, vorbereitende Schulen (Gymnaſien ꝛc.), zahlreiche Studenten und ausgezeichnete Profeſſoren da ſein; allein ohne die Univerſität konnten wieder weder die ſecundären Schulen aufblühen, noch tüchtige Männer für die Profeſſur gebildet werden. Alſo mußte man entweder nie oder ſo bald als möglich einen, wenn auch unvollkommenen Anfang mit der Univerſität machen. Und daß wirklich zwiſchen dieſer Anſtalt und den ſecundären Schulen eine wohlthätige

Wechſelwirkung ſtatt findet, wurde ſchon in den erſten Monaten nach der Errichtung der Univerſität ſichtbar; denn während im vorhergehenden Semeſter die Zahl der Schüler des Gymnaſiums und der helleniſchen Schule zu Athen kaum ſich auf 120 bis 180 belief, ſtieg dieſelbe, bald nach Eröffnung der Univerſität, auf beinahe 800, da die jungen Leute vorher, indem ſie keine Ausſicht hatten eine akademiſche Bildung zu erhalten, ſich darauf beſchränkten die helleniſche Schule jeder in ſeiner Provinz zu abſolviren, und das Gymnaſium (was doch eine Vorbereitung zu der damals noch nicht beſtehenden Univerſität iſt) nicht mehr beſuchen zu müſſen glaubten, nachher aber eben darum es für unentbehrlich hielten ſich auf dem Gymnaſium für die Univerſität vorzubereiten. So hat denn wirklich das richtigere Vorgefühl die Oberhand gewonnen, und es wurde einerſeits dieſe Hochſchule am 3. (15.) Mai 1837 eröffnet, andererſeits aber mit Ernſt darnach geſtrebt den Mängeln derſelben nach Kräften abzuhelfen. Die Staatskaſſe übernahm die Beſoldung der Profeſſoren und die Miethe des Lokals und ſchoß Geld zur Anſchaffung von Büchern, Inſtrumenten ꝛc. vor. Privatleute ſchenkten Inſtrumente, Bücher, ſogar ganze reiche Bücherſammlungen und dergleichen mehr. Andere Männer wieder, worunter beſonders der damals in Griechenland anweſende Hr. Kabinetsrath Dr. Brandis, der jetzige k. griechiſche Juſtizminiſter Rhallis, und ein edler Sohn der glorreichen Inſel Hydra, Hr. G. Dokos, genannt zu werden verdienen, faßten den Plan, durch hervorzurufende Privatbeiträge ein ſchönes, geräumiges Univerſitätsgebäude zu Stande zu bringen, das nicht nur die Hörſäle, ſondern auch die Bibliothek und die verſchiedenen wiſſenſchaftlichen Sammlungen enthalten ſollte. Und dieſer Plan, der durch Ernennung einer die Beiträge betreibenden und ſammelnden und den Bau leitenden Kommiſſion möglich gemacht wurde, iſt bereits ſo weit gelungen, daß die Hälfte des Gebäudes, und zwar die koſtſpieligſte und ſchönſte vollendet worden, und es ſteht zu hoffen, daß auch der übrige Theil auf dieſelbe Weiſe aufgeführt werden wird. Zu dem erwähnten Bau hat Se. Majeſtät der König aus ſeiner Privatkaſſe 41,000 Dr. beigetragen.

Nachdem ich nun das Hiſtoriſche der Entſtehung unſerer jungen Unterrichtsanſtalten im Allgemeinen erörtert, muß ich einen kurzen und gedrängten Ueberblick von dem geben, was in dieſer Beziehung bei uns im gegenwärtigen Augenblick beſteht, gleichviel ob es der Staatsregierung ſelbſt oder dem löblichen Gemeinſinn einzelner Staatsbürger ſeine Stiftung und Unterhaltung zu verdanken hat.

Es beſtehen alſo gegenwärtig:

A. Die Otto-Univerſität.

Sie hat 30 Profeſſoren, von denen 2 der theologiſchen, 6 der juriſtiſchen, 9 der mediciniſchen und 13 der philoſophiſchen Fakultät angehören, und eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Privatdozenten. Unter den Profeſſoren haben, wie bereits bemerkt, 20 auf deutſchen Univerſitäten, 9 in Frankreich und Einer nur (Profeſſor Palli) ausſchließlich in Italien ſtudirt. Was dann das Verhältniß der Heimath der Profeſſoren betrifft, ſo ſind darunter 23 Griechen aus den nicht zum Königreich gehörenden Provinzen, 2 aus dem Königreich ſelbſt, die HH. Kontogonis und Levadevs, und 5 Deutſche. Als eigentliche Studenten haben ſich ſeit 1837 nach und nach einſchreiben laſſen: 192 (worunter 24 für die Theologie, 62 für die Jurisprudenz, 58 für die Medicin und 48 für die philoſophiſch-philologiſchen und die allgemeinen Wiſſenſchaften). Von dieſen 192 haben 92 ihre Studien vollendet, die übrigen ſetzen ſie noch fort. In vaterländiſcher Beziehung ſind darunter 95 einheimiſche und 97 außerhalb

des Königreichs geborne Griechen. Außer dieſen eigentlichen Studenten (Φοιτηταί), welche nur aus ſolchen beſtehen, die entweder den Gymnaſialkurſus in irgend einem Gymnaſium des Landes vollendet und das gehörige Abgangszeugniß erhalten, oder ſich doch vor eine inländiſche Gymnaſialprüfungskommiſſion geſtellt haben und von ihr nach erſtandener Prüfung mit dem erforderlichen Zeugniß verſehen wurden, bleiben noch 133 ſogenannte regelmäßige Zuhörer (τακτικοὶ ἀκροαταί) — eine ganz exceptionelle und proviſoriſche Klaſſe akademiſcher Halbbürger, worunter 112 öffentliche Beamte ſind, welche, indem ſie während des Befreiungskrieges und noch ſpäter nicht die Gelegenheit hatten, die nöthigen encyklopädiſchen Vorkenntniſſe zu erwerben, ſich gegenwärtig, auf eine ſpezielle Autoriſation der Regierung, befleißigen das unwillkürlich Verſäumte, ſo weit es ihr Alter und ihre Geſchäfte erlauben, nachzuholen. Was aber das Univerſitätsgebäude anbelangt, ſo iſt bereits, wie oben angedeutet, die eine Hälfte deſſelben, d. h. die vordere, vollendet, und zwar auf eine ſehr ſchöne geſchmackvolle, rein antike und dabei höchſt dauerhafte Weiſe unter der Leitung eines gründlichen Kenners rein griechiſcher Baukunſt, des Architekten Ch. Hanſen aus Dänemark, aber größtentheils durch griechiſche einheimiſche Steinmetzen und Handwerker ausgeführt. Sie enthält in dem ſchön gewölbten unterirdiſchen Geſchoß vier Säle für die Anatomie und einen für die Chemie, und einiges andere, in dem Erdgeſchoß die Hörſäle für die vier Fakultäten, einen geſchmackvoll eingerichteten Saal für die Verſammlungen der Profeſſoren, das Bureau und die Wohnung des Univerſitätsſekretärs; auf dem erſten Stock aber, wohin eine prächtige Treppe aus penteliſchem Marmor führt, ſind die nöthigen Säle für die Bibliothek, in denen ſich der feinſte Geſchmack mit der größten Zweckmäßigkeit und Erſparung des Raumes ſo vollkommen gepaart findet, daß in dieſem im Verhältniß zu andern Bibliotheken doch nicht ſehr großen Lokal über 200,000 Bände enthalten ſein können. Außer dieſen Sälen und dem in ſeiner Art einzigen Leſezimmer iſt noch in demſelben Stockwerk ein großer Saal, der gegenwärtig die ziemlich reiche Sammlung phyſikaliſcher Inſtrumente enthält, ſpäter aber, ſobald nämlich der übrige Theil des Gebäudes aufgeführt ſein wird, für die Manuſcripte und die mit lithographiſchen und chalkographiſchen Tabellen verſehenen Prachtwerke verwendet werden ſoll.

B. Gymnaſien.

Nach der Grundidee ſollen mit der Zeit eben ſo viele Gymnaſien errichtet werden, als das Königreich Nomen oder Kreiſe enthält. Bis jetzt aber, da Griechenland weder die dazu erforderlichen Geldmittel noch ein hinreichendes Lehrperſonal beſitzt, ſind nur folgende Gymnaſien errichtet worden: 1) das zu Athen (vorher zu Aegina), verbunden mit einer helleniſchen Schule. Beide Anſtalten zuſammengenommen zählen 18 Profeſſoren, Lehrer und Unterlehrer (wovon 8 am Gymnaſium und 10 an der helleniſchen Schule ſind) und an 800 Schüler. Das Ganze ſteht unter der Leitung des Gymnaſiarchen (Gymnaſialrektors) Gennadios, wenn gleich die Schule einen beſondern Scholarchen (Schulrector) hat. Dieſe Anſtalt iſt zugleich faktiſch ein praktiſches Lehrerſeminar für die helleniſchen Schulen des Königreichs, indem die Lehrer und Unterlehrer derſelben, nachdem ſie darin ein paar Jahre gelehrt, nach den verſchiedenen helleniſchen Schulen des Landes als Lehrer oder Scholarchen verſetzt und in Athen durch andere, welche auf der Univerſität, nach vollendetem Gymnaſialkurſus, ihr Triennium zurückgelegt, erſetzt werden. 2) Das zu Nauplia, geſtiftet 1834, auch mit einer helleniſchen Schule verbunden, blühte eine Zeitlang, gerieth dann in einen traurigen Zuſtand und zählte ſehr wenige Schüler, wurde aber

1841 reorganiſirt und der Leitung des jetzigen Rektors, Dr. Anſelm, anvertraut. Es hat gegenwärtig ſechs treffliche Profeſſoren und einige Lehrer und Unterlehrer (für die helleniſche Schule). Dieſer neuen Organiſation zufolge kam die Anſtalt ſchnell empor, und ſie rivaliſirt in Tüchtigkeit mit der zu Athen und zählt bereits eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Schülern (über 200). Ohne ſich durch übertriebenen Patriotismus blenden zu laſſen, darf man wohl behaupten, daß dieſe beiden Gymnaſien es mit manchem deutſchen Gymnaſium zweiten Ranges aufnehmen können. 3) Das zu Syra, ebenfalls mit einer helleniſchen Schule verbunden, beſtand ſchon ſeit dem Jahr 1833 als Privatanſtalt der chiotiſchen Gemeinde auf jener Inſel, wurde aber 1835 oder 1836 als königliches Gymnaſium reorganiſirt. Das Ganze zählt 5 Profeſſoren (für das Gymnaſium ſelbſt), 3 Lehrer (für die helleniſche Schule) und 225 Schüler. Es iſt das beſte nach denen von Athen und von Nauplia. 4) Das zu Patras iſt eigentlich nur eine vollſtändigere helleniſche Schule mit dem Ehrennamen eines Gymnaſiums. Die dabei angeſtellten Lehrer ſind tüchtig, aber nicht zahlreich genug, und der Staat hat in dieſem Augenblick die Geldmittel nicht, um aus dieſem Nominalgymnaſium ein wirkliches zu machen. Die Abſicht der Regierung iſt aber, dieſer Anſtalt, ſobald es die Verhältniſſe erlauben werden, die gehörige Entwicklung zu geben.

C. Helleniſche Schulen.

Es gibt deren 54, worunter drei — zu Athen, Nauplia und Syra — ſo innig mit den daſelbſt befindlichen Gymnaſien verbunden ſind, daß ſie gewiſſermaßen nur die unteren Klaſſen eben dieſer Gymnaſien ausmachen. Der Anfang zur Stiftung dieſer Stufe von Schulen wurde ſchon zwiſchen 1833 und 1834 gemacht, indem man bei der Errichtung der Gymnaſien zu Aegina (nachmals zu Athen) und zu Nauplia daneben je eine helleniſche Schule bildete. Seitdem erwuchs allmählich die Zahl derſelben bis zur eben genannten. Da nach dem urſprünglichen Plan ſo viele helleniſche Schulen geſtiftet werden ſollten als das Königreich Eparchien (Bezirke) enthält, gegenwärtig aber 54 ſolche Schulen (mit Inbegriff der mit den Gymnaſien verbundenen) vorhanden ſind, ſo könnte man glauben, daß dieſes Ziel erreicht wäre und bereits jede Eparchie wenigſtens eine helleniſche Schule beſitze. Allein dieſes iſt keineswegs der Fall, indem einige Eparchien mehrere beſitzen, wie z. B. Attika, welches eine in Athen, eine in Piräeus, eine in Marathon und eine vierte in Salamis hat, andere dagegen noch keine haben. Dazu kommt daß nicht alle vollſtändig und befriedigend beſetzt ſind und nicht alle von der Staatsregierung unterhalten werden. Zuerſt was die Vollſtändigkeit betrifft, ſo haben nur die helleniſchen Schulen zu Athen, Nauplia, Syra, Amphiſſa, Chalkis, Lamia, Tripolis, Sparta und Thera die gehörige Anzahl Lehrer und jede einen Scholarchen. Die von Patras wäre, wenn ſie helleniſche Schule geheißen hätte, noch vollſtändiger; alle übrigen ſind unvollſtändig, haben jede nur einen oder zwei Lehrer und keinen Scholarchen. Dann aber, was die Fähigkeit der Lehrer anbelangt, ſo findet man, außer den eben genannten würdig beſetzten 9 helleniſchen Schulen, auch noch in einigen der übrigen gediegene Schulmänner; allein viele dieſer Schulen erfreuen ſich eines gleichen Glücks nicht, und diejenigen, die es haben, können wegen der unzulänglichen Zahl der Lehrer nicht den erwünſchten Nutzen aus der Tüchtigkeit derſelben ziehen. Obgleich nun es mir rathſamer zu ſein ſcheint dieſe zahlreichen aber unvollkommenen Schulen in wenigere, aber deſto tüchtigere zuſammenzuſchmelzen, ſo iſt dieſes aus localen oder andern, hier nicht leicht aus einander zu ſetzenden Gründen nicht ausführbar. Was endlich die Unterhaltung dieſer 54 Schulen

angeht, ſo werden die Koſten für 32 derſelben (nämlich mit Inbegriff der in den Gymnaſialſtädten befindlichen) lediglich aus der Staatscaſſe beſtritten, von den übrigen werden einige wenige gemeinſchaftlich von der Staatsregierung und der betreffenden Gemeinde (wie z. B die zu Argos), die meiſten aber entweder aus den Gemeindefonds oder aus Beiträgen und frommen Vermächtniſſen vaterlandsliebender Männer unterhalten. Bei allen den oben erwähnten Mängeln bringen doch dieſe Schulen nicht unbedeutenden Nutzen hervor, indem darin, ſo weit es das Lehrperſonal erlaubt, ſtatutenmäßig folgende Gegenſtände gelehrt werden: althelleniſche, lateiniſche und franzöſiſche Sprache, bibliſche und allgemeine Geſchichte, Kalligraphie, Geographie, Arithmetik und Elemente der Phyſik und der Naturgeſchichte. Die deutſche Sprache dagegen wird in den Gymnaſien (wo dann der Unterricht in der franzöſiſchen ausfällt) gelehrt. Die Zahl der jungen Leute, welche die Gymnaſien und die helleniſchen Schulen des Königreichs beſuchen, beläuft ſich insgeſammt auf 4500 bis 5000.

D. Elementar-Unterricht und Volksſchulweſen.

1) Das Volksſchullehrerſeminar. Dieſer am 6 (18) Februar 1834 geſtifteten Anſtalt iſt bereits oben Erwähnung geſchehen. Sie ſteht unter einem Director (jetzt dem Hrn. F. Kokkonis) und zählt gegenwärtig im Ganzen acht Lehrer, welche folgende Gegenſtände lehren: bibliſche Geſchichte, Religionslehre, altgriechiſche Sprache, Weltgeſchichte und ſpecielle Geſchichte Griechenlands, Arithmetik, Geometrie, Zeichnen, Kalligraphie, Geographie, die Elemente der Phyſik und der Naturgeſchichte, angewandt auf den Ackerbau; dann die Gymnaſtik, Vocalmuſik, endlich Pädagogik und Didaktik, welche letztere die Seminariſten auch praktiſch an einer mit dem Seminar verbundenen Muſterſchule (Seminarſchule) lernen. Der Lehrcurſus im Seminar dauert zwei Jahre für diejenigen, welche bei ihrem Eintritt in dieſe Anſtalt einige Kenntniß der althelleniſchen Sprache bereits beſitzen, drei Jahre aber für ſolche, welche dieſe Vorkenntniſſe nicht mit ſich bringen. Die Zahl der Seminariſten beläuft ſich jedesmal auf 60 — 80, wovon 40 ein größeres oder geringeres Stipendium von der Regierung erhalten, und zwar mit der Verpflichtung, daß ſie ſich dem Volksunterrichte widmen oder im Fall einer veränderten Abſicht die erhaltene Unterſtützung zurückerſtatten. Es können alſo nunmehr jährlich über 30 Volksſchullehrer-Candidaten vom Seminar ausgehen. Diejenigen, die bis zum Ende des Jahrs 1839 das Diplom eines Schullehrers erhalten haben, ſind 265 an der Zahl. Auf dieſe Weiſe wird man binnen einigen Jahren ein hinreichendes und tüchtiges Lehrperſonal haben, um die Elementarſchulen aller Gemeinden des Königreichs zu beſetzen.

2) Volksſchulen im Allgemeinen mit beſonderer Rückſicht auf die Knabenſchulen als die zahlreichſten. Es gibt drei Claſſen von Volksſchulen und Volksſchullehrern, nach der Größe der Gemeinden und den Kenntniſſen der Lehrer. In den Gemeinden erſter Claſſe ſollen nach dem Geſetze Schulen erſter Claſſe beſtehen, und denſelben ſolche Schullehrer vorgeſetzt werden, welche bei den Abgangsprüfungen (aus dem Seminar) Nro I. erhalten haben und unter dem Namen von Nomarchialſchullehrern einen monatlichen Gehalt von 100 Drachmen beziehen. In den Gemeinden zweiter Claſſe dagegen ſollen Volksſchulen zweiter Claſſe errichtet werden, und zwar unter der Leitung von Lehrern, welche bei dem Abgang aus dem Seminar die Prüfungsnummer II. erlangt und mit dem Namen von Eparchialſchullehrern monatlich einen Gehalt von 80 — 90 Dr. (nach einer eingeführten Nüancirung) erhalten. Endlich die Gemeinden dritter Claſſe ſollen ihrer Claſſe entſprechende Volksſchulen

und Schullehrer haben, dieſe aber 50 Dr. monatlich als fixen Gehalt beziehen. Die Schullehrer aller dieſer Claſſen haben außerdem nach demſelben Geſetze freie Wohnung, und jedes Schulkind, deſſen vollkommene Armuth nicht auf die geſetzlich vorgeſchriebene Art bewieſen werden kann, muß ihnen ein monatliches Schulgeld von 10 — 50 Lepta (nach den von der königlichen Verordnung feſtgeſetzten Abſtufungen) bezahlen. Am Ende des Jahrs 1839 waren im Ganzen 215 Volksſchulen, beſucht von 20,506 Schülern: aber ſchon im Laufe des Jahrs 1840 entſtanden noch 27 Schulen mit 1500 Schülern, ſo daß am Ende deſſelben Jahrs 252 Volksſchulen beſtanden, worin 22,000 Schüler Unterricht erhielten. In dieſen 252 Schulen, wovon 28 ausſchließlich der Erziehung des weiblichen Geſchlechts gewidmet ſind, werden 67 lehrende Individuen ganz allein von der Staatsregierung beſoldet, 128 dagegen erhalten ihren ganzen Gehalt aus der Kaſſe der reſpectiven Gemeinde; auf der Inſel Tinos werden die Unterhaltungskoſten für ſieben Elementarſchulen aus dem Einkommen der Kirche zur Verkündigung Mariä (τῆς εὐαγγελιτρίας) beſtritten; endlich 25 anderwärtige Volksſchulen werden von Privaten oder Geſellſchaften (wie die Mädchenſchulen der ſogenannten philekpädeutiſchen Hetärie, wovon unten die Rede ſeyn wird) unterhalten. Neben der bedeutenden Unterſtützung, welche die Regierung dem Volksunterrichte durch die Unterhaltung des Seminars, durch die Gewährung von Stipendien an 40 Seminariſten und durch die Beſoldung von 67 Schullehrern und Schullehrerinnen angedeihen läßt, eine Unterſtützung, welche der Staatscaſſe jährlich 102,660 Dr. koſtet, kommt ſie auch den übrigen von ihr nicht unterhaltenen Schulen dadurch zu Hülfe, daß ſie an alle Volksſchulen aus der dem Staate angehörenden Elementarbücher-Niederlage eine Anzahl der nothwendigſten Bücher dieſer Art unentgeltlich vertheilen läßt. In allen dieſen Schulen ohne Ausnahme wird Leſen, Schreiben, Arithmetik, bibliſche Geſchichte, Katechismus und Kalligraphie, in denen der erſten aber und in einigen der zweiten Claſſe auch Zeichnen, griechiſche Geſchichte, Geographie, kurze Sittenlehre, die einfachſten und praktiſchſten Sätze aus der Phyſik und der Naturgeſchichte, dann die Elemente der Grammatik nebſt Uebung im Ausdrücken der Gedanken und ſogar hie und da Muſik und Gymnaſtik gelehrt. Was aber die Lehrmethode betrifft, ſo wird in allen dieſen Schulen nicht die lancaſtriſche oder irgend eine andere ausſchließlich gebraucht, ſondern man geht dabei ſo eklektiſch zu Werke, daß man z. B. die wechſelſeitige Methode an dem Unterricht im Leſen, Schreiben und in der Arithmetik, bei anderen Gegenſtänden dagegen die ſogenannte ſyndidaktiſche (enseignement simultane) mit gleichzeitiger Benutzung alles deſſen, was die übrigen Methoden Nachahmungswürdiges enthalten, vorzugsweiſe anwendet.

Außer dieſen, entweder von der Staatsregierung geſtifteten oder doch von ihr anerkannten oder beſtätigten und den Beſtimmungen des Geſetzes vom 6 (18) Februar unterworfenen Volksſchulen findet man noch ganz willkürlich fungirende und von der Regierung aus nicht ungültigen Gründen geduldete ſelbſtgeſchaffene Lehrer durch das ganze Königreich verbreitet, von denen noch an 10,000 Kinder Unterricht im Leſen und Schreiben erhalten, ſo daß im Ganzen wenigſtens am Ende des Jahrs 1840 3200 Kinder Elementarunterricht erhielten. Was nun aber das Verhältniß der Schulfrequenz zu den drei großen Abtheilungen des Landes (nämlich dem Peloponnes, dem feſten Lande und den Inſeln) anbelangt, ſo iſt der Elementarunterricht (ſo wie auch der frühere) auf den Inſeln weit mehr vorgeſchritten als in den zwei anderen Theilen; denn obgleich der Peloponnes für ſich allein die Hälfte der Einwohner des ganzen Königreichs enthält, ſo betragen doch die auf dieſer Halbinſel die Elementarſchulen

beſuchenden Kinder kaum etwas mehr als ⅓ der ganzen Schulfrequenz; im feſten Lande aber, mit Ausnahme Athens und ſeines Hafens, iſt das Verhältniß noch ungünſtiger, indem die Anzahl der ſchulbeſuchenden Kinder in dieſem großen Landſtriche kaum ¼ des Ganzen ausmacht. Alſo unter den oben angeführten 32,000 Kindern kann man 11,000 für den Peloponnes, 8000 für das helleniſche Feſtland und 13,000 für die Inſeln annehmen, was den ungeheuren Unterſchied der Elementarbildung zum Vortheil dieſer Eilande beweist, und nur durch die Berückſichtigung, daß die Inſeln des Archipels während des Kriegs ſehr wenig, der Peloponnes aber ſehr viel und das Feſtland noch mehr gelitten, ſo wie auch durch einige andere Umſtände erklärlich wird. Man hofft indeß, daß die vor kurzem bewirkte Zuſammenſchmelzung der bis dahin zu zahlreichen Gemeinden des Königreichs in eine geringere Zahl den neuen an Umfang und Volksmenge größeren Gemeinden es möglich machen wird gute Schulen zu unterhalten, und daß wir in einem Decennium die erfreuliche Erſcheinung erleben werden die Gemeindeſchulen von allen Kindern im Schulalter beſucht zu ſehen.

3) Insbeſondere Mädchenſchulen mit Inbegriff der von der philekpädeutiſchen Geſellſchaft geſtifteten. In dem allgemeinen Capitel über die Volks- oder Elementarſchulen iſt auch von den Mädchenſchulen und ihrer Anzahl flüchtig die Rede geweſen. Allein es iſt nothwendig auch insbeſondere einiges über dieſe Anſtalten, ihre Entſtehung und ihren gegenwärtigen Zuſtand zu ſagen. Um aber dieſes verſtändlich zu machen, muß man zugleich das Geſchichtliche der philekpädeutiſchen Hetärie mit hineinflechten. Mädchenſchulen beſtanden vor der Revolution gar keine. Nur zu Hauſe erhielten die weiblichen Kinder der wohlhabenden Familien einen den Mitteln ihrer Eltern angemeſſenen Unterricht. Erſt im Jahr 1828 ſtifteten amerikaniſche Miſſionäre in dem damals unter türkiſcher Herrſchaft ſtehenden Athen und an einigen anderen Orten Mädchenſchulen. Auch war bei der Ankunft der königlichen Regierung in Griechenland ein ſo vollkommener Mangel an Schullehrerinnen, daß es nothwendig war, ehe man an die Errichtung von Mädchenſchulen dachte, für die Bildung von Lehrerinnen zu ſorgen. Daher ſtiftete die Regierung im Jahr 1834, gleich nach der Einrichtung des Schullehrerſeminariums, in der Mädchenſchule der Miſtreß Hill zu Athen zwölf Freiplätze für junge Mädchen, die zu Schullehrerinnen gebildet werden ſollten, bewog zu gleicher Zeit eine in der genannten Hill'ſchen Schule bereits tüchtig gebildete junge Dame, Namens Helene Pitadaki, die Leitung einer auf Staatskoſten eigens errichteten Gemeindemädchenſchule in Nauplia zu übernehmen und unterſtützte auch eine andere von einer Franzöſin (Madame Volmérange genannt) ebendaſelbſt gegründete Anſtalt für höheren Mädchenunterricht, indem ſie auch darin einige Freiplätze ſtiftete, eine Anſtalt, die ſpäter nach Athen verlegt und nach dem Abgang der Madame Volmérange ganz von der Regierung übernommen und der Leitung der trefflichen Pitadaki anvertraut wurde. Dieſe Schulen und dieſe Freiplätze wurden unter die Oberaufſicht des Directors des Schullehrerſeminars geſtellt, der, ſobald eine der Koſtſchülerinnen ihren Curſus vollendet und die Prüfung ehrenvoll beſtanden, den Antrag zur Errichtung einer Mädchenſchule in einer der Gemeinden des Königreichs und zur Anſtellung dieſer Geprüften ſtellte. So entſtanden nach und nach einige Mädchenſchulen. Allein noch immer verdiente dieſer Theil des öffentlichen Unterrichts die größte Fürſorge, und das Bedürfniß eine umfaſſende Maaßregel zur Abhülfe zu treffen war ſehr fühlbar. Bei ſo bewandten Umſtänden faßte der jetzige Director, der einſichtsvolle Hr. Kokkonis, im Jahr 1836 den Plan eine Geſellſchaft zur Beförderung des Elementarunterrichts im Allgemeinen, insbeſondere aber zur

Verbreitung desſelben unter dem weiblichen Geſchlecht zu ſtiften. Seine Abſicht war hauptſächlich, falls bedeutende Geldbeiträge zuſammenkämen, durch deren Hülfe eine Art von Seminar für Schullehrerinnen mit einer Seminarſchule daneben zu errichten. Der Plan gelang vollkommen. Die Geſellſchaft kam zu Stande, wurde vom König unter'm 28 Auguſt (7 Sept.) 1836 beſtätigt, ſah mit jedem Jahre ihre Mitglieder wachſen und bewirkte in einem kurzen Zeitraum folgende außerordentliche Ergebniſſe ſowohl in Bezug auf Entwicklung ihrer Mittel als auf poſitiven Erfolg; ſie zählt über 700 Mitglieder oder ſonſtige Theilnehmer, zwar auch in andern Ländern, vorzüglich aber in Griechenland und in der Türkei. An regelmäßiger Einnahme hatte ſie nach den officiellen Berichten vom Ende des Jahrs 1840 jährlich 36,710 Dr., welche Einnahme ſeitdem um wenigſtens 5000 Dr. geſtiegen iſt und ſich täglich vermehrt. Sie hat außerdem ein verzinstes Capital von ungefähr 40,000 Dr., welches ſie zum Bau eines geräumigen Locals für ihre große Pflanzſchule zu verwenden gedenkt. Dieſe ausgezeichnete und ſegensreiche Schule, die gegenwärtig unter der Leitung einer trefflichen Dame Sebaſté Mano ſteht, iſt für die weiblichen Volksſchulen was für die anderen Elementarſchulen das Schullehrerſeminar; ſie hat nämlich vorzugsweiſe den wichtigen Zweck Schullehrerinnen zu bilden, wozu ſowohl von der Geſellſchaft als von der Staatsregierung eine Anzahl Stipendien an talentvolle Mädchen, welche Neigung und Anlage zu dieſem edlen Beruf zeigen, ertheilt werden. Eben deßwegen iſt mit dieſer Schule auch eine Seminarſchule für kleine Mädchen verbunden, worin die künftigen Schullehrerinnen ſich praktiſch in dem Lehramte üben. In jene höhere Schule aber, wo die Mädchen einen bedeutenderen Grad von Bildung erhalten, werden auch Penſionäre oder auch Externe gegen ein mäßiges Schulgeld aufgenommen, was zur Vermehrung der Einkünfte der Geſellſchaft beiträgt. Und da nun bei der kürzlich ſtattgehabten Auflöſung der Hill'ſchen Schule die Freiplätze, welche die Regierung darin unterhielt, auf die philekpädeutiſche Pflanzſchule übertragen wurden, ſo bekam dieſe dadurch einen neuen Zuwachs von Mitteln zu ihrer größeren Ausbildung. Die Geſellſchaft beſchränkt übrigens ihre Wirkſamkeit nicht lediglich auf die genannte Anſtalt. Sie unterſtützt außerdem durch Geldbeiträge, Zuſendung von Büchern oder ſonſtigen Erforderniſſen eine Menge von Volksſchulen, Schullehrern und Schullehrerinnen in den Provinzen, hat bereits zur Herausgabe von vielen kleinen Schulbüchern durch Uebernahme der Druckkoſten, durch Belohnung oder ſonſtige Aufmunterung beigetragen und entwickelt immer mehr eine rühmliche und heilbringende Thätigkeit.

E. Das Waiſenhaus.

Geſtiftet unter dem Präſidenten J. Kapodiſtrias auf der Inſel Aegina, nach einem für das Bedürfniß verwaiſter Kinder von meiſtens armen Eltern zu gelehrten Plan, wurde es 1834 nach Nauplia verlegt und nach einem neuen Syſtem organiſirt. Nach dieſem ſoll den Waiſen nicht eine gelehrte Erziehung gegeben, ſondern nebſt dem Elementarunterricht irgend ein Handwerk, wodurch ſie ſpäter ihr Brod ſelbſt erwerben können, beigebracht werden. Nach der Verordnung von 1834 ſollte es 100 Zöglinge enthalten; jetzt aber zählt es deren nur etwa 30, welche meiſtens das Techniſche in dem königlichen Arſenal zu Nauplia (worin die Ouvrierscompagnie arbeitet) lernen.

F. Hülfsmittel für den öffentlichen Unterricht, namentlich Schulbücher aller Art, und zwar nicht nur für den Elementar-, ſondern auch für den Gymnaſial- und helleniſchen Unterricht.

Für beinahe alle Gegenſtände, die in den Volksſchulen gelehrt werden, ſind Schulbücher geſchrieben und herausgegeben worden, zwar meiſtens durch die Fürſorge und auf Koſten der Regierung, aber auch, wie ſchon bemerkt, durch die philekpädeutiſche Hetärie, hie und da auch auf Koſten von Privatleuten. Dieſe Bücher, welche für jeden Gegenſtand in doppelter Form abgefaßt ſind, nämlich einmal in größerer Ausdehnung für den Gebrauch der Lehrer und dann in mehr ſynoptiſcher Form zum Gebrauch der Schüler, bilden gewiſſermaßen zwei encyklopädiſche Bibliotheken, von denen die kleinere 15 Dr. koſtet, ſo daß jeder noch ſo unbemittelte Schüler innerhalb der vier Schuljahre ſich dieſe Bücherſammlung allmählich und unvermerkt anſchaffen kann, indem er jährlich nur 3½ Dr. dafür auszugeben braucht. Außer dieſen Büchern gibt es noch andere Schulbücher für den Gebrauch der Gymnaſien und helleniſchen Schulen, wenn auch noch nicht für alle Lehrgegenſtände dieſer höheren Unterrichtsſtufen, und dieſe Bücher ſind meiſtens auch entweder durch die Regierung ſelbſt veranlaßt oder auf Koſten derſelben ganz oder zum Theil herausgegeben.

Aus einer Anzahl Exemplare aller dieſer Schulbücher ſo wie auch aus einigen Tauſenden von großmüthigen Vaterlandsſöhnen für gemeinnützige Verwendung geſchenkten Bänden verſchiedener Werke (z. B. der Ausgaben griechiſcher Claſſiker von Korais und Ducas) bildete die Regierung ein Bücherdepot, woraus ſie an die dürftigen Schulen und Schüler nach Maaßgabe des Bedürfniſſes Bücher unentgeltlich vertheilen oder auch an die bemittelteren für einen mäßigen Preis verkaufen läßt, um aus dem Erlös allmählich die öffentliche Bibliothek durch Anſchaffung neuer Werke zu bereichern. Auch Tabellen und viele andere zur Einrichtung von Volksſchulen erforderliche Gegenſtände hält die Regierung vorräthig, um den ärmeren Schulen durch unentgeltliche Vertheilung eine Unterſtützung zu gewähren.

G. Wiſſenſchaftliche oder Kunſt-Sammlungen.

1) Oeffentliche und Univerſitätsbibliothek. Zuerſt entſtand eine ſogenannte öffentliche Bibliothek, die aus der vom Baron Sakkellarios geſchenkten Bücherſammlung (5395 Bände ſtark), aus der vom Baron Bellios der in Griechenland zu conſtituirenden makedoniſchen Gemeinde vermachten Bibliothek, dann aber auch aus den von den Gebrüdern Zoſima, v. Ducas, Korais, Komitas und anderen geſchenkten oder vermachten Büchern beſtand. Dazu kam ſpäter die zwar nicht ſehr zahlreiche (denn ſie beſteht aus kaum 2000 Bänden) aber ſehr koſtbare Sammlung des Hrn. Dem. Poſſolakas, welche die Regierung vor 2½ Jahren dieſem für 105,000 Dr. abgekauft. Aber nach Errichtung der Univerſität faßte man den Plan, auch eine beſondere Univerſitätsbibliothek zu gründen. Zu dem Ende ließ die Regierung durch jede der vier Facultäten ein Verzeichniß der für das erſte Bedürfniß unentbehrlichen Werke entwerfen, und verwendete auf deren Ankauf 10,000 Dr. Bald darauf beeilten ſich einige Männer in der Hauptſtadt und im Auslande kleine Büchergeſchenke der Univerſität darzubringen. Allein dasjenige, was hauptſächlich dazu beitrug dieſe Bibliothek bedeutend zu vermehren, war folgender Umſtand: Se. kaiſerl. Hoheit der Großherzog von Toscana befahl den Vorſtehern der verſchiedenen Bibliotheken des Landes die darin befindlichen Doubletten (5000 an der Zahl) zuſammenzubringen, und machte damit der Athenäiſchen Univerſität ein koſtbares und wahrhaft fürſtliches Geſchenk. Dieſes ſchöne Beiſpiel befolgend, veranlaßte Se. Majeſtät der regierende

König von Sardinien ein ähnliches in ſeinen Staaten, und ſchickte nach Piräeus durch eine königlich ſardiniſche Kriegsfregatte mehrere Bücherkiſten, enthaltend an 6000 Bände. Auch Privatmänner, wie der königl. däniſche wirkl. Etatsrath und Prof. C. Rafn und der Eigenthümer der Nicolaiſchen Buchhandlung in Berlin, Dr. Parthey, beeiferten ſich werthvolle Büchergeſchenke nach Athen zu ſenden, und ſo wuchs ſchnell die Univerſitätsbibliothek daſelbſt. Und da nunmehr nach Vollendung der Vorderſeite des Univerſitätsgebäudes, worin jenes oben beſchriebene Bücherlocal enthalten iſt, die Regierung zum größeren Nutzen der ſtudirenden Jugend und des Publicums die beiden Bibliotheken in eine zuſammenſchmelzen und im genannten Local aufſtellen ließ, ſo zählt jetzt dieſe Geſammtbibliothek zwiſchen 35,000 und 40,000 Bände (worunter ungefähr 90 Manuſcripte), und es ſteht zu hoffen, daß durch eine allgemeinere Nachahmung jenes einmal gegebenen Beiſpiels dieſelbe bald ſo vollſtändig werden wird, daß ſie nicht nur den mit der Wiſſenſchaft ſich beſchäftigenden Griechen, ſondern auch den zahlreichen in wiſſenſchaftlicher Abſicht Griechenland beſuchenden Fremden hinreichende Hülfsmittel wird darbieten können. 2) Eine bedeutende Sammlung von Alterthümern, d. h. Statuen, Basreliefs, Vaſen, Sarkophagen, Geräthſchaften, Inſchriften ꝛc., die zwar jetzt wegen Mangels an Local in verſchiedenen Theilen der Akropolis oder der Stadt (vorzüglich aber im ſogenannten Theſeustempel) zerſtreut liegen, aber nach Vollendung des noch ungebauten Theils des Univerſitätsgebäudes darin vereinigt werden ſollen. 3) Die Münzſammlung, enthaltend meiſtens byzantiniſche und altruſſiſche Münzen nebſt einigen Koſtbarkeiten, wie Edelſteine, Perlen ꝛc., geſchenkt vom verſtorbenen N. Zoſimas in Moskau. 4) Eine kleine Bildersammlung aus der italieniſchen Schule, geſchenkt vom königlich griechiſchen Viceconſul in Wien, Hrn. N. Mantzurani. 5) Das Naturaliencabinet, geſtiftet von der naturhiſtoriſchen Geſellſchaft und ziemlich vollſtändig in Bezug auf die in Griechenland ſpeciell-einheimiſchen Gegenſtände. 6) Eine reiche und ſchöne Sammlung phyſikaliſcher und aſtronomiſcher Inſtrumente, theils von der Regierung gekauft, theils von den HH. D'Anaſtaſy und Baron Sina geſchenkt. 7) Eine Sammlung anatomiſcher und chemiſcher Präparate.

III. Ausgrabungen, Auffindung und Reſtauration von Alterthümern.

Schon nicht lange nach ihrer Ankunft in Nauplia (im Jahr 1833) ſorgte die königliche Regierung für Erhaltung und Reſtauration der ſichtbaren, Auffindung aber der vergrabenen Alterthümer dadurch, daß ſie einen Generalconſervator der Antiquitäten und drei Unterconſervatoren für das Feſtland, den Peloponnes und die Inſeln ernannte, und ihnen einige Mittel zu dem obengenannten Zweck anwies. Aber zwiſchen den Jahren 1835 und 1836 eröffnete ſie einen ziemlich großen Credit von 70,000 Dr. und ſpäter jährlich bald von 6000, bald von 12,000 Dr., um nicht nur das Vorhandene ſorgfältig zu erhalten, ſondern auch wo es angeht daſſelbe zu reſtauriren, dann aber auch die etwa von Privatleuten veräußerten werthvollen oder merkwürdigen Alterthümer ſich anzuſchaffen und größere Ausgrabungen zur Entdeckung neuerer Gegenſtände zu veranſtalten. Dadurch wurde die Direction der Alterthümer in den Stand geſetzt die Akropolis nach und nach von dem durch Jahrhunderte überhäuften ungeheuren Schutt zum großen Theil zu befreien, das Erechtheum und einige Theile vom Parthenon nach Möglichkeit zu reſtauriren, den ſchönen kleinen Tempel der Nike aufzurichten*), die bis dahin beinahe unbekannten

*) Beſchrieben iſt dieſer Tempel vom Urheber ſeiner neuen Entſtehung, Prof. Dr. Roß und vom Oberbaurath Schaubert.

oder unſichtbaren Propyläen aufzufinden, d. h. aus dem ſie ganz bedeckenden Schutt emporſteigen zu laſſen und viele Statuen, Vaſen, wichtige Inſchriften ꝛc. zu entdecken. Wo die Mittel der mit ſo vielen Ausgaben aller Art belaſteten Regierung nicht ausreichten, da kam auch die unten angeführte archäologiſche Geſellſchaft mit ihren zwar geringen aber verſtändig benutzten Mitteln zur Hülfe, und bewirkte, indem ſie nur dasjenige unternahm was ihren Kräften angemeſſen war und was die Regierung ſelbſt nicht bald zu übernehmen beabſichtigte, einige wichtige Ausgrabungen (wie die des Thurmes von Kyrrheſtes u. a. a.), Reſtaurationen und Auffindungen.

I. Jährliche Geſammtausgaben der Regierung für den öffentlichen Unterricht und für gelehrte Zwecke.

Im verfloſſenen Jahre beliefen ſich dieſe Ausgaben auf 461,789 Drachmen und im laufenden betragen ſie 492,016 Drachmen, ohne daß darin die ſehr bedeutende Summe mitbegriffen iſt, welche die Regierung jährlich für die vortreffliche Kriegsſchule in Piräeus ausgibt. Darunter 96,350 Dr. nur für Beſoldung von Gemeindeſchullehrern und 16,800 Dr. für die zur Bildung von Schullehrerinnen von der Regierung unterhaltenen Freiplätze. Fügt man hinzu, was auf das Schullehrerſeminar (4447 Dr.) und das Waiſenhaus (20,000 Dr.) verwendet wird, ſo findet man, daß die Staatsregierung zur Beförderung des Elementarunterrichts beider Geſchlechter jährlich eine Summe von 137,597 Dr. verausgabt. Erwägt man dann, daß die Geſammteinnahme des griechiſchen Staates ſich auf etwas mehr als 18 Millionen Drachmen beläuft, und daß der preußiſche Staat (der anerkanntermaßen die größte Freigebigkeit in Bezug auf die Unterrichtsanſtalten an den Tag legt) bei einer jährlichen Einnahme von mehr als 50 Mill. Thalern kaum eine Million Thaler (eigentlich 986,679 Thlr. 26 Sgr. 8 Pf.) auf den öffentlichen Unterricht verwendet, und ſucht man das Verhältniß zwiſchen den Ausgaben beider Regierungen zur Beförderung des öffentlichen Unterrichts einerſeits und der reſpectiven Einkünfte derſelben andrerſeits, ſo ergibt ſich, daß der griechiſche $^1/_{36}$ (oder beinahe 3 Prozent), der preußiſche dagegen nur $^1/_{50}$ (oder 2 Prozent) ſeiner Geſammteinnahme für das Schulweſen ausgibt. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß außer jenen approximativen 500,000 Dr. oder dieſer Million preußiſcher Thaler in beiden Ländern aus andern Fonds als aus denen der Staatskaſſe noch bedeutende Summen für den öffentlichen Unterricht ausgegeben werden.

K. Gelehrte Geſellſchaften.

1) Die philekpädeutiſche, von der oben weitläufig die Rede geweſen (jährlicher Beitrag der ordentlichen Mitglieder 36 Dr.) 2) Die ebenfalls ſchon erwähnte und im Jahr 1837 gegründete archäologiſche Geſellſchaft, auf deren Koſten, wie bereits bemerkt, viele Ausgrabungen mit ergiebigem Erfolg veranſtaltet worden; ſie zählte im Jahr 1841 386 ordentliche und 187 außerordentliche oder Ehrenmitglieder und einige Protectoren, unter den letzteren namentlich JJ. MM. die Könige von Preußen und Dänemark, ſowie Se. k. Hoh. den Kronprinzen von Bayern. Dieſe drei erlauchten Perſonen haben ſogar die Gnade gehabt den Namen von Ehrenpräſidenten der Geſellſchaft anzunehmen. Auch Se. Maj. der König der Niederlande geruhte einige ſprechende Beweiſe ſeines Wohlwollens der Geſellſchaft zu geben. Zum functionirenden Präſidenten iſt bis jetzt immer der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten J. Riſos erwählt worden. (Jährlicher Beitrag der ordentlichen Mitglieder 15 Dr.) 3) Die naturhiſtoriſche, gegründet im April 1835, zählte im verfloſſenen Jahre (1841) 56 ordentliche

und 10 Ehrenmitglieder. Sie brachte zu Stande das oben erwähnte naturhiſtoriſche Cabinet und hält 5 periodiſche Schriften naturhiſtoriſchen Inhalts in deutſcher und franzöſiſcher Sprache. (Jährl. Beitrag der ordentl. Mitglieder 36 Dr., monatlich 3 Dr.) 4) Die mediciniſche, geſtiftet im September 1735, zählte (1841) 30 ordentliche Mitglieder und gab eine, ſeit einiger Zeit ununterbrochen, mediciniſche Zeitſchrift heraus. (Jährl. Beitrag der ordentl. Mitglieder 15 Dr.) 5) Die pharmaceutiſche, gegründet im April 1838, wird bald eine pharmaceutiſche Zeitſchrift herausgeben. 6) Das Muſeum, d. h. eine von Studirenden und für Studirende zum Zweck gegenſeitiger Mittheilung und Haltung von wiſſenſchaftlichen Zeitſchriften geſtiftete Geſellſchaft. Einige Profeſſoren halten im Local des Muſeums unentgeltliche Vorträge. 7) Es werden dem Vernehmen nach bald eine *Φιλαρμονικὴ* und eine *οἰνοβελτιωτικὴ ἑταιρεία* zu Stande kommen.

L. Buchdruckereien und Buchhandlungen.

Es ſind in Athen allein an 11 Buchdruckereien, mit Inbegriff der königlichen. Unter den Privatbuchdruckereien zeichnen ſich die von Andr. Koromilas und die von Garbolas aus. Außer einigen kleinen Bücherbuden findet man in Athen vier ordentliche Buchhandlungen, die von Koromilas, die von Garbolas, die von Naſt und die von Bunt. Koromilas und Garbolas ſind zugleich auch Verleger. Außerdem gibt es auch Buchdruckereien und Buchhandlungen in Syra und Patras.

M. Oeffentliche Blätter und Zeitſchriften.

In Athen, Syra und Patras kommen verſchiedene politiſche Journale und periodiſche Schriften heraus. In der Hauptſtadt allein werden über 16 ſolche gedruckt, und zwar, ſo viel ich mich deren erinnere: 1) das Regierungsblatt; 2) der griechiſche Courier, ein halboffizielles Blatt, in griechiſcher und franzöſiſcher Sprache geſchrieben; 3) der griechiſche Beobachter, ebenfalls in griechiſcher und franzöſiſcher Sprache; 4) die Athena; 5) der Aeon; 6) der Volksfreund; 7) der Sohn des Vaterlandes; 8) die Weſpe (*ἡ ΣΦῆκα*); 9) der Zephyr; 10) der Progreß; 11) der Sokrates; 12) die Biene; 13) die Fama; 14) der *Ἐρανιστὴς*, ein rein litterariſches Blatt; 15) die archäologiſche Zeitſchrift; 16) der Aſklepios, eine mediciniſche Zeitſchrift ꝛc.

N. Fortſchritte der Landesſprache.

Die griechiſche Sprache hat ſeit 1833 außerordentliche Fortſchritte gemacht. Bereits zur Zeit des Nationalkampfes iſt einiges zum Behufe der Einführung althelleniſcher Ausdrücke für die Gegenſtände des öffentlichen Lebens, z. B. der Adminiſtration ꝛc., am meiſten aber für das Kriegsweſen geſchehen, und zwar dieſes letztere durch den verdienſtvollen Obriſt (jetzt General) Rhodios. Allein es war überhaupt damals die Zeit der Thaten und nicht der Philologie und des Sprachpurismus. Seit aber die königliche Regierung in Nauplia ankam, iſt in dieſer Beziehung die größte Thätigkeit entwickelt worden. Die Sache war wichtiger und dringender, aber auch ſchwieriger als man gewöhnlich annimmt. Bei allen übrigen Nationen iſt die Entwickelung der Sprache und der Kunſtausdrücke allmählich durch viele Jahrhunderte hindurch und in gleichem Schritte mit der Entwickelung der Begriffe vor ſich gegangen. Das Entgegengeſetzte fand in Griechenland ſtatt. Durch die lange türkiſche Herrſchaft verſchwand im Volke jede Cultur und vorzüglich jede Spur eines eigentlich öffentlichen Lebens. Damit verſchwanden

alſo auch die Ausdrücke, die ſich auf Kunſt, Wiſſenſchaft und Staat bezogen. Es gab zwar Männer, die ein ſchönes und reines Altgriechiſch ſchrieben, aber ſie waren ſelbſt ideenarm, und was ſie ſchrieben, beſchränkten ſie auf kirchliche oder grammatiſche Gegenſtände, ſittliche Verhaltungsregeln und allgemeine Redensarten, ſo daß die Sprache der Wiſſenſchaften, der Künſte, der Gewerbe, dann des Kriegsweſens, der Adminiſtration, des Rechts ꝛc. in Vergeſſenheit gerieth. Ja die wenigen Ideen von rohen Gewerben oder Adminiſtrativ- und Militärgegenſtänden, die dem Volke bekannt blieben, wurden durch helleniſirte türkiſche Wörter wiedergegeben. Auf einmal aber ergoß ſich über Griechenland, durch den Nationalaufſtand und noch mehr durch die Wiederkehr der Ruhe und Ordnung im Jahr 1833 befördert, der ganze Schatz europäiſcher Ideen, und dafür mußte man in kurzer Zeit, d. h. in wenigen Monaten oder Tagen, ja oft nur Stunden, entſprechende Ausdrücke finden, und zwar entweder aus der alten Sprache ganz fertig hergenommene und angewandte oder nach der Analogie derſelben umgeſchaffene oder zuſammengeſetzte. Dieſes geſchah wirklich indem man zuerſt allen denjenigen Orten und Provinzen Griechenlands, welche ihre urſprünglich helleniſchen Namen durch die Zeit eingebüßt, dieſelben wiedergegeben, dann aber durch die Ueberſetzung der vier vom Hrn. Staatsrath v. Maurer verfaßten Geſetzbücher, durch die des franzöſiſchen Code civil und des Handelsgeſetzbuches, ſo wie auch durch die Uebertragung ins Griechiſche mehrerer Organiſationen und Verordnungen, das Gemeindeweſen, die Gendarmerie, Marine ꝛc. betreffend, die lebende Sprache in allen Richtungen hin mit althelleniſchen Ausdrücken bereichert hat. Nach der Errichtung der Univerſität trugen auch mehrere Profeſſoren (namentlich der gründliche Gelehrte, Hr. Miniſterialrath und Profeſſor Dr. Philippos) zur Ausbildung der Sprache, jeder in Bezug auf ſeine Wiſſenſchaft, bedeutend bei. Und ſo wurde es drei thätigen Männern, Al. Rhangavis, Samurkaſſis, und N. Levadeus möglich in ein von ihnen abgefaßtes, aus dem Franzöſiſchen ins Griechiſche übergehendes Wörterbuch den größten Theil dieſes Sprachſchatzes aufzunehmen, denſelben zu erläutern und mit eigenen Zuſätzen zu vermehren. Schließlich kann ich nicht umhin meine innige Ueberzeugung mitzutheilen, daß unſere Sprache täglich mit unaufhaltſamen Schritten der alten Mutterſprache entgegeneilt.

Nachdem der Redner geendigt hatte, dankte ihm der Vicepräſident im Namen der Verſammlung für die intereſſanten Mittheilungen. Alle Mitglieder erhoben ſich hiebei unter der Erklärung des Sekretairs, Rektor Pahl aus Tübingen, die ganze Verſammlung ſey ſehr erfreut über dieſe Mittheilungen und wünſche aus vollem Herzen dem Lande der größten Erinnerungen Glück, zu deſſen geiſtiger Reſtauration in ſo kurzer Zeit ſo überraſchend ſchöne und feſte Grundlagen gelegt worden ſeyen.

Die Tagesordnung führte ſofort auf die Debatte über Lehrmethoden, welche von dem Vicepräſidenten mit dem Bemerken eingeleitet wird, daß, obwohl Manche die Beſprechung, wie es ſcheine, ſelbſt vermieden ſehen möchten, doch gerade Ulm der geeignetſte Platz dafür ſeyn dürfte, da die Gegenſätze hier in Theorie und Praxis ſo ſtark ans Licht getreten ſeyen, wie wohl ſonſt nirgends.

Profeſſor Eyth aus Schönthal bemerkt, wegen Zeitkürze müſſe man ſich auch kurz faſſen. Er will Hamiltons Methode nicht in ihrer Strenge, weil ihr Deutſch ihm unverſtändlich ſey. Daher ſein Vermittlungsverſuch, wie er in ſeinem der Verſammlung gewidmeten Werke

dargelegt ſey. Gegen den Vorwurf: bei ihm werde das Latein Noth leiden, beruft er ſich darauf, er wolle ja nur zunächſt, daß die Wörter im Satze, nicht daß die Sätze getrennt werden; das Syntaktiſche folge erſt im dritten Kurs.

Dagegen bemerkt Profeſſor Schwarz aus Ulm, die Unregelmäßigkeiten werden in Knaben ſich ſo ſehr feſtſetzen, daß das Verkehrte auch ſpäter bleibe.

Rektor Schmid aus Eßlingen bemerkt: Soll man eine Methode, wenn ſie auch noch unvollkommen, deßhalb ſogleich in die Donau werfen? (gegenüber der früheren Aeußerung eines Gegners.) Schon daß ſie einen Verſuch der Exiſtenz machte, ſpreche für ſie. Ebenſo, daß es gut ſey, die concrete Erſcheinung kennen zu lernen.

Profeſſor Eyth ſetzt hinzu: ſo, wie bei der Hamiltonſchen Methode, gehe es mit der Erlernung der Sprache bei den Kindern.

Profeſſor Schwarz dagegen: man müſſe zwiſchen fremder und Mutterſprache unterſcheiden, zwiſchen dem Erlernen der letztern für den praktiſchen Gebrauch im Leben, und dem Erlernen des Lateiniſchen für mehr formelle Zwecke, zum Eindringen in die Geſetze der Sprache. Die Knaben lernen übrigens auf jene (Hamiltonſche) Weiſe auch nicht die Grammatik der Mutterſprache, und auch dieſe letztere werde nur durch wahrhaft grammatikaliſchen Unterricht zum klaren Verſtändniſſe gebracht.

Rektor Schmid und Profeſſor Eyth: Wir wollen die Methode ja nur für den Anfang.

Das iſt eine Conceſſion, ſagt Profeſſor Schwarz. Seinerſeits aber macht er die Conceſſion, daß man ſich bei der herkömmlichen Methode nicht ſelten zu ſehr in Formalismus verloren und zu wenig Material gegeben habe.

Dr. Tafel aus Schorndorf erbittet ſeiner Methode (der Hamiltonſchen) eine Friſt (—Galgenfriſt, ruft ſcherzend Einer dazwiſchen—) von einem Jahre; da will er die Früchte zeigen in öffentlicher Prüfung vor competentem Gerichte.

Rektor Schmid will den praktiſchen Beweis bereits geliefert haben.

Das glaube man einem anerkannt trefflichen Lehrer, wie Er, wohl, wird bemerkt; aber das beweiſe nichts für die Methode. Und, wird von Profeſſor Bäumlein aus Maulbronn bemerkt, hier handle es ſich, nach den eigenen Aeußerungen Schmids, wohl um eine Modification des Hamiltonismus.

Alſo, ſagt Vicepräſident, ſey bereits zugegeben, daß der reine Hamiltonismus unbrauchbar ſey.

Ja, ſagen die Hamiltonianer.

Wie iſts aber nun mit Profeſſor Eyths Methode? fragt der Vicepräſident.

Rektor Schmid will nichts davon halten, ſchon weil dadurch das Latein verdorben werde. Ebenſo Rektor Bucher von Ellwangen.

Profeſſor Eyth beruft ſich für ſeine Anſicht wiederholt darauf, daß man ja wohl unterſcheiden müſſe zwiſchen Wort, Form und Satz und daß er den Vorzug ſeiner Methode gerade in dem Feſthalten dieſer Unterſcheidung finde.

Profeſſor Schwarz bringt das Eythiſche Buch zum Beweiſe für Rektor Schmid's Anſicht, der nun auf der andern Seite ſteht.

Auch Profeſſor Bäumlein hält die hergebrachte Methode nicht für ſo ſchwierig, findet aber große Unbequemlichkeiten bei der Eythiſchen.

Professor Kreuser: Die schlechte Methode ist wie ein schlechtes Buch; alles kommt auf den Lehrer an. Ich halte jeden Streit über Methode für überflüssig. Ich kann das viele Regieren nicht leiden; mit lauter Streiten lernt man am Ende nicht mehr.

Professor Schwarz: Der gute Lehrer mit guter Methode leistet aber doch mehr.

Professor Bäumlein: Lehrer und Methode müssen aus Einem Stücke seyn.

Professor Eyth: Also lassen wir es Jeden in seiner Art seyn. Die Freiheit wird auch da zur Wahrheit führen.

Der Vicepräsident schlägt für das von Dr. Tafel verlangte Gericht die Wahl dreier Richter vor. (Todtenrichter? fragt Einer scherzend.)

Die Debatte ist geschlossen.

Der Präsident betritt die Rednerbühne und spricht folgende Abschiedsworte:

Ehe wir, verehrte Herren und Freunde, diese Stelle verlassen, von welcher wir, wie ich hoffen darf, reiche Erinnerungen schön vollbrachter Tage mit in unsere gewohnten Lebenskreise nehmen, sey es mir vergönnt, noch einen kurzen Rückblick auf sie zu werfen, um ein flüchtiges Bild derselben noch einmal an unserm Geiste vorübergleiten zu lassen. Haben die frühern vier Versammlungen, von denen mir nur an Einer persönlich Theil zu nehmen vergönnt war, einen Beweis abgelegt, wie das Vorwärtsstreben im Fortschritte unserer Wissenschaften in die Tiefe und Weite und Breite der Grundcharakter des Sinnens und Trachtens der Philologen und Schulmänner Deutschlands ist, haben sich manche Gegensätze ausgesprochen und ausgeglichen, hat persönliches Zusammentreffen viele Gemüther einander näher gebracht, hat manches vereinzelte Streben sich mit einer andern ihm entsprechenden Richtung als ein integrirender Theil eines großen Ganzen erkennen gelernt, hat endlich die Wissenschaft gezeigt, daß ihre Verehrer dem Leben und der Gemüthlichkeit nicht entfremdet sind, und ist dieß Alles überall, wo sie sich zusammenfanden, anerkannt worden; so darf wohl auch die nun beendigte fünfte Versammlung Anspruch auf gleiche Anerkennung machen, sie darf sich freuen, daß ihr durch berühmte und verehrte Männer aus ihrer Mitte reiche geistige und gemüthliche Genüsse geboten wurden, durch Männer, welche durch Vorträge und Debatten die Tiefe ihrer Forschungen und Kenntnisse und zugleich den Geist ächter Humanität beurkundeten, welche Aussichten eröffneten und Blicke thun ließen auf Bestrebungen, welche unserer Wissenschaft neue Bahnen zu brechen, neue Gebiete zu entdecken oder die bisher bearbeiteten fruchtbarer zu machen verheißen. Welche Aussichten hat uns nicht der Vortrag eines hochverdienten Gelehrten und Staatsmannes auf das, was einst wieder aus Griechenland werden kann, thun lassen, wodurch, so wie jetzt das Licht deutscher Forschung dessen Bestrebungen vorleuchtet, einst durch neue Entdeckungen und Aufhellungen unser Gesichtskreis erweitert, unser Wissen bestätigt oder berichtigt werden dürfte. Haben wir uns aber in einer von Deutschlands Mittelpunkte entlegenen Stadt dennoch in nicht unbedeutender Anzahl zusammen gefunden, so mußten wir doch manche gefeierte Namen in unserm Kreise vermissen. Von den Begründern unsers Vereins, die vor fünf Jahren in Göttingen die Idee desselben auffaßten und ins Leben riefen, hatte sich nur Einer (Prf. Dr. Ewald aus Tübingen) eingefunden; Manche fehlten uns, ob wir gleich Hoffnung hatten, sie erwarten zu dürfen: ich nenne hier nur Creuzer, Thiersch, Rost, Ritschl, Kärcher, welche zu kommen verhindert waren: Manche auch, die wir wünschten, aber nicht erwarten konnten, F. Jakobs und G. Hermann; Manche endlich, auf die wir der Nähe wegen rechnen zu dürfen glaubten, namentlich die Züricher Philologen, Baiter, H. Meyer, Orelli, Sauppe, Winckelmann. Darum sey besonderer Dank

denen, die, zum Theil aus weiter Ferne, erſchienen, und den Verein belebten und beehrten: Dank auch den Männern, die durch Widmung und Zuſendung von Schriften, anweſend oder aus der Ferne, ihre warme Theilnahme zu erkennen gaben: Eyth, Friedemann in Weilburg, Grieshammer in Raſtatt, Kärcher, Pfaff, Schwarz, Weißgerber in Offenburg: beſonders aber auch der Univerſität Athen, die uns nicht nur ein berühmtes und willkommenes Glied aus ihrer Mitte ſandte, ſondern auch mit einer ehrenden Zuſchrift erfreute. Daß aber dieſe Tage uns ſo mannigfach Erhebendes und Erfreuendes auch für Herz, Gemüth und Leben gewähren und, auch über den Kreis wiſſenſchaftlicher Beſtrebungen hinaus, in allen Anweſenden ein wohlthuendes Gefühl eines ſchönen Zuſammenlebens herrſchend machen konnten, dafür ſey noch ein beſonderer Dank ausgeſprochen. Vor Allem dem Allgeliebten Könige und der königlichen Regierung, den treuen Pflegern der geiſtigen wie der materiellen Intereſſen unſers Vaterlandes, weil nicht nur die Verſammlung ſelbſt mit Bereitwilligkeit geſtattet, ſondern auch durch königliche Munificenz weſentlich gefördert wurde; ſodann den würdigen Behörden unſerer Stadt, welche durch bedeutende Verwilligung materieller Mittel dieſe Tage zu eben ſo vielen Feſten machten; dem Comité, das mit aufopfernder und unermüdlicher Thätigkeit und ſinniger Anordnung Alles in den ſchönſten Einklang brachte und in demſelben erhielt; der ganzen Stadt und beſonders den vielen gaſtfreundlichen Familien, die das vom Comité in ſie geſetzte Vertrauen ſo glänzend rechtfertigten, ſo wie denen, welche durch den Beſuch unſerer Verſammlungen bethätigten, daß ihnen, obwohl ihre Lebensbahnen von den unſrigen divergiren, die Beſtrebungen nicht gleichgültig ſind, die ſeit Jahrhunderten von der Humanität ihren Namen haben, und jetzt wohl mehr, als oft früher der Fall war, ihrem Namen Ehre zu machen bemüht ſind:*) ihnen Dank für den Beweis ihres Intereſſes an der Wiſſenſchaft und an den Männern der Wiſſenſchaft. Auch in eigenem Namen und perſönlich hat der Sprechende zu danken für die Nachſicht mit ſeinen ſchwachen Leiſtungen, zuvörderſt aber dem verehrten Vicepräſidenten, der ihn durch ſein thätiges und geſchäftsgewandtes und umſichtiges Einſchreiten ſo weſentlich unterſtützte. Iſt noch Etwas auszuſprechen, ſo ſind es die wärmſten Wünſche für die Dauer, das Beſtehen und zunehmende Gedeihen und Blühen des Vereins, für ſein Wirken in ſich gleich bleibendem Geiſte der Wiſſenſchaftlichkeit und Humanität; der Wunſch, daß die in den Vereinsſammlungen geſtreuten Saamenkörner geiſtiger Erhebung, Vereinigung und Verſöhnung ſcheinbar widerſtrebender Richtungen, die Keime einer gemüthverknüpfenden Freundſchaft in reicher Fülle aufgehen und Früchte tragen mögen für Wiſſenſchaft und Leben: endlich die Bitte um freundliches Andenken an die alte aber geſellige und gemüthlichfreundliche Stadt, und an den, der, als ihr ſchwaches Organ, auch ihren Dank für die ihr gewordene Ehre ausſpricht. Valete, favete!

---

*) „Denn (ſagt ein würdiger Vertreter der Humanitätsſtudien und Lehrer derſelben,) es iſt nichts vorgegangen, was den klaſſiſchen Studien den Ruhm geraubt hätte, ein Unterpfand edler menſchlicher Bildung und eine nie verſiegende Quelle innerer Erquickung zu ſeyn. Sie ſind dieß im Gegentheil mehr als jemals, obgleich bei der allgemeiner gewordenen Bildung jetzt weniger Aufſehen damit gemacht wird, auch Mancher ſein lebendiges Streben nach Vertiefung in jene Schätze, denen er ſeine Jugend widmete, bei dem wachſenden Drucke geiſttödtender Berufsarbeiten, weniger als ſonſt befriedigen kann“ Spätere Anmerkung aus Fr. Ellendt: Ueber das religiös-ſittliche Bewußtſeyn der Philologen und Schulmänner. Eisleben, 1843. 8.

Verzeichniß der Mitglieder

der

fünften Verſammlung deutſcher Philologen und Schulmänner in Ulm.

(Geordnet nach ihrer Einzeichnung in das Album.)

1. Dr. Moſer, Kreis-Schul-Inſpector und Rector am Gymnaſium zu Ulm, d. J. Präſident.
2. Walz, Profeſſor in Tübingen.
3. Dr. Kruſe, Oberlehrer aus Elberfeld.
4. Dr. Alexis Peregriny, aus Peſth.
5. Kreuſer aus Cöln.
6. Pahl, Rector und Profeſſor am Lyceum in Tübingen.
7. Dr. Nagel, Profeſſor am Gymnaſium in Ulm.
8. Dr. Reuß, Ephorus des Seminars in Blaubeuren.
9. Dr. Haßler, Profeſſor am Gymnaſium in Ulm.
10. Diakonus Widmann, Präc. am Lyceum in Ravensburg.
11. Stadtpfarrer Hocheiſen von Biberach.
12. Cand. philol. Ed. Moſer in Ulm.
13. Profeſſor Dr. Eyth aus Schönthal.
14. Rappenegger, Profeſſor aus Mannheim.
15. Präceptor Dr. Föhr aus Aalen.
16. Präceptor Renner aus Ulm.
17. Präceptor Speidel aus Ulm.
18. Profeſſor Kentner aus Ulm.
19. Reallehrer Binder in Ulm.
20. Präceptor Nuſſer in Ulm.
21. Reallehrer Wittmann in Ulm.
22. Oberreallehrer Ehrhart in Ulm.
23. Profeſſorats-Verweſer Karl Baur in Ulm.
24. Hetſch, Präceptor in Ulm.
25. Kriegſtätter, Oberpräceptor in Gmünd.
26. Caplan Groſchopf von Kirchberg.
27. Dr. Ewald von Tübingen.
28. K. Kampanis, Archimandrit aus Andros.
29. Präceptor Renz von Calw.
30. Rector Krafft von Biberach.
31. Dr. phil. Ziegler aus Ulm.
32. Präceptor Deininger in Heidenheim a. B.
33. Dr. phil. Breitſchwerdt von Ulm.
34. Profeſſor Beitelrock von Dillingen.
35. Dr. Aymold, Profeſſor von Dillingen.
36. Profeſſor Schwarz von Ulm.
37. Diakonus Bardili von Urach.
38. Profeſſor Braun von Ellwangen.
39. Präceptor Hoegg aus Ellwangen.
40. Präceptor Schupp aus Wangen.
41. Reallehrer Thumm aus Ulm.
42. Profeſſor Bohnenberger am Seminar in Blaubeuren.

43. Präceptor Heyd in Blaubeuren.
44. Repetent Stark am Seminar in Blaubeuren.
45. Reallehrer Speidel aus Blaubeuren.
46. Theol. Cand. Dr. Plank von Blaubeuren.
47. Präceptor Reichert aus Schwäbiſch Hall.
48. Präceptor Müller von Giengen.
49. Dr. Fuchs, Oberlehrer aus Neuburg a. D.
50. A. Mang, k. Gymnaſial-Profeſſor aus Neuburg a. D.
51. E. F. Wüſtemann, Profeſſor aus Gotha.
52. Dr. L. Wieſe, Profeſſor am Joachimsth. Gymn. zu Berlin.
53. Ruthardt, Dr. ph. aus Breslau.
54. Hirſchmann, Subrector in Nördlingen.
55. Joachim Meyer, Profeſſor in Nürnberg.
56. Dr. Gerlach, Profeſſor und Ober-Bibliothekar aus Baſel.
57. F. W. Fabri, Profeſſor am Gymnaſium zu Nürnberg.
58. Ed. Vogt, Präceptor und Kaplan zu Scheer.
59. Sylv. Miller, Profeſſor zu Sigmaringen.
60. J. Freudenmann, Präceptor und Kaplan in Riedlingen.
61. K. Förtſch, Oberlehrer von Augsburg.
62. G. C. Mezger, Studienrector von Augsburg.
63. Pfarrer Lang von Wolfegg.
64. Profeſſor Schmoller von Blaubeuren.
65. Subrector Weber von Memmingen.
66. Profeſſor Deffner aus Ludwigsburg.
67. Diakonus Schulinſpektor Heigelin aus Stuttgart.
68. Kirchenrath Keller, Pfarrer in Oeffingen-Buſſen.
69. R. Bührlen, Lehrer an der höhern Töchterſchule und Amtsverweſer an der 1. Realſchule in Ulm.
70. W. Moſer, Oberpräceptor in Urach.
71. Pfarrer Valet von Oberkochen.
72. Profeſſor Wocher von Ehingen.
73. Dr. Brehm, Rector und Profeſſor aus Kempten.
74. Karl Reiſchle, Gymnaſial-Profeſſor aus Kempten.
75. Präceptor Erhardt von Ehingen.
76. Oberlehrer Domkaplan Longner aus Rottenburg.
77. Präceptor Munding aus Ravensburg.
78. Dr. Moſer, erſter Diakonus am Münſter in Ulm.
79. Conrector Dr. Pfaff aus Eßlingen.
80. Ober-Präc. Braun aus Kirchheim u. T.
81. Rector Hirzel aus Nürtingen.
82. Schaaf, Profeſſor am Lyceum in Tübingen.
83. Moriz Hartmann, Vicar in Bernſtadt.
84. Vicar Schmoller in Blaubeuren.
85. C. A. Schmid, Rektor am Pädagogium in Eßlingen.
86. Dr. H. F. Kerler, Pfarrer in Ohmden.
87. Pfarramtsverweſer Uhl von Hürben.
88. A. Haakh, Dr. Ph. aus Stuttgart.
89. K. Jäger, Dr. Ph. aus Stuttgart.
90. G. Reinhardt, Dr. Ph., Präceptor in Cannſtadt.
91. F. Zimmer, Dr. Phil., Präceptor in Böblingen.
92. A. Vogelmann, Dr. Philos. aus Ellwangen.
93. Siegel, Präceptor in Geißlingen.
94. Dieterich, Pfarrer in Langenau.
95. Dieterich, Pfarramts-Verweſer in Gerſtetten.
96. Tritſchler, Pfarrer in Sontheim.
97. Herwig, Theol. Cand., Lehrer in Stetten.
98. Profeſſor Dr. Schmid zu Stuttgart.
99. Pfarrer Stahl zu Wippingen.
100. Dr. Leonhard Tafel, Präceptor in Schorndorf.
101. Dr. Hein. Wilh. Benſen, Progymnaſial-Lehrer aus Rottenburg.
102. L. Baur, Pfarrer von Reutti a. D.
103. Wilh. Viſcher aus Baſel.
104. Dr. F. J. Beck aus Raſtatt.
105. Rudolph Schreiber, Inſpector am Collegium in Augsburg.
106. Auguſt Schultes, Diakonus und Präceptor in Leutkirch.
107. Profeſſor Schall aus Stuttgart.

108. Profeſſor Oſiander aus Stuttgart.
109. Profeſſor Bäumlein aus Maulbronn.
110. Vicar Oſiander von Zuffenhauſen.
111. Präceptor Adam von Brackenheim.
112. Clöter, K. Bair. Diſtrikts-Schulinſpector und Pfarrer von Leipheim.
113. Pfarrer Merkle von Niederſtotzingen.
114. Uhlmann, Lehrer aus Nürtingen.
115. Pfarrer Wullen von Vichberg.
116. Gymnaſial-Präceptor Kielmeier aus Stuttgart.
117. Rector Dr. Schnitzer von Reutlingen.
118. Dr. Guſtav Pfizer von Stuttgart.
119. Profeſſor Braun von Maulbronn.
120. Rector Pahl am Lyceum in Oehringen.
121. Stadtpfarrer Dr. Wolf aus Rottweil.
122. Kreis-Schulinſpector und Rector Bucher am Gymnaſium zu Ellwangen.
123. Profeſſor Mezger am Gymnaſium in Stuttgart.
124. Oberpräceptor Roller am Gymnaſium in Stuttgart.
125. Pfarrer Herzer von Dietenheim.
126. Kapff, Rector des Gymnaſiums in Heilbronn.
127. Präceptor Schaf von Ravensburg.
128. Geyer, Präceptor in Gmünd.
129. Landerer, Stadtpfarrer in Ulm.
130. Henner, Pfarrverweſer von Machtolsheim.
131. Brey, Pfarrer zu Donnſtetten.
132. Riedel, Pfarrer von Pfuhl.
133. Breitſchwerdt, Pfarrer zu Türkheim.
134. Cleß, Profeſſor aus Stuttgart.
135. Baur, Decan in Schorndorf.
136. Gaupp, Pfarrer in Biſſingen.
137. Hauber, Ephorus in Maulbronn.
138. Hailer, Theol. Cand. von Tübingen.
139. Dr. Stoll, Pfarrer in Schornbach.
140. Profeſſor Pauly aus Stuttgart.
141. Präceptor Scharpf aus Ulm.
142. Reallehrer Fink aus Geißlingen.
143. Vicar Müller von Giengen.
144. L. D. Schinas, Königl. griech. Staatsrath im o. Dienſt und Profeſſor.
145. Pfarrer Müller von Nattheim.
146. Präceptor Woltz aus Stuttgart.
147. Pfarrer Vollmer in Weſterſtetten.
148. Vicar Grüzmann von Giengen a. B.
149. Vicar Feuchter in Dettingen.
150. Profeſſor Friſch aus Stuttgart.
151. Profeſſor Finkh in Heilbronn.
152. Profeſſorats-Verweſer Leonhard aus Rottweil.
153. Neubronner, Vicar in Langenau.
154. Profeſſor Fuchs von Kaufbeuren.

Verhandlungen

der

sechsten Versammlung

in

Cassel 1843.

Verhandlungen des Vereins

deutscher

Philologen und Schulmänner.

Zweites Lustrum.

Zur Erinnerung an den 2. 3. 4. und 5. October 1843.

Cassel 1844.
Druck und Verlag von Theodor Fischer.

Verhandlungen des Vereins

deutſcher

Philologen und Schulmänner.

Erſtes Luſtrum.

Verſammlungen

in Nürnberg 1838, in Mannheim 1839, in Gotha 1840, in Bonn 1841 und in Ulm 1842.

Generaltitel für die Protokolle der erſten fünf Verſammlungen.

Ueberſicht

der in den fünf erſten Verſammlungen deutſcher Philologen und Schulmänner verhandelten Gegenſtände.

Bemerkung. I bezeichnet die Verhandlungen zu Nürnberg, II zu Mannheim, III zu Gotha, IV zu Bonn und V zu Ulm. Die arabiſchen Ziffern geben die Seite an.

1) Alphabetiſches Verzeichniß.

Abiturientenprüfungen III, 37.
Abtheilungen der Gymnaſien III, 35.
Adreſſe an G. Hermann III, 42; an Jacobs II, 39; an A. W. v. Schlegel IV, 65.
Aegyptens Zuſammenhang mit Griechenland V, 144.
Ariſtophanes in Platon's Gaſtmahl I, 24; als Kritiker III, 99.
Aſiatiſche Coloniſten in Deutſchland I, 29.

Bach, über Religionsunterricht an Gymnaſien III, 80.
Bäumlein, über die Modi und die griechiſchen Negationen I, 11; über Parallelgrammatik IV, 31.
Bartelmann, über parallele Behandlung der deutſchen, lateiniſchen und griechiſchen Grammatik IV, 22.
Barth, über Gründung eines apparatus criticus et philologicus III, 44. 125.
Batrachomyomachie V, 159.
Becker's, K. F., Grammatik und grammatiſche Theorie IV, 77. 82; ihre Anwendung auf das Lateiniſche V, 160.
Bemalung der antiken Sculpturwerke II, 56.
Benſen, über Bedeutung der Philologie für Staatsleben und Nationalerziehung I, 39.
Beredtſamkeit, Wiederherſtellung der öffentlichen III, 22.
Beziehungen der einzelnen Sprachlaute zu den verſchiedenen Vermögen des Geiſtes II, 28.
Bibliotheken, Benutzung auswärtiger IV. 98; die erſte öffentliche in Deutſchland V, 161.
Bildung zur Beredtſamkeit III, 22.
Bube, Todtenfeier K. O. Müller's III, 60.

Cenſur, Einwirkung derſelben auf die römiſche Staatsverfaſſung V, 26.
Centurieneintheilung IV, 64.
Cicero's Nachrichten über die ſervianiſchen Centurien IV, 64.
Cleß, über Seleucia V, 148.
Codex palaeographicus III, 62.
Conjunctionen I, 8.
Creuzer, über das Verhältniß der Philologie zu unſerer Zeit II, 5; über Bemalung der Sculpturwerke II, 61.
Curtmann, über die Einwirkung der Schule auf das Leben IV, 72.

Dauer der Vorträge IV, 93.
Desbillons handſchriftlicher Nachlaß II, 109.
Dialecte, griechiſche, IV, 32.
Dilthey, über griechiſche Lectüre in Verbindung mit griechiſcher Culturgeſchichte IV, 10. 94.
Döderlein, über die Conjunctionen I, 8; über den Stamm von supplicium I, 22.
Döll, über den Unterricht in fremden Sprachen auf Mittelſchulen II, 74.

Eichſtädt, Ode III, 119.
Elementarmathematik I, 40.

Elementarſchulen für Gymnaſien III, 35.
Engliſche Schulen II, 85.
Eyth, über Methode des Sprachunterrichts V, 32. 181.
Fellows Reiſewerk IV, 85.
Fiedler, über Methode des lateiniſchen Unterrichts IV, 56. 76.
Friedemann, Adreſſe an A. W. v. Schlegel IV, 7. 65; über griechiſche Lectüre IV, 22; über Sprachunterricht IV, 83.
Fritzſche, über den Druck von Abhandlungen III, 127.
Fuiſting, über relative Appoſition II, 99.
Gambihler, über Hamilton's Methode I, 49.
Geppert, über Homeriſche Kritik III, 44.
Gerlach, über Cicero's Nachrichten von den ſervianiſchen Centurien IV, 67; über Einwirkung der Cenſur auf die römiſche Staatsverfaſſung V, 26; über römiſche Geſchichtſchreibung I, 30; über Seneca's Stellung zu ſeiner Zeit II, 46; über Tacitus Germania III, 55; über grammatiſche Methode IV, 82.
Geſchichtsunterricht, Methode deſſelben II, 121; Anfang deſſelben I, 41.
Gräfenhan, A., über Ariſtophanes als Kritiker III, 99.
Griechenland, öffentlicher Unterricht in demſelben V, 163; deſſen Zuſammenhang mit Aegypten V, 144.
Griechiſche Sprache, deren Geſchichte und Entwickelung V, 43. 142. IV, 32; griechiſche Lectüre und Culturgeſchichte IV, 10.
Grotefend, G. F., über Fellows Reiſewerk IV, 85.
Günther, über Wiederherſtellung der öffentlichen Beredtſamkeit III, 22.
Gutenäcker, über die griechiſchen Mathematiker I, 21.
Gymnaſtik III, 37.
Haaſe, über einen Verein zur Benutzung ausländiſcher Bibliotheken II, 97. III, 76. IV, 56. 98; über grammatiſchen Unterricht IV, 77.
Hamilton's Methode I, 49. V, 32. 182.
Haßler, über die erſte öffentliche Bibliothek in Deutſchland V, 161.
Hauber, über Herausgabe griechiſcher Mathematiker II, 97.
Heinrich's, E. F., Leben und literariſcher Nachlaß IV, 89.
Herculaniſche Rollen I, 14.
Hermann, G., über K. O. Müller III, 60; Begrüßung III, 40; Adreſſe an denſelben III, 42.
Hermann, K. Fr., Adreſſe an Jacobs II, 38; über Bemalung antiker Sculpturwerke II, 61; über Bildung zur Beredtſamkeit III, 29; über Cicero's Nachricht von den ſervianiſchen Centurien IV, 64; über die heſiodiſchen Weltalter III, 62; über Platon's ſchriftſtelleriſche Motive II, 21; über Sprachunterricht auf Mittelſchulen II, 77.
Heſiodiſche Weltalter III, 62.
Hoffer, über Elementarmathematik I, 40; über deutſche Satzlehre I, 14.
Hofmann, über Abfaſſung eines hiſtoriſchen Lehrbuchs I, 44.
Homeriſche Kritik III, 44; Einheit in den homeriſchen Epen III, 53.
Jacob, F., über Erweiterung des philologiſchen Vereins III, 43. 122.
Jacobs, Antrittsrede über den ethiſchen Gehalt des claſſiſchen Unterrichts III, 7; Begrüßung II, 19; Adreſſe an denſelben II, 39; Vermächtniß an die Philologen II, 19; Schlußrede III, 116.
Jacotot's Methode I, 49. V, 32. 182.
Jan, über Sillig's Bearbeitung der Naturgeſchichte von Plinius I, 23.
Immanuel, über Gründung eines Journals III, 44.
Kerlen, über Methode des lateiniſchen Unterrichts IV, 82.
Koch, über Unterſtützung der Univerſitätsbibliothek in Athen III, 79.
Kreuſer, Geſchichte der griechiſchen Sprache V, 43. 142; über den Zuſammenhang zwiſchen Aegypten und Griechenland V, 147; über einen Mangel der jetzigen Kritik IV, 32; über Einfluß und Stellung der Philologie V, 34.
Lachmann, über homeriſche Kritik III, 52.
Lang, über griechiſche Prediger V, 143.
Lateiniſch Sprechen und Schreiben II, 68.
Lateiniſcher Unterricht, deſſen Methode IV, 56. 74. V, 160.
Marathoniſche Ebene I, 37.
Mathematiker, griechiſche, I, 21.
Mathematiſcher Unterricht, deſſen Methode I, 40. III, 110.
Modi I, 11.
Moſer, Proteſtation gegen Döll II, 83; Antrittsrede über den ſcheinbaren Verfall der Philologie V, 8.
Müller, K. O. III, 60. 78.
Münſcher, Fr., über Methode des Sprachunterrichts IV, 74.
Nägelsbach, Abſchiedsrede I, 49.
Nees von Eſenbeck, über Parallelgrammatik IV, 31.
Negationen, griechiſche, I, 11.
Niebuhr's Denkmünze IV, 53.
Nitzſch, über die Einheit in den homeriſchen Epen III, 53.
Ode, lateiniſche, von Eichſtädt III, 119; von Schwarz V, 5.
Ohm, über Methode des mathematiſchen Unterrichts III, 110.
Oſtindiſche Schulen II, 105.

Parallelgrammatik III, 115. IV, 22. 74.
Pauly, über alte Culturanlagen in Süddeutſchland II, 54.
Pfaff, Geſchichte des württembergiſchen Schulweſens V, 161.
Philologie, ihre Bedeutung und Wichtigkeit I, 39. IV, 42. V, 34; ihr ſcheinbarer Verfall V, 8; ihr Verhältniß zu unſerer Zeit II, 11; in Ungarn IV, 89.
Philoſophiſcher Unterricht auf Gymnaſien II, 63.
Phonologie V, 14.
Platon's ſchriftſtelleriſche Motive II, 21; Sympoſion I, 24.
Plinius Naturgeſchichte, bearbeitet von Sillig I, 23.
Prediger, griechiſche, V, 143.
Progymnaſien III, 35. 39.
Ranke, über die heſiodiſchen Weltalter III, 72; über Fr. A. Wolf's literariſchen Nachlaß I, 19.
Realcurſe an Gymnaſien III, 36.
Realſchulen III, 38. 74.
Rein, über die Staatsweisheit der Römer III, 95; über römiſches Strafrecht I, 22.
Relative Appoſition II, 99.
Religionsunterricht III, 80.
Ritſchl, Adreſſe an G. Hermann III, 42; Eröffnungsrede IV, 8; über Anwendung der Lithographie zur Copie von Manuſcripten III, 33. IV, 84.
Ritter, über die ſervianiſchen Centurien IV, 64.
Römiſche Geſchichtſchreibung I, 30; Staatsweisheit III, 95; Strafrecht I, 22.
Roiſin, über das Zuſammenwirken deutſcher und franzöſiſcher Philologie IV, 36.
Roſt, über Bearbeitung eines griechiſchen Lexicons I, 13.
Roth, über den Anfang des hiſtoriſchen Unterrichts I, 41.
Rothert, über den ſucceſſiven Unterricht in Sprachen III, 84.
Ruthardt, über Methode des Sprachunterrichts V, 33.
Satzlehre, deutſche, I, 14.
Scharpff, über den Unterricht in der Philoſophie auf Gymnaſien II, 63.
Schedius, Philologie in Ungarn IV, 89.
Schilling, Chr., über lateiniſch Sprechen und Schreiben II, 68.
Schilling, G., über die Beziehungen der einzelnen Sprachlaute zu den verſchiedenen Vermögen des Geiſtes II, 28.
Schinas, über den öffentlichen Unterricht im jetzigen Griechenland V, 163.
Schlegel, A. W. v., Adreſſe an denſelben IV, 7. 65.
Schmid über Ausſendung von Miſſionaren I, 27; über aſiatiſche Coloniſten in Deutſchland I, 29; über die Schulen in Oſtindien II, 105; über die tamuliſchen Sprachen I, 6. 9.
Schmidt, M., über Realſchulen III, 74.
Schnitzer, über Ariſtophanes in Platon's Gaſtmahl I, 24; über Anwendung der Theorie K. F. Becker's auf lateiniſche Grammatik V, 160.
Schulplan, allgemeiner, III, 17. 35. 74.
Schwarz, C. W., Ode V, 5.
Sectionsſitzungen V, 7.
Seebold, über die engliſchen Schulen II, 85.
Selencia V, 148.
Seneca's Stellung zu ſeiner Zeit II, 46.
Sillig's Bearbeitung der Naturgeſchichte von Plinius I, 23.
Spengel, über herculaniſche Rollen I, 14.
Sprachlaute in ihrer Beziehung zu dem menſchlichen Geiſte II, 28.
Sprachunterricht, Methode V, 32. 181; Folge der verſchiedenen Sprachen III, 84; auf Mittelſchulen II, 74.
Statuten des Philologenvereins I. 1. II, 1. III, 1. IV, 1. V, 1; des Vereins der Alterthumsfreunde im Rheinland IV, 102.
Stipendium Muellerianum III, 78.
Strafrecht, römiſches, I, 22.
Suringar, über allgemeine Volksbildung II, 26; Preisfrage II, 27. III, 73. IV, 68.
Tacitus Germania III, 55.
Tamuliſche Sprachen I, 4. 9.
Theokrit V, 35.
Thierſch, B., über griechiſche Lectüre auf Gymnaſien IV, 20.
Thierſch, Fr., Eröffnungsrede I, 4; über Bemalung antiker Sculpturwerke II, 59; über Cicero's Nachrichten von den ſervianiſchen Centurien IV, 67; über Erhaltung der griechiſchen Sprache IV, 35; über griechiſche Lectüre auf Gymnaſien IV, 21; über die marathoniſche Ebene I, 37; über Parallelgrammatik III, 115. IV, 30; über einen allgemeinen Schulplan III, 17. 35; über Sprachunterricht IV, 83; über das Verhältniß und gemeinſame Intereſſe der humaniſtiſchen und induſtriellen Bildung II, 41.
Uckermann's Erfindung III, 33. IV, 84.
Ungarn's Philologie IV, 89.
Univerſitätsbibliothek zu Athen III, 79.
Urlichs, über einen Verein von Alterthumsfreunden im Rheinland IV, 53. 92
Verein der Alterthumsfreunde im Rheinland IV, 53. 92; deſſen Statuten IV, 102.
Verhältniß und gemeinſames Intereſſe der humaniſtiſchen und induſtriellen Bildung unſerer Zeit II, 41; Verhältniß der Philologie zu unſerer Zeit II, 11.
Vögele, über Methode des Geſchichtsunterrichts II, 121.
Volksbildung, allgemeine, II, 26.
Vorträge dem Präſidium einzureichen III, 79; Dauer derſelben IV, 93.

Walz, über Bemalung antiker Sculpturwerke II, 56; über die griechiſche Sprache nach Philipps Zeit V, 142; über den Zuſammenhang zwiſchen Aegypten und Griechenland V, 144.
Weber, W. E., über Bildung zur Beredtſamkeit III, 31; über Realſchulen und Gymnaſien III, 38.
Welcker, F. G., über Bemalung antiker Sculpturwerke II, 59; über die Bedeutung der Philologie IV, 42.
Welcker, Ph. H., Trinkſpruch III, 128.
Weltalter, heſiodiſche, III, 62.
Wocher, über Phonologie V, 14; über Theokrit V, 42.
Wolf's, Fr. A., literariſcher Nachlaß I, 19; Statue I, 21. 27.
Württembergiſches Schulweſen V, 161.

Zell, über Desbillons handſchriftlichen Nachlaß II, 109; Eröffnungsrede II, 5.
Ziegler, über Theokrit V, 35. 42.

2) Syſtematiſches Verzeichniß.

Philologie.

I. Allgemeines.

Ueber die Bedeutung der Philologie. Welcker IV. 42 und Benſen I, 39. — Ueber das Verhältniß der Philologie zu unſerer Zeit. Creuzer II, 11. — Ueber Einfluß und Stellung der Philologie. Kreuſer V, 34. — Ueber das Verhältniß und gemeinſame Intereſſe der humaniſtiſchen und induſtriellen Bildung. Fr. Thierſch II, 41. — Ueber den ſcheinbaren Verfall der Philologie. Moſer V, 8. — Ueber das Zuſammenwirken deutſcher und franzöſiſcher Philologie. Roiſin IV, 36. — Philologie in Ungarn. Schedius IV, 89.

II. Beſonderes.

A. Zur neueren Literatur.

F. J. T. Desbillons handſchriftlicher Nachlaß. Zell II, 109. — C. F. Heinrich's Leben und literariſcher Nachlaß. Heinrich IV, 89. — G. Hermann: Begrüßung deſſelben III, 40; Adreſſe an denſelben von Ritſchl III, 42. — F. Jacobs: Begrüßung deſſelben II, 19; Adreſſe an denſelben von K. F. Hermann II, 39. — K. O. Müller: Todtenfeier deſſelben von Bube III, 60; über denſelben von G. Hermann ib. und stipendium Muellerianum III, 78. — B. O. Niebuhr. Denkmünze IV, 53. — A. W. v. Schlegel: Adreſſe an denſelben von Friedemann IV, 7. 65. — F. A. Wolf: Literariſcher Nachlaß, von Ranke I, 19; Statue I, 21. 27. — Anderes ſ. in dem alphabetiſchen Verzeichniſſe.

B. Zur altclaſſiſchen Literatur.

Ueber die erſte öffentliche Bibliothek in Deutſchland. Haßler V, 161. — Ueber Unterſtützung der Univerſitäts-Bibliothek in Athen. Koch III, 79. — Benutzung auswärtiger Bibliotheken. Haaſe II, 97. III, 76. IV, 56. 98.

Codex Palaeographicus III, 62. — Herculaniſche Rollen. Spengel I, 14. — Ueber Anwendung der Lithographie zur Copirung von Manuſcripten. Ritſchl III, 33. IV, 84.

Ueber die griechiſchen Mathematiker. Gutenäcker I, 21. — Ueber griechiſche Predigten. Lang V, 113. — Ariſtophanes in Platon's Gaſtmahl. Schnitzer I, 24. Als Kritiker. A. Gräfenhan III, 99. — Heſiod. Ueber die Weltalter deſſelben. K. Fr. Hermann III, 62 und Ranke III, 72. — Homer. Ueber die Einheit in den Epen deſſelben. Nitzſch III, 53. Batrachomyomachie V, 159. Homeriſche Kritik. Geppert III, 44 und Lachmann III, 52. — Plato. Schriftſtelleriſche Motive deſſelben. K. Fr. Hermann II, 21. Sympoſion I, 21. — Theokrit. Ueber denſelben, Wocher V, 42 und Ziegler V, 35. 42.

Ueber römiſche Geſchichtſchreibung. Gerlach I, 30. — Cicero. Nachrichten über die ſervianiſchen Centurien. Ritter und K. Fr. Hermann IV, 64. Gerlach und Fr. Thierſch IV, 67. — Plinius. Ueber Sillig's Bearbeitung der Historia naturalis. Jan I, 23. — Seneka der Philoſoph. Ueber deſſen Stellung zu ſeiner Zeit. Gerlach II, 46. — Tacitus. Ueber deſſen Germania. Gerlach III, 55.

C. Zur Sprachkunde.

Ueber parallele Behandlung der deutſchen, lateiniſchen und griechiſchen Grammatik. Bartelmann IV, 22, Bäumlein, Nees von Eſenbeck IV, 31 und Fr. Thierſch III, 115. IV, 30. 74. — K. F. Becker's Grammatik und grammatiſche Theorie IV, 77. 82. — Ueber Phonologie. Wocher V, 14. — Ueber die Beziehungen der einzelnen Sprachlaute zu den verſchiedenen Vermögen des Geiſtes. G. Schilling II, 28. — Ueber relative Appoſition. Fuiſting II, 99. — Ueber die Modi. Bäumlein I, 11. — Ueber die Conjunctionen. Döderlein I, 8.

Geſchichte der griechiſchen Sprache. Kreuſer V, 43. 142. (ſ. auch IV, 32). — Ueber die griechiſche Sprache nach Philipps Zeit. Walz V, 142. — Ueber Erhaltung derſelben. Fr. Thierſch IV, 35. — Ueber Bearbeitung eines griechiſchen Lexicons. Roſt I, 13. — Dialecte IV, 32. — Ueber die griechiſchen Negationen. Bäumlein I, 11.

Ueber Anwendung der Theorie K. F Becker's auf lateiniſche Grammatik. Schnitzer V, 160. — Ueber den Stamm von supplicium. Döderlein I, 22.

Ueber deutſche Satzlehre. Hoffer I, 14. — K. F. Becker's Grammatik IV, 77. 82.

Ueber die tamuliſchen Sprachen. Schmid I, 6. 9.

D. Zur Kritik und Hermeneutik.

Ueber Gründung eines apparatus criticus et philologicus. Barth III, 44. 125. — Ueber einen Mangel der jetzigen Kritik. Kreuſer IV, 32. — Ueber Herausgabe griechiſcher Mathematiker. Hauber II, 97.

E. Zur Sachkunde.

Geographiſches. Ueber Fellows Reiſewerk. G. F. Grotefend IV, 85. — Ueber die marathoniſche Ebene. Fr. Thierſch I, 37. — Ueber Seleucia. Cleß V, 148.

Hiſtoriſches. Ueber den Zuſammenhang zwiſchen Aegypten und Griechenland. Walz V, 144 und Kreuſer V, 147. — Ueber Einwirkung der Cenſur auf die römiſche Staatsverfaſſung. Gerlach V, 26. — Ueber aſiatiſche Coloniſten in Deutſchland. Schmid I, 29.

Antiquitäten. Ueber die Staatsweisheit der Römer. Rein III, 95. — Ueber römiſches Strafrecht. Rein I, 22. — Ueber die ſervianiſchen Centurien. Ritter IV, 64 (ſ. auch IV, 67).

Archäologiſches. Ueber Fellows Reiſewerk. G. F. Grotefend IV, 85. — Ueber Bemalung antiker Kunſtwerke. Walz II, 56, Fr. Thierſch und F. G. Welcker II, 59, Creuzer und K. Fr. Hermann II, 61. — Ueber alte Culturanlagen in Süddeutſchland. Pauly II, 54. — Ueber einen Verein von Alterthumsfreunden im Rheinland. Urlichs IV, 53. 92. Deſſen Statuten IV, 102.

Schulwesen.

I. Allgemeines.

Ueber allgemeine Volksbildung. Suringar II, 26 und deſſen Preisfrage II, 27. III, 73. IV, 68. — Ueber die Einwirkung der Schule auf das Leben. Curtmann IV, 72.

II. Beſonderes.

A. Organiſation.

Allgemeiner Schulplan. Fr. Thierſch III, 17. 35. 74. — Elementarſchulen (Progymnaſien) für Gymnaſien. Thierſch III, 35 und W. E. Weber III, 39. — Realſchulen. W. E. Weber III, 38 und M. Schmidt III, 74. — Realcurſe an Gymnaſien III, 36. — Ueber Realſchulen und Gymnaſien. W. E. Weber III, 38. — Abtheilungen der Gymnaſien. Fr. Thierſch III, 35. — Abiturienten-Prüfung. Fr. Thierſch III, 37.

B. Lehrſtoff der Gymnaſien.

Ueber den ethiſchen Gehalt des claſſiſchen Unterrichts. Jacobs III, 7. — Sprachunterricht. Döll II, 74. — Folge der zu erlernenden Sprachen. Rothert III, 84. — Ueber griechiſche Lectüre in Verbindung mit griechiſcher Culturgeſchichte. Dilthey IV, 10. 94, Friedemann IV, 22, B. Thierſch IV, 20 und Fr. Thierſch IV, 21. — Ueber lateiniſch Sprechen und Schreiben. Chr. Schilling II, 68. — Ueber Religionsunterricht. Bach III, 80. — Ueber Elementarmathematik. Hoffer I, 14. — Ueber Bildung zur Beredtſamkeit. Günther III, 22, K. Fr. Hermann III, 29 und W. E. Weber III, 31. — Unterricht in der Philoſophie. Scharpff II, 63. — Gymnaſtik. Fr. Thierſch III, 37.

C. Methode.

In den Sprachen. Döll II, 74, Moſer II, 83, Eyth V, 32. 181, Friedemann IV, 83, Gambihler I, 49, K. Fr. Hermann II, 77, Fr. Münſcher IV, 74, Rothert III, 84, Ruthardt V, 33 und Fr. Thierſch IV, 83. Hamiltonſche Methode I, 49. V, 32. 182. — In der Grammatik. Gerlach IV, 82 und Haaſe IV, 77. — In der lateiniſchen Sprache. Fiedler IV, 56. 76, Fr. Münſcher IV, 74, Kerlen IV, 82 und Schnitzer V, 160. — In der Religionslehre. Bach III, 80. — In der Geſchichte. Hofmann I, 44, Roth I, 41 und Vögele II, 121. — In der Mathematik. Hoffer I, 40 und Ohm III, 110. — In der Philoſophie. Scharpff II, 63.

D. Hiſtoriſches.

Ueber die Schulen in England. Seebold II, 85. Im jetzigen Griechenland. Schinas V, 163. In Oſtindien. Schmid II, 105. In Württemberg. Pfaff V, 161. — Ueber Ausſendung von Miſſionaren. Schmid I, 27. —

Vereins-Angelegenheiten.

Stifter des Vereins V, 3. — Statuten I, 1. II, 1. III, 1. IV, 1. V, 1. — Verſammlungsort und Präſidium I, 27 (für 1839), II, 73 (für 1840), III, 43 (für 1841), IV, 52 (für 1842). — Wahl der Secretaire I, 3. II, 3. 40. III, 3. IV, 3. V, 6. 157. — Erweiterung des Vereins. F. Jacob III, 43. — Gründung kleinerer Vereine. F. Jacob I, 3. III, 122. — Bildung eines permanenten Ausſchuſſes und deſſen Thätigkeit I, 122. — Sectionsſitzungen V, 7. — Deſiderienbuch I, 4. — Eröffnungs- und Schlußreden des Präſidiums I, 4. 49. II, 5. III, 7. 116. IV, 8. 94. V, 8. 183. — Gegenſtände der Verhandlungen. F. Thierſch I, 3. — Mittheilung der Vorträge und reſp. der Themen an das Präſidium III, 79. — Dauer der Vorträge IV, 93. — Aufnahme derſelben in das Protokoll II, 73. — Bekanntmachung der nicht erledigten Vorträge II, 98. — Druck von Abhandlungen. Fritzſche III, 127. — Gründung eines Journals. Immanuel III, 44.

Statuten

des

Vereins deutscher Philologen und Schulmänner.

---

§. 1.

Die Unterzeichneten vereinigen sich zu einer philologischen Gesellschaft, welche zum Zwecke hat:

a) das Studium der Philologie in der Art zu befördern, daß es die Sprachen (Grammatik, Kritik, Metrik) und die Sachen (den in den schriftlichen und artistischen Denkmälern niedergelegten Inhalt) mit gleicher Genauigkeit und Gründlichkeit umfaßt;

b) die Methoden des Unterrichts mehr und mehr bildend und fruchtbringend zu machen, so wie den doctrinellen Widerstreit der Systeme und Richtungen auf den verschiedenen Stufen des öffentlichen Unterrichts nach Möglichkeit auszugleichen;

c) die Wissenschaft aus dem Streite der Schulen zu ziehen, und bei aller Verschiedenheit der Ansichten und Richtungen im Wesentlichen Uebereinstimmung, so wie gegenseitige Achtung der an demselben Werke mit Ernst und Talent Arbeitenden zu wahren;

d) größere philologische Unternehmungen, welche die vereinigten Kräfte oder die Hülfe einer größern Anzahl in Anspruch nehmen, zu befördern.

§. 2.

Zu diesem Zwecke achten sie für nöthig:

a) sich gegenseitig durch Rath und Mittheilung nach Möglichkeit zu unterstützen;

b) in einem schon bestehenden oder neu zu begründenden philologischen Journale Anzeigen und Beurtheilungen neu erschienener Schriften und Abhandlungen in dem oben bezeichneten Sinne niederzulegen;

c) in ihren umfassendern Arbeiten nach denselben Grundsätzen zu verfahren und sie unter ihren Freunden nach Möglichkeit zu verbreiten;

d) sich an bestimmten Orten und in noch zu bestimmenden ein- oder zweijährigen Zeiträumen zu gegenseitigen Besprechungen und Mittheilungen zu vereinigen.

§. 3.

In jenen Versammlungen finden Statt:

a) Mittheilungen aller Art über neubegonnene und eingeleitete Unternehmungen und über neue Untersuchungen auf dem Gebiete der Philologie;

b) Berathungen über Arbeiten, welche zu unternehmen den Zwecken der Gesellschaft förderlich ist, und über die Mittel ihrer Ausführung;

c) conversatorische Behandlung schwieriger Punkte im Gebiete der Philologie und der Methodik des Unterrichts;

d) zusammenhängende Vorträge, jedoch nur über Gegenstände, über welche die Gesellschaft die Ansicht eines ihrer Mitglieder zu hören im Voraus beschlossen, oder welche der jeweilige Vorstand genehmigt hat *);

e) Berathungen über den Ort, die Zeit und den Vorstand der nächsten Vereinigung und über die Punkte, welche in ihr etwa zur besondern Berathung gebracht werden sollen. **)

§. 4.

Ein jeder Philolog kann der Gesellschaft als Mitglied beitreten, welcher dem Staate, dem er angehört, die nöthige Gewähr seiner Kenntnisse und Gesinnungen dadurch gibt, daß er

---

*) Nach dem Beschlusse der sechsten Versammlung ist die erste Hälfte einer jeden öffentlichen Sitzung zur Anhörung von Vorträgen, die zweite aber zur freien Discussion theils über diese Vorträge, theils über ausgewählte Fragen und Aufgaben bestimmt. S. unten die Verhandlungen der zweiten öffentlichen Sitzung.

**) Nach einem Beschlusse der sechsten Versammlung soll sich das Präsidium mit einem Comité über den nächsten Versammlungsort des Vereins berathen und das Resultat der Berathung in einer der öffentlichen Sitzungen zur Beschlußnahme vorlegen. S. die Verhandlungen der vorbereitenden Sitzung S. 7.

an Gymnaſien oder Univerſitäten lehrt, oder gelehrt hat, oder in einem andern öffentlichen Amte ſteht.

Auch Schulmänner, welche die übrigen Zweige des höhern öffentlichen Unterrichts, als Mathematik, Phyſik, Geſchichte und Geographie beſorgen, ſind eingeladen, an den Verſammlungen Theil zu nehmen. Sie vertreten dort die von ihnen gelehrten Gegenſtände.

Die Mitglieder des Vereins der Schulmänner des nördlichen Deutſchlands ſind eingeladen, ſich auch dieſer Vereinigung anzuſchließen.

§. 5.

Kein dem Vereine Beigetretener iſt zu irgend einer Dauer ſeines Beitritts, noch zu irgend einer Leiſtung für die Geſellſchaft verpflichtet. Jede Theilnahme iſt eine freiwillige.

§. 6.

Dem für den nächſten Zuſammentritt beſtimmten Vorſtande *) liegt jedes Mal ob, für dieſen Zuſammentritt die Genehmigung derjenigen deutſchen Regierung zu ſuchen, in deren Gebiete die Verſammlung Statt finden ſoll.

§. 7.

Für die erſte Zuſammenkunft wird Nürnberg und der Michaelistag des Jahres 1838 beſtimmt.

Göttingen, den 20. September 1837.

Dr. F. Thierſch, Mitglied des oberſten Schul- und Kirchenraths des Königreichs Bayern. — F. Kohlrauſch, Königlich Hannöverſcher Ober-Schulrath. — C. O. Müller, Hofrath und Profeſſor in Göttingen. — C. Lachmann, ordentlicher Profeſſor der Philologie in Berlin. — Jakob Grimm, Hofrath und ord. Profeſſor der Philologie in Göttingen. — M. H. E. Meier, ordentlicher Profeſſor der Philologie in Halle. — Ernſt von Leutſch, außerordentlicher Profeſſor zu Göttingen. — Aug. Friedr. Pott, außerordentlicher Profeſſor zu Halle. — Theodor Bergk zu Halle. — Profeſſor Emperius zu Braunſchweig. — F. Ranke, Gymnaſial-Direktor zu Göttingen. — F. G. Welcker, Profeſſor in Bonn. — F. W. Schneidewin, Profeſſor in Göttingen. — Dr. Julius Cäſar, Privatdocent zu Marburg. — Dr. Ahrens

*) welcher aus einem Präſes und einem Vice-Präſes beſteht. S. die Verhandlungen der dritten Verſammlung. S. 43.

zu Ilfeld. — Conrektor Dr. Geffers zu Göttingen. — Dr. Aug. Bernh. Krische, Privatdozent in Göttingen. — Dr. Karl Grotefend zu Hannover. — Dr. Theodor Benfey, Privatdozent zu Göttingen. — Dr. Bode, Privatdozent in Göttingen. — H. Dahlmann in Göttingen. — W. Grimm in Göttingen. — H. Ewald in Göttingen. — Professor Dr. Ritschl zu Breslau. — Hofrath Göttling zu Jena. — Professor Dr. Rost zu Gotha. — Direktor Dr. Grotefend zu Hannover.

I.

Protokoll

der

vorbereitenden Sitzung.

Cassel, am 2. October 1843.

Der Präsident der diesjährigen Versammlung, Gymnasialdirector Dr. Weber dahier, leitete die Sitzung mit den Worten ein, daß der vorjährige Verein deutscher Philologen und Schulmänner zu Ulm nicht aus persönlichen, von Kurhessen aus angeregten Rücksichten, sondern auf den Antrag des Professors Dr. Gerlach aus Basel die hiesige Residenzstadt zum Vereinigungspunkt der diesjährigen Philologen-Versammlung bestimmt habe und dies mit Recht, da in Hessen der Grund christlicher Humanität und classischer Studien für das gesammte deutsche Vaterland durch Winfried und Hrabanus Maurus gelegt worden, die Philologie und gelehrte Schulbildung zu allen Zeiten seit dem Wiederaufblühen der Wissenschaften eine sichere Stätte gehabt, die Reformation zuerst allgemeinen Anklang bei Fürst und Volk gefunden habe, und zuerst im hiesigen Lande Bildungsanstalten, die Universität zu Marburg (1527), sowie die Schulen zu Marburg (1527) und Cassel (1539), aus eingezogenen Klostergütern errichtet worden. Hessen habe nämlich das Glück gehabt, mehrere Fürsten zu besitzen, welche den Namen der Gelehrten getragen und Künste und Wissenschaften unterstützt hätten. Diesem Vorgange seiner erlauchten Ahnen folgend, habe auch Se. Hoheit der Kurprinz und Mitregent einen dankbar zu erwähnenden Beweis seiner Anerkennung wissenschaftlicher Bestrebungen gegeben, indem er durch Höchsten Beschluß vom 26. Mai d. J. nicht allein gnädigst genehmigt, daß der Verein deutscher Philologen und Schulmänner seine diesjährige Zusammenkunft in hiesiger Residenzstadt halten dürfe, sondern auch die den gedachten Vereinsmitgliedern zu gewährenden Vergünstigungen weiterer Höchster Entschließung vorbehalten und später eine ansehnliche Summe für den diesjährigen Philologen-Verein zur Verfügung des Präsidenten huldreichst gestellt hätte. Wie die Fürsten, so hätte sich auch das Hessische Volk durch wissenschaftliche Bestrebungen von jeher ausgezeichnet, wobei mit Beschränkung auf die Zwecke der Philologie und gelehrten Schulen an Friedrich Sylburg, Aemilius Portus, Eobanus Hessus, Euricius Cordus, Pet. Nigidius und Justus Vultejus erinnert wurde. Gern bescheiden sich die Hessen, als Philologen und Schulmänner nicht unter die Ersten gezählt zu werden, wohl aber dürften sie sich rühmen, nirgends die Letzten zu sein, sondern, fern vom Kastengeist und von Einseitigkeit einer Schule oder Methode, das Gute überall, wo es sich fände, zu wählen

und anzuwenden, wie die Einrichtungen der Kurheſſiſchen Gymnaſien, die glückliche Stellung derſelben und die daran unterrichtenden, den verſchiedenen Schulen ausgezeichneter Philologen angehörenden Lehrer zeigten. Und wie das ganze Land, ſo habe insbeſondere Caſſel die ihm durch den Philologen-Verein widerfahrene Auszeichnung verdient, indem es ſich ebenſo durch ſeine Lage mitten in Deutſchland zur Zuſammenkunft der Vereinsmitglieder eigne, als durch ſeine wiſſenſchaftlichen Sammlungen und Kunſtſchätze (Bibliothek, Muſeum, Bildergallerie ꝛc.) und durch ſeine großartigen Umgebungen und Anlagen das Intereſſe im hohen Grad erwecke. Hierzu kämen der Caſſeler feine Sitten und Bildung, ihr reger und lebendiger Sinn für das Edle und Rechte, ſowie eine Hospitalität, welche ſich auch jetzt zu erkennen gegeben, indem den verehrten Gäſten mehr Privatwohnungen angeboten, als von ihnen begehrt worden. Mit Freude hätte die ganze Stadt vernommen, daß ihr das Glück zu Theil werden ſollte, ſo viele um die Wiſſenſchaft und die Jugendbildung hochverdiente Männer innerhalb ihres Weichbildes zu ſehen; mit Freuden hätte der hochedle Stadtrath und an ſeiner Spitze der würdige Oberbürgermeiſter Regierungsrath Arnold ſich bereit erklärt, den Aufenthalt der werthgeſchätzten Gäſte möglichſt erleichtern und erheitern und ſomit einen Beweis ſeiner Hochachtung und Ehrerbietung dem Vereine geben zu wollen *); und was der Stadtrath beſchloſſen, das habe im Auftrage deſſelben das Comité **) unter thätiger und umſichtiger Leitung des Stadtrathmitgliedes Pfarrers Jäger bereitwilligſt ausgeführt. Nach dem Beiſpiele des hochverehrlichen Stadtraths hätten auch die verſchiedenen Corporationen der Stadt untereinander gewetteifert, den Mitgliedern des Philologen-Vereins ihren Aufenthalt dahier ſo angenehm als möglich zu machen, der Abend-Verein nicht allein durch unentgeltliche Ueberlaſſung eines herrlichen Saals und der daran ſtoßenden Zimmer zum Behuf der zu haltenden Verſammlungen, ſondern auch durch Aufnahme ſämmtlicher Mitglieder des Philologen-Vereins als willkommener Ehrengäſte für die Dauer ihres hieſigen Aufenthaltes; desgleichen die Geſellſchaften des Leſe-Muſeums und des Kurheſſiſchen Kunſtvereins durch beſondere Einladungen ***) zum Beſuche dieſer trefflichen Inſtitute. An dieſe Vereine hätten ſich in ehrenwerther Geſinnung die einzelnen Bewohner hieſiger Stadt angeſchloſſen, theils ſolche, welche ſich zur freundlichen Aufnahme der Vereins-Mitglieder erboten ****), theils ſolche, welche durch beſondere, lediglich zum Beſten der Vereins-Mitglieder ausgearbeitete oder dedicirte Denk-Schriften und Sachen ihr lebhaftes Intereſſe für den Philologen-Verein beurkundet. Aus dieſem Allen werde man

---

*) Der Stadtrath hatte ſich erboten, den Verein an den vier Sitzungstagen Mittags zu bewirthen; der Präſident aber glaubte, dies freundliche Anerbieten ablehnen zu müſſen.

**) Dazu gehörten von ſtädtiſcher Seite die Herren Kaufmann Biermann, Buchhändler Bohné, Aſſeſſor Fiedler, Procurator Hartwig, Kaufmann Hütterott, Pfarrer Jäger und Kaufmann Knappe, und als philologiſche Mitglieder die hieſigen Gymnaſiallehrer Dr. Flügel, Dr. Rieß, Schimmelpfeng und Dr. Theobald.

***) Von den Vorſtänden des Leſemuſeums und des Kunſtvereins, welcher in dieſem Jahr eine außerordentliche und darum der Zahl, aber nicht dem Kunſtwerth nach geringere Ausſtellung von Gemälden veranſtaltet hatte, waren Einlaßkarten für die Mitglieder des Philologen-Vereins dem Präſidium zugeſchickt und durch das Comité ausgetheilt worden.

****) Es waren über 100 Wohnungen angeboten worden, deren Beſitzern, ebenſo wie den Gäſten Einquartirungs Billets von Seiten des Comités zugegangen und reſp. übergeben worden waren.

die Ueberzeugung gewinnen, daß man ſich zu Ulm in ſeinen Hoffnungen nicht getäuſcht, als man Caſſel zum diesjährigen Verſammlungsort gewählt. Getäuſcht aber habe man ſich, daß man ihn, den Sprecher, zum Präſidenten der jetzigen Verſammlung beſtimmt, indem er bei ſeiner Perſönlichkeit zu einem Geſchäfte der Art gar wenig geeignet ſei, und ihm ſchon diejenige Schärfe und Stärke zweier Organe abgehe, die erforderlich ſeien, um mit Sicherheit und Beſtimmtheit die Verhandlungen einer zahlreichen Verſammlung leiten zu können. Zum Vorſtand jedoch des diesjährigen Philologen-Vereins gewählt, habe er das ihm übertragene, nicht begehrte Amt, zumal nachdem ſich Kurfürſtl. Miniſterium des Innern mit ſo großem Intereſſe und preiswürdigem Wohlwollen dieſer vaterländiſchen Angelegenheit angenommen, nicht mehr ablehnen dürfen, um nicht eine Störung in den Gang der diesjährigen Verſammlung zu bringen, was geſchehen ſein würde, wenn er ſich, mit den hieſigen Localitäten und Verhältniſſen vertraut, den einleitenden Geſchäften und Vorkehrungen hätte entziehen wollen. Nach Kräften habe er gethan, was er thun zu müſſen geglaubt, und hoffe Entſchuldigung zu finden, wenn das Geleiſtete den Erwartungen nicht ganz entſprechen ſollte; hoffe aber auch gerechtfertigt zu ſein, wenn er zwar die ihm beſtimmte Stellung nicht verlaſſe, ſondern ſeinen Poſten in allen äußeren Angelegenheiten des Vereins behaupte, die Leitung der Debatten jedoch ſeinem hochverehrten Freund und ehemaligen Collegen, dem Profeſſor Dr. Bergk, welchen die vorjährige Philologen-Verſammlung ſelbſt zu ſeinem Stellvertreter ernannt habe, hiermit übergebe und überlaſſe.

Der Präſident erklärte darauf die ſechste Verſammlung des Philologen-Vereins für conſtituirt, hieß die anweſenden Mitglieder herzlichſt willkommen und fügte den Wunſch hinzu, daß auch dieſe Verſammlung dazu dienen möge, die großen und heiligen Zwecke der Humanitäts-Wiſſenſchaften und der Jugendbildung durch den wechſelſeitigen Austauſch von Ideen und durch Verſtändigung bei abweichenden Anſichten zu fördern und zu beleben.

Der Präſident theilte darnach das Namens-Verzeichniß derjenigen mit, welche ſich als Mitglieder in das Album des Vereins eingezeichnet hatten, und ſprach ſein Bedauern aus, daß viele von den Veteranen deutſcher Philologen und Schulmänner durch verſchiedene Umſtände abgehalten worden, der diesjährigen Verſammlung beizuwohnen, wie der hochgefeierte Gottfried Hermann zu Leipzig, der allverehrte Greis Friedrich Jacobs zu Gotha, Geheime-Hofrath Eichſtädt zu Jena, Geheime-Rath Creuzer zu Heidelberg, Geheime-Juſtizrath Mitſcherlich zu Göttingen, die beiden um das Schulweſen hochverdienten Männer, der Geheime-Ober-Regierungsrath Dr. Schulze zu Berlin und der Ober-Schulrath Dr. Kohlrauſch zu Hannover nebſt Anderen.

Alsdann wurde zur Conſtituirung des Büreaus geſchritten und auf den Vorſchlag des Präſidenten zu Sekretären gewählt Profeſſor Dr. Cäſar von Marburg, Profeſſor Dr. Rein von Eiſenach, Bibliothek-Sekretar Dr. Schubart von Caſſel, an welchen ſich diejenigen Mitglieder wenden ſollten, welche die Bibliothek, das Museum Fridericianum und die Bildergallerie zu ſehen wünſchten, und Gymnaſiallehrer Dr. Theobald von Caſſel.

Nach Verleſung der Statuten durch den Secretar Dr. Rein machte der Präſident den Vorſchlag, es möchte für jetzt und auch in Zukunft ein Comité hauptſächlich nach geographiſchen Rückſichten gewählt werden, welches ſich mit dem Präſidium über den nächſten Verſammlungsort des Vereins berathen, die nach erfolgter Aufforderung etwa eingegangenen darauf bezüglichen Vorſchläge einzelner Mitglieder berückſichtigen und das Reſultat ſeiner Berathung in einer der öffentlichen

Sitzungen jedesmal zur allgemeinen Beſchlußnahme vorlegen ſolle. Zur Begründung dieſes Vorſchlags wurde auf die in der vorjährigen Verſammmlung hierbei gemachten Erfahrungen hingewieſen, auf die Möglichkeit eines ſpecielleren Eingehens in die Gründe für oder wider die Wahl eines Orts, auf die Schicklichkeit, dergleichen Discuſſionen, welche leicht verletzen könnten, möglichſt zu vermeiden oder abzukürzen, und auf das geringe Intereſſe, welches die allgemeine Verſammlung an der Wahl eines ſolchen Orts nehme, indem die Mitglieder in der Regel die Verhältniſſe ſolcher Orte wenig kennten, noch weniger den vorgeſchlagenen Ort zu beſuchen pflegten. Die Propoſition wurde einſtimmig angenommen und die Wahl des Comités auf den folgenden Tag feſtgeſetzt.

Nachdem nun der Präſident die Mitglieder eingeladen hatte, ihre Vorſchläge, Wünſche, Anſichten ꝛc. in Beziehung auf den nächſten Verſammlungsort oder auf andere den Verein betreffende Gegenſtände entweder an das Präſidium gelangen zu laſſen, oder in das bei dem Secretariat niedergelegte Deſiderienbuch einzutragen, referirte derſelbe über die für den Verein eingegangenen Schriften und Sachen.

Dem Vereine gewidmet und reſpective unter die einzelnen Mitglieder vertheilt *) wurden: 1) Ueberſicht der im Muſeum zu Caſſel befindlichen wichtigſten Antiken von Ludw. Sigism. Ruhl, Geh. Hofrath u. Muſeumsdirector. Zur Erinnerung an die Verſammlung vom 2. — 5. October 1843 den Hrn. Philologen und Schulmännern Deutſchlands dargebracht von J. J. Bohné. Caſſel 15 S. 8. — 2) Proben von Manuſcript-Abdruck aus der lithographiſchen Anſtalt von Theod. Fiſcher. Caſſel 1843, 5 Bl. F. — 3) Chorgeſänge und Melodramen aus Sophocles' Antigone nach J. J. C. Donner's Ueberſetzung. Der ſechsten Verſammlung deutſcher Philologen und Schulmänner gewidmet von der J. Luckhardt'ſchen Buchhandlung. Caſſel 1843. 19 S. 8. — 4) Vergleichender Zeitmeſſer oder allgemeiner Stundenzeiger zur Beſtimmung des Uhrunterſchiedes auf den verſchiedenen Meridianen der Erdoberfläche. Dem Verein der deutſchen Philologen und Schulmänner in dankbarer Erinnerung an die Tage vom 2. — 5. October 1843 gewidmet von C. L. Collmann. Caſſel 1843, 1. Bl. F. — 5) Lateiniſches Gedicht in 32 Hexametern von Herm. Weissenborn Jenensis. Philologis Cassellae congregatis a. d. III. Non. Oct. MDCCCXLIII. 8. — 6) Der Geiſt der Sprache. Den deutſchen Philologen gewidmet. Bei Gelegenheit ihrer ſechsten Verſammlung. Caſſel 1843. Bei Wilh. Appel. 6 S. 8. — 7) Sprachkarte von Deutſchland. Als Verſuch entworfen und erläutert von Dr. Karl Bernhardi. Caſſel 1844, IV. u. 138 S. 8. Den im October 1843 zu Caſſel verſammelten Philologen und Schulmännern Deutſchlands zur Prüfung und Förderung gewidmet vom Verfaſſer. — 8) Anſichten von Caſſel und Wilhelmshöhe, übergeben von dem Buchhändler Wilh. Appel. — 9) Wanderungen durch Caſſel und die Umgegend. Eine Skizze für Einheimiſche und Fremde. Von Dr. G. A. Lobe. Mit fünf Anſichten in Stahlſtich und einer Situationscharte über die Umgegend der Stadt. Caſſel 1837, X. u. 239 S. 8. **)

---

*) Dies war zum Theil ſchon früher im Büreau des Comités geſchehen, wo jedes Mitglied des Vereins außerdem eine mit dem Plan der Stadt Caſſel verſehene Einlaßkarte erhalten hatte.

**) Dieſe Schrift hatte der Verleger, Herr Buchhändler Kempf, dem Präſidium des Vereins für einen ſo ungemein billigen Preis überlaſſen, daß jedem Vereins-Mitglied ein Exemplar eingehändigt werden konnte.

Außerdem wurden folgende Schriften*) von den Herrn Verfaſſern ſelbſt oder im Auftrag derſelben von Anderen dem Vereine mitgetheilt und übergeben:

1) Die Schale des Kodros herausgegeben von Emil Braun. Gotha 1843. 4 Bl. Fol. — 2) Carmen saeculare Academiae Friderico-Alexandrinae dicatum. Erlangae MDCCCXLIII. 8 S. F. und 3) Oratio in Academiae Frid.-Alexandr. solemnibus saecul. habita a D. Lud. Döderlein. Erlangae MDCCCXLIII. 19 S. 4. — 4) Academiae Frid.-Alexandr. Erlang. sacra saecularia gratulatur Georgia Augusta interprete Carolo Friderico Hermanno. Inest disputatio de loco Apollinis in carmine Horatii saeculari. Gottingae. 24 S. F. und 5) Index scholarum in Academia Georgia Augusta per semestre hibernum a. MDCCCXLIII habendarum. Gottingae 24 S. 4. — 6) M. T. Ciceronis Epistolarum ad Quintum Fr. Libri III. Recogn. et schol. in usum illustravit J. Hoffa. Heidelbergae MDCCCXLIII. VIII. u. 157 S. 8. — 7) Handbuch der griechiſchen Antiquitäten von Dr. E. F. Bojeſen. Ueberſ. von J. Hoffa. Gießen 1843. XVIII. u. 148 S. 8. — 8) Beantwortung der Frage, ob das ſpätere Vergeſſen des Griechiſchen ein Grund ſeiner Verbannung aus den Schulen werden könne von F. A. Nüßlin. Mannheim 1843. 24 S. 8. — 9) Almae literarum Parenti Frid.-Alexandr. solemnia saecularia gratulantur Gymnasii Erlang. Collegae interprete D. Car. Schaefer. Erlangae MDCCCXLIII. 10 S. 4. — 10) Portae *κουροτρόφῳ* almae et sapientissimae trium saeculorum spatia fausto cursu emensae sacra saecularia gratulatur Frid. Thiersch. 8 S. 8.

Von den Verlegern endlich erhielt das Präſidium folgende Bücher mit dem Auftrage, ſie dem Vereine zur Einſichtsnahme vorzulegen und reſpective zu empfehlen:

1) Ueber den Einfluß der claſſiſchen Studien auf ſittlich-religiöſe Geſinnung, nebſt einigen Bemerkungen über Vereinfachung des Gymnaſialunterrichts. Caſſel 1843. 43 S. 8. und 2) Schulreden nebſt einer Abhandlung über Schulfeierlichkeiten als Einleitung. Von Dr. Carl Friedr. Wilh. Clemen. Caſſel 1843. IV. u. 131 S. 8. Beides im Verlag von H. Hotop. 3) Betrachtungen über Vergänglichkeit und Unvergänglichkeit der Schulfrüchte von Chriſtian Schwarz. Ulm 1842. Wohlerſche Buchhandlung (Lindemann). VIII. u. 96 S. 8. — 4) Geſchichte des römiſchen Staats mit vorzüglicher Berückſichtigung der Chorographie und Antiquitäten. Bearbeitet von Dr. Heinr. Eduard Apel. Leipzig 1843. XVI. u. 276 S. 8. — 5) Homer's Ilias in zwiſchenzeilige Proſa überſetzt von Karl Frenzel. 18 Bändchen. Geſang 1 — 6. Leipzig 1843. LII. u. 231 S. 12. — 6) Handbuch der alten Geographie aus den Quellen bearbeitet von Alb. Forbiger. Erſter Band. Leipzig 1842. XVI. u. 668 S. 8. Im Verlag von Mayer und Wigand, wie Nr. 4 und 5. — 7) Lateiniſche Sprachlehre für Schulen. Von Dr. J. N. Madwig. Braunſchweig 1843. VII. u. 481 S. 8. — 8) Bemerkungen über verſchiedene Puncte des Syſtems der lateiniſchen Sprachlehre und einige Einzelheiten derſelben. Von Dr. J. N. Madwig. Braunſchweig 1843. 88 S. 8. — 9) Handwörterbuch der Griechiſchen Sprache von Dr. W. Pape. Band I., II. u. III. Braunſchweig 1842 XII. 1836. 1347. XII. u. 424 S. 8. Im Verlag von Fr. Vieweg und Sohn, wie Nr. 7. u. 8. — 10) Zeitſchrift für die Alterthumswiſſenſchaft. Herausgegeben von Dr. Theod. Bergk u. Dr. Jul. Cäſar. Marburg bei Elwert. 1843. 4. Heft 1 — 9. — 11) Die chriſtliche

*) Sämmtliche Schriften wurden der hieſigen Gymnaſialbibliothek nach früherem Vorgange überwieſen.

Gymnaſialbildung. Ein Vortrag, gehalten von Dr. Theodor Vömel. Frankfurt a. M. Im Verlag der Zimmerſchen Buchhandlung 1843. 28 S. 8.

Ferner theilte der Präſident die Ueberſchriften der bis dahin für die diesjährige Verſammlung angekündigten Vorträge *) mit, erſuchte diejenigen Mitglieder, welche außerdem Vorträge zu halten gewillt ſeien, ihre Abſicht dem Präſidium zu erkennen zu geben, und verkündigte die für die erſte öffentliche Sitzung beſtimmte Tagesordnung.

Endlich zeigte der Präſident an, daß von der Liberalität hieſiger Stadt beſchafft, ein Zug von Wagen bereit ſtände, die Vereins-Mitglieder koſtenfrei nach Wilhelmshöhe zu bringen; daſelbſt würden auf beſondere Verfügung Sr. Hoheit des Kurprinzen und Mitregenten die berühmten Waſſerfälle nebſt der großen Fontaine angelaſſen werden; ferner, daß das Präſidium unter gefälliger Leitung eines der größten jetzt lebenden Tonkünſtlers, des verehrten Capellmeiſters Spohr, ſowie unter thätiger Mitwirkung des Hofraths Niemeyer und des Geſanglehrers Wiegand eine akroamatiſch-muſikaliſche Darſtellung von Sophocles' Antigone nach Mendelsſohn-Bartholdy's Compoſition und nach A. Böckh's Ueberſetzung für den heutigen Abend veranſtaltet habe, welcher Aufführung beizuwohnen die Verſammlung eingeladen werde.

II.

Protokoll

der

erſten öffentlichen Sitzung.

Caſſel, am 3. Oktober 1843.

Zu Anfang dieſer Sitzung wurde eine Symphonie von Blasinſtrumenten vorgetragen, worauf der Vice-Präſident, Profeſſor Dr. Bergk, die verſammelten Mitglieder alſo anredete:

„Indem ich dieſe Stelle betrete und dieſe hochanſehnliche Verſammlung überſchaue, muß ich, ein jüngerer Mann, einer der Epigonen, nothwendig von einem gewiſſen Gefühl der Schüch-

---

*) Ein angekündigter Vortrag des Humanitäts-Profeſſors Joh. Jodl am Gymnaſium zu Brünn: Ueber eine genauere ſyſtematiſche Eintheilung der Wortforſchung im Allgemeinen, erläutert durch Beiſpiele aus den vier Original-Idiomen, dem Griechiſchen, Lateiniſchen, Deutſchen und Böhmiſchen, konnte nicht gehalten werden, weil Profeſſor Jodl nicht erſchienen war; eben ſo wenig ein dem Präſidium zugegangener Aufſatz: Ueber altclaſſiſche Studien, namentlich der Griechen und Römer, in den höheren Claſſen der Gymnaſien, ein nothwendiges Wort gegen eine in dieſer mehr dem Realen als dem Idealen zugeneigten Zeit ſich beſonders geltend machende Meinung, deſſen Verfaſſer Wilh. Schröter, Licentiat der Theologie, Adjunct und Pfarrer zu Großheringen im Großherzogthum Weimar, keinen Vertreter ſeiner Ideen ernannt hatte.

ternheit ergriffen werden. Denn wie hätte ich vermuthen können, als ich vor ſechs Jahren Theil nahm an der Verſammlung in unſerer Nachbarſtadt Göttingen, als ich die Statuten unſeres Vereines mit unterſchrieb, daß ich nach Verlauf weniger Jahre berufen ſein würde, eben dieſem Vereine, der inzwiſchen innerhalb eines Luſtrums feſte Conſiſtenz gewonnen und ſich der allgemeinſten Theilnahme des geſammten deutſchen Vaterlandes zu erfreuen hat, als Geſchäftsführer vorzuſtehen. Selbſt da konnte ich dies nicht vermuthen, als mir im vorigen Jahre, da ich eben auf einer Reiſe im nördlichen Deutſchland begriffen war, die Nachricht zukam, daß zu Ulm, im wackern Schwabenlande, Caſſel zum diesjährigen Verſammlungsort gewählt und meinem verehrten Freunde Dr. Weber und mir das Präſidium übertragen ſei. Natürlich mußte ich glauben, daß meine Thätigkeit nur untergeordneter Art ſein, nur auf Aushülfe ſich beſchränken würde; denn dies iſt ja der eigentliche Zweck, warum dieſe hochanſehnliche Verſammlung beſtimmt hat, daß dem jedesmaligen Präſes ein Erſatzmann zur Seite ſtehe. Um ſo unerwarteter und überraſchender muß es für mich ſein, daß mir jetzt die alleinige Leitung der Geſchäfte anheimfällt. Wohl hätte meine Unerfahrenheit in dieſer Thätigkeit mich beſtimmen ſollen, dieſe Bürde gänzlich abzulehnen, wenn ich es nicht für meine Pflicht hielte, wenigſtens zu verſuchen, dem Vertrauen, welches die vorjährige Verſammlung in mich geſetzt hat, zu entſprechen, und da mein verehrter Freund Dr. Weber einen ſo bedeutenden Theil der Geſchäfte allein zu erledigen genöthigt war, einigermaßen ihn zu unterſtützen.

Ein Umſtand aber iſt es, der mich ermuthigt. Indem ich dieſe Verſammlung überſchaue, erblicke ich ſo viele mir ſeit Jahren befreundete und werthe Männer, die mir die vielfältigſten und deutlichſten Beweiſe des Wohlwollens und der Freundſchaft bisher erwieſen haben, ſo daß ich wohl mit Sicherheit hoffen darf, daß mir ihre Unterſtützung, ihre Nachſicht auch jetzt nicht entgehen wird. Jedenfalls fühle ich, wie ſehr ich der Nachſicht bedarf; möge daher, wo meine Kräfte nicht ausreichen ſollten, wenigſtens der Wille Anerkennung finden.

Als im vorigen Jahre zu Ulm von der Verſammlung der Schulmänner und Philologen Heſſen und gerade Caſſel zum Orte der diesjährigen Zuſammenkunft gewählt wurde, da war es wohl nicht die Rückſicht auf die geographiſche Lage und die übrigen Verhältniſſe (obwohl auch dieſe mit in die Wagſchale gelegt zu werden pflegen), welche dieſe Wahl herbeiführte, ſondern der eigentliche Grund liegt wohl darin, daß Heſſen, um nochmals daran zu erinnern, ſeit Bonifacius die Lehre des Evangeliums in dieſen Gauen verkündete, ſeit Rhabanus Maurus hier zuerſt das deutſche Schulweſen begründete, während des ganzen Mittelalters eine ſegensreiche Pflanzſtätte für Kunſt und Wiſſenſchaft geweſen iſt, daß, als mit der Kirchenverbeſſerung Luthers eine Umgeſtaltung aller Verhältniſſe eintrat, ein mächtiger Impuls alle Gemüther ergriff und mit ſich fortriß, als namentlich auch in Deutſchland durch die Wiedererweckung des claſſiſchen Alterthums eine völlig neue Welt ſich den ſtaunenden Blicken aufthat, Heſſen vor allen dieſer Bewegung der Geiſter ſich anſchloß, die neue Lehre mit Begeiſterung aufnahm und durch das Studium der Meiſterwerke der Griechen und Römer neue Bildungselemente zu gewinnen bemüht war, daß endlich jener Geiſt, der die Vorfahren beſeelte, auch ihren Enkeln nicht fremd geworden iſt. Wie regen Antheil Alles hier findet, was als ein Fortſchritt der Zeit, als eine höhere Entwickelungsſtufe der Wiſſenſchaft zu betrachten iſt, dies beweiſt eben die lebendige Theilnahme, welche die Heſſen bisher an allen Verſammlungen genommen haben. So dürfen wir wohl glauben, daß dieſer Umſtand vorzugsweiſe es war, welcher die vorjährige Verſammlung beſtimmte, gerade dieſe Stadt zu ihrer Zuſammenkunft zu wählen. Dazu kam die Hoffnung, daß man auch hier, wie bisher an andern Orten,

welche den Philologen Dach und Fach gewährt hatten, einen freundlichen, gemüthlichen Empfang erwarten dürfte. Und in dieſer Erwartung hat man ſich nicht getäuſcht. Die hochanſehnliche Verſammlung hat ſich ſelbſt ſchon in der kurzen Zeit ihres Aufenthalts in hieſiger Stadt überzeugen können, wie Alle ſich bemüht haben, durch die getroffenen Vorkehrungen und Anordnungen, durch gaſtliche Aufnahme und hohe Kunſtgenüſſe den heitern, geſelligen Verkehr zu erhöhen und den Eindruck der Befriedigung in allen Gemüthern zu hinterlaſſen. Ich brauche die vielen Beweiſe freundlicher Theilnahme nicht einzeln aufzuzählen, ſie ſind Ihnen ſchon hinlänglich bekannt geworden; aber wohl geziemt es ſich, hier nochmals den ehrenwerthen Bewohnern dieſer Stadt unſern innigſten, aufrichtigſten Dank hiermit auszuſprechen, zu dem ſie uns jetzt von neuem verpflichten durch die Aufmerkſamkeit und Theilnahme für das Wirken und die Intereſſen unſeres Vereins, welche ſie durch ihre zahlreiche Anweſenheit an den Tag legen.

Aber auch alle die würdigen Männer, welche von nahe und fern, aus dem Süden, wie dem Norden unſeres Vaterlandes herbeigeeilt ſind, der diesjährigen Einladung folgend, empfangen wir mit einem herzlichen Gruße. Zwar vermiſſen wir Manchen ungern, der bisher den regſten Antheil an den Intereſſen unſeres Vereins genommen hat, jetzt aber durch unerwartete Hinderniſſe von uns fern gehalten wird; aber alle echten deutſchen Länder, Schwaben, Baiern, Thüringen, Sachſen, Hannover, Weſtphalen, Holſtein, haben uns ihre Vertreter geſendet, ja wir betrachten es als ein beſonders günſtiges Zeichen, daß wir hier mehrere Gäſte aus den transalbingiſchen Landen in unſerer Mitte erblicken, die bisher gewohnt waren, ſich einem kleinen Vereine anzuſchließen, der ähnliche Zwecke verfolgt, aber mehr localer Art iſt. Namentlich aber ſind wir darüber erfreut, daß ſo viele von jenen werthen Männern hier verſammelt ſind, die zuerſt vor ſechs Jahren beim Jubelfeſt der Georgia Auguſta den Gedanken faßten, unſern Verein zu begründen, die wir daher mit vollem Rechte als die eigentlichen Stifter anſehen. Es iſt dies aber ein deutlicher Beweis, daß ſie das, was ſie mit der edelſten Begeiſterung begonnen haben, mit unwandelbarer Liebe fortzuführen geſonnen ſind.

Vor Allem aber wünſchen wir, daß das Band der Eintracht ſämmtliche Glieder des Vereins immer feſter umſchließe und durch die wiſſenſchaftlichen Verhandlungen ebenſo, wie durch den geſelligen Verkehr gefördert werden möge."

Ehe noch die Verhandlungen ſelbſt begannen, ſtellte Hofrath Dr. Thierſch mit beſonderer Rückſicht auf die Glieder der Bürgerſchaft und des Stadtrathes, dankſagend für die zuvorkommende Aufnahme, welche die Philologen gefunden, dar, was der Grund dieſes herzlichen Entgegenkommens ſei, und was der Verein „bringe." Er wies zunächſt auf das hohe Gut der Sprache hin, und wie das Studium derſelben zuerſt den claſſiſchen Sprachen gegolten, dann auch auf die orientaliſchen und germaniſchen (deren Begründer Heſſen erzeugt habe) übergegangen ſei, und wie ſich die Philologie ihrem Ziele, allgemeine Wiſſenſchaft der Sprachen zu werden, bedeutend genähert habe. Sodann erinnerte er an den Inhalt der claſſiſchen Philologie, jenen reichen Schatz der Ueberlieferung glorreicher Völker für Geſchichte, Religion, Politik; durch die Pflege deſſelben, welche die Philologen vermittelnd übernehmen, werde der Menſchheit ein Eigenthum erhalten, das ihr ohne Schaden an ihren edelſten Gütern nicht geſchmälert werden dürfe. Darum wären auch Männer, wie Dahlmann, unter den Stiftern des Vereins geweſen. — Nun aber gehe der Beruf der meiſten Anweſenden dahin, die Früchte dieſes Studiums für den Jugendunterricht zu verwenden, wodurch die Philologie mit Allem zuſammenhänge, was die Bildung des Geiſtes und Gemüthes

betreffe. Eben deßhalb nehme der Verein keine ausſchließliche Richtung; jedes Streben, die Wohlfahrt zu fördern, werde geehrt. Die Philologie habe den Beruf, die Jugend zu den Urbildern des Schönen zu leiten, und ſo trete der Verein in innigen Verkehr mit den würdigen Familien, bei denen der Sinn für Jugendbildung lebendig ſei, und welche wünſchen, ihre Kinder, gleich jenem alten Heros, zu etwas noch Beſſerem zu erheben, als ſie ſelbſt geweſen. Zu dieſem Zwecke ſei Einheit Noth; ihn zu fördern, träten deutſche Männer aller Länder zuſammen. Dies möchte wohl der Grund jener freundlichen Aufnahme ſein; eine ſolche verdiene in dieſem Sinne den innigſten Dank.—

Die Vorträge eröffnete Prof. Göttling aus Jena.

Ueber eine Bildſäule der Thusnelda.

Der Redner führte eine Vermuthung, welche er ſchon in den Annali dell' Inst. di corrisp. Arch. Vol. XIII ausgeſprochen, daß die in der Loggia de'Lanzi in Florenz befindliche Statue, welche bald Dea del Silenzio genannt, bald als Veturia, bald als Mnemoſyne bezeichnet wurde, die Thusnelda, Arminius Gemahlin, vorſtelle, weiter aus. Er zeigte, daß, nach der Beſchreibung, welche Tacit. Germ. 17 von der Kleidung der deutſchen Frauen gibt, und wie dieſelbe an den gefangnen deutſchen Frauen auf der Antoninſäule in Rom zu ſehn iſt, nach der Form der Schuhe und nach der Tracht der Haare und nach der ganzen Situation, dieſe Statue nur eine gefangne Deutſche darſtellen, und daß dieß dann füglich keine andre ſein könne, als Thusnelda. Dieſe ward im Jahr Roms 767 in dem Triumph aufgeführt, welchen Kaiſer Tiberius ſeinem Adoptivſohne Germanicus bereitete, und zum Andenken dieſes Triumphes ward im Jahre R. 770 dem Germanicus am Fuße des Capitols ein Triumphbogen errichtet. Hier wird die Bildſäule der Thusnelda, in einer Niſche (Zotheca) des Bogens ſtehend, nicht gefehlt haben, zum Zeichen, wie Rom die ihm von Arminius zugefügte Schmach gerächt habe. In gleicher Weiſe war die Bildſäule des Teutonenfürſten Teutoboch auf dem Triumphbogen des C. Marius bei Orleans angebracht worden. (S. Montfaucon Antiq. expl. T. IV. p. 170). Es ward ferner die Vermuthung aufgeſtellt, daß der Urheber dieſer künſtleriſch höchſt ausgezeichneten Statue wohl kein andrer ſein könne als Cleomenes, des Cleomenes Sohn aus Athen, welcher die berühmte Bildſäule des Germanicus im Louvre verfertigt hat; es ward dabei Veranlaſſung genommen, in dieſer Statue und ihren Emblemen wirklich einen Germanicus nachzuweiſen. Der Vortragende kam dabei zugleich auf eine von Rubens zuerſt auf Thusnelda gedeutete Vorſtellung auf dem berühmten Achat de la Sainte Chapelle in Paris zu ſprechen und zeigte, daß, da der Künſtler ſich durchaus nicht genau an die wirklichen Züge der dargeſtellten Perſonen, z. B. des Tiberius, gehalten habe, eine Porträtähnlichkeit auch dieſer Gefangnen, in welcher man beſonders Thusnelda und ihren kleinen Sohn Thumelicus, Segimund und Ramis, des Seſithacus Gemahlin, erkennen wollte, durchaus nicht annehmen dürfe. Dagegen ſtellte er die Vermuthung auf, daß ein herrlicher jugendlicher Gladiatorkopf, welcher aus Italien nach England gekommen und in Specimens of ancient sculpture T. II pl. XLIX. C. abgebildet iſt, den Sohn der Thusnelda, den Thumelicus, vorſtellen könne wegen der auffallenden Aehnlichkeit der Geſichtszüge mit denen der Thusneldaſtatue. Es ſei nemlich höchſt wahrſcheinlich, daß der dreijährige Thumelicus deswegen nach Ravenna gebracht worden ſei, um in der dortigen Fechterſchule zum Gladiator aufgezogen zu werden. Das ludibrium aber, welches Tiberius an dem jungen Deutſchen nach Tacitus habe ausüben laſſen (Annal. 1, 58), möge wohl darin beſtanden haben, daß Thumelicus zum Hohn ſeines Volkes in einem Amphitheaterſpiele, das zur Feier eines

Sieges über die Deutſchen gehalten werden, habe mit kämpfen müſſen und gefallen ſei. Dieſes ward durch den gleichen Gebrauch des Wortes ludibrium in gleicher Sache von Seneca nachgewieſen. Eine Beſtätigung ſeiner Vermuthung über das Schickſal des Sohnes des Armin wollte der Vortragende auch in dem Namen deſſelben (Thumelicus) finden, welches wohl kein deutſcher Name, ſondern der Sclavenname des Sohnes des Arminius ſei. Thymelicus, oder mehr latiniſirt Thumelicus (Gruter DCVII, 1. DCCXXIV, 4. 5) bezeichne nemlich nicht blos einen Pantomimen oder Muſiker, ſondern einen jeden, welcher auf einem freien Platze, namentlich der Cavea eines Amphitheaters zur Ergötzung des Publicums aufgetreten ſei und erſcheine auf alten Inſchriften auch als Beiname zur Bezeichnung dieſes Gewerbes. Es ward ferner hervorgehoben und mit Beiſpielen belegt, wie gern die Römer ſterbende Gladiatoren bildlich dargeſtellt, und wie es natürlich erſcheine, daß gerade der Sohn eines Todfeindes, der einem höchſt tragiſchen Schickſale erlegen war, von ihnen bildlich aufgefaßt worden ſei. Auf jeden Fall zeige dieſes edle, ſchöne Geſicht einen Gladiator durchaus nicht gemeiner, ſondern höchſt bedeutender Art auf.

Der Vortragende machte den Beſchluß mit einer Vergleichung der antiken Thusneldaſtatue mit der Statue, welche von Herrn von Bandel gearbeitet, im Beſitz Sr. Durchlaucht des regierenden Fürſten zur Lippe iſt, und erläuterte beide Statuen durch Zeichnungen. *)

Hierauf ſprach Hofrath Thierſch ſeine Beiſtimmung aus zu der ingeniöſen Combination des Redners, beſtritt jedoch, daß die eine Bildſäule den Germanicus vorſtellen könne, da einerſeits nichts Urkundliches darauf hinweiſe und andrerſeits die kummervollen und eingefallenen Züge nicht auf die ſonſt immer hervorgehobene ideale Schönheit des Germanicus paßten. Die Frage, ob wohl, wie ſelbſt Künſtler verſicherten, der Kopf das rechte Verhältniß zum übrigen Körper habe, vielleicht gar ſpäter aufgeſetzt ſei, wurde durch die genügendſten Aufſchlüſſe ſofort beſeitigt. Auf die weitere Frage, ob ludibrio bei Tac. nicht eine Mißhandlung des Körpers bedeuten möge, von der hier zu reden kein ſchicklicher Ort ſei, legte Hr. Hofrath Thierſch weniger Gewicht.

Prof. Walz fügte ſeine Vermuthung hinzu: er will die fragliche Bildſäule um einige Jahrhunderte früher ſetzen. Ein Bildgießer Antigonus habe die Schlachten Attalus I und Eumenes II gegen die Gallier (Kelten) dargeſtellt; dieſes Sujet finde O. Müller in mehreren Gruppen. Die Tracht der galliſchen und deutſchen Frauen ſei nicht ſo verſchieden. Es könne demnach die Statue eine galliſche Frau darſtellen, welche etwa durch ihre Geiſtesſtärke Aufmerkſamkeit erregt hätte. Cleomenes könne der Sohn des Cleomenes ſein, von welchem Letzteren die Mediceiſche Venus herrühre, und welcher um Ol. 150 gelebt habe.

Nach der Pauſe wurden Hofr. Thierſch, Prof. Walz, Dir. Vömel, Prof. Hermann, O.S.R. Prof. Roſt, Prof. Peterſen als Comité zur Wahl des nächſten Verſammlungsortes vorgeſchlagen.

Hierauf hielt Prof. Oſann ſeinen Vortrag:

---

*) Der ganze Vortrag wird erweitert noch beſonders erſcheinen mit zwei Steintafeln unter dem Titel: Thusnelda, Arminius' Gemahlin, und ihr Sohn Thumelicus in gleichzeitigen Bildniſſen nachgewieſen.

Ueber die erſte Anpflanzung und Verbreitung des Weinſtocks in Attika.

καὶ τὰ μὲν ἔπλασε μῦθος Ἀχαϊκὸς, ἠΰδα ψεύδεϊ συγχεράσας.
Nonnos.

„In der vorjährigen Verſammlung dieſes geehrten Vereins, welchem auch mich anſchließen zu dürfen, mich mit Stolz und Freude erfüllt, iſt ein Gegenſtand zur Sprache gebracht worden, welcher ſeiner Natur nach weder zu einem Abſchluß hingeführt werden konnte, noch auch nach der Abſicht des verehrlichen Sprechers werden ſollte, nämlich die Frage nach dem hiſtoriſchen Kerne in der nur zu oft für mährchenhafte Erfindung erklärten traditionellen Sage, und zwar zunächſt in Beziehung auf die überlieferte Coloniſirung einzelner Theile Griechenlands durch Aegyptiſche Einwanderungen *). Wenn es einer beifälligen Erklärung von meiner Seite für die dort ausgeſprochene Anſicht von der nicht in Abrede zu ſtellenden Einwirkung Aegyptiſchen Einfluſſes auf Entwickelung des Griechiſchen Geiſtes in Kunſt, Sitte und Religion keineswegs bedarf, ſo bin ich doch um ſo mehr veranlaßt, dieſes mein Glaubensbekenntniß von einer zuzugeſtehenden theilweiſen Abhängigkeit Griechenlands von den Einflüſſen des Orients in den älteſten Zeiten gleich im Eingang dieſes Vortrags abzulegen, als der Inhalt deſſelben die Zuläſſigkeit jener Annahme zum Theil vorausſetzt. Bei einer ſcharfen Auffaſſung der obſchwebenden Streitfrage tritt die unabweisbare Alternative ein, entweder die Ueberlieferung geradezu und zwar in ihrem ganzen Umfang für eine Fiction erklären zu müſſen, was, wie ich glaube, ſelbſt die eifrigſten Verfechter des Griechiſchen Autochthonismus nicht einmal auf ſich nehmen mögen, oder unter Anerkennung einer hiſtoriſchen Grundlage jeglicher mythologiſchen Tradition, den Verſuch zu machen, die zu Grunde liegende Subſtanz mittelſt kritiſcher Ausſcheidung aller zufälligen oder abſichtlichen Einkleidung an das Licht zu bringen. Wenn ich nun dieſer letzteren Anſicht zu huldigen bekenne, ſo habe ich hierbei für mich nicht nur die Auctorität Platons **), welcher ſagt, die Mythen ſeien zwar Lügen, aber es liege ihnen etwas Wahres zu Grunde, ſondern ich folge der Ueberzeugung, daß es für einen an der Geſchichte ſelbſt begangenen Frevel angeſehen werden müſſe, was in treuem Glauben von der Vorzeit überliefert worden, weil es einer vorgefaßten Meinung widerſpricht, ungeprüft zu verdammen. Das Gelingen der ſo eben bezeichneten Aufgabe des Mythologen und hierauf die Entſcheidung der Streitfrage ſelbſt ſcheint alſo nur von der Art der in Anwendung zu bringenden Prüfung abhängig zu ſein, die, wenn nicht alle einſchlägigen Momente ins Auge gefaßt werden, freilich unfehlbar mißglücken wird.

Pr. Walz hat in dem angeführten, mancherlei Betrachtungen anregenden Vortrage ſich beſchränkt, Materialien zur Bewahrheitung ſeiner Meinung von einer monumentalen Seite, wie er ſie nennt, herzunehmen, hiermit aber eine andere Betrachtungsweiſe weder ausgeſchloſſen, noch ausſchließen wollen, welche in der Nachweiſung des inneren Zuſammenhangs der Sage an ſich oder in Beziehung auf andere beſteht. Weit entfernt, zu glauben, daß die richtige Art, wie Mythen zur Ermittelung der einwohnenden hiſtoriſchen Elemente kritiſch zu behandeln ſeien, erſt noch aufzudecken ſei, habe ich es unternommen, eine Specialſage, nämlich die Aufnahme des Dionyſos

---

*) Verhandlungen der fünften Verſamml. deutſcher Philologen 1842. S. 144 fg.
**) Rep. II, 17.

beim Ikarios in Attika, einer genauen Beurtheilung in der Absicht zu unterwerfen, auf daß ſich herausſtelle, ob und welche Thatſache in Beziehung auf die erſte Anpflanzung und Verbreitung des Weinſtocks in Attika derſelben zu Grunde liege. Daß ich aber einen hiſtoriſchen Kern vermuthete, dazu wurde ich von vornherein durch die auf vielfache Forſchungen geſtützte Ueberzeugung vermocht, daß der größere Theil des Dionyſiſchen Sagenkreiſes eine Symbolik der Einbringung, Anpflanzung und Verbreitung des Weinſtocks ſammt ſeiner Pflege in Griechenland enthalte, wie ſich in der Ueberlieferung von den vielfachen Wanderungen des die Rebe bringenden Gottes und ſeiner Gefährten zu Land und zu Waſſer der Gedanke an eine Allegorie der allmähligen Verbreitung des Weinſtocks über ganz Griechenland dem aufmerkſamen Betrachter von ſelbſt aufdringt *). Da ich nicht weiß, ob es mir geſtattet ſein werde, die eben ausgeſprochene Behauptung über den hiſtoriſchen Inhalt der Dionyſosſage durch die Bearbeitung einer dieſen Gegenſtand in ſeinem ganzen Umfange behandelnden Oenologie zu bewahrheiten, ſo erlaube ich mir für jetzt, nachdem ich ſchon früher einen Verſuch dieſer Art in der Abhandlung „Oenopion und ſeine Sippſchaft“ bekannt gemacht habe **), einen andern ausführlicher behandelten Theil des Ganzen zunächſt in der Abſicht vorzulegen, durch das Urtheil einer ſo erleuchteten Geſellſchaft beſtimmt zu werden, entweder auf dem eingeſchlagenen Pfade muthig fortzuſchreiten, oder im andern Falle bei Zeiten den Rückzug anzutreten. Es bedarf übrigens hier kaum der Erwähnung, daß eine allſeitige Behandlung dieſes Gegenſtands zugleich Momente einſchließt, welche die Geſchichte der geiſtigen Entwickelung Griechenlands aufzuhellen vermögen. Denn es kann nicht verkannt werden, daß die Verbreitung des Weinſtocks und ſeiner Pflege einen einflußreichen Abſchnitt in der Geſchichte der griechiſchen Civiliſation bewirkt hat. Dionyſos iſt nicht allein der bis zur Raſerei berauſchende, ſondern auch der begeiſternde, ſänftigende Gott, welcher rebenumrankt, die Kithara im Arm, die Welt durchzieht, und durch Verbreitung eines der edelſten Geſchenke der gütigen Mutter Natur überall die Weihe eines geiſtigen, höheren Lebens ausſchüttet.

Wenn übrigens in dem gegenwärtigen Vortrage manche Behauptung gewagt erſcheinen ſollte, ſo iſt die Rechtfertigung davon in begleitenden Anmerkungen zu geben verſucht worden, die ihrer Natur nach von der jetzigen Mittheilung ausgeſchloſſen bleiben mußten (jetzt aber ihre Stelle unter dem Text gefunden haben). Endlich habe ich auch noch kurz des Grundes zu gedenken, warum ich von der Behandlung deſſelben Gegenſtandes durch J. H. Voß, welche in einer Reihe von Abhandlungen nach ſeinem Tode als Fortſetzung der Mythologiſchen Briefe durch Brzoska bekannt gemacht worden iſt, in gegenwärtigem Vortrage keinen Gebrauch gemacht habe. Wenn niemand bereitwilliger, als ich ſein kann, die Verdienſte dieſes wahrhaft großen Mannes überall, ſo auch in der nächſten Beziehung anzuerkennen, ſo würde dennoch die Verſchiedenheit der Grundanſicht, nach welcher Voß den Weinſtock in Griechenland als urſprünglich einheimiſch, und zwar das nördliche Griechenland für das Vaterland des ganzen Bacchoscultus anſieht, eine fortwährende Polemik nöthig gemacht haben, die ſtatt den Gegenſtand aufzuklären, ihn vielmehr verwirrt haben würde, und welche außerdem bei der bekannten ſynthetiſch dogmatiſchen Darſtellungsweiſe Voſſens

*) Schon Pherekydes lehrte, Dionyſos ſei mit ſeinen Wärterinnen den Nymphen, umhergezogen, um mit dem von ihm gefundenen Weinſtock den Menſchen zu beſchenken. Schol. Hom. Il. 18, 486.

**) Welcker Rhein. Muſ. III, 2. S. 241 fg.

kaum zuläſſig geweſen wäre. Es blieb daher nichts übrig, als den Gang meiner Forſchung in dieſer Hinſicht ganz frei und unabhängig zu halten und, indem nunmehr Anſicht gegen Anſicht gegenüber tritt, einem Dritten die Beurtheilung zu überlaſſen.

So viel im Allgemeinen. Kommen wir jetzt zur Sache ſelbſt und hören die Zeugen ab, die von der Ikariosſage, welche die Grundlage dieſer ganzen Unterſuchung abgibt, Bericht erſtatten.

„Nachdem Erichthonios geſtorben," erzählt Apollodoros *), „und in dem Hain der Athene begraben worden, regierte Pandion, unter welchem Demeter und Dionyſos nach Attika kamen. Die Demeter aber nahm Keleos in Eleuſis, den Dionyſos Ikarios auf, und dieſer erhielt von jenem einen Schoß des Weinſtocks. Und die Weinbereitung von ihm lernend, zugleich um das von dem Gott erhaltene Geſchenk den Menſchen mitzutheilen, kam er zu einigen Hirten, welche nach dem Genuß des Weins, zumal da ſie denſelben ohne Waſſer und vor Luſt in Uebermaß getrunken, vergiftet zu ſein wähnten und ihn tödteten. Als ſie deſſen den Tag darauf inne geworden, begruben ſie ihn. Seiner Tochter Erigone aber, welche den Vater ſuchte, zeigt der ihm zugewöhnte Hund mit Namen Mära, welcher dem Ikarios gefolgt war, den Leichnam, und nachdem ſie den Vater beweint, erhing ſie ſich." Dem Weſen nach dieſelbe Erzählung, nur im Einzelnen ausführlicher, giebt uns nach Eratoſthenes ein Homeriſcher Scholiaſt **), Folgendes noch hinzufügend: „Als eine Krankheit in Athen ausgebrochen, ehrten die Athener in Gemäßheit eines Orakelſpruchs den Ikarios und die Erigone mit jährlichen Feſten, nachdem dieſe aber unter die Sterne verſetzt worden, wurde Ikarios Bootes, Erigone die Jungfrau genannt; der Hund aber behielt ſeinen Namen." Wenn in dem letzteren Theil dieſer Nachricht ſich leicht die kataſteriſtiſche Behandlungsweiſe der Aſtronomie bei den Alexandrinern erkennen läßt, und ſelbſt die Vermuthung erhoben werden kann, daß dieſer Theil der Sage auf Rechnung des Eratoſthenes ſelbſt komme ***),

*) III, 14, 7.

**) Zu Ilias XXII, 29. Ebenſo Servius zu Virg. Georg. II, 67 und 389. Der Schol. zu Ovid. Ibis. 609 ed. Merkel. S. 474, mit einer Verſion rückſichtlich des Todes der Erigone: Icarus primus plantavit vineam et de vino, quod inde habuit, messoribus ad bibendum dedit. Vel, ut alii dicunt, Icarus jussu sui domini vinum Thebas portabat et invenit messores, quibus vinum dedit, qui inebriati putantes se venenum bibisse, proiecerunt ipsum in puteum. Canicula vero cum eo ire solita ivit ad Erigonen, filiam Icari, et morsibus vestibus duxit ad patrem: quae patre viso se voluit suspendere, sed Iupiter eam cum cane et patre translatam stellificavit, ut dicit Ovidius. Die ganze Sage haftet ſo durchaus an Attiſcher Localität, daß die Uebertragung hier nach Theben ganz allein ohne weitere Bezeugung ſteht, ſo daß Thebas nur als eine Verſchreibung von Athenas erſcheint. Es werde hier gleich auch noch eines von Wenigen nur erwähnten Moments in der Sage gedacht, weil es auf den Gang der Unterſuchung ſonſt keinen Einfluß hat. Nämlich nach Mythogr. Vatic. II. c. 61. S. 106 wurde das Rebenfeld des Ikarios von einem Bock (Porphyrios de abstin. II, 10. S. 119 nennt eine Ziege) verwüſtet. Dieſer Umſtand ſteht mit der Ikariſchen Sage ſonſt in gar keiner weiteren Beziehung und ſcheint nur aus andern die erſte Anpflanzung des Weinſtocks in andern Gegenden Griechenlands betreffenden Dionyſiſchen Mythen entlehnt zu ſein, wo ſich dieſelbe, aber unter angemeſſenen Motiven, findet, wie in der Thrakiſchen des Lykurgos, oder der Aetoliſchen des Oeneus. Am ausführlichſten übrigens, wie zu erwarten, behandelt die ganze Ikariosſage Nonnos Dion. XLVII init., aber auf eine Weiſe, die bei ſeinem mythologiſchen Syncretismus dieſer nach feſter Grundlage ſtrebenden Unterſuchung wenig Stützpunkte gewähren konnte.

***) Wenn hier ein Hund, dort eine Hündin in der Sage erſcheint, ſo trägt, da wir aus einem ausdrücklichen Zeugniß wiſſen, daß Eratoſthenes einer Hündin, und zwar unter demſelben Namen Mära, gedacht habe,

ſo iſt es auf der andern Seite geſtattet, der Nachricht von den jährlichen Feſten Glauben zu ſchenken und darin eine hiſtoriſche Spur von der jährlichen Wiederkehr eines in Beziehung auf den Dionyſos gefeierten Feſtes wieder zu finden. Eine weitere Nachricht über die Ankunft des Bakchos in Attika, gleichzeitig mit der Demeter, giebt auch Tzetzes *), aber ohne Anführung ſeines Gewährsmanns, außerdem auch in einem der Nachhülfe ſo bedürftigen Texte, daß daraus nichts weiter abgenommen werden kann. Viel ausführlicher und zugleich mit einigen bedeutſamen Winken, die aber erſt weiter unten verfolgt werden können, erzählt die Sage Hyginus **), aus deſſen Bericht für den gegenwärtigen Zweck nur zwei mit einander in engem Verbande ſtehende Punkte namhaft zu machen ſind. Nämlich die aus Zorn über die Ermordung des Ikarios und den darauf erfolgten Tod der Erigone vom Dionyſos über die Athener geſchickte Krankheit oder Peſt habe in einer „ähnlichen Strafe" beſtanden. Worin dieſe beſtanden, giebt Servius ***) dahin an, daß die Atheniſchen Jungfrauen von der Wuth, ſich zu erhängen, ergriffen worden ſeien, eine Art von Monomanie, die ſich in ähnlicher Weiſe bekanntlich auch in andern Sagen des Griechiſchen Alterthums wiederholt ****), in dieſem Falle aber von Hyginus †) aus einer Verwünſchung der Erigone hergeleitet wird, daß daſſelbe Schickſal des Todes durch Erhängen, welchem ſie entgegen gehe, auch die Jungfrauen Attikas treffen werde, wenn ſie die Tödtung des Ikarios ungerächt laſſen würden. Servius fährt dagegen in ſeinem Berichte fort: Als Urſache dieſer über Athen verhängten Heimſuchung habe den Athenern auf ihre Anfrage der Delphiſche Gott die Tödtung des Ikarios und die dadurch veranlaßte Entleibung der Erigone angegeben, worauf ſie, und dieſes iſt der zweite Punkt, Rache an den Hirten genommen und zu Ehren der Erigone das Feſt der Oscillation geſtiftet, auch, doch wohl an demſelben jährlich wiederkehrenden Feſte, bei der Wein-

---

die Schuld davon lediglich der Berichterſtatter. Bei Nonnos erſcheint der Hund nur als Begleiter der Erigone, beklagt ihr Unglück und ihren Tod; die Nachricht von dem Tod des Ikarios und die Auffindung des Leichnams wird vielmehr durch ein Traumgeſicht, welches der Erigone erſcheint, vermittelt, Vs. 161.

*) In Welcker's Rhein. Muſ. Bd. IV. S. 25: *Ἐπὶ τοῦ Πανδίονος τοῦδε Διόνυσος καὶ Δημήτηρ ἦλθον εἰς τὴν Ἀττικήν· ἦτοι τότε τῆς Ἀττικῆς Οἰνοῦς καὶ Γεώργιος ἐγνώσθη, καὶ Ποσειδῶν καὶ Ἀθηνᾶ τότε περὶ τῆς Ἀττικῆς ἤρισαν· διὸ καὶ Εὔμολπος ὁ Ποσειδῶνος πρὸς τὸν Ἐρεχθέα τὸν τοῦ Πανδίονος ἐξήνεγκε πόλεμον· ἐν ᾧ ἐνίκησεν ὁ Ἐρεχθεύς.*

**) Fab. 130.

***) Georg. II, 389: ut eorum filiae furore quodam compellerentur ad laqueum. Wenn beim Schol. Lucian. deor. conc. 5 eine andere Krankheit, eine Art Priapismus, genannt wird, ſo beruht dies auf einer Verwechſelung mit einer andern, den Dionyſiſchen Pegaſus betreffenden Sage, deren unten gedacht werden wird. Vgl. Lobeck Aglaoph. T. I. S. 660.

****) Ein ganz ähnliches Beiſpiel erzählt Gellius von Mileſiſchen Jungfrauen, XV, 10: Plutarchus in librorum quos *περὶ ψυχῆς* inscripsit, primo . . . virgines dixit Milesii nominis, fere quot tum in ea civitate erant, repente, sine ulla evidenti causa, voluntatem cepisse obeundae mortis ac deinde plurimas vitam suspendio amisisse. Id cum accideret in dies crebrius, neque animis earum mori perseverantium medicina adhiberi quiret, decrevisse Milesios, ut virgines, quae corporibus suspensis demortuae forent, ut eae omnes nudae cum eodem laqueo, qui essent praevinctae, efferrentur: post id decretum, virgines voluntariam mortem non petisse, pudore solo deterritas tam inhonesti funeris. Vgl. Polyaen. VIII, 63.

†) Astron. 4.

leſe dem Ikarios und der Erigone die Erſtlinge des Herbſtes geweiht hätten *). Die Nachricht von dieſem Feſte, welches zwar von einigen alten Gewährsmännern anders gedeutet wird, von den meiſten jedoch in ausdrückliche Verbindung mit der Sage von der Verbreitung des Weinſtocks durch Ikarios und Erigone geſetzt wird, iſt weder Erfindung, noch Deutelei, ſondern findet ihre Beſtätigung in dem ſelbſt noch in ſpäter Zeit, wie es ſcheint, gefeierten Feſte der Aeorä (αἰώραι), welches, ſeiner Entſtehung nach unzweifelhaft Dionyſiſch, gerade durch ſeine bis ſpät herab fort und fort ſtatt findende jährliche Feier die Erinnerung an die Thatſache, von welcher es ausgegangen, aufbewahrt hat **). Ohne hier in eine ausführliche Beſchreibung dieſes Feſtes einzugehen, genügt es, das Weſentlichſte deſſelben dahin anzugeben, daß man zur Zeit der Weinleſe zum Gedächtniß der um die Verbreitung des Weinbau's verdienten Erigone, in Nachahmung der Todesart, die ſie an ſich vollzogen, ſchwebende menſchliche Figuren an Bäumen aufzuhängen pflegte ***), wovon der Name des Feſts ſich zugleich auf die natürlichſte Weiſe herleitet, ſo wie auch der Gedanke nicht abzuweiſen iſt, daß die im Winde hin und hergetriebenen Figuren zugleich auf die ſchwankende Haltung vom Weine Trunkener hinzudeuten beſtimmt waren ****). Ob übrigens die Rolle ſolcher hängenden Figuren lebende Perſonen ſelbſt übernommen, was nach Einigen unter einer beſondern Wendung der Fabel überliefert wird †), oder ob deren Stelle Nachbilder

---

*) Nach Aelian. H. A. VII, 28, welcher kurz die Hauptpunkte der Sage angiebt, und daraus wieder Tzetzes Chil. IV, 128, wurde von den Bewohnern Attika's auch der treuen Hündin geopfert. Da ſich hiervon in den ſonſtigen Nachrichten von dem Feſte keine Spur weiter findet, dieſe Hündin auch ſonſt in die Symbolik dieſer Sage nicht weiter eingreift, ſo bin ich geneigt, dieſen Zuſatz für eine ſpätere Erfindung anzuſehen, erſt entſtanden und veranlaßt durch die Verſetzung dieſer Hündin in den Himmelskreis, wodurch freilich der den Ikarios und die Erigone begleitende „Erlöſungshund", unter welcher Bezeichnung Creuzer Symb. Th. III. S. 531 ihn in die Eleuſiniſchen Myſterien einführt, mehr als zweifelhaft werden dürfte. Sollte dieſer Hund oder Hündin der Sage nicht eine natürliche Erklärung in der dieſem Thiere eignen Treue und Anhänglichkeit an ſeinen Herrn, ganz im Sinne Aelian's, finden?

**) Athen. XV. S. 618, F.

***) Vgl. Leopardi Emend. VI, 14. Ausl. zu Heſych. v. αἰώρα. Panofka Museo Bartoldiano S. 120 fg.

****) Hygin Astron. 4. S. 428 ed. Stav. ſchildert den Zuſtand jener trunkenen Hirten oder Landleute, ut alius aliam se in partem reiiciunt, ut semimortua membra iactantes, und ſagt weiter unten von den beim Feſt der Aeoren hängenden Perſonen, uti tabula interposita, pendentes funibus, se iactarent, ut qui pendens vento movetur, wie die Stelle nach Scheffer wieder herzuſtellen iſt.

†) S. Hygin Astron. 4 S. 429. Schol. Germanici Arat. S. 79 ed. Buhle. Man hat angenommen, daß ſich bei dieſer Feſtfeier die Mädchen einer Vorrichtung nach Art unſerer Schaukeln bedient hätten, was dahin geſtellt bleiben kann. Der Gebrauch dieſer Schaukeln war den Alten nicht unbekannt, wie ſich aus dem Gemälde einer ſchönen, jetzt in Berlin befindlichen Kalpis ergiebt, bei Gerhard Berlins antike Bildw. Th. I, S. 249, jedoch ohne daß dabei irgend eine Beziehung auf Erigone oder das Feſt ſtatt findet. Ich vermag in dieſem lieblichen Bilde nur die Darſtellung weiblicher Beluſtigung mittelſt einer Schaukel wieder zu erkennen. Es ſcheint daſſelbe Vaſengemälde zu ſein, worin Panofka Mus. Bartold. S. 120 das Feſt der Aeorä abgebildet annimmt, unter gelegentlicher Anführung von noch zwei Vaſengemälden, auf welchen in ähnlicher Situation ſich Frauen ſchaukeln. Da auf dieſen beiden Monumenten der Scene noch ein geflügelter Genius hinzugeſellt iſt, ſo würde ich, da ſich auf denſelben nicht die mindeſte ſonſtige Spur Dionyſiſcher Beziehung vorfindet, geneigt ſein, wenigſtens in dieſen beiden Gemälden Panofka beizuſtimmen, falls ſich nämlich dieſer Genius auf den Dionyſos deuten ließe. Bekannt iſt aber, wie ſelten das Vorkommen eines geflügelten Bakchos iſt, wie E. Braun Bull. dell' inst. 1839. S. 16 erinnert; was Welcker Rhein. Muſ. Bd. VI. S. 594 flg. in ſo reichlicher Fülle zuſammengeſtellt hat, bedarf meines Er-

in Art der Mannequins vertreten, iſt hier ganz gleichgültig, zumal da ſich beides als zuläſſig denken läßt und ſich vielleicht nur nach Zeit und Art verſchieden geſtaltete. Jedenfalls iſt es klar, daß die oscilla, wie von Mehrern dieſe Hängefiguren ausdrücklich genannt werden, in Uebereinſtimmung mit der richtigen Ableitung des Worts, nur auf Nachbildung menſchlicher oder menſchenähnlicher Körper, ſollten dieſe auch nur in fratzenartigen Geſichtern beſtanden haben, gedeutet werden können *). Will man übrigens die Theilnahme lebender Perſonen an dieſem Spiele annehmen, was gar nicht undenkbar, ſo wird man ihnen, in Gemäßheit der freilich etwas dunkeln Ueberlieferung bei Feſtus v. oscillum, den Gebrauch der Masken um ſo bereitwilliger zugeſtehen, als die Anwendung derſelben bei einem dem Bakchos geweihten Feſte völlig angemeſſen erſcheint. Auch wird der Gebrauch von Masken bei dieſem Feſte ausdrücklich von Servius bezeugt.

---

achtens zum Theil noch einiger Sichtung, oder ſteht außer Verbindung mit der in Rede ſtehenden Darſtellung. In dieſer aber an einen Bakchos zu denken, verbietet die der Figur auf einer der gedachten Vaſen beigegebene Erklärung *EPOΣ*. Hiernach nehme ich für jetzt wenigſtens noch Anſtand in ſämmtlichen hier genannten Monumenten eine bildliche Darſtellung der Aeorâ wiederzuerkennen, zumal da ich in der auf einer der Vaſen befindlichen Zugabe eines Hündchens, worauf Panofka Werth legt, alles Andere eher, als eine unzweifelhafte Beziehung auf die Mâra des Ikarios zu finden vermag.

*) Hierdurch erledigt ſich, was in alter und neuer Zeit vielfach über die Oscillen gefabelt worden iſt, indem, um eins anzuführen, die Oscillen nicht die Hängmaſchinen (αἰῶραι) ſelbſt waren, wie Böttiger Diss. de deo ex machina S. XIII behauptete, ſondern vielmehr der in der Schwebe gehaltene Körper ſelbſt. Sehr unbeſtimmt drückt ſich Creuzer Th III. S. 325 aus, wenn er ſagt, daß man unter den Oscillen bald Stricke verſtand, an denen ſich Menſchen hin und her ſchaukelten, bald aufgehängte Phallen, bald Masken oder Larven, die man in der Luft ſchweben ließ. Dieſer Irrthum hat ſich ſelbſt in die neue Pariſer Ausg. des Henr. Stephanus fortgepflanzt, wo die angeführte Abbildung eines Oscillum nichts anders, als die oben beſprochene Kalpis iſt. Oscillum kann nichts anders, als ein Deminutiv von os ſein, und daher bemerkt Müller ad Festum S. 195 ganz richtig, daß die urſprüngliche Bedeutung des Worts *προσωπεῖον* geweſen ſei. Das Richtige deutete ſchon Servius an ad Georg. II, 389, aus welchem Scholion hieher gehört: Sed post aliquantum tempus Atheniensibus morbus immissus est talis, ut eorum virgines furore quodam compellerentur ad laqueum; responditque oraculum sedari posse pestilentiam illam, si Erigones et Icarii cadavera requirerentur: quae cum diu quaesita nusquam invenirentur, ad ostendendam suam devotionem Athenienses, ut etiam in alieno ea quaerere viderentur elemento, suspenderunt de arbore funem: ad quem se tenentes homines, hac atque illac agitabantur, ut quasi etiam per aërem illorum cadavera quaercre viderentur. Sed cum inde plerique caderent, inventum est, ut formas ad oris sui similitudinem facerent, et eas pro se suspensas moverent. Von den weiteren Erklärungsverſuchen bei Servius führe ich nur noch den folgenden an, weil, wenn auch von der darin enthaltenen Ableitung des Worts abgeſehen werden muß, die demſelben zum Grunde liegende Thatſache nicht undenkbar iſt und einen Begriff von der bis zur Ausartung weiter ausgebildeten Feſtfeier geben kann. Alii dicunt oscilla membra esse virilia de floribus facta, quae suspendebantur per intercolumnia: ita ut in ea homines, acceptis clausis personis, impingerent, et ea ore cillerentur, id est moverent, ad risum populo commovendum. Ob man ſo weit gegangen, daß man mit dem Worte Oscillen jede unförmliche bakchiſche Maske verſtand, die an Bäumen aufgehängt (Gerhard Neapels antike Bildw., Th. I, S. 135), oder welche bei Bakchosopfern zur Schau ſtanden (Millin Gall. myth. Tab. LXIII. No. 268) bezeichnete, iſt möglich, jedoch nicht ſtreng nachweisbar. Dergleichen fratzenhafte, coloſſale Köpfe, welche bei dem von Ptolemäos Philadelphos veranſtalteten bakchiſchen Prunkfeſte von dem Wagen des Dionyſos herabhingen, nennt Kallixenos Athen. V. S. 198. D *πρόσωπα*, nicht alſo *αἰῶραι*. Er ſagt: *προσήρτηντο δὲ καὶ στέφανοι καὶ ταινίαι καὶ θύρσοι καὶ τύμπανα καὶ μίτραι πρόσωπά τε σατυρικὰ καὶ κωμικὰ καὶ τραγικά*, woraus ſich ergiebt, daß dieſe Masken mit den Oscillen im engeren Sinne keine Gemeinſchaft haben, ihre Anwendung und Gebrauch aber auch ſehr gut eine andere Erklärung findet.

An die einfache Darlegung der Sage, wie wir ſie ſo eben gegeben, ſchließt ſich, noch vor einem weiteren Eingehen in den Sinn derſelben, zunächſt die Frage nach dem Alter des Mythos ſelbſt an. Unter den directen Zeugniſſen ſtehen als die älteſten die oben angeführten des Apollodoros und des Eratoſthenes oben an, von welchen der Letztgenannte ihr in ſeinem Gedicht Ἠριγόνη, nach den Fragmenten zu ſchließen, die ausführlichſte Behandlung hat angedeihen laſſen*). Wenn auch das Zeitalter dieſer beiden Gewährsmänner die Annahme geſtattete, daß Apollodoros ſeine Nachrichten dem Eratoſthenes verdankt habe, ſo ſteht doch einer ſolchen die ſichere Wahrnehmung entgegen, daß Apollodoros in ſeiner mythologiſchen Bibliothek ganz andere, als Alexandriniſche Quellen benutzt, ſich vielmehr bekanntermaßen an viel ältere Zeugen, die bis zu den Logographen hinaufreichen, gehalten und namentlich ſehr häufig den Pherekydes ausgeſchrieben habe. Aus welchen Quellen aber immer dieſe Schriftſteller geſchöpft haben mögen, für ein ſehr hohes Alterthum der Sage ſpricht nicht nur die Beſchaffenheit der auf dieſelbe unzweifelhaft gegründeten Feſtfeier, ſondern auch das Fortbeſtehen der Aeorä bis in verhältnißmäßig ſpäte Zeit herab, worauf ein Lied des mir ſonſt weiter unbekannten Kolophoniers Theodoros vorhanden war, das im Munde des Volks noch bis auf Ariſtoteles Zeiten verbreitet war, wie letzterer in ſeiner Politeia der Kolophonier erzählt hatte**). Obwohl nicht zu bezweifeln, daß auch die bildende Kunſt ſich dieſer ſo ergiebigen Sage bemächtigt haben werde, ſo iſt es mir doch nicht gelungen, irgend ein Denkmal aufzufinden, auf welchem ſie ſich, wenn auch nur zum Theil, unzweifelhaft nachweiſen laſſe, und obwohl man dieſes zu können allerdings gemeint hat, ſo glaube ich doch die Richtigkeit dieſer Wahrnehmung ausdrücklich und zwar um ſo mehr in Abrede ſtellen zu müſſen, als nur zu oft auf dergleichen unbegründete Behauptungen weitere Schlüſſe gebaut zu werden pflegen***).

---

*) Einſtweilen zu verweiſen auf Bach's nicht ganz vollſtändige Zuſammenſtellung der Fragmente, Zeitſchr. f. d. Alterth. 1837. Nr. 42.

**) Athen. XIV. S. 618. E. Pollux IV, 55.

***) Creuzer glaubt in einer Terracotta des Britiſchen Muſeums, wovon er eine Abbildung giebt (Abbild. zur Symb. Taf. LVIII, 1 vgl. Erklär. S. 34 und Symb. Th. III. S. 339), den Empfang des Bakchos beim Ikarios zu erkennen. Es iſt dieſe Darſtellung eine von den vielen, ſich unter verſchiedenen Modificationen wiederholenden, wo der Gott, nicht der Indiſche, wie man oft angenommen hat, ſondern der Thrakiſche (vgl. zu Cornutus S. 360), von der Reiſe kommend, ſich anſchickt an einem Sympoſium Theil zu nehmen. Vgl. Ancient marbles of the British Museum. Visconti Descr. des antiques du Musée Royal à Paris 1817. S. 37. Nr. 95, wo auf einem, eine ähnliche Scene darſtellenden Basrelief derſelbe Gegenſtand wiedergefunden wird, wie dies auch auf einem andern Monument derſelben Gattung von Gerhard (Neapels antike Bilder. Th. I. S. 135 flg.) geſchieht. Soll dieſe Vorſtellung auch wirklich ein Hospitium des Bakchos wiedergeben, ſo bietet der Dionyſiſche Sagenkreis noch andere Situationen dieſer Art, welche dahin mit gleichem Rechte gedeutet werden können, wie z. B. die Ankunft und Aufnahme des Bakchos bei dem Aetoliſchen Oeneus (Hygin Fab. 172. 174), oder ſelbſt bei dem Attiſchen Heros Semachos (ſ. Scaliger ad Euseb. Chron. S. 30, ed 1658). Denn wenigſtens die auf der Terracotta von dem Schenktiſch herabhängende Weintraube enthält an ſich noch keine Beziehung gerade auf Ikarios. Vielmehr dürfte der allgemeine Gedanke an die Gegenwart und Theilnahme des Gottes bei dem fröhlichen Genuß der von ihm geſpendeten Gabe genügen, um die Erſcheinung des beim Sympoſium angerufenen Gottes vollkommen zu erklären. Wollte der Künſtler dieſe Symbolik unter die Beziehung auf ein beſtimmtes Vorkommniß in der Dionyſosſage ſtellen, ſo mußte er, wenn er verſtanden werden wollte, dieſe Beſonderheit auch beſonders durch irgend eine geeignete Zugabe charakteriſiren. Doch ſoll hiermit die Möglichkeit, daß wirklich der Empfang beim Ikarios gemeint ſei, nicht geläugnet werden.

Doch genug von den Einzelheiten dieſer Sage und ihrem hohen Alterthum, wobei wir faſt fürchten müßten, zu lange verweilt zu haben, wenn es nicht darauf angekommen wäre, die Bedeutung dieſer Sage für ganz Attika hervor zu heben. Entkleiden wir aber jetzt, um den urſprünglichen, auf einer hiſtoriſchen Thatſache wurzelnden Kern herauszufinden, die Sage alles ihren Schmucks, mit welchem ſie durch die ſchöpferiſche Phantaſie des Volksglaubens und der Dichter umhüllt worden iſt, ſo bleibt als Grundlage die erſte Anpflanzung und Verbreitung des Weinſtocks ſammt der Weinbereitung in Attika übrig, welches Ereigniß an die Namen Ikarios und Erigone angeknüpft und durch die von dieſen Perſonen ausgeſagten Thaten ſinnbildlich dargeſtellt wird. Daß die Sage von der erſten Anpflanzung der Rebe und urſprünglichen Weincultur in Attika ſpreche, deutet, abgeſehen davon, daß dieſes ausdrücklich bezeugt wird *), hinlänglich die Unbekanntſchaft der Hirten mit den Folgen des genoſſenen Getränks an, ſo wie die Wanderung des Ikarios die Verbreitung des Gewächſes und ſeiner Cultur durch Attika. Weiter finden wir jährliche Feſte zur Erinnerung an den mit der Verbreitung des Weinbau's in engſter Verbindung ſtehenden Tod der Erigone, und zwar zur Zeit der Weinleſe, das heißt, dieſes Feſt iſt die urſprüngliche Weinleſe ſelbſt **) oder, vielleicht richtiger, ein Theil der auf Veranlaſſung derſelben ſtatt findenden Beluſtigungen, und es darf allerdings die Vermuthung ausgeſprochen werden, ob nicht das Erhängen der Erigone und die davon hergeleitete Oscillation am Feſte der Aeorä urſprünglich nichts anders iſt, als eine bildliche, freilich in ſeiner weiteren Entwickelung durch poetiſche Ausbildung faſt unkennbar gewordene Darſtellung von dem natürlichen Schaukeln der im Winde flatternden, nach alter, noch jetzt in Unteritalien üblicher Sitte zu Guirlanden und Feſtons verbundenen Ranken der an Ulmen und andern Bäumen in die Höhe gezogenen Weinſtöcke. Dieſe Vermuthung findet in der Bemerkung des Lexigraphen Pauſanias ***) einige Unterſtützung, daß Erigone mit dem Namen Aeora ſelbſt bezeichnet werde. Es iſt übrigens noch eine andere Erklärung jenes Schaukelns zuläſſig, wenn man überhaupt gezwungen wäre, alle einzelnen Momente einer Sage einer Deutung zu unterziehen. Es könnte nämlich jene Monomanie des Erhängens, welcher ſich die Attiſchen Jungfrauen ergaben, als ein Symbol der bis zu Exceſſen geſteigerten Luſt aufgefaßt werden, mit welcher ſich in Folge bacchiſcher Erregung die Frauen der bei Dionyſiſchen Feſten üblichen Beluſtigung des Schaukelns bis zur Gefahr des Lebens überlaſſen, und es könnte unterſtellt werden, daß zur Steuer dieſes gefahrbringenden Unfugs in Folge geſetzlicher Beſtimmung dem herkömmlichen Gebrauche mittelſt Erſetzung lebender Schauklerinnen durch lebloſe Körper in Nachbildung menſchlicher Geſtalt genügt worden wäre. So ſonderbar auch dieſe Erklärung er-

---

*) S. die ſchon beiläufig angeführten Zeugniſſe und Serv. zu Georg. I, 67 und II, 389.

**) Herrmann Myth. der Gr. Bd. II. S. 365 flg. findet wie ſonſt, ſo auch in dieſem Mythos eine Beſtätigung ſeiner Calenderideen und hält das Ende dieſes Feſtes, das er gleichfalls als Weinleſe auffaßt, für das Ende und den Anfang des Dionyſiſchen Zeitkyklos, der in Uebereinſtimmung mit der Sage ſelbſt immer auf das Herbſtäquinoctium falle.

***) Eustath. S. 389, 43: *Κύριόν ἐστιν ὄνομα ἡ Αἰώρα γυναικὸς ἀπαγξαμένης*, vgl. mit Phav. v. *ἠερέθεσθαι*. Wenn in Beziehung hierauf Lobeck Aglaoph. T. I. S. 585 bemerkt, *αἰώρα* ſei vielmehr der Name eines Lieds *ἐπὶ τιμῇ γυναικός*, ſo ſoll dieſes nicht geradezu geläugnet werden, obwohl ich für dieſen Gebrauch des Worts keinen Beleg finde. Denn aus der einzigen, hierher gehörigen Stelle des Athenäos, welche oben angeführt worden, geht dieſes nicht hervor. Die *αἰώρα* war, wie wir geſehen haben, das Hängewerk ſelbſt: die *αἰῶραι* der Name des bezüglichen Feſtes.

ſcheinen mag, ſo würde ſie doch der allegoriſchen Anſchauungsweiſe der Alten um ſo weniger entgegen ſein, als ſie in der auf einem Seile ſich wiegenden Phädra auf dem Gemälde Polygnot's in der Leſche zu Delphi eine Andeutung auf den ſpätern Tod der Schaukelnden mittelſt Erhängens fanden *), und die Anwendung gerade dieſer Todesart in dem Mythos ſcheint der Natur der Weiber überhaupt, und namentlich dem Gebrauche der Griechiſchen um ſo angemeſſener, als letztere, wenn ſie einmal den Faden ihres Lebens eigenmächtig zu zerreißen entſchloſſen waren, ſich zur Ausführung dieſes letzten Willens am häufigſten des Stricks zu bedienen pflegten **), eine Liebhaberei, deren ſelbſt unter den gebildeteren Völkern wahrgenommenes Fortbeſtehen bis in die neueſten Zeiten auf einen beſonderen Grund in der Natur des Weibes ſchließen läßt. Doch genug dieſer Vermuthungen, deren weitere Verfolgung hier paſſend unterbleibt, ſo wie ihre Beurtheilung dem Ermeſſen Anderer anheim gegeben wird.

Wenn man ferner ſonſt geneigt iſt und auch in dem Verſuche gewöhnlich begünſtigt wird, in der Ableitung und dem verbalen Inhalt der Perſonennamen einer Sage als den Trägern derſelben eine ſymboliſche Beziehung auf dieſelbe, oder wohl gar ihre Deutung ſelbſt zu finden, ſo iſt mir dieſes in dem Namen Ikarios wenigſtens nicht geglückt, was aber auch um ſo weniger vermißt werden wird, als gerade das Vorkommen dieſes Namens in der Sage auf einem andern, als etymologiſchen Wege ſeine Erklärung und Erledigung findet, wovon weiter unten. Ebenſo wenig iſt dieß der Fall mit dem Namen der Hündin ***), mit welchem allerdings ſpäter der Hundsſtern am Himmel bezeichnet wird. Obwohl ich in dieſem Namen eine rückſichtlich des Gedeihens des Weinſtocks gefundene Beziehung deſſelben auf die zur Zeit dieſes Geſtirns am Himmel ſtatt findende Sonnenhitze als paſſend gern zugeſtehen will, wenn ich auch glaube, daß man ſich mit der oben gegebenen Erklärung des Hunds als Begleiters des Ikarios begnügen kann: ſo vermag ich doch die Annahme dieſer Hündin als eines Symbols des Hundsſterns, d. h. des wirklichen Sternbildes, aus dem Grunde nicht zu billigen, weil das Alterthum des bildlichen Sternhimmels nichts weniger als die Zeit erreicht, in welcher wir die Sage ſammt der Hündin als bereits vorhanden anzunehmen durchaus berechtigt ſind. Auch wird der Name Mära nicht ausſchließlich zur Bezeichnung des Hundsſterns gebraucht ****). Dagegen kann man die ſprachliche Beziehung auf die Sage in dem Namen der Erigone, „der im Frühjahr geborenen", nicht verkennen. Endlich auf einen Punkt, welcher für den ganzen Gegenſtand, und zunächſt für dieſe Unterſuchung von großer Bedeutung iſt, nämlich auf die einſtimmige Verlegung der ganzen der Sage zu Grunde liegenden Thatſache in die Zeit des Attiſchen Königs Pandion, kommen wir unten zurück.

Wenn es nun zunächſt gilt, die Ueberlieferung in Verbindung mit andern die Anpflanzung und Verbreitung des Weinſtocks betreffenden Sagen zu bringen, ſo muß, wenn überhaupt Thatſächliches mit Recht unter dem Schleier des Mythos verhüllt angenommen werden darf, die nächſte

---

*) Pauſan. X, 29, 2.

**) Es bedarf bei einer im Alterthum ſo häufig vorkommenden und bekannten Sache der Anführung von Beiſpielen nicht. Philoſtratos Imag. II, 30 bemerkt von der Euadne, οὔτε βρόχου τινὸς ἑαυτὴν ἀπαρτῶσα, οἷα ἠπάσαντο γυναῖκες ἐπ' ἀνδράσιν.

***) Den Namen Mära kennt Nonnos nicht: doch nennt er ihn XLVII, 253 κύνα μαρμαίροντα, als Anſpielung auf die Ableitung des Namens *Μαῖρα*. Vgl. Schneider Gr. Wörterb. h. v.

****) Lykophron 334 nennt den Hund, in welchen Hekate verwandelt wurde, mit demſelben Namen.

Betrachtung auf die Localität gerichtet ſein, welche als der Schauplatz der Ereigniſſe in der Sage erſcheint. Nicht allein der Name Ikarios, ſondern ausdrückliche Zeugniſſe in großer Zahl führen uns in diejenige Gegend Attika's, welche, Ikaria genannt, der Wohnplatz des gleichnamigen, zur Phyle Aegeis gehörigen Demos war, und welche durch Weinbau berühmt, ihren Namen von Ikarios, dem Vater der Erigone, als dem erſten Pflanzer des Weinſtocks erhalten haben ſoll *); wobei allerdings der auch ſchon von Andern hervorgehobene Umſtand bemerkenswerth iſt, daß dieſer Demos als der Geburtsort des Theſpis und Suſarion, ſowie des Komikers Magnes angegeben wird **), was bei dem in Ikaria anzunehmenden Dionyſoscultus zu weiteren Betrachtungen Veranlaſſung geben kann. Wo lag aber dieſe Landſchaft? Auf den mir zu Gebote ſtehenden Charten von Attika finde ich den Ort nur auf der zu Stuart's Alterthümern gehörigen ***), wovon weiter unten, ſehe mich aber vergeblich nach einer genauen Ermittelung dieſer Localität um, welcher ſich erſt in der neueſten Zeit Preller ****), freilich mit wenig Erfolg, unterzogen hat.

---

*) Vgl. Stuarts Alterth. von Athen Th. II. S. 284. Unger Electa critica S. 35. Uebrigens eine Ἰκαρία als Demosname ſelbſt iſt trotz der Angaben bei Steph. Byz., Harpocr. und Hesych. nicht nachzuweiſen, obwohl er als ſolcher bei Grotefend De demis Atticae S. 24 und Anderen aufgeführt wird. Vielmehr war nur der Name der Demoten Ἰκαριεῖς im Gebrauch. Vgl. Boeckh Corp. inscr. T. I. S. 501, deßgl. eine altattiſche Inſchrift in Hall. Litt. Zeit. 1837. Intelligbl. Nr. 40. S. 329. Wenn übrigens Unger a. a. O. mit einem großen Aufwand von Gelehrſamkeit alles aufbietet, die Ikaria im Sophokles nachzuweiſen, indem er Ἰταλίαν Antig. 1118 für eine Verſchreibung von Ἰκαρίαν erklärt, ſo bekenne, ich von der Nothwendigkeit dieſer Aenderung durch die verſuchte Beweisführung nicht überzeugt worden zu ſein. Die Stelle enthält einen Lobgeſang auf den Bakchos, wie er in Theben und an mehrern andern Orten verherrlicht wurde, und zwar an ſolchen, die durch den Cultus des Gottes ganz beſonders berühmt waren. Daſelbſt heißt es:

κλυτὰν ὃς ἀμφέπεις
Ἰταλίαν, μέδεις δὲ παγ-
κοίνοις Ἐλευσινίας
Δηοῦς ἐν κόλποις,
ὦ Βακχεῦ u. ſ. w.

Wenn zur Rechtfertigung der vulgaten Lesart Unger den Beweis poſitiv geführt zu ſehen verlangt, daß ſchon zu Sophokles Zeiten der Bakchoscultus in Italia, d. h. doch wohl in dem unter dieſem Namen bekannten unteren Theil der Halbinſel, zu Hauſe geweſen ſei, ſo kann dieſer freilich nicht anders, als mittelſt einer Hindeutung auf die ſchon in ſehr alter Zeit daſelbſt vorhandene Weincultur (wohin ſelbſt ſchon der alte Name Oenotria führt) geliefert werden; vgl. Voß Myth. Forſch., herausg. von Brzoska II. S. 96 flg.; allein dieſes ſcheint auch in der That hinreichend, da der Weinſtock mit ſeinem Schöpfer im Alterthum Hand in Hand wandelt. Zum Ueberfluß wird die Sache erwieſen durch die Sage bei Etym. M. v. κολωνεία, wo es heißt, Bakchos habe auf ſeinem Zuge gegen die Tyrrhener die älteren Silene ſammt ſeinen jüngern, zum Krieg unbrauchbaren Begleitern in Italia zurückgelaſſen: dieſe hätten ſich der Sorgfalt des Weinbaus unterzogen, und ſo ſei Italia ein weinreiches Land geworden. Das hier eben Bemerkte iſt übrigens faſt nur eine Wiederholung der von Unger nicht genug erwogenen Anmerkung von Erfurdt, und es wird ſich Ἰταλίαν um ſo mehr aufrecht erhalten, als wenigſtens der Attiſchen Ikaria — an die Inſel Ikaria mit denen zu denken, welche ſchon früher dieſelbe Wortveränderung vorſchlugen, iſt längſt aufgegeben worden — zu jener Zeit das Beiwort der „berühmten" ſchwerlich zukam, während gerade daſſelbe von einer ſelbſt ſchon durch ihre Entfernung den Schein der Bedeutung annehmenden Landſchaft ganz paſſend gebraucht erſcheint.

**) Vgl. Stuart a. a. O.

***) Th. VI. Lief. XXVIII. Taf. X der Darmſt. Ausg.

****) Zeitſchr. f. d. Alterth. 1836. Nr. 78. S. 629 flg.

Obwohl derſelbe mit Recht von der Anſicht ausgeht, daß die Localität des Demos mit der Ikariſchen Gegend und dem gleichnamigen Berge zuſammenfalle, ſo beruht doch das Reſultat ſeiner weiteren Unterſuchung, daß nämlich Ikaria an dem Rande der Thriaſiſchen Ebene, öſtlich von Eleuſis und ſüdlich von Oenoe, am Fuße des Bergs Ikarios, welcher einen Theil der die Ebene von Athen und Eleuſis ſcheidenden Bergkette ausgemacht habe *), lediglich auf in der Wirklichkeit nichtigen Folgerungen, einmal auf der keineswegs nothwendigen Unterſtellung, daß Plinius, wo er des Bergs Ikarios neben andern Bergen Attika's Erwähnung thue, eine gewiſſe Reihenfolge in der Aufzählung derſelben beobachte, und zweitens auf dem Umſtande, daß die Localſagen der Demeter und des Dionyſos ſammt dem Weinbauer Ikarios in enger Verbindung ſtünden, woraus ſich eine Verweiſung der Ikariſchen Gegend in die Nachbarſchaft von Eleuſis leicht rechtfertige **). Ohne auf eine weitere Prüfung dieſer Art der Beweisführung einzugehen, aus welcher ſich höchſtens die Möglichkeit der Thatſache ergiebt, glauben wir, Stuart's Winken folgend, welche Preller leider außer Acht gelaſſen, Beſtimmteres aufſtellen zu können. Auf Stuart's Charte wird Ikaria an der Stelle des jetzigen Kloſters Kareia am Fuße des Hymettos (Trelo-Vouni), am weſtlichen Abhange der von Norden nach Süden herabſteigenden großen Bergkette (jetzt Mauro Vouni), welche das Thal des Kephiſſos begrenzt, verlegt. In der engliſchen neuen Ausgabe des Stuartſchen Werks ***) wurde in einer Anm. zu dem Stuart'ſchen Verzeichniß attiſcher Ortsnamen dieſe Angabe weiter dadurch beſtätigt, daß die oben angeführte Inſchrift, auf welcher der Demosname (*Ἰκαριεύς*) vorkommt, nach Fourmont an einem Orte Namens Cara gefunden worden iſt, welcher Ort, auf Stuart's Charte dicht bei Kareia angegeben, vielleicht nur der zu dem Kloſter gehörige Flecken iſt, welcher von Gell Karies genannt wird ****). Wenn hiernach die ungefähre Lage der Gegend Ikaria hinlänglich beſtimmt zu ſein ſcheint, und der ſ. g. Ikariſche Berg entweder für einen Theil des Hymettos, oder für eine damit in nächſter Verbindung ſtehende Höhe angenommen werden muß, ſo wird dieſe ſo gefundene Thatſache weiter durch den Umſtand erhärtet, daß nach einigen Nachrichten der Tod der Erigone gerade auf den Hymettos verlegt wird †). Der hiergegen möglicherweiſe zu erhebende Einwand, daß vom Berg Hymettos wohl Honig und Marmor

---

*) Daſelbſt ſuchte den Ort auch Müller, Attika S. 224.

**) Die zur Unterſtützung dieſer Meinung geltend gemachte Stelle Stat. Theb. XII, 618 genialibus hospita Divis Icarii Celeique domus hat um ſo weniger Beweiskraft, als neben dieſen beiden Localitäten noch andere vornehmlich bekannte aus allen Theilen Attika's genannt werden, und die Zuſammenſtellung jener beiden offenbar nur deßwegen geſchieht, weil beide Orte gleichmäßig durch Hospitia, welche ſie Göttern ertheilt hatten, berühmt waren. Außerdem wird auch Eleuſis noch weiter unten Vs. 627 für ſich angeführt.

***) Darmſt. Ausg. Th. II. S. 263.

****) Itin. S. 91.

†) Vgl. Schol. in Germanici Arat. in Orelli Ep. cr. ad Madvigium S. CV und Schol. S. 79 ed. Buhle. Vielleicht gehört hierher noch folgende Bemerkung. Nach Hygin Astron. 4. S. 429 ließen Einige den getödteten Ikarios in einen Brunnen Anygros (nach Anderen Anydros) werfen, was nach dem Wortſinn doch wohl nur von einer trocknen Ciſterne oder Schacht verſtanden werden kann. Der ſog. kleine Hymettos führte aber nach Meursii Reliqua Attica c. 10 (welche Schrift ich leider jetzt nicht einſehen kann) den Namen *ἄνυδρος*. Nach dem Schol. zu Virgil in Suringar Hist. Schol. Lat. T. II. S. 283 und dem oben angeführten Schol. zur Ovidiſchen Ibis wurde der Leichnam des Ikarios von ſeinen Mördern gleichfalls in einen Brunnen geworfen.

bekannt ſei *), nichts aber von beſonderer Weincultur daſelbſt verlaute, iſt deßwegen ohne Bedeutung, weil der Ikariſche Wein wegen beſonderer Güte oder ſonſtiger Eigenſchaften überhaupt im Alterthum nicht weiter berühmt war, und die ganze Sage ſich nur um die erſte Anpflanzung des Weinſtockes in Attika dreht; wobei ſehr gut denkbar iſt, daß, als die Weincultur in Attika allgemein verbreitet war, ſpäter in Folge eines anderswo, z. B. in Acharnä **), beſſer erzielten Products der Ikariſche Weinbau in Verfall kam, oder vielleicht ganz aufgegeben ward. Eben ſo wenig läßt ſich der unbeſtimmte Ausdruck bei Hygin, daß an der Gränze von Attika (in finibus Atheniensium) die Atheniſchen Jungfrauen ſich den Tod durch Erhängen gegeben hätten, dagegen geltend machen.

Von der Nachweiſung der Localität kommen wir jetzt auf die Sache ſelbſt zurück. Wenn nun Ikaria als die Gegend angenommen werden darf, wo der Weinſtock in Attika zuerſt zum Vorſchein gekommen, ſo können andere attiſche Ortsnamen, die Beziehung auf Wein oder Weinbau an ſich tragen, nur als Bezeichnungen ſolcher Gegenden angeſehen werden, wohin von Ikaria aus der Weinſtock verbreitet worden, obwohl die Sage uns den Weg, welchen derſelbe genommen, vorenthalten hat. Es gehören aber vornehmlich dahin die beiden gleichnamigen Demen Oenoe, der eine im äußerſten Weſten ***) nahe an der Böotiſchen Gränze bei Eleutherä, der andere in der Nähe von Marathon gelegen ****). Wenn nun keiner von dieſen beiden Ortſchaften, auf welche wir unten zurück kommen werden, irgend ein Antheil an der urſprünglichen Anpflanzung des Weinſtocks von der Sage zugeſprochen wird, ſo werden wir durch die Ueberlieferung ſelbſt ausſchließlich an Ikaria angewieſen, und wenn dieſer Name an ſich in ſich ſelbſt keine Beziehung auf Dionyſiſche Verhältniſſe hat, wie ſchon oben bemerkt wurde, ſo führt eine weitere Forſchung über den Urſprung deſſelben uns um ſo leichter über die Gränzen Attika's hinaus, als der Erklärung deſſelben eine attiſche Localſage nicht zu Hülfe kommt. Nur werde hier noch im Vorbeigehen einer Nachricht bei Pauſanias gedacht, weil ſie ein directes Zeugniß für die Einführung des Weinbaus nach Athen ſelbſt zu enthalten ſcheint. Pauſanias †) ſah nämlich auf der Burg von Athen einen zum Sitzen für einen nicht zu großen Mann geeigneten Stein, auf welchem Silenos, als Bakchos in das Land gekommen ſei, ausgeruht haben ſolle, eine deutliche Symbolik, wie mir ſcheint, von der Verbreitung des Weinſtocks durch Attika bis in die Umgegend von Athen. Auch kann hier gleich noch der freilich an ſich ſehr gleichgültigen Frage gedacht werden, ob die einfache Form des Namens Ikaros, oder die abgeleitete Ikarios, welche beide ohne Unterſchied bei

---

*) Vgl. Stuart Th. II. S. 263 und 300 flg.

**) Stat. Theb. XII, 623. Spuren eines alten Bakchoscultus zu Acharnä bei Pauſan. I, 31, 3. wonach man daſelbſt den Gott unter den Beinamen *Μελπόμενος*, auch *Κισσός*, weil daſelbſt der Epheu zuerſt entſproſſen ſei, feierte.

***) Herodot. V, 74: *Οἰνόην αἱρέουσι καὶ Ὑσίας, δήμους τοὺς ἐσχάτους τῆς Ἀττικῆς.*

****) Vgl. Stuart Th. II. S. 238 und 296. Die allein bei Heſych. erwähnte Ortſchaft *Oivai* iſt zweifelhaft, wenn auch der hinlänglich beglaubigte Demosname *Οἰναῖος* ſich grammatiſch leichter von dieſem Worte, als von *Οἰνόη* ableiten läßt, wie Syllog. inscr. S. 113 bemerkt wurde. Vgl. Corp. inscr. T. I. S. 143 und 309. Grotefend De demis Att. S. 31.

†) I, 23, 6. Hierauf ſucht die Vorſtellung auf einem Herculaniſchen Basrelief Panofka zu deuten, Hall. Litt. Zeit. 1836. Nr. 139 S. 495.

den Schriftſtellern gefunden werden *), die richtigere, d. h. urſprüngliche ſei. Wenn man von vorn herein geneigt ſein möchte, letztere für die ſpätere zu halten, ſo muß jetzt die Sache vielmehr ſo gefaßt werden, daß, da uns Ikarios ein Mann aus Ikaria iſt, die kürzere Form Ikaros nur aus dem Beſtreben, dem Mann durch eine mehr den Eigennamen entſprechende Nominalform eine beſtimmtere Perſönlichkeit zu verſchaffen, hergeleitet werden müſſe, wozu man durch den außerdem ſchon in der älteſten Geſchichte und Sprache vorhandenen Eigennamen Ikaros leicht verführt werden konnte.

Bevor wir jetzt auf die Ermittelung des eigentlichen Urſprungs der Ikariſchen Weinpflanze übergehen, erſcheint es um ſo nothwendiger, die attiſche Localſage darüber ſelbſt zu befragen, als eine ſolche allerdings im Stande iſt, uns in dieſer Beziehung eine beſtimmte Richtung zu geben. Der allgemeine Theil der Ueberlieferung nämlich, daß Ikarios vom Dionyſos für die bei ihm gefundene Bewirthung den Weinſtock als Geſchenk erhalten habe, erhält durch das Zeugniß mehrerer Schriftſteller den Zuſatz, daß dieſes geſchehen ſei, als Dionyſos von Theben aus nach Attika gekommen, oder wie ſich ein anderer Gewährsmann ausdrückt, als Dionyſos vor dem Uebermuth des Pentheus geflohen ſei **), was auf eins hinausläuft. Zur Unterſtützung dieſer Sage könnte allerdings der Umſtand benutzt werden, daß die weſtliche Oenoe auf dem Wege von Theben nach Athen liegt, zumal wenn Preller's Anſicht über die Lage der Ikariſchen Gegend ſtichhaltig befunden worden wäre. Allein die Beglaubigung dieſer Tradition genau angeſehen, erſcheint ſie, obwohl Unger ***) die Sache als eine ausgemachte anſieht, ſehr zweifelhaft, da ſie ſich auf die weiter durch keine älteren Zeugniſſe verbürgte Nachricht bei dem Redner Ariſteides nebſt ſeinem Scholiaſten bei Nonnos, welcher von Athen den Bakchos nach Naxos überwandern läßt, und dem Scholiaſten zum Ariſtophanes reducirt ****). Es würde bei dem geringen Anſehen dieſer Zeugen dieſe Faſſung der Sage kaum Beachtung verdienen, zumal da die Herbeiziehung des Dionyſos aus der durch ihren bakchiſchen Cultus ſo berühmten und ſo nahe gelegenen Thebä ſich ſo leicht erklären läßt; ſie würde vielmehr als eine Erfindung Späterer angeſehen werden müſſen, die einen Verſuch gemacht, der Einführung des Weinbaus in Attika eine hiſtoriſche Grundlage zu geben, wenn ſie nicht, mit einer andern Ueberlieferung in Zuſammenhang gebracht, dazu diente, unſern Blick in die Geſchichte der attiſchen Weincultur auf eine unerwartete Weiſe zu erweitern. Nach Philochoros nämlich ſollte die Erfindung, den Wein mit Waſſer vermiſcht zu trinken, der attiſche König Amphiktyon vom Dionyſos erhalten, deßwegen ihm in dem Heiligthum der Horen †), auch den Nymphen, den Wärterinnen des Gottes, Altäre errichtet und geſetzlich beſtimmt haben, ungemiſchten Wein erſt nach den Speiſen, und zwar nur zum Koſten, zum Beweis der Gewalt „des

*) Vgl. Verheyk. ad Antonin. Lib. 36. S. 167 Lips. bei Pauſan. 1, 2, 4 geben die Handſch. beide Formen. Zum Beweis, daß Icarus nicht auf einer Verſchreibung ſtatt Icarius beruhe, führe ich jenes aus Tibull. IV, 1, 10 und Ovid. Ibid. 609 an.

**) Schol. Ariſtoph. Equit. 708.

***) Electa crit. S. 36.

****) S. die Stellen bei Unger a. a. O.

†) Auf einem Basrelief des Pariſer Muſeums finden wir den Bakchos Pogon den Tanz dreier weiblichen Figuren anführend, in welchem Visconti Descr. des antiques du Musée royal 1817. S. 58. Nr. 140 die Göttinnen der Jahreszeiten wieder erkennt. Nach meinen handſchriftlichen Erinnerungen findet ſich jedoch an dieſen Figuren nichts, was ſie als Horen charakteriſirte.

guten Gottes", aufzutragen, ſonſt aber gemiſchten, ſo viel ein jeder begehre, dabei aber, aus guten Gründen, den Helfer Zeus anzurufen *). Ganz abgeſehen davon, daß hiernach die Miſchung des Weins einem Zeitalter vor Pandion, unter welchem erſt durch Ikarios die Weinproduction in Attika überhaupt eingeführt worden ſein ſoll, zugewieſen wird, erſcheint die Ausſchmückung und Entſtellung der Sage durch augenſcheinlich ſpätere Zuſätze unverkennbar, und es bleibt bei näherer Unterſuchung kein anderer Kern übrig, als die Thatſache der ſchon in ſehr früher Zeit ſtatt gefundenen Vermiſchung des Weins mit Waſſer. Nur ſcheinbar in Widerſpruch hiermit ſteht, ſo lange ſie nicht richtig aufgefaßt wird, eine andere Sage, deren Form Spuren eines unverfälſchten Alterthums an ſich trägt, und welche uns glücklich aus dem Labyrinth dieſer Verwirrungen herausführen wird. „Nach dem Heiligthum des Dionyſos", fährt Pauſanias in ſeiner Beſchreibung Athens fort **), „folgt eine Kapelle mit Bildern von Thon, worunter auch der König der Athener, Amphiktyon, wie er den Dionyſos und die anderen Götter bewirthet. Auch iſt hier der Eleuthereer Pegaſos, der bei den Athenern dieſen Gott einführte, und zwar mit Hülfe des Delphiſchen Spruchs, der die ſchon frühere Einwanderung dieſes Gottes zu Ikarios Zeiten wieder in Erinnerung brachte." Indem der letztere, den Ikarios betreffende Theil dieſer Ueberlieferung für jetzt liegen bleiben kann, wird zwar in dem erſteren dem Wortſinne nach allerdings die Einführung des Bakchos und ſeiner Gaben in Attika vom Pegaſos aus Eleutherä in Böotien ***), gleichfalls unter Amphiktyon, hergeleitet, und es kann hiermit der Weg angedeutet ſcheinen, auf welchem der Bakchoscultus aus Theben nach Attika gekommen ſei; allein wie dieſe Einführung zu verſtehen ſei, ergiebt ſich erſt bei näherer Berückſichtigung der Natur des Einführenden ſelbſt. Wenn nämlich Pegaſos, in Uebereinſtimmung mit der Ableitung des Worts ****), überhaupt urſprünglich nichts anders, als eine Symbolik des lebendig aus dem Felſen hervorſpringenden Quellſtrudels iſt, welche ſinnbildliche Darſtellung an die Entſtehung des Poſeidon Hippeios erinnert †), ſo wird dieſe Beziehung auf das friſche Waſſer noch dadurch weiter unterſtützt, daß er in Verbindung mit Nymphen zuweilen dargeſtellt wird ††). Bei dieſer Deutung des Pegaſos erſcheint derſelbe in ſeiner Beziehung zum Wein offenbar als Symbol des dem Weine beizumiſchenden Waſſers, und ſo tritt dieſe Sage ihrer Grundidee nach in vollkommene Uebereinſtimmung mit dem Kern der Ueberlieferung bei

---

*) Athen. II. S. 33. C: *Φιλόχορος δέ φησιν Ἀμφικτύονα τὸν Ἀθηναίων βασιλέα, μαθόντα παρὰ Διονύσου τὴν τοῦ οἴνου κρᾶσιν, πρῶτον κεράσαι. διὸ καὶ ὀρθοὺς γενέσθαι τοὺς ἀνθρώπους οὕτω πίνοντας, πρότερον ὑπὸ τοῦ ἀκράτου καμπτομένους· καὶ διὰ τοῦτο ἱδρύσασθαι βωμὸν ὀρθοῦ Διονύσου ἐν τῷ τῶν Ὡρῶν ἱερῷ· αὗται γὰρ καὶ τὸν τῆς ἀμπέλου καρπὸν ἐκτρέφουσι. πλησίον δ' αὐτοῦ καὶ ταῖς Νύμφαις βωμὸν ἔδειμεν, ὑπόμνημα τοῖς χρωμένοις τῆς κράσεως ποιούμενος· καὶ γὰρ Διονύσου τροφοὶ αἱ Μοῦσαι λέγονται. καὶ θεσμὸν ἔθετο προσφέρεσθαι μετὰ τὰ σῖτα ἄκρατον μόνον ὅσον γεύσασθαι, δεῖγμα τῆς δυνάμεως τοῦ ἀγαθοῦ θεοῦ, τὸ δὲ λοιπὸν ἤδη κεκραμένον, ὁπόσον ἕκαστος βούλεται. προσεπιλέγειν δὲ τούτῳ τὸ τοῦ Διὸς σωτῆρος ὄνομα, διδαχῆς καὶ μνήμης ἕνεκα τῶν πινόντων, ὅτι οὕτω πίνοντες ἀσφαλῶς σωθήσονται.* Vgl. auch IV. S. 179. Ueber den *Ζεὺς σωτὴρ* ſiehe Beitr. z. Gr. u. R. Litt. Th. I. S. 102 flg.

**) I, 2, 7 nach Wiedaſch's Ueberſ. Es iſt ein Mißverſtändniß, wenn in der Lat. Ueberſetzung bei Siebelis der Schlußſatz ſo verſtanden wird, als ob es ſich von einer erſt noch bevorſtehenden Ankunft des Gottes handle.

***) Ueber den in Eleutherä einheimiſchen Bakchosdienſt vgl. Lobeck Aglaoph. T. I. S. 661.

****) S. zu Kornutos S. 316.

†) Ebendaſ. S. 314.

††) Auf einem Basrelief bei Fabretti Aquaeduct. S. 103 ſteht Pegaſos im Waſſer und wird von drei Nymphen gewaſchen und gereinigt.

Philochoros, ſo daß beide Sagen ihrem Weſen nach nur für eine gelten können. Was weiter noch in jene den Pegaſos von Eleutherä betreffende Sage hineingelegt worden, die gleichzeitige Einführung eines phalliſchen Dionyſoscultus *), ſchließen wir als dieſer Betrachtung fremd hier aus. Auf dieſelbe den Amphiktyon einſchließende Sage ſcheint auch noch die Ueberlieferung bei Euſebios **) bezogen werden zu müſſen, wonach Dionyſos, als er nach Attika gekommen, beim Semachos, von welchem der Demos Semachidä hergeleitet wird, Gaſtfreundſchaft genoſſen und erwidert habe. Stephanos von Byzanz ***) ſpricht ſelbſt von einem in Folge dieſes Ereigniſſes entſtandenen Bakchoscultus, ohne daß jedoch dieſe Nachricht im Stande wäre weiter zu führen, zumal da die Localität des genannten Demos, welchen Philochoros der alten Attiſchen Epakria zuweiſt, meines Wiſſens noch nicht ermittelt iſt. Jedenfalls haben wir dieſe Sage als ein Bruchſtück aus der Ueberlieferung von der weiteren Verbreitung des Weinſtocks in Attika anzuſehen, wohin wir auch noch eine andere Sage rechnen, wonach die Cultur des Weinſtockes und ſonſtiger Bäume als eine Erfindung des Eumolpos angegeben wird ****). Dieſe Ueberlieferung, welche unſern Blick allerdings nach Thrakien richtet, würde größere Beachtung verdienen, wenn ſie nicht für ſich ganz einzeln daſtünde.

Wie man nun auch über das Verhalten dieſer Mythen zu einander urtheilen möge, ihre wechſelſeitige Beziehung iſt um ſo weniger zu beſtreiten, als auch in beiden dieſelbe Zeitbeſtimmung, die Regierung Amphiktyon's über Attika, enthalten iſt. Trotz dieſer ausdrücklichen Zeitangabe, von welcher weiter unten wieder die Rede ſein wird, iſt es klar, daß die in derſelben angedeutete Erfindung der Vermiſchung des Weins mit Waſſer ſpäter als die Anpflanzung des Weinſtocks in Ikaria zu ſetzen iſt, und dieß wird durch den Schlußſatz des Pauſanias außer allem Zweifel gehalten, wo mit Beſtimmtheit an einen früher ſtatt gefundenen Aufenthalt des Gottes beim Ikarios erinnert wird, und zwar augenſcheinlich in der Abſicht, dieſem Ereigniß in der Sage die Priorität zu vindiciren.

Thun wir jetzt einen Rückblick und faſſen das Thatſächliche aus den mit einander zuſammengeſtellten Sagen zuſammen, ſo ſtellen ſich zwei Ereigniſſe heraus, welche der Zeit nach auseinander zu halten ſind, aber wohl der Natur der Sache nach, wie der Mythos auch ſelbſt andeutet, nicht weit von einander gelegen haben: erſtens die urſprüngliche Anpflanzung des Weinſtocks an der Oſtſeite Attika's im Gebiete des Hymettos in Ikaria und die von da aus zuerſt durch Attika ſtatt gefundene Verbreitung deſſelben, perſonificirt durch die Ankunft des Dionyſos beim Ikarios, und die ſich weiter daran anknüpfenden Ereigniſſe, die Erhängung der Erigone ſammt der Entſtehung der Feier der Aeorä; zweitens eine zweite, der Zeit nach ſpätere Einwanderung des Bakchos von Böotien aus, vornehmlich von Eleutherä her, in den weſtlichen Theil Attika's.

---

*) S. Lobeck Aglaoph. S. 659 flg., womit was weiter noch Philochoros a. a. O. von einem Altar des *Διόνυσος ὀρθός* erzählt, in Verbindung zu ſtehen ſcheint.

**) Chron. S. 30 ed. 1658: *Κατὰ Ἀμφικτύονα τὸν Δευκαλίωνος υἱόν τινές φασι Διόνυσον εἰς τὴν Ἀττικὴν ἐλθόντα ξενωθῆναι Σημάχῳ καὶ τῇ θυγατρὶ αὐτοῦ νεβρίδα δωρήσασθαι.*

***) *Σημαχίδαι δῆμος Ἀττικός, ἀπὸ Σημάχου, οὗ καὶ ταῖς θυγατράσιν ἐπεξενώθη Διόνυσος. Ἀφ' ὧν αἱ ἱερεῖαι αὐτοῦ. Ἔστι δὲ τῆς Ἀντιοχίδος φυλῆς. Φιλόχορος δὲ τῆς Ἐπακρίας φησὶ τὸν δῆμον* u. ſ. w. Vgl. Creuzer Altatheniſches Gefäß mit Malerei S. 76.

****) Plin. H. N. VII, 56. S. 281 ed. Franz.

Will man, ſich bei Erklärung des letzteren Ereigniſſes ſtreng an die Ueberlieferung haltend, darunter nur die Erfindung der Vermiſchung des Weins mit Waſſer verſtehen, ſo iſt dagegen nichts einzuwenden, obwohl die Art und Weiſe, wie ſich Pauſanias darüber ausſpricht, und welche durch ihre Einfachheit dieſer Tradition ein höheres Alterthum zuzuweiſen ſcheint, mehr als die bloſe Einführung des Gebrauchs, den Wein mit Waſſer vermiſcht zu trinken, auszuſagen ſcheint; was aber dahin geſtellt bleiben mag. Nicht zu überſehen iſt aber rückſichtlich beider Thatſachen, daß, ſowie wir von den beiden attiſchen Demen Oenoe den einen nicht ohne Grund in der Nähe von Eleutherä fanden, desgleichen im Oſten Attika's nördlich vom Hymettos der andere gleichnamige gelegen iſt, was wohl kaum dem Zufall zugeſchrieben werden kann: im Gegentheil könnte damit die freilich wenig verbürgte Nachricht *) in Verbindung gebracht werden, daß die Tödtung des Ikarios auf einem Berg des Marathoniſchen Gebiets, in deſſen Umkreis Oenoe lag, ſtatt gefunden habe.

Bei dem nun mehr hiſtoriſchen Standpunkte, welchen die Unterſuchung jetzt gewonnen zu haben ſcheint, entſteht zunächſt eine weitere Frage nach der Zeit, in welcher jene Ereigniſſe als geſchehen anzunehmen ſeien. Es verſteht ſich, daß hier nur von einer ganz ungefähren Zeitbeſtimmung die Rede ſein kann **), ſo wie auch, daß eigentlich über das chronologiſche Syſtem, nach welchem die Alten die einzelnen Momente ihrer Vorzeit anzuordnen ſuchten, nicht hinaus gegangen werden kann, wobei der Verſuch, dieſe mythiſchen Zeitangaben mit der wirklichen Zeit in Berechnung zu ſtellen, einer objectiven Chronologie unbenommen bleiben mag. Denn wenn auch gern zugeſtanden wird, daß die alten attiſchen Königsnamen allegoriſche Erfindungen ſind, deren Bedeutung durch den Inhalt des Worts ſelbſt gegeben und mehrentheils auch erkannt werden kann ***): ſo haben die Alten doch bekanntermaßen verſucht, durch Ordnung dieſer alten Königsnamen in eine Aufeinanderfolge ihre älteſte Geſchichte in ein gewiſſes Syſtem zu bringen, und es kommt jetzt gar nicht darauf an, ob Jahrhunderte oder welche Zeiträume immer durch den einen oder andern dieſer Königsnamen repräſentirt werden. Dabei darf es gar nicht verwundern, wenn die Ueberlieferung theils in der Anzahl dieſer Könige, indem bekanntermaßen in manchen Angaben derſelbe Name doppelt erſcheint, theils in der Aufeinanderfolge derſelben ſchwankt. Wenn nun in Betreff unſeres Gegenſtandes gleich anfangs hervorgehoben wurde, daß alle directe Nachrichten für die erſte Anpflanzung des Weinſtocks durch Ikarios die Regierungszeit des Pandion angeben, welcher in der alten Königsreihe von Kekrops an gewöhnlich als der fünfte König erſcheint ****), ſo darf wohl hiermit der Umſtand in Verbindung geſetzt werden, daß ihm ein unächter Sohn Oeneus beigelegt wird †), gerade wie in einer weniger verdunkelten Sage ein anderer Oeneus als erſter An-

---

*) Mythogr. Vatic. II, 61. S. 106.

**) Einen Verſuch einer genauen Zeitbeſtimmung bis auf die Angabe von Jahren hatte Apollodoros in ſeiner Chronik gemacht, bei Clem. Alex. Strom. I. S. 322 Sylb. Vgl. Gail Recherches sur le culte de Bacchus, Paris 1821 S. 11 flg., wo im Ernſte das Jahr 1365 als die Zeit der Apotheoſe des Bakchos ausgemittelt wird.

***) Ein engliſcher Kritiker bemerkte jüngſt Philological Museum II. S. 347: The conclusion at which I have arrived is, that the whole series of Attic kings, owing their existence to misunderstood names, and false etymologies, to attempts to explain ancient customs and religious rites and to exalt the antiquity of a nation or a family by giving it a founder in a remote age.

****) Kekrops — Kranaos — Amphiktyon — Erechtheus — Pandion. Apollodor. III, 14.

†) Pauſan. I, 5, 3.

pflanzer des Weinſtocks, welchen er vom Bakchos zum Geſchenk erhalten, in Aetolien auftritt *). Ferner kann hier auch noch auf das Zuſammentreffen mit der Einführung der Cerealien in Attika, welches gleichfalls in die Zeit des Pandion ausdrücklich verlegt wird **), zugleich auch auf das enge Verhältniß der Demeter und des Dionyſos aufmerkſam gemacht werden, wonach die Bemerkung Preller's ***) als vollkommen gegründet angeſehen werden muß, daß beide Gottheiten „zugleich und eines Wegs wandelnd nach Attika gekommen, jene Göttin aber beim Keleos, dieſer beim Ikarios zuerſt eingekehrt ſeien", ein gewiß bedeutſamer Wink für die Geſchichte der älteſten Civiliſation Attika's. Kommt es hier nun gar nicht auf eine ängſtlich genaue Ermittelung des Jahrhunderts an, wo es ſich um die älteſten Momente griechiſcher Erinnerung handelt, ſo wird auch die Verſchiedenheit der Zeitangabe rückſichtlich des bei der erſten Einführung des Weinſtocks in einigen Sagen genannten Amphiktyon gar nicht in Anſchlag kommen. Es würde in der That, falls die jenen Sagen entnommenen Thatſachen zu ihrer Beglaubigung einer chronologiſchen Feſtſtellung durchaus bedürften, die Annahme noch eines und zwar der Zeit nach früheren Pandion ebenſo gerechtfertigt erſcheinen, als die alten Chronologen für nöthig befunden haben, mehrere Minos, oder was hier näher liegt, einen älteren und jüngern Kekrops aufzuführen ****).

Nachdem in dem Obigen, ſo weit es die Ueberlieferung geſtattete, Ort und Zeit der erſten Anpflanzung des Weinſtocks und deſſen Verbreitung in Attika feſtgeſtellt worden, könnte dieſe Unterſuchung hiermit als abgeſchloſſen angeſehen werden, wenn nicht ſchon der Umſtand in der Sage, daß Dionyſos von außen herkommend, vom Ikarios als Gaſt aufgenommen wird und dieſem den Weinſtock ſammt der Lehre ſeiner Pflege mittheilt, klar darauf hindeutete, daß Attika keineswegs als das Vaterland des Weinſtocks angeſehen werden könne, daß derſelbe vielmehr aus dem Auslande eingebracht worden ſei. Die Ermittelung der urſprünglichen Heimath der Rebe (Vitis vinifera L.), von wo aus dieſe wahre Göttergabe über die Länder der Sterblichen verbreitet worden, iſt zwar eine eben ſo anziehende, als belehrende Frage, hier aber um ſo weniger für eine Erörterung geeignet, als die Männer vom Fach ſelbſt in der Beantwortung derſelben nicht nur nicht einig ſind, ſondern ſelbſt noch, wie es den Laien bedünken will, die richtige Faſſung der Aufgabe nicht ſtreng ins Auge gefaßt haben, wiewohl man ziemlich allgemein darin übereingekommen iſt, Aſien für das Vaterland des Weinſtocks anzuſehen, und namentlich die ſegensreichen Gegenden des Kaukaſos †). Ich beſchränke mich billig hier nur noch auf einige Andeutungen,

---

*) Hygin. Fab. 129.

**) S die oben angeführten Stellen des Apollodoros und Tzetzes.

***) Zeitſchr. f. d. Alterth. 1836, Nr. 78. S. 632. Weitere Materialien bei Lobeck ad Aiac. S. 248. Unger a. a. O. S. 37.

****) Pauſan. I, 5, 3. Euſebios Epit. in Maii Coll. Vat. T. I. S. 26.

†) Bieberſtein Flora Tauro Caucasica I. S. 174: »Nusquam non, praeter alpestria, per omnem de qua sermonem facimus regionem sponte in sylvis atque dumetis nascitur et altissimas quandoque arbores ascendens, totas quantas occupat. Floret lunio. Spontanea perparum pubescit, culta autem hirsutia maxime variat.« Ein aus Kaukaſiſchem Samen gezogenes Exemplar in dem botaniſchen Garten zu Gieſſen iſt nach der Verſicherung des Directors deſſelben, meines geehrten Collegen, Dr. Wilbrand, gleichfalls behaart. De Candolle, welcher aus dem Garten des Luxembourg zu Paris 1400, aus einem Garten zu Genf 600 Varietäten der vitis vinifera anmerkt, ſagt von ihr: »In Asia australi indigena, nunc ubique fere culta«. Ueber die verſchiedenen Meinungen rückſichtlich des Vaterlands der Rebe vgl. Meyen Grundr. der Pflanzengeographie S. 431 flg., welcher das Vaterland des Weinſtocks bis in das nördliche China verfolgen zu dürfen glaubt.

welche beabſichtigen, die Geſchichte des attiſchen Weinbaus bis zu ſeinem urſprünglichen Ausgangspunkt innerhalb der Gränzen des alten Griechenlands zu verfolgen, von wo aus dann der Faden leicht in den Orient hinübergeſponnen werden kann.

Ehe wir aber das attiſche Gebiet überſchreiten, iſt einer Sage zu gedenken, die unſerer weiteren Wanderung wenigſtens die Richtung, und zwar bei dem beachtenswerthen Zuſammentreffen mit manchen andern Momenten mit großer Sicherheit anweiſt. Es iſt oben auf den engen Zuſammenhang zwiſchen den Bakchos- und Demetercultus, zugleich auch auf die gleichzeitige und gemeinſchaftliche Einbringung und Verbreitung der Gaben jener Götter hingewieſen worden. Wenn nun Demeter in dem Homeriſchen Hymnos erzählt *), ſie ſei von Kreta her über das weite Meer nach Attika gekommen und ſei bei Thorikos an der Attiſchen Südoſtküſte **) gelandet, ſo finden wir (wir faſſen jetzt nur die letztgenannte Localität ins Auge) eine Spur derſelben Nachricht auch für die Einwandrung des Dionyſos in dem oben angeführten Gedichte des Eratoſthenes ***), wo die Erwähnung von Thorikos augenſcheinlich in die dort behandelte Geſchichte von der Einwanderung des Ikarios gehört. Eine innere Wahrſcheinlichkeit für dieſen Eingangspunkt in Attika ergiebt ſich durch die im Oſten Attika's ganz unabhängig hiervon gefundene Lage der alten Ikaria, nach welcher Gegend hin von dem benachbarten Thorikos nur ein kurzer Weg führte. In Thorikos alſo ſcheint ſich der Weg getrennt zu haben, welchen zur Einführung ihrer Gaben beide Gottheiten genommen: nach Thorikos führte beide aber der Weg zur See. Laſſen wir nun die Segen bringende Göttin ihren einſamen Weg durch Attika wandern, bis ſie in dem gaſtlichen Hauſe des Keleos zu Eleuſis Aufnahme und Ruhe von ihren Irrſalen findet; wir richten vielmehr unſern Blick dem Aegeiſchen Meere zu, wo wir dem herannahenden Gotte mit dem Thyrſos zu begegnen hoffen dürfen.

Es iſt oben bemerkt worden, daß der attiſche Weinbauer Ikarios nur als ein Ikariſcher Mann zu faſſen ſei, und da der Name deſſelben einer allegoriſchen, in den Beſtandtheilen des Worts ſelbſt begründeten Erklärung widerſtrebe, man ihn als die Perſonification einer aus dem Auslande eingebrachten Sache anzuſehen habe. Wo können wir aber dieſen Ikarios anders herkommen laſſen, als von der gleichnamigen Ikaria oder Ikares, aus der Inſelgruppe der Kykladen ****)? Dieſer an ſich ſo nahe liegenden Vermuthung wird die größte Wahrſcheinlichkeit zugeſprochen werden müſſen, ſo bald der Beweis geführt werden kann, daß dieſe Inſel nicht nur ſchon in frühen Zeiten Weinbau getrieben, ſondern daß daſelbſt auch ein bakchiſcher Cultus vorhanden geweſen ſei, wo es gar nicht darauf ankommt, ob dieſe Weincultur noch in ſpäterer Zeit, oder der erzielte Wein von vorzüglicher Güte geweſen ſei. Strabon, wo er von der Inſel Ikaria

---

*) Vs. 123.

**) S. Stuart's Alt. von Athen Th. II. S. 260.

***) Steph. Byz. v. ἔστυ. Eine genauere Unterſuchung dieſes Fragments bleibt der anderswo beabſichtigten Zuſammenſtellung der aus dieſem Gedicht des Eratoſthenes erhaltenen Bruchſtücke vorbehalten. Rückſichtlich der fraglichen Stelle verweiſen wir jetzt nur auf Müller, Dorier I. S. 230 und Bach, Zeitſch. f. d. Alterth. 1836. Nr. 42. S. 347.

****) Die Angabe einiger ſehr ſpäten Schriftſteller, wornach Ikarios als Thrakier erſcheint, vgl. Unger a. a. O. S. 36, verdient nicht die geringſte Beachtung, oder findet eine andere Deutung. Der Schol. zu Germanic. ed. Buhle S. 78 nennt ihn einen Athener.

ſpricht *), gedenkt nun zwar des Weinbaus allerdings nicht, enthält aber doch eine Andeutung, welche durch weitere Beleuchtung eine hieher gehörige Beziehung unten erhalten wird. Dagegen berichtet Athenäos, unter Anführung mancher Gewährsmänner, was hier nur im Auszug wiedergegeben werden kann **): Auf Ikaros wächſt der pramniſche ***) Wein, der weder ſüß, noch dick, ſondern herb und rauh iſt und auflöſende Kraft hat, weswegen ihn auch die Athener, wie Ariſtophanes ſagt, ebenſo wenig, als rauhe und harte Dichter liebten. Auf Ikaros ſei ein Fels Pramnos ****) und dabei ein großer Berg, von welchem der pramniſche Wein komme, welchen Einige auch Geſundheitswein nennten. Der Weinſtock aber, welcher den pramniſchen Wein auf Ikaros liefere, werde von Ausländern der heilige, von den Oenoäern aber der dionyſiſche genannt. Oenoe iſt aber eine Stadt auf der Inſel. Der pramniſche Wein komme, wie Didymos ſage, von dem ſ. g. pramniſchen Weinſtock; andere nennten ſo den dunkeln (rothen) Wein. So weit das hieher Gehörige aus Athenäos, was zu manchen Bemerkungen Anlaß giebt. Ohne auf eine Unterſuchung über die Ableitung des Namens des pramniſchen Weins, deſſen frühe Cultur das Homeriſche Zeugniß beweiſt †), hier einzugehen, ein Gegenſtand, in deſſen Erörterung die homeriſchen Scholiaſten in Ungereimtheiten ſich überboten zu haben ſcheinen ††), genügt es, hervorzuheben, daß dieſer Wein, welchen wir alſo in Ikaria einheimiſch finden †††), bei den Alten in nicht geringem Anſehen ſtand ††††). Wenn die Athener dieſen Wein, wie Ariſtophanes ſagt, nicht

---

*) XIV. S. 639. T. V. S. 528 flg. ed. Tzſch. Es iſt wohl nur ein Verſehen, wenn Unger a. a. O. S. 39 dieſe Stelle als ein Zeugniß anführt, daß Ikaria dem Bakchos wegen ihrer Fruchtbarkeit an Wein geheiligt geweſen ſei.

**) I. S. 30 B.

***) In der neueſten Ausg. iſt in Widerſpruch, wie es ſcheint, mit den Handſchr. die Form *Πράμνιος* aufgenommen worden. Gegen Homer's Auctorität, bei welchem ſich zweimal *Πράμνειος* findet, wie auch bei vielen andern Schriftſtellern, kommt die von Euſtathios dagegen geltend gemachte Analogie von *Θάσιος*, *Σάμιος*, welche der Herausgeber des Athen. beibringt, nicht auf. Denn wenn bei Ariſtoph. Eq. 107. Thesmoph. ap. Athen. I. S. 29. A und Nicandr. Alex. 163 *Πράμνιος* ſteht, ſo kann dies nur für eine metriſche Licenz angeſehen werden.

****) Schol. Iliad. XI, 638 ed. Bekker: *Πράμνη δὲ ὄρος ἐν τῇ Καρίᾳ οἰνοφόρον*, verſchrieben ſtatt *ἐν τῇ Ἰκαρίᾳ*. Ein andrer Schol. ebendaſelbſt, woraus Euſtathios geſchöpft: *οἱ δ' ἐν Ἰκάρῳ πέτραν Πράμνην, ἐν ᾗ πρῶτον ἔφυ ἄμπελος.*

†) Ilias XI, 638. Odyſſ. X, 235, wo dieſer Wein, mit andern Stoffen verſetzt, als Heilmittel gebraucht wird. Daher vielleicht auch der obige Beiname Geſundheitwein, *φαρμακίτης*. Vgl. auch Hippokrates de morb. mul. I. T. II. S. 676 ed. Kühn.

††) Vgl. Millin Monum. antiq. inédit. II. S. 251, welcher noch unentſchieden läßt, woher überhaupt eigentlich der pramniſche Wein komme.

†††) Wenn der Schol. zu Ariſtoph. Eq. 107 den pramniſchen Berg, von welchem der pramniſche Wein herkäme, nach Thrakien verlegt (vgl. Euſtath. ad. Il. XI. S. 871), gerade wie oben Ikarios zu einem Thrakier gemacht wurde, ſo kommt dieſes Zeugniß hier gar nicht weiter in Betracht, oder es findet dieſe Discrepanz ihre Löſung auf eine Weiſe, die der ſonſt verbürgten Angabe nicht nur keinen Eintrag thut, ſondern nur dazu dient, ein neues Licht auf die Verbreitung des Weinſtocks in Griechenland zu werfen, was aber jetzt nicht weiter verfolgt werden kann. Daſſelbe gilt auch noch von andern Gegenden, wo pramniſcher Wein wachſen ſoll, wie Lesbos, Epheſos, Smyrna, worüber ſ. Harduin ad Plin. H. N. XIV, 6 S. 47. ed. Franz.

††††) Bei Philoſtratos Imag. II. 26 wird er mit dem thaſiſchen zuſammengeſtellt. Vgl. Nikandr. Alex. 163. Ariſtoph. Theſm. a. a. O., Makedonios Epigr. XIX (Anth. Gr. T. IV. S. 86 und dazu Jacobs Anim.

goutiren konnten, ſo mag dieß ſeinen beſondern Grund in dem capricieuſen Gaumen dieſer verwöhnten Gourmands gehabt haben, wenn nicht der Dichter hier überhaupt ſcherzend übertreibt, da er des pramniſchen Dämon, wie er den Dionyſos nennt, anderswo mit Ehren gedenkt *). Wie dem immer ſei, in den Namen, mit welchen Fremde und Einheimiſche den ikariſchen Weinſtock bezeichneten, liegt eine unverkennbare Beziehung auf einen dort einheimiſchen Cultus des Gottes, ſo wie der Name der Stadt Oenoe weiter noch auf einen beſondern Betrieb dieſes Gewächſes unzweifelhaft hindeutet **). Ob ebendahin auch der Name der anderen auf dem gleichnamigen Berge gelegenen ikariſchen Stadt Drepanon (von den Einheimiſchen Drakanon genannt ***) ziele, bleibt um ſo mehr dahin geſtellt, als dieſer Name, wie anderswo, ſo auch hier eine Erklärung, von der äußern Geſtalt des Bergs hergenommen, zuläßt. In jedem Fall finden wir auf Ikaros den Dionyſos ſammt einem mächtigen Weinbetrieb, und es wird hiernach die Vermuthung als hinlänglich begründet erſcheinen, wenn wir den attiſchen Ikarios nunmehr als einen ikariſchen Weinbauer aus der Inſel Ikaros betrachten, wobei es gleichgültig iſt, ob wir darunter wirklich eine Perſon, oder eine Einwanderung aus Ikaria nach Attika verſtehen wollen.

Hier bricht der Faden unſerer Unterſuchung ab, welchen mit gleicher Sicherheit weiter fort zu ſpinnen, wir in Ermangelung poſitiver Nachrichten außer Stande ſind. Wenn wir uns aber dennoch entſchließen, denſelben noch eine Strecke weiter zu verfolgen, ſo geſchieht dieß nur in dem Vertrauen, Beiſtimmung für die Anſicht auch hier zu finden, daß das Zuſammentreffen einzelner, wenn auch an ſich auseinander liegender Momente auf einen innern Zuſammenhang ſchließen laſſe und den Mangel ausdrücklicher Zeugniſſe einigermaßen erſetze, eine Art der Beweisführung, die aus begreiflichen Gründen nirgends größere Anwendung als eben in der Geſchichte der älteſten Zeiten finden muß.

Es entſteht nämlich hier dieſelbe Frage, die wir ſchon oben rückſichtlich Attika's aufzuwerfen gezwungen waren, ob der Weinſtock auf der Inſel Ikaria als ein urſprüngliches Gewächs anzuſehen, oder ob dieſer auch wiederum aus der Fremde eingebracht worden ſei. Trotz dem, daß keine Lokalſage von der Einführung deſſelben etwa durch Dionyſos ausdrücklich ſpricht, wie wir unter dieſer Allegorie die Verbreitung des Weinſtocks nun in verſchiedenen Sagen kennen zu lernen Gelegenheit gehabt haben, und wie dieſelbe noch in ſehr vielen andern Ueberlieferungen vorkommt,

---

V. III. P. I. S. 223), Schol. Ariſtoph. Eq. a. a. O. Nach Einigen ſoll dieſer Wein derſelbe mit dem ſ. g. οἶνος ψίθιος, deſſen Eubulos und Anaxandrides bei Athen. I. S. 28 F. gedenken, geweſen ſein, wie der Schol. zu Nikandr. a. a. O. behauptet. Vgl. Schneider's Wörterb. v. ψίθιος. Bei Macrobius Sat. II, 16. fin. ſteht neben einander uva pramnia (in der Ausgabe prannia) und psithia.

*) Equit. 107.

**) Die Einwohner dieſer Stadt werden auf einer voreuklidiſchen Abrechnung der Hellenotamien auf einer Inſchrift in Hall. Litt. Zeit. 1837. Intelligbl. Nr. 40. S. 329 unter der Namensform Οἰναῖοι aufgeführt, ob richtig, muß ich einſtweilen bezweifeln, nicht ſowohl weil Stephanos ausdrücklich die auch bei Athenäos gefundene Gentilform Οἰνοαῖοι angiebt, ſondern weil dieſe allein einer ſprachgemäßen Ableitung von Οἰνόη entſpricht. Die Copie der Inſchrift nicht für genau zu halten, dazu werde ich durch den Umſtand veranlaßt, daß ſich auf derſelben ΘΕΡΜΑΙΟΙΕΧΣΙ . . . findet, wovon die dort gegebene Deutung Θερμαῖοι ἐξ Ἰκάρου mir wenigſtens unverſtändlich iſt, da ich keine ſolche Thermäer kenne, während vielmehr ἐξ Ἰκάρου zu ΟΙΝΑΙΟΙ zu gehören ſcheint, wie dieß auch von dem Herausgeber S. 332 richtig gefaßt wird. Es müßte denn ein alter Fehler des Steinmetzen ſelbſt ſein.

***) Vgl. Berkel. ad Steph. B. v. Δράκανον und Euphorion bei demſelben v. Οἰνόη.

nehme ich dennoch keinen Anſtand, mich für die letztere Anſicht auf das Beſtimmteſte auszuſprechen, nicht allein weil dieſelbe Thatſache bei den meiſten der benachbarten weinreichen Inſeln und Gegenden mit Sicherheit nachgewieſen werden kann, ſondern weil überhaupt Griechenland als die urſprüngliche Heimath des Weinſtocks nicht angeſehen werden kann, was auch noch Niemand zu erweiſen verſucht hat, und was allen bisherigen Annahmen der Techniker widerſprechen würde. In welcher glücklichen Weltgegend die Rebe zuerſt emporgeſproſſen, bleibt hier billig unerörtert, zumal da es unſere Abſicht nicht ſein kann, dieſe Unterſuchung über die Gränzen Griechenlands hinauszuführen, und es wird hinreichen, einen Hauptausgangspunkt in Griechenland ſelbſt zu ermitteln, von welchem aus der Weinſtock und ſeine Pflege ſich über ganz Griechenland verbreitet habe, namentlich aber den Punkt aufzufinden, von welchem aus der Weinſtock nach Ikaros eingewandert ſei.

Meine Forſchungen reichen noch nicht ſo weit, um mit aller Zuverläſſigkeit die ausſchließliche Behauptung aufſtellen zu können, daß nicht auch gleichzeitig von andern Punkten her die Verbreitung ſtatt gefunden habe, obwohl ich von der gegentheiligen Meinung für mich bis jetzt vollkommen überzeugt bin; aber für die Anpflanzung des Weinſtocks im ſüdlichen Griechenland und vornehmlich auf dem Archipelagos und den nächſten ſüdlicheren Küſtenſtrichen glaube ich mit Sicherheit Kreta als diejenige Localität bezeichnen zu müſſen, welche als das Mutterland der helleniſchen Rebe anzuſehen ſei. Wenn ich für jetzt bitten muß, mir den vollſtändigen Beweis dieſer Behauptung zu erlaſſen, zu welchem übrigens die Abhandlung Oenopion und ſeine Sippſchaft hinlängliche Mittel darbietet, ſo ſoll jetzt nur an einige dahin zielende Momente erinnert werden.

Die Sagen von der Geburt des Bakchos ſcheiden ſich im Ganzen genommen dahin aus, daß dieſe bald in das nördliche Griechenland, bald aber auch nach Kreta verlegt wird. Welcher von dieſen beiden Sagen größerer Glaube zu ſchenken ſei, iſt eine Frage, welche in eine andere umſchlägt, deren Beantwortung auf einem hiſtoriſch-phyſiologiſchen Wege möglich wird, nämlich ob hier oder dort die Anpflanzung und Cultur des Weinſtocks früher ſtatt gefunden. Das Reſultat unſerer Forſchung hat uns überzeugt, daß das griechiſche Feſtland dieſes Geſchenk der gütigen Natur erſt ſpäter und zwar von den Inſeln her empfangen habe, ſo daß durch die kretiſche Sage, welche in ihrer Vollſtändigkeit zugleich eine ganze Symbolik des nachher ausgebildeten Bakchoscultus und der ganzen Weinbereitung enthält *), die auch auf einem andern Wege ſchon gewonnene Nachweiſung, daß Kreta der vornehmlichſte Ausgangspunkt der Verbreitung des Weinſtocks durch Griechenland ſei, beſtätigt wird. Der kretiſche Wein im Allgemeinen, ſo wie einzelne Arten deſſelben, gehörte nicht nur zu den im Alterthum gefeierteſten **), ſondern Bakchos erhielt ſelbſt den Beinamen des kretiſchen und zwar dieſes in einer Sage, welche augenſcheinlich auf die Verpflanzung des Weinſtocks von Kreta nach Argos Bezug hat ***). Fügen wir für jetzt nur noch hinzu, daß auch Demeter, welcher wir ſchon oben auf ihren Wanderungen zugleich mit dem Ny-

*) S. Firmicus Maternus de error. prof. relig. S. 9 flg. ed. Wower und deſſen Anm., vgl. mit Cornutus de N. D. c. 30 S. 220 ed. Gale und unſerer Anm.

**) Vgl. Pashley Travels in Creta T. II, S. 51 flg.

***) Pauſan. II, 23, 7. So faſſe ich nämlich das daſelbſt dem Dionyſos gegebene Beiwort *Κρήσιος*. Vgl. Steph. Byz. v. *Κρήτη*.

ſäiſchen Gotte begegnet ſind, von Kreta aus nach Eleuſis gekommen ſein ſoll, was jetzt nicht weiter verfolgt werden kann. Beide Gottheiten ſahen wir bei dem attiſchen Thorikos landen, das auch in andern Beziehungen in einem Zuſammenhange mit Kreta offenbar geſtanden hat *).

Sehen wir uns jetzt nach einer Brücke um, auf welcher der Gott von Kreta aus nach Ikaria hinüber gewandert ſei, ſo tritt uns ſogleich die Sage von dem Dädaliden Ikaros entgegen, welcher, von Kreta ſeinen bekannten Flug ſammt dem Vater nehmend, in Folge ſeines tragiſchen Endes der Inſel Ikaria und dem dieſelbe umſpühlenden Waſſerſtrich ſeinen Namen gegeben, deſſen hohes Alterthum ſchon durch ein Zeugniß bei Homer beurkundet wird **). Wenn ſich nun freilich auch in der Sage des Dädalos und ſeines Sohns Ikaros, ſo weit ich ſie zu durchforſchen vermocht, durchaus keine directe Beziehung auf bakchiſche Verhältniſſe entdecken läßt, ſo ſtellt ſich doch, wenn man ſich auch nur an das Allgemeinſte halten will, aus dieſen Localſagen Kreta's und Ikaria's ein zwiſchen dieſen beiden Inſeln in ſehr früher Zeit ſtatt gefundener Verkehr heraus, der, wenn man der Sage folgen will, in einer Einwanderung aus Kreta nach Ikaria beſtanden zu haben ſcheint. Oder will man bei der bekannten Beſchiffung des ägeiſchen Meeres durch die Kreter auch nur an einen vorübergehenden Aufenthalt letzterer auf Ikaria denken, ſo würde in dieſem, wie in jenem Falle die Ueberſiedelung des Weinſtocks von Kreta nach Ikaria angenommen werden können. Daß eine Ueberſiedelung ſtatt gefunden, dafür ſpricht auf eine poſitivere Weiſe der Umſtand, daß nach einer Stelle beim Dioskorides ***), wenn ſie genau in ihrem Zuſammenhange erwogen wird, der pramniſche Wein ſammt dem ſ. g. Protropos als Arten kretiſchen Weins erſcheinen ****). Hiergegen kann nicht etwa die Verſchiedenheit des pramniſch-ikariſchen und pramniſch-kretiſchen Weins †) geltend gemacht werden, da es eine ſchon im Alterthum ††) und auch in neuer Zeit hinlänglich anerkannte Erfahrung iſt, daß derſelbe Wein, auf andern Boden verpflanzt, ſeine Eigenſchaften ändere †††). Endlich glaube ich noch einen Umſtand hierher ziehen zu dürfen, der, mit andern Momenten zuſammengehalten, nun erſt ſeine volle Bedeutung gewinnt, daß nämlich laut Strabon ††††), zu deſſen Beglaubigung Voß *] eine ikariſche Münze erwähnt auf Ikaria ein Tauropolion der Artemis beſtanden habe. Den Urſprung dieſes Cultus nehmen wir aber um ſo weniger Anſtand von Kreta herzuleiten, als wir dieſelbe Artemis Tauropolos unter dem Namen Diktynna in Kreta wieder finden **] und desgleichen auch eben von da aus nach Chios ein Helios Tauropolos eingewandert iſt ***]. Dieſe Deutung findet außerdem in jener Münze ihre Beſtätigung, auf deren einer Seite die Göttin der Jagd, auf der andern eine

---

*) S. Müller Dorier I. S. 230. Stuart's Alterth. Th. II. S. 260.

**) Ilias II, 145.

***) V, 9. S. 694 ed. Sprengel.

****) Daſſelbe wollte ſchon Paſhley Travels T. II. S. 52 aus Aelian. Var. hist. XII, 13 ſchließen, ohne daß dieſe Stelle dazu hinlänglichen Grund darbot.

†) S. Paſhley a. a. O.

††) Plin. H. N. XIV, 4. S. 24. Franz.

†††) Meyen Grundr. der Pflanzengeographie S. 432.

††††) XIV. S. 639. T. V. S. 529 Tz.

*] Mythol. Forſchungen, herausg. von Brzoska, Th. I. S. 97.

**] Vgl. Thisquen Phocaica S. 50 flg.

***] Vgl. Oenopion S. 252 flg.

Nymphe auf einem ſpringenden Stiere dargeſtellt iſt. Sind wir berechtigt, wie ich glaube, unter dieſem Stiere den männlichen Tauropolos, den Helios, welcher auf Kreta als Talos oder Minotauros erſcheint, zu verſtehen, ſo iſt zugleich die Vermuthung erlaubt, daß das Tauropolion auf Ikaria zugleich dieſem Helios Tauropolos geweiht geweſen, was ſeine Stütze darin findet, daß auf der nach der Inſel des ägeiſchen Meeres genannten gleichnamigen Inſel des perſiſchen Meerbuſens ſich ein Heiligthum des Apollon Tauropolos vorfindet *), was früher von der Mutterinſel mit hinüber genommen worden war.

Doch genug dieſer Andeutungen, die wohl ſchon längſt die Geduld meiner ſehr geehrten Zuhörer auf eine für mich nur zu gefährliche Probe geſetzt haben dürften, zumal da zu befürchten, daß der Ausſpruch des Aleris **) „der Wein mache Alle, die etwas mehr von ihm genöſſen, zu Philologen", in dieſem Falle von der Redſeligkeit gedeutet werden könnte, zu welcher mich der nur zu oft gefährliche Gott veranlaßt habe. Ja, ſollten die von mir gewagten Vermuthungen nur für Ausbrüche einer ſchwindelnden Phantaſie angeſehen werden müſſen, den Wirkungen gleich, die da erführen, ſo ſich dem Dionyſos ergeben haben, ſo laſſen Sie es nicht mich, ſondern den Gott büßen, deſſen dämoniſcher Gewalt kein Sterblicher noch widerſtanden."

Eine Discuſſion zu eröffnen erlaubte die Zeit nicht.

Bibliothekar Dr. Bernhardi trug ſodann vor:

Einige Wünſche in Beziehung auf die weitere Ausführung der Sprachkarte Deutſchlands.

Im Vertrauen auf die Nachſicht dieſer Verſammlung, habe ich einen erſten Verſuch, das geſammte deutſche Sprachgebiet räumlich abzugrenzen und die gefundenen Sprachgrenzen geſchichtlich zu erläutern, unter Ihren Schutz geſtellt und unter Ihren Auſpicien der Oeffentlichkeit übergeben. Es ſei mir daher vergönnt, hier noch einige Worte über dieſen Gegenſtand zu reden und zugleich einige darauf bezügliche Wünſche Ihnen vorzutragen.

Die Entwerfung einer Sprachkarte von Deutſchland iſt an ſich eine Arbeit von anerkannter Wichtigkeit, was unter andern auch daraus erſichtlich iſt, daß die hiſtoriſch-philologiſche Klaſſe der Akademie von Berlin ſich bereits im Jahr 1826 bewogen fand, durch eine Preisaufgabe auf dergleichen ethnographiſche Forſchungen hinzuleiten. Dieſelbe verlangte, wie vielleicht mehreren der anweſenden Herrn noch erinnerlich iſt:

„Eine, neben der Benutzung der Geſchichtſchreiber und Geographen, beſonders auf Sprach-, Kunſt- und andere hiſtoriſche Denkmale gegründete Muſterung der jetzt lebenden europäiſchen Gebirgsvölker, von der obern Wolga, Düna, Dnepr an, zwiſchen dem ſchwarzen und baltiſchen

*) Strabon XVI. S. 766. T. VI. S. 381 Tz. Dionys. Perieg. 609 mit den alten und neuern Erkl.
**) Athen. I. S. 39. B.

Meere, gegen Südoſt bis zum adriatiſchen, und von dieſem längs des nördlichen Po-Ufers zu den Oſtufern der mittleren Rhone, Saone und des mittleren Rheins, zum Behuf einer Grundlage der Ethnographie und Sprachenkarte von Europa."

Dieſe wichtige und anziehende Aufgabe blieb wohl nur wegen ihres zu großen Umfanges unbeantwortet, indem ſchon die gründliche Bearbeitung eines einzigen Sprachgebietes die Kräfte des Einzelnen faſt überſchreitet. Meine Beſchränkung auf das Gebiet unſerer deutſchen Mutterſprache wird daher um ſo weniger getadelt werden, als der Meiſter ſlaviſcher Ethnographie, Profeſſor Schafarik in Prag, im vorigen Jahre eine ähnliche Karte des geſammten ſlaviſchen Sprachgebietes veröffentlicht hat, ſo daß nunmehr vom kaſpiſchen Meere bis zur Nordſee und vom weißen Meere bis zum adriatiſchen Meerbuſen und bis zu den Quellen des Rheins und der Rhone nicht nur die Sprachen, ſondern auch die wichtigſten Mundarten, wenigſtens in allgemeinen Umriſſen, abgegrenzt ſind. Leider iſt die verſprochene Ueberſetzung der von Schafarik gegebenen Erläuterungen noch nicht erſchienen, und darum konnte ich mir dieſelben bei Bearbeitung des deutſchen Gebietes nicht zum Muſter nehmen.

Was nun meine Arbeit betrifft, ſo werden die deutſchen Sprachforſcher vor Allem vermiſſen, daß in dem vorliegenden Verſuche keine Mundart ſprachlich als ein Ganzes dargeſtellt worden, und daß nicht einmal alle bekannten charakteriſtiſchen Merkmale derſelben zuſammengeſtellt ſind, ſondern daß immer nur ein oder das andere — und zwar vorzugsweiſe ein ganz äußerliches — Unterſcheidungszeichen hervorgehoben iſt.

Aber in einer ſolchen umfaſſenden Bearbeitung aller deutſchen Mundarten beſteht gerade die große Aufgabe, zu deren Löſung ich durch meinen Verſuch nur die Bahn brechen wollte, deren unmittelbare Löſung zu unternehmen, ich mich jedoch keineswegs vermeſſen habe. Meine beſondere Aufgabe war es, zu zeigen, daß die deutſche Sprachforſchung, beſonders die Durchforſchung der noch jetzt herrſchenden deutſchen Mundarten, in der genaueſten Verbindung mit der Topographie, eine wichtige, noch nicht hinlänglich gewürdigte Quelle für unſere älteſte Volksgeſchichte ſei, und daß es noch vieler Vorarbeiten bedürfe, bevor ſie ſo benutzt werden könne, wie ſie es verdient.

Und wenn ſich bewährt, was ich nachgewieſen zu haben glaube, daß z. B.

in dem Etſchthale in Tirol die gegenwärtige Grenze des Romaniſchen und Deutſchen mit der urſprünglichen Grenze der Longobarden und Franken, oder vielmehr der den Franken unterworfenen, von dem oſtgothiſchen Könige Theodorich dort angeſiedelten alemanniſchen Flüchtlinge zuſammenfällt;

daß auf der Grenze zwiſchen Dänemark und Deutſchland die eigenthümlichen in Schleswig herrſchenden Sprachverhältniſſe auf die Auswanderungen der Sachſen und Angeln, deren Namen ſogar in dortiger Gegend noch fortleben, deutlich hinweiſen;

daß zwiſchen der Werra und dem Harze die alten ſächſiſchen Gaue des Mainzer Sprengels, den mainziſch-thüringiſchen Gauen gegenüber, noch heutiges Tags an der niederdeutſchen Mundart zu erkennen ſind, und daß die ſächſiſche Erde auch da, wo ſie ſchon längſt dieſe Namen verloren hat — an der Südgrenze von Weſtphalen und Engern — noch immer durch die Mundart genau von dem Frankenlande geſchieden iſt;

daß endlich ſelbſt der römiſche Pfahlgraben von der Donau bei Regensburg bis nach Miltenberg am Main mit den Grenzen der ſich dort ſcheidenden Mundarten zuſammenfällt;

ſo berechtigt das unſtreitig zu der Erwartung, daß demnächſt, bei fortgeſetzter Unterſuchung und bei gründlicher Behandlung dieſes Gegenſtandes, auch aus den meiſten anderen Grenzen der noch jetzt erkennbaren deutſchen Mundarten die erloſchenen Grenzen der verſchiedenen Volksſtämme wie aus einem Codex rescriptus hervortreten werden.

Welchen Händen dürfte nun aber dieſes Geſchäft wohl mit größerer Zuverſicht und mit mehr Hoffnung auf Erfolg anvertraut werden, als denen, welche ich hier zunächſt im Auge habe, und welche ich in dieſem Augenblick dafür zu gewinnen hoffe, nämlich die vereinten Kräfte der Sprachforſcher und Schulmänner Deutſchlands.

Eine jede Schulanſtalt unſeres Vaterlandes zählt ja den Unterricht in der Mutterſprache zu den wichtigſten Lehrgegenſtänden, und in der Regel iſt derſelbe wohl auch einem beſonderen Lehrer anvertraut. Ein ſolcher wird ſchon durch die aus der mundartlichen Sprechweiſe ſeiner Schüler entſtehenden Fehler auf das Studium der Mundarten ſeines Schulbezirks hingewieſen, wenn er anders ſeine Aufgabe gehörig löſen und ſeinen Schülern durch allgemeine Fingerzeige den Uebergang aus der Mundart in die deutſche Schriftſprache erleichtern will, wie z. B. Dr. Anton zu Görlitz in ſeinem „Verzeichniß mehrerer in der Oberlauſitz üblichen, ihr zum Theil eigenthümlichen Wörter und Redensarten“ (bis jetzt 13 Schulprogramme) und Dr. Joſeph Müller zu Aachen in ſeiner Abhandlung „Ueber niederrheiniſche Provincialismen“ (Programm des Aachener Gymnaſiums im Herbſt 1838) mit Glück verſucht haben. — Wollten ſich nun dieſe Lehrer der deutſchen Sprache an ſämmtlichen Lehranſtalten Deutſchlands dahin vereinigen, daß ein jeder die in ſeinem Schulbezirke lebenden Mundarten genauer ins Auge faſſe, die örtlichen Grenzen derſelben ermittele, möglichſt vollſtändige Materialien zu entſprechenden Idiotiken ſammele und von Zeit zu Zeit in einem Schulprogramme die Ergebniſſe zur öffentlichen Kenntniß bringe, wobei ich auf die Probearbeit des Profeſſors Brückner in Meiningen (im dießjährigen Oſterprogramm des dortigen Gymnaſiums) als etwaiges Muſter verweiſen darf, ſo würde in wenigen Jahren nicht nur eine wichtige Grundlage für geſchichtliche Forſchungen, ſondern auch ein wahrer Sprachſchatz, ein gutes altes und dennoch bildſames Element zur Belebung und Erkräftigung unſerer bei allem Reichthum immer noch einſeitigen Schriftſprache gewonnen werden.

Doch auch abgeſehen von dem Gewinn, welchen das Studium der Mundarten den Lehrern der deutſchen Schriftſprache für die unmittelbare Ausübung ihres Berufs verſpricht, haben dieſelben, dem deutſchen Volke gegenüber, die förmliche Verpflichtung, von dieſen letzten Eigenthümlichkeiten der einzelnen Volksſtämme, welche vorzugsweiſe durch ſie, d. h. durch den beſſeren und vollſtändigeren Unterricht in der deutſchen Schriftſprache dem Untergange entgegengeführt werden, mindeſtens alles Das zu retten, was ſich noch an guten Steinen und edlen Erzen in dieſen mit Unrecht oft nur als Auskehricht der Schriftſprache verachteten, ich möchte faſt ſagen, ſprachlichen Halden vorfindet.

Wahrlich, wir ſtehen auf der äußerſten Grenze der Zeit, in welcher die mundartlichen Schätze noch mit Hoffnung auf Erfolg gehoben werden können. Vor dreißig Jahren würde ein ähnliches Unternehmen noch ungleich mehr Ausbeute geliefert haben, und in abermals dreißig Jahren, wenn die übermächtige Schriftſprache ihre minder glücklichen Schweſtern auch noch mittelſt der Dorfſchulen bis in die geheimſten Winkel des heimathlichen Heerdes mit ihrem Hohne verfolgt und zuletzt gänzlich verſcheucht haben wird, dürfte ſich nur noch eine unbedeutende Nachleſe finden. Uns aber würde von allen Einſichtigen der wohlverdiente Vorwurf gemacht werden, daß wir,

ähnlich den Bilderſtürmern, nicht nur das Unnütze und Schädliche beſeitigt, ſondern auch in blindem Eifer uns eines werthvollen Nachlaſſes unſerer Voreltern freiwillig beraubt haben.

Darum hege ich die Zuverſicht, daß Sie meine Aufforderung und Bitte nicht ohne Weiteres zurückweiſen, ſondern dieſelben einer näheren Prüfung würdigen werden; denn wenn einerſeits die hiſtoriſchen Vereine Deutſchlands die einſchlagenden geſchichtlichen Forſchungen übernehmen, und andererſeits Deutſchlands Philologen und Schulmänner die ſprachlichen Ermittlungen fördern und leiten, dann dürfen wir gewiß ſchon bei der nächſten Verſammlung manche gedeihliche Frucht dieſes Zuſammenwirkens erwarten."

Darauf ſprach Prof. Schneidewin über

Cäſar Auguſtus und Britannien.

„Die neueren Darſtellungen der römiſchen Geſchichte pflegen Britanniens Verhältniſſe zu Rom unter Cäſar Auguſtus faſt mit Stillſchweigen zu übergehen. Und in der That könnte die Frage nach der Haltung, welche der Adoptivſohn des Jul. Cäſar der Inſel gegenüber angenommen, und nach den Verſuchen, die er gemacht habe, römiſchen Einfluß in Britannien zu befeſtigen, denen leicht überflüſſig vorkommen, denen beſtimmte hiſtoriſche Zeugniſſe, wonach die Unternehmungen gegen Britannien unter Auguſtus völlig geruhet haben, gegenwärtig ſind. Allerdings iſt es im Allgemeinen keinem Zweifel unterworfen, daß nach Jul. Cäſars nicht ſonderlich glücklichen Verſuchen, in Britannien feſten Fuß zu faſſen, zuerſt Cäſar Claudius eine wirkliche Expedition gegen die Inſel unternahm. Das lehrt der gedrängte Ueberblick, den Tacitus Agric. 13 giebt: Primus omnium Romanorum Divus Iulius cum exercitu ingressus Britanniam, quamquam prospera pugna terruerit incolas ac litore potitus sit, potest videri ostendisse posteris, non tradidisse. Mox bella civilia et in remp. versa principum arma, *ac longa oblivio Britanniae, etiam in pace. Consilium id Divus Augustus vocabat; Tiberius praeceptum.* Agitasse Gaium Caesarem de intranda Britannia satis constat etc. Uebereinſtimmend Sueton. Claud. 17. Britanniam potissimum elegit neque tentatam ulli post Divum Iulium etc. Auch Appian kennt nur einen Uebergang Jul. Cäſar's nach der Inſel, und Dichter der auguſteiſchen Zeit nennen Britannien invicta Romano Marte, die Britannier intacti u. ſ. w. *).

Nichtsdeſtoweniger wiſſen nicht bloß die Dichter der auguſteiſchen Zeit nach 727 u. c. ſondern auch die Geſchichte weiß zu berichten, daß Cäſar Auguſtus trotz des Grundſatzes coercendi intra terminos imperii Britannien nicht gänzlich aus den Augen verloren hat, mag der nüchterne

---

*) Eleg. in Messal. 149 etwa 724 u. c., Horat. Epod. 7, 7 a. u. c. 722. Auch das Epigramm an Claudius Anthol. Lat. 2, 84 (I, p. 231 Burm.) nennt Britannien victa prius nulli. Vgl. Paſſow Leben des Horaz CX, not. 249 und Walch zum Agricola p. 211.

Geſchichtsforſcher gewiſſen überſchwänglichen Redensarten feuriger Dichter von glänzenden Erfolgen abdingen, ſo viel er will. Denn freilich mußte bei den wunderlichen Vorſtellungen von Britannien ſchon die Idee einer Unternehmung gegen die Inſel ſtaunende Bewunderung erregen. Fortwährend galten die Britanni als ultimi orbis im Norden, wie die Persae und Parthi und Medi im Oſten, Beide als die Enden der Welt, und noch Claudius Soldaten ſträubten ſich dagegen, nach dem novus orbis hinübergeführt zu werden. Unter Auguſtus nahm der Römer leicht den Willen für die That. Und den Willen, Britannien zu bekriegen, hat Auguſtus wirklich eine Zeit lang gehabt oder zu haben geheuchelt. Zur Ausführung iſt er nie gekommen. Allein das bloße Vorgeben hat doch Früchte getragen und diplomatiſche Wege, die Auguſtus einzuſchlagen verſtand, ſind nicht ohne Erfolg geblieben.

Dieſe Verhältniſſe in Kürze genauer zu beleuchten, fordert ein erſt kürzlich aus dem Dunkel getretenes Zeugniß auf, ohne welches ich ſchwerlich zu einer Unterſuchung der Stellung Roms zu Britannien unter Auguſtus, viel weniger zum Auftreten in dieſer Verſammlung veranlaßt worden wäre. Doch bevor ich zu dem Zeugniſſe ſelbſt komme, möge es geſtattet ſein, die zerſtreuten Andeutungen der Alten in Bezug auf Auguſtus Verhalten gegen Britannien der verehrten Verſammlung ins Gedächtniß zurückrufen zu dürfen.

Schon im J. 719 u. drohte Octavian mit einer Heerfahrt nach Britannien. Ein Aufſtand in Pannonien trat dazwiſchen und vereitelte den Plan, Dio Cass. XLIX, 38. Wenn nun Dio den Octavian vor der Schlacht bei Actium zu ſeinen Soldaten reden läßt: *ἡμεῖς οἱ ἐς Βρεττανίαν πεπεραωμένοι*, ſo meint er natürlich nur diejenigen, welche den Jul. Cäſar begleitet hatten, gleichwie er auch die Eroberung Galliens als Großthat nennt, Dio L, 24. Aber im J. 726 begann er zwei große Heere zu ſammeln, deren eines gegen den Norden, das andere gegen den Orient beſtimmt war. In dieſer Zeit dichtete Horaz I, 21, 13 sqq. Hic (Apollo) bellum lacrimosum, hic miseram famem Pestemque a populo et principe Caesare *in Persas atque Britannos* Vestra motus aget prece. Im folgenden Jahre bricht Cäſar wirklich auf und zieht zunächſt nach Gallien. Allein ſchon aus Horaz iſt erſichtlich, daß, obſchon es zunächſt galt, die Steuerverhältniſſe Galliens zu regeln, ein Feldzug nach dem Wanderlande des Nordens als Ziel der Unternehmung ausgegeben und von den leicht bethörten Römern angenommen wurde. Denn damals richtet ſich Horaz mit der Bitte an Fortuna Antias I, 35, 29 sqq. *Serves iturum Caesarem in ultimos Orbis Britannos* et iuvenum recens Examen Eois timendum Partibus Oceanoque rubro. Indeß hielt ihn vorläufig Gallien ſo in Schach, daß er den Plan, nach Britannien zu gehen, aufgeben mußte: Dio LIII, 22. *ἐξώρμησε μὲν ὡς καὶ ἐς τὴν Βρεττανίαν στρατεύσων, ἐς δὲ δὴ τὰς Γαλατίας ἐλθὼν ἐνταῦθα διέτριψεν.* Die dortigen Unruhen mochten ihm nicht unwillkommen ſein. Denn der kluge Mann ſcheint es für gerathen gehalten zu haben, ſich und ſein Heer den Wechſelfällen eines ſchwierigen Unternehmens nicht bloß zu geben. Ob es ihm jemals Ernſt geweſen oder nicht, ſteht dahin; genug, die Folge hatte denn doch das Verweilen in Gallien und das ausgehängte Schild, daß die Britannier Anſtalt machten, durch Einleitung freundlicher Verhandlungen einem kriegeriſchen Verſuche zuvorzukommen. Sie beſchloſſen, Geſandte nach Gallien zu ihm zu ſchicken, Dio LIII, 22 *ἐπιχειρυκεύσασθαί οἱ ἐδόκουν.* Inzwiſchen riefen Aufſtände der hiſpaniſchen Völker den Cäſar aus Gallien ab, nach deren raſcher Beſchwichtigung er 728 von Neuem Britannien in Angriff zu nehmen dachte, *ἐπειδὴ μὴ ἠθέλησαν ὁμολογῆσαι*, ſagt Dio LIII, 25. Aber plötzlich traten wiederum Unruhen der Alpenvölker dazwiſchen, gegen welche er den Ter. Varro abſenden mußte, während ihn ſelbſt erneuerte Auf-

ſtände der Cantabrer und Aſturier nach Hiſpanien zogen. Danach ſollte man meinen, die angeknüpften Verhandlungen mit Britannien ſeien abgebrochen worden, und Jene, vom augenblicklichen Schreck der Nachbarſchaft befreit, hätten ungeſtört fortgelebt. Doch iſt Dio's Darſtellung offenbar ungenau, wie er denn freilich ſelbſt geſteht, die römiſchen Dinge werden ſeit dem J. 727 für den Hiſtoriker mißlich und ungewiß.

Wir halten ihm gegenüber das Zeugniß eines glaubwürdigen Zeitgenoſſen, des Strabon, IV, p. 200. *Νυνὶ μέντοι τῶν δυναστῶν τινες τῶν αὐτόθι πρεσβεύσεσι καὶ θεραπείαις κατασκευασάμενοι τὴν πρὸς Καίσαρα τὸν Σεβαστὸν φιλίαν ἀναθήματά τε ἀνέθηκαν ἐν τῷ Καπιτωλίῳ καὶ οἰκείαν σχεδὸν παρεσκεύασαν τοῖς Ῥωμαίοις ὅλην τὴν νῆσον**). Und II, p. 116 bemerkt er, wie es den Römern ein Leichtes geweſen wäre, Britannien zu gewinnen, daß man es aber verſchmäht habe, weil man weder die Einwohner zu fürchten brauche, noch durch eine Beſetzung Nutzen erlangen würde. Denn es ſei viel vortheilhafter, die Zölle der Britannier, da freier Handel nach Gallien ihnen geſtattet, zu ziehen, als ihnen Steuern aufzuerlegen, die man nur durch eine ſtarke Heeresmacht beizutreiben im Stande ſein würde. — Wer hört nicht in dieſen Worten die officielle Ausrede der Freunde des Auguſtus, der Füchſe, denen die Trauben zu hoch hingen?

Wir erfahren aber ferner, daß einzelne Dynaſten der Inſel in freundlichen Verkehr mit Auguſtus getreten waren. Der Sohn des von Cäſar bekriegten Caſſivellaunus, Tenuantius, ließ ſeinen Sohn Cynobellinus in Rom erziehen, und dieſer begleitete den Auguſtus auf mehrern Feldzügen, wurde als Freund begrüßt, und ſein Vater Tenuantius zahlte keinen Tribut. Auch nach deſſen Tode blieb ein gutes Vernehmen. Münzen von Cynobellinus zeigen den Kopf des Auguſtus, häufig auch das Bild einer Sphinx, womit Auguſtus ſiegelte **). Wenn Tenuantius vom Tribut befreit wurde, ſo folgt doch nothwendig, daß andre Fürſten einen ſolchen entrichteten. Cäſar hatte (B. G. V, 22) nach Beſiegung des Caſſivellaunus Britannien einen jährlichen Tribut auferlegt. Einige Häuptlinge mögen den für einige Zeit bezahlt haben. In den Unruhen der Bürgerkriege war er ohne Zweifel in Stocken gerathen. Deßhalb darf die übereinſtimmende Anſicht der Hiſtoriker nicht überraſchen, Cäſar habe weder für ſich ſelbſt, noch für den Staat durch ſeine Verſuche gegen Britannien Erſprießliches gewonnen, ſ. Horsley Britannia Romana p. 18. Auguſtus Verhandlungen in Gallien müſſen aber doch eine Erneuerung wenigſtens des Verſprechens, Tribut zu entrichten, bewirkt haben. Leider verſchweigen die bis jetzt bekannten Stücke des Monumentum Ancyranum die britanniſchen Verhältniſſe. Nur macht Auguſtus an einer ſowohl im lat. Original, als auch in der jüngſt von W. J. Hamilton gefundenen griechiſchen Uebertragung merk-

---

*) An die *πρεσβεύσεις* der britanniſchen Großen dachte auch wohl neben Andern Sueton. Octav. 21. Quorundam barbarorum principes in aede Martis Ultoris iurare coegit, mansuros se in fide ac pace, quam peterent.

**) Ich muß mich bei dieſen ſpeciellen Angaben auf gut Glück auf Walch verlaſſen, der zum Agric. p. 210 die Beziehungen der Fürſten zu Auguſtus berührt. Der von ihm angezogne Strabon ſagt nichts davon: im Betreff der Münzen verweiſt Walch auf The Quarterly Journal of Science nr. XXIII., das mir nicht zur Hand iſt. Woher hat Walch ſeine Angaben, die ſchon durch ihre Genauigkeit kaum einem Zweifel Raum geben? Auch verſichert Walch p. 213, dem dort und im Folgenden Angedeuteten liege eine „Abhandlung über Britanniens Völker und älteſte Geſchichte zum Grunde, welche ihr Verfaſſer mit allen Beweiſen künftig herauszugeben denkt.“ Daraus iſt nichts geworden.

würdiger Weiſe übel zugerichteten Stelle *) einige reges Britannorum namhaft, die Hülfe ſuchend zu ihm ihre Zuflucht genommen hätten, wenigſtens ein Beweis für die Verbindung der Fürſten der Inſel mit dem römiſchen Alleinherrſcher. Drei werden namhaft gemacht, Damno, Bellaunus und ein Dritter, deſſen Name *Tim* . . . . anfing.

Sicherlich gehört aber die Befreundung mit Britanniens Fürſten nicht in ſpätre Zeit. Niemals hören wir weiterhin trotz der vielen Züge über die Alpen von ähnlichen Kriegsplänen, womit Auguſtus nicht geſäumt haben würde, den Römern dann und wann Stoff zum Politiſiren und zur Bewunderung zu geben, wäre nicht ein friedlich vortheilhaftes Verhältniß zu Britannien in den Jahren 727 — 730 zu Stande gekommen.

Daß nun aber jene Verbindung in den Augen der Zeitgenoſſen als Etwas galt, lehrt das Gedicht des Horaz 3, 5. Caelo tonantem credidimus Iovem Regnare; praesens Divus habebitur Augustus, *adiectis Britannis Imperio* gravibusque Persis. Noch neuerdings hat man die Abfaſſung des Gedichts ins J. 734 herabrücken wollen. Dagegen hat Franke Fasti Horatiani p. 189 ſehr wohl dargethan, daß es ſchon im J. 727 oder 728 gedichtet ſein muß, wo Auguſtus mit den britanniſchen Geſandten in Gallien unterhandelte, und wo ein Dichter, wie Horaz, auf die Botſchaft von den glücklich geſtalteten Verhältniſſen mit den extremi Britanni ſich wohl beigehen laſſen konnte, dem Auguſtus göttliche Ehren zuzuerkennen, wie er ſchon 725, als er die parthiſchen Verhältniſſe ins Auge faßte, vergöttert war, Dio LI, 21, und wie er denn wirklich im J. 730 nach dreijähriger Abweſenheit von Rom mit ausgelaſſenen Ehrenbezeigungen überſchüttet ward, Dio LIII, 26 und 28. Horaz verdient Franke's Tadel wegen der Worte adiectis Britannis imperio nicht, als ob Britannien durch eine große Expedition unterjocht worden ſei. Im Gegentheil iſt die Wendung äußerſt diplomatiſch gewählt, da Britannien ſowohl, als auch der Orient durch friedliche Unterhandlungen theils gewonnen waren, theils deren Gewinnung in Ausſicht ſtand. Der begeiſterte Dichter ſagt durchaus nicht mehr, als der nüchterne Strabo beſtätigt: *οἰκείαν σχεδὸν παρεσκεύασαν ὅλην τὴν νῆσον.* Um ihm nicht Unrecht zu thun, muß man nur lebendig ſich vergegenwärtigen, wie hoch die Erwartungen der Römer von Auguſtus Unternehmen allgemein geſpannt waren. Unmöglich kann ich mich mit der Annahme befreunden, die Franke mit Andern theilt, als habe Horaz durch die Verbindung des Futurums mit dem Participium eine Unbeſtimmtheit bezweckt, ſo daß man nach Belieben herausleſen könnte: Auguſtus wird für praesens Divus gelten, ſo bald er die Britannier und Perſer dem Reiche einverleibt haben wird! Das wäre eine Grobheit, dem ſchon vom Volke vergötterten Herrſcher einen Wechſel auf etwa kommende Dinge auszuſtellen. Schon die Sprache ſträubt ſich gegen ſolche Zweideutigkeit. Nach einem credidimus, wobei doch jetzt wohl Niemanden mehr der alte Spuck mit dem aoristus irre führen wird, kann ein habebitur nur heißen: Wir haben bis jetzt geglaubt und

*) Hamilton hat ein Stück der griechiſchen Ueberſetzung, die dem römiſchen Original zu Ancyra beigefügt war, in ſeinen Researches in Asia minor T. II, nr. 2 veröffentlicht. Hiervon iſt ein Theil wiederholt und zur Reſtitution des lat. Textes benutzt von Joh. Franz in Gerhard's Archäolog. Zeitung 1843, nr. 2. Der lat. Text hat Tab. V. fin. und Tab. VI. init.: AD. ME. SUPPLICES. CONFUGERUNT. — [REG]ES. BRITANN[ORUM]. DAMNO. BELLA[UNUSQUE]. ET. TIM. . . . ., der griechiſche Col. V fin. und VI init.: *Πρός ἐμὲ ἱκέται κατέφυγον βασιλεῖς — [Βρεταν]νῶν Δ[ά]μ[νιον, Βε]λλαύνός τε καὶ Τ . . . .* Keiner der Genannten iſt, ſoviel mir bekannt, ſonſther nachzuweiſen. Oder wäre Damno Tennantius, Bellaunus Cynobellinus?

werden von nun an glauben u. ſ. w. Derſelbe Horaz liefert in dem etwa im J. 739 gedichteten carmen IV, 14, 45 sqq. den Beweis, daß man fortfuhr, Britannien als Rom gehorchend anzuſehn, wenn er dem Auguſtus ſagt: Te fontium qui celat origines Nilusque et Hister, te rapidus Tigris; *Te beluosus qui remotis Obstrepit Oceanus Britannis*, Te non paventis funera Galliae Duraeque tellus audit Hiberiae, Te caede gaudentes Sicambri Compositis venerantur armis.

Hier verſiegen die bisher fließenden Quellen. Ich gehe zu dem oben angekündigten neuen Zeugniſſe über, muß aber vorher eine kurze Notiz, woraus ich daſſelbe entlehne, der verehrten Verſammlung mittheilen. Den Vorwurf, Bekanntes zu ſagen, brauche ich dabei nicht zu fürchten.

Im Anfange dieſes Jahres iſt in Rom ein Buch erſchienen, welches freilich ſeinem Titel und dem Hauptinhalt nach zunächſt den Theologen intereſſirt, doch aber auch dem Philologen nicht gleichgültig iſt theils wegen der Sprache, theils wegen einiger neu ans Licht gezognen Notizen über das klaſſiſche Alterthum. Freilich zeigt eine genauere Betrachtung des Werkes, daß laute Zeitungscorreſpondenten, wie es ja wohl öfter widerfährt, den Mund zu voll genommen haben. Das Intereſſe des Hiſtorikers beſchränkt ſich auf eine Angabe, die allerdings in mehrfacher Hinſicht überraſchend iſt, und die es lohnen wird, mit bekannten hiſtoriſchen Verhältniſſen in richtigen Bezug zu ſtellen und ſomit etwaigem Mißbrauch derſelben nach Kräften vorzubeugen.

Es iſt das Werk eines Apponius in Canticum Canticorum. Apponius erneuert nicht ungeſchickt den oft gemachten Verſuch, das Hohelied allegoriſch auszulegen de spirituali Christi unione cum ecclesia. Er war ein Mönch, der ſein Werk an einen gewiſſen Armenius richtet: Viro Desideriorum, servo Christi Armenio, supplex Apponius — denn mit den röm. Herausgebern dem frommen Manne ein p gegen den Willen des Codex zu nehmen, berechtigt oder zwingt Nichts —, alſo an Armenius, der ihn, den Nachtraben, aus ſeinem Käfich ans Licht gelockt habe: qui ab omnibus lacerandam latitantem nycticoracem in cavernis silentii in lucem egredi compulisti. Das Werk umfaßt zwölf Bücher, von denen die ſechs erſten bereits 1538 zu Presburg höchſt fehlerhaft gedruckt waren. Daraus ſind ſie in die großen Kölner, Pariſer und Lyoner Sammlungen der Patres übergegangen. Der römiſche Druck, den zwei Ciſterzienſer Geiſtliche beſorgt haben, Hieronymus Bettinus und Josephus Martini, beruht auf einem Pergamentcodex, der wahrſcheinlich im 12. oder 11. Jahrh., ſehr ſorgfältig geſchrieben, aus der Abtei S. Silvestro di Nonantula in die Bibliotheca Sessoriana der Ciſterzienſer zu Rom gewandert iſt. Vom Apponius iſt faſt Nichts, als der Name bekannt: gemeiniglich ſetzt man ihn ins 7. Jahrhundert, weil Beda, der 735 ſtirbt, zuerſt ſeiner erwähnt. Die Gründe der gelehrten Herren für das 5. Jahrh. ſcheinen aber unverwerflich. Die Sprache, worüber allein mir ein Urtheil zuſteht, mahnt lebhaft an Tertullian. Apponius fühlt ſelbſt die Schwäche ſeiner Darſtellung und verkriecht ſich hinter den sensus, wie Mancher heutzutage hinter die res. Im Vorworte ſagt er: Si cui sordet agrestis et hispidus sermo — non syllogismorum resonantia verba, sed sensum requirat. — Noverit nos non vanae gloriae vel laudis aucupandae studio divitibus opes, nec cibum ventre repletis impudenter ingerere, sed *vestigia antiquorum magistrorum secutos* paupertatem esurientium pauperum aliquantulum consolatos, womit er auf Diogenianos lexikaliſches Werk *Περιεργοπένητες*, Pauperes Studiosi, zu zielen ſcheint, ſ. Praefat. Paroemiogr. p. XXIX. Wer Luſt hat, die Lexika mit neuen Vocabeln zu bereichern, der wird nicht umſonſt nachſtoppeln; nur darf er nicht böſe werden, wenn ihm Dinger begegnen, wie etwa inveniabilis unverzeihlich, indeclinabiliter unabweisbar, mensurari, liber Salomonis

nobis obviavit u. ſ. w. Auch der forſchende Grammatiker, der den Schickſalen der ſprachlichen Formen nachgeht, findet hier ſeine Rechnung: kaum wird ihm ſonſt ſchon ein odientes die Haſſer, oder ein florient für florebunt zu Geſicht gekommen ſein und Anderes dergleichen, womit ich Ciceronianiſchen Ohren nicht weiter wehe thun will. Uebrigens haben die beiden gelehrten Herren ſparſame Nötchen hinzugefügt, die ſehr unſchuldig klingen.

Da ich einmal den Namen des Apponius verrathen habe, ſo muß ich fürchten, daß der Klang des mönchiſchen Namens etwa rege gewordene Erwartungen von meinem Zeugniſſe von vorn herein etwas gedämpft haben dürfte. Zum Troſte denn die fernere Mittheilung, daß wir es nicht mit Apponius eigner Weisheit zu thun haben. Er beruft ſich auf einen guten Gewährsmann, einen Hiſtoriker beſter Art, kurz auf keinen Andern als Titus Livius. Die Stelle lautet Buch XII p. 237 wörtlich alſo:

Ex quo facta est (nämlich pax Christi) et mundo ostensa, non solum animarum pax illuminat mundum; sed publica etiam civilia, Romano imperio exaltato, bella sopita pacem omnium gentium barbarorum repertam exsultant; et omnium hominum genus, quocunque terrarum loco obtinet sedem, ex eo tempore uno illigatur vinculo pacis. *In cuius apparitionis die, quod Epiphania appellatur, Caesar Augustus in spectaculis, sicut Livius narrat, Romano populo nuntiat regressus a Britannia iusula, totum orbem terrarum tam bello, quam amicitiis Romano imperio pacis abundantia subditum.* Ex quo tempore etiam et (eleganter für etiamsi) Syrorum instigante diabolo bella oriuntur, tamen interveniente pace, hoc est Christi praesentia, quantocius sedari probantur.

Um nun den wirklichen hiſtoriſchen Gewinn aus der Stelle mit Sicherheit ziehen zu können, werden wir vor allen Dingen den Waizen vom Unkraut zu ſäubern haben. Wir müſſen die aus Livius entlehnte Nachricht aufs Schärfſte vom eignen Räſonnement des Apponius ausſondern. Das iſt keine ſchwere Aufgabe.

Die Kirchenſchriftſteller ſuchten den verheißenen Frieden des alten Bundes auch in den politiſchen Verhältniſſen zur Zeit der Geburt Jeſu nachzuweiſen. Daß dieſes Beſtreben auch den Apponius geleitet, geht ſchon aus dem Ausdruck abundantia pacis hervor, wie er ſich ſonſt und auch Pſalm 71, 7 findet: Orietur in diebus eius iustitia et abundantia pacis. Ueberall kehrt die kirchliche Tradition wieder, zur Zeit der Geburt Jeſu habe der geweiſſagte Frieden in der Welt geherrſcht. Die verſtändigern Apologetiker begnügten ſich mit dem durch Auguſtus Alleinherrſchaft begründeten Weltfrieden, ohne ängſtlich nach einem beſtimmten Jahre zu forſchen. So ſagt Origenes, Gott habe bald nach Jeſu Erſcheinen feſten Frieden geſchaffen und durch die Vereinigung vieler Reiche zu einer Geſammtheit unter Auguſtus der Wirkſamkeit der Apoſtel vorgebaut, und ganz ähnlich reden Euſebius, der heil. Ambroſius, Hieronymus und Andre. Am verſtändigſten der heil. Auguſtin de Civ. Dei XVIII, 46. Apud Romanos iam mutato reip. statu imperante Caesare Augusto et per eum orbe pacato natus est Jesus Christus. Die Zeugniſſe ſind geſammelt von Maſſon Janus reseratus p. 35 sqq.

Mit dieſer allgemeinen Beziehung der meſſianiſchen Weiſſagungen waren einzelne ſpätere Ekkleſiaſtiker nicht zufrieden. Sie ſuchten nach beſtimmteren Zeichen des allgemeinen Friedens auf engerm Raume und fanden dieſe leicht unter der langen Regierung Auguſt's heraus. Natürlich griff der Eine dieſen, der Andre jenen Moment auf; um Chronologie ſcheint die sancta credulitas ſich nicht eben bekümmert zu haben. Ich finde, daß man namentlich den dreimaligen Schluß des Janustempels gewünſcht hat, zur Erſcheinung Jeſu und ſeines Friedens in näheres Verhältniß

zu ſetzen. So läßt Oroſius VI, 20 den Octavian 725 octavo Idus Ianuarias aus dem Orient nach Rom zurückkehren und den Janus ſchließen; bemerkt dann: hunc esse eundem diem, quo nos Epiphania, hoc est apparitionem sive manifestationem dominici sacramenti observamus, nemo nescit. Aber leider nicht am ſechsten Januar, ſondern im Monat Sextilis kehrte Auguſtus nach Rom zurück, ſ. Dio LI, 21 und das SC. bei Macrob. Sat. I, 12. Der ſechste Januar iſt der Tag des Epiphaniafeſtes und dieſes wird in der ältern kirchlichen Tradition neben dem 25. Decbr. als Tag der Geburt Jeſu, ſpäter auch als Feſt der Taufe betrachtet, ſ. Wieſeler Chronol. Synopſe der vier Evangelien p. 134. Die erſte Schließung des Janustempels mußte ſich alſo dem Oroſius bequemen, wenigſtens dem Tage nach mit dem Epiphaniafeſte zu ſtimmen. Derſelbe Oroſius VI, 22 läßt Jeſus 752 geboren werden, wo Auguſtus den Janus zum dritten Male geſchloſſen, und worauf denn ein glücklicher Frieden zwölf Jahre lang gewährt habe *). Hier kommt wirklich dem ſuchenden Oroſius der Janusſchluß zu Statten, ſo wie auch die alte kirchliche Tradition über Jeſu Geburtsjahr bei ihrem Schwanken zwiſchen 750 — 754 freie Wahl des Jahres in ſein Belieben ſtellte, ſ. Gieſeler Kirchengeſch. I, p. 63: Ideler Handb. der Chronol. II, p. 385 ff. und beſonders Wieſeler l. c. p. 150, der die erſten Monate, am liebſten den Februar des Jahres 750 als Jeſu Geburtsjahr herausrechnet.

Unſer Apponius hat den zweiten Janusſchluß gewählt, der im J. 730 erfolgte, als Auguſtus nach dreijähriger Abweſenheit zur Stadt zurückkehrte. Er behauptet mit Nichten, daß Jeſus Geburt mit dem Jahre zuſammentreffe, ſondern, daß der Tag des Epiphaniafeſtes derſelbe ſei mit dem, an welchem Cäſar Auguſtus dem römiſchen Volke den allgemeinen Frieden verkündet habe. Ob er Grund dazu hatte oder nicht, ob er wirklich im Livius den Tag bezeichnet fand, wage ich nicht beſtimmt zu ſagen. Leider wiſſen wir nur, daß Auguſtus im Anfange des J. 730 heimkehrte: unmöglich wäre es alſo nicht, daß Livius octavo Idus Ianuarias dem Apponius an die Hand gegeben hätte. Aber Oroſius Beiſpiel mahnt zur Vorſicht.

Laſſen wir Apponius fromme Anwendung auf ſich beruhen und betrachten lieber das Zeugniß des Livius etwas genauer. Caesar Augustus, bezeugt er, in spectaculis [Romano] populo nuntiat regressus a Brittannia [insula], totum orbem terrarum tam bello quam amicitiis Romano imperio subditum. Ich habe nur abundantia pacis als fremdes Gut ausgeſchieden: dann hindert Nichts, die eignen Worte des Livius anzuerkennen **). Wirklich galt Auguſt's Heimkehr als ein Unterpfand des wiedererrungenen Friedens, da der ſeit 727 geöffnete Janustempel zum zweiten Male geſchloſſen ward. Es iſt ganz in Auguſt's Weiſe, an den ihm zu Ehren veranſtalteten Feſtſpielen, denen er ja überhaupt ſo gern und freundlich beiwohnte, zum

---

*) Maſſon will beweiſen, die dritte Schließung des Janus falle ins J. 744. Nach neuern Forſchern ſollte die Schließung 743 erfolgen, aber Unruhen der Dacier hinderten daran, und ſie erfolgte wirklich erſt 752. Vgl. Huſchke Cenſus p. 35.

**) Ueberflüſſig iſt das erſte Romano. Ob insula von Livius zugeſetzt ſei, kann zweifelhaft ſein. Denn erſt nach der Umſegelung der Inſel durch Agricola ward es ſicher erkannt, Britannien ſei eine Inſel, Dio LXVI, 60. Tac. Agr. 10. Daher bei Quintilian VII, 4, 2. das Thema einer suasoria: Caesar deliberat, an Britanniam impugnet — an Britannia insula, wozu er hinzufügt: nam tum ignorabatur. Freilich hatte ſchon Pytheas die Beſchaffenheit Britanniens erkannt, ohne daß ſpätere Forſcher die Vorſtellung beſtätigt hätten. Da aber Strabo allerdings Britannien νῆσος nennt, ſo darf man vielleicht auch dem Livius insula zutrauen.

Volke zu reden. Als er 741 am 4. Julius nach dreijähriger Abweſenheit dieſſeits der Alpen nach Rom zurückgekommen war, begrüßte er gleich am folgenden Morgen das Volk vom Capitol. Die Feierlichkeit des Janusſchluſſes, die er perſönlich, weil Conſul, beſorgen mußte, mochte mit jenen Feſten verbunden ſein.

Aber wie ſteht es endlich mit der Hauptſache, wovon wir ausgingen, mit dem regressus a Britannia insula? Da iſt nun zuvörderſt klar, daß von dem tam bello *quam amicitiis* das letztere auf die Befreundung Britanniens geht, welche Inſel er nun als Rom angehörig betrachtet wiſſen wollte. Aber ſetzt nicht regressus das Betretenhaben der Inſel voraus? Mit Nichten. Wir haben es mit Auguſtus und den Römern unter Auguſtus zu thun, die die Lehrmeiſter aller neuern Prahlbülletins geweſen ſind.

Als Auguſtus 727 nach Gallien zog, da hieß es, es gehe nach Britannien. Angeblich in ſeinen Planen geſtört, weiß er durch drohende Stellung die Inſulaner einzuſchüchtern und durch kluge Unterhandlungen ſich britanniſche Fürſten geneigt zu machen. In Rom ſah man in dieſen Verbindungen leichtgläubig genug nichts Geringeres, als eine Unterwerfung der Inſel. Im J. 730 kehrt Auguſtus heim. Wer A geſagt hat, muß auch B ſagen. Er war nach Britannien aufgebrochen, er mußte auch als regressus a Britannia gefeiert werden. Iſt dieſes wahr — und Horazens adiectis Britannis kommt uns wieder zu Statten —, ſo iſt es erklärlich, wie der dem Auguſtus befreundete T. Livius kein Bedenken tragen durfte, die officielle Phraſe in ſeine Geſchichte aufzunehmen. Daß die Folgezeit recht wohl zwiſchen Wirklichkeit und Prahlerei unterſcheiden gelernt hatte, zeigt Tacitus oben mitgetheilte Ueberſicht. Gewinnen wir alſo durch das neue Zeugniß nicht gerade ein bedeutendes neues hiſtoriſches Factum, ſo bietet es doch einen belebten Blick in die Politik des Herrſchers und die Empfänglichkeit der Römer für ſeine Vorſpiegelungen.

Wollte etwa Jemand die Erwähnung der Britanni und Syri bei Apponius lediglich als eine Bezeichnung der Enden der Welt nehmen, ſo wehrt dem die Berufung auf Livius und die ganze Faſſung der Stellen. Die Syrorum bella gehen offenbar auf die ſchon 731 erfolgte Expedition Agrippa's nach Syrien, ſ. Dio LIII, 32, dem Auguſtus ſelbſt 732 nachfolgte, wo er dann 734 endlich die von Craſſus und Antonius an die Parther verlornen Gefangnen und Feldzeichen zurückerhielt.

Uebrigens gehört Livius Nachricht in das CXXXV Buch, aus welchem nur der magere Auszug gerettet iſt: Bellum a M. Crasso adversus Thracas et ab Caesare adversus Hispanos gestum refertur; et Salassi, gens Alpina, perdomiti.

III.

Protokoll

der

zweiten öffentlichen Sitzung.

Caſſel, am 4. Oktober 1843.

Zunächſt theilte der Vicepräſident ein Deſiderium des Porf. Hand mit, es möge ſich der Verein für die wünſchenswerthe Herausgabe eines Adreßbuchs der Lehrer an Univerſitäten und Gymnaſien intereſſiren. Es wurde eine Subſcriptionsliſte aufgelegt.

Hierauf begründete Prof. Hermann ſeinen Vorſchlag, in den Statuten des Vereins Aenderungen vorzunehmen.

Ausgehend von dem Beiſpiele der Spartaner, die, ſo weſentlich ſie auch ihr Staatsleben mehr auf die lebendige Macht der Sitte und Erfahrung, als auf die todten Buchſtaben geſchriebener Geſetze zu ſtützen vorgezogen, doch kein Bedenken getragen hätten, eine Lykurgiſche Rhetra mit einem näher beſtimmenden Zuſatze zu verſehen, als die Volksverſammlungen einen „ſchiefen Weg“ einſchlugen, berief er ſich auf eigene und fremde Erfahrung, um bemerklich zu machen, wie ſich der Verein durch das Uebergewicht, welches die größeren Vorträge in ſeinen Verſammlungen gewonnen hätten, auf einem ſchiefen Wege befinde, der ihn ſtets weiter von dem belebenden Mittelpuncte ſeines Strebens abzuleiten drohe, wenn dieſer Strom nicht bei Zeiten in feſte Ufer eingedämmt werde. Er zeigte, wie manche Zwecke, die in den Statuten völlig gleichen Rang mit den Vorträgen einnähmen, in der Wirklichkeit gegen dieſe in ſehr untergeordneter Stellung erſchienen, und erinnerte, daß das Hauptaugenmerk einer ſo gemiſchten und nur auf ſo kurze Zeit vereinigten Verſammlung nur darauf gerichtet ſein könne, ſich wechſelſeitig lebendig anzuregen und durch Austauſch und Zuſammenſtoß der Anſichten und Meinungen die conciliatoriſche Beſtimmung zu erreichen, die in den Statuten namentlich vorgeſehen ſei, zu dieſem Ende aber gerade auch der freien Erörterung ein möglichſt weites Feld zu eröffnen und die Theilnahme der Verſammlung nicht ihrem bei Weitem größeren Theile nach auf reine Paſſivität zu beſchränken. Daß dieſes aber nach der Art, wie ſich die Verhandlungen bisher weſentlich in Vorträgen bewegt hätten, der Fall ſein müſſe, folge theils aus der Beſchaffenheit dieſer Vorträge ſelbſt, deren Gegenſtände oft von der Art ſeien, daß ſie keine weitere Erörterungen hervorriefen, theils wenigſtens daraus, daß gewöhnlich die Tagesordnung ſchon zu beſetzt ſei, um vielen weiteren Aeußerungen das Wort zu geſtatten, und wenn man daher einmal zu der Einſicht gelange, daß man daſſelbe, was hier zu hören geboten worden, bequemer und gründlicher daheim in den gedruckten Verhandlungen leſen

können, ſo werde der bloſe Reiz neuer Bekanntſchaften oder der Erneuerung alter nicht mehr ſtark genug ſein, um dem Vereine eine hinlängliche Anzahl von Theilnehmern zu ſichern. Wenn es aber demnach ſeine Anſicht ſei, daß man auf Mittel ſinnen müſſe, die Vorträge zu beſchränken, ſo meine er damit nicht die Zeit, ſondern die Zahl derſelben, von welcher ſo viel gewonnen werden müſſe, daß der mündlichen Erörterung ein angemeſſener Spielraum bleibe. Die Zeit zu beſchränken ſei der Zweck des Gothaiſchen Beſchluſſes geweſen; aber auch abgeſehen davon, daß dieſer Gewinn vielmehr anderen Vorträgen, als der freien Erörterung habe zu Gute kommen ſollen, ſcheine ihm dieſes Mittel Nachtheile zu enthalten, welche durch ſeine Vortheile nicht aufgewogen würden. Einmal ſtelle derſelbe nicht den Gegenſtand der Vorträge, ſondern die concreten Vorträge ſelbſt unter Cenſur, und das könne nicht Jeder vertragen und bleibe lieber daheim, wenn er ſeine Gedanken mühſam ausarbeiten und ſie dann erſt noch dem Maßſtabe des Präſidiums unterwerfen ſolle; wenn man aber einwende, jene Cenſur beziehe ſich nur auf die Länge der Abhandlungen, ſo ſcheine ihm kein guter Vortrag zu lang, inſofern nur der Gegenſtand ſelbſt paſſe, während dagegen auch der kürzeſte, wenn unpaſſend, zu lang ſei; und indem jener Beſchluß die frei zu haltenden Vorträge von der vorgängigen Einſendung befreie, zerſtöre er ſein eigenes Princip, da ein freier Vortrag noch weniger Bürgſchaft, als ein ſchriftlich entworfener, für Kürze darbiete. Dieſes Princip alſo möge die Verſammlung aufgeben und ſtatt der Zeit der einzelnen Vorträge lieber die im Ganzen für ſolche beſtimmte Zeit, mithin die Zahl der einzelnen beſchränken und vielmehr dafür ſorgen, daß ſie zwar Weniges, aber deſto Beſſeres zu hören bekomme. Es verſtehe ſich jedoch von ſelbſt, daß unter dieſen zu vermindernden Vorträgen nicht kleinere Mittheilungen, Vorſchläge, Anträge u. dergl. gemeint ſeien, welchen der Redner im Gegentheil gerade eine weitere Ausdehnung wünſche, als ſie bisher neben den größern Vorträgen hätten erhalten können, und er wünſche eben deßhalb auf ſie einen Theil der vorgängigen Controle übergetragen, von welcher er die Vorträge befreien möchte, um zu verhindern, daß die Verſammlung nicht durch Unbedeutendes unverhältnißmäßig lang in Anſpruch genommen werde; und dieß ſei dann die Abſicht ſeines zweiten Vorſchlags, daß dergleichen nicht unmittelbar an die Verſammlung, ſondern zunächſt an das Präſidium gerichtet werde, um dieſem anheim zu ſtellen, in welcher Form es die Verſammlung damit bekannt werden laſſen wolle, und namentlich es in den Stand zu ſetzen, über Manches vielleicht mit drei Worten zu berichten, dem ſein Urheber eine Stunde gewidmet haben würde. Der dritte und hauptſächlichſte Vorſchlag aber betreffe den Stoff der freien Erörterung ſelbſt, die allerdings noch ganz andere Nahrung bekomme müſſe, als ihr die wenigen Vorträge oder Vorſchläge bieten könnten, und hier machte der Redner namentlich auch auf den Theil der Zwecke des Vereins aufmerkſam, der die praktiſche Pädagogik zum Gegenſtande habe. Hier thue vor Allem der lebendige Austauſch der Meinungen eben ſo Noth, als er auf die Zuſtimmung des größeren Theils der Verſammlung rechne, wenn er annehme, daß längere abhandlungsmäßige Auseinanderſetzungen über ſolche Gegenſtände ſelten das allgemeine Intereſſe dauernd feſſeln dürften; und je mehr er dafür halte, daß ſchon um der wiſſenſchaftlichen Weihe der Verſammlung willen die längern Vorträge mehr dem theoretiſchen Gebiete angehören ſollten, deſto nöthiger dünke es ihm, auch der praktiſchen Seite ein eigenes Organ zu verſchaffen und ſie nicht von der Zufälligkeit abhängig zu machen, ob unter den eigentlichen Vorträgen ſich einer befinde, der eine Erörterung über ſolche Gegenſtände herbeiführe. Schon wiederholt ſei in dieſer Beziehung auf die Bildung von Sectionen hingewieſen worden, in welchen neben der öffentlichen Sitzung ſpeciellere Intereſſen beſonders beſprochen würden; aber nach reiflicher Ueberlegung könne man dazu ebenſo wenig rathen,

als ſolches von den einſichtsvollſten und erfahrenſten Mitgliedern früherer Verſammlungen geſchehen ſei, weil es für die conciliatoriſchen Zwecke des philologiſchen Vereins geradezu verderblich ſein würde, auch nur dem Gedanken Raum zu geben, daß für Einzelne einzelne Gegenſtände von ausſchließlich vorwiegendem Intereſſe ſein dürften. Auch der praktiſche Schulmann ſolle und müſſe von wiſſenſchaftlichen Forſchungen Kenntniß nehmen, um nicht zu einer handwerksmäßigen Technik herunterzuſinken; und eben ſo werde ſich auch der Pfleger der eigentlichen Wiſſenſchaft für ihre praktiſche Anwendung intereſſiren müſſen, um den lebendigen Maßſtab nicht zu verlieren, ohne welchen er ſich nur zu leicht der Gegenwart entfremde; auch werde es ſich — das Gegentheil wäre wenigſtens aufrichtig zu beklagen — bei einem Verſuche mit Sectionen gewiß zeigen, daß die meiſten gleichzeitig in mehreren Sectionen würden arbeiten wollen, oder es würde ſich in einer einzigen die überwiegende Mehrzahl zuſammen drängen und durch ihre compacte Majorität leicht ein beeinträchtigendes Uebergewicht vor den andern erhalten. Laſſe man daher die Sectionen den Naturforſchern, die, wenn auch ihr Beiſpiel der Gründung des Vereins zunächſt vorgeſchwebt habe, gleichwohl eine zu verſchiedene Richtung verfolgten, um auch im Einzelnen maßgebend werden zu können; ihr Lebenselement ſei die Chemie, das unſrige die Harmonie, und wie dieſe dem praktiſchen Philologen als Zweck der Menſchenbildung, dem wiſſenſchaftlichen als Princip des claſſiſchen Alterthums vorſchwebe, ſo müſſe auch die gemeinſchaftliche Thätigkeit beider ſtets zum Ganzen ſtreben. Wohl aber ſei Harmonie ſelbſt nur Einheit in der Mannichfaltigkeit, und je freier und mannichfacher ſich die einzelnen Strebniſſe entfalten, deſto höher werde über allen die gemeinſame Macht der Idee ſchweben; ſollten und dürften deshalb auch die Vorträge, als das feſte Gerippe und der Einigungspunct des Ganzen, nicht wegfallen, ſo müſſe daneben eine Gelegenheit begründet werden, wo ſich Jeder, wie ihn der Geiſt treibe, ausſprechen könne, ohne gleichwohl die Verſammlung der Gefahr auszuſetzen, viele Worte über Gegenſtände anhören zu müſſen, die kein allgemeines Intereſſe erregten, und darauf gehe dann eben ſein Vorſchlag, durch einfache Fragen oder Aufgaben, die einem Jeden mit Genehmigung des Präſidiums und der Verſammlung zu ſtellen frei ſtehe, der Erörterung eine ſelbſtändige Grundlage zu geben. Ob dieſe Fragen, wie es bei den Zuſammenkünften der franzöſiſchen Gelehrten der Fall ſei, im Voraus für die künftige Verſammlung beſchloſſen oder in jeder einzelnen Sitzung für die folgende feſtgeſetzt werden ſollen, glaubte der Redner den jedesmaligen Umſtänden überlaſſen zu müſſen; überhaupt habe er die Faſſung ſo gewählt, daß der Freiheit der einzelnen Verſammlungen nicht weiter vorgegriffen werde, als es nöthig ſei, um Mißbräuchen einen Damm entgegenzuſetzen, und da ſelbſt die poſitiven Beſtimmungen ſich noch an die durch die bisherige Uebung bereits geheiligte Trennung einer jeden Sitzung in zwei Hälften anſchlöſſen, ſo werde, das Princip vorausgeſetzt, die vorgeſchlagene Form keine Schwierigkeit verurſachen."

Die neuen Beſtimmungen ſind demnach folgende:

1. „Insfünftige ſoll, abgeſehen von den Vorträgen des Präſidiums, die keinerlei Beſchränkung unterliegen, nur die erſte Hälfte einer jeden der drei öffentlichen Sitzungen der Anhörung von Aufſätzen und Mittheilung einzelner Mitglieder, die zweite dagegen ausſchließlich der freien Erörterung beſtimmt ſein, zu welcher theils dieſe Mittheilungen, theils Fragen und Aufgaben den Stoff geben, die der Verein ſich ſelbſt ſtellt. Bei dieſer Erörterung dürfen keine Reden abgeleſen werden.

2. Die in Gotha beſchloſſene Verpflichtung zu vorgängiger Einſendung der zu haltenden Vorträge fällt weg; dagegen erhält das Präſidium volle Gewalt, unter den Anerbietungen, welche

es in dieſer Hinſicht erhält, diejenigen auszuleſen, welche theils ihrer wiſſenſchaftlichen Bedeutung, theils dem allgemeinen Intereſſe nach die angemeſſenſten ſcheinen, kürzere Mittheilungen, aber nach Befinden auch ſelbſt vorzutragen, zu welchem Ende dieſe ihm möglichſt ausgeführt einzuhändigen ſind. Zu den unter 1 erwähnten Fragen und Aufgaben ſtehen jedem Mitgliede Vorſchläge frei; die Auswahl aber geſchieht durch die Verſammlung auf den Bericht des Präſidiums, welchem zu dieſem Ende auch ein weiterer Ausſchuß zugeordnet werden kann."

Bei der Discuſſion bemerkte Prof. Peterſen, daß der Verein norddeutſcher Schulmänner ſich durch die Erfahrung hätte genöthigt geſehen, daſſelbe auszuführen, was jetzt P. H. in Vorſchlag gebracht. Dort ſei freilich auch die Zeit jedes Vortrags beſchränkt, da ein jeder das Maß ½ Stunde nicht überſchreiten dürfe. Die Sitzungen dauerten 2 Tage; am 2. kämen nur pädagogiſche und praktiſche Gegenſtände zur Erörterung. Die beſtimmten Gegenſtände des Vortrags würden den Gymnaſien mitgetheilt, ſo könne ſich Jeder vorbereiten. Unſer Verein könnte etwa durch die Zeitungen bekannt machen, was vorkommen ſolle. — Wenn das Präſidium allein über die Zulaſſung der vorzutragenden Gegenſtände zu entſcheiden habe, ſo ſcheine das mißlich, namentlich für das Präſidium. Man könne vielleicht beſchließen, daß es durch ausgeſprochene Wünſche unterſtützt werde. —

Hierauf ſprach ſich Hofrath Thierſch dahin aus: wenn der Verein ſein Ziel nicht verwirkliche, ſo ſei dies nicht zu verwundern, denn dies Ziel ſei zu hoch; immerhin aber habe jede Verſammlung Schritte gethan, ſich demſelben zu näheren, und es ſei nichts Geringes bei jeder Verſammlung erreicht worden. Die zu große Ausdehnung ſchriftlicher Vorträge ſei allerdings etwas Mißbräuchliches. Damit dies vermieden würde, möge ſich das Präſidium mit denjenigen Herren, welche Vorträge halten zu wollen ſich erklärt, über das Maß derſelben verſtändigen. Rückſichtlich der Zurücknahme des Gothaer Beſchluſſes trat der Redner dem Antragſteller bei. Auch war er damit einverſtanden, daß die 2. Hälfte der Sitzung von freier Erörterung ausgefüllt würde. —

Dr. Ahrens theilte die Anſicht Lachmann's ausführlich mit. In Gotha hätte man ſich überzeugt, daß die zuſammenhängenden Vorträge den erwarteten Eindruck nicht gemacht, und daß man ſie hätte bequemer für ſich leſen können; dagegen ſei die mündliche Discuſſion um ſo anregender erſchienen. Lachmann hätte deßhalb die Vorträge vermindert und mehr Zeit zur Discuſſion gewonnen haben wollen; gewiß werde auch Lachmann, wie er, dem Antragſteller beiſtimmen, daß die 2. Hälfte einer Sitzung der freien Erörterung von Fragen ꝛc. überlaſſen werde. Was aber die Aufhebung des Gothaer Vorſchlags betreffe, „es ſolle das Präſidium die Länge der Aufſätze prüfen", ſo iſt der Redner nicht für dieſelbe; eine Verſtändigung zwiſchen dem Präſidium und Vortragenden, wie Hofrath Thierſch beantragt, ſetze eben eine vorherige Mittheilung der Abhandlung voraus; auch ein guter Vortrag könne zu lang ſein, und deshalb wäre der Gothaer Beſchluß aufrecht zu erhalten.

Prof. Hermann: Dann müßten alle Vorträge ſchriftlich abgefaßt ſein, weil wenigſtens den nicht aufgeſchriebenen eine ungemeſſene Länge verbleiben würde.

Hofr. Thierſch: Er beantrage, daß erſt kurz vor den Sitzungen die Vorträge dem Präſidium mitgetheilt, nicht aber vorher eingeſendet würden; wogegen der Vice-Präſident bemerkte, daß in dieſem Falle das Präſidium nicht im Stande ſei, einige Kenntniß von dem Gegenſtande zu erlangen.

Oberſchulrath, Dir. Roſt macht bemerklich, daß ohne Maßbeſtimmung der Vorträge das Präſidium nie wiſſen könne, welche Zeit ihm zu Gebote ſtehe. Die heutige Sitzung beweiſe, daß

man die Grenzen der Erörterung nicht diviniren könne. — Er erinnerte ferner an das Schickſal der bisher dem Verein vorgelegten Fragen. Bei der erſten Verſammlung habe man die Frage über gleichmäßige Behandlung der Grammatik (Parallelgrammatik) aufgeworfen, dieſe habe man in der zweiten Verſammlung in anderem Sinne aufgefaßt, als ſie gemeint geweſen, und am Ende habe man die Sache zur allgemeinen Beruhigung fallen laſſen; eben ſo ſei nichts Beſtimmtes erfolgt auf die Frage, wie viel Realien in die Lehrpläne der Gymnaſien aufgenommen werden ſollen; deßgleichen nicht auf den Antrag über Feſtſetzung der deutſchen Orthographie.

Bei der weiteren Discuſſion über das, was in den Verſammlungen bisher geleiſtet worden, bemerkte Prof. Hermann, daß das Schickſal jener Fragen gerade der zu großen Zahl der Vorträge zuzuſchreiben ſei; außerdem käme es auf einen beſtimmten Abſchluß nicht an, die Ideen ſollten nur anregend ausgeſprochen werden.

Dir. Vömel findet, daß die deutſchen Philologen zu geneigt ſeien zu gelehrten Vorträgen; ſie zu beſchränken, betrachte er als einen Rückſchritt; andererſeits ſei eine deutſche und gemüthliche Discuſſion nöthig. Darum wünſcht er, die zu leſenden Vorträge vorher gedruckt und an die Mitglieder (was zugleich Manchen zum perſönlichen Erſcheinen vermögen dürfte) ausgetheilt. Dann könne die Discuſſion um ſo leichter erfolgen.

Prof. Hermann meint, es könne dies an das auch in den Statuten poſtulirte Journal geknüpft werden.

Bibliothekar Bernhardi hält es für gut, daß jede Verſammlung, weil die Mitglieder wechſelten, ſich ſelbſt ihr Ziel und ihren Maßſtab ſetze. In dieſem Sinne ſeien die Statuten zu erweitern. Jede Verſammlung ſolle ſich ſelbſt ein Organ bilden. Am 1. Tage könnten durch's Loos Sectionen erwählt werden, denen mitgetheilt würde, was an Vorträgen ꝛc. angezeigt wäre, und dieſe ſollten mit dem Präſidium ſich benehmen.

Hofr. Thierſch mag keinerlei Sectionen, indem er überhaupt ſo complicirte Beſtimmungen für geeignet nicht erachtete.

Bei der Abſtimmung wurde Hermann's Antrag durch Stimmenmehrheit angenommen.

Hierauf trug Hofr. Thierſch ſeine Anſichten vor:

Ueber den 3. Chorgeſang der Antigone des Sophokles.

Er ſagte, daß er dazu theils durch die öffentliche Theilnahme beſtimmt werde, welche Sophokles Antigone unter den Auſpicien eines kunſtliebenden deutſchen Königs neulich auf unſeren Bühnen gefunden habe, theils durch den Vortrag des Stückes unter Begleitung der Chöre, mit welchem unſere Verſammlung ſei erfreut worden. Es ſcheine deshalb ihrer Beſtimmung ganz gemäß, zur gehörigen Würdigung des Stückes auch ihrer Seits etwas beizutragen. Zu dieſem Behuf wähle er den erwähnten Geſang in Sophokles Antigone (*Εὐδαίμονες οἱσι κακῶν ἄγευστος αἰών*, 582—630 ed. Br.) um zu zeigen, daß wie er die Mitte des ganzen Stückes einnehme, er auch der Träger der eigentlichen ſittlichen Anſicht ſei, welche der Dichter in dieſer Tragödie niedergelegt habe.

Gemeiniglich werde derſelbe rückſichtlich ſeines Inhaltes für eine mit allgemeinen Erwägungen verbundene Beurtheilung der That und des Betragens der Antigone angeſehen; dagegen aber ſtreite ſchon die Berufung auf des Zeus unbeſiegbare Macht, die keiner der Männer

durch Frevelmuth bewältigen könne, und eben ſo ſei unmöglich, die einzelnen Erwägungen, welche der Dichter vortrage, mit jener Annahme zu vereinigen.

Vor Allem ſei beſtimmt aufzufaſſen, wie der Chor das Verfahren des Kreon und die That der Antigone beurtheile.

Als Kreon ihm ſeinen Entſchluß verkündigt, den Leichnam des Polyneikes unbeerdigt zu laſſen, und denjenigen mit dem Tode zu beſtrafen, der ſein Gebot deshalb übertreten würde, ſei der Chor weit entfernt, das Eine oder das Andere zu billigen. Er unterwerfe ſich zwar dem Gebote des Herrſchers, der dieſes und noch anderes über die Lebenden und die Todten zu verfügen die Macht habe (V. 211 — 214), daß er aber das Gebot des Königs für einen Frevel halte, deute der Chor gleich nach der Erzählung der Beerdigung an, wo er den Worten des Königs über den Fall vorauseilend die Vermuthung ausſpreche, die That könne durch irgend einen Gott vollzogen worden ſein (V. 278 — 279). Nur der Zorn des Königs und ſeine Schmähung ſcheucht ihn vor weiterer Enthüllung ſeiner wahren Anſicht und ihrer Begründung zurück; aber dieſe tritt mit großer Entſchiedenheit alſobald hervor, wie vor dem Gemüthe des Königs die Täuſchung über ſich und ſein Beginnen verſchwunden iſt, indem der Chor dann ausruft (V. 1270): weh mir! wie ſpät erſt ſcheinſt du das Recht zu ſehn!

Furcht alſo und die dem Alter gewöhnliche Scheu hindern den Chor, gleich anfangs mit ſeiner wahren Anſicht hervorzutreten, daß des Königs Gebot ein Frevel gegen göttliches Recht ſei. Dabei aber iſt er weit entfernt, die Befugniß der Antigone, gegen das Gebot des Königs und das in ihm enthaltene Geſetz des Staates zu handeln, in irgend einer Weiſe anzuerkennen, und wo ſie das ihr vom Könige beſtimmte Loos beklagt, führt er ihr zu Gemüthe, daß ſie in äußerſter Kühnheit an die hohe Staffel des Rechts heftig geſtoßen, d. i. dieſes gegen Gebühr ſtark verletzt habe (V. 843 — 845).

Zu der höchſten Kühnheit hingeführt
Haſt an des Rechtes höchſten Sitz
Du den Fuß mit Macht geſtoßen, Kind.

Nach ſeiner Anſchauungsweiſe muß deshalb königlichem Gebote Folge geleiſtet werden, auch wenn es Unheiliges auflegt, während das Gebot ſelbſt, ſowie es gegen göttliches Recht verſtößt, darum nicht weniger Frevel iſt, und mit der Schuld die Strafe des Frevels über den Schuldigen bringt. Auch über die Art, mit welcher die Jungfrau gegenüber dem Könige verfährt, iſt er vollkommen im Klaren. Er erkennt darin Leidenſchaft, Heftigkeit, und als ſie dem Herrſcher Strafe und Vergeltung für das an ihr Verbrochene wünſcht, bezeichnet er ihre Verwünſchungen als aus demſelben Sturm der Leidenſchaften hervorgegangen (V. 928 — 930):

Antigone.

Wenn aber dieſe fehlen, mögen ſie nicht mehr
Des Leides dulden, als ſie unrecht mir gethan.

Chor.

Es bewältigen ſtets deſſelbigen Sturms
Andauernde Schläg' ihr noch das Gemüth.

Iſt aber damit der Grund angegeben, auf welchem die Anſchauung ruht, nach welcher der Chor das Gebot des Königs als unheilig erkennt, ohne darum ſei es die That oder das Benehmen der Antigone rechtfertigen zu wollen, ſo haben wir darin auch den Schlüſſel zur Erklä-

rung des erwähnten Geſangs, der ohne die Anwendung jener Anſicht auf ihn durchaus räthſelhaft bleiben wird.

Im erſten Strophenpaar (V. 582—604) wird die Wahrnehmung ausgeſprochen, daß wenn einmal, durch Frevel angeregt, Gott Unheil über ein Geſchlecht bringt, dieſes alle Theile deſſelben ergreift. Der erſte Satz, welcher doriſchen Rhythmus enthält, iſt zu ordnen, wie folgt:

Εὐδαίμονες, οἷσι κακῶν ἄγευστος αἰών.
Οἷς γὰρ ἂν σεισθῇ θεόθεν δόμος ἄτᾳ,
οὐδὲν ἐλλείπει γενεᾶς ἐπὶ πλῆθος ἕρπον.

Hierbei iſt ἄτᾳ ſtatt ἄτας geſchrieben und als Motiv von σείεσθαι zu dieſem bezogen. Desgleichen wird οὐδὲν γενεᾶς verbunden, πλῆθος, nämlich πλῆθος κακῶν, das in dem Vorhergehenden liegt, als Subject angenommen, und ἐπί über πλῆθος hinweg zu ἕρπον bezogen.

„Glückſelige, deren Lebenszeit das Ungemach nicht koſtet. Denn wo einmal von Gott das Haus durch Unheil erſchüttert wird, läßt die Fülle deſſelben herandringend nichts frei vom Geſchlecht.“

Dieſe Anſchauungsweiſe ſchließt das Willkührliche in dem Verfahren des Gottes in ſo fern aus, als dieſem eine im Geſchlecht hervortretende Schuld zum Grunde liegt. Es tritt uns die Art der ſtrafenden Gerechtigkeit der Gottheit entgegen, welche nicht zur Ruhe kommt, bis das ganze in der Schuld begriffene Geſchlecht vertilgt iſt. Der Gedanke wird ſofort durch Vergleichung jenes Schickſals und ſeiner Alles umſchlingenden Ausbreitung mit einem heftigen Nordſturm und ſeinen Wirkungen erläutert, deſſen furchtbare Wogen bis in den dunkeln Grund des Meeres dringen und aus ihm den ſchwarzen Sand aufwühlen, während unter ſeinen Schlägen in Seufzern die Klippen erbrauſen.

Die Heftigkeit der Vorſtellung führt den Wechſel des Rhythmus herbei, der darum den heftig bewegten Charakter des ſtärkern, ſchroff abgebrochenen und für den Ausdruck des Gewaltſamen beſonders geeigneten des äoliſchen annimmt.

ὁμοῖον ὥστε ποντίαις
οἰδμα δυσπνόοις ὅταν
Θρῄσσῃσιν ἔρεβος ὕφαλον ἐπιδράμῃ πνοαῖς,
κυλίνδει βυσσόθεν κελαινὰν
ϑῖνα καὶ δυσάνεμον,
στόνῳ βρέμουσι δ' ἀντιπλῆγες ἀκταί.

ſo daß der ganze Strophenbau der hypodoriſchen Harmonie anzugehören ſcheint, welche als eine gemiſchte der doriſchen am nächſten ſteht (Vergl. Böckh de metris Pindari S. 225), während die reindoriſche ihren vollen Gegenſatz bildet.

Was nun in der Strophe als allgemeine Erwägung hervortrat, das wird in der Gegenſtrophe auf das Haus der Labdakiden bezogen und auf den vorliegenden Fall, in welchem das von altem Frevel angeregte und ſofort in ununterbrochener Folge alle Glieder des Geſchlechts ergreifende Geſchick nun auch in das Innerſte, bis in das Gemach der Jungfrauen dringt und in der Antigone die letzte Wurzel deſſelben abmäht, nachdem eben erſt ein heitres Licht über daſſelbe ſich verbreitet hatte:

Ἀρχαῖα τὰ Λαβδακιδᾶν οἴκων ὁρῶμαι
πήματα φθιμένων ἐπὶ πήμασι πίπτοντ'·
οὐδ' ἀπαλλάσσει γενεὰν γένος, ἀλλ' ἐρείπει
θεῶν τις, οὐδ' ἔχει λύσιν,

wo an der Auflöſung der Länge in der dritten Stelle des Verſes φθιμένων durch zwei Kürzen als in einem nicht reindoriſchen Rhythmus kein Anſtoß zu nehmen iſt. Uebrigens iſt zu verbinden Ἀρχαῖα τὰ Λαβδακιδᾶν πήματα ὁρῶμαι (Ich ſehe die Leiden der Labdakiden als alte, d. i. in alter Weiſe ſich wiederholend). Sofort wird πήμασι φθιμένων ἐπιπίπτοντα zur näheren Beſtimmung gerade dieſer labdakidiſchen Leiden hinzutreten: wie Wogen auf Wogen beim Nordſturm, ſo brechen hier Leiden auf Leiden, die neuen nämlich auf das frühere, das Leid der ſchon Gefallenen. Die Umgekommenen aber (φθίμενοι) ſind zunächſt die Brüder und weiter zurück Oedipus und ſeine Gemahlin, hinter dieſen Laios. Ueber dieſe, zunächſt über das Leid der Brüder ſchlägt das Leid der Schweſter, ſo daß in altlabdakidiſcher Weiſe, das Geſchlecht das Geſchlecht nicht frei läßt, οὐδ' ἀπαλλάσσει γενεὰν γένος. Eins reißt das andere, das frühere das folgende in das Verderben. Das wird auf den Gott zurückgeführt: Ἀλλ' ἐρείπει θεῶν τις, οὐδ' ἔχει λύσιν, wodurch der Gedanke in ſeinen Anfang zurückgeht: οἷς γὰρ ἂν σεισθῇ θεόθεν δόμος ἄτᾳ.

Noch war eine Wurzel des Stammes in der Jungfrau übrig, und über ſie des Himmels Licht ausgebreitet; aber das innere Walten des Geſchicks erreicht auch ſie. Die rhythmiſche und kritiſche Ordnung der Verſe iſt (599—603):

νῦν γὰρ ἐσχάτας ὑπὲρ
ῥίζας ἐτέτατο φάος ἐν Οἰδίπου δόμοις,
τά τ' αὖ νυν φοινία θεῶν τῶν
νερτέρων ἀμᾷ κόπις,
λόγου τ' ἄνοια καὶ φρενῶν Ἐριννύς.

Antigone, der letzte Sproß des Hauſes, ſchien als Braut des Haimon dem Glück des Ehebundes und einem rühmlichen Looſe entgegen zu gehen; das Licht des Olympus war über ſie ausgebreitet: da wird ſie vom Tode getroffen. Die ſtreitige Lesart κατ' αὖ νιν, welche die Stelle ohne Verbindung mit dem Vorhergehenden läßt und auf die von dem Scholiaſten verſuchte Weiſe weder durch Beidenkung oder Einſchaltung von ὃ vor τέτατο, noch durch κᾆτ' d. i. καὶ εἶτα verknüpft werden kann, was den Rhythmus (⏑ — — —) aufhebt, wird wohl am einfachſten in der angegebenen Weiſe τά τ' αὖ νυν geordnet. Τά iſt nicht nur die Wurzel, es iſt zugleich der Begriff des Glückes, das in φάος ἐτέτατο ἐσχάτας ὑπὲρ | ῥίζας liegt, in die Vorſtellung aufgenommen, und dieſes mäht nun (αὖ νυν mit ſtärkerem Gegenſatz) φοινία θεῶν τῶν νερτέρων κοπίς. Gegen dieſe treffliche Conjectur von Askew und Reiske ſcheint die Vulgata κόνις nicht haltbar. Der Staub in dem gegebenen Zuſammenhange wäre der, welchen Antigone auf den verweſenden Leichnam geſtreut, darum aber nicht φοινία, dieſes wäre Staub, der des Erſchlagenen Blut getrunken. Dazu kommt ἀμᾷ, das mit einer Art von Nothwendigkeit auf den Begriff des Abſchneidens und der Sichel führt. Die blutige Sichel der unterirdiſchen Götter aber würde für ſich allein die zwingende Gewalt des Todes bedeuten. Hier ſteht ſie jedoch als erſte der drei Urſachen, νερτέρων κοπίς, λόγου ἄνοια und φρενῶν Ἐριννύς, welche den Tod der Jungfrau herbeiführen. Sie iſt alſo mit Bezug auf die heilige Pflicht der Beſtattung zu faſſen, durch welche Antigone zur Beſtattung des Bruders getrieben wird, und welche ſich für ſie und in dieſem Fall als die φοινία θεῶν τῶν νερτέρων κοπίς darſtellt. Λόγου ἄνοια iſt ſofort die Unbeſonnenheit der Rede, durch welche, ſtatt den König zu beſänftigen, ſie ſeinen Zorn noch mehr gereizt hat, und φρενῶν Ἐριννύς die Verblendung des Gemüthes, durch welche ſie zu ſolchem Trotz fortgeriſſen wurde. Durch dieſe Motivirung wird der innere Grund deſſen, was ihr begegnet, ſo weit er in ihrem Gemüth zu ſuchen, enthüllt: ihr Schickſal iſt durch ihre That, wie durch ihr

Betragen nach der That erklärt. Gehn aber dieſe Bezichtigungen auf ſie allein? Wie ſchon oben bemerkt, widerſtrebt dieſer Annahme mit Entſchiedenheit das Folgende, wo der Geſang mit innerer Nothwendigkeit fortſchreitend zur Erwägung des gegen Zeus Gewalt ankämpfenden Frevels der Männer geführt und dieſem die unbeſiegbare und in dem Glanz des Olympus nie ſchlummernde und nie alternde Macht des oberſten Gottes entgegengeſtellt wird (V. 604—610):

τεὰν, Ζεῦ, δύνασιν τίς ἀνδρῶν
ὑπερβασία κατάσχοι;
τὰν οὔθ' ὕπνος αἱρεῖ ποθ' ὁ παντογήρως,
οὔτε θεῶν ἀκάματοι
μῆνες· ἀγήρως δὲ χρόνῳ δυνάστας
κατέχεις Ὀλύμπου
μαρμαρόεσσαν αὐγλαν.

Die Stärke des Gedankens, die Erhabenheit ſeiner Bilder und die unmittelbare Beziehung auf männlichen Uebermuth ſchließen alle Deutung auf das wenn auch leidenſchaftliche Benehmen einer in frommer Pflicht ſchuldigen Schweſter, einer ὅσια πανουργήσασα und doch ſchwachen Jungfrau nothwendig aus. Ihr gegenüber erſchiene jene Entfaltung der oberſten Göttermacht, zumal in ſolcher Stärke und hochfeierlichen Weiſe, als vollkommen ἀπροσδιόνυσος, und die Harmonie des Geſanges löſte ſich in einander widerſtrebenden Betrachtungen auf.

Iſt nun unmöglich, die Stelle mit Antigone in Beziehung zu bringen, ſo geht ſie auf das rückſichtsloſe Schalten des Königs, zwar nicht unmittelbar, aber ſie ſtellt doch den oberſten Satz auf, unter welchen es fällt, und nach dem es zu beurtheilen kommt; doch darf ſie eben darum nicht unvorbereitet ſein. So wird offenbar, daß die vorhergehenden Worte λόγου τ' ἄνοια καὶ φρενῶν Ἐριννὺς eine Doppelbeziehung haben, und neben ihrer Deutung auf Antigone eine Deutung auf den König erfordern, welcher ſie zu Folge ihrer That dem Tode weiht. Beurtheilt, wie wir oben ſahen, der Chor das Betragen des Königs richtig, bezeichnet er ſein Beſtreben, durch Verletzung der ewigen Satzungen der Götter einen politiſchen Zweck zu erreichen, als ein Verkennen der wahren Gerechtigkeit, und verwirft er es darum als Frevel, ſo iſt in λόγου τ' ἄνοια καὶ φρενῶν Ἐριννὺς die Form, in der es ſich offenbart und vorbereitet bezeichnet: in ſeinem Gemüth iſt Leidenſchaft (φρενῶν Ἐριννὺς), die ihn hindert, das Recht zu ſehn (δίκην ἰδεῖν), in ſeiner Rede aber Unbeſonnenheit und Thorheit (ἄνοια). Durch beides wird ſeine Verurtheilung der Jungfrau herbeigeführt, obwohl ſie königliches Gebot, nur um göttliches Gebot zu ehren, verletzt hat, und obwohl er in ihr ſeinen eigenen und einzigen Sohn trifft.

Was nun dieſe Doppelbeziehung betrifft, ſo iſt ſie an ſich der griechiſchen Poeſie nicht ungewöhnlich, und liegt ſie hier in ihrer andern, gegen den König gewandten Seite nicht ſo offen, ſo wird jeder leicht den Grund in Stellung und Geſinnung der Chors und in ſeinem Verhältniſſe zum Könige finden.

Auch Pindar pflegt, wo er nicht offen, ſondern andeutend warnt, ſeinen Sprüchen eine ſolche doppelte Beziehung auf den Mythus, den er behandelt, und die Perſon, an welche ſeine Rede gerichtet iſt, zu geben. Rückſicht auf jene, beſonders wenn ſie eine hochgeſtellte iſt, und Scheu, vorzüglich ſeine königlichen Freunde, wie den Hiero von Syrakus, den Arkeſilaos von Kyrene, durch offenen Tadel zu verletzen, beſtimmt ihn, in ſeine Worte eine ſolche doppelte Beziehung zu legen und die Findung derſelben der aufmerkſamen Beachtung des Hörers anheim zu geben. Der Chor iſt in gleichem Falle. Aus treugeſinnten, aber den König ſcheuenden Greiſen

beſtehend, welchen das höhere Alter zwar Einſicht und Weisheit gemehrt, aber den Muth gemindert hat, begnügt er ſich ſein Urtheil über ihn in jener Doppelbeziehung zu fällen, deren Schleier nur eine aufmerkſame Erwägung heben kann, und kann nun um ſo getroſter den allgemeinen und oberſten Satz aufſtellen, unter dem das Betragen des Herrſchers gegenüber der Macht des Zeus zu begreifen iſt, nachdem er durch jene Wendung ſich gegen eine zu offen liegende und beſtimmte Deutung geſichert hat.

Wird nun jener unbedingte Satz mit Bezug auf den König gefaßt, ſo iſt er es, der, weil ſein Verfahren gegen die Antigone die heiligſten Rückſichten verletzt, im Kampfe gegen die Macht des Zeus ſteht. Sein iſt die ὑπερβασία, er fordert jene Macht, ohne es zu bedenken, zum Einſchreiten auf und wird ihr nicht entgehen. Das iſt es, was ſofort ein allgemeiner Satz als Frage mit der Anrede an Zeus τεὰν, Ζεῦ, δύνασιν τίς ἀνδρῶν ὑπερβασίᾳ κατάσχοι ausſpricht und die erhabene Schilderung ſeiner nie ſchlummernden, nie wechſelnden und unvergänglichen Macht und Herrlichkeit, eingeleitet durch Beiziehung des ὕπνος παντογήρως, der ἀκάματοι μῆνες, die den Wechſel bedingen, und der μαρμαρόεσσα αἴγλα, der Herrlichkeit des Olympus, bekommt nun erſt ihre volle Bedeutung, wo der höchſten göttlichen Macht die höchſte ſterbliche mit Frevel entgegentritt.

Dieſe feierliche Einführung göttlicher Macht, deren Wahrnahme und Ahndung ſich keine Schuld (ὑπερβασία) entziehen kann, und die Erwägungen, zu welchen ſie führt, bilden und bezeichnen den eigentlichen ſittlichen Kern des Stückes und ſtehen darum in der Mitte auf dem Wendepuncte deſſelben, den wir ſpäter näher zu bezeichnen haben. Es iſt aber nicht der Kampf widerſtrebender Pflichten, deſſen Darſtellung das letzte Ziel des Dichters genannt werden kann, ſondern es iſt der Uebermuth, mit welchem der Mächtige dieſen Kampf und die Verletzung bürgerlicher Pflicht dadurch hervorruft, daß er ſein Gebot göttlichen Geſetzen entgegenſtellt, und es iſt das Ungemach, in welches er darum durch die Gottheit geführt wird. Woher nun kommt gegenüber der Unabwendbarkeit göttlicher Macht und Strafe gleichwohl der Muth ihr zu widerſtreben, und wie verfährt ſie, um ihn ſicher zu erreichen? Das ſind die Fragen, welche ſich aus dem Innern jener Erwägung und ihrer Beziehung auf den vorliegenden Fall erheben, und ſie werden darum im Folgenden behandelt. Eingeleitet aber wird dieſe Behandlung durch feierliche Berufung auf einen νόμος, der für alle Zeiten gegolten habe und gelten werde (V. 611—614):

τό τ᾽ ἔπειτα καὶ τὸ μέλλον
καὶ τὸ πρὶν ἐπαρκέσει
νόμος ὅδ᾽, οὐδὲν ἕρπειν
θνατῶν βιότῳ πάμπολύ γ᾽ ἐκτὸς ἄτας.

Daß die Zukunft τὸ μέλλον, und die Vergangenheit τὸ πρὶν bezeichnet wird, nöthigt in τὸ ἔπειτα die Gegenwart anzunehmen, welche die Griechen als das unmittelbar nach jetzt, oder das gleich nachher und eben bevorſtehende, als ἐνεστὼς χρόνος (instans tempus) auch grammatiſch bezeichneten. Dieſe Erklärung wird neben einer unrichtigen ſchon vom Scholiaſten erwähnt: Τινὲς δὲ τὸ ἔπειτα ἰδίως ἐπὶ ἐνεστῶτος λελέχθαι φασὶν ἀντὶ τοῦ νῦν. Das Zeitwort ἐπαρκέσει, der Form nach nur auf τὸ μέλλον bezüglich, gehört alſo gleichwohl zu allen drei Zeitbeſtimmungen. Es iſt der Kürze wegen nur einmal geſetzt, und zwar bedeutſam im Futuro, da auf die Entwickelung des gegenwärtigen Ereigniſſes die Aufmerkſamkeit zu richten iſt: ἐπαρκεῖν aber iſt *sufficere, valere* und der Sinn: Dieſes Geſetz hat die Vergangenheit (in der Vergangenheit) gegolten, gilt die Gegenwart und wird die Zukunft gelten.

Was aber mit ſolcher umſtändlichen Feierlichkeit angekündigt wird, muß etwas höchſt Bedeutſames, in der Ueberzeugung der Menſchen tief Wurzelndes und allgemein Anerkanntes ſein. Auf des Zeus Gewalt im Vorhergehenden kann es nicht bezogen werden. Dieſe iſt mehr als ein νόμος, ein νομιζόμενον, eine Annahme oder Feſtſtellung, ſie iſt für den Chor eine Thatſache. Dazu iſt das Folgende ohne Halt, wenn es von dem Vorhergehenden abgelöſt wird. Es kann deshalb ὅδε νόμος nur auf die nächſten Worte bezogen werden, und in ihnen muß jener ſo feierlich verkündigte νόμος ausgeſprochen ſein; aber wie ſie nach der Leſung aller Handſchriften, welche πάμπολις haben, vorliegen, iſt in ihnen nichts der Art enthalten, und wollte man νόμος ὅδε πάμπολις, wie man müßte, verbinden und einen νόμος πάνδημος, wie etwa eine πάνδημος ἑορτή, ein die ganze Stadt bindendes oder umfaſſendes Geſetz denken, ſo wäre zu erinnern, daß das politiſche Geſetz, von dem dann die Rede wäre, ſeiner Natur nach ohnehin die ganze Stadt bindet, und dem Ausſpruche, nach welchem die Stelle von einem die ganze Gemeinde verpflichtenden Geſetz handelte, läge nur der Gedanke zum Grunde, daß von keiner Ausnahme, keinem Privilegio die Rede ſei, eine ganz unnütze Erwägung, die noch dazu ganz aus dem Gange und Zuſammenhange des Geſanges hinausfällt. In dieſem Worte demnach ſitzt eine Corruptel. Die übrigen: „es nahe nichts ohne Schaden“ entbehren der näheren Beſtimmung des nichts, oder des Objectes, von dem die Ausſage gilt. Dieſes aber iſt durch die leichte und ſchöne Conjectur von Heath οὐδὲν .... πάμπολύ γ' längſt gewonnen. Γέ bezeichnet den Begriff als den prägnanten: nichts ganz Vieles oder gar Vieles, alſo nichts Uebermäßiges werde dem Leben der Menſchen ohne Schaden zu Theil.

Hier tritt uns nun in der That der alte, vielgefeierte und bewährte Spruch entgegen, daß ein großes Gedeihen an Fülle, Macht und Ehre keinen Beſtand habe, weil es das Loos des Menſchen belaſte, und den Neid ſelbſt der Götter errege, die kein vollkommenes Glück den Menſchen zugeſtehen — ſagen die Einen, oder weil es zum Uebermuthe, durch ihn zur Schuld, durch dieſe zum Schaden führt, ſagen die Anderen. Beides aber, Schuld und Strafe der Schuld, iſt im Begriff der ἄτη enthalten: der Schaden, den ich thue, und den ich dafür erleide.

Den Satz mit der erſten Motivirung enthält unter andern Pindar, der eine Aufzählung von Unfällen in großen Heroengeſchlechtern mit dem Spruche ſchließt (Pyth. III, 105. 6):

ὄλβος οὐκ ἐς μακρὸν ἀνδρῶν ἔρχεται,
ὃς πολὺς εὖτ' ἂν ἐπιβρίσαις ἕπηται.

Die Stelle iſt, wie man ſieht, leicht verdorben. Sie hat in ὃς und εὖτ' ἄν Doppelconſtruction. Unſer theurer Freund College Schneidewin hat in der eben erſcheinenden Bearbeitung der Diſſenſchen Ausgabe ἄσπετος ſtatt ὃς πολὺς geſchrieben und in den Text genommen; doch iſt πολὺς ὄλβος, anderwärts μέγας ὄλβος, in dieſem Spruche ächter Ausdruck und darf nicht geändert werden. Der Fehler liegt in εὖτ' ἄν, und ich glaube ſchon früher durch Umgeſtaltung der beiden Partikeln in αἶσαν ihn leicht genug gehoben zu haben. Der ὄλβος dauert nicht, im Falle er durch große Fülle das Loos belaſtend, αἶσαν ἐπιβρίσαις, ſich den Menſchen geſellt. In concreter Auffaſſung mit Beiziehung von κόρος und ἄτα erſcheint der Satz auf das Loos des Tantalos angewendet bei demſelben: (Olymp. I. 55)

ἀλλὰ γὰρ καταπέψαι
μέγαν ὄλβον οὐκ ἐδυνάσθη, κόρῳ δ' ἕλεν
ἄταν ὑπέροπλον.

Als einen alten Spruch, einen *παλαίφατος ἐν βροτοῖς γέρων λόγος*, bezeichnet in ähnlicher Weiſe Aeſchylus (Agam. 730 f. Wellauer) denjenigen, welcher ausſagt, daß aus großem Segensloose (*μέγας ὄλβος*) und gutem Glück (*ἐκ δ' ἀγαθᾶς τύχας*) unerſättlicher Jammer entſproſſe (*βλαστάνειν ἀκόρεστον οἶζύν*), betrachtet es aber nicht als innere Nothwendigkeit, ſondern als Folge der *ὕβρις* oder des *δυσσεβὲς ἔργον*, welche That ein ihr ähnliches Geſchlecht zeuge: *τὸ δυσσεβὲς γὰρ ἔργον μετὰ μὲν πλείονα τίκτει ϛφετέρᾳ δ' εἰκότα γέννᾳ*, während das Haus des Gerechten in Segen beſtehe: *Οἴκων γὰρ εὐθυδίκων Καλλίπαις πότμος αἰεί.*

Dieſer alte Spruch nun, der *παλαίφατος γέρων λόγος* iſt es, welchen Sophokles im Sinn hat. Er nennt ihn den *νόμος*, der immer gegolten und gelten werde. *Νόμος* iſt alſo hier *τὸ νομιζόμενον*, was unter den Menſchen als ein Angenommenes, Feſtgeſtelltes gilt und in dem Spruch als in der *formula legitima* ausgedrückt iſt. Der *μέγας* oder *πολὺς ὄλβος* iſt ihm in abſtracter Bezeichnung das *πάμπολυ*, das Uebermaas, was dem Menſchen nicht ohne Schaden und Unheil zu Theil wird.

Uebrigens beharrt er auch auf dieſem Puncte bei der allgemeinen Faſſung und überläßt die beſondere Beziehung auf den gegebenen Fall der Erwägung des Hörers. Dieſe aber iſt offenbar: Das *πάμπολυ*, das Loos des Segens iſt jetzt über Kreon gekommen, das Loos einer vollen königlichen Macht nach Befreiung der Heimath, und eben die Feierlichkeit, mit der der alte Spruch eingeleitet wird, als ein zu allen Zeiten giltiger, weiſet beſtimmt darauf hin, daß er auch in gegenwärtigem Falle an Kreon ſich bewähren und auch ſeinem Looſe Schaden und Unheil geſellt ſein werde. Soll aber der allgemeine Glaube als ein unabweisbarer gelten, ſo muß ſein innerer ethiſcher Grund enthüllt und nachgewieſen werden, wie es aus der inneren Natur menſchlichen Beſtrebens und Verfahrens folgt, daß ſeinem Glück Ungemach ſich verbinde. Das zu zeigen iſt die Beſtimmung der folgenden Stelle (V. 615—619):

ἃ γὰρ δὴ πολύπλαγκτος ἐλπὶς
πολλοῖς μὲν ὄνασις ἀνδρῶν,
πολλοῖς δ' ἀπάτα κουφονόων ἐρώτων·
εἰδότι δ' οὐδὲν ἕρπει,
πρὶν πυρὶ θερμῷ πόδα τις προσοίσῃ.

Schon die Verbindung dieſer Stelle mit der vorhergehenden durch *γάρ* weiſet darauf hin, daß in ihr die *αἰτιολογία* derſelben enthalten iſt. *Ὄνημι* iſt im Sinne von *juvare* (multos castra juvant, quam juvat, me juvat und ähnliches der Dichter) als *delectare* auch den Griechen nicht ungewöhnlich, und ſo bedeutet *πολλοῖς μὲν ἐλπὶς ὄνασις* multos spes et fiducia delectat, aber die Hoffnung iſt eine vieltäuſchende, *πολύπλαγκτος*, alſo viele werden durch Hoffnungen, an welchen ſie ſich ergötzen, und durch eitles Vertrauen auf ſie getäuſcht, und ſo entſpricht dieſem der Gegenſatz: *πολλοῖς δὲ* (nämlich *ὄνασις*) *ἀπάτα κουφονόων ἐρώτων*: *ἔρωτες* in der Mehrzahl ſind die ſämmtlichen Neigungen und Beſtrebungen der Menſchen, mit Einſchluß der Begierden und Leidenſchaften, die beſſeren, der Sitte entſprechenden (die *κρέσσονες ἔρωτες* des Pindar) und die leichtſinnigen und darum ſchlechteren, die *κουφόνοοι ἔρωτες* unſerer Stelle. Viele nun ergötzt der Trug leichtſinniger Neigungen; wie jene durch ihre trüglichen Hoffnungen, ſo werden dieſe durch ihre Begierden und Leidenſchaften getäuſcht und verblendet. Allerdings ſind Neigungen und Hoffnungen, *ἔρωτες* und *ἐλπίδες*, die beiden Quellen menſchlichen Handelns. Sind aber die Neigungen unlauter, was hier durch *κουφόνοοι* ausgedrückt wird, und die Hoffnungen

eitel, ſo folgt nothwendig, daß dieſe zur Schuld, jene zum Schaden führen, und das Ergötzen an ihnen zum Verderben umſchlägt.

Auch dieſe allgemeinen Sätze ſtehen auf Kreon in unmittelbarer Beziehung. Kaum iſt dieſer in den Beſitz königlicher Macht und Würde getreten, als er durch ſein Beſtreben, ſie als ein theures Gut zu befeſtigen, ſich zu einem Verfahren hinreißen läßt, welches göttliches Recht verletzt: ſeine königlichen Neigungen werden als leichtſinnige erkannt, und er verfolgt ſie mit trüglichem Vertrauen, die *πολύπλαγκτος ἐλπίς* erfüllt ihn, daß er dadurch ſchirmen werde, was ihm groß und wünſchenswerth erſcheint.

Hat aber den Menſchen, den mächtigen zumal, unbeſonnenes Verfahren und thörichtes Selbſtvertrauen zum Bruch der Gebühr gebracht und in Schuld geſenkt, ſo iſt er auch der Strafe verfallen. Die *ἄτη* folgt ihm, ohne daß er es gewahrt: er fühlt ſie erſt, wenn ſie ihn ergriffen hat. Das ſpricht der folgende Satz aus, deſſen Fügung dieſe iſt: *ἕρπει δὲ* (nämlich *ἡ ἄτη*) *εἰδότι οὐδὲν, πρίν τις πόδα πυρὶ θερμῷ προσοίσῃ*. Das Zeitwort fehlt im Lemma der laurentianiſchen Scholien, nur die Präpoſition, mit der es zuſammengeſetzt war, hat ſich erhalten: 619 *προς .....*] *Προσφέρει πρὶν τοῖς δεινοῖς ἐπικύρσῃ καὶ εἰς αὐτὸν ἐμπέσῃ τὸν κίνδυνον.* Die Lesarten der Handſchriften *προσψαύσῃ, προσάρῃ* bieten nichts Erſprießliches. Dagegen hat der römiſche Scholiaſt *προσαύσῃ* im Lemma, welches Wort er gleich dem laurentianiſchen durch *προσφέρῃ* erklärt. Jene Schreibung und dieſe Gloſſe zeigen offenbar, daß nicht *προσάψῃ* oder *προσαύρῃ*, wie man vorgeſchlagen, ſondern *προσοίσῃ* zu leſen iſt. Der zu *οἴσω* gehörige Aor. I. erſcheint bei Herodot I. 157: *ἀνῶσαι* (ſt. *ἀνοῖσαι*) *ἐς θεόν*, auch iſt die imperative Form *οἶσε* bei den Attikern geblieben. Gerade die Seltenheit der Aoriſtform von *οἴσω* konnte zu ihrer Alterirung im angeführten Falle Anlaß geben.

Dieſer Satz ſelbſt aber, daß der durch Uebermuth und Thorheit zur Schuld Geführte nicht merkt, wie er der Strafe verfallen, bis er den Fuß an das Feuer ſetzt, der demnach ſeine gänzliche Verblendung ausſpricht, während im Vorhergehenden nur von Täuſchung und Ueberhebung die Rede war, wird nun des Weiteren dadurch begründet, daß dieſe Verblendung als ein göttliches Verhängniß gezeigt wird. Der Mächtige iſt ſchuldig geworden, und die Verblendung iſt das Mittel, durch welches die Götter zur Strafe ſeiner Schuld ihn in das Verderben führen (V. 620—625):

σοφίᾳ γὰρ ἔκ του
κλεινὸν ἔπος πέφανται,
τὸ κακὸν δοκεῖν ποτ᾽ ἐσθλὸν
τῷδ᾽ ἔμμεν, ὅτῳ φρένας
θεὸς ἄγει πρὸς ἄταν·
πράσσει δ᾽ ὀλιγοστὸν χρόνον ἐκτὸς ἄτας.

Der Spruch iſt bekannt und auch zu den Römern übergegangen: quem Deus vult perdere dementat, und jenes Verfahren der Gottheit erſcheint hier als die Vermittlung zwiſchen Schuld und Strafe.

Aus ſeiner Allgemeinheit gezogen und auf Kreon übergetragen ſtellt er ihn als den Schuldigen unter die durch ſeine Schuld bedingte Ahndung der Gottheit, und ſagt aus, was auch im Folgenden ſich bewährt, daß ſie durch Verblendung ihn zur Strafe in das Verderben führen werde.

Dadurch iſt der ſittliche Inhalt des Stückes in ſeiner Beziehung wie auf die Natur menſchlicher Beſtrebungen, ſo auf ihre von dieſen bedingten Schickſale bezeichnet: das große allgemeine Geſetz der Herrſchaft des Zeus offenbart und bewährt ſich auch in dem gegenwärtigen Falle. Umſonſt ſtrebt der Uebermuth dagegen an, der, dem Menſchen eigen, zumal im großen Glück hervortritt, und dadurch den alten Spruch rechtfertigt, daß einem ſolchen Looſe Schuld und Ungemach verbunden ſei. Wie aber durch dieſen Inhalt der Geſang zum eigentlichen Kern des Stückes wird, ſo erſcheint er auch in die Mitte ſeiner inneren Entwickelung dadurch geſtellt, daß er den Wendepunct zeigt, wo die Ueberhebung des Königs in Verblendung übergeht, die ihn taub und blind gegen die Gefühle des Sohnes, gegen die Stimme der Natur, dann gegen die letzte und unmittelbare Warnung der Götter durch Teireſias macht, welcher ihm die Tiefe und den Abgrund ſeiner Schuld zu enthüllen kommt. Die erſte Hälfte des Stückes iſt mit der Verurtheilung der Antigone geſchloſſen, dieſe zweite, die eigentliche Verblendung, beginnt mit dem Einſchreiten des Haimon, und wenn irgend noch etwas abging, die Richtigkeit der hier verſuchten Auffaſſung und Deutung des Geſanges zu zeigen, ſo iſt es, daß nachdem der Chor die ahnungsvollen Worte *πράσσει δ' ὀλιγοστὸν χρόνον ἐκτὸς ἄτας* ausgeſprochen hat, Haimon, durch deſſen Tod das Geſchick den Frevel des Königs züchtigen wird, eintritt und angekündigt wird:

ὅδε μὴν Αἵμων, παίδων τῶν σῶν
νέατον γέννημ' κ. τ. λ."

Hierauf erhob ſich Prof. Hermann aus Göttingen und bezeichnete den ſo eben vernommenen Vortrag, auch abgeſehen von den zahlreichen Anregungen, die er im Einzelnen dargeboten, ſchon um deßwillen als dankenswerth, weil er die Aufmerkſamkeit der Verſammlung gerade auf dieſen Chorgeſang gelenkt habe, der vielleicht mehr, als irgend ein anderer erhaltene, geeignet ſei, den richtigen Geſichtspunct für das höhere ſittliche Motiv der antiken Tragödie an die Hand zu geben. Noch immer ſpuke, wenigſtens bei Nichtphilologen, das Geſpenſt eines rohen Fatalismus, der den tragiſchen Dichtern des Alterthums vorgeſchwebt und zum höchſten Gegenſtande ihrer Darſtellung den ohnmächtigen Kampf menſchlicher Thätigkeit mit dem Walten eines unabwendbaren Verhängniſſes gemacht habe; erſt kürzlich habe ſich wieder in einem der ephemeren Organe jener Richtung, die ohne Ahnung der ewigen Lebenskraft des Schönen die Geſtalten des Alterthums als der Vergangenheit anheimgefallen betrachte, bei Gelegenheit der Aufführungen der Antigone und Medea in Berlin eine Stimme erhoben, daß dergleichen nur den Verehrern eines blinden Fatums gefallen könne; und je tiefer dieſes Vorurtheil ſelbſt bei wohlwollenden Verehrern und Nachahmern der claſſiſchen Literatur wurzele, deſto nöthiger ſcheine es gerade bei einer Gelegenheit, wie die gegenwärtige, wo eine zahlreiche und lernbegierige Zuhörerſchaft die Arbeiten der Philologen mit ihrer Aufmerkſamkeit beehre, die Stimme dagegen zu erheben. Wohl könne der Anfang des vorliegenden Geſanges ſelbſt jene Meinung zu beſtätigen ſcheinen, wenn er das Unglück, das nach einmaliger Erſchütterung des Hauſes von Geſchlecht zu Geſchlecht forterbe, mit der Naturnothwendigkeit vergleiche, die Brandung und Wellenſchlag durch die Gewalt des Windes bewege; eine nähere Betrachtung des Verfolges aber lehre bald, daß dieſe Aehnlichkeit mehr in der äußern Erſcheinung, als in dem leitenden Principe begründet ſei, und die gleiche Geſetzmäßigkeit darum noch keine Uebereinſtimmung der Geſetze der phyſiſchen und moraliſchen Natur bedinge. Nur der Schuld folge das Uebel als Strafe mit derſelben Nothwendigkeit, wie dem Verluſte des Schwerpunctes der Fall; ohne die Verſchul-

dung, durch welche ſich der Menſch ſelbſt gleichſam den Naturmächten preisgebe, könne ſelbſt der Zorn der Gottheit ihm nichts anhaben, und wo dieſe alſo auch einem Menſchen ſchaden wolle, vermöge ſie es nur dadurch, daß ſie ſeinen Sinn verblende und ihn in Schuld verwickele, woraus ſich dann das Weitere von ſelbſt ergebe. So ſage Aeſchylus in einem bekannten Bruchſtücke:

θεὸς γὰρ αἰτίαν φύει βροτοῖς,
ὅταν κακῶσαι δῶμα παμπήδην θέλῃ,

das auch Göthe im Meiſter in der grauſig ſchönen Stelle ausgedrückt habe:

Ihr führt ins Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen ſchuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein,
Denn alle Schuld rächt ſich auf Erden;

und ſo führe auch Sophokles in jenem Chore das Leiden des Labdakidenhauſes, obgleich er es allerdings von einer Erſchütterung durch Götterhand herleite, doch ſelbſt in ſeinen letzten Aeußerungen auf „des Sinnes Thorheit und der Seel' Erinnys" zurück, die ſich mit der blutigen Sichel der unteren Götter verbinde, um auch die letzte Wurzel abzumähen. Daß dieſe Anſicht von der Gottheit gereinigteren Religionsbegriffen nicht entſpreche, könne hier um ſo weniger ſtören, als man die Götter der griechiſchen Poeſie ja überhaupt anthropomorphiſch vorausſetzen müſſe; für das humane Element und den ſittlichen Gehalt der griechiſchen Tragödie komme es nur darauf an, ob ſie die menſchliche Freiheit einem unnatürlichen Zwange unterwerfe, unter welchem ſie verkrüppele und ihre Kräfte in fruchtloſem Kampfe erſchöpfen müſſe; und wie wenig dieſes der Fall ſei, gehe ſelbſt aus der vorliegenden Vorſtellung hervor, nach welcher auch die göttliche Macht ihre Zwecke bei den Menſchen nur durch das Mittel ſeines Verſtandes und Willens erreichen könne. Ja in den meiſten Fällen ſei eben die Verblendung des Menſchen, durch welche er Schuld und Strafe auf ſein Haupt lade, nicht erſt die Wirkung, ſondern ſchon die Urſache des göttlichen Zornes, inſofern ſie das vergeſſe, was die zweite Strophe ausdrückt, und durch Trotz und Sicherheit die Gottheit gleichſam herausfordere; aber auch abgeſehen von der Entſtehung jenes Zornes, die allerdings nach den Begriffen des Alterthums auch unverſchuldet ſein könne, ſtehe jedenfalls ſo viel feſt, daß die alte Tragödie deſſen Wirkungen und Aeußerungen irgendwie auch von Seiten des Menſchen pſychologiſch und moraliſch motivire und ſolchergeſtalt dieſen gerade in ſeiner vermeinten Freiheit das Werkzeug ſeiner Strafe werden laſſe. „Weſſen Sinn ein Gott zum Verderben lenke, dem erſcheine das Böſe gut": — in dieſen Schlußworten des Chores ſei der Schlüſſel zu der tragiſchen Ironie enthalten, durch welche namentlich die Sophokleiſchen Stücke ihre ungeheueren Wirkungen hervorbringen, indem ſie ihre Perſonen in höchſter Sicherheit und Selbſtvertrauen, ja in beſter Abſicht Schritte thun und Maßregeln ergreifen laſſen, von welchen die Zuſchauer bereits vorausſehn, daß ſie ſie ins Verderben ſtürzen müſſen; daß darin aber nicht etwa eine individuelle Lebensanſicht des Dichters liege, ſondern dieſem nur das Verdienſt der dramatiſchen Veranſchaulichung gebühre, die Lehre ſelbſt durch und durch national oder wenigſtens aus dem Geiſte ihrer Zeit geſchöpft ſei, zeige ihre innige Verwandtſchaft mit der Sokratiſch-Platoniſchen, die alles Unrecht eben auch nur aus der Unwiſſenheit und Verblendung des Menſchen herleite. Alle Menſchen ſtreben nach Glück, heiße es bei Plato, und inſofern nach Tugend, weil dieſe allein glücklich machen könne; die Wenigſten aber erreichen dieſes Ziel, weil ſie, ſtatt den Winken der Gottheit zu folgen, ſich ihren eigenen Trieben und Neigungen überlaſſen, und ſo komme es, daß ſie eigentlich mehr thun, was ihnen gut dünke, als was ſie wahrhaft wollen; ſie irren nicht ſowohl in ihrem Ziele,

als in der Wahl der rechten Mittel zu demſelben, und dies ſei dann eben ganz daſſelbe, was Sophokles als Urſache des menſchlichen Unglücks bezeichne, wenn dem Menſchen das Schlechte, d. h. Unzweckmäßige, als gut erſcheine. Nur darin ſtehen allerdings Sokrates und Plato höher, daß ſie die Gottheit nicht als Urheberin ſolchen trügeriſchen Scheines anerkennen; da es jedoch auch bei Sophokles nur die Wirkung der menſchlichen Schwäche, nicht der göttlichen Macht ſei, wenn der Menſch ſich durch dieſen Schein blenden und berücken laſſe, ſo könne er eben ſo wenig, als jene, als Fataliſt gelten, und ſelbſt wo das Unglück, wie in dem vorliegenden Fall, von Geſchlecht zu Geſchlecht forterbe, dürfe die wahre Urſache deſſelben nur in der erblichen Fortdauer derſelben Schwäche geſucht werden, die den Ahnherrn zum Opfer des göttlichen Zornes habe werden laſſen. Auch der Name, mit welchem die griechiſche Tragödie jenen dämoniſchen Fluch bezeichne und perſonificire, der als böſer Geiſt alle Glieder eines Geſchlechts heimſuche und ins Verderben ſtürze, ἀλάστωρ, ſcheine am Einfachſten und Sicherſten mit ἀλάομαι und ἀλαὸς in Zuſammenhang geſetzt und auf jene irreleitende und gegen alle Folgen blind machende Kraft bezogen zu werden, die ſich in jedem einzelnen Falle aufs Neue bewähre und unter ähnlichen Vorausſetzungen ähnliche Wirkungen hervorbringe, ohne jedoch die tragiſche Selbſtthätigkeit des Menſchen auszuſchließen.

Näher auf den einzelnen Inhalt des vorhergehenden Vortrags einzugehn, ward der Redner durch die Bemerkung des Präſidenten verhindert, daß die Zeit um ſei; er beſchränkte ſich daher auf eine freilich ſelbſt nur als augenblickliche Vermuthung aufgeſtellte Anſicht über die Schlußworte der zweiten Strophe, wo er νόμος οὐδὲν ἕρπων als „unwandelbares Geſetz“ auffaßte und für πάμπολις, das ohnehin ἅπαξ λεγόμενον ſei, παντὶ τίς zu leſen vorſchlug: „für das ganze menſchliche Leben gelte in Vergangenheit und Zukunft das unwandelbare Geſetz: wer ſteht außerhalb des Unglücks?“ ſo daß das Fragewort τίς, wie häufig, die Stellung der Negation verträte, die von dem Sinne eben ſo gebieteriſch gefordert wird, als ſie bei der gewöhnlichen Lesart ohne den ärgſten Zwang der Conſtruction nicht zu erhalten iſt.“

Prof. Oſann ſprach noch einige Worte zunächſt über die große Idee, die Sophokleiſchen Stücke ſceniſch darzuſtellen, dann über den ſchönen Eindruck, welchen die am Abend des 2. Octobers hierſelbſt ſtattgehabte Vorleſung der Antigone, beſonders aber der muſikaliſche Vortrag der Chöre gemacht habe. Er ſchlägt daher vor: im Namen der jetzigen Verſammlung an Hr. Mendelsſon-Bartholdy für ſeine treffliche Compoſition eine Dankadreſſe in deutſcher Sprache zu richten.

Der Antrag des Vice-Präſidenten, dieſe Adreſſe durch Prof. Oſann entwerfen und in der 3. Sitzung des Vereins von demſelben vorleſen zu laſſen, wurde genehmigt.

Nach der Pauſe machte der Präſident bekannt, daß vom Comité einſtimmig Dresden zum demnächſtigen Zuſammenkunftsorte des Vereins gewählt ſei. Zweifel dagegen könnten kaum obwalten, um ſo weniger, als Se. Excellenz, Hr. Miniſter von Wietersheim, ſich ſchriftlich darüber gegen das Präſidium höchſt freundlich und gütig geäußert habe. — Als Präſident wurde einſtimmig Prof. Hermann zu Leipzig gewählt und beſchloſſen, es ihm anheim zu geben, welchen Stellvertreter und Gehülfen er ſich wählen wolle.

O.S.R. Roſt wünſchte, daß die Tage der Verſammlungen des Vereins feſt beſtimmt ſein möchten. Die Verſammlung blieb bei der Anſicht ſtehen, es ſei dieſe Beſtimmung dem Ermeſſen des jedesmaligen Präſidenten zu überlaſſen.

Darauf ſprach Prof. v. Leutſch:

Ueber ein zu gründendes stipendium Muellerianum.

„Es iſt Ihnen bekannt, wie bei der Verſammlung der Philologen und Schulmänner zu Gotha der Plan gefaßt worden, dem zu ehrenden Gedächtniſſe Karl Otfried Müller's ein Stipendium Muellerianum zu ſtiften: — und zwar zu dem Zwecke, deutſche Philologen, welche behufs ihrer wiſſenſchaftlichen Ausbildung die claſſiſchen Lande zu bereiſen geſonnen ſind, zu unterſtützen. Es iſt dabei nicht der Gedanke, daß dieſe ausgeſandt werden ſollen, um große Entdeckungen zu machen; es ſoll vielmehr ſtrebenden Philologen nur leichter möglich gemacht werden, die claſſiſchen Lande durch eigne Anſchauung kennen zu lernen.

Dieſer Plan aber iſt jetzt erſt ſo weit gediehen, daß ich Ihnen, meine Herren, die Grundzüge der Statuten mittheilen kann:

1. Es wird aus freiwilligen Beiträgen — auch der kleinſte iſt willkommen — ein Kapital zuſammengebracht: die Zinſen dieſes Kapitals werden als Reiſe-Stipendium vergeben.
2. Die Verwaltung des Kapitals iſt das königliche Univerſitäts-Curatorium zu Hannover bereit zu übernehmen.
3. Die Ertheilung des Stipendii ſelbſt ſteht der philoſophiſchen Facultät der Univerſität in Göttingen zu.

Das Nähere, als die Zeit der Ertheilung des Stipendii u. ſ. w., wird ſeiner Zeit zur öffentlichen Kenntniß gebracht werden.

Zur Annahme von Beiträgen und zu den ſonſtigen Geſchäften, welche die Ausführung dieſes Plans veranlaßt, haben meine Herren Collegen, die Profeſſoren C. Fr. Hermann und Fr. W. Schneidewin ſich mit mir verbunden.

Ich glaube nicht, daß es hier weiterer Worte zur Empfehlung dieſer Stiftung bedarf, denn was dieſe ſelbſt anlangt, ſo iſt wohl Jeder von uns überzeugt, daß das Beſtehen ſolcher Stiftungen für unſere Wiſſenſchaft nur Vortheile bringen könne: die Liebe und die wahre Begeiſterung, welche die claſſiſchen Schriften der Griechen und Römer uns einflößen, wird durch die Anſchauung der Stätten, wo ſie nicht nur für ihre, ſondern für die ganze folgende Zeit ſegensreich gewirkt haben, nur befeſtigt und erhöht. — Daß aber das Stipendium den Namen K. O. Müllers trägt, wen wollte das befremden? Nicht allein, daß ſeine Verdienſte um die Wiſſenſchaft in unſer Aller dankbarer Erinnerung leben, wie die ſchönen Tage, die wir hier verlebten, zur Genüge bewieſen: es ſoll ſein Name gerade die Mahnung enthalten, nur mit wahrer philologiſcher Bildung ausgerüſtet den claſſiſchen Boden zu betreten.

Und ſomit empfehle ich Ihrer gütigen und lebhaften Theilnahme dieſes Unternehmen; ich bitte Sie, dahin zu wirken, daß ſelbiges in allen Kreiſen die Unterſtützung finde, deren es zu ſeinem Gedeihen bedarf.“

Eine Subſcriptionsliſte wurde aufgelegt.

Ober-Conſiſtorialrath Wiß ſchickte ſeiner Abhandlung einige einleitende Worte über ſeine Stellung zur alten Bonifacius-Stadt voraus, und wie er angefangen

Beiträge zur Geſchichte der Hochſtifts- und Landes-Bibliothek in Fulda

zu geben, deren erſter dieſer iſt:

Habent sua fata libelli.
Ovid.

„Eine vollſtändige und begründete Geſchichte der Fuldaer Benedictiner Stifts- und gegenwärtigen Landes-Bibliothek würde ſowohl wegen des hohen Alters, als des wichtigen Beſtandes derſelben ein bedeutender Beitrag zur Geſchichte der deutſchen Literatur ſein. Aber die Dunkelheit, welche die Schickſale dieſer einſt ſo reichen Bücherſammlung verhüllt, läßt ſich leider gerade in der wichtigſten Epoche nicht ganz zerſtreuen, in welcher die werthvollſten Handſchriften daraus faſt ſpurlos verſchwunden ſind. (Dasjenige, was der Vortragende zur Aufhellung beitragen kann, ſoll mindeſtens zuverläſſig ſein.)

§. 1.

Quellen.

I. Die unmittelbaren Quellen ſind die handſchriftlich noch vorhandenen Cataloge und Urkunden.

Der erſte aus der Regierungszeit des ſieben und ſechzigſten Abtes, Wolfgang Schutzbar von Milchling unter dem Titel: catalogus librorum omnium bibliothecae majoris ecclesiae Fuldensis anno millesimo quingentesimo sexagesimo primo repertorum in pergameno. Er hat 28 Folio-Seiten, die dem Bruche nach urſprünglich in Quart zuſammengelegt aufbewahrt worden ſind. Der jetzige Band ſcheint aus den ſiebenziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zu ſein, wo die Bibliothek ihre gegenwärtige Geſtalt erhielt.

Er verzeichnet theologica opera in 12 Nummern. Dann folgt primi repositorii ordo primus mit 11 Werken, secundus mit 13, tertius mit 13, quartus mit 16; secundi primus mit 17, secundus mit 14, tertius mit 12, quartus mit 19; tertii primus mit 16, secundus mit 15, tertius mit 22, quartus mit 16; quarti primus mit 23, secundus mit 18, tertius mit 12, quartus mit 23; quinti primus mit 9, secundus mit 13, tertius mit 14, quartus mit 12; sexti primus mit 16, secundus mit 13, tertius mit 14, quartus mit 16; septimi primus mit 11, secundus mit 28, tertius mit 25, quartus mit 25; octavi primus mit 21, secundus mit 24, tertius mit 17, quartus mit 17; noni primus mit 17, secundus mit 15, tertius mit 21, quartus mit 28; decimi primus mit 24, secundus mit 46, tertius mit 62, quartus mit 53, alſo 750 Handſchriften.

2. Eine Beſcheinigung des Biſchofs von Speyer, Marquard, aus dem Jahre 1568 über folgende, durch den Dechanten des hieſigen Stiftes Wilhelm Hartmann von Klauern (ſpäter acht und ſechzigſter Abt von 1568 — 1570) geliehen erhaltene Bücher: opusculum Rabani ad Ludovic. Imperatorem; R. de sacris ordinibus, R. in librum Sirach, quaestiones super extaticum, ex dictis sanctorum; R. opusculum de institutione clericorum. Dazu gehörig

3. Das Concept zu einer Erinnerung an die Zurückgabe vom 23. Nov. 1604 an den Biſchof Eberhard von Speyer, unterzeichnet Balthaſar ꝛc., welches der damals regierende ſiebenzigſte Abt Balthaſar von Dermbach iſt.

4. Schreiben Kaiſer Rudolf's II. mit eigenhändiger Unterſchrift und kaiſerlichem Siegel vom 15. Juni 1599 an Euſtachius von Weſternach, deutſchen Ordens Statthalter und Commenthur zu Mergentheim und Kauffenburg, Kaiſerlichen Rath, zu welcher Zeit der Abt Balthaſar von Dermbach vertrieben war und Maximilian, Erzherzog von Oeſterreich, als Statthalter über Fulda regierte. Darin verlangt der Kaiſer von hieſiger Bibliothek Raban's Buch vom Kreuze Chriſti und meint damit deſſelben berühmtes Werk de sancta cruce mit der Weiſung, daß daſſelbe nach Prag geſchickt und die Zuſchrift als Recognitionsſchein bis zu demnächſtiger Rückgabe auf der Bibliothek verwahrt werden ſolle.

II. Von mittelbaren Quellen ſind vornämlich zu bemerken:

1. Epistolae S. Bonifacii ed. Stephanus Alexander Wuerdtwein. Moguntiaci 1789. (Ueberſetzung von dem Vortragenden. Fulda 1842.)

2. Joannis Pistorii rerum Germanicarum veteres scriptores VI. Francof. 1607.

3. Joann. Friderici Schannat Dioecesis et hierarchia Fuld. ibidem 1727.

4. Joann. Frid. Schannat historia Fuldensis. Francof. 1727.

5 Deſſelben Vindemiae literariae ib. 1723.

6. Eckarti commentarii de rebus Franciae orientalis. Wirceb. 1729.

7. Ziegelbaur novus rei literariae ordinis S. Benedicti conspectus. Ratisbon. 1729.

8. Deſſelben historia ordinis S. Benedicti. Fuldae et Lp. 1723 und 24, duae collect.

9. J. P. Welle Buchonia, Zeitſchrift, 1—3. Heft, Fulda 1811—13. In dem zweiten Hefte ſteht: Kurze Nachrichten von der ehemaligen aus lauter Handſchriften beſtandenen Bibliothek von dem Bibliothekar N. Kindlinger, welche auch beſonders gedruckt ſind Lpz. und Frankf. 1812.

10. Die neueſte mit einigen Anführungen einſchlägige Schrift iſt: de rerum Fuldensium primordiis dissert. theol. ed. Georg. Zimmermann. Gissae 1841.

§. 2.

Die Geſchichte der Fuldaer Bibliothek zerfällt von ſelbſt in drei Haupt-Zeiträume, von welchen der erſte von der Gründung der Abtei bis auf die Anwendung der Buchdruckerkunſt, 744—1440, der zweite bis auf die Bildung der jetzigen Bibliothek, 1775, der dritte bis auf gegenwärtige Zeit geht. Es wird über jeden das Aufzufindende beigebracht, ſowie Sammlung, Zerſtreuung und Wiederbringung unterſchieden werden.

I. Von der Gründung der Abtei bis zur Anwendung der Buchdruckerkunſt.

§. 3.

1. Sammlung der Bibliothek.

Daß Bonifacius Wiſſenſchaft und Theologie kannte und achtete, ergiebt ſich aus ſeiner ſegensreichen Wirkſamkeit überhaupt, wie aus dem Inhalt und der Form ſeiner übrigen Briefe, welche bibliſche Bücher, dazu gehörige Commentare oft erwähnen und eine ausgezeichnete Bildung des Geiſtes und Herzens zeigen. Die ſchönſten Bibelſtellen ſind dem Glaubenshelden ſtets gegenwärtig und die Gedanken ſtrömen ihm zu, daß ſich der Fluß, wie in Pauli Epiſteln, häufig zu wogender Fluth erhebt. Er wird daher als Benedictiner um ſo mehr an den wiſſenſchaftlichen

und theologiſchen Hausrath gedacht haben, und ſein litterariſcher Nachlaß iſt ſeiner Stiftung gewiß nicht entgangen. In den Briefen kommen als ſein Eigenthum vor: ein Propheten-Buch, welches ſechs Propheten enthielt, die Briefe Petri, welche er von der Hand der Aebtiſſin Eadburg in England mit Gold geſchrieben erwartet, ein Commentar über die Epiſteln Pauli, namentlich den Römer-Brief und den erſten Corinthier-Brief, die Schriften des engliſchen Mönchs Beda Venerabilis u. ſ. w.*). Einige Handſchriften in dem oben angeführten Cataloge ſind wohl identiſch mit Bonifacius Exemplaren geweſen. Uebrig ſind noch die Handſchriften, welche von ihm herrühren ſollen.

Da ſie nicht bloß die eigentlichen Keimelia der Bibliothek ſind, ſondern überhaupt zu den älteſten Handſchriften gehören, welche ſich wenigſtens in Deutſchland finden, ſo verdienen ſie eine genauere Beſchreibung, welche hier theils nach eigener Anſicht, theils nach Schannat**) gegeben wird.

I.

Der erſte Codex beſteht aus fünfhundert und zwei ſehr dünnen und glatten Pergamentblättern, vierzehn Zoll hoch und ſechs breit, in hölzernem mit Silber beſchlagenem Bande und enthält:

1) eine Harmonie der vier Evangeliſten, nach Abſchnitten und Zahlen geordnet, mit einer Vorrede des Biſchofs Victor von Capua;
2) eine Tabelle, welche die kirchlichen Lectionen vom erſten Advent durch das ganze Jahr angibt, vornämlich aus den Briefen Pauli entnommen;
3) die Briefe Pauli in der gewöhnlichen Ordnung, außer daß der Coloſſer-Brief nach den Theſſalonicher-Briefen folgt; nebſt dem apokryphiſchen Laodiceer-Brief. Uebrigens ſind dieſelben nicht nach Capiteln, ſondern in Lectionen geſchieden nach Maßgabe des vorausgegangenen Verzeichniſſes;
4) ein Verzeichniß der Orte, wo die Apoſtel vollendet haben;
5) Die Apoſtelgeſchichte, nicht in 28 Capitel, ſondern in 74 Lectionen getheilt;
6) der Brief Jacobi;
7) die Apocalypſe.

Nach den Schriftzügen gehört der Codex ins ſechſte Jahrhundert. Die Unterſchrift bezeichnet durch die Angabe des Conſulats Baſilii das Jahr 546***).

II.

Der zweite Codex beſteht aus hundert ein und vierzig Pergament-Blättern in Klein-Folio in hölzernen Decken, unter welchen eine vergoldete Leder-Decke, an mehren Stellen durch Stiche und Hiebe verletzt und durchbohrt. Dieſes nämlich iſt das Buch, welches Bonifacius ſeinen Mördern entgegen gehalten haben ſoll, alſo, daß verſchiedene Flecken für Ueberreſte des Märtyrer-Blutes gehalten werden. Wie die Schrift alt-longobardiſch iſt, ſo kann Ragyndrud, welche der Nachſchrift gemäß das Werk geordnet hat, identiſch mit Radrud ſein, einer Tochter des longobardiſchen Königs Ratchis, und Sturm das Buch während ſeines Aufenthaltes auf dem Monte-

*) Vergl. Br. II, XIII, XVII u. ſ. w.

**) Vrgl. Jo. Frid. Schannat Vindemiae literariae, collectio prima. Fuldae et Lps. 1723, S. 215 ff. Wiederholt in deſſelben Dioeceſis et hierarchia Fuld. (F. 1727) S. 65 ff.

***) Cf. Schannat Vindem. Coll. I pag. 219 seq. S. Schriftprobe Nr. III.

Caſſino erhalten und dem Bonifacius zum Geſchenk gemacht haben*). Da auf dem vorletzten Blatte Namen mit Characteren geſchrieben ſtehen, wie ſie im achten Jahrhundert üblich waren, ſo iſt es nicht unwahrſcheinlich, daß man darin die ſelbſteigene Handſchrift des Unſterblichen beſitzt. Eine nähere chronologiſche Angabe iſt jedoch nicht zu finden. Der Inhalt iſt folgender:

1) ein Brief des Papſtes Leo an den Biſchof Flavius;
2) deſſelben an den Biſchof Theodor;
3) Abhandlung des Biſchofs Cerealis gegen Mariminus;
4) Brief des Agnellus an Arminius über den Grund des Glaubens;
5) eine Schrift des Confeſſors Fauſtus;
6) des Biſchofs Ambroſius Glaubensbekenntniß vom heiligen Geiſte;
7) Zeugniſſe vom Vater, Sohn und Geiſt, wie vom einigen Gott im Deuteronomium;
8) das Nicäniſche Glaubensbekenntniß;
9) der katholiſche Glaube nach den 318 Vätern;
10) der katholiſche Glaube im Gegenſatz mit ſämmtlichen Ketzereien;
11) Erklärung des katholiſchen Glaubens;
12) des heil. Ambroſius Schrift vom ſeligen Tode;
13) Angabe der Gegenden und Städte, wo die Leiber der heil. Apoſtel und Evangeliſten ruhen;
14) des Biſchofs Iſidor zwei Bücher Synonyme**).

III.

Das dritte Manuſcript beſteht aus fünf und ſechzig Pergament-Blättern in klein Octav und enthält die vier Evangeliſten in lateiniſcher Sprache. Am Anfange jedes Evangeliſten ſteht ein Bild deſſelben mit blondem Haare, blauem Kleid, purpurnem Mantel mit gelben Streifen, mit Griffel und Schreibtafeln in den Händen. Die Figur iſt bei allen vier Evangeliſten dieſelbe. Die Meinung, daß der auserwählte Jünger Jeſu dieſen Codex eigenhändig geſchrieben, widerlegt ſich durch die freilich unleſerlich gewordene Unterſchrift: Vidrug scribsit (sic). Dieſes mag derſelbe Gehilfe des Bonifacius ſein, deſſen Willibald im Leben des Märtyrers Cap. XI unter dem Namen Wintrung und Othlo Cap. XXV unter dem Namen Wintrug gedenkt. Sonſt möchte ich noch mehr auf eine engliſche Nonne ſchließen, welche, wie man aus den Briefen des Apoſtels mehrmals erſieht, ſich fleißig mit dem Abſchreiben der bibliſchen Bücher beſchäftigten, wie die Aebtiſſin Eadburg, da die Namen auf drud und trug häufiger als weibliche vorkommen. Die Mönche wirkten außerdem mehr durch das lebendige Wort, und Bonifacius ſelbſt hatte jeden Falles mehr zu thun, als Bücher abzuſchreiben. Da der Codex endlich ſehr klein geſchrieben iſt, ſo hat ihn der deutſche Apoſtel wenigſtens in ſeinen ſpätern Lebensjahren keinen Falles ganz geſchrieben, indem er in ſeinen Briefen mehrmals über Schwäche der Augen klagt und ſeine Freundinnen um libros claris, discretis et absolutis literis scriptos bittet***). Indeſſen unterſcheidet ſich die

*) Vergl. chron. Cassin. I, 8.
**) S. Schriftprobe Nr. IV.
***) Vergl. Br. IX, XV, XVIII, XXII, XXXV.

Schrift der erſten zwanzig Blätter weſentlich von den übrigen, weßhalb wohl der Anfang von ihm herrühren kann. Am Ende befindet ſich nämlich ein Blatt mit Gold-Buchſtaben, welches dieſes beurkundet, ohne jedoch den erſten Theil von dem ſpäteren zu unterſcheiden *).

Nach dem Zeugniſſe des Bibliothekars Liutprand wurde die Sammlung ferner durch Carl d. G. Fürſorge bereichert, beſonders mit Alcuins Werken.

Ein noch vorhandenes altes Fragment eines Catalogs enthielt: tertius ordo superioris numeri: liber officiorum, epistolae Jeronimi (sic) ad August. et rescriptum Aug. ad Jeron., liber compoti, epistolae Pauli, ecclesiastica historia, regula S. Basilii, vita beati Augustini, expositio canticorum, liber Aesopi de natura animalium, expositio Bedae in Apocalypsin, liber de vita confessorum. Ein anderes, was Schannat **) noch ſah, jetzt aber nicht mehr gefunden wird, enthielt XX Mönchsregeln, lib. de vita patrum, excerptio Theodori de canonibus S. patrum, de vita sanctorum Germani Abbatis, Johannis Metropol. de peccatis proximorum abscondendis. Dann Alcuin's expositiones über verſchiedene bibliſche Bücher, deſſen Homilien, deſſen Buch de Sancta Trinitate ad Carolum Imper. lib. III, deſſen dialectica ad C. I. et altercatio Athanasii cum Ario probo judice, deſſen rhetorica lib. I, de musica lib. I, de formulis arithmeticae artis, de grammatica. Endlich Raban's Werke: Expositiones zu verſchiedenen bibliſchen Büchern, de institutione clericorum, de laude sanctae crucis, de computo, deſſen Homilien.

Manche Bücher wurden von den Benedictinern ſelbſt ausgearbeitet und viele abgeſchrieben, wozu beſonders unter Rabanus Maurus eine beſondere Schreibſtube gehalten wurde, in welcher zwölf Brüder abzuſchreiben pflegten. Browerus ſah noch am Anfange des ſiebzehnten Jahrhunderts die Moralia S. Gregorii, welche der Abt Rohing laut der Aufſchrift geſchenkt, und eine vita des Biſchofs Wolfgangi, von dem Mönche Othlo, welcher im elften Jahrhundert nach des Biſchofs Willibald von Eichſtädt Vorgange im achten Jahrhundert auch Bonifacius' Leben beſchrieben hat. Außerdem werden in einem noch vorhandenen handſchriftlichen Necrologium von zahlreichen hauptſächlich hieſigen Benedictinern, vom Anfange an bis 1060 reichend, beſonders folgende als Gelehrte und Lehrer bezeichnet ***): Uſuard unter Carl d. G., Delo † 835, Heio 847, Samuel 840, Reccheo 848, Wanger 855, Walafried Strabus 871, Thiotmar 873, Otfried, Schüler Raban's und Verfaſſer der Evangelienharmonie 875, Eribo 885, Jominfried 888, Kriſtan 901, Graholf 905, Folonand 921. Dazu können noch gezählt werden: Ruthard und Rudolf, Beichtväter Ludwig des Deutſchen † 865, Brandau im neunten Jahrhundert, Theobald im Anfange des zehnten, Williram 1070, Othlo um dieſelbe Zeit, Rugger 1155, Johannes 1139, Eberwein 1241, Berthold Krohe 1449 ****). Mit der Gelehrſamkeit der Benedictiner im neunten Jahrhundert hielt die Frequenz der Kloſterſchule gleichen Schritt, welche von den Söhnen der erſten, beſonders fürſtlichen, gräflichen und ritterlichen Familien aus ganz Deutſchland beſucht wurde. So findet man den Enkel Carl's d. G. †), Eginhard's Sohn, Wiſſinus und Boleslaus, Herzog in Schleſien, unter ihren Zöglingen.

---

*) Vergl. Schriftprobe Nr. I.

**) Verg. Schannat hist. S. 63 ff.

***) Vergl. Trithemius in vit. Rab. II, 14.

****) Ziegelbaur l. c. S. 81.

†) Carl d. G. ſchreibt an den zweiten Abt Baugulf: Optamus vos, sicut decet, ecclesiae milites et interius devotos et exterius doctos, ut quicunque vos ad videndum expetierit, sicut de aspectu vestro aedi-

Daß durch ſolche Verhältniſſe auch die Bibliothek manchen ſchätzbaren Zuwachs erhalten, iſt nicht zweifelhaft. Wie es von Raban heißt: bibliothecam Fuldensem tanta librorum multitudine locupletavit, ut dinumerari vix queant, und von den Benedictinern überhaupt: bibliothecae etiam addiderunt incrementa, qui non ab aliis tantum descripserunt libros, sed proprio etiam Marte conscripserunt *).

II. Von der Anwendung der Buchdruckerkunſt bis auf die Gründung der gegenwärtigen Bibliothek, von 1440 — 1775.

§. 4.

Zerſtreuung der alten Bibliothek.

Schon im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts ſcheint die alte Bibliothek manchen Verluſt erlitten zu haben, indem der neun und fünfzigſte Abt, Johannes von Merlau, 1414 die Kirchenverſammlung zu Coſtnitz beſuchte und eine bedeutende Zahl von Büchern mitnahm, welche ſchwerlich alle zurückgekommen ſind, indem bald der eine, bald der andere der verſammelten Väter davon erhielt und nicht immer zurückgab. Aber größerer Verluſt entſtand ohne Zweifel ſeit der Anwendung der Buchdruckerkunſt beſonders durch die Nähe von Mainz und den Verkehr mit dieſem Mittelpunkt der neuen Kunſt, da zumal auch der Werth der Handſchriften dadurch ſank und für einen neuen Abdruck wohl manches alte Manuſcript hingegeben worden iſt.

Im ſechzehnten Jahrhundert führte der Bauern-Krieg die Einnahme der Stadt Fulda durch die buchoniſchen Bauern herbei, welche mit Beraubung des Doms verbunden war. Auf Anrufen des Coadjutors Johannes, Grafen von Henneberg, kam der Landgraf Philipp der Stadt zu Hülfe, ſchlug die Bauern, ſtellte den Raub zurück und die Ruhe wieder her **).

Daß, wie einige Fuldaer Schriftſteller behaupten, bei dieſer Gelegenheit einige alte Handſchriften nach Caſſel übergegangen und da geblieben ſind, iſt nicht unwahrſcheinlich, wenigſtens befinden ſich daſelbſt einige Manuſcripte, welche in den alten Fuldaer Verzeichniſſen angeführt werden und ſich auf der daſigen Bibliothek nicht mehr finden.

Indeſſen waren im Anfange des ſiebzehnten Jahrhunderts gleichwohl noch ſiebenhundert und fünfzig Manuſcripte, welche Browerus 1614 noch vorfand, die hundert Jahre ſpäter bis auf die drei oben beſchriebenen faſt ſpurlos verſchwunden ſind.

Die Reformation war beſonders von Heſſen und namentlich von Hersfeld aus, wo der Abt ſchon früher die evangeliſche Lehre eingeführt hatte, auch in Fulda eingedrungen, als der zwei und ſiebzigſte Abt, Johann Bernhard Schenk von Schweinsberg, die Regierung 1623 antrat. Der Pabſt Urban VIII ermahnte ihn daher in einem dringenden Schreiben, die alte Lehre und Kloſter-Ordnung herzuſtellen, und ſchickte ſeinen Nuntius für Niederdeutſchland, Petrus Aloyſius Caraffa, 1627 mit ausgedehnter Vollmacht hierher, als nachmaliger Papſt Paul IV genannt. Das iſt aber eben der Mann, welcher nach dem Falle des Kurfürſten von der Pfalz als Königs von

---

ficatur visus, ita quoque de sapientia vestra, quam in legendo seu cantando perceperit, instructus, omnipotenti Deo gratias agendo gaudens redeat.

*) Vergl. Ziegelbaur l. c. S. 79 und S. 226.

**) Vergl. Kindlinger, S. 15 und dagegen Wigand Lauze heſſ. Chronik 2 Th. S. 83 ff.

Böhmen den Herzog Maximilian von Baiern bewog, die reichſte Handſchriften-Bibliothek des deutſchen Vaterlandes, die 3522 Heidelberger Manuſcripte, dem Papſte zu überlaſſen. Wie wahrſcheinlich iſt es daher, daß ein ſo habſüchtiger Literator während ſeines hieſigen Aufenthaltes in Fulda ſeine Stellung benutzte, um auch die hieſige Bibliothek nach Rom in Sicherheit zu bringen?

Eine weitere Veranlaſſung dazu fand bei der Annäherung des Schweden-Königs 1631 Statt, wo der Kirchenſchatz nach Cöln geflüchtet wurde. Wenn die Manuſcripte damals noch vorhanden waren, ſo können ſie die Reiſe mitgemacht und, ſtatt Rhein abwärts, aufwärts dirigirt, den Weg über die Alpen gefunden haben. Eugen Gerlach, welchen der Abt, Heinrich VIII von Bibra, nach Rom ſandte, fand in der palatiniſchen Bibliothek zu Rom mehre Handſchriften, welche nach dem alten Catalog der hieſigen angehörten.

Später gingen manche Handſchriften und gedruckte Bücher in das Kloſter der Jeſuiten über, welche der ſiebenzigſte Abt, Balthaſar von Dermbach, 1573 zur Ausrottung der evangeliſchen Lehre in der Stadt und Umgegend hierher berufen hatte, beſonders nachdem der achtzigſte Abt, Adolf von Dalberg, 1734 die Univerſität geſtiftet hatte, an welcher zunächſt Jeſuiten lehrten. Endlich gab die Aufhebung des Ordens 1773 und die Zerſtreuung der hieſigen Ordens-Genoſſen Veranlaſſung zur Entwendung ſolcher Bücher, welche ſich in ihrem Kloſter befunden hatten. Wenigſtens führt Kindlinger zwei Brüder an, welche mit anſehnlichen Bücher-Kiſten ſich heimlich entfernt hatten, als das Kloſter übergeben werden ſollte, ohne demnächſt die ihnen zukommende Suſtentation in Anſpruch zu nehmen.

§. 5.

Sammlung und Aufſtellung der gegenwärtigen Landesbibliothek.

Im Jahre 1759 war Heinrich VIII von Bibra, zur Regierung gekommen, welcher, als ein guter Hirte, auch für die Wiſſenſchaften eifrigſt beſorgt, dem Benedictiner-Stift gegenüber ſeit den ſiebziger Jahren die gegenwärtige Landesbibliothek gründete. Es wurde 1776 ein neues Bibliotheks-Gebäude errichtet und zunächſt die Bücher aus dem Benedictiner-Kloſter und dem fürſtlichen Schloſſe in demſelben aufgeſtellt. Der nachmalige Propſt zu Neuenberg, von Piesport, erwarb ſich dabei beſondere Verdienſte und ließ den Cardinal Albani um Zurückgabe einiger Handſchriften, die aus der alten Fuldaiſchen Bibliothek in die Vaticaniſche gekommen, erſuchen. Ohne daß der Grund des Anſinnens in Abrede geſtellt wurde, erfolgte doch eine ablehnende Antwort und nur das Anerbieten, die Erlaubniß zum Abſchreiben von dergleichen Handſchriften geben zu wollen.

Im Jahre 1800 kamen durch den Bibliothekar, Benedictiner Peter Böhm, die Cataloge zu Stande, welche, mit bewundrungswürdiger Kunſt geſchrieben durch den zweiten Bibliothekar, Benedictiner Chryſoſtomus Winkopp, bis zum Ende des genannten Jahres reichen und aus vier großen Folianten beſtehen, die opera theologica, historica, juridica und philosophica enthaltend. Wie dieſe allgemeinen Abtheilungen, ſo ſind auch die weiteren der älteren Weiſe angemeſſen und die Bände voll, ſo daß ſie nicht fortgeſetzt werden können. Der Manuſcripte ſind in dieſen Catalogen in Folio 112, in Quart 78, in Octav 47, in Duodez 10. Von älteren deutſchen Werken befindet ſich darunter das Gedicht „von der ſtete Ampten und von der fürſten ratgeben", welches A. F. Ch. Vilmar zu Marburg 1835 zum erſten Male heraus gegeben; Briefe von Luther an Landgraf Philipp, welche in Kuchenbeckers Analecten, ſo viel ich mich erinnere, bereits abgedruckt ſind; Bugenhagen's Erklärung der Pſalmen u. ſ. w.

Im Jahre 1803 überwies der Fürſt von Fulda, Wilhelm von Oranien, die Bibliothek des ihm zugefallenen Kloſters Weingarten, welche in neunzehn Kiſten hier angekommen und längere Zeit dem Raube ausgeſetzt geweſen ſein ſollen. Nachher war Nicolaus Kindlinger Bibliothekar, welcher im Jahre 1812 die ſchon öfter angeführte kurze Nachricht von der alten Bibliothek herausgegeben.

Nach vielfältiger Noth und mancher Gefahr der Entſcheidung wurden mit der neuen Herrſchaft auch die Verhältniſſe der Bibliothek wieder geordnet, welcher ſeit dem Jahre 1824 unter dem Curatorium des zeitigen Regierungs-Directors der ſehr verdiente Profeſſor Philipp Wehner als Bibliothekar vorſteht. Derſelbe iſt beſchäftigt, die ſeit dem Anfange dieſes Jahrhunderts angeſchafften Bücher zu verzeichnen. Nachdem ſo eben ein neuer Saal über dem bisherigen höheren Ortes überwieſen worden, ſollen die noch nicht aufgeſtellten Bücher ihre Plätze erhalten.

Die Bücherzahl der ganzen Bibliothek mag ſich gegen fünfzigtauſend Bände belaufen."

Hierauf folgte der Vortrag des Prof. Döderlein aus Erlangen über die

Klaſſification der Präpoſitionen.

Er bemerkte, es ſei eine Art Ehrenſache für den Philologenverein, nach den anziehenden Vorträgen aus dem Gebiete der Archäologie, der Mythologie, der Geſchichte nun auch der trockenen Grammatik das Wort zu gönnen; denn ſie ſei der zwar trockene, aber zugleich feſte Boden, aus dem die Blumen und Bäume und Haine der Interpretation hervorſproßten, durch welche dann die warmen und kühlen Lüftchen der Kunſtgeſchichte und Mythologie ꝛc. wehten und ſich mit ihrem Dufte und Blüthenſtaub ſchwängerten. Jenes undankbare Geſchäft wolle er übernehmen und ſeinen Vortrag dadurch noch trockener machen, daß er ein Thema aus der allgemeinen Sprachlehre nehme und ſich noch überdieß auf einen bloßen Schematismus beſchränke.

Die Präpoſition ſei die Partikel oder das Verhältnißwort des Subſtantivs im Gegenſatz des Adverbs und der Conjunction als der Partikel des Attributivs und des Verbi ſubſtantivi. Alle Präpoſitionen haben anerkannter Weiſe urſprünglich eine rein locale Bedeutung, aus welcher ſich die ſinnverwandten temporalen und modalen Bedeutungen erſt entwickeln. Ausgenommen hiervon ſeien die Präpoſitionen mit und ohne, welche urſprünglich ſchon das rationelle Verhältniß der Geſellſchaft bezeichnen. Um nun die localen Präpoſitionen in ihr wahres Verhältniß zu einander zu ſetzen, unterſcheidet er vor Allen das locale Verhältniß eines Subſtantivs zu einer bloßen Fläche von jenem zu einem Körper. Weiter unterſcheidet er das Verhältniß zur Fläche erſtens als innerhalb und zweitens als außerhalb derſelben, und in beiden Verhältniſſen läßt ſich das Subſtantiv entweder als Punct, oder als Linie, oder als Kreis denken. Innerhalb als Punct gedacht wird es durch ἐν, in, in verbunden, als Linie durch διά, per, durch, als Peripherie durch ἀμφί, um. Außerhalb als Punct durch πρός, apud, bei, als Linie durch παρά, längs, als Peripherie περί. Den Unterſchied von ἀμφί und περί ſetzt er darin, daß ἀμφί der Kreis im Gegenſatz deſſen, was innerhalb, περί im Gegenſatz deſſen, was außerhalb der Fläche ſei, darſtelle, ohne verbürgen zu wollen, daß das Verhältniß dieſer ſynonymen Präpoſitionen ſich nicht umkehren laſſe. Alle übrigen Präpoſitionen dieſer erſten Claſſe müßten ſich unter dieſe 6 Präpoſitionen ἐν, διά, ἀμφί, πρός, παρά und περί als Nuancirungen ſubſumiren

laſſen. Als Beiſpiel führt er an inter und intra, als Unterabtheilungen von in, von denen inter ſich auf die discrete Größe von Zahlen, intra auf die continuirliche Größe einer Nummer beziehe. Eben ſo ſeien an und bei nur Unterarten von πρός, apud, welches die Nähe eines Punctes außerhalb im Allgemeinen bezeichnet, während an ſpecieller eine Berührung der Gränze, bei aber eine Trennung von derſelben bezeichnet.

Dieſe 6 Verhältniſſe des Ortes ſeien jedoch mit den 3 Verhältniſſen der Bewegung zu multipliciren, ohne daß die Sprachen beſondere Bezeichnungen für jedes dieſer Verhältniſſe zu beſitzen braucht: für den Punct innerhalb der Fläche gibt es nur im Griechiſchen drei Formen, ἐν εἰς, ἐξ, im Lateiniſchen und Deutſchen iſt der terminus ad quem homogen mit dem terminus in quo. Dagegen διά und ἀμφί müſſen alle 3 Arten der Bewegung bezeichnen und können es um ſo leichter, als es z. B. zu einem terminus a quo von ἀμφί nicht leicht im Reden Gelegenheit gibt. Für den Punct außerhalb der Fläche, πρός, gibt ἀπό den beſonderen terminus a quo, doch ſo, daß πρός auch, mit den verſchiedenen casibus verbunden, die ſämmtlichen terminos als Generalbegriff bezeichnen kann. Das letztere iſt auch der Fall mit παρά und περί. Erſt der feinere usus loquendi unterſcheidet zwiſchen ἀπό und πρός cum genit., während ſie rationell ſich nur wie die ſpecielle und die generelle Form unterſcheiden.

Die übrigen Ortsbezeichnungen beziehen ſich auf die Dimenſionen, welche durch einen Körper bedingt ſeien. Man wähle als Körper z. B. einen Kegel. Die Höhendimenſion oben und unten wird durch ἀνά, in, auf, und κατά unterſchieden. Dieſe Entgegenſetzung ſchließe einen ſynonymen Gebrauch nicht aus; z. B. ἀνὰ γαῖαν bedeute oben auf der Erde im Gegenſatz der Unterwelt, κατὰ γαῖαν unten auf der Erde im Gegenſatz des Himmels. Aber das oben und unten ſei ſelbſt wieder zwiefach, je nachdem das Obenſeiende auf dem Höhepunct oder der Fläche ruhe: ἀνά (auch ἐπί), in, welches eine Abſchwächung des altlateiniſchen an (in antennae, anhelare, andruare) ἀνά, mithin nur ein zufälliges Homonymum von in, ἐν ſei, auf; oder überhalb der Höhe ſchwebe, ὑπέρ, super, über. Der Gegenſatz ſei wie κατά von ἀνά, ſo ὑπό, sub, unter von ὑπέρ, wenn nämlich das, was unten iſt, von dem Gegenſtand im Verhältniß, zu welchem es unten iſt, zugleich bedeckt werde; demnach unterſcheide ſich ὑπέρ eben ſo von ἀνά wie bei von an. Die Dimenſion der Dicke verlange die Unterſcheidung von πρό ante, vor und von μετά, post, nach. Die Präpoſition ἀντί, contra, prae u. a. ſeien Nuancen von ante. Die Breitendimenſion habe keine doppelte Bezeichnung, weil ſich hier nur rechts und links unterſcheiden laſſe, dieſe Unterſcheidung aber nicht ſo wichtig und weſentlich ſei wie die von oben und unten, vorn und hinten; daher genüge ἐπί neben. Auch dieſe 5 oder 6 Dimenſionsverhältniſſe ſeien nun mit den Terminis der Bewegung zu multipliciren, ohne daß die Sprachen dieſer Forderung der Vernunft volles Genüge leiſten. Am bereitwilligſten hilft κατά aus. Mit dem Genitiv conſtruirt iſt es eigentlich der terminus ad quem von unten, in κατ' ὀφθαλμῶν κέχυτ' ἀχλύς. Es läßt ſich aber auch als terminus a quo von oben gebrauchen, in δάκρυα κατ' ὀφθαλμῶν χέε. Die Präpoſition ὑπό bezeichne an ſich alle 3 terminos, habe aber für den terminus a quo noch die vollſtändigere Form ὑπέξ.

Mit dieſen Andeutungen ſchließe er dieſen Abriß; eine weitere Ausführung würde zu einer Synonymik der Präpoſitionen führen, welche, auf dieſen Grundlagen aufgebaut, an Einfachheit und Sicherheit gewinnen werde.

Hierauf lud der Redner die Verſammlung ein, die übrigen nicht namhaft gemachten Präpo-

ſitionen ſelbſt unter die als Generalpräpoſitionen bezeichneten unterzuordnen oder, wenn dieſes in einzelnen Fällen nicht möglich ſcheine, ihn deßhalb zur Rechenſchaft und Aufklärung aufzufordern.“

Prof. Hermann will das Verhältniß eines Puncts zur Linie zu Grunde legen, wohin dann ein citra, trans paſſe; ambire halte er analog der discreten, circumire einer continuirlichen Größe; jenes ſei z. B. ein Gehen um Einzelne, dieſes um Andere herum in ihrer Geſammtheit; ſo verhalte ſich auch ἀμφί und περί, und es komme darauf an, ob man den Kreis von außen oder innen ſehe; in jenem Falle erſcheine er mehr als ein Ganzes, in dieſem trete mehr eine einzelne Seite hervor.

Nachdem Prof. Forchhammer und Prof. Rubino noch Einiges eingewendet hatten, bemerkte Prof. Thierſch: man könne Alles auf die räumlichen Verhältniſſe eines Körpers zurückführen, auch liege der von Prof. Döderlein angegebenen zweiten und dritten Bedeutung jeder Präpoſition, der temporalen und modalen nämlich, ein locales Verhältniß zu Grunde.

IV.

Protokoll

der

dritten öffentlichen Sitzung.

Caſſel am 5. October 1843.

Prof. Oſann verlas die in geſtriger Sitzung beantragte Adreſſe an Herrn Mendelsſohn-Bartholdy, welche von der Verſammlung angenommen wurde.

Alsdann ſprach die Verſammlung auf Veranlaſſung des Präſidenten ihren Dank gegen Herrn Kapellmeiſter Spohr, der gerade gegenwärtig war, durch Erhebung und Acclamation aus.

Es folgte der Vortrag von Dr. Theodor Waitz aus Gotha:

Platon und Ariſtoteles in ihrem Gegenſatze paralleliſirt mit Schelling und Herbart nebſt der Anzeige einer neuen Bearbeitung des Ariſtoteliſchen Organon.

Wenn Allſeitigkeit, Tiefe und Originalität der Forſchung uns den Maßſtab der Größe des Denkers an die Hand geben müſſen, ſo ſteht über Ariſtoteles keiner — keiner aus alter, keiner aus neuer Zeit. Er iſt der Culminationspunct der intellectuellen Bildung des Alterthums. Jahrhunderte haben alle ihre philoſophiſche Weisheit aus ihm geſchöpft, und ſie erſchöpften ihn nicht, nein, ſie kannten nicht einmal ſeine ganze Größe und mißdeuteten ihn oft. Es ſind wenige Jahre, da lag er noch begraben im Staube der Bibliotheken, mehr bewundert, als geleſen, mehr geleſen, als verſtanden. Wenn ſeinem Lehrer und Vorgänger die Blicke der Gelehrten ſich freundlicher zuwendeten, wenn Platon ſchon ſeit längerer Zeit einer eben ſo weit verbreiteten als tief begründeten Liebe und Verehrung genoß, ſo liegen die Urſachen davon wohl weniger in unſerer Zeit, als in dem inneren Verhältniſſe beider Männer ſelbſt. Der eine zieht uns an durch einen ſchnell treffenden Gedanken, der wie ein Blitz die Nacht der Zweifel erleuchtet, in die er uns zuvor geführt, er reißt uns hin durch den traulichen Ton der Unterhaltung, die kunſtlos das Kunſtwerk vor unſeren Augen entſtehen läßt, durch den liebenswürdigen Sokrates, der nirgends lehrt und doch über Alles ſo tief gedacht hat, er bezaubert uns durch die Hoheit ſeiner Poeſie, die mit unendlicher Sehnſucht die Schranken dieſes Erdenlebens uns überfliegen lehren will. Wenden wir uns darauf zu dem andern — wo iſt der Schmuck der Poeſie, wo der blendende Glanz der Darſtellung? Nichts von Allem dem! Keine Erquickung reicht er uns ſogleich nach der ſauern Mühe des Denkens, keine Labung zum Lohne unſerer anhaltenden Anſtrengung. Wie auf dürrer Haide ſtehen wir auf ſeinem Wege anfangs einſam und verlaſſen. Weggewendet haben wir uns von einer lebensvollen, blühenden Geſtalt, um ein Knochengerippe zu ſtudiren. Die Einſicht, die uns von Platon ſo mit einem Schlage wurde, die mit einem Male uns aufging als die ſchöne Sonne eines höheren Lebens, wird uns jetzt ſpärlich und langſam zugemeſſen, um jede Kleinigkeit wird gehandelt, nach jedem behutſamen Schritte vorſichtig wieder zurückgeſchaut. Da verlieren ſich nach und nach der Freunde viele, ſelbſt von denen, die anfangs willig folgten; aber er zählt auch andere unter ihnen, die ihm nicht untreu werden; denn ſie ahnen, daß ihn am innigſten lieben wird, wer ihn am beſten kennt.

Die philoſophiſche Forſchung kann zwei Wege einſchlagen. Sie ſtellt entweder eine Weltanſicht an die Spitze des Syſtems und ſucht aus dieſer die vorhandenen Erſcheinungen zu erklären, oder ſie unterſucht die vielfachen und vieldeutigen Erſcheinungen und bildet aus ihnen ihre Weltanſicht. Die erſte Methode gehört dem Platon, die zweite dem Ariſtoteles. Sie unterſcheiden ſich wie Glauben und Wiſſen. Die erſte ſtellt das Räthſel als gelöſt hin und verſucht die Nachweiſung der Wahrheit im Leben der Natur, ſie erklärt die Natur aus dem Begriffe, aus der innern Anſchauung, die ſie gewonnen hat. Sie iſt nicht von vorn herein klar, ſondern muß erſt ganz entwickelt werden, damit man ihre Wahrheit beurtheilen könne aus der befriedigenden Erklärung des Ganzen. Daher verglich Hegel ſein Syſtem einem Kreiſe, den man erſt ganz durchgemacht haben müſſe, um zur Ueberzeugung der Wahrheit des Einzelnen zu gelangen. Der letzte Repräſentant dieſer Methode iſt Schelling, den wir mit Platon paralleliſiren, der letzte Verfechter der

andern Seite war Herbart, den wir dem Ariſtoteles zur Seite ſtellen. Welchen der beiden Wege die Philoſophie zu betreten habe, ob Herbart's Kräfte und Leiſtungen denen des Ariſtoteles, die Schelling's denen des Platon zu vergleichen ſind, gehört nicht hieher. Wir betrachten bloß den Unterſchied der Methoden, nicht den Werth derſelben. Der Philoſoph der einen Richtung, die wir mit Platon bezeichnen, erklärt die Welt aus ſeiner Weltanſchauung, der andere ſeine Weltanſchauung aus der Welt; der eine macht den Anfang da, wo der andere aufhört. Daher geht für den einen vorwärts, was für den andern rückwärts geht, und an eine Vereinigung in einer Mitte iſt nicht zu denken, weil ſonſt beide auf halbem Wege ſtehen bleiben und die Erreichung des Zieles und ſomit ſich ſelbſt aufgeben müßten.

Platon's Ideenlehre war dem Ariſtoteles eine Fabel, weil er keine Thatſache in der Erſcheinungswelt vorfand, an die er ſie hätte knüpfen können — als ob Platon ſeine Ideen an etwas hätte knüpfen wollen! als ob er nach einer tieferen Begründung für ſie geſucht hätte! Gerade das Gegentheil! An ſie ſollte erſt alles Andere geknüpft werden, ſie waren ihm das Erſte und Gewiſſeſte. Die Welt war ihm unverſtändlich ohne dieſen Schlüſſel, die Ideen waren ihm das Wort des Räthſels, ohne ſie war ihm die Welt ein Chaos. Was iſt ſicherer, als daß weder Platon den Ariſtoteles noch Ariſtoteles den Platon verſtand? Wie wäre es auch möglich geweſen, da ſie dieſer Verſchiedenheit in ihren Prinzipien ſich nicht bewußt waren? Ariſtoteles mußte den Platon für einen Schwärmer, für einen Dichter erklären, für einen Verſchwender, der anfängt zu bauen, unbekümmert, wie lange die Pracht halten werde: ſo ſprach Herbart von Schelling; Platon dagegen mußte auf die ſauern Forſchungen ſeines großen Schülers mitleidig herabſehen, es nicht für Vorſicht, ſondern für Ohnmacht erklären, daß er ſich ſo wenig über den Boden erheben konnte — um es mit neueren Worten zu ſagen: er mußte die Reflexionsphiloſophie als eine ganz nützliche Vorübung für die Speculation betrachten, ihre Prätenſion aber, für Philoſophie zu gelten, energiſch zurückweiſen.

Mag man nun den Streit (beider Richtungen) über die Berechtigung auch hier und da für entſchieden halten: ſo viel iſt gewiß, daß er factiſch noch fortdauert und wohl ſchwerlich einem ſchnellen Ende entgegenſieht. Aus dem beſprochenen Gegenſatze zwiſchen Platon und Ariſtoteles gewinnen beide ein gemeinſames Intereſſe. Wie im Leben der Natur, des Einzelnen ſowohl, als des Ganzen, Action und Reaction unabänderlich an einander gebunden ſind und an den Forſcher gleiche Anſprüche auf Anerkennung ſtellen, ſo auch im Leben der Wiſſenſchaft. Es war daher nicht bloß billig, ſondern nothwendig, daß man ſich dem Ariſtoteles zuwendete, nachdem Platon eine vielfache Berückſichtigung gefunden hatte. Es mußte ein allgemein gefühltes Bedürfniß werden, auch jenen zu durchforſchen, nachdem man ſich gewöhnt hatte, dieſen als die glänzendſte Erſcheinung der alten Philoſophie zu betrachten.

Wo Ariſtoteles am größten daſteht, wird ſchwer ſein, zu entſcheiden. Seine freien, von aller Schwärmerei entfernten Anſichten in politiſchen Dingen, geſtützt auf einen reichen Schatz von Erfahrungen, gegründet auf einen würdigen Begriff des freien Bürgers, dürften in unſerer Zeit wohl den allgemeinſten Anklang finden. Die neue Bahn, die er den Naturwiſſenſchaften gebrochen, wird ihm, je mehr ſeine Anſichten bekannt werden, eine deſto größere Achtung bei den Naturforſchern unſerer Tage ſichern; die Schärfe und Originalität ſeiner metaphyſiſchen Speculationen ihm die Bewunderung der Philoſophen aller Zeiten erhalten. Wenn wir aber ſeine Größe aus der Schöpferkraft ſeines Genius beurtheilen wollen, ſo wird es vor Allem die Logik ſein, an die wir uns zu wenden haben. Vor ihm gab es keine, und die Folgezeit hat nicht allein dieſe Disciplin

anerkennen, ſondern auch geſtehen müſſen, daß dem Ariſtoteles ebenſowohl der Ruhm der Erfindung, als der Vollendung dieſer Wiſſenſchaft gehört. Letzteres behauptete wenigſtens Kant, und wenn man ſich zu dieſem Urtheile nicht verſtehen will, ſo ſcheint der Grund davon entweder darin zu liegen, daß man Ariſtoteles zu wenig kennt, oder darin, daß man unter Logik eine andere Wiſſenſchaft verſteht, als die von den formalen Bedingungen der Wahrheit unſeres Denkens. Dem Worte Logik eine neue Bedeutung zu geben, ſteht einem Jeden frei, wenn er dieſe Bedeutung nur nicht zur Schmälerung alter Verdienſte benutzen und ſich ſonſt hüten will, ſich und Andere glauben zu machen, daß mit dem neuen Wortgebrauche auch ſchon ein neuer Gedanke geſchaffen ſei. Denn man thut immer beſſer, Altes mit alten Worten, als mit neuen nichts Neues zu ſagen.

Wenn bei dem jetzt neu auflebenden Studium des Ariſtoteles gerade das Organon noch am wenigſten beachtet worden iſt, ſo liegt dies wohl hauptſächlich an der von Anfang herein wirklich abſchreckenden Trockenheit dieſes Theiles der Ariſtoteliſchen Schriften, an welcher in dieſem Falle weniger der Schriftſteller Schuld iſt, als der Gegenſtand. Intereſſe gewinnt man erſt, wenn man anfängt das Ganze zu überſehen. Da aber die logiſchen Schriften des Ariſtoteles zu einem gründlichen und fruchtbringenden Studium dieſes Philoſophen ganz unerläßlich ſind, ſo glaube ich, mit der Herausgabe derſelben ein um ſo dringenderes Bedürfniß zu befriedigen, je allgemeiner der Werth des Ariſtoteles Anerkennung findet, und je bedeutender dasjenige iſt, was in dieſem Theile ſeiner Werke unſerer Zeit noch zu thun obliegt. Imm. Bekker's Geſammtausgabe und Brandis's Scholienſammlung ſind die einzigen Vorarbeiten von größerem Umfange, die mit gutem Erfolge durchgehends benutzt werden können. Beide habe ich noch möglichſt zu vervollſtändigen geſucht. Bekker hat drei Codices des Organon verglichen, einen Urbinatiſchen des Vatican, einen Venetianiſchen und einen der Pariſer Bibliothek. Die Auswahl derſelben zeugt, wie nicht anders zu erwarten war, von großem kritiſchen Scharfblick. Eine Mailänder Handſchrift ausgenommen, fand ich weder in Italien, noch in Paris wichtigere Hülfsmittel, als die von Bekker benutzten; um ſo nothwendiger machte ſich aber eine zweite Benutzung derſelben, um die ich mich nach Kräften bemüht habe. Der Pariſer Codex iſt, obgleich nicht viel jünger, als jene beiden, doch entſchieden von weit geringerem Werthe, und Bekker gebrauchte ihn daher nur für die Verbeſſerung des Textes, wo jene ihn verließen. Ich glaube es dadurch entſchuldigt, wenn ich wegen der mannichfaltigen anderen Handſchriften, die ich ſchon benutzt hatte, die Zeit, welche ich auf ihn hätte anwenden können, lieber einigen noch unedirten Mathematikern ſchenkte. Es war beſonders Pappus, von deſſen reichhaltiger *συναγωγή* ſchon öfters eine griechiſche Ausgabe gewünſcht und ohne Erfolg unternommen wurde, und eine verloren geglaubte Optik des Ptolemäus, lateiniſche Ueberſetzung aus dem Arabiſchen, deren freie Benutzung ich der zuvorkommenden Güte des dortigen Bibliothekars Herrn Haſe danke. — Daß in der Vergleichung der Manuſcripte nach Bekker noch Vieles zu thun war, und daß auch außerdem der Text manche Veränderungen erfahren muß, hoffe ich durch meine Ausgabe zu beweiſen, ohne dadurch den Verdienſten meines Vorgängers im geringſten etwas abziehen oder zu nahe treten zu wollen. Ich müßte unfähig ſein, die Größe des Mannes, deſſen Geiſt ich durch meine Arbeit dem gelehrten Publicum näher zu bringen wünſche, zu würdigen und mir zur Nachahmung als Muſter vorzuſtellen, wenn ich fremde Verdienſte ſchmälern wollte, weil nach ihnen auch für mich noch etwas zu thun übrig blieb.

Ein zweites Hülfsmittel zur Kritik und Erklärung des Textes waren die Scholien. Von dem Fleiße, welchen Brandis mit ſo vielem Erfolge auf dieſen ſchwierigen Gegenſtand gewendet hat, habe ich mich durch eigenes Studium der Commentare überzeugt, welche er ausgezogen hat,

und bin dadurch zu der Anſicht gelangt, daß ſeine Arbeit einen ſolchen Grad der Zuverläſſigkeit beſitzt, daß ein neuer Auszug aus den Materialien, die er bereits benutzt hat, keine erhebliche Ausbeute gewähren würde. Es blieb daher auf dieſer Seite für mich nichts zu thun, als die genaue Durchſicht der ungedruckten Scholien, welche von ihm nicht erwähnt werden. Ich habe dabei den Grundſatz befolgt, daß ich nichts aufnahm, was in den von Brandis gelieferten ſchon vorhanden war. Alle ungedruckten Scholien zum Organon herauszugeben, ſcheint ein Unternehmen, das nur die Zahl der Bücher vermehren würde, welche in den Bibliotheken mit ewigem Staube bedeckt ſtehen. Freilich war es ſchwieriger, eine Auswahl zu treffen, als das Gute mit dem Schlechten in dicke Bücher zuſammenzuwerfen. Mein Auszug der Scholien iſt trotz der Menge von Commentaren, die ich noch leſen mußte, ſehr klein geworden, weil ich nur geben wollte, was mir neu und von einigem Intereſſe ſchien. Die Mühſeligkeit und Langweile der alten Erklärer zu überſtehen, fand ich ſchon um meiner eigenen Befriedigung willen für nothwendig, und wenn meine Bemühungen in dieſem Puncte etwa zu kleinlich ſcheinen, dann darf ich auf unſeren großen Leſſing verweiſen, der dadurch der gelehrten Welt einen nicht unerheblichen Dienſt zu leiſten glaubte, daß er ſie des unnützen Leſens überhöbe.

Es iſt mir noch übrig, von dem Commentare Einiges zu ſagen, den ich dem Organon beizufügen Willens bin. Er ſoll theils die Rechtfertigung der aufgenommenen Lesarten enthalten, deren Güte nicht aus dem Werthe der Handſchriften unmittelbar einleuchtet, theils ſoll er den Zuſammenhang des Einzelnen nachweiſen, die wirklichen Schwierigkeiten aufdecken und erklären. Er ſoll nicht das auseinanderſetzen, was ein Jeder gleich ſelbſt findet. Nichts würde leichter ſein, als durch breite Erklärungen den Leſer des eigenen Nachdenkens zu überheben, aber es würde dies des Ariſtoteles unwürdig ſein. Vielmehr will ich darnach ſtreben, nicht allein Ariſtoteles aus Ariſtoteles, ſondern auch Ariſtoteliſch zu erklären, auf eine Art meine ich, die mehr den Verſtand reizt, als daß Gedächtniß in Anſpruch nimmt. Die von Brandis gegebenen Scholien, deren Studium ich nicht entbehrlich, ſondern gerade recht nothwendig zu machen wünſche, werde ich daher nur in ſo fern beiziehen, als ein Mißverſtand des Ariſtoteles durch die alten Erklärungen veranlaßt, und ſie ein Mittel zur Verbeſſerung des Textes werden können. Zur beſonderen Aufgabe mache ich es mir, den Sprachgebrauch und die ſtiliſtiſche Eigenthümlichkeit des Ariſtoteles zu beachten und nicht allein zu erklären, was wirklich klar werden kann, ſondern auch die dunkeln Stellen da nachzuweiſen, wo der dunkele Ausdruck auf einen unklaren Gedanken ſchließen läßt.

Ob meine Leiſtung Ihren und meinen Wünſchen entſprechen wird, weiß ich nicht. Die Wirklichkeit bleibt immer als ein Zerrbild hinter dem Urbilde zurück. Was meine Kräfte vermögen, thue ich mit Freuden, aber ich fühle, daß ſie der Unterſtützung bedürfen. Woher ihnen dieſe auch kommen mag, willkommen wird ſie immer ſein."

Prof. Kriſche aus Göttingen nahm das Wort, um Einiges, was ihm zeitgemäß ſchien, zu bemerken. Die vorläufige Ankündigung zweier Vorträge über Ariſtoteles in der diesjährigen Verſammlung weiſe darauf hin, daß ſeit der großen Berliner Ausgabe des Ariſtoteles die Philoſophie eine Hauptſache in der jetzigen Philologie ſei. Gern ſchließt ſich dieſer Richtung der Redner an. Doch Ariſtoteles, wie er einſt in der Entwickelung der Philoſophie ſeine Vorgänger überholt, ſcheine auch jetzt in dem Gange der Philologie obenan geſtellt werden zu ſollen. Es habe früher die Philologie den Plato auf Koſten des Ariſtoteles erhoben, die ſpätere Bevorzugung des Letzteren ſei nur durch das Bewußtſein hervorgerufen, wie ſehr man ſich dadurch an Ariſtoteles

vergangen habe. Der Ausgangspunct aber, welchen man jetzt für die Bearbeitung des Ariſtoteles gewählt, ſchiene ihm nicht der richtige zu ſein. Solle Ariſtoteles wieder erkannt und dies durch philologiſche Critik gefördert werden, ſo müſſe die Critik zuerſt alle ihr zu Gebote ſtehenden Normen aufbieten, um durch alle im Verein eine richtige Tertesbildung zu gewinnen. Bekker, welcher den kritiſchen Theil beſorgte, wäre einſeitig geworden. Auf den Grund vieler Handſchriften für Ariſtoteles habe er ſeinen Text gründen wollen; dabei aber die vortreffliche Gewähr überſehen, welche über die Zeit der Handſchriften hinausreicht. Er habe nämlich die Commentare der ſpäteren Peripatetiker nicht in Anſchlag gebracht, welche die Hörer in die Philoſophie des Meiſters einführen ſollten. Dieſe Commentare hätten den Text aufs reinſte wieder zu geben verſucht. Der alſo, welcher die Gedankenwelt des Ariſtoteles vorführen wolle, müſſe dieſe vorbildlichen Muſter nicht aus den Augen laſſen. Sie wären die erſte Norm bei der Tertesconſtituirung, ſo weit ſie ſelbſt nicht ihre Lesarten verſchieden angäben; auch ließe ſich aus ihren Erklärungen ein Schluß auf den von ihnen geleſenen Text machen. Erſchwert ſei die Benutzung dieſer Commentatoren dadurch, daß Brandis nur Excerpte aus denſelben geliefert, um einzelne Stellen zu conſtituiren, ja nicht einmal die Varianten der Commentatoren angegeben habe. Dadurch ſeien wir an die griechiſchen Texte der Commentatoren gewieſen, nach denen der Werth der Handſchriften feſtgeſtellt und ermittelt werden müſſe, wie ſich die Handſchriften zu den den Commentatoren zu Gebote geſtandenen Texten verhalten. Erſt wenn dieſes geſchehen, beginne die Einzelcritik.

Prof. Hermann ſagte darauf:

„Als ich geſtern das Wort nahm, um ein weit verbreitetes Vorurtheil hinſichtlich der griechiſchen Tragödie zu bekämpfen, habe ich vielleicht Manchen, ja Vielen aus dieſer Verſammlung nur Bekanntes zu ſagen geſchienen, obgleich eben dieſes Urtheil mir inſofern nur willkommen ſein konnte, als ich darin das Zeugniß erblicken durfte, daß mein zunächſt für unſere nicht philologiſchen Zuhörer beſtimmter Vortrag nichts enthielt, womit die Sachkenner unter uns nicht übereinſtimmten; mein jetziges Auftreten aber wird wenigſtens dieſer Rechtfertigung nicht bedürfen, nachdem wir das Vorurtheil, gegen welches ich jetzt ſprechen will, ſo eben erſt aus dem Munde eines unſerer philologiſchen Collegen gehört haben, der ſich durch den ſonſtigen Inhalt ſeines Vortrags hinlänglich als Sachkenner legitimirt hat. Nur das hätte er meines Erachtens nicht gleichſam zur Grundlage ſeiner ganzen Darſtellung machen ſollen, daß Plato den Maßſtab ſeiner Weltanſchauung nicht von Außen empfangen, ſondern aus ſeinem Kopfe geſtaltet und ſo zur Wirklichkeit mitgebracht habe, womit dann aufs Engſte die andere nicht minder ſchiefe Behauptung zuſammenhängt, daß Ariſtoteles nicht im Stande geweſen ſei, ſeinen großen Vorgänger zu verſtehen; beides Vorurtheile, die freilich auch fortwährend von Vielen getheilt und ewig wiederholt werden, die aber gerade an dieſer Stätte um ſo weniger ohne Widerlegung bleiben dürfen, je ſicherer ſie ſich bei einer näheren Beſchäftigung mit beiden Denkern als ungegründet und ungerecht herausſtellen. Was zuerſt Plato betrifft, ſo wage ich zu behaupten, daß er in keinem anderen Sinne Idealiſt heißen kann, als ſein ganzes Volk, deſſen geiſtige und ſittliche Principien er nur zum Schluſſe ſeines weltgeſchichtlichen Daſeins in dem Spiegel ſeines eigenen Geiſtes concentrirt und durch die Energie ſeiner Reflexion zu einer Einheit bewußter Anſchauung gebracht hat, wie ſie in der Zerſtreuung und Zerſplitterung des bisherigen Lebens weder theoretiſch, noch praktiſch möglich geweſen war, ohne daß dieſes gleichwohl ſeinen nationalen Elementen nach auf anderen Grundlagen beruht oder ein anderes Ziel erſtrebt hätte; ich habe es ſchon wiederholt geſagt, muß aber immer aufs

Neue darauf zurückkommen, daß Plato weder Phantaſt, noch abſtracter Theoretiker, ſondern durch und durch Grieche war, deſſen Lehren und Vorſchläge uns jetzt nur deßhalb unpraktiſch erſcheinen, weil ſie auf dem Grunde einer nationalen und wiſſenſchaftlichen Entwickelung errichtet ſind, die gerade mit dieſem ihrem letzten und reinſten Vertreter aus dem Leben verſchwand und alle ihre Herrlichkeit den Nachkommen nur als ein verlorenes Ideal zurückließ. Wie ſeine praktiſche Philoſophie und namentlich gerade ſeine vielverſchrieenen Staatsentwürfe dem kundigen Auge leicht als die Vervollkommnung und Vergeiſtigung der Form erſcheinen, welche ſich das ächt helleniſche Volksleben bereits in der lykurgiſchen Verfaſſung gegeben hatte, und die nur durch den Fluch der allgemeinen menſchlichen Unvollkommenheit hinter ihren Principien zurückgeblieben war, iſt bekannt und anderswo weiter ausgeführt; aber auch der theoretiſche Theil ſeines Syſtems und ſeiner Ideenlehre, die der Behauptung, gegen welche ich auftrete, hauptſächlich vorgeſchwebt haben mag, ergibt ſich dem, welcher ihre Entſtehung hiſtoriſch und pſychologiſch verfolgt, als der nothwendige Schlußſtein des Gebäudes, an welchem die griechiſche Wiſſenſchaft bereits ſeit Jahrhunderten gearbeitet hatte, und das in ſo fern als geſchichtliches Eigenthum des ganzen Volkes angeſehen werden muß. Nur weil Plato eine vielleicht zu große Scheu trug, den Bau ſeiner Vorgänger, wie ſpäter Ariſtoteles that, umzuwerfen und von Grund aus neu aufzuführen, mußte er ſich über die Erfahrungswelt erheben, um jenen in die Wolkenregion, wohin ſie ſich verſtiegen hatten, zu folgen und dem Einſturze vorzubeugen, womit ihnen die ſchroffe Einſeitigkeit ihrer Richtungen drohte; ſeine Ideenlehre iſt lediglich darauf berechnet, die Widerſprüche und Antinomien, worein ſich die griechiſche Philoſophie durch den Streit der Schulen verwickelt hatte, zu vermitteln und aufzulöſen, ohne das Richtige und Haltbare, das jede dieſer Schulen darbot, untergehen zu laſſen; und wenn ſie in ſo fern auch nicht auf dem unmittelbaren Boden der Erfahrung wurzelt, ſo iſt ſie doch darum, weit entfernt ein bloßes Zeugniß ſpeculativer Phantaſie zu bieten, eine durch und durch hiſtoriſch begründete Erſcheinung, ein ächtes Kind ihrer Zeit und ihres Volkes, die ſelbſt an der philoſophiſchen Wahrheit nur deshalb und in ſo weit Theil hat, als die Lehren und Meinungen, über welchen ſie mit verſöhnender Harmonie ſchwebt, aus dem ewigen und unabweislichen Bedürfniß des Menſchengeſchlechts nach Einheit in der Mannichfaltigkeit hervorgegangen waren. Aber ſo herrlich und unvergänglich auch das griechiſche Volk und ſein philoſophiſcher Koryphäe Plato dieſe Aufgabe in künſtleriſcher Hinſicht gelöſt und damit wenigſtens einer Seite des geiſtigen Bedürfniſſes genügt hat, ſo konnte ſie doch ihre wiſſenſchaftliche Löſung eben um dieſes einſeitig idealen Charakters des griechiſchen Volks ſelbſt willen nicht eher erwarten, als bis durch eine welterobernde Richtung, wie ſie Alexander nahm, die Schranken gefallen waren, die Griechenlands nationales Leben ſpecifiſch von der übrigen Menſchheit abſonderten, und ſo war es allerdings erſt Alexander's Zeitgenoſſen und Geiſtesverwandten Ariſtoteles vorbehalten, die Wiſſenſchaften auf erweiterte, unmittelbarere, reiner menſchliche Grundlagen zurückzuführen, ohne daß jedoch deßhalb ſein Vorgänger aufhörte, in dem freilich erſchöpften und nur durch künſtliche Mittel noch zu befruchtenden Boden eines wirklichen Lebens zu wurzeln. Ja gerade, wie neulich nicht ohne Grund behauptet worden iſt, daß die Sokratiſche Lehre trotz ihres empiriſchen Anſtrichs einen hohen Grad von Subjectivität in ſich trage, könnte man die Ariſtoteliſche Philoſophie im Gegenſatze der concreten lebensvollen Bilder der Platoniſchen noch eine viel abſtractere nennen, da ſelbſt die Erfahrung nur dazu dient, ihr ſtarre Formen und Geſetze abzugewinnen, während ſich die Platoniſche Ideenwelt, trotz ihres einheitlichen Characters, der bunten Mannichfaltigkeit der wirklichen, von der ſie nur ein Analogon iſt, nicht ganz erwehren kann; oder wenn ſich dieſes auch mit den Sä-

zen meines Gegners vereinbaren ließe, ſo ſteht doch dieſem jedenfalls das entgegen, daß Ariſtoteles ſelbſt die Platoniſchen Ideen keineswegs mit praktiſchen oder empiriſchen, ſondern mit logiſchen Gründen bekämpft und folglich an ſie ſelbſt einen idealen Maaßſtab legt, dem ſie in ihrer mehr quantitativen Verſchiedenheit von der Realität nur unvollkommen entſprechen. Daß dieſer aber endlich trotz dieſes Gegenſatzes, in welchem er zu Plato erſcheint, nicht im Stande geweſen ſein ſollte, ihn zu verſtehen, dem tritt auch, ganz abgeſehen davon, daß doch Plato ſelbſt eine reale Erſcheinung war, die folglich der große Begründer realer Wiſſenſchaft auch umfaſſen mußte, ſchon der einzige Umſtand entgegen, daß ſeine Polemik gerade gegen die Seite der platoniſchen Lehre gerichtet iſt, in welcher wir und allem Anſcheine nach auch Plato ſelbſt die Blöße ſeines ganzen Syſtems erkannte oder fühlte. Nicht, wie ſie in den Platoniſchen Schriften mehr künſtleriſch und in formalen Umriſſen angedeutet iſt, ſondern wie ſie der Meiſter in ſeinen mündlichen Vorträgen ſpeculativ zu begründen und dem wiſſenſchaftlichen Geiſte commenſurabel zu machen geſucht hatte, iſt die Ideenlehre von Ariſtoteles bekampft worden; und ſo wenig auch die Kürze der Zeit dies hier weiter zu verfolgen erlaubt, wird es doch vergönnt ſein, als Reſultat einer vieljährigen Beſchäftigung mit dieſen Dingen das auszuſprechen, daß die Geſtalt jener Lehre, wie wir ſie aus Ariſtoteles Angriffen kennen lernen, eben ſo folgerecht mit der in den Schriften ihres Urhebers umriſſenen zuſammenhängt, als ſie andererſeits das vergebliche Ringen eines großen Geiſtes beurkundet, ſich auf einem ſchwindelnden Standpunkte, wohin ihn ſein raſtloſes Streben fortgeriſſen hat, feſtzuſtellen und aufrecht zu erhalten. Wenn alſo auch Ariſtoteles von den meiſten Platoniſchen Schriften nur geringe oder beiläufige Kenntniß nimmt, und dieſe faſt häufiger als Sokratiſche bezeichnet, ſo beweiſt das ſo wenig, daß er ſie nicht verſtanden, daß es vielmehr nur den ſcharfen Blick des philoſophiſchen Strategen beurkundet, der, unbekümmert um die ihn umſchwärmenden Einzelhaufen die feindliche Stellung in ihrem Mittelpunkt angreift; und mag man immerhin ſelbſt ſo viel einräumen, daß er Plato's hiſtoriſche Bedeutung eben ſo wenig, wie z. B die der Lykurgiſchen Geſetzgebung unbefangen gewürdigt hat, ſo würde doch gerade dieſes bei weitem mehr gegen die realiſtiſche Richtung der Ariſtoteliſchen als der Platoniſchen Philoſophie beweiſen."

An dieſe Erörterungen knüpfte Hofrath Thierſch den Wunſch, daß recht häufig jüngere Philologen den Verein mit ihren beabſichtigten Arbeiten für die zu edirenden Autoren bekannt machen möchten.

Hierauf hielt Prof. Forchhammer ſeinen Vortrag

Ueber das Princip der Ordnung der Ariſtoteliſchen Bücher vom Staat.

Der Vortragende bemerkte einleitend, er wolle zunächſt den Inhalt der acht Bücher über die Politik angeben, dann, geführt durch den Anfang des erſten Buchs, in der Ariſtoteliſchen Philoſophie das Princip der Eintheilung des Ganzen aufſuchen und ſchließlich kurz zeigen, daß dieſe Eintheilung und Form in jenem Inhalt wirklich enthalten ſei. Dann fuhr er fort, wie folgt:

„Der Anfang der Ariſtoteliſchen Politik lautet ſo: „Da wir ſehen, daß jeder Staat ein

Verein iſt, und daß jeder Verein um eines Guten willen zuſammengetreten iſt (denn um das für gut Gehaltene thun Alle Alles); ſo iſt offenbar, daß zwar alle Vereine ein Gutes erſtreben, am meiſten aber und das Höchſte unter allen der höchſte unter allen und alle andern umfaſſende; dieſer aber iſt der Verein, welcher Staat heißt und der Staatsverein." Das höchſte Gut aber nennt er in der Ethik „die Thätigkeit des Geiſtes in Uebereinſtimmung mit der höchſten Tugend in einem möglichſt vollkommenen Leben." So hat er gleich im Anfang ſeine Aufgabe als die würdigſte beſtimmt. Nach jenem erſten Satz bemerkt er dann, daß diejenigen irren, welche behaupten, ein König, ein Staatsmann, ein Hausherr und ein Herr über Knechte ſeien nicht verſchieden, als nur durch die größere oder geringere Zahl der Untergebenen, da doch der Unterſchied nicht in der Menge, dem Stoff, ſondern in der Art (der Form) begründet ſei.

Das werde man am beſten erkennen, wenn man unterſuche, aus welchen Theilen der Staat, d. h. die Menge im Staat beſtehe. Mit dieſer Unterſuchung nun beſchäftigt ſich das ganze erſte Buch.

Es werden diejenigen, aus denen der Staat beſteht, betrachtet nicht als Einzelne, ſondern, in Uebereinſtimmung mit dem erſten Satz der Politik, als Theilnehmer an den dem Staat untergeordneten kleineren Gemeinſchaften zwiſchen Mann und Frau, zwiſchen Vater und Kindern, zwiſchen Herr und Dienenden (Sclaven). Die Männer, die Väter, die Herren ſind die thätigen Staatsbürger; aus ihnen mit ihren Gemeinſchaften beſteht der Staat, allein wie der Name Staatsbürger die Beziehung zur Staatsgemeinſchaft ausdrückt, ſo bezeichnet der Name Hausherr (Oikonomikos) und Herr (Deſpotikos) nur die Beziehungen zu den untergeordneten Gemeinſchaften des Hauſes und des Dienſtverhältniſſes.

Das zweite Buch handelt von den Staatsverfaſſungen, theils den von Andern aufgeſtellten theoretiſchen, theils den in der Wirklichkeit beſtehenden, factiſchen. —

Mit dem dritten Buch beginnt dann Ariſtoteles ſeine eigene theoretiſche Unterſuchung der Staatsverfaſſung. Er beſtimmte zuerſt den Begriff des Staatsbürgers (1—5), dann im Allgemeinen den Begriff des Staats (6) nach ſeiner Mannichfaltigkeit, und (7) die (ſechs) verſchiedenen Arten oder Formen derſelben, die drei Normalverfaſſungen Königthum, Ariſtokratie und Politie, und die drei entſprechenden Abweichungen Tyrannie, Oligarchie und Demokratie. Streng genommen ſind jene nur ideelle, dagegen die concreten Verfaſſungen ſämmtlich mehr oder minder Parekbaſeis von jenen. Und weil in Griechenland weder die erſte ideelle Verfaſſung, noch ihre Parekbaſeis beſtand, ſo wendet ſich Ariſtototeles zunächſt zu näherer Beſtimmung der Oligarchie und Demokratie 1) nach dem charakteriſtiſchen Merkmal ihres Unterſchiedes (Reichthum und Freiheit c. 8), 2) nach dem charakteriſtiſchen Merkmale ihrer Gleichheit (das Gerechte, Gleiche c. 9), welches darin beſteht, daß das Herrſchende im Staat das gerechte Geſetz ſei (c. 10—13). Nach dieſen einleitenden Bemerkungen beginnt die Unterſuchung über die einzelnen der ſechs Verfaſſungen und die verſchiedenen Arten jeder derſelben. Die Baſileia (c. 14—18) hat 5 Unterarten: die lakoniſche, die der Barbaren, die helleniſche Aiſymnetie, die heroiſche und die Pambaſileia (c. 14). Die Pambaſileia näher beſtimmt bis c. 18. Schluß des dritten Buchs, welcher zunächſt die Unterſuchung über die beſte Politeia im Gegenſatz der Pambaſileia, d. h. ſowohl über die Ariſtokrateia als Politeia im engern Sinn, und zwar über die beſte Politeia nach ihrer concreten Exiſtenz (*τίνα πέφυκε γίνεσθαι τρόπον*) ankündigt.

Das vierte Buch, welches alſo von der beſten Politeia handeln ſoll, unterſcheidet zunächſt (c. 1) zwiſchen den „beſten" Verfaſſungen. Deren gibt es vier: *a.* die abſolut beſte; *b.*

die für die meiſten beſte (*τὴν μάλιστα πάσαις ταῖς πόλεσιν ἁρμόττουσαν*), *c.* die beſte nach den exiſtirenden Verhältniſſen (*τὴν ἐκ τῶν ὑποκειμένων ἀρίστην — τὴν ἐνδεχομένην ἐκ τῶν ὑπαρχόντων — τὴν δυναιήν*) *d.* die beſte unter der Vorausſetzung eines beſtimmten Ziels (*τὴν ἐξ ὑποθέσεως ἀρίστην*). Von der abſolut beſten handelt Buch 7 und 8. Um eine Verfaſſung einzurichten und um die beſtehende zu verbeſſern, iſt es nöthig, die einzelnen Arten der Verfaſſungen der Demokratie und Oligarchie zu kennen; denn fälſchlich nimmt man an, es gebe nur Eine Demokratie und Eine Oligarchie. — Nachdem im erſten Abſchnitt über die Verfaſſungen (*ἐν τῇ πρώτῃ μεθόδῳ* d. i. im dritten Buche) ſowohl von den ſechs Verfaſſungen im Allgemeinen, als auch von dem Königthum und der Ariſtokratie (nach dem allgemeinen Begriff) geſprochen iſt, kündigt Ariſtoteles im 2. Capitel des 4. Buches die Unterſuchungen an *a)* über die Unterſchiede und Arten der andern Verfaſſungen: *α.* der Demokratie (c. 4), *β.* der Oligarchie (c. 5), *γ.* der Ariſtokratie (c. 7), *δ.* der Politeia (c. 8), *ε.* der Tyrannis (c. 10). *b)* über die relativ beſte (*ποῖα ποίοις*) (c. 12). *c)* über die Arten der berathenden (c. 14), der verwaltenden (c. 15) und der richtenden (c. 16) Behörden nach den verſchiedenen Verfaſſungen.

Das fünfte Buch handelt von den Urſachen der Veränderungen, im Allgemeinen (c. 2) nach den verſchiedenen Verfaſſungen der Demokratie (c. 5), Oligarchie (c. 6), der Ariſtokratie (c. 7). Von den Urſachen der Erhaltung der Verfaſſung im Allgemeinen (c. 8). Von den Urſachen der Veränderung des Königthums (c. 10). Von den Urſachen der Erhaltung des Königthums (c. 11). Die vergänglichſten Verfaſſungen ſind die Oligarchie und die Tyrannis. Kritik der Lehre des Plato (Sokrates) in der Politik über die Veränderungen (c. 12).

Das ſechste Buch enthält die Lehre von der Einrichtung der Verfaſſungen (gleichſam eine Fortſetzung der Lehre von der Erhaltung) nach der Vereinigung (*συναγωγή*) der verſchiedenen Arten. Einrichtung der Demokratie (c. 2—4) und zwar ſo, daß ſie dauernd ſei (c. 5). — Einrichtung der Oligarchie (c. 6—7). Einrichtung der Aemter (c. 8).

Das ſiebente und achte Buch handeln von der abſolut beſten Verfaſſung — zuerſt wird c. 1—8 ausgeführt, daß das beſte Leben das tugendhafte ſei, daß darin die Glückſeligkeit beſtehe, daß dieſe das höchſte Ziel iſt, ſowohl für den Einzelnen, als für den Staat, daß folglich das höchſte Ziel des Menſchen und des Staatsbürgers in Einem zuſammen fallen. Nach dieſer Zweckbeſtimmung des vollkommenſten Staats folgt die Darſtellung der Bedingungen und Mittel zur Erreichung deſſelben vorzüglich in Beziehung auf das Hypokeimenon des Staats auf Volk und Land

1. im Allgemeinen (c. 4—6) a. Volk *α.* Menge, *β.* Beſchaffenheit. b. Land *α.* Beſchaffenheit, *β.* Ausdehnung, *γ.* Geſtalt. 2. Volk und Land als des Staats (c. 7) a. Volk: Theile deſſelben (c. 8) *γεωργοί, τεχνῖται, τὸ εὔπορον, ἱερεῖς, κριταί.* Näheres Verhältniß derſelben zur *κοινωνία*, zum Staat (c. 9). Trennung des *μάχιμον* und *γεωργοῦν*, Vertheilung des Bodens (c. 10). b. Land: Lage der Stadt (c. 11) *α. πρὸς ὑγίειαν, β. εὐχείμερος, γ. πρὸς τὰς πολιτικὰς πράξεις, δ. πρὸς τὰς πολεμικὰς πράξεις.* Zu *γ.* Syssitien, Agora (c. 12).

Πολῖται σπουδαῖοι — Ehe — Geburt — Erziehung der Kinder. — Das Ende der Politik hat ſeine Fortſetzung theils in der Poetik und Rhetorik, theils und vorzüglich in der Ethik. Denn wie dieſe in die Politik hinüberführt, ſo die Politik in die Ethik. Sie ſind die beiden Hälften eines Ringes.

Nach dieſer allgemeinen Angabe des Inhalts der acht Bücher über die Politik kehren wir wieder zum Anfang zurück. „Der Zweck des Staats, als des höchſten menſchlichen Vereins, iſt das höchſte Gut. Daher unterſcheidet ſich der Staatsverein von jedem andern nicht nur durch die Zahl der Vereinten, ſondern auch durch die Art des Vereins. Dies offenbart ſich, wenn man unterſucht, welche die Beſtandtheile des Staats ſind, und zwar dieſe nach ihrer Entſtehung.“ In dieſen Sätzen des erſten Capitels treten uns eine Menge Begriffe entgegen, welche in ihrer Ariſtoteliſchen Bedeutung näher kennen zu lernen und auf ſeine Philoſophie zurückzuführen, nicht nur zweckmäßig, ſondern zum richtigen Verſtändniß ſowohl jener Sätze, als auch der ganzen Politik durchaus nothwendig iſt. Zu dieſen Begriffen zählen wir zunächſt den des Zwecks, der Art, des Beſtandtheils und des Entſtehens. Wer einigermaßen im Ariſtoteles beleſen iſt, muß durch dieſe Begriffe an die Lehre über das Weſen und die Principien der Dinge erinnert worden, welche gleichſam den Angel der ganzen Ariſtoteliſchen Philoſophie bildet, wir meinen die Lehre von den vier Urſachen oder Anfängen (ἀρχάς, αἰτίας). Wir wollen die Hauptſtellen über dieſe Lehre aus den Schriften des Ariſtoteles hier mittheilen:

Die Bedeutſamkeit der Lehre von den Anfängen für jedes Erkennen und jede Wiſſenſchaft ſpricht Ariſtoteles im Anfang der Phyſik aus: „Da das Wiſſen und das Kennen in jeder Wiſſenſchaft über Gegenſtände, deren es Anfänge oder Urſachen oder Elemente giebt, aus dem Erkennen dieſer hervorgeht (denn dann glauben wir, Jedes zu kennen, wenn wir von den erſten Urſachen und den erſten Anfängen bis zu den Elementen Kunde haben), ſo iſt offenbar, daß man auch in der Wiſſenſchaft von der Natur zuerſt die Beſtimmung über die Anfänge verſuchen muß.“

Phys. 2, 3. „Nach dieſen Beſtimmungen iſt die Unterſuchung auf die Urſachen zu leiten, welche und wie viele an Zahl ſind. Denn da um des Wiſſens willen dieſe Arbeit, wir aber nicht früher ein Wiſſen von Jedem zu haben glauben, ehe wir den Grund, das Warum eines Jeden gefaßt (das aber heißt die erſte Urſache faſſen), ſo iſt offenbar, daß auch wir dieſes zu thun haben, ſowohl rückſichtlich der Entſtehung, als des Untergangs und jeder natürlichen Veränderung, damit wir, die Anfänge kennend, jeden Gegenſtand der Unterſuchung auf dieſelben zurückzuführen trachten.

Auf eine Weiſe nun wird Urſache genannt dasjenige, woraus als dem Grundſtoff etwas wird, z. B. das Erz der Bildſäule, das Silber der Trinkſchale und dergleichen; auf eine andere die Idee und das Muſter, das iſt der Begriff (des Weſens) und deſſen Arten, z. B. in der Octave das Verhältniß von zwei zu ein, und überhaupt die Zahl und die Theile im Begriff, ferner, woher der erſte Anfang der Veränderung und des Verharrens, z. B. der Berather iſt Urheber und der Vater der Kinder und überhaupt der Machende des Gemachten und der Verändernde des Veränderten, ferner als der das Ziel, das iſt das Weswegen, z. B. als Zweck des Gehens die Geſundheit. Denn weshalb geht er? wir antworten, damit er geſund ſei, und indem wir ſo ſprechen, glauben wir die Urſache anzugeben; und was aus einer anderen bewegenden Urſache geſchieht, zwiſchen dieſer und dem Ziel, wie um der Geſundheit willen die Enthaltſamkeit, oder die Reinigung, oder die Arzeneimittel oder die (chirurgiſchen) Werkzeuge: alle dieſe ſind um des Zieles willen, unterſcheiden ſich untereinander aber dadurch, daß einige Handlungen ſind, andere Werkzeuge. Der Begriff der Urſache nun wird auf ſo viele Weiſen gebraucht. — — Die Buchſtaben der Sylben und der Stoff des Geformten und das Feuer und ähnliche Elemente der Körper und die Theile des Ganzen und die Bedingungen der Vollendung ſind Urſachen nach dem Begriff des Woraus. Dieſe aber theils als das

zum Grunde Liegende (τὸ ὑποκείμενον), wie die Theile, theils als das Weſen (τὸ τί ἦν εἶναι) das Ganze und die Zuſammenfügung und die Idee. Der Saame aber und der Arzt und der Berather und überhaupt das Machende Alles als das woher der Anfang der Veränderung, oder des Verbleibens, oder der Bewegung; andere als das Ziel und das Gute der übrigen. Denn das Weswegen ſtrebt das Beſte und das Ziel der übrigen zu ſein."

Phys. 3, 7. — — „Da die Urſachen an Zahl vier ſind, ſo iſt es Sache deſſen, der die Natur erforſcht, von allen Kenntniß zu haben, und indem er das Wodurch (das Princip) auf alle zurückführt, wird es naturgemäß als Urſachen angeben den Stoff, die Form, das Bewegende und den Zweck."

Ueber die Erzeugung der Thiere I. 1. Anf. (der Anfang dieſer Schrift ſchließt ſich unmittelbar an die über die Theile der Thiere an, worin der Zweck der einzelnen Organe erklärt wird). „Nachdem von den andern Theilen der Thiere geſprochen iſt, ſowohl im Allgemeinen, als nach jedem Geſchlecht von den einzelnen beſonders, auf welche Weiſe nach ſolcher Urſache jedes iſt, ich meine die Urſache des Zweckes (— denn es ſind vier Urſachen, das Weswegen, als Zweck, und der Begriff des Weſens (cf. περ. γεν. κ. φθορ. 2. 9.) die beiden muß man faſt wie eins faſſen, drittens und viertens der Stoff und woher der Anfang der Bewegung). Von den übrigen nun iſt geredet, denn der Begriff (des Weſens) und das Weswegen des Zwecks iſt dasſelbe, und Stoff ſind den Thieren die Theile, jedem Ganzen die Anomoiomerien, den Anomoiomerien die Homoiomerien, dieſen die ſ. g. Elemente der Körper); übrig ſind von den Theilen diejenigen, welche den Thieren zur Zeugung wirkſam ſind, worüber früher nichts beſtimmt iſt; über die Urſache der Bewegung, welche dieſe: darüber und über die Erzeugung eines jeden die Unterſuchung anſtellen iſt auf gewiſſe Weiſe daſſelbe."

Damit iſt zu vergleichen περὶ γενέσεως καὶ φθορᾶς 2, 9, „(Die Anfänge in Beziehung auf die Erzeugung) ſind an Zahl gleich und nach Art dieſelben, wie bei dem Ewigen und Erſten, theils wie der Stoff, theils wie die Form. Auch die dritte muß hinzukommen (nämlich die Bewegung)". Einige Zeilen weiter wird die Urſache des Zwecks mit der Form und der Idee vereint und die der Bewegung mit dem Stoff, ſo fern dieſer die Bewegbarkeit enthalten muß.

Es ließen ſich noch eine Menge Stellen anführen; vorläufig indeſſen genügt es, zwei Stellen aus der Metaphyſik und aus der Analytik herzuſetzen.

Met. 1, 3. — „Es iſt offenbar, daß wir von den anfänglichen Urſachen Kunde nehmen müſſen. Denn dann ſagen wir, daß wir Jedes kennen, wenn wir die erſte Urſache zu kennen glauben; der Begriff Urſache aber wird vierfach gebraucht. Eine Urſache nennen wir das Weſen und das was-es-war-ſein (denn es wird der Grund (τὸ διὰ τί) zurückgeführt auf den äußerſten Begriff, Urſache aber und Anfang iſt der erſte Grund), eine zweite den Stoff, und das zum Grunde Liegende, eine dritte das woher der Anfang der Bewegung, eine vierte die dieſer entgegengeſetzte Urſache, das Weswegen und das Gute; denn das Ziel aller Erzeugung und Bewegung iſt dieſes. Es iſt nun zwar hinreichend über dieſelben von uns in den phyſiſchen Schriften gelehrt, indeſſen ꝛc." Daß auf dieſe vier Anfänge alle Lehren der Früheren über die Anfänge zurückzuführen ſind, ohne daß ſie jedoch ſämmtlich die Ariſtoteliſche Lehre ausfüllten, ſagt Ariſtoteles ausdrücklich in der Metaphyſik 1, 7. Mit den angeführten Stellen vergleiche man noch Met. 4, 1 u. 2 und

Met. 7, 4. *Ὅταν δή τις ζητῇ τί τὸ αἴτιον, ἐπεὶ πλεοναχῶς τὰ αἴτια λέγεται, πάσας δεῖ λέγειν τὰς ἐνδεχομένας αἰτίας· οἷον ἀνθρώπου τίς αἰτία ὡς ὕλη; ἆρα τὰ καταμήνια· τί δ' ὡς κινοῦν, ἆρα τὸ σπέρμα· τί δ' ὡς τὸ εἶδος; ἆρα τὸ τί ἦν εἶναι· τί δ' ὡς οὗ ἕνεκα; τὸ τέλος.* c. Met. *Λ.* σ. Analyt. hyst. 2, 11. *Ἐπεὶ δὲ ἐπίστασθαι οἰόμεθα οταν εἰδῶμεν τὴν αἰτίαν, αἰτίαι δὲ τέτταρες, μία μὲν τὸ τί ἦν εἶναι, μία δὲ τὸ τίνων ὄντων ἀνάγκη τοῦτ' εἶναι, ἑτέρα δὲ ἥ τι πρῶτον ἐκίνησε, τετάρτη δὲ τὸ τίνος ἕνεκα.*

In der ganzen Aristotelischen Philosophie ist keine Lehre, welche solchen Einfluß hätte, als diese sowohl auf das gesammte System des Philosophen, als auf seine Methode und folglich auch auf das richtige Verständniß beider. In ihr liegt, wie er selbst sagt, die ganze Geschichte der Philosophie bis auf seine Zeit, und durch dieselbe hat er die Philosophie wesentlich über ihren früheren Standpunkt hinausgeführt. Das Princip des Stoffs (*ἡ ὕλη, τὸ ὑποκείμενον*) war Gegenstand der jonischen Philosophie, welche die Einheit des materiellen Stoffs suchte. Die vier Elemente des Empedokles, das Apeiron der Italiker, die Homöomerien des Anaxagoras gehören derselben Kategorie, und wenn auch befreit von der Materie, ist doch das Große und Kleine der Platonischen Lehre wieder nur die erste jener vier Anfänge. Die Lehren von der Freundschaft und Feindschaft, von der Liebe, von dem Geist als bewegenden Principen fallen sämmtlich unter die Ursache des Anfangs der Bewegung (*ὅθεν ἡ ἀρχὴ τῆς κινήσεως, τὸ κινοῦν, τὸ κινῆσαν*). Die Ursache, welche vorzugsweise als das Wesen, als das was-es-war-sein (*τὸ τί ἦν εἶναι, τὸ εἶδος, ἡ μορφή, ὁ λόγος τῆς οὐσίας*) bezeichnet wird, diese, sagt Aristoteles, hat zwar genau Keiner gelehrt, am nächsten bezeichnen jedoch diejenigen dieselbe, welche die Ideen aufstellen; denn weder nehmen sie die Ideen und das darin Enthaltene als Stoff der wahrnehmbaren Dinge, noch als Anfang der Bewegung (vielmehr sagen sie, dieselben seien Ursache der Unbewegtheit und des Verbleibens in Ruhe), sondern als das was-es-war-sein für jedes der andern Dinge bieten sie die Ideen, für die Ideen aber das Eins. Das aber, weswegen die Handlungen sind, und die Veränderungen und die Bewegungen nennen sie zwar auf eine gewisse Weise Ursache, nicht aber so (wie wir), noch nach seiner Natur. Denn die, welche den Geist oder die Freundschaft angeben, setzen zwar diese Ursachen als ein Gutes, nicht aber als um deren willen irgend etwas ist oder geschieht, sondern als von welchen die Bewegung ausgeht. Auf dieselbe Weise sagen zwar die, welche das Eins oder das Seiende als eine solche Ursache darstellen, es sei die Ursache des Wesens, nicht aber daß es um dessen willen entweder sei oder werde; so daß ihnen widerfährt, daß sie zugleich behaupten und auch nicht behaupten, das Gute sei eine Ursache; denn nicht absolut, sondern nach dem Zusammentreffen im Concreto nennen sie es so. Daß nun über die Ursachen das Richtige bestimmt ist und über ihre Zahl und Art, scheinen diese sämmtlich uns zu bezeugen, indem sie nicht im Stande gewesen sind, eine andere Ursache zu finden. Ueberdies ist klar, daß die Ursachen gefunden werden entweder so sämmtliche oder nach der Aehnlichkeit dieser." — Der wesentliche Fortschritt in dieser Lehre durch Aristoteles bestand also hauptsächlich theils in der näheren Bestimmung der einzelnen Ursachen an sich, namentlich der Ursache der Idee, theils in der fast ganz neuen Bestimmung des Zwecks als Ursache, theils endlich in der Bestimmung ihres Verhältnisses zu einander und in der Verbindung aller vier zu einer Einheit, welche durch das *διὰ τί* ausgedrückt wird.

Es läßt sich wohl sagen, daß es keine Schrift des Aristoteles giebt, in der man nicht der Spur dieser Lehre begegnet. Wie denn auch nichts natürlicher ist, da er sowohl in der Physik als in der Metaphysik ausdrücklich das Erkennen der Ursachen zur Bedingung aller Erkenntniß

macht. In einigen Schriften beruht die Unterſuchung und ihre Eintheilung durchaus auf dieſer Lehre. Um ein Beiſpiel anzuführen, wie Ariſtoteles nach ſeinem eigenen Geſtändniß darnach verfahren iſt, verweiſe ich auf den Anfang der Schrift über die Erzeugung der Thiere. Zuvor nur noch Einiges zur näheren Verſtändigung über die vier Urſachen.

Es iſt Jedem einleuchtend, daß, indem wir das Griechiſche ἀρχαί, αἰτίαι durch Anfänge, Urſachen überſetzten, wir dieſen Wörtern einen allgemeineren Begriff beilegten, als ſie in der gewöhnlichen Sprache haben. Betrachten wir dieſe Bildſäule, ſie iſt aus Erz, das Erz iſt ihr Stoff, das Hypokeimenon der Bildſäule. Das iſt der eine Anfang, die eine Ur-Sache woraus ſie beſteht, und ohne welche ſie nicht ſein kann, durch welche allein ſie aber auch nicht iſt. Dieſes Erz hat in der Bildſäule eine beſtimmte Form, eine beſtimmte Geſtalt (μορφή, εἶδος). Dieſe Form iſt der zweite Anfang, ohne den die Bildſäule nicht wäre, durch den allein ſie aber auch nicht iſt, ſo wenig, wie allein durch das Erz, noch endlich allein durch beide gemeinſchaftlich. denn durch ſich ſelbſt werden ſich dieſes Erz und dieſe Geſtalt nie zur Bildſäule vereinigen. — Das Erz war früher, als die Bildſäule, aber als formloſes Erz: in der Bildſäule iſt es nicht mehr, was es vorher war. Met. Z. 7, p. 1033. Die Form war früher, als die Bildſäule, ſie war im Geiſt des Bildners. Sie iſt aus dem Gedanken in die Wirklichkeit getreten. Sie iſt in der Bildſäule ganz das (in eminenterem Sinn) geworden, was ſie ſchon vorher war; das iſt ihr nothwendig, daß ſie ſchon war, ehe ſie in der Bildſäule iſt. Daher heißt die Form oder das Eidos auch das was-es-war-ſein (τὸ τί ἦν εἶναι). Daß nun aber aus dem Stoff und der Form eine Bildſäule werde, muß ein Drittes hinzukommen, eine Urſache des Anfangs der Bewegung, ein Urheber der Verbindung dieſer Form mit dieſem Stoff zur Einheit. Dieſe dritte Urſache iſt für die Bildſäule der Künſtler. Er iſt das ὅθεν ἡ ἀρχὴ τῆς κινήσεως. Weder ohne ihn, noch durch ihn allein wird die Bildſäule. Wird ſie durch jene drei Urſachen, durch den Urheber der Bewegung, den Stoff und die Form? Nein. Es liegt ſchon im Begriff der Bewegung, daß ſie nicht nur von einem Punkt ausgehe, ſondern auch nach einem andern Punkt hinführe; ohne das iſt ſchon gar keine Bewegung möglich. Dadurch allein, daß die Urſache des Anfangs der Bewegung Stoff und Form in Bewegung ſetzt, wird noch keine Bildſäule. Damit dieſe werde, muß die Bewegung dahin führen, daß aus Stoff und Form eine Einheit, ein Ganzes werde, in welchem die Form im Stoff iſt und der Stoff in der Form. Dies iſt das dem Anfang der Bewegung entgegengeſetzte Ende der Bewegung, das Ziel, der Zweck, das Weswegen (τὸ τέλος, τὸ οὗ ἕνεκα). Durch dieſe vierte Urſache wird die Bildſäule vollendet. Die allgemeinſte Bezeichnung des Zwecks iſt das Gute, das Schöne ταγαθόν, τὸ καλόν.

Dieſes Beiſpiels aus der Kunſt bedient ſich Ariſtoteles öfter. Ein anderes aus der Natur haben wir ſchon oben mit den Worten des Ariſtoteles angeführt. Jedes Geſchöpf in der Natur beſteht nach dieſen vier Urſachen, und in jedem Geſchöpf die Theile, und jedes größere Ganze, das aus den einzelnen Geſchöpfen beſteht. Die Geneſis iſt die bewegende Urſache, welche aus dem Keim und aus dem jedem Weſen eigenthümlichen Eidos das neue Geſchöpf, welches das Ziel der Geneſis iſt, hervorbringt. Die Pflanze nimmt aus der Erde den Stoff, dem es ſeine eigne Form einprägt, um ſo durch dieſe Bewegung ein ſich Aehnliches zu erzeugen (ὥσπερ ἐν τοῖς ἄλλοις ζώοις καὶ φυτοῖς φυσικὸν τὸ ἐφίεσθαι, οἷον αὐτὸ τοιοῦτον καταλιπεῖν ἕτερον; hier liegt in ἐφίεσθαι die Urſache der Bewegung, in οἷον die Urſache des Stoffs und der Form, in τοιοῦτον ἕτερον die Urſache des Ziels).

Die fertige Bildſäule kann wieder ſelbſt zum Hypokeimenon, gleichſam zum Stoff eines

anderen werden. Die Niobiden z. B. ſind für den Archäologen der Stoff, aus denen er nach der Idee einer zuſammengehörigen Gruppe ein vollſtändiges Ganze bildet. So ſind in jedem Verein, ſei es von Bildſäulen oder von Menſchen und wovon immer, die Theile das Hypokeimenon des Ganzen als Eidos. Durch die Form ſind dieſe Theile ein Ganzes. Und ſo geht es fort, daß immer das Untergeordnete, welches an ſich ein vollendetes iſt, das alle Urſachen in ſich ſchließt, dem Uebergeordneten zur erſten Urſache, zum Hypokeimenon wird. Die höchſte Einheit von Welt und Gott durch Ein Wort ausgedrückt, würde dieſe vier Urſachen in ihrer Einigkeit enthalten. Und wie Alles, was iſt, in ſeiner Mannigfaltigkeit eine Entfaltung dieſer höchſten Einheit iſt, ſo iſt die geſammte Sprache eine Entwickelung, ein Entwachſen aus dieſem einen Begriff, aus dem Wort, „das im Anfange war." Je mehr ſich die Sprache entwickelt, deſto mehr bezeichnet ſie die Dinge nach kleineren Unterſchieden mit beſonderen Wörtern. Was ſie in einer Beziehung Form nennt, heißt in anderer Geſtalt, in anderer Idee; die Philoſophie, welche für das Allgemeine in dieſen Verſchiedenen einen Ausdruck ſucht, bedient ſich entweder eines derſelben, indem ſie die Bedeutung des Worts ausdehnt, und z. B. von der Form des Ueberſinnlichen ſpricht, oder ſie bildet einen neuen Ausdruck, der in der ſchon entwickelten Sprache meiſtens aus mehreren Wörtern zuſammengeſetzt iſt. Wir wollen hier die beim Ariſtoteles am häufigſten gebrauchten Ausdrücke für die Urſache anführen nach ihrer vierfachen Eintheilung.

Den allgemeinen Begriff Urſache, Princip, Anfang, Grund bezeichnet er durch *ἀρχή, αἰτία, αἴτιον, τὸ διὰ τί.* (Met. A. 3. Phys. 2, 3; 2, 7. *τοσαῦτα γὰρ τὸν ἀριθμὸν τὸ διὰ τί περιείληφεν.*)

1. Die materielle Urſache, der Stoff:
   τὸ ὑποκείμενον,
   ἡ ὕλη,
   τὸ ἐξ οὗ (Phys. 2, 3),
   τὸ τίνων ὄντων ἀνάγκη τοῦτ' εἶναι (Anal. post. 2, 11 cf. *ζῴων μορ.* 1, 1. *ἀνάγκη δὲ τοιάνδε τὴν ὕλην ὑπάρξαι εἰ ἔσται οἰκία ἢ ἄλλο τι τέλος*).
2. Die Form, Geſtalt, Weſen, Idee, Begriff:
   τὸ τί ἦν εἶναι,
   τὸ εἶδος,
   τὸ παράδειγμα (Met. 2, 3),
   ὁ λόγος τῆς οὐσίας (*π. ζ. γεν.* 1, 1),
   ὁ λόγος (ibid.),
   ἡ οὐσία ἄνευ ὕλης (Met. Z, 7),
   ἡ μορφή
   τὸ σχῆμα τῆς ἰδέας } (Met. Z, 3),
   τὸ ἐξ οὗ (Phys. 2, 3).
3. Die Urſache des Anfangs der Bewegung:
   ὅθεν ἡ ἀρχὴ τῆς κινήσεως (Met. A, 3),
   ἡ αἰτία τῆς κινήσεως,
   ἡ αἰτία ἡ κινοῦσα, } (*π. ζ. γεν*, 1, 1),
   ὅθεν ἡ ἀρχὴ τῆς μεταβολῆς ἡ πρώτη, ἢ τῆς ἠρεμήσεως (Phys. 2, 3),
   τὸ ποιοῦν,
   τὸ μεταβάλλον, } (ibid.),
   τὸ ὑφ' οὗ (Met. Z, 8),

τὸ κινῆσαν (Phys. 2, 7).

4. Die Urſache des Ziels, Zwecks, Endes, des Weswegen
τὸ τέλος,
τὸ οὗ ἕνεκα,
τ'αγαθόν (Met. A, 3),
τὸ καλόν (π. ζ. μορ. 1, 1),
ὁ λόγος (π. ζ. μορ. 1, 1. φαίνεται δὲ πρώτη (ἀρχὴ), ἣν λέγομεν ἕνεκά τινος. λόγος γὰρ οὗτος).

	Τὸ διὰ τί, αἱ ἀρχαί,				
1. Stoff	τὸ ὑποκείμενον	ἡ ὕλη	τὰ μέρη	τὸ ἐξ οὗ	ἡ δύναμις
2. Form	τὸ τί ἦν εἶναι	τὸ εἶδος	τὸ ὅλον	τὸ ἐξ οὗ	ἡ ἐνέργεια
3. Bewegung	ὅθεν ἡ ἀρχὴ τῆς κινήσεως	τὸ ποιοῦν	ἡ σύνθεσις	τὸ ὑφ' οὗ	ἡ φύσις, πρᾶξις, τέχνη
4. Zweck.	τὸ συμπέρασμα.	τ'αγαθόν.	τὸ τέλος.	τὸ οὗ ἕνεκα.	ἡ ἀρετή.

Als ein Beiſpiel der Anwendung, die Ariſtoteles von jener Lehre in der Behandlung der einzelnen Wiſſenſchaft macht, habe ich die naturhiſtoriſchen Schriften angeführt. Aus der Einleitung des zweiten Buchs der Schrift über die Theile der Thiere und des erſten Buchs über die Erzeugung der Thiere ergiebt ſich, daß dieſe beiden Schriften mit der Thiergeſchichte ein großes Ganze bilden ſollen. Das Syſtem dieſes Ganzen beruht nun eben auf der Lehre von den vier Urſachen, wie ſich das in der Einleitung des erſten und zweiten Buchs über die Erzeugung der Thiere deutlich ausſpricht, in der letzteren überdies ausdrücklich geſagt wird. Die Thiergeſchichte nämlich handelt von den Theilen der Thiere nach dem Geſichtspunkt der ὕλη und den davon abhängigen Verſchiedenheiten der Lebensweiſe und des Charakters, cf. π. ζώων μορ. 2, 1. ἐκ τίνων μὲν οὖν μορίων καὶ πόσων συνέστηκεν ἕκαστον τῶν ζώων ἐν ταῖς ἱστορίαις ταῖς περὶ αὐτῶν δεδήλωται σαφέστερον. — Περ. ζ. γεν. 1, 1, καὶ ὕλη τοῖς ζώοις τὰ μέρη, πάντι μὲν τῷ ὅλῳ τὰ ἀνομοιομερῆ, (cf. π. ζ. ἱστ 1, 1) τοῖς δ' ἀνομοιομερέσι τὰ ὁμοιομερῆ τούτοις δὲ τὰ καλούμενα στοιχεῖα τῶν σωμάτων. — Die Schrift über die Theile der Thiere handelt von der Form der einzelnen Theile in Beziehung auf den Zweck, den ſie im Organismus erfüllen π. ζ. μορ. 2, 1 δι' ἃς αἰτίας ἕκαστον τοῦτον ἔχει τὸν τρόπον ἐπισκεπτέον νῦν, χωρίσαντας καθ' αὑτὰ τῶν ἐν ταῖς ἱστορίαις εἰρημένων. Dieſer Gegenſtand der Unterſuchung wird im letzten Capitel des erſten Buchs hinreichend deutlich als εἶδος und als τέλος bezeichnet. Die Form aber und der Zweck, dem dieſe Form dient, fallen bei den Organen des thieriſchen Körpers zuſammen. Daher ſagt Ariſtoteles im Anfang der Schrift π. ζ. γεν. 1, 1, nach Aufzählung der vier Urſachen, und nachdem er erwähnt, daß in der Schrift π. ζ. μορ. über die einzelnen Theile nach ihrem Zweck (ἕνεκά του) geſprochen ſei, der Begriff des Weſens (d. i. die ἀρχὴ τοῦ τί ἦν εἶναι) und das Weswegen als Zweck ſeien daſſelbe. —

Nachdem alſo die Natur der Thiere nach den drei Urſachen betrachtet iſt, kündigt Ariſtoteles die Schrift über die Erzeugung der Thiere als die Betrachtung nach der Urſache des Anfangs der Bewegung (αἰτία τῆς κινήσεως) an. Τὸ δὲ περὶ ταύτης σκοπεῖν καὶ τὸ περὶ τῆς γενέσεως τῆς ἑκάστου τρόπον τινὰ ταὐτόν ἐστιν. Ich enthalte mich hier, den Einfluß der Lehre von den Urſachen auf die Methode in andern Schriften des Ariſtoteles nachzuweiſen. Wenden wir uns vielmehr zur näheren Betrachtung der Politik.

Die Eintheilung der Lehre des Ariſtoteles über die Staatskunſt beruht auf der Lehre von den vier Urſachen; die Ordnung dieſer Eintheilung auf der Ordnung, welche dieſelben in der Natur der Dinge haben, und in welcher ſie in der Phyſik aufgezählt werden.

Ariſtoteles unterſcheidet öfter das Frühere und das Spätere in den Urſachen nach der natürlichen Entſtehung und nach dem Begriff. Wenn er z. B. ſagt, das Ganze ſei eher, als die Theile (μέρη), ſo verſteht er unter dieſen letzteren nur die Theile als Theile des Ganzen, welche in dem Begriff des Ganzen das Spätere ſind, während ſie in ihrer Abgeſondertheit vor der Syntheſis (als μόρια) das Frühere ſind. So iſt auch aus einem Geſichtspunct der Stoff, aus dem andern die Form das Frühere. Das Erz der Bildſäule iſt früher, als die Form im Geiſt des Künſtlers, und wiederum iſt die Form früher, als das Erz in dieſer Form. Wenn das Volk von Athen dem Phidias auftrug, das ſchönſte Standbild der Athene zu formen, ſo war hier der Zweck das Erſte, der dem Künſtler als Urheber der Bewegung übergeben wurde, welcher nun aus ſeinem Geiſt die Idee, die Form des Werks ſchöpfte und dieſe Form dann dem Stoff einprägte. Von einer anderen Seite betrachtet, iſt gerade umgekehrt der Stoff das Erſte, die Form im Geiſte des Künſtlers das Zweite, der Künſtler, ſofern er dieſe Form mit jenem Stoff verbindet, das Dritte, und das Ziel, das Schöne, zu dem alle jene Urſachen hinſtreben, das vierte. In Beziehung aber auf das Ganze ſind jene vier Urſachen zwar der Zeit nach früher, dem Begriff nach aber ſind ſie gar nicht ohne das Ganze, ſie ſind nur im Ganzen, und folglich das Ganze, die Einheit aus jenen vier Urſachen, eher, als jede derſelben.

Jedes Wirkliche beſteht nach Ariſtoteles durch ſeine Energie. Der Energie, d. h. der Wirklichkeit (Wirkſamkeit) muß die Möglichkeit (Fähigkeit) vorausgehen. Dieſe Lehre von dem Verhältniß von objectiver Möglichkeit (wie Trendelenburg die δύναμις bei Ariſtoteles kurz und treffend bezeichnet) und objectiver Wirklichkeit (ἐνέργεια) durchdringt die ganze Ariſtoteliſche Philoſophie. Es iſt keine ἐνέργεια ohne die δύναμις, wohl aber die δύναμις ohne die ἐνέργεια. Die δύναμις iſt in dem Stoff, der ὕλη, ſie iſt die im Stoff latente Form; die ἐνέργεια iſt in der Form, dem τὸ τί ἦν εἶναι. Und wie in dem aus Stoff und Form gebildeten Ding logiſch die Form früher iſt, als der Stoff, ſo iſt die Wirklichkeit logiſch früher, als die Möglichkeit. Allein die phyſiſche Betrachtung geht von dem Stoff zur Form, von der Fähigkeit zur Wirklichkeit. Indem ſie alſo zuerſt den Stoff unterſucht, wird ſie in demſelben die Fähigkeit nachzuweiſen haben, welche den Stoff für die Form empfänglich macht, wodurch derſelbe aus der Möglichkeit zur Wirklichkeit übergeht. Wer ein Haus nach ſeinen Anfängen oder nach ſeinen letzten Gründen betrachtet, muß zuerſt das Material unterſuchen, in Stein und Holz die Fähigkeit, ein Haus zu werden, nachweiſen. Aus einem Material, welches dieſe Fähigkeit nicht hat, z. B. aus trockenem Sand oder aus flüſſigem Waſſer wird nie ein wirkliches Haus. Das Haus kann ſehr verſchiedene Formen haben. Die Baukunſt muß zuerſt das brauchbare Baumaterial, dann dieſe Formen nach gewiſſen Hauptarten kennen lehren. Sie muß aber auch lehren, wie man aus dem Material nach dieſer Form ein wirkliches Haus baut, auch wie ein Haus in der Zeit verfällt, ſich verändert, erhalten wird. Endlich muß ſie unter der Vorausſetzung, daß Alles „nach Wunſch“ ſei, lehren, welches Haus aus welchem beſten Material in welcher beſten Form nach dem höchſten Zweck des Hauſes das beſte iſt und zu Stande kommt. Ebenſo wird, wer die Staatskunſt lehrt, zuerſt von dem Hypokeimenon des Staats, d. h. von Volk und Land, zu reden haben und in dieſem die Möglichkeit des Staats nachweiſen; dann wird er die verſchiedenen Formen des Staats ſchildern, theils nach früheren Muſtern, theoretiſchen und praktiſchen,

theils nach ſeiner eignen, d. h. nach der richtigſten oder für die richtigſte gehaltenen Theorie, dann wird er die Urſache der Bewegung in den Staaten, d. h. die Urſachen der Veränderungen und der Erhaltung des Staats, ſowie die Principien der Gründung eines Staats nach gegebenen Bedingungen entwickeln, und endlich wird er lehren, den beſten Staat nach dem höchſten Zweck des Staats aus dem beſten Material in der beſten Form zu Stande zu bringen. Hat er in dieſer Weiſe den Staat nach den vier Principien des Staats vollſtändig dargeſtellt, ſo iſt ſeine Lehre nothwendig ſelbſt eine vollſtändige. Daß nun Ariſtoteles hiernach verfahren, zeigt ein Blick auf den Inhalt der acht Bücher.

I. Das erſte Buch handelt von dem Hypokeimenon des Staats als des höchſten Vereins, der alle kleineren Vereine in ſich befaßt, d. h. von den Einwohnern des Staats in den Vereinen zwiſchen Mann und Frau, Vater und Kindern, Herr und Diener.

II. Das zweite, dritte und vierte Buch geben ausführliche Kunde von den Formen der Staaten, das zweite von den vorhandenen theoretiſchen und factiſchen Staatsverfaſſungen, das dritte und vierte von den Staatsformen nach der eigenen Anſicht des Ariſtoteles.

III. Das fünfte und ſechſte Buch lehren die Urſachen der Veränderungen und der Erhaltung, ſo wie der neuen Gründung der Staaten.

IV. Das ſiebente und achte Buch ſtellen den höchſten Zweck des Staats auf, beſtimmen darnach den beſten Staat und lehren die Bedingungen und Mittel ſeiner Verwirklichung.

Die Rechtfertigung einzelner nur ſcheinbaren Abweichungen, z. B. des Nicht-Erwähnens des Landes im erſten Buch, dagegen des Zurückkehrens zum Hypokeimenon, Volk und Land, im ſiebenten, und Anderes bedarf einer weiteren, hier nicht zuläſſigen Ausführung.

Die Frage über die Ordnung der Bücher erledigt ſich hiernach von ſelbſt zu Gunſten der Handſchriften. Die äußeren Gründe für eine Umſtellung waren durch Göttling beſeitigt. Neuerdings iſt die Frage wieder angeregt durch Barthelemy St. Hilaire, und nach ihm hat Dr. Woltmann im Rheiniſchen Muſeum 1842 darzuthun verſucht, daß nach des Ariſtoteles eigener Ankündigung über die Reihenfolge des Inhalts (4, 2) das ſechſte Buch nothwendig dem fünften vorangeſtellt werden muß. Daß der Verfaſſer dies mit Recht behauptet, iſt außer Zweifel, und dennoch muß es nach des Ariſtoteles eigenem Zeugniß bei der jetzigen Ordnung bleiben. Es ſoll hier kein Gewicht darauf gelegt werden, daß beide Bücher der Betrachtung des Staats nach der Urſache der Bewegung (*τῆς κινήσεως*) gewidmet ſind, und zuſammen den dritten Haupttheil der ganzen Politik bilden, ſo daß eine Umſtellung ohne Einfluß auf das Ganze wäre, wiewohl das ſechſte Buch beſſer zu dem ſiebenten hinüberleitet, und das fünfte ſich beſſer an das vierte anlehnt. Wenn aber die Ankündigung eines Schriftſtellers über das, was er thun will, und das Zeugniß deſſelben Schriftſtellers über das, was er gethan hat, mit einander in Widerſpruche ſtehen, ſo iſt doch wohl klar, daß das Zeugniß mehr gelten muß, als die Ankündigung; und da nun Ariſtoteles im ſechſten Buch wiederholt (Cap. 1 und 5) ſagt, die Lehre über den Untergang und die Erhaltung der Staatsverfaſſungen (*περὶ φθορᾶς καὶ σωτηρίας*) ſei ſchon im Vorhergehenden (nämlich im fünften Buch) abgehandelt, ſo iſt einleuchtend, daß nach ſeinem eignen Zeugniß die jetzige Ordnung die Ariſtoteliſche iſt."

Hierauf trat Prof. Döderlein auf Einladung des Präſidiums noch einmal auf die Rednerbühne, um nach dem Wunſch einiger Mitglieder eine vollſtändige

zu geben, aus welcher er Tags zuvor ein einzelnes Capitel, über die Präpoſitionen mitgetheilt hatte. Er erklärte in der Bevorwortung ſeines Vortrags, „daß die Anſichten, die er vorzutragen beabſichtige, großentheils keineswegs neu ſeien, ſondern nichts als eine Fortbildung von Bernhardi's Lehre, und empfiehlt bei dieſem Anlaß Bernhardi's Sprachwiſſenſchaft als ein mehr berühmtes, denn benütztes Werk; es ſtehe an Ideenreichthum und Präciſion weit über deſſelben Philoſophen ausführlicherer Sprachlehre, obgleich dieſe weit bekannter und verbreiteter ſcheine.

Der ganze Sprachſchatz zerfalle in Interjectionen oder Empfindungswörter, welche als bloſe Laute dem Menſchen mit dem Thier gemeinſam ſeien, und in eigentliche Wörter, den Ausdruck von Gedanken. Von jenen als der vernünftigen Sprache fremdem Elemente abgeſehen, zerfallen die Wörter, welche den Sprachſchatz bilden, in Partes und in Particulas orationis. Die partes orationis entſprechen als Elemente des grammatiſchen Satzes den Elementen des logiſchen Urtheils, das Subſtantiv dem Subject, das Attributiv (als Gattungsbegriff des Adjectivs und Particips) dem Prädicat, das Verbum ſubſtantivum der Copula. Die moderne Entlehnung dieſer logiſchen Begriffe für den Dienſt der Grammatik habe manche Verwirrung in der Grammatik zu verantworten. Das Subſtantiv entſpreche der logiſchen Vorſtellung und ſeine Unterarten, das nomen appellativum der abſtracten oder dem Begriff, das nomen proprium aber der concreten oder der Anſchauung; das nomen proprium ſei eine geborne Anſchauung, das appellativum werde erſt durch den Zutritt des Artikels zu einer Anſchauung.

Das ſubſtantivum ſei zweier Verhältniſſe fähig; des Numerus und der Dependenz. Was man als Drittes gewöhnlich hinzufüge, das Genus, ſei durch die Vernunft nicht gefordert; ſei ein Luxus der Sprache und habe nur für die Phantaſie Intereſſe, nicht für den Verſtand; daher auch manche Sprachen der Genusbezeichnung entbehren. Der Numerus unterſcheide mit Nothwendigkeit nur zwiſchen Einheit und Mehrheit; der Dualis ſei gleichfalls Luxus. Die Dependenz wird durch die Caſus bewerkſtelligt. Hinſichtlich der Caſus bekennt er ſich zu der ſchon oft vorgebrachten und oft verworfenen Lehre, wonach der Nominativ und Vocativ die casus absolutos, die übrigen die casus obliquos bilden, die letzteren aber nicht mehr als 3 ſeien, entſprechend den terminis der Bewegung; es käme nur darauf an, die vier casus obliquos der Vulgargrammatik richtig auf die Dreizahl zu reduciren. Der Genitiv entſpreche dem terminus a quo, der Accuſativ dem terminus ad quem, der Ablativ dem terminus in quo. Was ſei nun der Dativ? Nichts Anderes als eine Unterabtheilung oder ein Anhang des Accuſativus. Der Dativ ſei der Accuſativ mit praepos. ad oder in, und zwar, wenn er ſtreng gebraucht werde, mit einer ethiſchen Beziehung wodurch ſich tibi mitto librum, d. h. Dir zum Beſitz, unterſcheidet von ad te mitto, d. h. an dich zur Aufbewahrung oder Weiterbeförderung. Jeder der drei Grundcaſus hat eine doppelte Bedeutung, eine locale und eine modale: Der Genitiv bezeichnet local den terminus a quo, modal, dem entſprechend, den Urſprung. Dies läßt ſich jedoch nur im Griechiſchen nachweiſen; im Lateiniſchen und Deutſchen tritt ein collidirendes Sprachidiom, demnach keine Präpoſition mit einem Genitiv conſtruirt wird, verwirrend ein, indem jede Präpoſition, welche de jure et ratione mit dem Genitiv verbunden werden ſollte, de facto et usu an ſeiner Stelle den Ablativ regiert. In ſolchen Fällen nur könne man von Rection der Präpoſition ſprechen, nicht da, wo ein casus suo jure ſich mit einer Präpoſition verbinde, wie

in horto. Der Accuſativ bezeichne, ſo wie local den terminus ad quem, ſo entſprechend modal das Object; endlich der Ablativ, ſowie local den terminus in quo, ſo modal das Inſtrument. Der Redner geſteht, daß ihm der innere Zuſammenhang dieſer Inſtrumentalbedeutung mit dem terminus a quo nicht ſo klar ſei, wie der jener vorigen Local- und Modalbedeutungen, aber factiſch ſei er vorhanden. Bemerkenswerth ſei bei dieſer Doppelbedeutung der Caſus, daß der Caſus an ſich die modale Bedeutung habe, dagegen die locale Bedeutung in der Regel erſt durch den Zutritt einer Präpoſition erhalte, während man nach der Annahme, daß die locale die ältere, urſprüngliche ſei, das Umgekehrte vermuthen ſollte, der Caſus an ſich werde die locale Bedeutung als die Grundanſchauung enthalten und die ſpätere abgeleitetete modale Bedeutung durch ein mechaniſches Vehikel, die Präpoſition, von der urſprünglichen unterſcheiden.

Das Attributiv habe zwei Unterarten, das Adjectiv, welches eine habituelle Eigenſchaft, und das Particip, welches einen temporären Zuſtand bezeichne. Das Particip ſei wieder von doppelter Bedeutung, tranſitiv oder intranſitiv, oder nach trichotomiſcher Eintheilung dreifacher, activ, paſſiv oder neutrum. Daher ſei das verbum intransitivum ganz identiſch mit dem verbum neutrum, der Unterſchied beſtehe blos in der Verſchiedenheit der Entgegenſetzung, je nachdem man das Activ und Paſſiv dem Tranſitivum ſubordinirt, oder mit Ueberſpringung dieſes höheren Begriffs dem Neutrum coordinirt.

Wie das Subſtantiv des Numerus und der Dependenz, ſo iſt das Attributiv der Comparation und der Inhärenz oder der Inhäſion fähig. Die Comparation verhält ſich zu dem Numerus, wie der Grad zur Zahl, denn die Accidenz läßt ſich nur ſteigern, die Subſtanz nur vermehren. Der Poſitiv bezeichnet den abſoluten Grad und iſt nicht die erſte Stufe der Comparation, ſondern ihr Gegenſatz, ihre Negation. Auch der Comparativ und Superlativ unterſcheiden ſich nicht gradweiſe, wie mehr und noch mehr, ſondern haben beide eine gleiche Stärke und Steigerungskraft; der Comparativ übt ſie durch Entgegenſetzung, der Superlativ durch Heraushebung; major caeteris iſt identiſch mit maximus omnium, aber „ich bin der älteſte unter euch“ iſt eine Incorrectheit, vom grammatiſchen Standpunkt aus Unſinn. Comparirt können ſtreng gefaßt nicht Subſtanzen werden, ſondern nur Accidenzen. Beim Comparativ ſind vier Fälle möglich; erſtens man vergleicht die Accidenz einer Subſtanz mit derſelben Accidenz einer andern Subſtanz, oder die Accidenz einer Subſtanz mit einer andern Accidenz derſelben Subſtanz, drittens die Accidenz einer Subſtanz mit einer andern Accidenz einer andern Subſtanz, viertens die Accidenz einer Subſtanz mit derſelben Accidenz derſelben Subſtanz. Die zwei erſten Fälle ſind häufig genug: major sum quam tu und major sum quam pulcrior. Im letzteren Fall hat die lateiniſche Sprache den Idiotismus, auch dem Vergleichungsglied die Comparationsform zu geben, mit andern Worten, den Begriff magis, der logiſch nur dem erſten Glied zukömmt, als Gemeingut des ganzen Gedankens zu behandeln. Der Grund liegt in dem Beſtreben nach euphoniſcher Concinnität, welche durch Gleichklang erſtrebt wird. Der dritte Fall iſt leicht denkbar, kömmt aber ſelten vor. Der vierte Fall ſcheint kaum denkbar, iſt aber gleichwohl häufig im Griechiſchen: z. B. ἐγένοντο ἀμείνονες ἑαυτῶν.

Die Inhärenz des Attributivs entſpricht der Dependenz des Subſtantivs. Das Attributiv iſt keines Caſus fähig, wohl aber des Caſuszeichens, wodurch es dem Subſtantiv verbunden wird. Dieſes Caſuszeichen iſt gleichſam eine Livree, mit deren Anlegung das Attributiv in den Dienſt des Subſtantivs tritt; die Livree aber iſt Eigenthum des Herrn (des Subſtantivs), welcher ſie zurücknimmt, ſobald er den Diener aus ſeinem Dienſte entläßt. Das Attributiv kann auf zwei-

erlei Art dem Substantiv inhäriren; entweder als Prädicat, indem es demſelben durch das gegenwärtige Urtheil erſt beigelegt wird, oder als Epitheton, indem es ihm durch ein früheres Urtheil bereits beigelegt iſt. Der Redner wünſcht, daß dieſe einfache mit dem rhetoriſchen Begriff des Epithetons harmonirende Terminologie ſtatt der ſchwankenden und willkürlichen Ausdrücke für dieſes Verhältniß Eingang in die Vulgärgrammatik finden möchte. Die deutſche Sprache verſagt dem Attributiv, wenn es als Prädicat inhärirt, das Zeichen der Inhärenz, gleichſam, als wenn in dem Augenblick, wo das Attributiv durch die Copula in den Dienſt des Subſtantivs eintritt, und gleichſam erſt gedungen wird, daſſelbe noch nicht zur Tragung von deſſen Livree berechtigt ſei.

Die intereſſante und wichtige Lehre von dem Pronomen, welche einen Anhang zu dem nomen substantivum und attributivum bildet, mußte der Redner wegen Kürze der ihm vergönnten Zeit bei Seite liegen laſſen.

Bei dem Verbum kann nur von dem verbo substantivo die Rede ſein; denn was man verbum κατ' ἐξοχήν nennt, iſt kein einfacher Redetheil, ſondern die organiſche Verbindung des verbi substantivi mit einem Participium; daher gehört die Lehre von den generibus verborum, von den personis und numeris verbi in die Lehre von dem Particip, reſp. vom Attributiv. Das verbum substantivum iſt nur des Tempus, der Progreſſion und des Modus fähig. Die von W. Reiz und Fr. A. Wolf verbreitete Unterſcheidung von Tempus und Progreſſion oder Action kann als bekannt und evident übergangen werden. Nur über den Aoriſt bemerkt der Redner, daß er bekanntlich auch Präſensbedeutung habe und den Begriff des Pflegens involvire. Dieſe Beſtimmung bedürfe jedoch einer Beſchränkung. Der griechiſche und lateiniſche Aoriſt bezeichne niemals das Pflegen in einer beſchränkten Gegenwart, ſondern nur das in aller Ewigkeit. Nämlich der Gebrauch beſchränkt ſich auf allgemeine Sätze, daher der Redner für dieſen noch nicht getauften Aoriſt den Namen aoristus gnomicus vorſchlägt. Die modi ſeien dreierlei. Der Indicativ für die Wirklichkeit, der Optativ für die Möglichkeit, der Imperativ für die Nothwendigkeit. Der Conjunctiv ſei nur eine Nebenform des Imperativs, ſtehe nur in abhängigen Sätzen, wie der Imperativ nur in unabhängigen; daher ſei τί φῶ; und ἴωμεν! eben ſo gut Imperativ, als Conjunctiv, und hiermit die Lücke der erſten Perſon in dem Paradigma des Imperativs ausgefüllt. Erſt in der zweiten und dritten Perſon ſcheiden ſich die Formen des Imperativs und des Conjunctivs.

Die particulae orationis ſind die Verhältnißwörter, die Präpoſition für das Subſtantiv, das Adverbium für das Attributiv, die Conjunction für das Verbum. Da die Lehre von dem Adverbium ziemlich einfach iſt, die Lehre von den Präpoſitionen am vorigen Tage ihre Erledigung gefunden hatte, und die Lehre von den Conjunctionen in den von dem Redner kürzlich herausgegebenen „Reden und Aufſätzen (Erlangen bei Ferd. Enke 1843) gedruckt vorliegen, ſo ſchloß derſelbe hiermit ſeinen Vortrag mit der Bemerkung, daß er nach dem eben dargelegten Schema eine „Vergleichende Syntaxis der griechiſchen und lateiniſchen Sprache" zu bearbeiten beabſichtige, und mit der angelegentlichen Bitte an alle Sprachforſcher und Schulmänner, namentlich ſeine neuen und wie er glaube, auch richtigen, in dem erwähnten Buche dargelegten Anſichten über die Conjuntionen einer genauen Prüfung zu würdigen."

Prof. Walz will zwei Punkte berühren: Wie es kommen möge, daß dem gelehrten Herren nicht erinnerlich, daß ablat. localis und instrumentalis zugleich ſei. Das ſei nur Man-

gelhaftigkeit in der einen Sprache; im Sanscrit ſei ein locativus auf i, der ſich auch im Lateiniſchen Romai, Corinthi, Neapoli nachweiſen laſſen, daher nöthige uns die Beſchäftigung mit der allgemeinen Grammatik, uns umzuſehen auch in anderen Sprachen. Zu dem oben gegebenen Beiſpiele ἀμείνονες ἑαυτῶν finde ſich im Lateiniſchen bei Appulejus ein Beiſpiel.

Dr. Ahrens wollte auf daſſelbe aufmerkſam machen, was Prof. Walz ausgeſprochen; demnach beabſichtige er, nur noch Erläuterungen zu geben. Es können Caſus von verſchiedener Bedeutung zuſammenfallen, auch im Lateiniſchen. Nominativus und vocativus in der 1. und 3. Declination und im Plural in allen Declinationen; in allen neutris fielen nominativus, vocativus, accusativus zuſammen, oft ablativus und dativus. Alſo müſſen zwei ganz verſchiedene Caſus dieſelbe Form haben können. — Im Griechiſchen habe der Genitiv zwei verſchiedene Bedeutungen: 1) woher? local gleich dem lateiniſchen Ablativ, auch da, wo die Localität nicht ſo deutlich vortrete, wie bei der Comparation. Daß auch hierin locale Verhältniſſe zu Grunde gelegen, habe man erſt im Sanscrit erkannt, wo der Ablativ auf die Frage woher ſteht; auch filius major patre verlange, daß man vom Vater aus- und auf den Sohn übergehe. 2) habe der Genitiv die gewöhnliche, eigentliche Genitivbedeutung. Im Dativ lägen mehrere verſchiedene Bedeutungen, 1. die gewöhnliche, 2. die locale (lateiniſcher Ablat.), 3. die inſtrumentale (lateiniſcher Ablat.). Man ſei ohne Erfolg bemüht geweſen, dieſe verſchiedenen Bedeutungen auf ein Grundverhältniß zurückzuführen. — Im Sanscrit habe man 8 Caſus: außer den gewöhnlichen den locativus und instrumentalis (beſſer comitativus genannt, entſprechend dem σύν, cum). Demnach möchten urſprünglich die Sprachen des indogermaniſchen Stammes größeren Reichthum der Caſus gehabt haben, von dieſen ſeien in der Form mehrere zuſammengefallen, theils zufällig, wie Corinthi, theils wegen ihrer verwandten Bedeutung. Auch hätte urſprünglich Verwandtſchaft der Bedeutung Gleichheit der Form bewirken können. Im Lateiniſchen hätten ſich Genitiv, Dativ und Accuſativ ihre reine Bedeutung erhalten, der Ablativ habe den wahren Ablativ (woher?), den Locativ (wo?) und den Inſtrumentalis (wodurch?) in ſich vereinigt.

Nach welchem Syſtem nun die Sprache dieſe Caſus gebildet habe? Er nehme zwei Hauptclaſſen von Caſus an. Die erſte Claſſe ſeien locale. 1. Ablativ: woher? 2. Locativ: wo? 3. Accuſativ: wohin? — jedoch nur mit einem Theile ſeiner Bedeutung — 4. Comitativ: womit? (ſo daß für σύν und cum die locale Bedeutung feſtgehalten wird; vergl. oben S. 72 und 74). Darin ſei allerdings ein richtiges Theilungsprincip enthalten. Die Caſus ſollen die allgemeineren Verhältniſſe der Subſtantiva im Satze ausdrücken; aber man bedürfe noch der Präpoſitionen zur Bezeichnung der beſonderen Beziehungen. — Die zweite Claſſe von Caſus ſeien innerliche Caſus; Genitiv, Dativ und die zweite Hälfte des Accuſativs. Dieſe gäben ein innerliches Verhältniß zum Satze an. Daß hier keine Willkür, auch bei dem Dativ nicht, Statt finde, gehe aus dem Verhältniß dieſer Caſus zu den drei partes orationis hervor: der Genitiv ſtelle ſich zum Subſtantiv, der Dativ zum Attributiv, der Accuſativ zum Verbum. Im Satze bilde aber das Verbum das Bewegliche, das Subſtantiv das Feſte, das Adjectiv die feſt werdende Bewegung. Daher repräſentire der Accuſativ die Vorſtellung der Bewegung, der Genitiv die eines feſtſtehenden Verhältniſſes, der Dativ die feſt werdende Bewegung. Hierdurch dürften ſich die Schwierigkeiten der Caſuslehre größtentheils heben.

Hofr. Thierſch findet dieſen Geſichtspunkt richtig; die Caſus ſeien Darſtellungen von Verhältniſſen. Aber man müſſe ſie auf die letzten Gründe zurückführen und die Möglichkeit und Zahl der Verhältniſſe aufſuchen, bei dieſen die Grundverhältniſſe feſtſetzen und dann die Modifi-

cationen beſtimmen. Die Sprachen, welche wenige Caſus haben, bezeichneten eben nur die Grundverhältniſſe. Die Präpoſitionen gäben eine Erweiterung in der Bezeichnung der Verhältniſſe mit den verſchiedenartigen Modificationen.

Nach der Pauſe hielt Gymnaſial-Director Münſcher aus Hersfeld ſeinen Vortrag

Ueber die Auswahl der Claſſiker für Gymnaſien.

„Um einen kleinen Beitrag zu den Verhandlungen zu liefern, welche in dieſer anſehnlichen Verſammlung gepflogen werden, bringe ich aus dem Bereiche des Schullebens einen Gegenſtand zur Sprache, der vielleicht Manchem wenig bedeutend zu ſein und geringen Einfluß auf das Leben in der Schule zu haben ſcheint, von Andern dagegen als längſt abgethan und entſchieden betrachtet wird. Ich will nämlich von der Auswahl der lateiniſchen und griechiſchen Claſſiker für den Gymnaſial-Unterricht meine Anſicht zur Prüfung und Beurtheilung der philologiſchen Schulmänner und Kenner des Schulweſens mittheilen. Ich werde dabei nicht ſowohl fremde Anſichten, als die Gründe für meine Meinung vortragen. Zugleich aber werde ich genöthigt ſein, auch über die Behandlung der Schriftſteller, inſoweit ſie mit der Auswahl in unmittelbarem Zuſammenhang, ich möchte ſagen, in Wechſelwirkung ſteht, Einiges zu ſagen. Und ich glaube, daß eine richtige Anſicht von dem erwähnten Gegenſtand in der That für die Geſtaltung des claſſiſchen Unterrichts auf den Gymnaſien von Bedeutung iſt, und daß Fragen dabei in Betracht kommen, die, wenn ſie auch keineswegs neu ſind, doch noch immer die Aufmerkſamkeit der praktiſchen Schulmänner insbeſondere mit Recht in Anſpruch nehmen, und die noch nicht ganz ins Reine gebracht ſind. So wenig ich auch erwarte, durch meinen Vortrag dieſe Fragen zur Entſcheidung zu bringen, ſo halte ich es doch für zweckmäßig, dieſelben in Anregung zu bringen. Es iſt offenbar jetzt in der Auswahl der Schriftſteller des griechiſchen und römiſchen Alterthums eine größere Uebereinſtimmung, als früher ſichtbar. In älterer Zeit, noch im vorigen Jahrhundert, ja bis in das neunzehnte hinein las man im Lateiniſchen noch häufig Catonis disticha, den Juſtinus, den Curtius, den Seneca, die jetzt beinahe überall aus den Schulen verſchwunden ſind. J. A. Erneſti, der große Kenner des claſſiſchen, beſonders des römiſchen Alterthums, einer der größten Meiſter in der Nachbildung der Latinität des goldenen Zeitalters, empfahl noch ſehr eifrig den Sueton, um die Alterthümer daraus kennen zu lernen, während dieſer Schriftſteller jetzt ſchwerlich in irgend einem Lectionsplan erſcheint. Ja, ich weiß einen Rector an dem Gymnaſium eines kleinen Landes, einen tüchtigen Gelehrten, der noch in dieſem Jahrhundert in den oberen Claſſen Jahr aus Jahr ein die Schüler mit dem Varro de lingua latina plagte, weil er gerade dieſen Schriftſteller herausgeben wollte. Die Schüler lernten wohl dabei etwas; aber ſie faßten einen wahren Widerwillen gegen den Schriftſteller. Ich ſelbſt habe noch in meiner Jugend als Schüler in der Schule den Perſius und den Velleius Paterculus geleſen, und Seneca wurde mir wenigſtens empfohlen. Alle dieſe ſind jetzt größtentheils, ja faſt durchaus von den Schulen verbannt. Auch las man früher mehr neuere lateiniſche Schriftſteller in den Schulen, z. B. Erasmi colloquia, Murets Reden, Erneſti initia doctrinae solidioris oder gar Ueberſetzungen des Campe'ſchen Robinſon oder die an ſich empfehlenswerthe Ueberſetzung des ſiebenjährigen Kriegs von Reichard. Auch dieſe ſind jetzt aus den Schulen verſchwunden, und man hält es mit Recht für beſſer, die Schüler zu

den Quellen der ächten Latinität ſelbſt hinzuführen, wenn man auch neuere gute Lateiner zur Privatlectüre empfiehlt. In der Beſtimmung der Stufe, für welche man die Schriftſteller wählt, befolgt man ebenfalls andere Grundſätze, als früher. Terentius und Cicero's Briefe wurden ſonſt in den untern Claſſen, wenigſtens in Quarta und Tertia geleſen, während ſie jetzt auf die obern Claſſen beſchränkt werden. In dem Griechiſchen iſt, ſeitdem das griechiſche Sprachſtudium bedeutende Fortſchritte gemacht hat, eine große Veränderung in der Auswahl der Schriftſteller eingetreten. Früher las man ſehr häufig den elenden Paläphatus de incredibilibus, das allegoriſche Gemälde des Cebes, ſogar den Plutarch de audiendis poetis und de educandis liberis, Bücher, die entweder für die Jugend gar nicht geeignet ſind, oder wenigſtens anderen beſſern jetzt mit Recht nachſtehen. Im Griechiſchen war das Studium der Tragiker auch auf den beſſern Schulen lange ganz vernachläſſigt. Das Höchſte war Homer, dem man manchmal wohl Pindar oder den Schild des Hercules von Heſiod oder Theognis paränetiſche Sprüche beifügte. Dagegen wird jetzt überall dem Studium der Dramatiker eine beſondere Aufmerkſamkeit gewidmet und in Prima die Lectüre derſelben als das Wichtigſte in der griechiſchen Poeſie betrachtet. Indeſſen eine volle Uebereinſtimmung iſt in der Auswahl noch nicht eingetreten, und auch manche Grundſätze, die man faſt allgemein anerkennt, werden doch nicht immer in der Praxis befolgt. Folgende Grundſätze möchten wohl als ziemlich allgemein anerkannt betrachtet werden können:

1) daß Schriftſteller gewählt werden, die eine Seite des claſſiſchen Alterthums in eigenthümlicher Weiſe darſtellen;
2) daß Schriftſteller gewählt werden, die eine muſtergültige Form haben oder den Sinn für das Schöne und Angemeſſene in der Darſtellung zu wecken geeignet ſind;
3) daß ſolche Schriftſteller und Schriften zur Lectüre genommen werden, deren Inhalt der Jugend nicht allzu fern ſteht, und die, wenn ſie auch keineswegs für Schüler geſchrieben ſind, und wenn ſich auch die Jugend mehr zu ihnen mit Anſtrengung emporheben muß, als daß ſie ſich zur Jugend herablaſſen, dennoch ihrem Inhalt nach den Schülern verſtändlich gemacht werden können;
4) daß endlich ſolche Schriftſteller und Schriften gewählt werden, die in ſittlicher Hinſicht nicht verderblich auf die Jugend wirken, ſondern die, wenn auch ihre Anſichten und Lehren in mancher Hinſicht mit den Grundſätzen und Vorſtellungen unſerer Zeit in Widerſpruch ſtehen, doch die Jugend mit edlen Geſinnungen zu erfüllen vermögen und wenigſtens dieſem Zweck der Jugendbildung nicht entgegenwirken.

Aber in der Praxis bleibt man doch dieſen Grundſätzen nicht immer treu; denn man müßte dann einen Plutarch im Griechiſchen weglaſſen, weil ſeine Anſchauungs- und Darſtellungsweiſe allzu modern iſt, und ſo intereſſant auch der Schriftſteller iſt, doch ſeine Schreibart als muſterhaft nicht betrachtet werden kann. Man müßte ferner den Plautus ſowohl der Sprache, als des Inhalts wegen ausſchließen, den man jetzt wieder, wie es ſcheint, mehr, als früher, hervorſucht. Auch hat man, dünkt mich, in den allgemeinen Lehrplanen, die für Gymnaſien entweder in einzelnen Ländern von Staatsbehörden aufgeſtellt oder in Privatſchriften empfohlen worden ſind, das Verhältniß der Schriftſteller untereinander, die man für den Jugendunterricht zuläſſig findet, nicht genau genug beſtimmt und oft nur eine gewiſſe Reihe von Schriftſtellern aufgeführt, die zur Lectüre gebraucht werden können. Ferner iſt nicht zu läugnen, daß der Geſichtspunkt des Philologen bei der Auswahl der Schriftſteller mit dem Geſichtspunkt des Jugendlehrers nicht ſelten in Colliſion kommt. Dadurch kann es leicht geſchehen, daß man, während man grobe

Verstöße gegen die vorgenannten Grundsätze vermeidet, doch dem philologischen Gesichtspunkt ein zu großes Uebergewicht gibt, und wenn für den Philologen ein Schriftsteller besonderes Interesse hat, man ihm auch im Jugendunterricht den Vorzug vor andern einräumt, die für den Jugendunterricht gerade mehr zu beachten gewesen wären.

Die Menge der interessanten und wichtigen Schriftsteller kann außerdem leicht zu der Ansicht hinführen, daß man der Jugend durch die Wahl vieler Schriftsteller neben oder hintereinander eine recht vielseitige Bildung geben müsse. Man läßt daher hier und da vielerlei Schriftsteller lesen und so viele, daß das Eindringen in die einzelnen leidet, und daß der Jugend mehr eine Musterkarte von Schriftstellern vorgehalten wird, als daß sie zu einer rechten Einsicht in einen oder wenige gelangt.

Bei dem ganzen Gegenstand ist gewiß gar sehr in Betracht zu ziehen, daß das Meiste und die Hauptsache auf der Behandlung der Schriftsteller im Unterricht beruht, und daß eine noch so gute Auswahl nichts helfen kann, wenn die Behandlung eine mangelhafte ist. Aber das glaube ich zugleich aussprechen zu dürfen, daß eine zweckmäßige Behandlung gar sehr durch die Auswahl unterstützt wird, und daß, wenn auch bei der Auswahl gar Manches von der Individualität des Lehrers und seiner Neigung abhängt und abhängig gemacht werden kann, es doch eine Art der Auswahl giebt, durch welche eine recht zweckmäßige Behandlung sehr erschwert oder gar unmöglich gemacht wird. Ich bin der Meinung, daß allerdings jene oben genannten Grundsätze richtig sind und bei der Auswahl zu Grunde gelegt werden müssen, daß es aber bei der Anwendung besonders darauf ankommt, zu bewirken, daß die Schüler sich in den Schriftsteller oder in die ausgewählten Schriften desselben, wie man sagt, ganz hineinlesen, und eine wahre Vertrautheit mit dem Schriftsteller und seiner Schrift erlangen. Ich meine damit nicht sowohl ein Vertiren in succum et sanguinem, wie man es sonst nannte, Einprägung des Schriftstellers durch beständiges Uebersetzen, mündliche oder schriftliche Uebersetzungen, durch Retroversion, durch Nachbildung, durch Auswendiglernen, ohngeachtet ich alles dies, mit Maaß angewandt, keineswegs mißbillige, sondern gar sehr empfohlen haben will. Ich meine auch mit jenem Grundsatze nicht eine ausführliche sogenannte statarische Lectüre, wobei Alles beigebracht wird, was nur zur Erläuterung des Schriftstellers herangezogen werden kann. Meine Meinung, die ich, so viel ich im Allgemeinen kann, darzulegen suchen will, ist folgende: Da man der Jugend eine vollständige oder nur alle Richtungen des Alterthums verfolgende Kenntniß nicht mittheilen kann und soll, sondern sich auf einen kleinern Kreis beschränken muß, so ist es viel wichtiger, daß man der Jugend durch die Wahl einer kleineren Zahl von Schriftstellern Gelegenheit gibt, sich mit einigen Individuen des classischen Alterthums durch ihre Schriften genau bekannt zu machen, ihre Eigenthümlichkeit in der Sprachdarstellung und in der Auffindung und Auffassung der Gedanken sich tief einzuprägen und innige Vertrautheit mit diesen wenigen zu erlangen und sie wahrhaft lieb zu gewinnen, als daß man durch weitere Ausdehnung des zu lesenden Kreises zwar eine vielseitige und mannichfaltige Kenntniß bewirkt, aber die Schüler in keinem Schriftsteller wahrhaft warm werden und gleichsam leben läßt.

Man darf also ja nicht den Schriftsteller als ein Vehikel betrachten, um das Abstractum der Sprache, die man lehren will, oder um eine allgemeine Kenntniß von Zuständen des Alterthums den Schülern vorzuhalten. Vielmehr ist jeder Schriftsteller und jede Schrift als ein Individuum zu betrachten, die Schriftsteller sind wie Persönlichkeiten zu behandeln, die man nur durch lange fortgesetzte Bekanntschaft und durch Eingehen in ihr besonderes und sie auszeichnendes, aber zugleich das alterthümliche Leben repräsentirendes Gepräge auf eine fruchtbare Weise kennen

lernen kann, und die ganze Erklärung iſt ſo einzurichten, daß, wie man bei einem lebenden Menſchen die einzelnen Züge, worin ſich ſein Weſen abdrückt, verfolgt, ſo auch das Bild des Schriftſtellers nach ſeinen Eigenthümlichkeiten in Hinſicht auf Sprache und Sachen allmählig vor den Augen der Schüler entwickelt wird. Man muß daher Schriftſteller auswählen, die gerade die Jugend, der ſie erklärt werden, unter der Leitung des Lehrers auf eine fruchtbare Weiſe aufzufaſſen vermag. Man muß ferner die ausgewählten Schriften längere Zeit in den Händen der Jugend laſſen und ſo lange ihre Lectüre fortſetzen, bis die Schüler mit ihren Eigenthümlichkeiten vertraut geworden ſind. Man muß wenigſtens für jede Claſſe gewiſſe wenige Hauptſchriftſteller annehmen und ſich entweder auf dieſe beſchränken oder ihnen ein entſchiedenes Uebergewicht geben. So wird zwar die Jugend gar manche treffliche und ausgezeichnete Schriftſteller des Alterthums gar nicht kennen lernen, aber ſie wird durch die vertraute und langjährige Bekanntſchaft mit den Wenigen ein weit lebensvolleres und ſchärfer ausgeprägtes Bild des Alterthums und ſeiner Sprachdarſtellung in ſich aufnehmen und trotz aller Anſtrengung, die ihr nicht erſpart werden ſoll, weit mehr Freude und Luſt am Alterthum finden, als bei der andern Weiſe möglich iſt, wo man der Jugend zwar mehr Schriftſteller, aber mit ſchnellerem Wechſel vorführt.

Doch das, was eben im Allgemeinen geſagt iſt, wird erſt klarer werden, wenn ich noch in der Kürze den Plan für die Auswahl der einzelnen Schriftſteller des griechiſchen und römiſchen Alterthums für die verſchiedenen Claſſen eines Gymnaſiums darzulegen verſuche. Ich werde meine Anſicht ſo viel, als es in der Kürze möglich iſt, darzulegen mich bemühen, aber auf Widerlegung der entgegengeſetzten Verzicht leiſten, um nicht weitläufig zu werden. Wenn ich dabei auf den Anfang des claſſiſchen Unterrichts faſt mehr, als auf den höheren Theil Rückſicht nehme, ſo geſchieht dies deswegen, weil gerade dieſer Anfangs-Unterricht größere Wichtigkeit hat und gerade für dieſen die von mir vertheidigte Anſicht oft für weniger ausführbar gehalten wird. Man hat die Ordnung der Schriftſteller ſo beſtimmt, daß in der Proſa zuerſt erzählende oder hiſtoriſche, dann redneriſche, hierauf philoſophiſche oder rhetoriſche einander folgen, in der Poeſie dagegen von epiſchen ausgegangen, dann zu lyriſchen und dramatiſchen fortgeſchritten werde. Dieſer Ordnung liegt eine richtige Anſicht gewiß zu Grunde, aber ſie genügt nicht, die Reihenfolge, in der die Schriftſteller nach einander vorgenommen werden ſollen, feſtzuſtellen, weil der eigenthümliche Charakter des einzelnen Schriftſtellers vorzugsweiſe in Betracht kommt, und dieſer es mit ſich bringt, daß auch manche Hiſtoriker oder Redner bis zur oberſten Stufe aufgeſpart werden müſſen, und daß mancher lyriſche Dichter gleiche Stelle mit den dramatiſchen einnimmt.

Ich will alſo die einzelnen Schriftſteller, die ich am geeignetſten für die verſchiedenen Claſſen betrachte, näher im Einzelnen bezeichnen und zuerſt von der lateiniſchen Literatur reden. In der Serta und Quinta eines Gymnaſiums nach dem norddeutſchen Zuſchnitt iſt noch kein Schriftſteller im Zuſammenhang vorzunehmen, ſondern ein paſſendes Leſebuch zu gebrauchen. Dies Leſebuch muß ſo eingerichtet ſein, daß für die verſchiedenen Theile der Grammatik nach einander Beiſpiele zum Ueberſetzen aus dem Lateiniſchen ins Deutſche und umgekehrt vorkommen, und ſpäter freiere Erzählungen folgen. Zugleich muß der Stoff für die Jugend faßlich und intereſſant, nicht läppiſch und abgeſchmackt ſein. Nun iſt es zwar wünſchenswerth, daß viele paſſende Stellen aus Claſſikern darin aufgenommen werden; aber wenn man blos claſſiſche Stellen auswählen wollte, ſo würde der Hauptzweck ſich weniger gut erreichen laſſen, weil es oft an Stellen fehlen würde, die für das Verſtändniß der Anfänger geeignet ſind. Daher ſind neben den aus den Claſſikern zu entnehmenden Stellen auch von Neulateinern verfaßte Stücke zuzulaſſen. Nur iſt in einem

ſolchen Leſebuch überall ſtreng auf Reinheit des Ausdrucks zu halten, und alles Unlateiniſche, Fehlerhafte muß fern bleiben *). Denn wenn auch der Schüler dieß noch nicht verſteht, ſo iſt doch das Falſche, das er ſich unbewußt einprägt, von bleibendem Einfluß für die Zukunft, und leider ſind ſelbſt manche unſerer beſten Leſebücher nicht von Fehlern in dieſer Hinſicht frei.

Schon in Quarta kann dann die Lectüre eines zuſammenhängenden Schriftſtellers eintreten. Es iſt auch hier ſchon, wo möglich, ein Autor zu wählen, der durch den Geiſt, der in ihm weht, anregt, und in deſſen Ausdrucksweiſe die Sprache mit ihrer vollen Reinheit und Gediegenheit ſich darſtellt. Ein ſolcher Schriftſteller iſt nun freilich, wie es ſcheint, in der lateiniſchen Literatur ſchwer zu finden. Denn die vorzüglicheren und an Gedanken reichhaltigeren Werke ſind durch ihren rhetoriſchen Charakter oder durch das kunſtvolle über die einfache Natürlichkeit weit hinausgehende Colorit ihrer Darſtellung, auch meiſtentheils durch ihren Inhalt ſo weit über den Geſichtskreis des Knaben erhaben, daß ſie ihm nahe zu legen und verſtändlich zu machen unmöglich iſt. Der einzige Schriftſteller, der ſich für die Quarta eines Gymnaſiums zur Leſung im Zuſammenhang paßt, iſt der bei Vielen verrufene Cornelius Nepos, deſſen Claſſicität ich, ſo ſehr ſie auch bezweifelt worden iſt, nach dem Vorgang eines Ruhnken und Anderer mich zu vertheidigen nicht ſcheue **). Er hat zwar etwas Trockenes und Einförmiges; aber bei angemeſſener Behandlung, die ihn nicht bloß als Mittel, um die Grammatik einzuüben, gebraucht, ſondern die zwar von einer gründlichen Auffaſſung der Sprache, wie ſie bei Cornelius erſcheint, ausgeht und durch ſorgfältige Analyſe und angemeſſene Verbindung ſeine Geſtaltung der Sätze, ſeine Stellung der Worte und ſeine Ausdrucksweiſe erkennen läßt, die aber auch in den Inhalt die Jugend einführt, die es von vorn herein darauf anlegt, der Jugend die Helden, die der Alte mit kurzen Zügen beſchreibt, lieb und werth oder wenigſtens intereſſant zu machen, dem Schüler Bewunderung für die Edlen, Abſcheu gegen die Schlechten einzuflößen, die bei jedem Helden durch eine kurze Einleitung auf die Lage und Verhältniſſe, unter denen er wirkte, hinweiſt und dann durch den Schriftſteller ſelbſt den Schüler, wie der Held ſeinen Zweck erreicht hat, erkennen läßt, bei einer ſolchen, wie mich dünkt, allein angemeſſenen Behandlung wird Cornelius Nepos, der zumal die wichtigſten Helden der griechiſchen Geſchichte darſtellt, einen trefflichen Grund zu einer lebendigen, Sprache und Inhalt zugleich beachtenden Auffaſſung der alten Schriftwerke legen und mehr leiſten können, als mit einer noch ſo zweckmäßig aus verſchiedenen Schriftſtellern zuſammengeſetzten Chreſtomathie möglich iſt. Hat man aber einmal mit Cornelius Nepos angefangen, ſo darf man ihn nicht eher wieder aus der Hand legen, als bis die Schüler ganz vertraut mit demſelben geworden und in ihm gleichſam zu Hauſe ſind. Dies wird ſchon in der Zeit von einem Jahre, noch mehr in anderthalb oder zwei Jahren, wenn der Curſus auf ſo lange Zeit berechnet iſt, geſchehen können. Für die Tertia iſt Cäſar am geeignetſten. Denn mag auch Juſtinus oder Curtius durch größere Abwechſelung intereſſanter erſcheinen, weder die Sprache, noch der Geiſt dieſer Schriftſteller hat ein ſo eigenthümliches, groß-

*) In dem mit Recht gebrauchten lat. Leſebuch von Ellendt könnte ich, wenn es nicht an dieſer Stelle zu weit vom Ziele abführen wurde, nicht wenig einzelne Stellen nachweiſen, wo gegen die Reinheit des lateiniſchen Ausdrucks gefehlt iſt.

**) Den Eutropius zu gebrauchen, ſcheint mir nicht räthlich, weil er theils der Jugend durch ſeinen Inhalt zu wenig Intereſſe einflößt, theils in der Latinität weit weniger rein von Flecken iſt, als Cornelius Nepos, überhaupt ihm als einem bloßen Epitomater das Belebende und Anregende abgeht, was bei jenem ſich findet. Eine andere Anſicht iſt in dem Muſeum der Rheiniſch-Weſtphäliſchen Schulmänner 2. Bd. 1. H. S. 4 ausgeſprochen.

artiges und reines Gepräge, als dies bei Cäſar der Fall iſt. Aber wenn man Cäſar lieſt, ſo muß man auch da nicht zunächſt bloß dahin arbeiten, den Schülern durch den Cäſar Latein zu lehren, ſondern der Hauptzweck muß darauf gerichtet ſein, den Schüler dieſen Schriftſteller und keinen andern kennen zu lehren. Man mache daher die Schüler vor allen Dingen auf die Form der Sprache, wie ſie bei Cäſar hervortritt, aufmerkſam, man laſſe die Schüler durch Rücküberſetzungen, Auswendiglernen einzelner Stellen und andere praktiſche Uebungen in die Darſtellungsweiſe des Schriftſtellers ſich ganz hineindenken, weiſe die Jugend aber auch zugleich ſtets auf die Verhältniſſe der galliſchen Völker *), den Zuſtand der römiſchen Macht und die Verfahrungsweiſe des Cäſar und ſeiner Unterfeldherrn hin, erwecke Bewunderung für dieſe, aber auch Theilnahme für die Schickſale der Unterjochten, mit einem Worte, man flöße ihnen durch die ganze Behandlung Intereſſe für Sprache und Inhalt zugleich ein und ſuche von beiden durch ſtete fortgeſetzte Uebung ein lebendiges Bild in der Seele der Schüler entſtehen zu laſſen. Auch dieſer Schriftſteller darf nicht niedergelegt werden, bis die Schüler ſich ganz in denſelben hineingeleſen haben. Er wird alſo für Tertia ausreichen. Sollte für die Lehrer das Bedürfniß entſtehen, einmal ſtatt des Cäſar einen andern Autor zu erklären, ſo mögen lieber die Lehrer miteinander abwechſeln, als daß ſtatt eines mehr, als jeder andere, geeigneten Schriftſtellers ein weniger paſſender genommen werde. Aber neben dieſen proſaiſchen Schriften darf die Leſung poetiſcher Werke nicht fehlen. Denn die Poeſie hat für den jugendlichen Geiſt etwas ſo Belebendes und Erwärmendes, daß man ſchon in der Quarta eines Gymnaſiums die praktiſche Lectüre, jedoch in beſchränkter Weiſe, eintreten laſſen muß. Aber für dieſen Anfang möchte ich keinen einzelnen Schriftſteller im Zuſammenhang empfehlen. Denn Phädrus, von dem nur ein Theil der Fabeln einen unanſtößigen und für die Jugend geeigneten Inhalt hat, in deſſen Metren die äußere Poeſie zu wenig ſichtbar wird, der die Schüler ſo wenig in den Kreis des alterthümlichen Lebens einführt, iſt nur mit großer Auswahl für eine kurze Zeit zu leſen. Für den erſten Anfang der poetiſchen Lectüre iſt der beſtändigen Leſung des Phädrus bei weitem der Gebrauch einer Chreſtomathie oder Blumenleſe vorzuziehen, welche neben den beſten Fabeln des Phädrus noch zweckmäßige Sprüche und intereſſante aber leichte Erzählungen vorzüglich des Ovidius und weniger Anderen darbietet und ſo den Schüler zugleich in den Stand ſetzt, den Herameter und die Diſtichen genau kennen zu lernen und ſich ganz geläufig zu machen *). In Tertia wird dann Ovidius ſelbſt, doch nur die Metamorphoſen, ſo weit ſie ihres Inhalts wegen für die Jugend paſſen, nicht die weinerlichen und den Dichter in unmännlicher Erniedrigung vorführenden Klaglieder, zu leſen ſein.

Daß für die oberen Claſſen Cicero in der Proſa Hauptſchriftſteller iſt, das iſt wohl allgemein anerkannt. Aber man ſcheint nicht immer genug zu beherzigen, daß nur durch eine lange fortgeſetzte und nie unterbrochene Beſchäftigung mit dieſem an Gedanken und Darſtellungsformen

---

*) Nur die Bücher vom galliſchen Krieg dürften ſich für die Schule eignen, die Bücher de bello civili laſſen ſich zwar in einer höheren Claſſe auch auf eine intereſſante Art behandeln, werden aber doch beſſer andern Schriftſtellern nachgeſetzt.

**) In dem Gymnaſium zu Hersfeld wird eine von dem Gymnaſiallehrer Dr. Guſtav Volkmar geſammelte Blumenleſe aus lat. Dichtern mit Anmerkungen hinter dem Text gebraucht, die bei näherer Anſicht auch wohl anderweitig als eine für die Einführung der Schüler in die lat. poetiſche Sprache zweckmäßige Auswahl ſich empfehlen möchte.

reichen Schriftſteller eine wahre Frucht für die Geiſtesbildung und eine innige Liebe zu ihm gewonnen wird. Auch muß hier, glaube ich, oft und viel nicht blos derſelbe Schriftſteller, ſondern auch dieſelbe Gattung von Schriften vorgenommen werden. Der Anfang iſt ohne Zweifel mit den Reden zu machen. In dieſen muß der Schüler zuerſt zu Hauſe werden. Auch bei Cicero muß auf die Sprache vorzugsweiſe Rückſicht genommen, und die Art, wie er den Ausdruck geſtaltet und ſchmückt, die Worte ordnet und Sätze zu Perioden zuſammenſtellt und abrundet, deutlich gezeigt und durch lange Uebung dem Schüler geläufig gemacht werden. Auch hier kommt es nicht bloß darauf an, Latein zu lehren, ſondern auch gerade Cicero in ſeiner zugleich den ausgebildeten Geſchmack des römiſchen Alterthums ausprägenden Eigenthümlichkeit kennen zu lehren. Es muß die Rückſicht auf die Sachen mit dem Studium der Sprachdarſtellung immer eng verbunden und in Zuſammenhang gebracht werden. Insbeſondere iſt es von Wichtigkeit, die Situationen ſeiner Zeit und der Staatsverhältniſſe, unter denen er auftrat, in einem lebendigen Bilde vorzuhalten, und dann im Einzelnen zu zeigen, wie die Gedanken, die Anwendung derſelben und die ganze Geſtaltung der Rede darauf berechnet iſt, den vorgeſetzten Zweck zu erreichen. Auch hier müſſen häufig praktiſche Uebungen mit dem Leſen und Erklären verbunden werden, doch ſo, daß die Ueberſicht über den Zuſammenhang des Geleſenen nicht leidet, ſondern befördert wird. Weniger Zeit möchte auf die Briefe zu verwenden ſein, die einer hiſtoriſchen Erläuterung in ähnlicher Weiſe, wie die Reden bedürfen, und ebenſowohl in der Prima, als in der Secunda nach Maaßgabe ihrer Beſchaffenheit geleſen werden können. Die rhetoriſchen und philoſophiſchen Schriften dagegen würden ganz in die Prima zu verweiſen ſein. Unter dieſen wird man in der Schule auf die Bücher vom Redner, die Tusculaniſchen Unterſuchungen und die Bücher von den Pflichten ſich zu beſchränken, bei dieſen philoſophiſchen und rhetoriſchen Schriften aber ihre Verſchiedenheit von den oratoriſchen in der Sprachdarſtellung nachzuweiſen haben. Zugleich würde der Inhalt ſtets in Betracht zu ziehen und bei den Schülern lebendige Theilnahme für die Unterſuchung der Fragen, welche Cicero aufwirft und zu löſen ſucht, anzuregen ſein. Neben Cicero wird etwa nur Livius in Secunda und Tacitus, der letztere namentlich nur in Prima, und zwar von Zeit zu Zeit, zuzulaſſen ſein. Der erſtere, Livius, iſt ein vortrefflicher Schriftſteller für die Jugend, über den ich dem Urtheil des Quintilian beiſtimme, daß er wegen ſeiner hellen Klarheit und ſeines ruhigen Fortſchrittes im Unterricht den Vorzug vor Salluſt mit ſeiner oft dunkeln Sprache und ſeinen raſchen Uebergängen verdient. Tacitus dagegen beſtändig und allzulange zu leſen, möchte leicht an die theilweiſe poetiſche, überhaupt etwas geſuchte und in kurzen, loſe verbundenen Sätzen fortſchreitende Darſtellungsweiſe, welche ihm eigenthümlich iſt und der Jugend durchaus nicht zur Nachahmung zu empfehlen iſt, allzuſehr gewöhnen. Unter den Dichtern für Prima und Secunda iſt die Auswahl des Virgilius und Horatius ſchon ſo allgemein angenommen, daß ich darüber weiter zu reden, nicht für nöthig halte. Gewiß bieten dieſe für ein Gymnaſium einen ſo reichen Stoff dar und bedürfen zugleich einer ſo lange fortgeſetzten Uebung, um in ihnen einheimiſch zu werden, daß die Hinzufügung eines andern poetiſchen Schriftſtellers dem Hauptzweck, mit einzelnen Hauptrepräſentanten der poetiſchen Darſtellung der Römer die Schüler vertraut zu machen, nur Eintrag thun kann *). Bei dieſen Dichtern iſt aber neben Vergleichung des proſaiſchen

*) Es ſcheint eine zu engherzige oder wenigſtens einſeitige Denkart zu verrathen, wenn man gegen die Lectüre der Satiren des Horatius ſich erklärt hat, wie z. B. Niebuhr in ſeinem Brief an einen jungen Philologen

und poetiſchen Ausdrucks die Kunſt des Dichters im Einzelnen zu zeigen, den Schülern die Situationen deſſelben zu vergegenwärtigen und die Art anſchaulich zu machen, wie er den ihm vorliegenden Stoff verarbeitet und daraus ein geſchmackvolles und zunächſt für ſeine Zeitgenoſſen, weiterhin aber auch für alle menſchlich fühlenden Seelen intereſſantes Kunſtwerk zu Stande gebracht hat. Eben dies ſetzt aber nothwendig Kenntniß der Griechen voraus, zu denen ich mich jetzt noch einige Augenblicke wenden will.

In der griechiſchen Literatur kann man nicht zweifelhaft ſein, wem die Rolle eines Hauptſchriftſtellers für die Schüler vom Anfang der eigentlichen Schriftſtellerlectüre an und weiterhin zuzutheilen ſei. Homer iſt ſo entſchieden der Born, aus welchem die ganze griechiſche Literatur, und gerade die ausgezeichnetſten Schriftwerke in Poeſie und Proſa gleichſam hervorſtrömen, in dem ſich das griechiſche Leben mit ſeiner einfach großen und doch wunderſam mannichfaltigen Urgeſtalt ſpiegelt, er iſt der Schriftſteller, durch den man die Sprache wegen ihres Wohllauts und ihrer treffenden, ſinnlich kräftigen und naiven Ausdrucksweiſe lieb gewinnt und in ihrer Mannichfaltigkeit und Geſchmeidigkeit erkennen und empfinden lernt, in dem man eine ſo anſehnliche Reihe von intereſſanten Scenen im Himmel und auf Erden, auf dem Meere und auf dem Lande, in der Natur und in der Menſchenwelt, in allen Geſchäften des Kriegs und Friedens gleichſam vor Augen ſieht, in dem eine ſolche Menge von menſchlich geſinnten Göttern und das Höchſte, das ſie kannten, erſtrebenden Helden auf das anſchaulichſte hervortritt, daß kein Schriftſteller mehr geeignet iſt, die Jugend zu begeiſtern, ſie im griechiſchen Ausdruck und Weſen einheimiſch zu machen und ſie zu edler Bildung emporzuheben. Wenn daher der Knabe in der Quarta — denn früher dürfte das Griechiſche nicht anzufangen ſein *) — die Elemente der griechiſchen Sprache unter beſtändiger Uebung und Leſung eines zweckmäßigen Elementarbuchs ſich genau eingeprägt hat, dann iſt er in Tertia ſogleich in den Homer einzuführen **) und Anfangs durch langſames Fortſchreiten in die Homeriſche Sprache und deren eigenthümliche Formen und Ausdrucksweiſen einzuweihen, allmählig aber immer mehr mit dem griechiſchen Leben und Weſen, wie es im Homer hervortritt, bekannt zu machen. Homer muß in Secunda ſtets fortgehen und in Prima nicht aus der Hand gelegt, d. h. von Zeit zu Zeit wieder vorgenommen werden. In dieſer Claſſe muß man den Tragikern einen größeren Raum geſtatten, doch möchte ſich unter dieſen auf Sophokles wegen ſeiner ſinnig großen Darſtellung, in der ſich durch Worte und Thaten, denen erhabene Betrachtungen folgen, die höheren Ideen des griechiſchen Lebens veranſchaulichen, mit Ausſchließung der übrigen zu beſchränken ſein, ſo trefflich an ſich auch dieſe bei einzelnen Mängeln ſind. Zur Abwechſelung möge dann auch ein Luſtſpiel des Ariſtophanes, in denen das Schlechte und Anſtößige nicht in ſeiner verlockenden, ſondern in abſchreckender Weiſe dargeſtellt iſt, und zugleich das griechiſche Leben in ſeinem heitern

---

S. 142, deſſen Aeußerungen aber Jacob in ſeiner mit Excurſen begleiteten Ausgabe jenes Briefs, Leipzig 1839, die Erklärung eines Kirchner und Jacobs gegenüberſtellt. S. 185 ff.

*) Es iſt, glaub' ich, von Wichtigkeit, daß eine Sprache, da wo ſie angefangen wird, ſogleich ernſtlich und in einer umfaſſenden Weiſe ſo getrieben wird, daß der Schüler bald in derſelben einiger Maaßen zu Hauſe iſt und neben den Formen auch einen verhältnißmäßigen Reichthum an Kenntniß der Worte und Wortverbindungen als Grundlage für den weiteren Unterricht durch Lectüre gewinnt.

**) Allerdings iſt dies eine unerläßliche Vorbedingung der Homeriſchen Lectüre, daß der Schüler die Formenlehre des attiſchen Dialects ſchon ſicher inne hat und durch Anwendung ſich dieſelbe geläufig gemacht hat. Denn ſonſt würde die Mannichfaltigkeit der Homeriſchen Formen ihn irre machen, und es würde an einer feſten Baſis fehlen, von der bei der Erklärung der Homeriſchen Formen auszugehen iſt.

und lebensfrohen Charakter mit ſeinen Auswüchſen hervortritt, wenn es die Zeit erlaubt, geleſen werden *), Pindar aber, weil die Chöre der Tragiker ſchon lyriſche Geſänge darbieten, ausgeſchloſſen bleiben. In der Proſa möchte ich in der Tertia den Herodot wegen ſeiner Gemüthlichkeit und Anmuth dem Homer, dem er nahe verwandt iſt, am liebſten zur Seite ſtellen **), in Secunda Xenophon zum Hauptſchriftſteller machen, in Prima aber dieſe Rolle dem Plato mit ſeinen für die Schule geeigneten Dialogen übertragen, einem Schriftſteller, bei dem die vollendetſte griechiſche Proſa erſcheint, der für den Dialog und dialectiſche Erörterung das einzige Muſter iſt und für die Mängel der Darſtellung philoſophiſcher Lehren bei Cicero einen Erſatz bildet, der endlich die Jugend zu feſſeln vor Andern geeignet iſt. Dagegen möchte ich vom Standpunkte der Schule aus dem Thucydides und Demoſthenes im Vergleich zu Plato, den ſie beeinträchtigen würden, einen geringeren Platz einräumen, eine ſo treffliche Uebung in der Interpretation auch dieſe darbieten, und ſo groß auch ihre Wirkung bei zweckmäßiger Behandlung für die Jugend ſein muß.

Hiermit ſchließe ich meine Auseinanderſetzung und unterlaſſe es der Zeit wegen, mich darüber auszuſprechen, in welchem Verhältniß die grammatiſchen Lehrſtunden, die Uebung im Latein- und Griechiſch-Schreiben und endlich der Privatfleiß der Schüler zur Auswahl der Schriftſteller nach meiner Meinung ſtehen ſollten ***).

---

*) Der Wunſch, neben den Tragikern, welche die Hauptlectüre für Prima darbieten ſollen, noch der Abwechſelung und des Contraſtes wegen einen Stoff, der eine andere Seite des griechiſchen Lebens darſtellt, den Schülern vorzulegen, bewog mich, vor Kurzem in der Schule ein Stück des Ariſtophanes zu wählen und dann auch in dieſer Abhandlung auf eine ſolche Wahl hinzuweiſen. Indeſſen haben Manche ihr Bedenken dagegen geäußert, und ich bin ſelbſt zweifelhaft geweſen, ob dieſe Wahl heilſam iſt. Davon bin ich zwar überzeugt, daß das Unſittliche, das bei Ariſtophanes auf eine ſehr ſchroffe und unſerm Geſchmack oft widrige Weiſe bezeichnet wird, daß die rohe Sinnenluſt, welche darin auf eine mitunter ekelhafte Weiſe hervortritt, einen nachtheiligen Einfluß auf die Moralität der Jugend nicht äußert, eben weil das Schlechte, unumſchleiert und in recht groben Zügen dargeſtellt, mehr abſchreckend, als anziehend, wirkt. Aber es iſt ſchwer, der Jugend die mannichfaltige Beziehung auf Sitten jener Zeit, auf die Lehren der Sophiſten, auf die Ausſprüche der Tragiker, beſonders des Euripides, ſo zu erklären und ſo nahe zu legen, daß ſie den Schriftſteller mit Intereſſe und mit Neigung lieſt, mit der er geleſen werden muß, wenn die Lectüre fruchtbar werden ſoll. Deswegen iſt es vielleicht beſſer, wenn man, um jenen zuerſt genannten Zweck zu erreichen, einzelne lyriſche Stücke, wie ſie z. B. Bach's Anthologie darbietet, von Zeit zu Zeit vornimmt.

**) Bei dem Vorſchlag des Herodot für Tertia muß ich wieder auf das in Anmerk. 2 zu S. 103 und auf die Nothwendigkeit hinweiſen, daß ein tüchtiger Elementar-Unterricht im Griechiſchen ſchon vorausgegangen und vollendet iſt.

***) Ueber dieſe Puncte wäre noch viel zu ſagen, zumalen dieſelben mit dem Ruthardtſchen Vorſchlag und Plan einer Vervollſtändigung der grammatiſchen Lehrmethode zunächſt für die lateiniſche Proſa im Zuſammenhang ſtehen. Der Zweck, der durch dieſen Vorſchlag erreicht werden ſoll, nämlich den Unterricht von der Mannichfaltigkeit zu größerer Einheit zurückzuführen, ihn mit einem Worte mehr zu concentriren, iſt gewiß ſehr beachtenswerth. Ob er aber durch einen ſogenannten Memorirſtoff am beſten erreicht wird, ob dies nicht gar leicht zu einem nachtheiligen Mechanismus führen würde,, auch von der Schwierigkeit der Ausführung abgeſehen, das iſt eine andere Frage. Sollte nicht eine Ausſtattung der für das Gymnaſium zu gebrauchenden Schulgrammatik mit hinlänglichen, für ſich verſtändlichen, aus einem beſchränkten Kreis muſtergültiger Schriftſteller, vorzüglich Cicero's, entnommenen und nach den verſchiedenen Stufen des Unterrichts eingerichteten Beiſpielen, die ſich zum Memoriren eignen, denſelben Zweck erreichen laſſen, ohne daß es nöthig wäre, eine andere Lection zu den bisherigen hinzuzufügen? Zugleich würde aber die Beſchränkung in der Wahl der Schriftſteller, die hier empfohlen wird, wenn daraus eine größere Vertrautheit mit dem ein-

Nur einige ganz kurze Bemerkungen füge ich, um nicht mißverſtanden zu werden, hinzu:

1) Ich habe nur den Zweck gehabt, auf die Vereinfachung und Beſchränkung der Lectüre der griechiſchen und römiſchen Claſſiker hinzuweiſen, in einer Zeit, wo wir bei großem Ueberfluß an Mitteln der Bildung leicht in Gefahr ſind, uns zu ſehr auszudehnen und in der gegebenen Fülle nach zu vielen Seiten hin zu ſchwelgen, der Vertiefung in das Einzelne aber uns zu entfremden. Modification meines Plans will ich deswegen nicht ausſchließen.

2) Ich lege einen großen Werth darauf, Worte und Sachen zugleich in den alten Schriftſtellern zu beachten. Auch bin ich im Geiſt eines Clemens von Alexandrien und Origenes, denen ſelbſt Auguſtinus nicht ſelten beiſtimmt, auch im Geiſt eines Melanchthon von der Trefflichkeit des Inhalts der Alten für die Jugendbildung überzeugt und nicht der Meinung, daß ſie nur um der Form willen für unſere Zeit ihren hohen Werth hätten. Aber dennoch würde ich, wenn etwas fehlen ſollte, lieber Anderes, als die grammatiſche Behandlung zurückgeſetzt ſehen, welche die einzige ſichere Grundlage des Verſtändniſſes der Alten iſt.

3) Die Beſchränkung in der Ausdehnung der claſſiſchen Studien verlange ich nur von dem Schulmann, inſofern er in der Schule lehrt, nicht inſofern er auch Philolog ſein ſoll, und die Schriftſteller des Alterthums in weiterem Umfang, als die Schule zunächſt verlangt, ſo viel als möglich zu durchdringen die Pflicht hat.

4) Endlich geſtehe ich mit Göthe: Grau iſt alle Theorie, grün iſt nur des Lebens goldner Baum. Ich meine ſo. Es iſt ſchwer, allgemeine Anſichten über practiſche Dinge in Worten auf eine einleuchtende Weiſe auszuſprechen. Sie müſſen erſt durch die Praxis in ihrer Wahrheit, Anwendbarkeit und Fruchtbarkeit ſich erweiſen."

Hofrath Thierſch bemerkte, er ſtimme im Ganzen den eben vorgetragenen Anſichten bei; das jugendliche Gemüth mache denſelben Proceß, welchen das Fortſchreiten vom Epiker zum Hiſtoriker und von dieſem zum Redner gewähre. Im Einzelnen billigt er namentlich die Anſichten über den Cornelius Nepos, welchen er das wahre Knabenbuch nennen möchte. Zugleich macht er auf den Wunſch des Herrn Archivdirectors von Rommel aufmerkſam, daß paſſende Lehrbücher der vaterländiſchen Specialgeſchichte je für die einzelnen Stämme und Staaten abgefaßt werden möchten. Dadurch ſolle nicht etwa der Particularismus befördert werden, ſondern es ſolle an der Geſchichte des eigenen Vaterlandes, am Heimathlichen die Liebe zum großen deutſchen Vaterlande erſtarken und von jenem auf dieſes zurückgeführt werden.

Prof. Peterſen beantwortete zuletzt die Frage:

---

zelnen hervorgeht, den oben genannten Zweck befördern, und es liegt gerade die Idee der Concentrirung des Unterrichts meinen Vorſchlägen zu Grunde. Ferner müßten die Schreib- und Sprechübungen im Lateiniſchen mit den zu leſenden Schriftſtellern in genaue Verbindung geſetzt und ſo eingerichtet werden, daß der Schüler bei jenen Uebungen zur Anwendung des in dem Schriftſteller Geleſenen angehalten, oder gleichſam genöthigt wird, und die Privatlectüre der Schüler endlich ſollte nicht in die Weite gehen und auf eine große Menge von Schriftſtellern ſich beziehen, ſondern vorzugsweiſe der Schüler angetrieben werden, die Schriftſteller, von denen er ſchon einzelne Theile oder Schriften in der Schule geleſen hat, durch fortgeſetzte Lectüre in denſelben noch weiter und näher kennen zu lernen.

Welche Beiträge und Aufgaben für die Kenntniß des klaſſiſchen Alterthums gibt das eben herausgegebene Werk:

Johannis Sarisberiensis Entheticus de dogmate Philosophorum. Nunc primum editus et commentariis instructus a Christiano Petersen, in gymnasio Hamburgensium Academico Philol. class. Prof. P. O. Hamburgi 1843. 8.

„Johannes Parvus Sarisberiensis, der ausgezeichnetſte Kenner der römiſchen Literatur im Mittelalter, war nicht, wie gewöhnlich angenommen wird, 1110, ſondern gegen 1120 zu Salisbury geboren und ging 1136 nach Paris, um zu ſtudiren, wo er in der Grammatik d. h. in der claſſiſchen Literatur beſonders den Unterricht des Wilhelm von Conches genoß. Dort verweilte er aber nicht, wie man bisher angenommen hat, 12, ſondern nur 5 Jahre, brachte dann 7 Jahre theils lernend, theils lehrend in Oxford zu, ging 1148 wieder nach Frankreich zurück, wo er von Petrus Cellenſis an Theobald, den Erzbiſchof von Canterbury, empfohlen ward. Durch dieſen wurde er mit Thomas Becket, der ſpäter Kanzler Heinrichs II. ward, und mit dem Könige ſelbſt, der 1154 zur Regierung kam, bekannt, in deren Geſchäften er bis zum Jahre 1159 thätig war. Während dieſer Zeit ſammelte er die Materialien zu ſeinem Werk Policraticus s. de nugis curialium et vestigiis philosophorum, eine Schilderung der politiſchen, ſittlichen und wiſſenſchaftlichen Zuſtände der damaligen Zeit, ein Werk, durch Geiſt, Sprache und Gelehrſamkeit gleich ausgezeichnet, das er 1159 in Italien vollendete. Als er bei ſeiner Rückkehr nach England als Legat des eben damals erwählten Pabſtes Hadrian IV. auftrat, zog er ſich die Ungnade des Königs zu, ſei es durch eben dieſe Stellung, die er angenommen, oder durch ſeinen Policraticus, oder durch mündliche Aeußerungen. Von den Anhängern des Königs verfolgt, begab er ſich nach Oxford, wo er mit den Profeſſoren, Magiſtern und Scholaren der Univerſität in heftige Streitigkeiten verwickelt ward. Dort ſchrieb er 1160 den Entheticus, in dem er zunächſt ſeinem Beſchützer, dem Kanzler Thomas, ſeine Anſichten von den philoſophiſchen und den politiſchen Zuſtänden ſeiner Zeit in ſeinem Vaterlande darlegt. Dieſe Schrift fand beſonders in Oxford noch heftigeren Widerſpruch, und der Verf. hielt es für nöthig, ſich durch noch ſtärkere Angriffe auf ſeine wiſſenſchaftlichen Gegner zu vertheidigen. Das geſchah in ſeinem Metalogicus, den er aber erſt in Canterbury, wohin er zurückkehrte, um dem erkrankten Erzbiſchof in ſeinen Geſchäften beizuſtehen, vollendete.

Abgeſehen von dem unmittelbaren hiſtoriſchen Werth für die Zeiten des Verfaſſers, ſind alle drei Werke, wie es vom Policraticus und Metalogicus längſt bekannt iſt, nicht unwichtig für die Kenntniß des Studiums der klaſſiſchen Schriftſteller in jenem Zeitalter und durch die zahlreichen aus römiſchen Schriftſtellern entlehnten Citate und ſelbſt durch die aus denſelben entlehnten Namen, mit welchen er ſeine Gegner bezeichnete und charakteriſirte, für die Critik dieſer Schriftſteller und beſonders für die genauere Kenntniß einiger Werke, die damals noch vorhanden waren, jetzt aber verloren ſind, wovon, wenn auch keineswegs genau, B. Thorlacius berichtet hat: Qualem literarum classicarum cognitionem saeculo XIImo Johannes Sarisb. habuerit. In Prolus. et Opusc. Vol. V. p. 82. Havniae 1822.

Der Entheticus nun, von dem hier die Rede ſein ſoll, iſt ein Gedicht in 1852 elegiſchen

ſchen Verſen, die im Ganzen fließend geſchrieben und mit Ausnahme der griechiſchen Wörter meiſtens richtig verſificirt ſind. Er ſchließt ſich ſeinen Muſtern ſo genau an, daß man nicht nur an einzelnen Redensarten, ſondern oft an halben Verſen ſehen kann, welche Stelle der Alten, und welche Lesart an dieſer Stelle ihm vorlag. Aus Juvenalis, Persius, Martialis und zum Theil aus Horatius und Virgilius ſind im Commentar die Stellen nachgewieſen, doch iſt zu vermuthen, daß ſich auch ſehr Vieles aus Ovidius und Lucanus finden wird. Wichtiger iſt jedoch, daß, indem er ſein eignes Syſtem aus den Lehren alter Philoſophen zuſammengeſetzt und dieſelben durch Beziehung auf Bibel und Kirchenväter kritiſirt, uns über griechiſche Philoſophen manches berichtet wird, was wir in unſern Quellen nicht finden. Dies iſt namentlich mit Pythagoras v. 739—772, Anaxagoras v. 807—820 und Sokrates v. 773—806 der Fall. Mit Plato und Ariſtoteles aber zeigt er immer viel genauere Bekanntſchaft, als wir ſonſt in jenen Zeiten finden und anzunehmen berechtigt ſind, wenn, wie Jourdain darzuthun geſucht hat, von Ariſtoteles damals nichts weiter bekannt war, als die von Boethius überſetzten logiſchen Schriften und, was allerdings aus dem Metalogicus unzweifelhaft hervorging, die Analytica, ſo wie nach der gewöhnlichen Annahme von Plato nur die oft angeführte Bearbeitung des Timaeus von Chalcidius. Es iſt dagegen vom Herausgeber im Commentar nachgewieſen, daß es im Occident ältere Ueberſetzungen auch noch von anderen Werken beider Philoſophen gab, daß nämlich außer dem Commentar des Johannes Scotus Erigena zur Ethik des Ariſtoteles, der doch den Text als bekannt vorausſetzt, vom Manno oder Nanno, der gegen Ende des 9. Jahrhunderts Rector an der Univerſität Paris war, Kommentare zu des Ariſtoteles Büchern de Caelo, de Mundo und deſſen Ethik, ſo wie zu Plato's Büchern de Legibus und de Republica vorhanden waren. Und dieſe Bücher ſind es gerade, die von Johannes auch in ſeinem Policraticus theils ausdrücklich angeführt, theils ſtillſchweigend benutzt werden. Aber auch für die Notizen über die andern Philoſophen, unter denen ſogar zwei Academiker Endymion *) (v. 1119—1125) und Antisthenes **) (v. 1139—1144) vorkommen, die uns völlig unbekannt ſcheinen, iſt vielleicht aus ſeinem Policraticus die Quelle nachzuweiſen. Dort wird nämlich ein Flavianus de vestigiis philosophorum angeführt, der noch in keiner Literaturgeſchichte berückſichtigt iſt. Ein Zufall führte den Herausgeber auf die Entdeckung, daß derſelbe ein ganz bekannter Mann iſt, der gegen Ende des vierten Jahrhunderts die höchſten Staatswürden in Rom bekleidete und von Macrobius als Redner in ſeinen Saturnalien aufgeführt wird. Es ſcheint noch ein unbekannter Schriftſteller in

*) Cujuscumque rei firmetur opinio vera
Hoc vetus Endymion censuit esse fidem.
Asserit errorem, si fiat opinio fallax,
Falsaque nesciri dicit et arte probat.
Falsum nescitur, quia nulla scientia fallit,
Nec permisceri lux tenebraeque valent.

**) Doctior Antisthenes Academicus, omnia solum
Scire Deum dicit et ratione probat.
Asserit et superos quam plurima scire, nec omnes
Omnia, mortales paucula scire putat,
Haesitat in cunctis, nisi quae ratione probantur
Viva, cui stupor est non habuisse fidem.

dieſem Gedicht genannt zu ſein, Namens Furvus *) (v. 197—210), der wegen ſeiner allegoriſchen Ausdrucksweiſe neben Martianus Capella genannt, als Hiſtoriker aber von ihm unterſchieden wird. Es iſt zu vermuthen, doch nicht nachzuweiſen, daß derſelbe von jenem Virius Nicomachus Flavianus nicht verſchieden ſei und dieſer, wie in jener Zeit Vielnamigkeit nicht ungewöhnlich iſt, entweder auch noch jenen Namen führte oder aus irgend einem Grunde damals dieſen Beinamen erhielt. Die Entſcheidung hängt wohl davon ab, ob es je gelingen wird, die Verſe 203 und 204 ſicher und genügend zu erklären.

Von mehreren Mitgliedern des Vereins ward bemerkt, daß dieſer Flavianus wohl derſelbe ſei, der aus den Handſchriften des Livius als Urheber einer Textesrecenſion bekannt iſt. Die Nachweiſungen Drakenborchs XV. 1. p. 614 sqq. ed. Stuttg. machen unzweifelhaft, daß der Vater von dieſem Redacteur des Livius der Hiſtoriker iſt, von dem, wie wir es angenommen, ohne Zweifel die Schrift de Vestigiis philosophorum herrührt, deren Titel wahrſcheinlich dem Griechiſchen *περὶ διαδοχῶν* nachgebildet iſt. Cf. Beugnot, Hist. de la destruction du Paganisme en occident. Par. 1835. vol. I. p. 469.

Es wird nicht unangemeſſen ſein, hier nachträglich noch einen andern uns verlornen Schriftſteller zu nennen, der Quelle für unſeren Johannes in der Geſchichte der Philoſophie geweſen ſein kann, ja geweſen iſt. Es wird nämlich Polier. III. 14 Caecilius Balbus genannt. Dieſe Stelle, wo er den Auguſtus lobt, daß er ſich von der Vergötterung nicht habe bethören laſſen, würde wohl ahnen laſſen, daß derſelbe auch die Geſchichte der Philoſophie behandelt habe. Da fällt mir aber eben ein Programmblatt der Harburger Stadtbibliothek aus dem Ende des 14. Jahrhunderts in die Hände aus einer lexikaliſch geordneten Anecdoten-Sammlung, die aus verſchiedenen lateiniſchen Schriftſtellern, beſonders aus Valerius Maximus compilirt iſt. Hier findet ſich s. v. latrocinium citirt: Caecilius Balbus libro III. de Nugis philosophorum, und es folgt eine Anecdote von Alexander und einem Seeräuber, welche Johannes in demſelben Capitel, in deſſen Anfange er den Balbus angeführt, mit denſelben Worten erzählt, nachdem er mehrere Anecdoten von Philoſophen dazwiſchen angeführt hat. Was liegt näher, als anzunehmen, daß derſelbe Schriftſteller auch für den übrigen Theil dieſes Capitels und noch manche ähnliche Einzelheiten in andern Theilen ſeiner Werke Quelle iſt? Gewiß iſt es endlich nicht zufällig, daß unſer Auctor den zweiten Titel ſeines Hauptwerks de nugis curialium et vestigiis philosophorum zuſammengeſetzt hat aus den Titeln der Werke des Balbus und des Flavianus.

---

*) Qualiter arcanum lateat sub imagine falsa,
Quaeritur; hoc Furvus atque Capella docent,
Excutiunt rerum causas et foedera tractant.
Mores, historiae plus tibi, Furve, placent,
Sermo cothurnatus Furvi discessit ab usu
Et raro legitur prae gravitate sui,
Sed tamen in pago Ligurino casus habetur
Hic, ubi de florum germine nomen habet.
Hunc meus a Conchis Wilielmus saepe legebat,
Hunc etiam noster Pontilianus amat.
Clauditur archivis Remorum, Belgica prima
Hunc dedit, et primas Aurelianis habet.
Utilior magnis Furvus, sed lacte Capella
Plenior est, parvis sensibus apta magis.

Was die beiden unbekannten Akademiker betrifft, ſo iſt ſchon im Commentar bemerkt, daß der Antiſthenes wahrſcheinlich von dem gleichnamigen Peripatetiker nicht verſchieden ſei. Die doppelte Bezeichnung ſei erklärbar durch den Eklecticismus der ſpäteren Zeit. Ueber den Endymion ward von einer Seite die Vermuthung aufgeſtellt, daß es Aeneſidemus, von einer andern, daß es Lakydes ſei. Dieſe Anſichten veranlaßten mich, noch einmal nachzuſehen, und ich glaube jetzt, daß es kein anderer als Carneades ſein kann. Erſtlich würde es auffallend ſein, wenn dieſer gar nicht vorkäme (unter ſeinem wahren Namen kommt er aber im Gedicht nicht vor), da Johannes ſich gerade der von ihm ausgegangenen Lehre der dritten Akademie anſchließt, die dem Endymion beigelegte Lehre offenbar die des Carneades iſt, und von dieſem eine Ueberlieferung exiſtirt, die ihn gleichſam zum Geliebten der Selene macht, durch welche es wenigſtens erklärbar wird, daß er zu dieſem Namen kommen konnte. Diog. Laert. IV. 64 wird nämlich erzählt, es ſei die Sage geweſen, daß bei ſeinem Tode eine Mondfinſterniß eingetreten ſei, als habe der ſchönſte Stern nach der Sonne ſeinen Schmerz (συμπάθεια) darüber ausdrücken wollen.

Dieſe Andeutungen werden genügen, um zu zeigen, daß dieſes mittelalterliche Werk auch dem claſſiſchen Philologen ein mehrfaches Intereſſe gewährt, und die Vermuthung beſtätigen, daß überhaupt in den Bibliotheken an mittelalterlichen Werken noch Manches geborgen liegt, das neue Aufſchlüſſe auch für das Alterthum verſpricht."

Der Vicepräſident bemerkte noch, Herr Fiſcher ſei bereit, die diesjährigen Verhandlungen in Druck und Verlag zu nehmen. Auch ſei beantragt worden, für die fünf erſten Hefte einen Geſammttitel und ein Regiſter zu geben; ferner, daß von dem 6. Hefte ab die Paginirung durch die neue Folge von fünf Heften hindurchgehe. Nach kurzen Bemerkungen von Seiten Prof. Hermann's und Hofr. Thierſch's wurde beſchloſſen, Letzteres dem Verleger der Verhandlungen des nächſten Vereins zu überlaſſen. Der erſte Antrag wurde genehmigt. Schließlich ſpricht Hofrath Thierſch den Wunſch aus, daß die Zeitſchrift für Alterthumswiſſenſchaft — da der Verein doch ein eigenes Werk, wie beabſichtigt geweſen, nicht erſcheinen laſſe — vom Verein in jeder Weiſe möge gefördert, namentlich wenigſtens 1 Exemplar dieſer Zeitſchrift von allen gelehrten Anſtalten gehalten werden.

Nachdem die Verhandlungen ſomit beendigt waren, ſprach der Vicepräſident Folgendes:

Es iſt das ſechste Jahr, daß unſer Verein beſteht, und wenn auch keineswegs ſchon das Ziel, welches wir aus freier Wahl uns geſteckt haben, erreicht iſt, ihm, wie allem Menſchlichen, noch Unvollkommenes anhaftet, ſo können wir doch aus voller Ueberzeugung es ausſprechen, daß derſelbe ſeit der kurzen Zeit ſeines Beſtehens nach Außen wie nach Innen immer mehr erſtarkt und gekräftigt iſt. Allmählig, wie derſelbe ſeinen Sitz bald hier, bald dort aufſchlägt, wie nacheinander Nürnberg, Mannheim, Gotha, Bonn, Ulm und gegenwärtig Caſſel zum Verſammlungsorte dienten, hat derſelbe ſich über die edelſten Gauen Deutſchlands verbreitet und ſich immer ſteigender Theilnahme zu erfreuen gehabt. Und jetzt, wo wir einſtimmig Dresden zum Orte der nächſten Zuſammenkunft gewählt haben, dürfen wir uns der zuverſichtlichen Hoffnung hingeben, daß auch Sachſen, eine der älteſten und fruchtbarſten Pflanzſtätten der claſſiſchen Philologie, daß auch die öſtlichen Marken des deutſchen Reiches, Oeſterreich und Preußen, die vor Allen berufen ſind, deutſche Bildung und Geſittung zu wahren und zu ſchirmen, mehr als bisher die Zwecke unſeres Vereins fördern werden. Wohl keiner Zeit aber dürfte unſer Verein mehr Bedürfniß

ſein als der jetzigen, wo die Philologie, wenn ſie ihren mächtigen Gegnern ſiegreich widerſtehen will, vor Allem der Einigung und Eintracht bedarf, um ihr erhabenes Ziel niemals zu vergeſſen. Ja wir Alle müſſen uns beſtändig durch die Wiſſenſchaft verjüngen, um alles Veraltete, Abgelebte, Aermliche abzuſtreifen, und mit friſcher Kraft die Löſung unſerer Aufgabe immer von neuem zu beginnen.

Dies iſt aber gerade eine der Hauptaufgaben unſeres Vereins; und ich denke, auch die diesjährige Verſammlung hat dazu das Ihrige beigetragen. Denn wohl können wir mit Befriedigung zurückblicken auf die ſo eben geſchloſſenen Verhandlungen. Faſt auf ſämmtlichen Gebieten unſerer Wiſſenſchaft wurden dankenswerthe Gaben zu Tage gefördert. Die Grammatik, die eigentliche Grundlage unſerer Wiſſenſchaft, verdankt unſerer Verſammlung eine höchſt intereſſante Bereicherung, die ſich wohl auch für die praktiſchen Zwecke des Unterrichts fruchtbringend erweiſen dürfte; das herrlichſte Denkmal der griechiſchen Tragödie, die Antigone des Sophokles, gab zur Erörterung ſchwieriger kritiſcher und exegetiſcher Probleme Anlaß; in der Literaturgeſchichte erfuhr Ariſtoteles, jener großartige Geiſt, der mehr als irgend ein anderer zur Vermittelung des antiken und modernen Princips beigetragen hat, und noch immer eine unerſchöpfliche Quelle tiefſinniger Weisheit iſt, mehrfache Berückſichtigung; Archäologie, Mythologie und Geſchichte fanden auch hier ihre würdigen Repräſentanten. Die Intereſſen der Schule, die mit denen der Wiſſenſchaft auf das engſte verbunden ſind, wurden gleichfalls nicht zurückgeſetzt, ſondern eine wichtige Frage auf anregende Weiſe beantwortet. Endlich hat auch dieſe Verſammlung gezeigt, daß wir keineswegs geſonnen ſind, unſern Blick blos auf das eigne Gebiet zu beſchränken und in ſtarrer Iſolirung zu verharren, und ſo war denn auch die deutſche Sprachforſchung, die ja ſo großartige Leiſtungen aufzuweiſen hat, und in vielen Beziehungen uns zum Muſter und Vorbild dienen kann, ſowie die allgemeine Literärgeſchichte, nicht ausgeſchloſſen Die Abänderungen aber, welche die Statuten unſeres Vereins erfahren, mögen, wie wir wünſchen und hoffen, dazu dienen, unſere Zuſammenkünfte immer anregender und fruchtbringender zu machen.

Möge denn die hochanſehnliche Verſammlung über dieſe erfreulichen Reſultate, deren wir uns mit Recht rühmen können, die Mängel und das Unzureichende in der Anordnung und Leitung der Geſchäfte überſehen und meiner Unerfahrenheit zu Gute halten; daß ich keine Fehlbitte thun werde, dafür ſpricht die Nachſicht, die Sie mir ſo vielfach bewährt haben. Indem ich dafür Ihnen meinen gerührteſten Dank ausſpreche, rufe ich Ihnen Allen ein herzliches Lebewohl zu.

Zuletzt ſtattete der Präſident im Namen des diesjährigen Vereins nochmals den ehrerbietigſten und verbindlichſten Dank Allen ab, welche mit ſo großer Liberalität *), Thätigkeit und Freundlichkeit die Zwecke der ſechsten Verſammlung gefördert und ihr Intereſſe daran ſo lebhaft bezeigt hätten, dankte dem Vicepräſidenten, daß er die Leitung der Discuſſion übernommen und ſich den Vorarbeiten hierzu bereitwilligſt unterzogen habe, und ſchloß mit den Worten:

---

*) Dankbar zu erwähnen ſind hierbei auch diejenigen Redactionen politiſcher und literariſcher Blätter, welche die vom Präſidium erlaſſene Einladung zur ſechsten Philologen-Verſammlung unentgeltlich aufgenommen und ſomit die Zwecke des Vereins unterſtützt haben, die Redactionen der neuen Jenaiſchen Literaturzeitung, der Börſenhalle, der Jahrbücher für Philologie und Pädagogik, der Augsburger Allgemeinen Zeitung, des Schwäbiſchen Merkurs, des Allgemeinen Anzeigers der Deutſchen, der Aachener Zeitung, der Hannoverſchen Zeitung und namentlich der Kaſſelſchen Allgemeinen Zeitung, welche auch andere, den Philologen-Verein betreffende Mittheilungen bereitwilligſt abdrucken ließ.

Endlich fühle ich mich verpflichtet, Ihnen, hochgeehrte Herren, ergebenſt zu danken, für die freundliche und nachſichtige Beurtheilung deſſen, was Ihnen hier geboten werden konnte und Ihren Erwartungen vielleicht nicht ganz entſprach. Sie haben ſich dadurch auch in dieſer Philologen-Verſammlung, was unter den beſtehenden Verhältniſſen einen doppelten Dank verdient, als wahre Bekenner, Pfleger und Beförderer der Humanität gezeigt und bewährt. Sie haben von Neuem bewieſen, daß die Philologie keine grammatiſche Wortklauberei und kritiſche Silbenſtecherei, ſondern der Inbegriff des geſammten Lebens der alten Völker in geiſtiger, politiſcher, ethiſcher und praktiſcher Hinſicht iſt; daß die Philologie kein Conglomerat einzelner, zufällig aufgeleſener Notizen, ſondern eine Wiſſenſchaft iſt, welche auf einem tiefen ſittlichen Ernſt, auf dem Streben, das Beſſere der menſchlichen Natur in der Vergangenheit zu erkennen, und auf chriſtlicher Humanität beruht.

In dem frohen Gefühl, auch in der diesjährigen Verſammlung der guten Sache einen guten Dienſt erwieſen zu haben, in einer Zeit, wo das Beſtehende und Geltende nur zu gern umgeändert und umgeſtoßen wird; wo die altclaſſiſche Literatur ſo manche Anfechtung und ſo manchen Kampf zu beſtehen hat; wo Maulwürfe an den Wurzeln des Baums philologiſcher Erkenntniß nagen, theils Unwetter die ſchönſten Blüthen claſſiſcher Bildung von dem Baum des Unterrichts herabzuſchmettern drohen; wo wucherndes Unkraut und üppiges Schlinggewächs die Gymnaſien umrankt und die Keime des Beſſeren erſtickt zu werden in Gefahr ſind; da ſich ſagen zu können, daß man ſeinen Poſten behauptet und rüſtig für die Zwecke der Humanität und wahren Jugendbildung gekämpft habe, das iſt ein hoher Genuß, ein ſchöner Lohn. Er gebührt Ihnen allen, hochverehrte Herren, welche uns, die Mitglieder des Vereins, ſowie die Exoteriker dieſer Verſammlung durch ihre geiſtreichen und ſinnigen Vorträge und Bemerkungen erfreut und belehrt haben.

Und ſo geleite ich Sie mit den beſten Wünſchen für Ihr und unſeres Vereins Wohl, indem ich hiermit die ſechste Verſammlung deutſcher Philologen und Schulmänner für geſchloſſen erkläre. Erhalten Sie uns, in Ihre Heimath zurückgekehrt, ein freundliches Andenken, ſowie wir Ihrer in froher Erinnerung oftmals gedenken werden, und ſorgen auch ferner, ein Jeder in ſeinem Kreiſe, daß nach unſers Meiſters Worten scutati hastatique ex armamentariis scholae prodeant. — Leben Sie wohl!

Zum Schluß ſang ein vierſtimmiger Männerchor unter Leitung des Herrn J. Wiegand das Arndt'ſche Lied: Was iſt des Deutſchen Vaterland ꝛc. nach Guſtav Reichardt's Compoſition in ſo ergreifender Weiſe, daß die Verſammlung tief bewegt ſich trennte.

Beilage I*).

Der Feſt-Saal im Holländiſchen Hofe.

Bei der Ausſchmückung des Feſt-Saales, in welchem die deutſchen Philologen und Schulmänner am 3., 4. und 5. October d. J. das Mittagsmahl einnahmen, leiteten folgende von dem wohllöblichen Stadtrath, als dem eigentlichen Repräſentanten der Stadt, genehmigte und auf ſtädtiſche Koſten ausgeführte Ideen:

Die Stadt hält Geiſteslicht und Geiſtesfreiheit für heilige Beſitzthümer der Menſchheit und heißt daher deutſche Männer in ihren Mauern herzlich willkommen**), deren hoher Beruf es iſt, die ihnen anvertraute Jugend zu erleuchten und für alles Wahre, Gute und Schöne zu erwärmen und zu begeiſtern. Eine Sonne als Urquell des Lichts und der Wärme, mit der Umſchrift in Immortellen: Geiſteslicht. Geiſtesfreiheit. drückt dieſen Gedanken ſinnbildlich aus.

Die Stadt Kaſſel weiß auch die Verdienſte zu würdigen, welche tüchtige Philologen und Schulmänner der Vergangenheit durch gelehrte Forſchungen wie durch Erziehung und Bildung des heranwachſenden Geſchlechts um die Menſchheit ſich erwarben, und bekränzt nachfolgende ehrwürdige Namen, die auch im Tode noch als Muſter und Vorbilder für die Lebenden glänzen: Ph. Melanchthon. J. Sturm. F. Sylburg. J. Fr. Winckelmann. J. A. Erneſti. Ch. G. Heyne. F. A. Wolf. J. H. Voß. A. H. Niemeyer. B. G. Niebuhr. C. W. v. Humboldt. C. O. Müller. E. G. Graff. W. Geſenius.

Die Stadt Kaſſel, wie ſie abhold iſt jedweder Finſterniß und von harmoniſcher Durchbildung der Menſchheit das wahre Lebensglück künftiger Geſchlechter hofft, wünſcht dem Vaterlande Glück, daß die Nebel des Haſſes und der Feindſchaft um der Meinung willen, im Sonnenlicht der Wahrheit mehr und mehr verſchwinden, und das Band edler Humanität die Prieſter der Wiſſenſchaft immer inniger, immer brüderlicher umſchlingt. Zur Bezeichnung dieſer Idee dient ein Kranz mit der Aufſchrift in Immortellen: Humanität.

Die Stadt Kaſſel betrachtet die Philologie nicht als eine todte Wiſſenſchaft der Vergangenheit, ſondern als ein belebendes Element der Gegenwart, welches die Keime edler Geſinnungen weckt, friſche Blüthen des Geiſtes treibt und bleibende Früchte für das gemeinſame Wohl hervorbringt; darum ſtellt ſie die Büſten Homer's, Horatius' und Schiller's unter grünenden Sträuchen und duftenden Blumen auf mit der goldenen Inſchrift am Poſtamente von Schiller's Büſte:

An's Vaterland, an's theure, ſchließ dich an,
Das halte feſt mit deinem ganzen Herzen!

---

*) Vorgetragen den 3. October 1843 an Tafel; concipirt von H. W. Jäger, Stadtraths-Mitglied.

**) Ueber der Eingangsthür befand ſich das Wort Willkommen, umſchlungen von einem Eichkranze. Muſik, auf Koſten der Stadt beſorgt, empfing die Eintretenden und würzte an dieſem Tage ſowie an den folgenden die Freuden des Mahls.

Beilage II.

Adreſſe*) an den Königlich Preußiſchen Generalmuſikdirector Herrn Dr. Felix Mendelsſohn Bartholdy.

Die Verwirklichung der von einem eben ſo erhabenen als reichbegabten Monarchen ausgegangenen Idee, durch eine ſceniſche Darſtellung der Sophokleiſchen Antigone den Verſuch zu machen, die tragiſche Muſe der Griechen aus dem Dunkel einer längſt verſchwundenen Zeit wieder heraufzuzaubern, hat, durch die Genialität der ausgezeichneten Meiſter, welche mit der Ausführung derſelben beauftragt worden, unterſtützt, in ihrem Erfolge den Beweis geliefert, daß unſer Zeitalter noch im Stande iſt, die großartigen Schöpfungen des griechiſchen Alterthums in ihrer unvergänglichen Hoheit zu würdigen, und ſich in möglichſt treuer Nachbildung anzueignen.

Dieſes Ereigniß, das bei dem ſcheinbar dem claſſiſchen Alterthum von Tag zu Tag immer fremder werdenden Geiſte der Zeit ein kaum erwartetes genannt werden konnte, haben alle Diejenigen, welche die Anſicht hegen, daß das Alterthum in ſeinen erhabenen, großen Schöpfungen ein heiliges und unvergängliches Vermächtniß für die Nachwelt ſei, um ſo freudiger begrüßt, als ſie in der außerordentlichen Wirkung, welche die Verwirklichung jener großartigen Idee durch ganz Deutſchland hervorgerufen hat, das unverkennbare Zeichen eines neu belebten Intereſſes für das Alterthum und die darauf gegründeten Studien zu gewahren geglaubt haben.

Dieſelbe Erfahrung zu machen iſt auch der diesjährigen Verſammlung deutſcher Philologen und Schulmänner Gelegenheit gegeben worden, als eine Recitation der Sophokleiſchen Antigone, von der muſikaliſchen Begleitung getragen, welche Ihr Genius, Hochverehrter Mann, in heiliger Weihe geſchaffen, unter Leitung eines geiſt- und kunſtverwandten Meiſters, an ihr vorüber geführt ward. Erfüllt von dem Gefühl der innigſten Dankbarkeit für den hohen Genuß, welchen dieſelben aus dieſem ſo glücklich unternommenen Verſuche, die Vergegenwärtigung einer antiken Tragödie durch die Macht der Tonkunſt zu bewirken, empfanden, haben die hier verſammelten Philologen und Schulmänner in ihrer Sitzung vom 4. October den Beſchluß gefaßt, dieſe ihre Empfindungen des innigſt gefühlten Dankes Ihnen beſonders auch in der Abſicht auszuſprechen, auf daß auch von dieſer Seite dem Verdienſte diejenige Anerkennung gewährt werde, welche den Schöpfungen eines wahrhaft von den Muſen geliebten Mannes gebührt.

Caſſel, den 5. October 1843.

---

*) Vorgetragen in der dritten öffentlichen Verſammlung. Wurde auf eine Pergamentrolle geſchrieben, von dem Präſidium unterzeichnet und am 18. October 1843 abgeſendet.

Beilage III.

Antwortſchreiben*) des Herrn Generalmuſikdirectors Dr. Felix Mendelsſohn Bartholdy.

Hochgeehrter Herr Director!

Die Auszeichnung, welche mir der diesjährige Philologen-Verein zuerkannt hat, iſt mir ſo überraſchend geweſen, daß ich wahrlich nicht weiß, wie ich meinen Dank für eine ſo hohe Ehre genügend ausſprechen kann. Auf Entſchuldigung meiner Kühnheit hatte ich wohl gehofft, als ich es unternahm, die Chöre der Antigone in Muſik zu ſetzen; aber daß dieſer Verſuch auf eine ſolche Belohnung Anſpruch machen dürfe, hätte ich nimmermehr gedacht. Wohl weiß ich ſelbſt am beſten, wie viel dabei noch überall zu wünſchen bleibt; doch muß ich glauben, daß die Begeiſterung, ja ich möchte ſagen die Andacht, mit der mich das wunderbare Trauerſpiel erfüllte, als ich es ſeit meinen Knabenjahren zuerſt wieder las und ſo ganz neu empfand, ſich hier und da in meiner Muſik ausgeſprochen habe, und daß ich eben dieſem Gefühl von der übergroßen Herrlichkeit des Gedichtes den Beifall allein zu verdanken habe, deſſen der Verein meine Compoſition würdigte.

Erlauben Sie mir, meine innigſten Dankſagungen dafür an Sie zu richten und Sie zu bitten, den Ausdruck herzlichſter Erkenntlichkeit dem Vereine in meinem Namen darbringen zu wollen. Genehmigen ſie die vollkommenſte Hochachtung, mit welcher ich die Ehre habe zu ſein

E. Hochwohlgeboren

ergebenſter

Leipzig, den 23. October 1843.

Felix Mendelsſohn Bartholdy.

Beilage IV.

Philologis**) Cassellae congregatis

a. d. III. Non. Oct. MDCCCXLIII.

Ad lautas epulas vidi volitare sodales
Nec reputare sibi tanta impendere pericla.
Undique concursant hostes in nos, numerosis
Jam telis petimur gravibus, quin comminus instant.
Nondum conticuere acres Lorinseriani,
Queis acclamarunt laeti, quos desidiosos
Orbilii castigarunt, baculoque dolarunt.

---

*) An den Präſidenten gerichtet.

**) Von dem Herrn Verfaſſer während des Mittagseſſens im Holländiſchen Hofe vorgetragen.

Hos laeti ulciscuntur, et in nos iurgia mittunt,
Olim vexati, pueris laeta omnia iactant.

Alter post illos infensus prosilit ordo,
Utile qui dulci miscent, mistoque fruuntur.
Nam quod non manibus prendunt, non utile censent;
Quid faciat laetas segetes, quae cura vitelli,
Spectant, quidque paret nummos, possitque iuvare
Et mercaturam nautasque artesque banausas.
Classica sunt odio studia his, et futile censent,
Quidquid non auget nummos et commoda vitae.
Hinc nos aspernantur et undique pellere tentant,
Nil prosunt pueris, quae nostram aluere iuventam.

Tertia iam restat nobis valde horrida secta,
Quam cave ne offendas: namque impius ille vocatur,
Qui non illorum sectatur dogma virorum.
Jam nos esse negant satis illi relligiosos,
Paganumque putant caecum, quicunque adiit nos,
Quamvis sint sancti, sanctis maledicere tentant.

An plures hostes memorem? non copia deerit;
Claudere sed iubeor cito rivos; iamque valete
Securi, praeter coenam nullius avari.
Caedite Bombomachos crassos, Gurgustidonasque,
Atque Bovillanos, Turdetanosque volucres,
Sardellosque mari emersos, Gallosque rebelles
Crispatos — illi intereant, intendite tela.

Hermannus Weissenborn, Jenensis.

Dem Vereine der Sprachforſcher zu Kaſſel*),

in der erſten Octoberwoche 1843.

So harmlos ſeh' ich Euch zur Tafel eilen,
gedenken nicht der mannigfachen Noth,
die von der Feinde ſcharfgeſpitzten Pfeilen
ringsum nur allzu nah uns droht?

Verklungen ſind noch nicht Lorinſer's Worte,
geprieſen von der trägen Schüler Schaar,

*) Nach dem Latein des Hermann Weiſſenborn verdeutſchet von dem jüngeren Balhorn, in dem Beiblatte zur Kaſſelſchen Allgemeinen Zeitung vom 16. October 1843.

die, wohlverdient, oft an des Carcers Pforte,
oft stöcklich einst begrüßet worden war:
in jenem Arzte glauben faule Knaben,
den Anwalt ihres Müßiggangs zu haben!

Ein zweiter Gegner unſ'res ſchweren Strebens
beruft ſich auf der falſchen Lehre Schein,
als ſei „Erwerb" der wahre Zweck des Lebens,
„handgreiflich müſſe, was ihm frommet, ſein, —
„des Ackerfeldes und des Vieh's Gedeihen,
„der Geldbetrieb im Borgen und Verleihen,
„des Handels Gang zu Waſſer und zu Lande,
„Gewinn erringend ſelbſt vom fernſten Strande,
„nur ſolches Sinnen lohne noch der Mühe,
„woraus des Reichthums Silberblick erglühe, —
„dieweil mit alter Sprachen Sylbenſtechen
„nur gute Narr'n ſich noch den Kopf zerbrechen!" —

Noch ſchlimmer iſt die dritte Feindesrotte,
der Frömmler Zunft, von Dünkel aufgebläht.
Sie thun ſo heilig, ſprechen ſtets von Gotte
und von des Gottgeſandten Majeſtät;
unchriſtlich aber ſieht man den ſie haſſen,
der nicht von ihnen ſich will blenden laſſen,
und, ſtatt mit Seufzern und mit trüben Mienen,
mit Menſchenliebe ſeinem Gott will dienen.

Jedoch, mag's auch an Feinden uns nicht fehlen,
was kümmert's uns? — wir grollen ihnen nicht —
und, ſtatt um ſie hier länger uns zu quälen,
friſchauf, Genoſſen, zu des Mahles Pflicht!
Greift muthig an das Wildpret und Geflügel,
den Roaſtbeef und der Makaronen Hügel,
verſchmäht auch nicht die würzigen Sardellen,
geweiht Euch von des Mittelmeeres Wellen; —
der Toaſte Wettſtreit laſſet froh erſchallen,
dazwiſchen die Champagnerflaſchen knallen,
und krönt die deutſchen Gaſtronomenfahnen
mit Kammesroth von lauter welſchen Hahnen,
vermittelnd ſo, nach Art der Diplomaten,
der Zungen Zwiſt durch feine Wein' und Braten!

Beilage V.

Verzeichniß

deutſcher Philologen und Schulmänner,

welche ſich zum

Verein in Kaſſel

vom 1. bis 5. October 1843 verſammelt haben.

1. Dr. Karl Friedr. Weber, Gymnaſial-Director, Kaſſel.
2. Dr. Theodor Bergk, Profeſſor, Marburg.
3. Dr. Ernſt Henke, Profeſſor, Marburg.
4. Dr. Theodor Benfey, Göttingen.
5. Karl Lorenz Collmann, Inſpector der Bürgerſchule, Kaſſel.
6. Dr. K. Fr. Hermann, Profeſſor, Göttingen.
7. Dr. C. L. Grotefend, Hannover.
8. Dr. Friedr. Kritz, Erfurt.
9. Dr. H. A. Müller, Fulda.
10. W. Wiegand, Pfarrer und Gymnaſial-Lehrer, Hersfeld.
11. Dr. G. Lobe, Gymnaſiallehrer, Rinteln.
12. Ludwig Abel, Präceptor, Stuttgart.
13. Dr. Joſ. Hoffa, Privatdocent, Marburg.
14. Dr. Friedr. Röder, Oberlehrer. Nordhauſen.
15. Eduard Haage, Conrector, Ilfeld.
16. Franz Jac. Schell, Gymnaſial-Lehrer, Fulda.
17. Georg Wilh. Matthias, Pfarrer u. Gymnaſial-Lehrer, Kaſſel.
18. Dr. Heinr. Wiskemann, Gymnaſial-Lehrer, Hersfeld.
19. Dr. G. F. Döhner, Kirchen und Schulrath, Zwickau.
20. Dr. Joh. Heinr. Chr. Schubart, Bibliothek-Secretar, Kaſſel.
21. Dr. P. K. Heß, Profeſſor und Director, Helmſtedt.
22. Dr. Börſch, Profeſſor u. Gymnaſial-Lehrer, Kaſſel.
23. Dr. B. Thierſch, Gymnaſial-Director, Dortmund.
24. Dr. Julius Cäſar, Profeſſor, Marburg.
25. Dr. Heinr. Rieß, Gymnaſial Lehrer, Kaſſel.
26. Dr. Clemen, Lehrer d. Realſchule, Kaſſel.
27. Dr. Chriſtian Koch, Profeſſor, Marburg.
28. Dr. C. E. Brauns, Gymnaſial-Director, Rinteln.

29. Dr. K. Hinkel, Gymnaſial-Hülfslehrer, Kaſſel.
30. Dr. J. Rubino, Profeſſor, Marburg.
31. Dr. J C. Flügel, Gymnaſial-Lehrer, Kaſſel.
32. Dr. Georg Friedr. Eyſell, Gymnaſial-Lehrer, Rinteln.
33. Dr. Karl Bernhardi, Bibliothekar, Kaſſel.
34. Dr. Heim. Burhenne, Lehrer an der höheren Gewerbſchule, Kaſſel.
35. Dr. Friedr. Rehm, Profeſſor, Marburg.
36. Dr. Fr. K. Th. Piderit, Archiv-Rath, Kaſſel.
37. Dr. J. Hehl, Inſpector der höheren Gewerbſchule, Kaſſel.
38. Karl Winkelblech, Profeſſor, Kaſſel.
39. Auguſt Schierenbeck, Candidat, Caſſel.
40. Emil Dreſcher, Lehrer, Kaſſel.
41. Dr. K. W. Piderit, Gymnaſial-Lehrer, Kaſſel.
42. J. Fr. Lichtenberg, Gymnaſial-Lehrer, Hersfeld.
43. Dr. E. Heinr. Kühnert, Lehrer an der höheren Gewerbſchule, Kaſſel.
44. Dr. Friedr. Münſcher, Gymnaſial-Lehrer, Hanau.
45. Dr. Guſt. Volckmar, Gymnaſial-Lehrer, Hersfeld.
46. Karl Heräus, Cand. phil., Kaſſel.
47. L. S. Ruhl, Geh. Hofrath, Kaſſel.
48. A. W. Kratz, Candidat, Kaſſel.
49. Fr. Chriſtoph von Rommel, Staatsarchiv-Director, Kaſſel.
50. Dr. Fr. Aug. Theobald, Gymnaſial-Lehrer, Kaſſel.
51. H. W. Hartwig, Obergerichts-Anwalt, Kaſſel.
52. Joh. Wiegand, Lehrer, Kaſſel.
53. G Wiegand, Realſchullehrer, Kaſſel.
54. D. Deſeuzes, Cand. theol., Kaſſel.
55. Conſt. Schimmelpfeng, Gymnaſial-Lehrer, Kaſſel.
56. Georg Hütterott, Kaſſel.
57. W. Klingender, Progymnaſial-Lehrer, Eſchwege.
58. R. Kutſch, Cand. phil., Barchfeld.
59. A. Kutſch, beauftragter Lehrer am Gymnaſium, Kaſſel.
60. Gottfr. Weber, desgl, Kaſſel.
61. Dr. W. Müller, Privatdocent, Göttingen.
62. F. Schreiber, Lehrpraktikant, Kaſſel.
63. H. E. Asbrand, Metropelitan, Kaſſel.
64. J. Martin, Pfarrer, Kaſſel.
65. A. B. Kriſche, Profeſſor, Göttingen.
66. Dr. Ed. Deichmann, Gymnaſial-Lehrer, Hersfeld.
67. Meyer, Pfarrer, Kaſſel.
68. Georg Diſſel, Sprachlehrer, Kaſſel.
69. Chr. Peterſen, Profeſſor, Hamburg.
70. M. Biermann, Kaſſel.
71. Dr. Ignaz Ritz, beauftragter Lehrer am Gymnaſium, Fulda.
72. Dr. Schieck, Gymnaſial-Director, Hanau.
73. C. Richard, Cand. phil., Osnabrück.
74. Dr. W. Hupfeld, Gymnaſial-Lehrer, Rinteln.
75. Dr. C. Weismann, desgl., Rinteln.
76. Dr. R. Kohlrauſch, desgl., Rinteln.
77. Blauel, Rektor, Oſterode.
78. Sintenis, Profeſſor, Zerbſt.
79. Dr. H. L. Ahrens, Ilfeld.
80. A. Emperius, Profeſſor, Braunſchweig.
81. Dr. F. Bamberger, Braunſchweig.
82. Dr. Geffers, Director, Göttingen.
83. Gravenhorſt, Conrector, Göttingen.
84. Meißner, Conrector, Göttingen.
85. Pabſt, Candidat, Göttingen.
86. Dr. Schneidewin, Profeſſor, Göttingen.
87. Dr. Theodor Waitz, Gotha.
88. Hand, Geh. Hofrath und Profeſſor, Jena.
89. Hoffmann, Geh. Kirchenrath, Jena.
90. Dr. Wüſtemann, Profeſſor, Gotha.
91. Fr. Thierſch, Hofrath und Profeſſor, München.
92. Dr. Roſt, Ober-Schulrath und Director, Gotha.
93. Göttling, Geh. Hofrath und Profeſſor, Jena.

94. Knappe, Kaſſel.
95. Gernhard, Conſiſtorialrath und Director, Weimar.
96. Dr. Credner, Profeſſor, Gießen.
97. Dr. Otto Schneider, Gymnaſial-Lehrer, Gotha.
98. Dr. Habich, Profeſſor, Gotha.
99. Bormann, Gymnaſial-Hülfslehrer, Kaſſel.
100. J. J. Bohné, Buchhändler, Kaſſel.
101. Dr. Rein, Profeſſor, Eiſenach.
102. Dr. von Wydenbrugk, Eiſenach.
103. Dr. von Leutſch, Profeſſor, Göttingen.
104. Kraushaar, Pfarrer, Kaſſel.
105. Dr. H. F. Brauhardt, Nordheim.
106. Dr. C Volckmar, Ilfeld.
107. Dr. C. E. Varges, Göttingen.
108. Dr. E. Weber, Profeſſor, Weimar.
109. K. Lade, Rector, Eimbeck.
110. W. H. Meurer, Gymnaſial-Lehrer, Rinteln.
111. Hartmann, Pfarrer, Arnſtadt.
112. Dr. Georg Bippart, Eiſenach.
113. Dr. A. Vilmar, Gymnaſial-Director, Marburg.
114. Dr. Döderlein, Profeſſor, Erlangen.
115. Kramarczick, Oberlehrer, Heiligenſtadt.
116. Dr. Thomas, Lehrer am Kadettenkorps zu München.
117. Dr. E. Moſt, Gymnaſial-Hülfslehrer, Marburg.
118. Forchhammer, Profeſſor, Kiel.
119. Dithmar, Gymnaſial-Lehrer, Marburg.
120. Dr. Oſann, Profeſſor, Gießen.
121. Dr. Blackert, Gymnaſial-Lehrer, Marburg.
122. Dr. H. Thierſch, Profeſſor, Marburg.
123. Dr. Vömel, Gymnaſial-Director, Frankfurt a. M.
124. Dr. Münſcher, Gymnaſial-Director, Hersfeld.
125. Dr. K. H. Scheidler, Profeſſor, Jena.
126. Wolff, Profeſſor, Kaſſel.
127. Joh. Heinr. Traug. Müller, Director, Gotha.
128. J. A. Röſe, Candidat, Kaſſel.
129. Sippell, Pfarrer und Gymnaſial-Lehrer, Kaſſel.
130. Dr. Ludwig Stacke, Gymnaſial-Praktikant, Marburg.
131. Dr. Elvers, Ober-Appellations-Rath, Kaſſel.
132. G. F. Wüſtenfeld, Profeſſor, Göttingen.
133. Georg Landgrebe, Pfarrer, Kaſſel.
134. Dr. K. Hölting, Realſchullehrer, Kaſſel.
135. Dr. Wilhelm Kröger, Pfarrer, Witzenhauſen.
136. Dr. Walz, Profeſſor, Tübingen.
137. Altmüller, Pfarrer, Solz.
138. Dr. Harnier, Geh. Hofrath, Kaſſel.
139. Dr. Ameis, Subconrector, Mühlhauſen.
140. Engelhardt, Oberbaumeiſter, Kaſſel.
141. Breunung, Candidat.
142. Dr. Curtze, Conrector, Corbach.
143. Dr. Curtze, Conſiſtorial-Aſſeſſor, Mengeringshauſen.
144. Dr. A. W. Zumpt, Oberlehrer am Friedrichs-Werderſchen Gymnaſium, Berlin.
145. Jatho, Pfarrer, Kaſſel.
146. Dr. A. Rein, Director der Realſchule, Crefeld.
147. Dr. Wiß, Ober-Conſiſtorialrath, Fulda.
148. Dr. Droncke, Gymnaſial-Director, Fulda.
149. Dr. Dryander, Halle.
150. Wieſeler, Profeſſor, Göttingen.
151. Schmieder, Gymnaſial Lehrer, Dortmund.
152. Jul. Ruhl, Hofbaudirector, Kaſſel.
153. Wilh. Jäger, Pfarrer, Kaſſel.
154. Pinhas, Dr. phil., Kaſſel.
155. Dr. H. Weißenborn, Privatdocent, Jena.
156. Dr. C. P. C. Schönemann, Bibliothekar, Wolfenbüttel.
157. Koch, Geh. Rath, Vorſtand des Miniſteriums des Innern, Kaſſel.
158. Dr. A. Reuſch, Königsberg in Preußen.
159. Dr. Ch. Röth, Bürgerſchul-Inſpector, Kaſſel.

Inhalts-Verzeichniß.

Statuten des Vereins S. 1.
Protokoll der vorbereitenden Sitzung S. 5.
Einleitende Worte des Präsidenten S. 5.
Constituirung des Büreau S. 7.
Comité für den nächsten Versammlungsort S. 7. 14. 63.
Eingegangene Sachen für den Verein S. 8.
Protokoll der ersten öffentlichen Sitzung S. 10.
Eröffnungsrede des Vicepräsidenten S. 10.
Thiersch (Hofrath) Zweck des Vereins S. 12.
Göttling (Geh. Hofrath): Ueber eine Bildsäule der Thusnelda S. 13.
Osann (Professor): Ueber die erste Anpflanzung und Verbreitung des Weinstocks in Attika S. 15.
Bernhardi (Bibliothekar): Einige Wünsche in Beziehung auf die weitere Ausführung der Sprachkarte Deutschlands S. 37.
Schneidewin (Professor): Cäsar Augustus und Britannien S. 40.
Protokoll der zweiten öffentlichen Sitzung S. 48.
Hand (Geh. Hofrath): Adreßbuch der Lehrer an Universitäten und Gymnasien S. 48.
Hermann, K. F., (Professor): Aenderungen in den Statuten des Vereins S. 48.
Thiersch (Hofrath): Ueber den 3. Chorgesang der Antigone des Sophokles S. 52.
Hermann, K. F. (Professor): Das sittliche Motiv der antiken Tragödie S. 61.
Osann (Professor): Dankadresse an Mendelssohn Bartholdy S. 63. 74. 113.
Dresden demnächstiger Zusammenkunftsort S. 63.
von Leutsch (Professor): Ueber ein zu gründendes stipendium Muellerianum S. 64.
Wiß (Ober-Consistorialrath): Beiträge zur Geschichte der Hochstifts- und Landes-Bibliothek in Fulda S. 65.
Döderlein (Professor): Klassification der Präpositionen S. 72.
Protokoll der dritten öffentlichen Sitzung S. 74.
Waitz (Dr.): Platon und Aristoteles in ihrem Gegensatze parallelisirt mit Schelling und Herbart nebst der Anzeige einer neuen Bearbeitung des Aristotelischen Organon S. 75.
Krische (Professor): Ueber die Bearbeitung des Aristoteles S. 78.
Hermann, K. F., (Professor): Ueber Plato's Idealismus und das Verhältniß des Aristoteles zu demselben S. 79.
Forchhammer (Professor): Ueber das Princip der Ordnung der Aristotelischen Bücher vom Staat S. 81.
Döderlein (Professor): Uebersicht der allgem. Sprachlehre S. 92.
Walz (Professor): Bemerkungen zum Vorigen S. 94.
Ahrens (Dr.): Verschiedene Bedeutungen der Casus S. 95.
Thiersch (Hofrath): Bedeutung der Casus. S. 95.
Münscher (Gymnasial-Director): Ueber die Auswahl der Classiker für Gymnasien S. 95.
Thiersch (Hofrath): Bemerkungen zum Vorigen und über Lehrbücher der vaterländischen Specialgeschichte S. 105.
Petersen (Professor): Ueber Joh. Sarisberiensis Entheticus de dogmate philosophorum S. 106.
Druck der Verhandlungen S. 109.
Zeitschrift für Alterthumswissenschaft S. 109.
Abschiedsrede des Vicepräsidenten S. 109.
Schlußworte des Präsidenten S. 110.
Ausschmückung des Festsaales S. 112.
Adresse an den Generalmusik-Director Mendelssohn Bartholdy S. 113.
Antwort des Generalmusik-Directors Mendelssohn Bartholdy S. 114.
Weissenborn (Dr.): Lateinisches Gedicht nebst deutscher Uebersetzung von dem jüngern Balhorn S. 114 f.
Verzeichniß der Mitglieder S. 117.

Verhandlungen

der

siebenten Versammlung

deutscher Philologen und Schulmänner

in

Dresden

den 1. 2. 3. und 4. October 1844.

Leipzig und Dresden,
Arnoldische Buchhandlung.
1845.

Verhandlungen des Vereins

deutſcher

Philologen und Schulmänner.

Zweites Luſtrum.

Zweite Abtheilung.

1844.

I.

Protokoll

der

vorbereitenden Sitzung.

Dresden den 1. October 1844.

Der Präsident Comthur D. Hermann eröffnete die Versammlung mit folgenden Worten:

„Der gnädigen Genehmigung Sr. Majestät des Königs, der geneigten Theilnahme Sr. Excellenz des Herrn Staatsministers des Cultus und öffentlichen Unterrichts, der zuvorkommenden Bereitwilligkeit der verehrlichen Behörden und der wohlwollenden Freundlichkeit der Bewohner dieser Stadt verdanken wir es, daß wir uns hier versammeln können, wo sich Wissenschaft, Kunst und Natur vereinigen um uns in großer Mannigfaltigkeit zu bieten, was anregen und erfreuen kann. Mir, dem das Glück zu Theil worden ist Sie zu begrüßen, liegt vor allem die Pflicht ob meinen Dank auszusprechen. Die vorjährige Versammlung zu Cassel hat mir die Ehre erzeigt nicht bloß mich zum Präsidenten für dieses Jahr zu ernennen, sondern mir auch die Wahl des Vicepräsidenten anheim zu stellen Wenn ich in beidem ein höchst werthes Zeichen von Liebe und Vertrauen hochgeschätzter Männer und zum Theil vieljähriger Freunde erkennen mußte, so durfte ich mir doch nicht verbergen, wie wenig ich bei gar keiner Anlage und Neigung, so wie bei gänzlichem Mangel an Uebung in Geschäftsführungen, zu dem mir übertragenen Amte geeignet bin. Dennoch glaubte ich es nicht ablehnen zu dürfen, nicht nur um nicht undankbar gegen so gütige Gesinnung zu erscheinen, sondern auch um den Verdacht zu vermeiden, als wollte ich aus Bequemlichkeit und Gemächlichkeit mich einem Geschäfte entziehen, dessen Verwaltung von mir gefordert werden konnte. Ich sehe mich daher genöthigt Sie zu bitten, durch Nachsicht mir einen neuen Beweis Ihres Wohlwollens zu Theil werden zu lassen.

Da es in der Natur der Sache liegt, daß wenigstens einer der Vorsitzenden an dem Orte der Versammlung einheimisch sein muß, so schätze ich mich glücklich, daß der Herr Director D. Schulz meine Bitte gewährt hat das Amt des Vicepräsidenten zu übernehmen, ein Amt, das in dem gegenwärtigen Falle doppelt geschäftsvoll war, da der Herr Vicepräsident ganz allein das zu besorgen hatte, wovon die Hälfte mir, wenn ich hier wohnhaft wäre, würde zugefallen sein. Allen diesen Bemühungen hat sich Herr D. Schulz mit der größten Bereitwilligkeit unterzogen, alle diese Geschäfte mit solcher Umsicht, mit solcher Sorgfalt, mit so uner-

müdeter Thätigkeit ausgeführt, daß ich nicht weiß, in welchen Ausdrücken ich meinen Dank genugsam aussprechen soll.

Nächstdem sehe ich mich aber auch zu einer Rechtfertigung veranlaßt, da ich scheinen kann über meine Befugniß hinausgegangen zu sein, indem ich in der öffentlich erlassenen Einladung auch die deutschen Orientalisten ersucht habe an dem Philologenvereine Antheil zu nehmen. Denn wie sicher ich auch voraussetzen darf, der Begriff der Philologie werde von keinem von uns so eng genommen, daß darunter bloß das griechische und römische Alterthum zu verstehen sei, so könnte mir doch der Vorwurf gemacht werden eigenmächtig und willkürlich eine Neuerung vorgenommen und den Kreis sowohl der zu besprechenden Gegenstände als der Theilnehmer an den Besprechungen erweitert zu haben. Ich bin es daher mir selbst schuldig zu erklären, wie sich die Sache verhält.

Herr Professor Brockhaus fragte bei mir an, ob es gestattet werden würde, daß er einen Vortrag hielte in Betreff der Mittel das Studium der Sanscritlitteratur zu befördern. Natürlich konnte ich dieses Anerbieten nur für willkommen erklären. Eine Einladung an die Herren Orientalisten würde es nicht zur Folge gehabt haben, wenn nicht Herr Professor Fleischer mir in einem Schreiben den Wunsch derselben sich unserer Versammlung anzuschließen bekannt gemacht, und zugleich die Herren bezeichnet hätte, welche den sich anmeldenden nähere Auskunft geben würden. Dieser Antrag mußte ebenfalls, in wiefern die classische Philologie in mannigfacher Beziehung mit dem Orient steht, für erfreulich anerkannt werden, da auch ohne Anfrage nicht nur die orientalische, sondern auch die altdeutsche und romanische Litteratur, als in den Umfang der Philologie gehörig, willkommen sein müssen; in wiefern er aber auf besondere, die orientalische Litteratur ausschließlich angehende Gegenstände zielte, lag es am Tage, daß die Herren Orientalisten vorausgesetzt hatten, unsere Versammlung theile sich, wie andere ähnliche Versammlungen, in verschiedene Sectionen, die gleichzeitig in verschiedenen Localen ihre Besprechungen hielten, weshalb die genannten Herren in der von ihnen ausgegangenen Einladung auch die ausländischen Orientalisten zur Theilnahme veranlaßt haben. Auf ähnliche Weise haben nachher die Herren Theologen, als Exegeten, eine Einladung zum Anschluß an unsere Versammlung ergehen lassen. Diese Erläuterung, hoffe ich, wird hinreichen den Vorwurf von mir abzuhalten, als hätte ich mir eigenmächtige Aenderungen der bisher bestandenen Einrichtung erlaubt.

Indem ich nun mich Ihrem Wohlwollen und Ihrer Nachsicht empfehle, erkläre ich die siebente Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner für constituirt. Seien Sie daher willkommen, alle, die sich hier eingefunden haben. Möchten wir doch manchen werthen Freund nicht vermissen, den Alter, Unwohlsein, Amts- und häusliche Verhältnisse abgehalten, oder, wie den ehrenwerthen Emperius, ein frühzeitiger Tod uns entzogen hat. Erfreuen Sie uns mit Ihren belehrenden und anregenden Gaben, damit auch diese Versammlung Früchte trage zu Erweiterung des Wissens, zu Beförderung einträchtigen Strebens, und zu Belebung und Behauptung wahrer Humanität."

In Erwiederung hierauf dankte Professor Fleischer im Namen der Orientalisten dem Vereine und namentlich dem Präsidenten für die Bereitwilligkeit, mit welcher derselbe ihren Wünschen entgegen gekommen sei.

Demnächſt wurden auf den Vorſchlag des Präſidenten zu Secretären der Verſammlung erwählt Profeſſor D. Kraner von Meißen, D. Kreußler von Leipzig, D. Schaefer von Dresden.

Nach Vorleſung der Statuten drückte der Vicepräſident die Freude der Behörden und Bürger ſeiner Vaterſtadt Dresden aus, eine ſo zahlreiche und anſehnliche Verſammlung in ihren Mauern begrüßen zu dürfen. Er ſchloß hieran die Bemerkung, daß es wohl vielen der anweſenden Herren nicht unbekannt geblieben ſein würde, wie hier vor der Eröffnung der Verſammlung einige Mißverſtändniſſe obgewaltet hätten. Mit beſonderer Freude könne er der Verſammlung ankündigen, daß dieſe vollſtändig beſeitigt ſeien; indem die betreffenden Herren durch Privaterörterungen einiger Vereinsmitglieder die Ueberzeugung gewonnen hätten, daß eine Zurückſetzung des Gymnaſiallehrerſtandes von der Verſammlung zu Caſſel nicht beabſichtigt werden konnte. Er hoffte, daß mit dieſer kurzen Erklärung jene für das Präſidium betrübende Angelegenheit ihre vollſtändige Erledigung gefunden haben würde. Er verlas dann die bis dahin angemeldeten Vorträge nach der vorläufig feſtgeſetzten Tagesordnung.

In Bezug auf dieſe beantragte Profeſſor Fleiſcher eine Veränderung in der Art, daß auf den Anfang der Sitzungen um neun Uhr die Vorträge verlegt würden, welche für die Orientaliſten ein beſonderes Intereſſe gewährten, damit ſie dieſen unbeſchadet ihrer beſonderen Zuſammenkünfte um zehn Uhr beiwohnen könnten.

Während Profeſſor Weber aus Bremen dagegen äußerte, daß der Verein ſich nicht in Sectionen habe theilen wollen, bemerkte Profeſſor Lachmann, daß dieſe Angelegenheit ſich weniger zu einem Beſchluſſe der Verſammlung eigne, als zur Entſcheidung des Präſidiums und Privatbeſprechung mit den einzelnen Mitgliedern, welche Vorträge angekündigt hätten. Da die Verſammlung ſich bei dieſer Erklärung beruhigte, wurde die Geſchäftsordnung der beſonderen Sitzungen der Orientaliſten verleſen.

Hierauf referirte der Vicepräſident über die für den Verein eingegangenen Schriften. Dem Vereine gewidmet und an die einzelnen Mitglieder vertheilt wurde folgende Schrift:

Philologis Germaniae congressis Dresdae m. Octobri a. MDCCCXLIV C. I. Blochmanni gymnasii Vitzthumiani rectoris et suo nomine salutem dicentes commentarios varii argumenti tres obtulerunt G. Bezzenberger A. Schaefer G. Curtius, antiquarum litterarum in eodem gymnasio magistri. Dresdae. 50 pag. 4. (De verbi latini futuro exacto et perfecti coniunctivo scr. Georgius Curtius. De locis nonnullis Ciceronis Plinii Frontonis scr. Arnoldus Schaefer. Emendationum delectus scr. Georgius Bezzenberger.)

Dem Comthur Profeſſor D. Hermann als Präſidenten der Verſammlung ward gewidmet und in einer Anzahl von Exemplaren an die Mitglieder vertheilt:

Friederici Ritschelii atheteseon Plautinarum liber I. IV. u. 46 pag. 4.

Außerdem wurden folgende Schriften von den Herren Verfaſſern ſelbſt oder in deren Auftrage dem Vereine mitgetheilt und übergeben:

Underviisnings-Commissioners Lov-Udkost. Christiania 1841—1844. 8. (Eingeſandt von dem Präſes der königl. Commiſſion für das Unterrichtsweſen Norwegens C. A. Holmboe). — Ricc. Ceroni, studi di filologia comparata. P. I a. Milano 1844. 96 S. 8. — H. B. von Santen, chem. Analyſen antiker Metalle aus heidniſchen Gräbern Meklenburgs, mit antiquariſchen Einleitungen und Forſchungen begleitet von G. L. F. Liſch. Schwerin 1844. 39 S. 8. — Heinr. Wilh. Schulz, K. Fr. von Rumohr, ſein Leben u. ſeine Schriften. Nebſt einem Nach-

wort über die physische Constitution und Schädelbildung sowie über die letzte Krankheit Rumohr's von C. G. Carus. Leipzig 1844. 94 S. 8. — Ludw. Döderlein, über die Verbindung der allgemeinen m. d. Fachstudien auf der Universität. Eine Rede im Auftrage des königl. academischen Senates gehalten. Erlangen 1844. 18 S. 4. — Ejusd. lectiones Theocriteae. Erl. 1843. 12 pag. 4. — Car. Fr. Hermann, vindiciae Latinitatis epistolarum Ciceronis ad M. Brutum et Bruti ad Ciceronem. Gottingae 1844. 48 pag. 4. — (Ejusd.) Acad. Georgiae Augustae prorector c. senatu, qui in certamine literato d. IV. m. Iunii a. MDCCCXLIV constituta ex regis nostri augustissimi munificentia praemia ordinum acad. judicio reportaverunt, nomina renunciat novasque quaestiones in annum sequentem promulgat. Gottingae. 17 pag. 4. — Ejusd. disputatio de anno Delphico. Gott. 1844. 29 pag. 4. — Gust. Binder, über den Nuzen der Geschichte und ihres Unterrichts, besonders auf Gymnasien. Ulm 1844. 15 S. 4. — Vict. Fr. Leop. Jacobi, de rebus rusticis Germanorum. Part. I. Lips. 1833. 43 pag. 8.

Von Herrn Ferd. Riegel als Verleger empfing der Verein:

I. G. Strack, das altgriech. Theatergebäude nach sämmtl. bekannten Ueberresten dargestellt. Potsd. 1843. 8 S. Text und 9 Kupfertafeln in fol. — Karl Böttticher, die Tektonik der Hellenen. Einleitung und Dorika. Potsdam 1844. XXIII und 205 S. Text u. 104 S. Excurse in 4., hiezu 21 Kupfertafeln in fol.

Ferner wurde im Auftrage der Verleger der Versammlung zur Einsichtsnahme vorgelegt:

Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft, hgg. v. Th. Bergk u. Jul. Caesar. 2. Jahrg. 1844 Heft 1—9. Cassel, Verlag v. Th. Fischer, und als Probe der bei den Herren Adler und Dietze in Dresden erscheinenden Programmenrevue deren erster Bogen vertheilt.

Insbesondere empfahl Professor Cäsar die Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft der Theilnahme der Philologen, indem er namentlich an die Directoren der Gymnasien die Bitte richtete, den Absatz derselben zu befördern und der Redaction die Programme zukommen zu lassen.

Hofrath Thiersch erinnerte an den auf der vorjährigen Versammlung zu Cassel gefaßten Beschluß, die Sitzungen einestheils zu Vorträgen zu verwenden, anderntheils zu freien Besprechungen, für welche Anmeldungen von Thesen wünschenswerth seien. Ferner erklärte er den Anschluß der Orientalisten an die Versammlung als eines integrirenden Theiles derselben für eine sehr erfreuliche Erweiterung ihrer Bestrebungen: ihr Zusammentreten in einer besonderen Section erscheine dem ursprünglichen Zwecke des Vereins durchaus angemessen und in dessen Wesen begründet. Nach einer Bemerkung des Professor Weber aus Bremen, daß seine Meinung nur darauf gerichtet gewesen sei, den Geist der Separation von der Versammlung fern zu halten, und daß es ihm wünschenswerth erscheine, daß Vorträge der Orientalisten von allgemeinem Interesse in den öffentlichen Sitzungen gehalten würden, erklärte Professor Fleischer im Namen der Orientalisten deren Bereitwilligkeit, die Verbindung mit dem Vereine der Philologen zu einer möglichst innerlichen zu machen, und insbesondere alle Vorträge, welche die versammelten Philologen anzuhören wünschten, in den öffentlichen Sitzungen zu halten.

Hierauf theilte der Vicepräsident mit, daß zum Gedächtniß an die gegenwärtige Versammlung von dem bekannten Münzgraveur Krüger eine Medaille mit dem Bildniß von Wolfgang Reiz geprägt sei*) und zum Verkauf ausliege, und gedachte der von Heidelberg

*) Vergl. Beilage 1.

ergangenen Aufforderung zur Subscription auf eine Medaille zu Ehren Creuzers. Einen dem letzten Gegenstand verwandten Vorschlag zu thun behielt sich Professor Hermann aus Göttingen vor.

Der Vicepräsident bemerkte hierauf der Versammlung Einiges über die für die gemeinschaftlichen Mahlzeiten und Zusammenkünfte außerhalb der Versammlung getroffenen Anstalten, und wie die in Dresden vorhandenen Kunstschätze am passendsten benutzt werden könnten. Zur Gemäldegallerie, der Antikensammlung und dem Mengs'schen Museum, als den für die Anwesenden besonders wichtigen Sammlungen, werde Vor- und Nachmittags gegen Vorzeigung der Karten der Besuch freistehen. In anderen Sammlungen, wo wegen der besonderen Aufstellung und der Verschiedenartigkeit der Kunstgegenstände eine Begleitung der Beamten erforderlich sei, wie im grünen Gewölbe, dem historischen Museum und in der Gefäßsammlung, seien die Vorsteher bereit des Vormittags vor Eröffnung der Versammlungen und des Nachmittags nach Beendigung der gemeinschaftlichen Mahlzeiten eine größere Anzahl der anwesenden Herren herumzuführen. Da der Vicepräsident wegen vielfacher Obliegenheiten während der nächsten Tage verhindert sein werde, den Herren, welche sich besonders für Numismatik interessiren, das königliche Münzkabinet zu zeigen, so wolle der bekannte Numismatiker Freiherr von Römer, der selbst eine bedeutende Sammlung besitze, die Güte haben seine Stelle zu vertreten.

Die Vorsteher des litterarischen Museums hätten ihm mitgetheilt, daß sie sich freuen würden, wenn sich die anwesenden Herren während ihres Aufenthaltes in Dresden bei diesem mit vielen Zeitschriften versehenen Institute als Mitglieder betrachten wollten. Auch habe sich der Herr Bürgermeister Hübler erboten diejenigen Herren, welche das schöne Dampfbohrwerk und die Gasbeleuchtungsanstalt der Stadt zu sehen wünschen, durch den Vorsteher herumführen zu lassen.

Die Direction des königlichen Hoftheaters habe, um den Anwesenden für die Abende einen entsprechenden Kunstgenuß zu bereiten, für die nächsten Tage die Aufführung der Antigone des Sophokles, des Egmont von Goethe und der Armide von Gluck festgesetzt. Zur Vorstellung der Antigone würden die anwesenden Herren von dem Herrn Staatsminister von Wietersheim im Auftrage S. M. des Königs besonders eingeladen, und der Vicepräsident sei beauftragt die Billets zu vertheilen, auch lade S. Excellenz die Versammlung im allerhöchsten Auftrage für den dritten October zu einer gemeinschaftlichen Mahlzeit ein.

Schließlich beantragte der Präsident eine Commission zu wählen, um den Beschluß über den Ort der nächsten Versammlung vorzubereiten. Seinem Vorschlage gemäß nahmen außer dem Präsidium hieran Theil Hofrath Thiersch, Oberschulrath Rost und Professor Gerlach.

II.

Protokoll

der

ersten öffentlichen Sitzung.

Dresden den 2. October 1844.

In Gegenwart Ihrer königlichen Hoheiten des Prinzen Johann und Albert eröffnete der Präsident Comthur D. Hermann die Sitzung mit einer Rede

über Friedrich Wolfgang Reiz.

„Es ist etwas sehr erfreuliches, eine so große Anzahl von Männern vereinigt zu sehen, die ihre Thätigkeit den Studien gewidmet haben, die, obgleich vielfach verkannt, und durch andere Interessen zurückgedrängt, doch eben durch die rege Theilnahme, die sie finden, den Beweis geben, daß sie einen Werth besitzen müssen, der sich durch sich selbst aufrecht erhalten und sein Recht behaupten werde. Und wo könnte eine solche Versammlung wohlgemutheter und freudiger stattfinden, als in der reich mit Schätzen der Wissenschaft und Kunst ausgestatteten Hauptstadt eines Landes, das durch die weisen Stiftungen, durch die thätige, jeden Fortschritt der Cultur befördernde Fürsorge, und durch den stets aufmerksamen, die Wissenschaften nicht bloß beschützenden, sondern aus eigner Vertrautheit mit ihnen begünstigenden Sinn seiner Fürsten, so wie durch die geistige Kraft seiner Bewohner, seit Jahrhunderten ein vorzüglicher Sitz ernster und gründlicher Gelehrsamkeit ist; in einem Lande, in welchem kein in trüber Befangenheit abgestumpfter Geist der Verfinsterung dem natürlichen Verstande, der gesunden Vernunft, und der freien Rede Fesseln anzulegen bestrebt ist, sondern die geistige Thätigkeit sich ungehindert bewegen, und was sie für wahr, für recht, für gut erkennt, ohne Scheu und ängstliche Besorgniß aussprechen darf?

Indem ich mit diesem Gefühle eine Versammlung begrüße, in der ich so viele hochverdiente Männer, so viele theure Freunde, so viele erblicke, die einst meine Zuhörer waren, oder denen ich durch Gleichheit der Studien näher gekommen bin, freue ich mich eine Veranlassung gefunden zu haben, die Gesinnungen, die uns wie überhaupt in unserm Berufe, so auch in den Beschäftigungen dieser Tage leiten sollen, so aussprechen zu können, daß ich zugleich eine Pflicht der Pietät erfülle. Zum Andenken an die gegenwärtige Versammlung ist durch die meisterliche Hand des Herrn Münzgraveur Krüger das ausdrucksvolle Angesicht meines Lehrers Friedrich Wolfgang Reiz in einer Medaille nach einem treuen Miniaturgemälde so ganz, wie ich ihn lebend fast täglich vor Augen gehabt habe, wiedergegeben worden.

Was dieſer Mann war, von dem eigentlich zuerſt rationale Sprachphilologie ausgegangen iſt, welche ausgebreitete Kenntniſſe er beſaß, wie gründlich ſeine Unterſuchungen, wie ſcharf und folgerecht ſein Denken, wie klar und lehrreich ſein Unterricht, wie uneigennützig, wie dienſtfertig, wie aufopfernd ſeine Handlungen, wie offen und freundlich und heiter ſein Benehmen im Umgange, wie alles gute anerkennend und alles ſchlechte freimüthig ſtrafend ſein Urtheil, wie rein und lauter und fromm ſein ganzes Gemüth war, iſt in dem erſten Bande von Schlichtegrolls Nekrolog, und in kürzerer Schilderung in dem von D. Bauer ſeinem Andenken gewidmeten Schreiben an Blümner ſo wahr und richtig dargeſtellt, daß die Würdigung des Mannes ihr volles Recht erhalten hat. Nur eins vermiſſe ich in dieſen Schriften, die Angabe einzelner Züge, aus denen ein anſchauliches Bild hervorgeht. Denn wer von Menſchen ſprechen hört, die er nicht perſönlich kennt oder gekannt hat, macht ſich unwillkürlich eine Vorſtellung von ihnen, meiſtens aber eine ſolche, die weit von der Wirklichkeit abweicht. Deshalb will ich mir erlauben ſowohl ſeine äußere Erſcheinung zu beſchreiben, als einige wenn auch unbedeutende Einzelnheiten von ihm zu erwähnen, da man überhaupt nur an kleinen Dingen das charakteriſtiſche eines Menſchen wahrnimmt, und ohne dieſe jede Schilderung in allgemeinen Ausdrücken entweder einem vordädaliſchen Standbilde mit geſchloſſenen Armen und Beinen, oder einer Nebelgeſtalt ohne beſtimmte Umriſſe gleicht.

Reiz war ein Mann mittlerer Größe. Lange Zeit mit bittrer Armuth kämpfend, war er durch vieles Sitzen und beſonders durch langes Stehen bei der Arbeit ſteif im Kreuze geworden; daher trug er ſich etwas vorgebeugt. Seine Kleidung beſtand, außer wo er von amtswegen ſchwarz ging, in Rock Weſte und Beinkleid von weißem Tuch, ſchwarzen Strümpfen, und Schuhen mit ſilbernen Schnallen. Dabei führte er einen Stock von ſpaniſchem Rohr mit ſchwarzer Quaſte. Eine Perücke mit Haarbeutel vollendete den Anzug. Im Hauſe trug er einen dunkelgrauen Oberrock und über ſeinem dichten ſchwarzen Haar eine Mütze. Sein nachdenkendes, überlegendes, recht eigentlich den bedächtig prüfenden Kritiker zeigendes Angeſicht kann nur die Medaille vergegenwärtigen. Wer ihn ſah, mußte ſogleich den Stubengelehrten in ihm erkennen. Aber dieſes Wort hat eine doppelte Bedeutung. Verſteht man darunter, wie gewöhnlich, einen Mann, der für nichts weiter Sinn hat als für ſein Geſchäft; der alles gering ſchätzt, was nicht zu ſeinem kleinen Kreiſe gehört; der eben darum ſelbſtſüchtig und ſtolz iſt auf die Wichtigkeit ſeines Treibens; einen ſtarren Leichnam mit offnen Augen, der es nicht merkt, daß er geſtorben iſt: ſo war Reiz von dieſem allen gerade das Gegentheil. Denkt man ſich hingegen unter einen Stubengelehrten den, der in ſeine Studien vertieft mit der Außenwelt wenig in Berührung kommt, ihren Formen fremd iſt, nichts von angelerntem Schein an ſich hat, ſondern ſich giebt wie er iſt: ſo war Reiz in dieſer Bedeutung allerdings ein Stubengelehrter. Wiewohl gänzlich ſeinen Studien hingegeben, legte er ihnen doch keineswegs einen Werth bei, der der Schätzung anderer Wiſſenſchaften Eintrag gethan hätte; vielmehr achtete er alle ſehr hoch, und folgte mit warmer Theilnahme jedem Fortſchritte des Wiſſens. Größtentheils einſam und auf ſein Zimmer beſchränkt, hatte er wenig Veranlaſſung zum Sprechen. Daher war ſeine Rede nicht fließend, ſondern oft, indem er den rechten Ausdruck ſuchte, ſtockend, aber eben dadurch beſtimmt und klar. Mehr an das Latein gewöhnt, fiel ihm nicht ſelten eher das Lateiniſche als das Deutſche Wort ein. So ſagte er in einer ſeiner Vorleſungen: „die Hand in das latus ſtemmen," wobei er zugleich auch wirklich die Hand in die Seite ſtemmte. Denn vielen ſeiner Reden gab er gleich durch ein ſinnliches Zeichen noch eine

lebhafte Verstärkung. Oft, wenn er von Richard Bentley sprach, den er als den größten Kritiker verehrte, nahm er die Mütze ab um seinen Respect auszudrücken. Eben so spuckte er aus, wenn er seinen Unwillen über einen schlechten Menschen zu erkennen gab. Diese dramatische Lebhaftigkeit steht scheinbar in Widerspruch mit der bedächtigen Langsamkeit, mit der er überall zu Werke ging: aber beiden liegt dieselbe immer rege Kraft zum Grunde, mit der er alles beachtete, und fest bestimmt haben wollte. Auch seine Handschrift zeigt diesen Charakter, die etwas steifes und gedrängtes hatte, aber keinen einzigen Buchstaben finden läßt, über den man in Zweifel sein könnte; wie er denn auch sich einer so schwarzen und dicken Tinte bediente, daß er gewöhnlich die Feder erst einigemal umbiegen mußte, ehe sie ansprach. Diese Festigkeit und Bestimmtheit war es auch, wodurch seine Sprachbemerkungen so lehrreich wurden, indem er jeden Begriff in seiner vollen Begränzung auffaßte, und mit wenigen Worten klar und sicher angab. So hatte einer seiner Schüler einen Aufsatz, wie jetzt so oft geschieht, specimen primum überschrieben. „Wie viele specimina wollen Sie denn schreiben," sagte er; „specimen ist ja eine Probe." Da er sich sehr gründlich mit Philosophie beschäftigt hatte, verlangte er überall richtigen Zusammenhang der Gedanken, und wenn er Aufsätze beurtheilte, wußte er so klar zu zeigen, wie unlogisch man geschrieben hatte, und wie man würde richtig geschrieben haben, daß durch jede solche Belehrung ein helles Licht aufging, und indem man richtig denken lernte, auch zu richtigem Ausdruck der Gedanken geführt wurde. Immer erinnerte er daran, daß eben durch richtiges Denken die alten Classiker als Muster guter Schreibart daständen. Er selbst war schon als Knabe von seinem Vater, der Prediger in Winsheim war, darauf hingewiesen worden, daß gut schreiben nicht in angehäuften schönen Redensarten, sondern in klaren Begriffen und in verständiger Ordnung der Gedanken bestehe. Nach seiner naiven Weise erzählte er, wie er einen seiner Meinung nach recht schön stilisirten lateinischen Aufsatz seinem Vater gebracht habe: „aber mein Papa selig nahm die Feder und machte einen großen Strich durch von oben bis unten: denn diese Art zu schreiben tauge gar nichts." In der That könnte man es für das Kriterium eines wahren Philologen ansehen, vor der Gefahr solcher Striche gesichert zu sein.

Wie im gewöhnlichen Leben gab Reiz sich auch in seinen Vorlesungen. Im Winter, wo er Abends um fünf Uhr las, erschien er in seinem grauen Oberrocke, auf dem Kopfe eine alte schwarze Stutzperücke, die er, zwar vor einem kleinen Spiegel, aber ohne hineinzusehen, nicht sowohl aufgesetzt, als aufgestülpt hatte, unter der daher auch hier und da ein Zipfel seiner Haare hervorhing. So trat er hinter das Stehpult, das ihm als Katheder diente. Nach der Anrede „optimi et humanissimi commilitones" fuhr er deutsch fort, oft lateinische Phrasen einmischend, indem er genau und sorgfältig sowohl das grammatische als das historische und antiquarische erklärte, zugleich mit lebhafter Theilnahme an dem Sinne des Schriftstellers, über den er las. So lachte er z. B. von ganzem Herzen über das παπαπαξ in den Wolken des Aristophanes. Wenn er, was nicht selten war, auf dem erwähnten Stehpult ein Blatt fand, auf dem einer seiner Zuhörer eine Frage aufgeworfen, einen Zweifel vorgelegt, eine Emendation versucht hatte, sah er sich mit unverkennbarer Freude um, als suchte er den Verfasser zu entdecken, und legte schweigend das Blatt in sein Buch. In der nächsten Vorlesung brachte er es dann mit, und nachdem er mit inniger Herzlichkeit seine Freude über die Mittheilung als einen Beweis des Fleißes und der Aufmerksamkeit bezeigt hatte, gab er sein belehrendes Urtheil darüber ab, und ermunterte zuletzt nochmals den Verfasser; hatte aber der Aufsatz das wahre

getroffen, oder wohl gar ihn auf einen Irrthum aufmerksam gemacht, so war seine Freude noch sichtbarer, und das Lob, das er ertheilte, noch größer. Denn nur an der Wahrheit war ihm gelegen, und gänzlich fremd war ihm die Schwachheit derer, die einen Irrthum nicht eingestehen wollen, sondern durch den Schein der Untrüglichkeit ihr Ansehen behaupten zu können glauben, ohne zu bedenken, daß das nicht nur unehrlich und niedrig, sondern auch nicht einmal klug ist, da am Ende doch die Wahrheit siegt und sie zwiefach beschämt: vielmehr bekannte er ganz aufrichtig, wenn er geirrt hatte, und ohne die Ausdrücke zu schonen, wie, was ich bereits bei einer andern Gelegenheit erwähnt habe, als er einmal seine Vorlesung mit den Worten anfing: „optimi et humanissimi commilitones, ich habe gestern einen großen Bock geschossen." Solche Aeußerungen schadeten seiner Achtung nicht, sondern vermehrten sie. Denn das irrige nicht fahren lassen zu wollen ist nur ein Bekenntniß der Armuth. Jeden Widerspruch ließ er sich gefallen, prüfte ihn ruhig, und gab willig seine Meinung auf, wenn er ihn gegründet fand, wohl auch noch dankend, daß ihm das wahre gezeigt worden sei. War dieß eine Emendation, die ihm mitgetheilt wurde, so merkte er sie in seinem Handexemplare des Schriftstellers an, und setzte gewissenhaft den Namen des Urhebers dazu, um nicht etwa einst aus Vergeßlichkeit sich zuzuschreiben, was andern gehörte. „Sehen Sie," sagte er dann, „da habe ich Ihren Namen hinzugeschrieben." Diese gutmüthige Art alles möglichst anschaulich zur Ueberzeugung zu bringen zeigte sich manchmal auch in bildlichen Redensarten. Als er einmal ein Buch suchte, wobei ich ihm leuchtete, waren wir an ein Bücherbret gekommen, das viele Ausgaben des Plautus enthielt. Da blieb er stehen und sprach: „das soll Ihre Braut sein: mit der verlobe ich Sie hiermit förmlich, und der sollen Sie treu bleiben." Er selbst hatte sich bekanntlich viel mit dem Plautus beschäftigt: nur konnte er vermöge seiner bedächtigen Langsamkeit die Rhythmen der scenischen Poesie der Römer nicht nach dem bloßen Gehör beurtheilen: wenn ich daher einen Plautinischen Vers ihm recitirte, mußte ich gewöhnlich hören: „ei ei mein lieber, nicht so geschwind." Dann zählte er die Füße an den Fingern ab. Uebrigens ist die erwähnte Verlobung freilich nicht bis zur Vermählung gediehen, da ich nicht nur ein anderes Versprechen zu lösen habe, sondern auch indessen alt worden bin, und ein anderer noch in der Blüthe der Kraft stehender Freier aufgetreten ist, dem ich meine Verlobte gern und willig überlasse. Sein Recht darauf hat er, da er zu unserm Bedauern nicht persönlich erscheinen konnte, von neuem durch den zu unsrer Begrüßung geschriebenen **Atheteseon Plautinarum liber primus** dargethan.

Wie in dem genannten Falle, so zeigte sich in allem, was Reiz sprach und that, eine natürliche Wärme und Herzlichkeit, und mit dieser las er auch die Alten, selbst bei der trockensten Arbeit. Als ich ihm einmal ein Blatt mit grammatischen Zweifeln über einige Stellen des Homer übergeben hatte, sagte er, als ich wieder zu ihm kam: „der Homer ist doch gar zu schön: ich habe nicht wieder davon wegkommen können, und mehrere hundert Verse weiter gelesen." Von den Versen des Lucretius am Ende des dritten Buches, in denen die Unsterblichkeit der Seele geleugnet wird, sagte er mir einmal: „das ist freilich gottlos, aber es ist doch göttlich, und Sie müssen die ganze Stelle auswendig lernen." Beides war aus vollem Herzen gesprochen: denn er war wahrhaft fromm, und konnte sich sehr erzürnen, wenn jemand mit Leichtsinn von dem was heilig ist sprach, so wie er auch alles nicht leiden mochte, was ihm in einigen kirchlichen Gebräuchen der damaligen Zeit bei religiösen Handlungen als die Feierlichkeit und Andacht störend erschienen war. Ueberhaupt rügte er streng und ohne Rücksicht auf die Person überall, wo er etwas unrechtes und unsittliches wahrnahm. In allen Dingen gewissenhaft und bereit

gutes zu befördern wußte er nichts von Eigennutz, und wie er bei sehr beschränkter Stellung von vielen seiner Zuhörer kein Honorar annahm, und selbst den Gehalt, den er als Bibliothekar der Universitätsbibliothek zu beziehen hatte, ganz auf die Vermehrung dieser Bibliothek verwendete, so widmete er auch Zeit und Mühe jedem, der ihn darum ersuchte. So sind gar manche Dissertationen und Programme anderer von ihm durchgesehen und durchcorrigirt worden, was er, wie alles, nicht flüchtig, sondern mit sorgfältiger Genauigkeit that. Vieles der Art ist unbekannt geblieben, wie z. B. welchen Antheil er an Garvens Uebersetzung des Cicero de officiis habe, der bei der engen Freundschaft zwischen beiden Männern, von der Reizens Vorrede zum Herodot ein rührendes Zeugniß giebt, nicht bezweifelt werden kann. Eben so ist er nicht ohne Einfluß auf Friedrich August Wolf geblieben, der ihn oft in Leipzig besuchte, und manchmal mit ihm in Schkeuditz zusammen kam, wo diese Männer von nicht bloß verschiedener, sondern fast entgegengesetzter Natur sich über wissenschaftliche Gegenstände besprachen. Aber nicht nur die Abhaltungen, die Reiz durch seine große Bereitwilligkeit, sich andern hinzugeben, herbeizog, sondern auch die Art wie er arbeitete überhaupt ist Ursache, daß nur weniges von ihm ins Publicum gekommen ist. Denn indem er alles sehr genau und sorgsam prüfte, gab ihm jeder auch in Nebendingen aufgestoßene Zweifel Veranlassung zu weiterer Nachforschung: wodurch er dann oft von der angefangenen Arbeit abgeführt und in eine neue Untersuchung so verwickelt wurde, daß er erst nach deren Vollendung wieder zu dem Puncte, von dem er ausgegangen war, zurückkehrte. Allerdings sind wir durch dieses Verfahren um einen großen, wo nicht den größten Theil der Früchte gekommen, die seine tiefe Gelehrsamkeit würde getragen haben: aber nichts destoweniger kann er in der Hauptsache uns allen ein Vorbild sein. Kenntnisse und Gelehrsamkeit sind Sache des Fleißes; Talent und Genie Gaben der Natur. Der Werth dieser Dinge besteht in ihrem Gebrauche. Wahrheit zu suchen und zu lehren ist unser Ziel. Wer dieses mit gänzlicher Entfernung aller anderen Interessen fest vor Augen hat, und um es zu erreichen das, was Fleiß ihm erworben und Natur gegeben hat, anwendet, nur der darf mit sich zufrieden sein und kann ohne Beschämung jedem Richter in die Augen sehen. Und wo möchte jemand gefunden werden, der ein reineres Gemüth besessen, bescheidener entgegengesetzten Ansichten widersprochen, freier von jeder Rücksicht auf sich selbst gehandelt, unpartheiischer einzig nach Wahrheit gestrebt hätte, als der Mann, von dem ich gesprochen habe, da selbst das, was mit Grund an ihm getadelt werden kann, die zu große Aufopferung für andere, seiner Quelle nach ihm zum Lobe gereicht. Es ist menschlich und kann verziehen werden, wenn jemand das, was er leistet, anerkannt zu sehen, einen Namen zu erlangen, von der Nachwelt nicht vergessen zu werden wünscht, und ansprechend sind Klopstocks Worte:

reizvoll klinget des Ruhms lockender Silberton
in das schlagende Herz, und die Unsterblichkeit
ist ein großer Gedanke,
ist des Schweißes der Edlen werth:

aber weit größer, weit erhabener ist der Sinn dessen, der so von aller Selbstsucht frei ist, daß er, wie Reiz, an Lob und Ruhm gar nicht denkend, bloß nach Wahrheit strebt, an dieser sich erfreut, und in ihr seine Glückseligkeit findet. Leicht entbehren kann glänzenden Ruhm, wer auf einer Stufe stand, die zu erreichen das Streben nach Lob und Ruhm nicht wagen darf.

Möge dieser Sinn uns alle beleben und kräftigen zu dem, was unser Beruf ist, zumal da es manche Mahnung giebt nicht ungewapnet dazustehen. Denn wie sehr auch die Beschäftigung

mit untergegangenen Zeiten und deren Denkmälern etwas ganz unſchuldiges und gefahrloſes zu ſein ſcheint, ſo können wir doch, weil die meiſten von uns zugleich Lehrer der Jugend ſind, der Aufmerkſamkeit zweier Dämonen nicht entgehen, davon der eine, munteres Angeſichts, ſich Zeitgeiſt nennt; der andere, mit ernſtem und finſterm Blick, ſich unter einem nur zu ſehr gemisbrauchten Namen verbirgt. Jener beeifert ſich das Wohl der Menſchen auf der Erde, dieſer im Himmel zu befördern; jener verlacht uns als Thoren, dieſer beklagt uns als Heiden; jener hält uns für unnütz, dieſer für ſchädlich. Beide möchten uns daher wo nicht ganz und gar beſeitigen, doch wie nur immer möglich beſchränken. Indeſſen hat ſich beiden der ehrwürdige Jacobs in der Rede, mit der er vor vier Jahren die Verſammlung der Philologen und Schulmänner zu Gotha eröffnete, ſo nachdrücklich entgegengeſtellt, daß man nur wünſchen kann, es möge dieſe ſo gehaltvolle, ſo klare, ſo eindringliche Rede, die jetzt durch den letzten Band ſeiner vermiſchten Schriften für jedermann zugänglich worden iſt, ſowohl von den Lehrern an Gymnaſien und Univerſitäten, als ganz beſonders von denen beherzigt werden, denen die Oberaufſicht und Ordnung der Lehranſtalten anvertraut iſt. Ein gemiſchtes Gefühl von Schmerz und Trauer, von Liebe und Verehrung erfaßt mich, indem ich Jacobs erwähne. Mit zitternder Hand hat er mir am 18. September einen rührenden Brief geſchrieben, mit dem er das Geſchenk des genannten Bandes der vermiſchten Schriften begleitet hat. Seine Worte klingen als wären ſie die letzten. Ich habe ihm geantwortet, daß ich ſeiner in unſerer Verſammlung gedenken würde, und ich kann mit Zuverſicht Ihre einſtimmige Genehmigung erwarten, wenn ich den Antrag ſtelle, daß wir dieſen Mann, der eine ſo lange Reihe von Jahren ſo ausgezeichnet und ſo vielſeitig gewirkt, die Alterthumswiſſenſchaft ſo kräftig und auf ſo mannigfaltige Weiſe gefördert, in ſeinem ganzen Leben und Handeln für ſeine Zeitgenoſſen und für die Nachkommen ein vollendetes Bild wahrer Humanität aufgeſtellt hat, am Ende ſeines Lebens noch die letzte Freude machen, ihm in einem lateiniſchen Diplom an ſeinem den 6. October bevorſtehenden ein und achtzigſten Geburtstage unſern Dank für ſeine großen Verdienſte zu bezeigen. Ich erſuche Sie daher mir über dieſen Antrag ihre Meinung zu erkennen zu geben." — Hier erfolgte ein einſtimmiges Ja. — „Empfangen Sie den innigſten und herzlichſten Dank. Die Abfaſſung des Diploms hat auf den Fall Ihrer jetzt ſo warm eingetretenen Genehmigung Herr Profeſſor Haupt zu übernehmen die Gefälligkeit gehabt, und mit der Mittheilung deſſelben beſchließe ich die Anrede. Es lautet ſo:

Q. B. F. F. Q. S.
FRIDERICVM JACOBSIVM
PHILOLOGORVM GERMANICORVM VIRVM PRIMARIVM
GRAECAE ROMANAEQVE ANTIQVITATIS INTERPRETEM DOCTISSIMVM SAGACISSIMVM
ELEGANTISSIMVM
VETERVM LIBRORVM EMENDATOREM INGENIOSISSIMVM
IVVENTVTIS LIBERALITER ERVDIENDAE ARTIFICEM PERFECTISSIMUM
LITTERARVM ANTIQVARVM OMNISQVE HVMANITATIS CONTRA BARBARIEM TVENDAE
ANTESIGNANVM FORTISSIMVM
PRIDIE NONAS OCTOBRES A. MDCCCXLIV ANNVM AETATIS LXXXI INGREDIENTEM
PHILOLOGI DRESDAE CONGREGATI
ABSENTIS CVM DESIDERIO MEMORES
VTQVE SENECTVTIS VIRTVTE MERITIS LAVDE ORNATISSIMAE
PLACIDA FELICITATE DIV FRVATVR
VOTA PIE NVNCVPANTES
HIS LITTERIS CONSALVTANT"

Da die Verſammlung ſich mit dieſer Faſſung einſtimmig einverſtanden erklärte, ward der ſofortige Druck des Diploms beſchloſſen und die Ueberreichung deſſelben den aus Gotha anweſenden Mitgliedern übertragen. Demnächſt wandte ſich der Vicepräſident Director D. Schulz an die Verſammlung mit folgenden Worten

über die Pflege der claſſiſchen Studien in Sachſen.

„Mit hoher Freude begrüßt dieſe Stadt und dieſes Land, das ſeit Jahrhunderten den Ruhm erſtrebte eine Heimath zu ſein für das Studium der Sprache und der Litteratur des klaſſiſchen Alterthums, die Männer aus allen Gauen des deutſchen Vaterlandes, welche die Wiſſenſchaft der griechiſchen und römiſchen Welt und die Kunde des Morgenlandes in einer reichen, vielbewegten Zeit vertreten, auf ſeinem Boden. Um dieſes Lichtbild der Gegenwart möchte ich herreihen in flüchtigen Schattenriſſen die Erinnerungen der Vorzeit dieſes Landes und ſchnell, wie es die Kürze der Zeit erheiſcht, die Entwickelung des Studiums der klaſſiſchen Litteratur unter dem Walten deſſelben Herrſcherhauſes vorführen, aus welchem heute ein erhabener ſelbſt von litterariſchem Ruhme gekrönter Fürſt in unſrer Mitte weilt.

Die Anfänge geiſtiger Kultur verbreiteten ſich von den mit fränkiſcher Bildung vertrauten Klöſtern zu Fulda und Corbey aus über Nieder- und Oberſachſen. Unter der Regierung Ottos des Großen erhob der vormalige corbeyſche Mönch Otrich die mit dem Magdeburger Domſtift gegründete Stiftſchule zum geiſtigen Mittelpunkt für die benachbarten Länder, der belebend auf die gleichzeitig von demſelben Kaiſer mit den Domſtiften zu Meißen, Zeitz und Merſeburg errichteten und der Leitung eines Domherrn, Scholaſticus genannt, übergebenen Domſchulen zurückwirkte. Später entſtanden mit der Gründung der in Sachſen im Verhältniß zur Größe des Landes nie beſonders zahlreichen Klöſter die Kloſterſchulen, von welchen mehre der älteſten noch jetzt beſtehenden gelehrten Schulen, wie das Gymnaſium zu Dresden und die Thomasſchule zu Leipzig, ihren Urſprung herleiten. Vorzugsweiſe zeichneten ſich unter den Mönchen die Benediktiner zu Pegau und Boſau und die Ciſterzienſer zu Altenzelle durch wiſſenſchaftliche Thätigkeit aus. Wer nach Beendigung der Kloſterſtudien eine höhere Ausbildung in der Theologie und Philoſophie erſtrebte, mußte ſich nach der fernen Pariſer Univerſität wenden. Um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts rief das Emporblühen der ſächſiſchen Städte bei den Bürgern das Beſtreben hervor, den mangelhaften Kloſterſchulen Stadtſchulen an die Seite zu ſetzen, welche zuerſt in Zwickau, Freiberg, Chemnitz und Leipzig ins Leben traten. Von nicht geringerer Wichtigkeit für Sachſen war die im Jahre 1347 erfolgte Gründung der Univerſität zu Prag; denn konnten bis dahin nur wenige ihrem Wiſſensdrange nach Paris folgen, ſo wanderten jetzt die Sachſen ſchaarenweis nach Prag, wo ſie nach den Statuten der Univerſität eine eigene Nation mit Sitz und Stimme bildeten.

Von hier wurde Vincentius Gruner, aus Zwickau gebürtig, im Jahre 1397 als Lehrer zur Kloſterſchule in Altenzelle gerufen, die er zur erſten höheren Lehranſtalt in Sachſen erhob. Er benutzte ſein Anſehen bei dem Markgrafen Friedrich dem Streitbaren und ſeinem Bruder Wilhelm, um ſie zur Aufnahme der im Jahre 1409 von Prag ausgewanderten deutſchen Lehrer und Studenten und zur Gründung der Leipziger Hochſchule, der Pflanzſtätte des höheren geiſtigen Lebens für Sachſen, zu beſtimmen, wo er ſelbſt ein akademiſches Lehramt antrat.

Inzwiſchen hatten in Italien die Begründer der nationalen Litteratur über den Trümmern einer großen Vorwelt das Studium ihrer ſchriftlichen Denkmäler angeregt. Der Fall des im veralteten Staatsmechanismus fortlebenden oſtrömiſchen Weltreichs führte die letzten Träger der griechiſchen Gelehrſamkeit auf Italiens friſchen Boden, wo der Geiſt des Alterthums die zu poetiſcher Gedankenfreiheit und Formenſchönheit herangereifte chriſtlich romantiſche Welt durchdringend, im Leben jugendlicher Freiſtaaten und am Hofe geiſtreicher Fürſten durch Männer wie Leonardo Bruni, Lorenzo Valla, Franceſco Filelfo, Marſilius Ficinus eine glänzende aber wegen der Verſchiedenartigkeit der zuſammenwirkenden Elemente ſchnell vorübergehende geiſtige Blüthezeit herbeiführte.

Ueber die Alpen ſtiegen jetzt die Lernbegierigen in Wiſſenſchaft und Kunſt, und insbeſondere auf den gefeierten Univerſitäten zu Padua und Bologna ſuchten Deutſchlands Jünglinge ihre Kenntniſſe in der alten Litteratur und dem römiſchen Recht zu erweitern. Hier und in Paris bildeten ſich die vorzüglichſten deutſchen Gelehrten im fünfzehnten und zu Anfange des ſechzehnten Jahrhunderts, wie Erasmus, Reuchlin und Rudolph Agricola. Von Italien kam der bekannte Dichter Priamus Capotius aus Marſala als Lehrer auf die Univerſität zu Leipzig. Nach italieniſcher Weiſe mit dem Alterthum vertraut, gewandt im lateiniſchen Versbau und ſelbſt als Dichter gekrönt, lehrten in Sachſen zu Ende des ſechzehnten Jahrhunderts Konrad Celtes aus Würzburg und Johann Rak, genannt Rhagius Aeſticampianus. Er erſchloß ſeinen Zuhörern auf der Leipziger Univerſität die Schätze des älteren Plinius, während Claricius aus Bologna, der gelehrte Engländer Richard Crocus und Hermann von dem Buſche das Studium der griechiſchen Litteratur nach Leipzig verpflanzten. Peter Schade aus Trier, genannt Moſellanus, lenkte die gelehrte Forſchung von der Betrachtung der alten Schriftſteller, von welchen er vorzugsweiſe den Homer, Ariſtophanes, Demoſthenes, Iſocrates, Plutarch, Cicero und Quinctilian erklärte, auf den Grundtert der heiligen Schrift, insbeſondere das Evangelium des Johannes und die Pauliniſchen Briefe. Dieſem regen Leben, das wißbegierige Jünglinge aus allen Theilen Deutſchlands herbeizog, eröffnete der hochſinnige Wetteifer der Fürſten des ſächſiſchen Hauſes durch die Gründung der Univerſität zu Wittenberg einen neuen Schauplatz.

Da bei dem Herzoge Georg dem Bärtigen der religiöſe Eifer ſeine Liebe zur klaſſiſchen Litteratur noch überwog, ſo mußte der bald zwiſchen der Geiſtlichkeit und den Lehrern der alten Sprachen, den Erweckern eines erhöhten geiſtigen Lebens, entſtandene erbitterte Kampf zur Vertreibung der letzteren aus Leipzig und zur Verbannung der Lehrſtühle für die hebräiſche und griechiſche Sprache führen; während in Wittenberg unter dem Schutze Friedrichs des Weiſen Luthers Feuereifer und Melanchthons Gelehrſamkeit jene Umgeſtaltung des Lebens und der Wiſſenſchaft herbeiführten, die auf die fernſten Länder und die ſpäteſten Jahrhunderte heilbringend zurückwirkte.

Wenige der großen zu Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts in Sachſen wirkenden Gelehrten gehörten dem Lande durch ihre Geburt an, was beſonders in dem mangelhaften Unterrichte der ſchlecht organiſirten Stadtſchulen und der noch weniger geordneten Kloſterſchulen ſeinen Grund haben mag. Die erſten durchgreifenden Verbeſſerungen ſeines Schulweſens verdankt Sachſen vorzugsweiſe dem Johann Rivius aus Attendorn in Weſtphalen.

Vor ihm wurde die Leitung der Stadtſchulen zu Annaberg, Schneeberg, Marienberg und insbeſondere zu Freiberg, wo damals der treffliche Heinrich der Fromme reſidirte, einzelnen größtentheils ausländiſchen Gelehrten übertragen, die ihre Gehülfen, Locaten genannt, ohne an eine

bestimmte Schulorganisation gebunden zu sein, selbst beriefen und öfters ihren Wohnsitz veränderten. So lehrte Rhagius Aesticampianus abwechselnd auf den Universitäten zu Leipzig, Wittenberg, Köln und der Schule zu Freiberg. Dem Dichter Richard Sbrulius aus Udine begegnen wir in Wittenberg und Freiberg. Neben ihnen erwarb sich Valentin Friedland genannt Trotzendorf, aus der Lausitz, als tüchtiger Schulmann in mehren Städten Sachsens einen begründeten Ruf.

Rivius verdrängte das bisher auf den Schulen gebräuchliche Lesen der Schriftsteller des fünfzehnten Jahrhunderts durch den Terenz und Sallust, die er selbst für diesen Zweck bearbeitete, und suchte überall wo er thätig auftrat die Verwaltung des Schulwesens umzugestalten und fester zu begründen. Herzog Heinrich vertraute selbst seine Söhne Moritz und August der von Rivius geleiteten Freiberger Schule an und ernannte ihn später zum Begleiter des Prinzen August. So konnte Rivius sowohl auf diesen, der ihn als Churfürst zum Rath und Inspektor der Schule zu Meißen ernannte, als auch auf seinen Vorgänger, den großen Churfürsten Moritz, einen entschiedenen Einfluß ausüben. Unter diesem Fürsten erhob sich die Leipziger Universität zu einem die Grenzen Sachsens weit überstrahlenden Glanze, wozu besonders die Berufung von Joachim Camerarius beitrug, der der Einladung des Churfürsten und Melanchthons von Tübingen folgte. Die Verfassung der Universität wurde erweitert und reicher dotirt, und Männer wie der Schotte Alesius, der thätige Caspar Börner, der gelehrte Kenner der hebräischen Sprache Bernhard Ziegler und Johann Pfeffinger wirkten auf der von Melanchthon betretenen Bahn zur Versöhnung der Theologie und Philologie und ihrer innigen Verbindung.

Ein noch mehr bleibendes Denkmal errichtete sich aber Moritz in der Geschichte seines Volkes durch die Stiftung der drei Landesschulen zu Leipzig, Schulpforte und Merseburg, von welchen die letztere später nach Grimma verlegt wurde. Oft glänzten die Lehrer unter den ersten Namen der deutschen Philologie und mit hochsinnigem Streben erfüllt gingen viele der herrlichsten Geister des deutschen Volkes aus den stillen Mauern der Schulen hervor, die oft wie der große Pförtner der neuen litterarischen Ehre Deutschlands Klopstock mit Liebe und Begeisterung an sie zurückdachten. Von den frühsten Lehrern erwähne ich den durch vielseitige Gelehrsamkeit ausgezeichneten Georg Fabricius, Rektor zu Meißen, und den als lateinischen Dichter berühmten Adam Sieber bei der Landesschule zu Grimma. Fast gleichzeitig mit der Errichtung der Landesschulen erhoben sich die beiden Leipziger Gymnasien, die Thomasschule und die Nikolaischule, zu einer höhern Bedeutung, und im Jahre 1558 wurde Tobias Mostell auf Veranlassung Melanchthons von Wittenberg zur Regeneration der Kreuzschule in Dresden berufen. An der Spitze der Schule zu Erfurt stand zu dieser Zeit der gelehrte zu Sorau in der Niederlausitz geborene Basilius Faber, der Verfasser des thesaurus eruditionis scholasticae.

Bald nach dem Tode Melanchthons störte der protestantische Sektengeist diese Entfaltung der klassischen Bildung in Sachsen, noch mehr zertrat sie aber der dreißigjährige Krieg, während dessen Verheerungen die Landesschulen mit bewunderungswürdiger Ausdauer kümmerlich fortgeführt wurden.

Zu Ende des sechzehnten und Anfang des siebzehnten Jahrhunderts glänzten an der Universität zu Wittenberg der gelehrte Erklärer des Plautus und Virgilius und lebensfrohe Dichter Friedrich Taubmann und der tüchtige Kenner der griechischen Sprache, Poesie und Geschichte Laurent Rhodomann.

In der Geschichte des europäischen Völkerlebens der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts treten uns zwischen betrübenden Gestaltungen politischer Verhältnisse mehrfach einzelne

ihre Zeit weit überſtrahlende Geiſter und Charaktere entgegen. In dem Zeitalter des Newton ſtellt Leipzig mit Stolz dem Briten ſeinen Leibnitz an die Seite.

Auf dem Felde der Philologie wetteifert in der Epoche der Polyhiſtoren, des umfaſſenden durch Männer wie Joſeph Scaliger, Salmaſius, die Gronove und die Voſſe vertretenen, nicht immer zum organiſchen Leben durchgebildeten Wiſſens, ein Sachſe in Holland, dem Vaterlande der Gelehrſamkeit, mit den erſten Namen Hollands, Johann Georg Gräve. Von ſeinen jüngeren ſächſiſchen Zeitgenoſſen hebe ich den großen Litterarhiſtoriker Johann Albert Fabricius aus Leipzig, den Erforſcher der Geographie des Alterthums Chriſtoph Cellarius, den uns Archäologen noch immer werthen Benjamin Hederich und den in der Blüthe der Jahre hinweggerafften Kritiker Gottlieb Corte hervor.

Unter den ſpäteren Begründern einer neuen wiſſenſchaftlichen Geſtaltung der Philologie brauche ich nur eine Reihe ſächſiſcher Gelehrten zu nennen, um Töne anzuſchlagen, die in dem Geiſte eines jeden von uns lange nachhallen. Ich erinnere an die gefeierten Namen Erneſti, Reiske, Fiſcher, Heyne, Reiz den trefflichen Lehrer unſers verehrten Präſes, des Führers und glänzenden Vorbildes der jüngſten Generationen, über die ich nicht weiter zu ſprechen wagen darf.

Noch will ich aber einige Worte über die Bedeutung hinzufügen, die dieſe Stadt Dresden ſeit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts für die Alterthumskunde in Deutſchland gewann.

Der Kunſtſinn der Fürſten Deutſchlands vom fünfzehnten bis zum achtzehnten Jahrhundert beurkundete ſich im Gegenſatz zu der höheren künſtleriſchen Bildung italieniſcher Herrſcher mehr durch eine gewiſſe Vorliebe für hiſtoriſche Merkwürdigkeiten und künſtliche Arbeiten aller Art, als durch großartige Beſchäftigung ſchöpferiſcher Talente und durch Erwerbung wahrer Kunſtwerke des Alterthums und Mittelalters.

Friedrich Auguſt der erſte, König von Polen und Churfürſt von Sachſen, durch ausgedehnte Reiſen für die Bedeutung älterer und neuerer Kunſtwerke empfänglich gemacht und von dem Gedanken erfüllt Dresden zum Mittelpunkt fürſtlicher Pracht in Deutſchland zu erheben, verpflanzte zuerſt eine größere Anzahl antiker Bildwerke aus Roms Marmorwelt auf den deutſchen Boden. Wurde er und insbeſondere ſein Nachfolger Friedrich Auguſt der zweite von einem glücklichen Takt bei der Erwerbung der Gemälde geleitet, ſo waltete beim Ankauf der Antiken in jener für die Ausartungen eines Corradini und Queirolo begeiſterten Zeit mehr der Zufall. Italieniſche Künſtler, Chiaveri, der mit maleriſchem Sinn die katholiſche Kirche als eine der vorzüglichſten Zierden der Stadt entwarf, und Matthioli, der Bildner der zu ihrem Schmuck verwendeten Statuen, weckten in Dresden den Sinn für die einfache Schönheit der Antike. Hier in Dresden lebte ſeit dem Jahre 1739 der von Goethe ehrenvoll erwähnte, als ausübender Künſtler in der Manier ſeiner Zeit befangene, aber durch geiſtreiche Betrachtungsweiſe fremder Kunſtwerke vielfach anregende Oeſer, dem unter andern auch Lippert ſeine Hinleitung auf die Antike verdankte. Beider Vorliebe für das Alterthum würde aber ſpurlos vorübergegangen ſein, wäre nicht Winckelmann mit der Fülle der Kenntniß der ſchriftlichen Denkmäler des Alterthums zur Kunſtanſchauung hinzugetreten, der, was andern in einzelnen Erſcheinungen aufgegangen war, zu großartigen Maſſen ordnete und in hoher Eigenthümlichkeit was er fühlte auszuſprechen verſtand. Winckelmanns erſte Schrift über die Nachahmung der griechiſchen Werke erſcheint durch die Dresdner Antikenſammlung bedingt, die bald vor der unerſchöpflichen Kunſtwelt des ewigen Roms verſchwinden ſollte. Wenn dort Männer wie Zoëga und Ennio Quirino

Visconti seine Bahn verfolgten, so wurden in Deutschland durch seine Anregung und Dresdens Kunstschätze viele der ersten Sterne der deutschen Litteratur hierher gezogen. Hier leitete der große Lessing seine Betrachtung auf die bildenden Künste, hier weilte so gern der edle Herder, hier der Held der deutschen Dichtkunst Schiller, hier ihr erhabener Feldherr Goethe. Weniger berührt von Dresdens Antiken wurden Christ, der sich in jener Zeit um das Studium des Alterthums in Leipzig verdient machte, und der treffliche Heyne, der mehrere Jahre in Dresden in wissenschaftlicher Zurückgezogenheit verlebte. Zwei Männer aber kann ich im Angesicht jener Sammlung nicht unerwähnt lassen, von welchen der erste oft nicht genug gewürdigt, der andere durch seine Varronische Gelehrsamkeit weit über die Grenzen Deutschlands bekannt wurde. Wilhelm Gottlieb Becker stellte durch sein Augusteum eins der ersten Kupferwerke in Deutschland auf, worin sowohl bei der äußeren Ausstattung, als auch der Deutung der Denkmäler künstlerischer Takt vorwaltet, und Böttiger führte durch das seltene Talent, überall geistreiche Beziehungen zwischen dem Alterthum und der Jetztzeit aufzufinden, die gewaltigen Schätze seines archäologischen Wissens in das Leben der Gegenwart ein. Jener Antikensammlung, die einst Winckelmanns Lebensrichtung bestimmte, traten andere mit feinerem Takt vereinigte in Deutschland an die Seite, das Bereich der antiken Kunstwelt, das den Begründer der Kunstgeschichte später auf dem Boden des schicksalsreichen Roms umgab, hat sich gewaltig erweitert.

Nach den Ländern, aus denen einst die Feldherrn der weltbeherrschenden Stadt mit den Siegstrophäen die der trauernden Heimath entrissenen Göttergestalten im Triumph entführten, trug der Geist der Wissenschaft des neunzehnten Jahrhunderts seine siegreichen Fahnen. Sein belebender Ruf durchdrang Aegyptens uralte Heiligthümer und löste den Zauber der Jahrtausende. Aus Griechenlands befreitem Boden stiegen Säulen, Statuen und Metopen empor; Griechenlands und Etruriens Nekropolen erschlossen eine neue Welt für die Kunde der Sitten und Religionen des klassischen Alterthums, und deutsche Gelehrten kämpften in den vordersten Reihen bei der Bewältigung des neuen Stoffes.

Wohl sind in unseren Tagen, wo selbst im Sturm der Zeiten unvollendet gebliebene Dome wieder den kommenden Jahrhunderten ihre zackigen Spitzen entgegenstrecken, die Regungen des praktischen Lebens mit vielfach erhöhten Ansprüchen zwischen die geistigen Bestrebungen der letzten Jahrhunderte getreten. Felsen werden durchbrochen, Höhen durch Bauten verbunden, die dem Geiste der Römer colossal erschienen wären, Fernen schwinden und dampfend durchschneidet der Kiel des Oceans sturmerregte Woge. Wenigen ist es in dieser vielfach drängenden und anregenden Zeit vergönnt sich wie früher in friedlicher Abgeschlossenheit in das Studium eines Schriftstellers des klassischen Alterthums zu versenken und dessen einzelne Sprachformen mit jahrelangem Fleiße zu zergliedern; aber selbst der wachsende Wohlstand und die reiche Entwickelung der materiellen Thätigkeit bahnte den Pfad zu bisher nicht erforschten Ländern, zu neuen und umfassenden Gebieten der Alterthumswissenschaft; sie erregte im deutschen Volk jenen Geist der Vereinigung, der Verständigung und des wissenschaftlichen Zusammenwirkens, und erleichterte uns selbst hier zusammen zu treffen. Möge das Vorbild des poetischen Jugendalters der Menschheit, des edlen Hellas, und der männlichen Stärke der Blüthezeit römischer Freiheit stets die Männer der Wissenschaft erfüllen und geleiten: möge die Gedankenklarheit der klassischen Litteratur auf den Bahnen der Gegenwart herrschen und durch die Nebel schwachsinniger Empfindung und Frömmelei hindurchblitzen: möge der Friede und die Schönheit der antiken Kunst das Leben veredeln und verklären!

Hierauf entwickelte Hofrath Thierſch ſeine Anſichten

über die wiſſenſchaftliche Militärerziehung.

Der Redner erklärte von vorn herein, daß es nicht ſeine Abſicht ſei über die Maſſe des Heeres zu ſprechen. Dieſes werde nach dem neuen durch ganz Deutſchland geltenden Geſetz aus allen Claſſen der Staatsgeſellſchaft genommen, ſo daß der junge Mann hoher wiſſenſchaftlicher Bildung in ihr ſich neben ſeinen Landesgenoſſen, welche die Werkſtatt oder der Acker ſenden, vereinigt finde; das Heer ſtelle darum die verſchiedenen Bildungsſtufen der Nation in ſeinen Individuen dar. Die an dieſe Erſcheinung ſich knüpfenden pädagogiſchen Erwägungen ſeien einer beſondern Behandlung würdig, und nur erinnert ſolle daran werden, daß man endlich zum Bewußtſein komme, wie vieles noch fehle und was vorzukehren ſei, damit die ganze männliche Jugend auch phyſiſch ſtark erzogen, dazu aber wehrhaft und waffenfähig gemacht werde. Es ſei zu wünſchen, daß man die beginnende Einſicht weiter begründe und ihr gemäß überall verfahre, damit die männliche Jugend deſto leichter auf den Ruf des Geſetzes die Reihen des Heeres bilden oder in Zeiten der Gefahr wie Ein Mann ſich zur Vertheidigung des Vaterlandes erheben könne. Auch den untern Dienſt der Heeresverwaltung ſchloß er aus, da dieſer hauptſächlich ein praktiſcher ſei und auf Uebung und Erfahrung beruhe, und begriff allein den höhern Militärdienſt, in ihm aber die Individuen, welche ſich auf eine Lage vorbereiteten, in der ihnen Ordnung, Bildung und Führung eines Heerestheils oder des Ganzen könnte vertraut werden.

Es ſei angenommen und unbeſtritten, daß dieſe durch wiſſenſchaftliche Bildung auf ihren Beruf müßten vorbereitet werden. Ihre Thätigkeit und die Pflege der wichtigen ihnen vertrauten Intereſſen ruhe auf Wiſſenſchaft und Verkehr mit den wichtigſten Theilen der Mathematik, der Naturwiſſenſchaft, ſelbſt der Politik und Geſchichte. Die Frage aber ſei, ob die dieſer Laufbahn beſtimmten Jünglinge auf jenen wichtigen Beruf ohne volle wiſſenſchaftliche Bildung, und ob ſie dem Weſen nach für dieſe in anderer Weiſe könnten erzogen werden als die übrigen Glieder der Geſellſchaft, welche für andere Zweige des öffentlichen Dienſtes, für Verwaltung, Juſtiz, Schule oder Kirche gebildet würden. Ebenſo anerkannt ſei, daß die höhern Militärs aus den gebildeten, zum Theil aus den hohen und höchſten Ständen und Lagen der Geſellſchaft hervorgingen und ihnen angehörten, und auch hier erhebe ſich die Frage, ob ſie in einer Zeit, die auf Einſicht mehr als irgend eine frühere gewieſen und gegründet ſei, umgeben von Landes- und Standesgenoſſen, die einer vollen wiſſenſchaftlichen Bildung theilhaftig geworden, einer ſolchen für die Dauer entbehren könnten, im Fall, was durch ihren Beruf und ihre Lage bedingt ſei, ſie jene Geltung erlangen oder behaupten ſollen, die von jenen Vorzügen gründlicher Bildung nicht am wenigſten bedingt wird.

Die Beantwortung der in dieſer doppelten Beziehung hervortretenden Frage ſei wohl keinem Zweifel unterworfen, und darum eine volle wiſſenſchaftliche Ausbildung der für den höhern Militärdienſt beſtimmten und erzogen werdenden in Anſpruch zu nehmen. Allerdings gehe daneben eine ſpecielle Befähigung; aber dieſe ſey mehr eine Praxis, eine Anwendung jener allgemeinen, wie ſie in ähnlicher Weiſe bei den andern Ständen, beim Dienſt der Kirche, des Richters, des Arztes ꝛc. auch ſtattfinde, und könne der beſondern Vorkehrung der militäriſchen Behörde bei Anordnung der nachher zu erwähnenden Lehranſtalten füglich überlaſſen bleiben.

Uebrigens ſei bei dieſer Erörterung nicht von den Zeiten des Krieges die Rede. Dieſer ſei ein harter und ſchneller Lehrmeiſter, und ſtelle oft in kurzer Zeit, und von da wo man's nicht erwartet, den rechten Mann an ſeinen Platz um ihn mit Verdienſt und Ruhm zu krönen. Es handle ſich von einer Zeit des Friedens, deren lange Dauer eine noch längere zu verbürgen ſcheine, und von dem was vorzukehren ſei, damit in ruhiger Zeit die Bewältigung der ſtürmiſchen vorbereitet und nicht gewartet werde, bis der Hannibal vor das Thor rücke. Wie aber könne dieſes beſſer geſchehen, als wenn wir uns bemühten den höhern Militärs durch Erziehung und Unterricht die volle wiſſenſchaftliche Befähigung für ihren Beruf in gleicher Weiſe wie den übrigen höhern Ständen für den ihrigen zuzuwenden oder zu ſichern?

Auch ſei dieſe Aufgabe denjenigen, welche hier zu rathen und zu beſtimmen haben, gerade jetzt näher getreten als je zuvor, und man treffe an vielen Orten des gemeinſamen Vaterlandes auf Vorkehrungen, welche die Verbeſſerung und Hebung der militäriſchen Erziehung zum Zweck haben. Das Bewußtſein, daß uns fehle, was den Betheiligten ohne Schaden des allgemeinen Wohls nicht länger vorenthalten werden könne, trete ſtets klarer hervor, und die vielfältigen Verbeſſerungsverſuche ſeien ſicher der beſte Beweis, daß eine durchgreifende Verbeſſerung nöthig geworden. Es könne darum weder für unzeitig noch für ungeeignet gehalten werden, wenn in dieſer Verſammlung von Männern, welche die Probleme der Erziehung und des Unterrichts jeder Art zum Geſchäft ihres Lebens gewählt haben, und unter welchen ſich eben jetzt Männer befänden, die der militäriſchen Erziehung kundig und mit ihren Mängeln vertraut ſeien, dieſer Gegenſtand zur Sprache und zur Erörterung gebracht werde, nicht um ihn zu entſcheiden, ſondern um zu veranlaſſen, daß er beſtimmter ins Auge gefaßt, und daß ſein Ziel deutlicher erkannt werde. Dieſes und der Weg zu ihm ſei vor allem zu bezeichnen, aber den Verhältniſſen, den Mitteln und Lagen der einzelnen Staaten anheimzuſtellen, was und wie viel von den Vorſchlägen ſich verwirklichen laſſe. Schon viel ſei gewonnen, wenn man wiſſe, was anzuſtreben; man erhalte damit den Maßſtab für Mittel und Einrichtungen und entgehe leichter der Gefahr ſich von dem Ziel zu entfernen, während man ihm entgegenzuſtreben gemeint ſei. Gehe man aber auf die Realiſirung des Grundgedankens ein, daß der höhere Militär ebenſo wie der höhere Beamte anderer auf Wiſſenſchaft ruhender Zweige des öffentlichen Dienſtes auf ſeinen Beruf vorzubereiten ſei, ſo wäre zunächſt der Weg zu bezeichnen, auf dem man vorſchreiten müſſe. Da aber gezieme es an eine Erklärung des großen Mathematikers Euklides zu erinnern. Dieſer ward aufgefordert dem König Ptolemäus Philadelphus Unterricht in der Mathematik (der Geometrie) zu geben. Der König fand ihn ſchwer und trocken, und begehrte, der Mathematiker ſolle ihn auf einem leichteren und kürzeren Weg führen; Euklides aber antwortete, in der Mathematik gäbe es keine königlichen Wege; ebenſo gibt es keine militäriſchen Wege zu den Wiſſenſchaften, und man müſſe darum hier im weſentlichen auf den gewöhnlichen, allerdings längeren und ſchwereren ſich einlaſſen. Zu unterſcheiden ſeien ſofort auch bei der wiſſenſchaftlichen Bildung künftiger Militärs die drei Stufen der Bildung: die des Knaben bis durchſchnittlich zu ſeinem fünfzehnten Lebensjahre, die des Jünglings bis zum achtzehnten und des jungen Mannes bis zu ſeinem ein oder zweiundzwanzigſten; jede derſelben müſſe beſonders ins Auge gefaßt werden.

Als eine Ueberzeugung aber, welche immer weiter ſich verbreite, könne betrachtet werden, daß die Erziehung und der Unterricht aller Knaben, welche für das Studium der Wiſſenſchaft und einen auf ihnen ruhenden Beruf beſtimmt ſind, gleichwie die ihnen beſtimmte Kna-

benſchule, man möge ſie Pädagogium, Progymnaſium, unteres Gymnaſium oder lateiniſche Schule nennen, eine gemeinſame ſeyn müſſe. Sie umfaſſe aber die allgemeine Baſis aller wiſſenſchaftlichen Erziehung, vor allem das Studium der Sprachen, der beiden claſſiſchen, der deutſchen und einer neuern mit den Elementen der Mathematik, der Geographie und der Geſchichte; verſteht ſich, ebenſo den Unterricht in der Religion. Sie erſtrebe Uebung des Geiſtes durch Sprachſtudien und Leſung claſſiſcher Werke, ſie ſuche durch dieſe Mittel und ihre beharrliche Anwendung Schärfung des Urtheils und Gewandtheit der Auffaſſung und Darſtellung. Die übrigen Zweige ihres Unterrichts, als Zeichnen, Tonkunſt, Geſang, die gymnaſtiſche Pflege ſeien natürlich eingeſchloſſen. Von der Richtung aber auf einen beſtimmten Beruf könne und dürfe in einem Alter, in dem noch nicht der künftige Richter oder Arzt oder Officier, ſondern nur der künftige Jüngling vorbedeutet ſei, hier noch nicht die Rede ſein. Damit ſei aber auch eine Abrichtung von Knaben für den Militärdienſt in einem Alter von zehn bis fünfzehn Jahren ausgeſchloſſen.

Ueber der untern Schule für den Knaben erhebe ſich nach alter hergebrachter Weiſe für die einem gelehrten Beruf beſtimmten Jünglinge das Gymnaſium mit feſter und unerſchütterlicher Ordnung, die auf Einführung des Jünglings in die claſſiſche und neuere Litteratur, auf Elementarmathematik und Elementargeſchichte gegründet ſei.

Man habe daneben verſucht für den Gewerbtreibenden und die ſpeciellen techniſchen Fächer beſondere dem Gymnaſium parallele Anſtalten, polytechniſche Schulen, Realſchulen und dergleichen zu errichten, gegen welche, ſofern ſie untergeordnete Zwecke für beſtimmte bürgerliche Thätigkeiten verfolgten, nicht nur nichts zu ſagen, ſondern die jedes Schutzes würdig wären. Sofern aber ſie auf einen höhern wiſſenſchaftlichen, wenn auch techniſchen Beruf vorbereiteten, habe man mehr noch als früher die Nothwendigkeit gefühlt ſie dem Gymnaſium übereinſtimmender als bisher zu geſtalten; man habe namentlich das Studium des Lateiniſchen in ihnen wieder aufgenommen, und für ſie den Namen der Realgymnaſien gewählt, ſelbſt dadurch andeutend, daß man ſich der alten Gymnaſialordnung möglichſt nähern wolle, und es ſtehe zu erwarten, daß dieſe Annäherung eine ſtets größere werde: die Natur der Sache dränge darauf hin, welche mächtiger ſei als die wechſelnden Anſichten des Tages und die unklaren Beſtrebungen der Menge. Solle nun die Militärerziehung dieſen Anſtalten parallel ſich entfalten, ſo wäre vorzukehren, daß für diejenigen, welche ſchon als Jünglinge ihren künftigen Beruf für das Heer in das Auge faſſen wollten, dem alten und dem Realgymnaſium parallel das Militärgymnaſium errichtet werde. Das Militärgymnaſium würde ſofort dieſelbe claſſiſch-litterariſche Gliederung erhalten, welche das alte Gymnaſium bewährt habe, und demjenigen, was aus Mathematik, Naturkenntniſſen, Zeichenkunſt und von körperlichen Uebungen aufgenommen würde, bereits die beſtimmten Richtungen auf den künftigen Beruf nicht als eine durch die Sache gebotene Modification der Gymnaſialordnung geben; eigentliche Militärwiſſenſchaften wären aus dem Militärgymnaſium ebenſo wie theologiſche, juriſtiſche oder mediciniſche Wiſſenſchaften aus den andern Gymnaſien ausgeſchloſſen, die Vorſtudien aber zu ihnen geboten.

Wenn ferner über dem alten Gymnaſium ſich der Bau der Univerſität mit allgemeiner Facultät und den für die beſondern Berufsarten eingerichteten Facultäten erhebe, und für die höhern Bedürfniſſe der Technik eine polytechniſche Facultät könne beigegeben werden, ſo wäre durch die hier vorgeſchlagene Ordnung geboten für den höhern Militärsſtand die Univerſität durch eine Militärfacultät zu erweitern.

Der künftige Officier träte demnach gleich dem künftigen Geſetzgeber, Adminiſtrativbeamten und anderen in den Kreis der Univerſität ein; dieſe böte ihm aus dem Gebiete der allgemeinen Wiſſenſchaften, der Philoſophie, der Geſchichte, der höhern Mathematik, der Phyſik, der Chemie, was er für ſeine allgemeine und ſpecielle Bildung von dieſen Wiſſenſchaften in Anſpruch nähme, und daneben würde ſie in der Militärfacultät die eigentlichen militäriſchen Wiſſenſchaften, als Taktik, Strategie, Befeſtigungskunſt u. ſ. w. in möglichſter Gründlichkeit demſelben in einem Alter vortragen das zu ihrer Aufnahme und zu ihrem tiefern Verſtändniſſe gereift, durch eine claſſiſche und feſte Vorbildung aber dazu vorzüglich vorbereitet ſei.

Dieſer Cyclus der Militärwiſſenſchaften würde durch eine Kriegsgeſchichte der zwei letzten Jahrhunderte von den Kriegen Ludwigs XIV an bis zu den Kriegen Napoleons gekrönt werden, in der die neuere Kriegskunſt und Kriegsführung ſich entwickelt hat. Die möglichſt genaue Erörterung der hier eintretenden Fragen, der Feldzüge, der Schlachten würde zugleich die fruchtbarſte Anwendung der Theorie ſeyn. Es verſteht ſich, daß daneben ſich ordnen würde, was für den Dienſt der einzelnen Waffengattung und des Generalſtabes wiſſenſchaftliches nöthig iſt.

Allerdings ſtünden der Ausführung viele, theils materielle, theils in Meinung und Verhältniſſen liegende Schwierigkeiten entgegen; doch ſeien die materiellen, aus der Vermehrung des Aufwandes für die Militärerziehung hergenommen, nicht unbeſiegbar, und die dem jungen Officier zuſtändigen Bezüge könnten ebenſo dem hoffnungsvollen Studirenden der Militärwiſſenſchaften bewilligt werden. Auch ſei der dadurch bedingte ſpätere Eintritt des Officiers in den Dienſt als ein Vortheil anzuſehen. Die bedeutungsvolle, die unerſetzliche Zeit vom achtzehnten bis zweiundzwanzigſten Lebensjahre werde von ihnen füglicher im Ernſte gründlicher Studien als im Caſernendienſt und den der Jugend natürlichen Zerſtreuungen zugebracht. Würde bemerkt, daß der Militärſtand beſondere Pflichten auferlege und darum eine beſondere Erziehung bedürfe, ſo ſei zu erinnern, daß auch die andern Stände, der geiſtliche wie der des Richters, ſeine beſondern Pflichten, ſeine Subordination und ſeinen Gehorſam, ſeine Verſchwiegenheit, ſeine Treue und ſeine Ehre habe, und die beſondere Form, welche dieſe Pflichten beim Militär annähmen, würde durch eine wiſſenſchaftliche Erziehung nicht berührt oder gefährdet. Dazu ſei, nachdem das Heer aus allen Claſſen der Geſellſchaft jährlich gewählt werde, das Verhältniß der vorſtehenden zu ihm gegen frühere Zeit ein anderes geworden. Nicht durch Abgeſchloſſenheit und äußerliche Formen, ſondern durch Achtung und Vertrauen der ihnen untergebenen würden die befehlenden am geſchickteſten ſein den ihnen und dem Dienſt gebührenden Gehorſam thatkräftig zu machen und den Krieger zur That bereit und willig zu finden, ſei es daß die gefährdete Ordnung gegen innere Feinde oder gegen äußere mit Muth und Entſchloſſenheit zu ſchirmen wäre. Endlich ſei die Forderung, daß die im Heer ordnenden und befehlenden der vollen wiſſenſchaftlichen Bildung ihrer Zeit theilhaftig ſein ſollten, keine neue, ſie habe bei allen Tapferkeit mit Einſicht verbindenden und darum groß gewordenen Völkern gegolten.

So wie in Griechenland, namentlich in Athen wiſſenſchaftliche Bildung ſich entfaltet, ſeien die Staatsmänner, welche zugleich die Feldherren waren, am eifrigſten um ſie bemüht geweſen, und jene Stadt zeige von Perikles bis Timotheus eine Reihe von Feldherren, die aus den Schulen der Philoſophen hervorgegangen. Allerdings ſtänden dieſen die Spartiaten entgegen, welche den Fortſchritt in der Bildung des Geiſtes aus Grundſatz abgelehnt; aber ſie wären auch nur für die Schlacht gut geweſen, und in dieſer ſei ihre Macht bei Leuctra durch Epaminondas gebrochen worden, einen Mann, der als Pythagoräer die höhere Bildung ſeiner Zeit in ſich ge-

tragen. In ihr habe er die Mittel gefunden durch Einſicht und Geſinnung Kriegsſchaaren zu rüſten, mit welchen er die ſteif und wandellos gebliebene Kriegsweiſe der Spartiaten gebrochen. In ähnlichem Geiſte hätten Philipp, des Epaminondas Pflegling, und Alexander ihr Heer zum Siege geführt, und als unter den Römern nach der Zeit roher, obwohl gewaltiger Kämpfe die große Periode der Republik eingetreten ſei, in welcher man höhere Bildung mit politiſcher Macht verbunden erklärte, ſeien die ſämmtlichen hervorragenden Feldherren, die Scipionen, die Aemilii, die Pompeji, Luculli, die Catonen und Cäſarn, Männer der ſtrengſten wiſſenſchaftlichen Bildung geweſen. Die Uebungen und Fertigkeiten des Krieges haben ſie daneben theils im römiſchen Campus, theils in Feldlagern gewonnen.

In neuerer Zeit gehe noch entſchiedener Wiſſenſchaft und Kriegskunſt Hand in Hand, und meiſt ſeien die Männer, welche dem Kriege neue Formen gewonnen und großes geleiſtet oder vorbereitet hätten, Männer höherer wiſſenſchaftlicher Bildung und Befähigung geweſen, wie Friedrich II, Carnot und ſelbſt Napoleon, welcher bei der unermeßlichen Kraft ſeines Geiſtes durch ſpätere Studien die Mangelhaftigkeit ſeiner Militärerziehung ausgeglichen. Endlich könne man nicht einwenden, eine ſolche Unterweiſung und Erziehung ſei wohl nöthig um eigentliche Befehlshaber, nicht aber um andere untere Officiere zu bilden. Wie beim übrigen Staatsdienſt, z. B. im Fache der Jurisprudenz und Verwaltung, die Vorkehrung für die Bildung ſo getroffen wäre, daß daraus der künftige Staatsmann, Geſetzgeber oder oberſte Chef einer ganzen Dienſtabtheilung hervorgehen könne, obwohl nur wenige zu ſolcher Würde und Bedeutung gelangten, ſo ſei es auch beim Militär; ſeine Bildung müſſe bei jedem den künftigen Feldherrn und Staatsmann im Auge haben, und oft träte der Fall ein, wo der Krieger das eine wie das andere ſein müſſe. Gegenüber dieſer wichtigen weſenhaften Anforderung erſcheine es nun als Befehl der Noth oder Verlegenheit, wenn man in der wiſſenſchaftlichen Schule weniger gepflegten die Weiſung gebe ſpäter durch eignes Studium nachzuholen, was die gegenwärtige Militärerziehung durch Feſthalten an unhaltbar gewordenen Formen verſäumt habe. Nicht mit dieſer unſichern und unzureichenden Aushülfe ſolle man ſich begnügen, ſondern es gelte Obliegenheit, Lage und Verhältniß des Militärs richtig zu würdigen. Es ſei nun einmal gegen die Natur der Sache den künftigen Militär in den Jünglingsjahren mit Wiſſenſchaft zu behelligen, für die er noch nicht gereift, um ihn dann in den Jahren reifer Entwickelung dem bloßen Dienſt oder dem Müßiggang zu überlaſſen, und es gelte auch hier den für den Militärdienſt beſtimmten Jüngling in den dem Gymnaſium gewidmeten Jahren durch wahrhaft bildende Studien für die Wiſſenſchaft vorzubereiten, und dieſe dem jungen Mann in den Jahren ſeiner beginnenden Reife aus den Schätzen der höchſten und umfaſſendſten Lehranſtalt des Landes zu gewähren. Die Anwendung derſelben auf ſeinen Beruf oder das praktiſche und ſpecielle würde damit leicht verbunden werden.

Endlich ſei es dieſem Orte und der Verſammlung gemäß zum Schluſſe zu bemerken, daß, wie dieſes Syſtem für Hebung und Gedeihen eines ſo wichtigen Standes berechnet ſei, den es auf bewährten Wegen einer vollen wiſſenſchaftlichen Ausbildung entgegenführe, zu welcher hochbegabte und ſtrebſame Individuen deſſelben nach der gegenwärtigen Ordnung erſt durch ſpäteres Nachholen und eigenes Studium des ohne ihre Schuld an ihnen verſäumten und oft auf eine nur unvollkommene Weiſe gelangten, es auch durch ſeine Realiſirung die Vorbereitung zu allen auf Wiſſenſchaft beruhenden Berufsarten in innern Zuſammenhang bringen, und das Syſtem höhern Unterrichts zu einem Ganzen erheben würde, das, auf der allen gemeinſamen claſſiſchen

Vorbildung des Knabenalters in dem untern Gymnasium oder dem Progymnasium als auf einer festen Basis ruhend, über diesem den Jünglingen beim Hervortreten ihrer besondern Neigung und Bestimmung die drei äußerlich gesonderten, aber doch innerlich durch Gemeinsamkeit gründlicher Studien verbundenen Anstalten des alten Gymnasiums, des Realgymnasiums und des Militärgymnasiums erbauen und parallel führen würde, so daß aus jedem der Uebergang auf die Universität in jede Facultät möglich wäre, und der in dem alten Gymnasium gebildete ebenso z. B. zu den Wissenschaften der Militärfacultät übergehen könnte, wenn etwa die aus dem Militärgymnasium kommenden Individuen zugleich befähigt wären für Polytechnik, Jurisprudenz und die andern Fächer ihre weitere Ausbildung zu suchen. Alle wären für das höhere wissenschaftliche Studium im wesentlichen gleich befähigt, und die im Militärgymnasium für die höhern Militärwissenschaften vorbereiteten hätten vor den aus dem alten Gymnasium kommenden nur die specielle Vorbildung voraus, die diesen noch durch besondere Vorkehrungen zu ergänzen obliegen und nicht schwer zu erlangen sein würde.

Als Schluß dieses Ganzen erhübe sich dann über den drei Gymnasien, nur reicher gegliedert, die alte nationale große Corporation der Universität, die Zierde und der Stolz der Deutschen, welche in jener Erweiterung zugleich die Möglichkeit in sich trüge der Gegenwart in ähnlicher Weise zu entsprechen, wie sie in ihrer beschränktern Form früheren Jahrhunderten entsprochen hat, dadurch aber die Trägerin und Vermittlerin der ganzen wissenschaftlichen Cultur zu bleiben, die sich in demselben Maaße spaltet und verwirrt, in welchem sie sich von ihr ablöst, um in einzelnen Gliedern ein Sonderleben zu führen, das oft nur ein Scheinleben sei.

Nach der Beendigung dieses Vortrags benachrichtigte der Vicepräsident die Versammlung, daß die Herren Theologen, welche sich derselben angeschlossen hätten, an den beiden nächsten Tagen von sieben bis neun Uhr Morgens besondere Besprechungen halten würden. Ferner verlas derselbe ein lateinisches Gedicht, welches zur Begrüßung des Präsidenten vom Professor Ph. H. Welcker zu Gotha eingesandt wurde *).

Hieran reihte sich ein Vortrag des Professor Forchhammer

über die Ebene von Troja,

unter Hinweisung auf eine von dem englischen Geniecorps entworfene Karte derselben.

Der Redner ging zunächst in specieller Darstellung auf die Eigenthümlichkeit der Gegend ein, welche von den meisten andern Ebenen griechischer Küsten sich durch größere Ausdehnung unterscheidet und daher manche sonst dem Binnenlande eigene Erscheinung gewährt; ferner der Hügel, welche in einer Erhebung von ein- bis zweihundert Fuß sie begrenzen und auf ihrem Rücken meistens anbaufähige Flächen darbieten; endlich der Flüsse, welche die Ebene durchschneiden.

„Von diesen, fuhr Professor Forchhammer fort, ergießt sich der Mendere auf der westlichen Seite in den Hellespont. Bei seiner Mündung steigert sich die ohnehin schon starke Strömung der Meerenge so bedeutend, daß eine Gegenströmung in die Bucht aufwärts sich bildet

*) s. Beilage 2.

Der Urſprung dieſes Fluſſes iſt hoch oben im Idagebirge, in drei Haupttheilen, welche eine Binnenebene einſchließen, dann durch eine enge Kluft ſich drängen und in die untere Ebene ſich ausbreiten. Ferner entſpringen weſtlich vom Fluſſe Mendere, am Berge von Bunarbaſchi, unmittelbar aus dem Felſen und aus dem Sande mehrere Quellen, welche ſich vereinigen zu einem Strome von ſtarker Strömung, der bedeutende Sümpfe bildet und dann nach Weſten gewendet durch einen künſtlich ausgegrabenen und zum Theil in Stein gehauenen Kanal fließt. Dieſer führt das Quellwaſſer ſüdlich von Sigeon Tenedos gegenüber in das Meer. Bei hohem Waſſer tritt der Fluß über und ergießt ſich dann in mehreren Betten in den Mendere. Ein dritter Fluß, der durch die Ebene geht, iſt der Oſmak von Kaliphatli. Oſmak bezeichnet bei den Türken einen Fluß, der nur im Winter fließt, im Sommer aber nur an den tieferen Stellen ſtehendes Waſſer zurückläßt. Dieſer geht durch den Schudan (See von ſtehendem Waſſer) weſtwärts ohne den Mendere zu berühren und vereinigt ſich mit einigen Binnengewäſſern, die in das Meer abfließen. Dazu kommt noch vom Ida her der Fluß von Dumbrekſchoi, welcher bei hohem Waſſer noch bei Rhoeteon in den Helleſpont fließt.

Dieſe Flüſſe und die Sümpfe und der ſtehende See von Schudan bilden die Haupteigenthümlichkeiten der Ebene. Hierzu kommen noch die Lagunen an ihrem äußerſten Rande, welche von den Binnengewäſſern Zufluß erhalten, aber auch mit dem Meere in Verbindung ſtehen, ſo daß ihr Waſſer ſalzhaltig iſt. Vor ihnen lagert ſich ein ſtarker Damm von Kieſeln und Muſchelſchalen, hinter welchem unmittelbar das fruchtbare Erdreich anhebt."

Hierauf ging der Redner zu der Anwendung der homeriſchen Geographie auf dieſes Gebiet über. Er wies darauf hin, daß die falſchen Nachrichten, welche die Bewohner von Neu-Ilion zu Ehren ihrer Stadt verbreiteten, hie und da auch ihren Weg zu alten Schriftſtellern gefunden haben und in Berichte über die trojaniſche Gegend übergegangen ſeien. So nähmen auch von den neueren Welcker und Eckenbrecher mit Unrecht nach falſcher Analogie an, der Mendere entſpreche dem Skamander, während er vielmehr der Mäander ſei, d. h. der Fluß, der die Ebene überſchwemmt. Dies werde auch durch Stellen der Alten beſtätigt. Nach Plinius (N. G. 5, 30) erreichte man von Süden kommend zuerſt den Skamander, darauf das Vorgebirge Sigeon, dann den Simois; nach dem Schol. zu Il. 2, 467 wendet ſich der Skamander vom Ida herabkommend bei der Ebene links und fließt ins Meer (εἰς θάλασσαν).

„Wenn dagegen angeführt wird, erklärte der Redner weiter, daß der gegrabene Kanal ſich mit dieſer Annahme nicht vereinigen laſſe, ſo dürfen wir gerade darin eine Beſtätigung derſelben finden: denn Euſtathius (zur Il. 1197, 54) erklärt ausdrücklich den Skamander für ein σκάμμα ἀνδρός, und zwar des Herakles. Alſo war das künſtliche Bett ſchon uralt und gehörte der vorhomeriſchen Zeit an.

Es findet ſich ferner bei dieſem Fluſſe allein verſchiedene Temperatur der Quellen. Eine Quelle nämlich drängt ſich bei einer Wärme von 63° Fahrenheit durch eine Kiesſchicht hervor; von ihr ſteigen im Winter beſtändig Dämpfe auf, während, wie zu Homers Zeit, andere Quellen, die aus dem Fels träufeln, beſtändig kalt ſind. Nicht minder erklärt es ſich bei dieſer Annahme, woher der Skamander auch den Namen Xanthos trägt. Sobald er nämlich überfließt, vereinigt er ſich mit dem Simois und nimmt in der Verbindung mit dieſem Fluſſe auch deſſen lehmige Farbe an.

Sind einmal die Flüſſe ſicher beſtimmt, ſo kann auch die Lage von Troja nicht mehr zweifelhaft ſein. Noch finden ſich an der Höhe von Bunarbaſchi kenntliche Reſte von alten Bauwerken; auf zwei Seiten ſind die Mauern, welche aus kleinen Steinen zuſammengeſetzt waren, längſt zuſammengefallen; an der dritten Seite fließt der Simois. An der vierten Seite ſind zwei Quermauern, deren Alter ſich nicht beſtimmen läßt, doch ſchweigt die Geſchichte über die Anlage einer ſpäteren Feſtung an dieſem Orte. Ferner finden wir in der Nähe drei Tumuli, gerade ſo gebildet, wie Homer den des Hektor ſchildert.

Im Winter verwandelt ſich der Zuſtand der Ebene vollkommen. Sobald in dieſer Jahreszeit der bewölkte Himmel ſich auf den Ida ergießt, kommt ein Drittel des Regens in die Binnenebene, welche von den Quellen des Mendere eingeſchloſſen wird. Dieſe Waſſermaſſe dringt dann durch die enge Schlucht an der Höhe von Troja bis zu vierzig Fuß hoch vorbei, und erfüllt alle Kanäle, ſo daß zuweilen in fünf Stunden die ganze Ebene unter Waſſer ſteht. Dies wiederholt ſich gleichmäßig jeden Winter. Bei ſolchem Zuſtande hat hier niemals auch nur ein Jahr lang ein Lager ſtehen können. Entweder muß man annehmen, daß die Natur ſich verändert habe, oder wir müſſen anerkennen, daß Achilles nicht jener Held war, den das Epos ſchildert, ſondern identiſch mit dieſer Naturerſcheinung.

Vergleichen wir zu dieſem Ende die Genealogie des Achilles, ſo laſſen ſich mancherlei verwandte Beziehungen nicht wegleugnen. Des Fluſſes Aſopos Tochter Aegina wurde von Zeus in den Himmel getragen und gebar von dem Gotte den Aeakos. In ihr dürfen wir wohl die Göttin der Dünſte des Aſopos erkennen, die zum Himmel aufſteigen und von dort ſich wieder auf die Erde ergießen. Aſopos ſtieg dem Räuber ſeiner Tochter nach, der Fluß ward waſſerleer: da ſchleuderte Zeus ſeinen Blitz, es entſtand ein Gewitter, und in dieſem kehrte der Fluß Aſopos in ſein Bette zurück. Der Sohn des Zeus und der Aegina wird ein kleiner Juppiter pluvius geweſen ſein. Nun iſt allerdings Aeakos mehr durch ſeine Nachkommen, als durch eigenen Ruhm ausgezeichnet, doch knüpft ſich auch an ſeine Perſon eine beachtenswerthe Ueberlieferung. Es laſtete im Sommer große Dürre auf dem helleniſchen Lande: da nannte das Orakel den Aeakos als Helfer, und in der That bewirkte er, daß das ausgetrocknete Land beregnet wurde. So ſtellt alſo Aeakos als Gott des Regens die geiſtige Kraft dar, deren Körper der auf die Erde fallende Regen iſt. Der Regen aber geht über die Erde weg und ergießt ſich in das Flußbett: dies ſchilderte die weitere Verzweigung dieſes Geſchlechts. Aeakos vermählt ſich mit der Tochter des am Spercheos wohnenden Cheiron (d. i. Gießfluß, von χέω und ῥέω), der Endöis, d. i. die in der Erde weilende; mit ihr erzeugt er, indem das Gewäſſer erdige Theile mit in den Fluß führt, den lehmigen Strom, den Peleus (von πῆλος), der lehmig ins Meer hinabfließt.

Peleus bewirbt ſich um die Okeanide Thetis. Dieſe finden wir an der Mündung des Spercheos und des Simois, wo das Meer beſonders ſtarke Strudel bildet (Θέτις, von θέω, die Läuferin, Göttin der Meeresſtrömungen). Thetis will ihn nicht aufnehmen; ſo geht denn die lehmige Strömung des Spercheos noch im Meere fort. Da räth Cheiron der Gießfluß dem Peleus Gewalt zu gebrauchen, und dieſer dringt in die See hinein unter Regen und Sturm (μετ' ὄμβρου καὶ χειμῶνος).

Der Sohn des Peleus und der Thetis ward, als er klein war, Ligyron, der rauſchende, genannt; ſpäter Achilleus von χείλη, der lippenloſe, nach alter Erklärung, oder richtiger der mün-

dungsloſe. Indem nämlich bei ſeiner gewaltſamen Verbindung mit dem Meere der Fluß austritt, wird das Ende des Ufers unter Waſſer geſetzt und verſchwindet.

Dieſer Achill kämpft gegen das trojaniſche Land. Anfangs hält er ſich ruhig; dann geräth er in Wuth und ſtreitet mit dem Skamander, der ſeine Gewäſſer im Kampfe gegen ihn mit dem Simois verbindet. Aber der Streit wird gehoben und es erfolgt Ausſöhnung. Die Folge davon iſt Dürre (*πᾶν δ' ἐκηράνθη πεδίον* Il. 21, 345): nach dem Aufhören der Ueberſchwemmung ſtellt das alte Verhältniß ſich wieder her."

Das ſei, ſchloß der Redner, die urſprüngliche Bedeutung des Achilles, und Homer ſei ihrer ſich vollkommen bewußt geweſen. Daher verſtoße ſeine Darſtellung nirgends wider dieſe Erklärung. Sie ſei dazu vollkommen analog dem Weſen des Polytheismus überhaupt, der in jeder Erſcheinung der Natur Handlung ſehe und jeder ihre eigene bewegende Kraft in der Perſon eines Gottes gebe.

Als hiermit die Reihe der für die erſte Hälfte der Sitzung angeſetzten Vorträge beendigt war, erklärte Profeſſor Weber aus Bremen, daß er von mehreren Seiten an ihn ergangenen Aufforderungen zufolge bereit ſei, über Hor. Sat. 2, 4. zu ſprechen, mit einem Excurſe über die Krebſe bei den Römern. Hierzu fügte er die Bitte dieſen ſeinen Vortrag auf die morgende Tagesordnung zu ſetzen, da er der letzten Sitzung nicht beiwohnen könne. Da niemand etwas dawider zu erinnern fand, erklärte ſich das Präſidium mit dem geäußerten Wunſche einverſtanden.

Nach einer Pauſe folgte der Vortrag des Profeſſor Gerlach:

P. Cornelius Scipio Aemilianus und ſeine Zeit.

„Wenige Männer, deren Namen in der Geſchichte glänzen, ſind ihrem innern Weſen nach ſo wenig anerkannt als P. Cornelius Scipio Aemilianus. Nicht nur daß das Ende ſeines ruhmwürdigen Lebens in den dichten Schleier des Geheimniſſes verhüllt erſcheint, der Glanz ſeiner Heldenthaten hat ihm nicht einmal die Gunſt gewähren können, daß ſein Charakter vor der Nachwelt in ungetrübtem Lichte erſchiene. Ja man kann ſich der Vermuthung nicht erwehren, daß grade der Schimmer ſeiner äußern Thaten den Blick von der Erforſchung ſeines Innern abgewendet habe. Mochte er bei den ſpätern als Gegenſtand hoher Verehrung geprieſen werden, bei den Römern, die in ſtaunender Bewunderung ſeines Weſens ſich gehoben fühlten, wie bei den Hellenen, die ihm als Vorbild ächter Geiſtesgröße huldigten, — ſeine Zeitgenoſſen haben keineswegs den großen Mann mit würdiger Anerkennung ſeines Werthes aufgenommen. Wie er in ſeiner Jugend von Gliedern ſeines eignen Hauſes ungünſtig beurtheilt wurde, ſo war er wohl überhaupt vielen ſeiner Zeitgenoſſen ein Räthſel in ſeiner eigenthümlichen Großheit und Bedeutſamkeit. In dem ſchon achtzehnjährigen Jüngling wollte man den Mangel wahrer Thatkraft rügen und nicht jene Kühnheit des Geiſtes finden *), die als nothwendiges Bedingniß für den Ruhm des Corneliſchen Geſchlechtes galt. Man wollte in dem ſtillen, ernſten,

*) Polybii Rell. L. XXXII. c. 9. § 11. *δοκῶ γὰρ εἶναι πᾶσιν ἡσύχιός τις καὶ νωθρός, ὡς ἀκούω, καὶ πολὺ κεχωρισμένος τῆς Ῥωμαϊκῆς αἱρέσεως καὶ πράξεως, ὅτι κρίσεις οὐχ αἱροῦμαι λέγειν. τὴν δὲ οἰκίαν οὐ φασὶ τοιοῦτον ζητεῖν προστάτην, ἐξ ἧς ὁρμῶμαι, τὸ δ' ἐναντίον.* Plut. praecept. ger. reip. p. 277. ed. Par. *Ῥωμαῖοι Σκηπίωνος, οὐδὲν ἄλλο ἔχοντες λέγειν, τον ὕπνον ἠτιῶντο.*

bescheidenen Jüngling nicht den trutzigen Römer anerkennen, für welchen das Forum und das Schlachtfeld der Schauplatz künftigen Ruhmes war. Diese lieblose Art der Beurtheilung fand eine neue Stütze in mehreren Verfügungen, welche der Jüngling hinsichtlich seines väterlichen Erbes getroffen hatte, wodurch er Hunderttausende von Sesterzen zu Gunsten seiner Mutter und seiner Geschwister opferte, eine Handlungsweise, die im grellsten Widerspruche mit altrömischer Sparsamkeit, mehr Staunen als Bewunderung erweckte. Es kam hinzu sein vertrautes Verhältniß zu dem weisen Lälius, den er wie ein Sohn den Vater ehrte, und die ungeheuchelte Verehrung, welche er den Hellenen Polybios und Panaitios gezollt, und die er zu Führern und Vorbildern im Leben sich erwählt. Wie er durch die Lehre und das Beispiel solcher Männer allen den Verirrungen ferne blieb, worinne eine üppige zügellose Jugend den Werth der aus Hellas überkommenen Bildung setzte *), so hat er wohl den Beifall von wenigen würdigen geerntet, den Genossen seines Alters blieb seine Erscheinung nicht minder fremd und räthselhaft.

Scipio Aemilianus hat nicht, wie sein großer Ahnherr, das Leben mit jener Unmittelbarkeit des Geistes und der kecken Sicherheit erfaßt, die bei einfachen Verhältnissen im entscheidenden Augenblicke zum Ziele führt. Ruhige Besonnenheit und Ueberlegung, gegründet auf eine tiefe Kraft der Seele, hatten ihm ein höheres Ziel des Lebens offenbart. So wie im Staate die Außen- und Innenverhältnisse immer verwickelter, die Richtungen der Zeit immer widerstrebender und feindseliger erschienen, so mußte nach seinem innersten Gefühle auch das geistige Leben seines Volkes im tiefern und vollern Strome sich ergießen.

Die Einfachheit des römischen Landmanns und die Unschuld alter Sitte war machtlos gegen die lockenden Reize der Entartung. Die Eigenthümlichkeit der Väter mußte gestählt und gewappnet dem Sturm der Zeit entgegentreten, und sittlicher Adel und Manneskraft sollte in der Pflege der Wissenschaft und Kunst eine tiefere Begründung finden. Hatte früher das heitere Reich der Poesie vom hellenischen Geiste angeweht auf dem italischen Boden frische Blüthen hervorgetrieben, so galt es jetzo durch Aufnahme hellenischer Wissenschaft das sittlich-geistige Leben zu veredeln. Diese Forderung der Zeit hat Scipio erkannt, hat seinem Jahrhundert die Fackel vorgetragen und durch ein würdig Leben die Wahrheit der gewonnenen Erkenntniß dargethan. „O daß ich den Tag erblicken möchte, wo du ganz mir leben wirst," sprach er zu Polybios, indem er seine Hände faßte; „dann dürfte ich hoffen würdig des Cornelischen Hauses und meiner Ahnen mich zu zeigen" **). Es war derselbe Sinn, der ihn den Panaitios zum unzertrennlichen Gefährten des Lebens sich zu wählen lehrte. Und wie ein hohes Streben im verwandten Geiste immer Nacheiferung entzündet, so hatte sich um den Bewunderer hellenischer Wissenschaft eine Anzahl edler Jünglinge versammelt, welche, wie verschieden auch in ihrem Streben, doch die gleiche Liebe ihm verband. Da sah man außer den Meistern Polybios und Panaitios, zu denen Lälius milde Weisheit sich hinzugesellte, den streng rechtlichen Rutilius Rufus, den unfügsamen Aelius Tubero, und den harten Fannius Strabo, deren ganzes Leben das Gepräge der stoischen Lehre trug. Der letztere, gleich Mucius Scävola, dem Rechtsgelehrten, Lälius Schwiegersohn, und Tubero, des Scipio Neffe, waren auch durch die Bande der Verwandt-

*) Polyb. Rell. L. XXXII. c. 11. § 3. 4.
**) Polyb. l. l. c. 10. § 9.

ſchaft an beide Männer angekettet, aber L. Furius Philus, durch Beredtſamkeit nicht minder als durch Kenntniß des geſtirnten Himmels ausgezeichnet, desgleichen P. Sempronius Aſellio, der Hiſtoriker, der als Kriegsoberſter in Scipios Heere vor Numanz gedient, und L. Cälius Antipater, der dem Lälius ſein umfaſſendes Geſchichtswerk zugeeignet, wurden wohl vorzüglich durch die verwandte Geiſtesrichtung angezogen. Endlich, damit der Ernſt des Lebens durch die Blume der Dichtung erheitert würde, war der feingebildete Terentius, der als Luſtſpieldichter mit Menander in die Schranken trat, dem Scipio und Lälius ſo inniglich befreundet, daß beiden mehr als bewundernde Theilnahme an ſeinen Werken zugeſchrieben ward. Aber näher als alle dieſe ſtand dem ernſten Manne der geniale Volksdichter C. Lucilius, der Schöpfer der neuen Satura. Er durfte mit dem Freunde ſcherzen, und dem jugendlichen Uebermuthe des kecken Sängers war geſtattet, was kein anderer wagen durfte. Wenn Scipio dem Gewühle der Stadt entfloh und in Cajeta am Meeresſtrande Erholung ſuchte, da kehrte in der reizenden Umgebung in das kindliche Gemüth die alte Jugendluſt zurück; und wer hier die Freunde in ihren Scherzen belauſchen durfte, der mochte weder den ſtoiſchen Weiſen noch den römiſchen Feldherrn wieder finden. So haben Wiſſenſchaft und Kunſt einen Blüthenkranz um das Haupt des Scipio gewunden; unter dieſem Sterne hat die beſonnene Kraft ſich ausgebildet, die ſeines Lebens Schmuck und Zierde war; durch helleniſche Lehrer ward er mit dem Geiſte edler Menſchlichkeit erfüllt, der ihn über ſeine Zeit erhob; nicht umſonſt hat er den Xenophon bewundert, ſondern er hat im Leben nach dem weiſen Maß geſtrebt, das wie ein Schutzgeiſt über ihm gewaltet. Die ſtille Ruhe ſeiner Seele ſchien über jede Leidenſchaft geſiegt zu haben. Nur in der Freundſchaft kannte er kein Maß; nie hat einer ſeine Freunde mehr geachtet und geliebt, keiner ihre Vorzüge freudiger anerkannt. Sonſt beurkundete ſein ganzes Leben die beſonnene Manneskraft, und wenn die Rede der Seele Spiegel iſt, ſo hat ſich in dem ruhigen gemeſſenen Tone, in der edlen Form, dem milden Lächeln, das ironiſch um die Lippen ſpielte, der Lehrling der Hellenen offenbart.

Doch wäre Scipio nur der Bewunderer und Schirmer helleniſcher Kunſt und Wiſſenſchaft geweſen, er hätte wohlthätig für die Zukunft ſeines Volkes wirken können, ſeinem Zeitalter wäre er fremd geblieben. Aber eben darum iſt er groß, daß er ein höheres Geiſtesleben mit edlem Mannesſinn und römiſcher Thatkraft zu vereinen wußte. Den kühnen Heldengeiſt des ſechzehnjährigen Jünglings hatte die Schlacht bei Pydna offenbart, wo die Kampfluſt ihn ſo ins Getümmel riß, daß er erſt in ſpäter Nacht zu dem beſtürzten Vater wiederkehrte. Nicht minder hat er ſeinen freudigen Muth und die Luſt am kühnen Abenteuer in ſeiner leidenſchaftlichen Liebe für die Jagd gezeigt, wie er denn von der reichen Kriegsbeute des makedoniſchen Königs nichts begehrte als einige Bücherrollen und die Gunſt in dem königlichen Forſt zu jagen. Aber ſein Beruf zum Feldherrn ward zuerſt im ſpaniſchen Kriege kund. Da in dieſem mörderiſchen Kampfe alljährlich die Blüthe der römiſchen Jugend geopfert wurde und allgemeine Zaghaftigkeit die Bürger gefeſſelt hielt, da hat Scipio nach dem Vorgang ſeines großen Ahnherrn dem Vaterlande freiwillig ſeine Dienſte angeboten, hat den Conſul als Legat nach Spanien begleitet, hat unter die Feinde Furcht und Schrecken, den ſeinen das vorige Vertrauen und Sieg gebracht. Wo die Gefahr gebot, kämpfte er zuvorderſt in den Reihen; ein Mann von feinem Gliederbau und mäßiger Leibesgröße, hat er den Zweikampf mit einem ſpaniſchen Fürſten von ungeheurer Körperkraft mit glänzendem Erfolge beſtanden und im Angeſichte beider Heere ſeinen Gegner überwunden. Beim Sturme auf Intercatia war er der erſte

auf den Zinnen, ſo daß er die Mauerkrone ſich errang. Die ungeſchwächte Kraft der Jugend, geſtählt durch Mäßigkeit und unabläſſige Uebung, ein ſeltenes Vertrauen in die bewußte Kraft und beſonnener Muth im heißen Schlachtgewühl, ſie wirkten wie ein Zauber auf das Heer, und einen Feldzug, mit düſtern Ahnungen und bangem Vorgefühl begonnen, krönte Ruhm und Sieg.

Hatte Scipio in Spanien durch Muth und Tapferkeit den Muth des Heeres entflammt, ſo hat er vor Karthago nicht minder durch ſeinen Seherblick hervorgeleuchtet. Der weiſeſte im Rathe, der erſte und letzte in der Schlacht, hat er, nur mit dem Range eines Kriegsoberſten bekleidet, die Augen des ganzen Heeres auf ſich gerichtet. Wenn andere tollkühn und mit der Hoffnung eines leichten Sieges ſich in Gefahren ſtürzten, da erſchien er, wie weiland Fabius Maximus, als ein unverhoffter Retter in der Noth, und Tauſende von römiſchen Bürgern hat ſeine Einſicht dem Vaterlande erhalten, unzählige, die von allen aufgegeben waren, hat ſein Heldenmuth errettet. Wenn in der Ferne ſeine Banner wehten, wenn er an der Spitze ſeiner Reiterſchaar durchs Blachfeld ſtürmte, da kehrte die Hoffnung in die Herzen der bedrängten wieder, aus ſeiner Nähe entfloh Gefahr und Noth. Auch die Feinde ehrten ſein edles, ritterliches Weſen, die wunderbare Hoheit ſeines Blickes, die feſte Treue am gegebenen Wort. Den beſten Feldherrn im karthagiſchen Heere, den Phanias, Himilcos Sohn, hat die Bewunderung von Scipios Edelmuth mit den Feinden ſeines Volkes ausgeſöhnt. Im römiſchen Heere aber ehrten alle an Scipio eine wunderbare Kraft, die das Gedächtniß des Aemilius Paulus und des großen Scipio erneute, und ſtürmiſch wurde vom Senat gefordert, daß Scipio als Conſul des Heeres Führer werde. Selbſt der alte Cato, zum Tadel mehr als zum Lobe der Cornelier geneigt, erkannte in dem Jünglinge die angeſtammte Heldenkraft der Väter und ſprach:

οἷος πέπνυται, τοὶ δὲ σκιαὶ ἀΐσσουσιν,

„Einſicht wohnet bei ihm, gleich Schatten ſchwanken die andern.“

Wie nun trotz des heftigen Widerſpruches im Senat des Heeres Stimme zum Geſetz erhoben ward, wie Scipio mit wunderbarer Einſicht, Klugheit und Beharrlichkeit das Werk der Zerſtörung zu Ende führte, und durch eine große Sühne ſein Vaterland gerächt, iſt eben ſo bekannt, als daß er zum zweiten Mal dem Rufe der Bürger folgend vor Numanz die Ehre Roms gerettet, durch ſchonungsloſe Strenge zuerſt den Feind im eignen Lager bekämpft, durch eiſerne Feſtigkeit den Muth der Verzweiflung bei den Belagerten gebrochen; aber das iſt weniger anerkannt, daß auch dieſe Thaten ein redend Zeugniß von der Eigenthümlichkeit des Mannes geben, wie in der Leitung des ganzen Heeres ein höheres Geſetz gewaltet, wie Scipio an ſtrenge Selbſtbeherrſchung, an geiſtige Kraft, an den tief durchdachten Plan die Hoffnung des Sieges knüpfte, und auch da ſich ächt helleniſch zeigte, wo mehr der Gegenſatz hervorzutreten ſchien. Wie Epaminondas, dem Plutarchos ihn verglich, hat auch er auf dem Schlachtfelde die Macht der Ordnung, des Geſetzes, die Einwirkung der Kunſt, die hohe Bedeutung des ſittlichen Bewußtſeins anerkannt.

Im Staate endlich mußte durch eines ſolchen Mannes ſeltene Kraft ſein Verhältniß ganz eigenthümlich ſich geſtalten. Durch ſeine Abkunft gehörte Scipio den edlen Geſchlechtern an, welche mit vereinter Kraft eine bevorrechtete Stellung zu behaupten und alles Gegenſtreben darnieder zu halten ſuchten. Aber ſchon begannen die Bande ſich zu löſen, welche die einzelnen

Glieder an das Ganze knüpften, und während Zwieſpalt im eignen Lager herrſchte, erhob die tribuniciſche Gewalt immer drohender ihr Haupt. Es traten hinzu die getheilten Strebungen der Zeit überhaupt, ſtrenges Feſthalten an den alten Formen und ein dieſem entgegengeſetzter der Fortentwickelung zugekehrter Sinn; hier entſchiedenes Römerthum, dort leichtfertige Ausländerei, welche in allem fremden eine neue Phaſe des Fortſchrittes erkannte. Dieſer Kampf zwiſchen alten und neuen Gedanken, durch Verhältniſſe der Perſonen, der Familien, der Parteien getragen und beſtimmt, wie er bei jeder Veranlaſſung ſich erneute, mußte langſam, aber entſchieden zur Auflöſung und zur Zerſetzung der Kraft des Staates wirken. Bei ſolchem Zuſtande hätte allein die hervorragende Perſönlichkeit eines großen Mannes das Widerſtreitende zuſammenhalten und die vielfach bewegte und getheilte Zeit einem gemeinſamen Ziele entgegenführen können. Aber gerade dieſem widerſtrebten alle politiſchen Leidenſchaften, welche Selbſtſucht, Neid und Eigennutz entzündet und geſteigert hatten.

Wenn der ältere Scipio dem Haſſe ſeiner Gegner zum Opfer fiel, wie hätte ein halb Jahrhundert ſpäter die überlegene Großheit eines einzigen den Parteien gegenüber ihre Macht bekämpfen können? Ohnedem war Scipio Aemilianus durch die wiſſenſchaftliche Höhe, worauf er ſtand, durch die eigenthümliche Aufgabe, welche er ſich geſtellt, durch das edle Bewußtſein ſeines Werthes und ſeiner Kraft dem Getriebe der Parteien ganz entrückt. Eine ſolche Perſönlichkeit ließ weder einer Faction ſich einverleiben, noch konnte ſie ihren Zwecken knechtiſch dienen. Dem Vaterlande hatte er ſich geweiht und wartete auf ſeinen Ruf. Dieſer erfolgte, vorzüglich durch die Gunſt des Heeres und des Volks, als er bei ſeiner Bewerbung um die Aedilität zum Conſul erwählt und ihm die Führung des Kriegs gegen Karthago übertragen ward. Daß er dadurch der Sache des Volkes genähert wurde, läßt ſich erklären; aber mit Unrecht würde eine wirkliche Abhängigkeit daraus gefolgert werden. Eine gereifte Geiſteshöhe wird ſich ſtets dem Volke nahe fühlen, weil ſie ſelber die Blüthe des Geiſteslebens im Volke iſt, weil bei dieſem vorzugsweiſe freudige Anerkennung der Perſönlichkeit gefunden wird, weil dieſes allein die Macht beſitzt einen großen Gedanken zur Verwirklichung zu bringen, während Standesgenoſſen mit neidiſcher Eiferſucht die ungewohnten Bahnen jeder großen Kraft verfolgen. Dieſes urſprüngliche Verhältniß wahrer Geiſtesgröße zu dem Volksbewußtſein mochte Polybios nach ſeiner ächt bürgerlichen Weiſe in die Klugheitslehre kleiden, nie vom Marktplatz wegzuziehen ohne einen Bürger ſich zu verpflichten; und der ſtolze Adel mochte billig ſtaunen, wie der Erbe eines großen Namens ſich der Gunſt des ärmern Volkes freute *). Aber Scipio, ſo wenig er der Faction des Adels dienen mochte, ſo wenig hat er dem Volke ſeine Selbſtſtändigkeit geopfert. Nur die Nothwendigkeit hat er anerkannt dem Volke eine freiere Bewegung zu geſtatten. Darum hat er die Annahme des Caſſiſchen Geſetzes über geheime Abſtimmung unterſtützt, welche Maßregel nur die feindſelige Ariſtokratie als demagogiſch deuten konnte, denn der Name des Caſſius bürgt für die Gerechtigkeit des Vorſchlags. Daher bin ich geneigt zu glauben, daß Scipio ſelbſt dem Vorhaben ſeines Freundes Lälius nicht ganz fremd geblieben ſei, als dieſer den erſten Verſuch zur Erneuerung des agrariſchen Geſetzes machte **). Ja ſogar die Beſtrebungen des Tiberius

*) Plutarch. Reg. et Imp. Apophthegm. p. 242. 2. 9. ed. Paris. Vita Aemil. Pauli c. 38.

**) Plut. V. Tib. Gracchi c. 8. *Επεχείρησε μὲν οὖν τῇ διορθώσει Γάϊος Λαίλιος, ὁ Σκηπίωνος ἑταῖρος· ἀντικρουσάντων δὲ τῶν δυνατῶν, φοβηθεὶς τὸν θόρυβον καὶ παυσάμενος ἐπεκλήθη σοφὸς ἢ φρόνιμος.* Freilich wird durch dieſe Stelle nicht bewieſen, in welche Zeit dieſer Verſuch fiel, und ob damals ſchon Scipio in einem beſtimmten Verhältniß zu Lälius geſtanden.

Gracchus wird er anfangs nicht misbilligt haben, wenigstens hat Carbo und dessen Partei seine Zustimmung vorausgesetzt, sonst würde er nicht so hastig seine Erklärung gefordert haben, und Scipios besonnene Antwort: „Tiberius, wenn er die Absicht gehabt hätte, die höchste Gewalt an sich zu reißen, sei mit Recht erschlagen worden," beweist, daß er das Gesetz an sich nicht für Hochverrath gehalten. Aber die Rechtmäßigkeit einer Forderung anzuerkennen, die Entfernung einer Ungerechtigkeit zu wünschen ist noch durch eine weite Kluft von einer gewaltsamen Ausführung einer politischen Idee geschieden. Tiberius hatte durch die Entsetzung des Octavius die Grundverfassung selbst verletzt, die er wiederherzustellen versprochen hatte. Die Art, wie das Ackergesetz vollzogen wurde, drohte alle bestehenden Verhältnisse zu verwirren und den Bürgerkrieg hervorzurufen, die Partei des Carbo selber erhob immer drohender ihr Haupt, Blut war schon geflossen, und alle gutgesinnten hatten auf Scipio den Blick gerichtet. Da mußten alle Bürger sich um das Banner der Verfassung schaaren um mit vereinter Kraft die Zwietracht, die Gewaltthat, die Tyrannei der Volkstribunen zu bekämpfen. An ihre Spitze hat Scipio sich gestellt. Er allein hat es gewagt seine Gunst, seinen Einfluß, die Liebe des Volks, das ihn erhoben hatte, dem Wohle des Vaterlandes zu opfern, und dem wachsenden Strome des Verderbens entgegen sich zu werfen. Zum Dictator bezeichnete ihn die öffentliche Stimme, welcher seine politischen Gegner, Licinius Crassus Mucianus, früher Rathgeber des Tiberius, der Anhang des stolzen Appius Claudius, Mucius Scävola, der Rechtsgelehrte, endlich des Metellus mächtiges Geschlecht auf alle Weise entgegenwirkten. Es bleibt zweifelhaft, ob Scipio mit der höchsten Gewalt bekleidet den Forderungen der Zeit genügen und den innern Frieden hätte aufs neue befestigen können. Ein Uebel, das Jahrhunderte erzeugt, wird selten eines einzigen Mannes Kraft entfernen können. Aber seine Gesinnung ist darum nicht minder offenbar. Ihm hat der Zauber der Volksgunst nicht den Sinn verwirrt, er hat nicht mit den trügerischen Gedanken der Zeit gebuhlt, er hat die Würde seines Charakters nicht befleckt, er hat den wilden Taumel des Volks mit strafendem Ernst gerügt und ist nicht feige vor der Gefahr zurückgewichen. Wie in der Schlacht der seinen Vorbild, hat er auf dem Forum den mühsamen und undankbaren Streit des Rechts mit Kraft geführt, und hat in diesem Kampfe dem Vaterlande mit dem Leben seine Schuld gezahlt.

So war Scipio Aemilianus ein Mann von hohem Streben, dessen unverdorbene Römerkraft durch seltene Geistestiefe geläutert und veredelt ward. Er hatte die Forderung der Zeit begriffen und sie mit Freiheit zu seinem eignen Lebensziel gemacht; er hat den alten Waffenruhm des Vaterlandes mit neuem Glanz geschmückt und den Erbfeind der Römer überwunden; er hat den größern Kampf mit den wilden Leidenschaften, mit dem Vorurtheil, mit den lockenden Trugbildern der Zeit gewagt. In diesem Kampfe ist er gefallen, ein Opfer des Verrathes, ohne Schuld.

Sein Leben ist rein und fleckenlos geblieben, und den immer grünen Lorbeer hat kein Bürgerblut befleckt. „Geht, sprach der immer hadernde Metellus zu den ahnenstolzen Söhnen, geht und tragt die Bahre Scipios. Ihr werdet fortan keinem größern Manne diesen Dienst erweisen können."

Nach Beendigung dieser Vorträge forderte der Präsident zur Discussion auf. Zuerst nahm Professor Walz das Wort über den Vortrag des Professor Forchhammer. Er verzichte darauf sich über das ganze mythologische System des Redners auszusprechen, so sehr auch die Dampf- und Wassertheorie seiner Anschauung von der antiken Welt widerstrebe; er wolle sich

nur an die geologiſchen Verhältniſſe halten. Der Grund nun, dem zufolge Profeſſor Forchhammer die geſchichtliche Perſon des Achilleus aufhebe und ihn zum Waſſergotte metamorphoſire, ſei der, daß die Ebene von Troja der Ueberſchwemmung in dem Grade ausgeſetzt ſei, daß darauf gar kein Lager, auch nicht ein Jahr lang, exiſtiren konnte. Woher aber wiſſe der Redner, daß dieſe Ueberſchwemmung des Landes im homeriſchen Zeitalter ebenſo war, wie heutzutage? Daß Flüſſe ihre Ufer erhöhen und bei ihrem Einfluſſe in das Meer weite Strecken Landes anſchwemmen, bemerke man überall; er wolle nur an den Po erinnern, der ſo viel Land angeſchwemmt hat, daß Städte, die ſonſt am Meere lagen, wie Spina, Hadria, Ravenna, jetzt weit davon entfernt ſind. Daß aber durch ſolche Erhöhungen des Flußbettes regelmäßige Ueberſchwemmungen eintreten, ſei ſehr wahrſcheinlich in einem Lande, das durch die lange Stagnation des byzantiniſchen Reiches und die Occupation der Türken ſchon ſo lange verwahrloſt ſei. Daſſelbe werde überall geſchehen, wenn das Flußbett nur ein Jahrhundert lang vernachläſſigt werde. Setzen wir aber ſelbſt den unwahrſcheinlichen Fall, dieſe Ueberſchwemmungen ſeien auch in der noch jungen Welt bereits ſo geweſen, ſo ſei nicht unbekannt, daß die Pelasger ungeheure Kräfte aufboten und bewunderungswürdige Geſchicklichkeit entwickelten um ſtehende Waſſer abzuleiten und Gefahr drohenden Flüſſen einen künſtlichen Abzug zu verſchaffen. Wenn ſie z. B. in Böotien durch rieſenmäßige Abzugskanäle den kopaiſchen See ableiteten, wie Profeſſor Forchhammer ſelbſt auseinandergeſetzt habe, würden ſie in der trojaniſchen Ebene ſicher eben ſo wohl Mittel gefunden haben den Ueberſchwemmungen abzuhelfen.

Um noch ein Wort über die ausgeſprochene Anſicht der homeriſchen Dichtung zu ſagen, fuhr Profeſſor Walz fort, wolle er nur auf einen Widerſpruch aufmerkſam machen, in dem ſich Profeſſor Forchhammer zu befinden ſcheine. Er leugnet die Exiſtenz eines Epos, könne aber doch nicht leugnen, daß die Dampf- und Waſſerrevolutionen, die er in den homeriſchen Gedichten finde, mit Farben geſchildert ſeien, welche von dem Heldenalter der Nation entlehnt wurden. Wenn nun ein Dichter die Farben zu ſeinen Schilderungen von dem Heldenalter und den Thaten und Schlachten der Männer entlehne, folge daraus, daß ihm ein ſolches Heldenalter bekannt geweſen ſein müſſe, daß ein ſolches Zeitalter bereits vorausgegangen ſei.

Profeſſor Forchhammer erwiederte, daß er Profeſſor Walz die richtige Anſchauung von der trojaniſchen Gegend nicht zuerkennen könne. Das aus den heftigen Regengüſſen anſchwellende Waſſer müſſe durch die Schlucht und über die offene Ebene ſtrömen. So plötzlich und ſo reißend ſei das Steigen und der Erguß der Gewäſſer, daß alle Klugheit und Geſchicklichkeit der Trojaner nicht ausgereicht hätten um die Ebene vor den Ueberſchwemmungen zu ſchützen, es ſei denn, daß eine Eindämmung von vierzig Fuß errichtet worden wäre. Eine Vergleichung mit anderen Gegenden, wie der am See Kopais, ſei nicht anwendbar. Dort ſei durch die Natur dem zuſtrömenden Kephiſſos kein anderer Abfluß geboten, als mit Hülfe eines Kanals; ohne dieſen habe ſich Böotien in einen Landſee verwandeln müſſen.

Nicht minder ſtellte er in Abrede, daß es ein anderes Epos gebe, als die Darſtellung der Natur als Geſchichte. In jeder Religion werde zugleich Materie und Geiſt anerkannt, in dem Sinne, daß wir in unſerer Abhängigkeit von der Materie abhängig ſind von einem Geiſte, der in der Materie iſt. Das habe bei den Griechen die polytheiſtiſche Religion hervorgebracht, auf welche die naive natürlich-religiöſe Darſtellung ſich gründe. Der Name des Epos ſchreibe ſich daher, daß die Darſtellung auf dem Worte beruhe; dagegen bezeichne Mythos das uranfängliche Wort, welches uns erſcheine in der materiellen Natur.

D. Krehl führte zur Widerlegung der vom Professor Walz über das Epos ausgesprochenen Ansicht die heiligen Urkunden der Hebräer an. Die ältesten Darstellungen aus der patriarchalischen Zeit gehörten mehr den Naturereignissen und der Entwickelung culturgeschichtlicher Ideen, als der eigentlichen Geschichte mit individuellen Beziehungen. Diese mache sich erst geltend, wenn ein Fortschritt in der Cultur geschehen sei, wie denn bei den Israeliten das epische Element in dem Buche der Richter hervortrete.

Professor Walz fand auch nach der wiederholten Behauptung des Professor Forchhammer die Unabwendbarkeit der Ueberschwemmung nicht einleuchtend. Namentlich glaubte er an der Analogie von Böotien festhalten zu müssen; wenn in einem rings von Bergen eingeschlossenen Lande das Wasser habe abgeleitet werden können, müsse dasselbe viel eher und leichter in Troas geschehen sein, das nur auf drei Seiten von Gebirgen eingeschlossen ist und auf der vierten Seite einen leichten Abzug ins Meer darbot. Ferner kam er darauf zurück, daß bevor die Naturscenen mit epischen Farben geschildert werden konnten, eine Zeit des Kampfes vorangegangen sein müsse; daß es Schlachten gegeben habe, ehe sie zur Einkleidung physischer Mythen dienten, schien ihm eine eben so nöthigende Folgerung zu sein, als wenn er behaupte, ein Dichter, welcher die Eisenbahn als Bild der Schnelligkeit gebrauche, müsse bereits die Erfindung der Eisenbahnen gekannt haben.

Hiegegen erinnerte Professor Forchhammer, daß in Troas so wenig als Abdämmung Abgrabung möglich gewesen sei; ferner, daß er durchaus nicht leugne, daß es in der vorhomerischen Zeit Schlachten gegeben habe, die in dem Epos dargestellten aber seien Schlachten der Naturkräfte gewesen.

Noch warf Oberlehrer Dietsch die Frage auf, ob nicht in der Entwaldung des Ida der Grund zu den heftigen Ueberschwemmungen heutiges Tags zu suchen sei, die sich durch die Bemerkung des Professor Forchhammer erledigte, daß der Ida auch jetzt noch bewaldet sei.

Hofrath Thiersch erklärte, er werde in die Sache nicht tiefer eingehen, doch wolle er bemerken, daß nach anderen, auch auf eigener Anschauung der Berichterstatter beruhenden Meldungen die Ebene von Troja nicht so niedrig liege und nicht überall so zerstörenden Ueberschwemmungen ausgesetzt sei, als Professer Forchhammer annehme. Ferner erklärte er das Etymologisiren wegen des nicht hellenischen Ursprungs der meisten angeführten Namen für sehr mißlich und zu einer wissenschaftlichen Basis ganz unbrauchbar. Doch sei er der Meinung „Sat prata biberunt“ und trage daher auf den Schluß der Discussion an.

Da die Versammlung hiermit einverstanden war, bemerkte Regierungsrath D. Brüggemann, an den Vortrag des Hofrath Thiersch anknüpfend, daß das von demselben hervorgehobene Bedürfniß in einem der bedeutendsten Staaten Deutschlands bereits anerkannt worden sei, und in Beziehung auf die allen künftigen Aspiranten des Officierstandes nothwendige allgemeine Bildung Bestimmungen und Anordnungen hervorgerufen habe, die der von dem Hofrath Thiersch entwickelten Idee zum Theil entsprechen. Diesen Bestimmungen zufolge werde die Vorbildung für den militärischen Beruf, eben weil sie nicht als eine besondere betrachtet werde, sondern in der Aneignung der jeder höheren Berufsthätigkeit gleich nothwendigen allgemeinen wissenschaftlichen Bildung bestehe, künftig nicht mehr in besondern Specialschulen, sondern in denjenigen höheren Unterrichtsanstalten erworben, welche jene allgemeine wissenschaftliche Bildung zu gewähren bestimmt seien. Diese Anordnung sei auch insofern eine bedeutungs-

volle, als ſie die künftigen Führer kleinerer und größerer Abtheilungen des aus dem Geſammtvolke hervorgehenden Heeres während jener Vorbildungsperiode nicht mehr von der übrigen Jugend trenne, ſondern in ihr die Idee einer gemeinſamen, auf gleicher Bildung beruhenden Berufsthätigkeit, welche ſich in der freien und treuen Widmung aller Kräfte zum Dienſte des Vaterlandes bewähren müſſe, wecken und beleben werde. Nach dieſer neuen Beſtimmung, die jedoch erſt mit dem Jahre 1846 zur Anwendung komme, müſſe jeder, der mit Ausſicht auf Beförderung zum Officier in die Armee eintreten wolle, ſich die Kenntniſſe eines Secundaners auf einem Gymnaſium oder anderweitig, und zwar die vollſtändige Reife für Prima erworben haben. Dieſe allgemeine Beſtimmung werde durch die Angabe des Zieles, welches in den einzelnen Unterrichtsgegenſtänden erreicht ſein müßte, näher erläutert, ſchließe jedoch ſich dadurch nicht ſo genau an den Lehrplan der Gymnaſien an, daß ein mit der Reife für Prima entlaſſener Secundaner unter allen Umſtänden dieſen Anforderungen zu entſprechen im Stande ſei; dies weiſe eben noch auf eine künftige Ausgleichung hin, die am ſicherſten vielleicht darin zu finden ſei, daß jene Vorbildungsperiode erſt mit der Abſolvirung der Prima, welche mit der Secunda ein Ganzes ausmache, abgeſchloſſen werde. Es ſei zwar nicht vorgeſchrieben worden, daß dieſe Vorbildung ausſchließlich in einem Gymnaſium erworben werden müßte, da jedoch das geläufige Verſtehen der lateiniſchen Proſaiker, welche nach dem Lectionsplan in der Secunda eines Gymnaſiums geleſen werden, alſo des Livius, Salluſtius, der leichteren Reden und philoſophiſchen Schriften des Cicero gefordert werde, auch das Ziel im allgemeinen nach den Leiſtungen eines abgehenden Gymnaſialſecundaners beſtimmt worden ſei, ſo dürfte wohl erwartet werden, daß der größte Theil der Jugend, welche die militäriſche Laufbahn einſchlagen will, die erforderliche allgemeine Vorbildung in den Gymnaſien zu erlangen bemüht ſein werde. Auf der andern Seite werde der Kenntniß des Griechiſchen in der ſpeciellen Angabe der zu erwerbenden Vorkenntniſſe nicht gedacht, ſo daß jene Vorbildung auch in den Real- oder höheren Bürgerſchulen gewonnen werden kann, wenn dieſe die Gewährung einer allgemeinen wiſſenſchaftlichen Bildung als ihre Aufgabe erkennend die Aufnahme des Lateiniſchen in ihren Lehrplan und zwar in einem Umfange, der die Erreichung des angedeuteten Zieles verbürgt, nicht verſchmähen. Ob die Abſolvirung der Secunda in derſelben hinreiche, oder ein förmliches Entlaſſungszeugniß nach der Inſtruction vom Jahre 1832 erworben werden müſſe, bleibe noch näher zu beſtimmen.

Die angedeutete Uebereinſtimmung dieſer Anordnungen mit den von Hofrath Thierſch entwickelten Ideen über wiſſenſchaftliche Militärerziehung gebe ſich darin zu erkennen, daß die Gymnaſien in ihren unteren Klaſſen das ſogenannte Pro- oder untere Gymnaſium, in der oberen Bildungsſtufe aber auch das Militärgymnaſium in ſich enthalten würden, während die Diviſionsſchule, welche nach ihrer künftigen Beſtimmung nur Militärwiſſenſchaften, als Waffenlehre, Artillerie, Fortification, Elementartaktik, Situationszeichnen u. ſ. w. lehren werde, als beſondere Militärakademie zu betrachten ſein würde. In den angedeuteten neuen Beſtimmungen werde aber auch der Beſuch der Univerſitäten von Seiten derer, welche die militäriſche Laufbahn betreten wollen, durch beſondere Vergünſtigungen gefördert und dadurch, ſo wie durch die ganze neuere Anordnung der Werth allgemeiner Bildung in ihrem ganzen Umfange auf die erfreulichſte Weiſe anerkannt und ihre Aneignung den Aſpiranten des Officierſtandes als unerläßliche Bedingung vorgeſchrieben.

Profeſſor Fritſche aus Roſtock ſprach alsdann den Wunſch aus, daß die Verſammlung etwas thun möge, um die Philologie mit den dieſer Wiſſenſchaft feindlichen Tendenzen der Ge-

genwart auszusöhnen. Der Zeitgeist, äußerte er, sei den Studien des Alterthums abgeneigt und wolle die Philologen höchstens als ein nothwendiges Uebel gelten lassen. Es sei wohl am Orte sich mit der Frage zu beschäftigen, was die Versammlung beitragen könne diese Stimmung zu gerechter Anerkennung der Philologie zu verändern.

Hofrath Thiersch erbat sich hierauf das Wort. Zuerst dankte er dem Regierungsrath Brüggemann für die eben gemachten Mittheilungen. Dann zu der von Professor Fritsche angeregten Frage übergehend, erklärte er, daß aus der Zeit, wenn man sie richtig auffasse, auch ein guter Geist spreche, der gerade die höhergestellten, einsichtsvollsten und besten erfülle. Dieser erkenne in der Philologie die Trägerin gründlicher auf Ueberlieferung ruhender Wissenschaften, in den classischen Studien aber ein vorzügliches, ja das vorzüglichste Mittel geistiger Stärkung und höherer Bildung. Dieser edle Geist werde leicht über den Aftergeist der Zeit den Sieg davon tragen; er sei es, dem man dienen müsse, das Geschrei des Markts habe man nicht zu achten. Wohl habe die Stimme der weniger verständigen auch ihre Berechtigung; sie sei in den unmittelbaren Bedürfnissen des Lebens gewurzelt und trachte nach Vortheil und Erwerb. Gegen ihre Vertreter gelte nur Eine Rücksicht — durch die That zu zeigen, daß man besser für sie und ihre Kinder zu sorgen wisse als sie selbst. Dagegen zu streiten sei vergeblich, wie wenn man vom Ufer herab dem brausenden Meere Ruhe gebieten wolle; die Wogen würden sich auch ohne Widerstreit legen.

Die Versammlung stimmte unter lauter Beifallsbezeugung dieser Meinung bei.

Mit Vorlesung der Geschäftsordnung für die nächste Sitzung wurden die Verhandlungen dieses Tags geschlossen.

III.

Protokoll

der

zweiten öffentlichen Sitzung.

Dresden den 3. October 1844.

Der Präsident eröffnete die Sitzung, welcher wiederum Se. königl. Hoheit der Prinz Johann längere Zeit beizuwohnen geruhte, indem er an den Oberschulrath Rost die Bitte richtete das Resultat der vorläufigen Berathung über die Wahl des nächsten Versammlungsortes im Namen der zu diesem Ende niedergesetzten Commission der Versammlung vorzulegen.

Oberschulrath Rost wies darauf hin, wie das Wandersystem, welches der Verein begonnen und auch fernerhin beibehalten habe, die Erreichung der Zwecke desselben ungemein erleichtere. Es sei nun dabei der Plan gewesen von der Mitte Deutschlands auswandernd nach Westen bis an die äußerste Grenze vorzudringen, dem Süden nicht bis zur äußersten Grenze sich zu nähern

und vom Norden und Osten in einiger Entfernung zu bleiben. Demgemäß komme nach der Versammlung in Dresden der Westen und Süden in Frage.

In dieser Richtung, fuhr der Berichterstatter fort, seien von zwei Städten Einladungen ergangen. Bereits in Gotha habe die Stadt Augsburg durch ihren Oberbürgermeister Herrn Düval den Verein zu sich geladen. Damals sei es nicht thunlich erschienen auf diesen Vorschlag einzugehen, und auch jetzt machten zwei Umstände es nicht rathsam dorthin die nächste Versammlung zu verlegen, erstens daß in einer anderen Stadt des Königreichs Bayern, in Nürnberg, um dieselbe Zeit der Verein deutscher Naturforscher und Aerzte zusammenkomme, zweitens, daß Hofrath Thiersch, in dem der Verein einen seiner Stifter und thätigsten Förderer ehre, im nächsten Jahre abwesend sei, den in ihrer Mitte zu sehen die Versammlung in Bayern ganz besonders wünschen werde. Ferner sei im Westen die Stadt Basel in Frage gekommen, welche die Versammlung jährlich mit einem ihrer Koryphäen beschicke. Auch hier sei volle Bereitwilligkeit zur Aufnahme vorhanden, aber bei dem Bau des Universitätsgebäudes fehle es an geeigneten Räumen, so daß es wünschenswerth erscheine den Besuch dieser Stadt ebenfalls vor der Hand noch aufzuschieben.

Am geeignetsten sei der Commission Darmstadt erschienen. Zwar sei keine Erkundigung eingezogen worden über die Bereitwilligkeit und Geneigtheit zur Aufnahme der Versammlung daselbst, doch dürften die vereinten Philologen und Schulmänner wohl hoffen nicht als unwillkommene Gäste in dieser Stadt angesehen zu werden.

Nach diesen Worten stellte Oberschulrath Rost zufolge der ihm von dem Präsidium übertragenen Vollmacht an die Versammlung die Frage, ob sie mit dem Vorschlage der Commission, unter Voraussetzung der bei der Großherzoglich-Hessischen Regierung nachzusuchenden Genehmigung, Darmstadt zum nächsten Versammlungsort zu erwählen einverstanden sei.

Bei der Abstimmung ergab sich für diesen Vorschlag absolute Stimmenmehrheit. Hierauf stellte im Namen der Commission Oberschulrath Rost den weiteren Antrag zum Präsidenten der achten Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner Herrn Oberschulrath Dilthey und zum Vicepräsidenten Herrn Professor Wagner in Darmstadt zu erwählen. Beiden Anträgen trat die Versammlung bei.

Nach dem Schlusse dieser Verhandlung hielt D. Fuchs einen Vortrag

über das Verhältniß der romanischen Sprachen zum Lateinischen.

„Es liegt im Wesen der Sprache, daß sie als der unmittelbare Ausdruck des Geistes einer beständigen Fortbildung und Entwickelung fähig ist, so lange der Geist, dem sie dient, Leben und Bewegung hat. Diese Fortbildung aber kann nur eine vernünftige, also gesetz- und regelmäßige sein. Der Bau einer Sprache bleibt daher im ganzen und großen immer derselbe und die Veränderungen, welche diese Sprache erleiden, gehen aus dem Streben nach möglichst vollkommener Anpassung der äußern Sprachform an den Gedanken hervor. Im Laufe der Zeit können jedoch diese Veränderungen so mannigfaltig und bedeutend werden, daß die Sprachen ein ganz neues Wesen anzunehmen scheinen, und dann pflegt man zu sagen, daß sich aus alten Sprachen neue entwickeln, und daß diese die Töchter jener seien. Streng genommen ist aber dieser Ausdruck nicht richtig, denn wir haben auch in diesem Falle immer nur eine und dieselbe Sprache vor uns und die Verschiedenheit beruhet nur auf den verschiedenen Lebensaltern derselben. Die mit-

teldeutſche Sprache iſt nicht die Tochter und die neudeutſche Sprache nicht die Enkelin der altdeutſchen — man müßte denn die Sprache jedes Jahrhunderts die Tochter der Sprache des vorigen Jahrhunderts nennen, wie jedes Jahrhundert ſelbſt das Kind des vorhergehenden, — ſondern die altdeutſche Sprache iſt die deutſche Sprache in ihrer Kindheit, die mitteldeutſche Sprache iſt dieſelbe in ihrer Jugend, und die neudeutſche iſt wiederum dieſelbe in ihrem männlichen Alter. Denſelben Entwickelungsgang ſind alle Sprachen gegangen, nur daß wir ihn nicht in allen Sprachen geſchichtlich nachweiſen können.

So ſind auch die romaniſchen Sprachen nicht als Töchter aus dem Lateiniſchen hervorgegangen, ſondern ſie ſind vielmehr ganz naturgemäße Fortſetzungen und Fortbildungen der lateiniſchen Sprache, ſie ſind die erwachſene lateiniſche Sprache. Aber nicht ſowohl aus der lateiniſchen Schriftſprache, wie ſie uns in den Werken der ſogenannten claſſiſchen Schriftſteller der Römer erhalten iſt, wie vielmehr aus der römiſchen Volksſprache ſind ſie erwachſen. Es iſt daher für die Erforſchung der romaniſchen Sprachen ein ſehr bedauernswerther Verluſt, daß uns von der römiſchen Volksmundart nur ſo wenig gelegentlich erhalten iſt, was freilich ganz natürlich war, da in einem ſo einheitlichen Staate, wie der römiſche war, die Hauptſtadt der Welt nicht leicht Volksmundarten zu ſchriftſtelleriſcher Ausbildung gelangen laſſen konnte. Einiges können wir annähernd aus den volksthümlichen Schriftwerken der Römer, namentlich aus Plautus und Terentius Luſtſpielen, ſchließen, ſo wie aus den Schriften der ſpätern Zeit, wo offenbar Annäherung an die Volksſprache ſtattfand. Namentlich gehören hierher auch die Werke der Sprachlehrer und die ſchlechten Inſchriften der ſpäteren Zeit. Wichtig wäre uns auch die Kenntniß der älteſten lateiniſchen Sprache, in welcher Volks- und Schriftſprache noch zuſammenfallen, denn die Volksſprache bewahrt immer viel alterthümliches, allein leider fließen auch hier unſere Quellen äußerſt ſpärlich.

Unſere Anſicht, daß die romaniſchen Sprachen ſtreng genommen keine neuen Sprachen, ſondern nur Fortſetzungen des Lateiniſchen ſind, wird nicht umgeſtoßen durch den Einwurf, daß es ja mehrere romaniſche Sprachen giebt, während wir nur eine lateiniſche Sprache kennen. Denn einerſeits war ganz natürlich von Anfang an die römiſche Volksmundart in allen Theilen des römiſchen Reiches verſchieden, andererſeits ſtimmen aber auch die romaniſchen Sprachen ungeachtet aller Verſchiedenheiten im einzelnen, doch im ganzen und großen ſo genau mit einander überein, daß ſie wirklich nur eine Perſon zu ſein ſcheinen, die nur in andern Gegenden ſich anders kleidet und unter andern Umſtänden ſich anders benimmt. Und wenn wir im folgenden die Eigenthümlichkeiten, durch welche ſich die romaniſchen Sprachen von der lateiniſchen Schriftſprache weſentlich zu unterſcheiden ſcheinen, zuſammenſtellen, ſo werden wir ſehen, daß ſich alle dieſe Eigenthümlichkeiten, nur unentwickelt und noch im Keime, ſchon im Lateiniſchen finden. Unrecht aber ſcheint W. v. Humboldt zu thun, wenn er die romaniſchen Sprachen als Zertrümmerungen des Lateiniſchen betrachtet, indem er (Kawi-Sprache S. CCCIV) ſagt: „Dieſen doppelten Verfall ſteigerten endlich die fremden Einwanderungen auf den höchſten Punkt. Es war nun nicht mehr ein bloßes Ausarten der herrſchend geweſenen Sprache, ſondern ein Abwerfen und Zerſchlagen ihrer weſentlichſten Formen, oft ein wahres Mißverſtehen derſelben, immer aber zugleich ein Unterſchieben neuer Erhaltungsmittel der Einheit der Rede, geſchöpft aus dem vorhandenen Vorrathe, allein oft widerſinnig verknüpft,“ und (daſ. S. CCCIX): „Die Umänderung, welche die römiſche Sprache erlitt, war, ohne allen Vergleich, tiefer eingreifend, gewaltiger und plötzlicher als die, welche die griechiſche erfuhr. Sie glich einer wahren Zertrüm-

merung, da die der griechiſchen ſich mehr in den Schranken bloß einzelner Verſtümmelungen und Formauflöſungen erhielt.“ Obgleich auch Humboldt zugeben muß, daß die Grundlage des Baues der romaniſchen Sprache im weſentlichen dieſelbe geblieben iſt, wie im Lateiniſchen.

Je klarer und unbeſtreitbarer aber die Thatſache iſt, daß die romaniſchen Sprachen aus der römiſchen Volksſprache hervorgegangen ſind, deſto unbegreiflicher iſt es, wie dieß dennoch ſo oft hat verkannt werden können. Die gewöhnlichen Anſichten von der Entſtehung der romaniſchen Sprache ſind nämlich die: 1) daß ſie aus der römiſchen Schriftſprache durch allmähliche Verderbung, 2) daß ſie aus Vermiſchung des Lateiniſchen und Deutſchen, 3) daß ſie aus der provenziſchen oder vorzugsweiſe romaniſch genannten Sprache als Mittelgliede zwiſchen ihnen und dem Lateiniſchen, endlich 4) daß ſie aus den alten keltiſchen Sprachen hervorgegangen ſeien. Die erſte Anſicht (auch die Anſicht W. v. Humboldt's) iſt die faſt allgemein verbreitete; der zweiten ſchon früher von Muratori ausgeſprochenen neigt ſich A. W. v. Schlegel zu; die dritte iſt von Raynouard aufgeſtellt und die vierte beſonders von Bruce und Whyte verfochten worden. Wir können uns hier um ſo weniger auf eine Widerlegung dieſer verſchiedenen Meinungen einlaſſen, als wir dieß bereits anderwärts gethan haben, und glauben, daß das folgende hinlänglich darthun wird, daß die romaniſchen Sprachen nur aus der römiſchen Volksſprache hervorgegangen ſein können. Leonardo Bruni, Celſo Cittadini und andere hatten ſo Unrecht nicht, wenn ſie behaupteten, daß die italiſche Sprache gleichzeitig neben der lateiniſchen in Rom beſtanden habe, nur muß man dieß richtig verſtehen.

Nehmen wir alſo an, daß die romaniſchen Sprachen allmähliche Fortbildungen des Lateiniſchen ſind, ſo iſt damit zugleich ausgeſprochen, daß ſie Vervollkommnungen deſſelben ſind. Daß es ſo ſein muß, leuchtet ſchon von ſelbſt ein. Denn wenn die Geſchichte der Menſchheit im allgemeinen, wie keinem Zweifel unterliegen kann, in beſtändigem Fortſchreiten begriffen iſt, ſo muß mit dem Ganzen natürlich auch jeder einzelne Theil der Geſchichte fortſchreiten; einer der wichtigſten Theile der Geſchichte der geiſtigen Entwickelung eines Volkes iſt aber ohne Zweifel die Geſchichte ſeiner Sprache. „Die Sprache iſt (Humboldt Kawi-Spr. S. XXI) tief in die geiſtige Entwickelung der Menſchheit verſchlungen; ſie begleitet dieſelbe auf jeder Stufe ihres localen Vor- und Rückſchreitens, und der jedesmalige Culturzuſtand wird auch in ihr erkennbar.“ Dieſe Entwickelung aber kann nur ein ununterbrochenes, wenn auch ganz allmähliches Fortſchreiten und Annähern an Sprachvollkommenheit ſein, und wenn eine Sprache einzelne Vorzüge im Laufe der Zeit aufgiebt, ſo geſchieht es nur um neue, größere Vorzüge zu erlangen.

Schon im allgemeinen iſt das Hervorgehen der romaniſchen Sprachen aus dem Lateiniſchen kein Rückſchritt, ſondern ein weſentlicher Fortſchritt. Denn ſo lange die lateiniſche Schriftſprache, die als lebendige Sprache nur die Sprache einer Stadt war, allein herrſchte, konnten die Völker in den verſchiedenen Landſchaften ſie immer nur als die ihnen aufgedrungene Sprache der Sieger, alſo als etwas fremdes, an ihre Unterdrückung ſie erinnerndes betrachten; erſt als die Sprache ſich in verſchiedene Zweige auflöſte, erhielt jedes Volk ein Eigenthum in ſeiner Sprache. Ueberdieß beſteht ein großer Vortheil darin, daß ſich aus der einen lateiniſchen Sprache (denn die Volksmundarten erfreuten ſich keiner ſchriftſtelleriſchen Ausbildung) ſechs oder wenn man will ſieben ſelbſtändige Sprachen mit größtentheils vortrefflichen Schriftenthümern entwickelt haben, ganz zu geſchweigen der großen Menge von ſchriftſtelleriſch ausgebildeten romaniſchen Volksmundarten. Ja, die Auflöſung der lateiniſchen Sprache in die romaniſche war etwas durchaus nothwendiges; denn die lateiniſche Schriftſprache hatte ſich überlebt und war keiner

andern Entwickelung fähig, als der, daß ſie ſich der Volksmundart anſchmiegte und dieſer endlich den Platz räumte. Im Anfange der lateiniſchen Sprachbildung war Schrift- und Volksſprache eins, bald aber gingen beide Arten der Sprache (sermo urbanus und sermo vulgaris oder rusticus) aus einander, und beſonders als das Schriftenthum ſich zu bilden anfing und die Bildung des Geiſtes und der Sprache von der Geſammtheit des Volkes auf einzelne vorzugsweiſe begabte Männer überging, ſtellte ſich die zwiefache Geſtalt der Sprache, die Volks- und die Gelehrtenſprache, immer entſchiedener einander gegenüber. So lange dieſer Gegenſatz ſein richtiges Verhältniß behält, entſpringen aus demſelben zwei ſich gegenſeitig ergänzende Quellen, der Kraft und der Läuterung; Kraft und Reichthum gewährt die Volksſprache, Läuterung bringen ihr die Gelehrten. In Rom aber ſuchten die meiſten Schriftſteller gerade des ſogenannten goldenen Zeitalters nicht in der Volksſprache, die ſie gering achteten, Kraft und Reichthum, ſondern in der fremden helleniſchen Sprache, und die Kluft zwiſchen beiden Arten der Sprache wurde dadurch unüberſteiglich. Die Schriftſprache hatte den Vortheil, daß ſie durchaus nothwendig war, denn in jedem gebildeten Lande, welches eine ſtaatliche Einheit bildet, iſt eine allgemeine Schriftſprache, eine Geſammtſprache unentbehrlich, da ſie dazu dient, alle Glieder eines Volkes geiſtig zu umfaſſen, und da eben in ihr die Bewohner der entfernteſten Gegenden als Glieder eines Körpers ſich erkennen. Ferner galt die Schriftſprache in den oberſten und gebildetſten Ständen *), war Hof-, Gerichts- und Bücherſprache und hatte in Rom ihren Sitz, wodurch ihr die Herrſchaft geſichert war, ſo lange Rom herrſchte. Die Volksſprache dagegen hatte den Vorzug, daß ſie eben Sprache des eigentlichen Volkes war, die eigentlich lebendige Sprache, in der es fühlte und dachte, während die Schriftſprache dem Leben ferner ſtand und mehr oder weniger gelernt werden mußte. Dieſe konnte nur von den Gelehrten mit Berechnung fortgebildet werden und ihr Schickſal war daher in die Hand einzelner gegeben; jene bildete ſich im Volke und durch das Volk ganz von ſelbſt fort. Die Bildner der Schriftſprache aber ſchlugen einen Weg ein, der die lateiniſche Sprache aller Volksthümlichkeit zu berauben drohte, indem ſie dieſelbe nach dem Griechiſchen zu formen ſich bemühten; darüber erſtarrte ihnen die lateiniſche Schriftſprache unter den Händen, denn ſie riſſen dieſelbe völlig aus dem Leben heraus und verachteten die Volksmundart zu ſehr, um dieſe zur Bereicherung und Fortbildung jener zu benutzen. Nur mit Widerſtreben nahmen ſie im höchſten Nothfalle Wörter aus ihr auf, wie z. B. Quintilianus (III, 8) possibilis und dergleichen. Die ſpätern Schriftſteller entfernten ſich theils durch die verſchrobenſte und gezierteſte Schreibart noch mehr von der Volksmundart, theils, und dieß gilt beſonders von den chriſtlichen Kirchenſchriftſtellern, ſchloſſen ſie ſich mehr an dieſe an und förderten die lateiniſche Sprache wirklich, aber ihr Wirken wird gewöhnlich verkannt. Als mit der Auflöſung des weſtrömiſchen Reiches das ſtaatliche Band, welches ſich um die römiſchen Länder

*) Obgleich auch in Rom, wie überall, viele gebildete in der Volksmundart redeten, **Cic. de orat. III, 12: „Est autem vitium, quod nonnulli de industria consectantur: rustica vox et agrestis quosdam delectat.“** Beſonders die römiſchen Frauen bedienten ſich der gemeinen Mundart (daſ.); auch der Kaiſer Auguſtus pflegte ſich derſelben zu bedienen (**Suet. Aug. 36.**). Aus dem Einfluſſe der Volksmundart auf die Schriftſprache erklärt ſich auch die Unſicherheit der Römer im Gebrauche mehrerer Wörter, z. B. der Zweifel, ob **senatus** nach der zweiten oder nach der vierten Umendung gehe; erſteres war gewiß volksmäßig. **Quintil. I, 6, 27: „Quid de aliis dicam, cum senatus, senatus, senatui, an senatus, senati, senato faciat incertum sit? Quare mihi non invenuste dici videtur, aliud esse latine, aliud grammatice loqui.“** In der Regel ſind die ältern Formen die volksmäßigen.

geſchlungen hatte, zerriß, hörte zugleich auch die Nothwendigkeit des geiſtigen Bandes, welches dieſe zuſammengehalten hatte, auf, und ſo wie nun jedes einzelne Land ſelbſtändige ſtaatliche Geltung erhielt, ſo kam zugleich auch die Volksmundart jedes einzelnen Landes zu höherer Geltung. Allerdings wurden die romaniſchen Sprachen, wie wir nun die römiſchen Volksmundarten nennen, nicht ſogleich mündig; ſie hatten noch eine ſolche ehrfurchtsvolle Scheu vor der römiſchen Schriftſprache, welche der Welt zu gebieten gewohnt war und jetzt an Kirche und Recht mächtige Stützen fand, und noch ſo wenig Selbſtvertrauen, daß ſie jener freiwillig noch eine Zeit lang die Herrſchaft geſtatteten, bis ſie ſich endlich ermannten und mit jugendlicher Kraft auftretend ſich Geltung verſchafften.

Nachdem wir nun den Fortſchritt der romaniſchen Sprachen vor dem Lateiniſchen im allgemeinen angedeutet haben, haben wir denſelben auch im einzelnen nachzuweiſen.

I. Wortvorrath und Wortbildung.

Wenn man den romaniſchen Völkern, wie häufig geſchieht, vorwirft, daß ſie ihre Sprachen nicht begreifen, weil ihr Wortvorrath aus einer ihnen fremden Sprache gefloſſen ſei und weil ſie eine große Menge Sproßformen haben, deren Wurzeln ihnen fehlen, ſo iſt dieß ein Vorwurf, der alle Völker, die Deutſchen eben ſo wohl trifft, denn von welchem Volke könnte man ſagen, daß es ſeine Sprache begreife? Das Begreifen ihrer Mutterſprache iſt überhaupt das Streben der gelehrteſten Männer, die oft ihr ganzes Leben daran ſetzen und doch nie vollkommen zum Ziele gelangen!

Die Romanen haben viele lateiniſche Wurzel- und Stammwörter aufgegeben, weil dieſe wegen ihrer kurzen Form und ihres geringen Lautgehaltes meiſtens nicht in das Lautgebäude der romaniſchen Sprachen hineinpaßten und weil die Volksmundarten überhaupt abgeleiteten Formen geneigter ſind. So hat z. B. ſchon Plautus das volksthümliche minaciae ſtatt minae, woraus italiſch minaccia, franzöſiſch menace. Derſelbe (Cas. 3, 3, 17. Truc. 2, 5, 25.) und Terentius (Eun. 1, 2, 70. Ph. Prol. 34, daſ. 1, 2, 49 u. ſ. w.) gebrauchen häufig adjutare ſtatt adjuvare (italiſch ajutare, ſpaniſch ayudar, franzöſiſch aider); Theodor Priscianus und andere haben aeramen ſtatt aes (italiſch rame, franzöſiſch airain), Ammianus Marcellinus molina ſtatt mola (ſpaniſch molino, franzöſiſch moulin); ganz gewöhnlich waren geworden spectare ſtatt specere, quiescere ſtatt quiere, noscere ſtatt noere, nasci ſtatt nai, quassare ſtatt quatere und dergleichen; cantare häufig ſtatt canere; bei Plautus, in Novius Atellanen und auf Inſchriften frunisci ſtatt frui; bei Firmicus Maternus augmentare ſtatt augere, (franzöſiſch augmenter); bei Vegetius mensurare ſtatt metiri (franzöſiſch mesurer, ſpaniſch mensurar neben medir), bei Feſtus, Ammianus u. ſ. w. regimentum ſtatt regimen (franzöſiſch régiment neben régime), bei Gregorius von Tours campania neben campus (italiſch campagna neben campo), bei Venantius Fortunatus viaticum ſtatt via (franzöſiſch voyage neben voie) u. ſ. w. Man ſieht an den zuletzt angeführten Beiſpielen, daß die romaniſchen Sprachen bisweilen beide Formen, die einfache und die abgeleitete, neben einander behalten haben.

Haben nun aber die romaniſchen Sprachen viele einfache Wörter aufgegeben, ſo haben ſie einen deſto größeren Reichthum an abgeleiteten Wörtern. Manche lateiniſche Ableitungsſilben ſind allerdings erſtarrt, wie dieß in allen Sprachen einzutreten pflegt, wenn die Bedeutung derſelben nicht mehr gefühlt wird, z. B. idus und imen. Aber die meiſten und wichtigſten Ableitungsſilben ſind in voller Kraft geblieben und bilden eine große Menge von Sproßformen.

Und dieſe Ableitungsſilben vervielfältigen die romaniſchen Sprachen noch außerordentlich dadurch, daß ſie eine lateiniſche Ableitungsſilbe häufig in zwei und noch mehrere mit verſchiedenen Bedeutungen zerſpalteten; aus itia wurde z. B. franzöſiſch ice und esse: justice und justesse, aus aceus und icius wurden im Italiſchen fünf Ableitungsſilben mit unterſchiedener, der Bedeutſamkeit der Selbſtlaute entſprechender Bedeutung: accio, eccio, iccio, occio, uccio; aus iscus gewannen die Spanier die vier Formen asco, esco, isco, usco u. ſ. w.

Auch ſcheinbare Stammwörter haben ſich die romaniſchen Sprachen in Menge gebildet, indem ſie Zeitwortsſtämmen eine bloße Geſchlechtsendung gaben, den deutſchen durch Ablaut gebildeten Stämmen ganz ähnlich, z. B. aus blasphemare, tornare, aestimare, dubitare franzöſiſch blâmer, tour, estime, doute und dergleichen. Auf dieſe einfache Weiſe bildeten die romaniſchen Sprachen eine Fülle von neuen Wörtern, namentlich für außerſinnliche Begriffe, an denen die lateiniſche Sprache einen ſehr fühlbaren Mangel hatte (wiederholt klagen römiſche Schriftſteller, Lucretius I, 140. 831 f., III, 261., Seneca Epist. 58, Plinius Ep. IV, 18, über die „patrii sermonis egestas“, ſelbſt Cicero, der den Griechen gern den Vorzug ihrer Sprache ſtreitig machte, muß öfters die Dürftigkeit der römiſchen Sprache eingeſtehen). Auch für manche andere Begriffe, für welche den Römern einfache, durch Ableitung gebildete Bezeichnungen fehlten, haben die romaniſchen Sprachen beſondere Formen, z. B. um die Wirkung eines Werkzeuges auszudrücken die Endung italiſch ata, ſpaniſch ada, franzöſiſch ade; z. B. italiſch stoccata Degenſtoß, ſpaniſch cornada Hörnerſtoß, franzöſiſch canonade Geſchützfeuer; im Spaniſchen auch azo: fusilazo Flintenſchuß u. ſ. w.

Außerordentlichen Reichthum haben die romaniſchen Sprachen an Endungen für Verkleinerung und Vergrößerung der Begriffe, durch welche ſie neben wirklicher Kleinheit zugleich Niedlichkeit, Jugendlichkeit, Unbedeutendheit, Verachtung, und neben wirklicher Größe zugleich Kraft, Tüchtigkeit, Stattlichkeit, Plumpheit, Häßlichkeit, Dicke und dergleichen aufs beſtimmteſte ausdrücken. Die lateiniſche Sprache iſt an verkleinerten Wörtern weit ärmer als die romaniſchen Sprachen und an vergrößerten Wörtern kann ſie gar keinen Vergleich mit ihnen aushalten, da ſie hier nur die eine Endung o hat (naso, capito). Woher nun dieſer große Vorzug der romaniſchen Sprachen vor der lateiniſchen? Jedenfalls hatte ihn ſchon die römiſche Volksſprache vor der Schriftſprache voraus, denn die Volksſprache pflegt mit liebkoſenden wie mit tadelnden Ausdrücken ſehr freigebig zu ſein. Wir finden dieß auch ſchon in den der Volksſprache näher ſtehenden lateiniſchen Schriftwerken, z. B. in tändelnden Gedichten von Catullus. So ſagt auch Reiſig (Vorleſungen über die lateiniſche Sprachwiſſenſchaft S. 155) ganz richtig: „Die Römer haben mehr Deminutiva gehabt, als in unſern Lexicis ſtehen. . . Ohne Zweifel waren viele in der Umgangsſprache gangbar, die gar nicht ſchriftlich verzeichnet ſind.“ In der ſpätern Zeit wurde der Gebrauch verkleinerter Wörter ſo häufig, daß die Verkleinerungsſilben nicht ſelten ihre Bedeutung faſt ganz verloren. (Beiſpiele bei Funccius de inerti ac decrepita latinae linguae senectute S. 687 f.). Und gewiß wendete die Volksmundart auch die Vergrößerungsſilbe o, an welche ſich die meiſten romaniſchen Vergrößerungsſilben anlehnen, häufig an.

Die romaniſchen Sprachen ſind auch weit reicher an Ableitungen zur Bezeichnung von Verſtandesbegriffen, da ihnen bei der gewaltig fortſchreitenden Geiſtesbildung die lateiniſchen ſinnlichen Ausdrücke nicht mehr genügen konnten. Beiſpiele von ſolchen Wörtern, welche die ſpäteren Schriftſteller entweder ſelbſt bilden oder, wenn ſie in der Volksſprache ſchon vorhanden waren, aus dieſer nehmen mußten, ſiehe bei Funccius a. a. O. S. 684 ff.

Zeitwörter vermögen die romaniſchen Sprachen von jedem beliebigen Hauptworte zu bilden, z. B. lateiniſch ausgedrückt, invidiare, viaticare, mirabiliare, medicinare, occasionare, consuetudinare, suspicionare, originare, caritiare u. ſ. w., ein Reichthum, den ſelbſt die deutſche Sprache in dieſem Umfange nicht hat.

An Zuſammenſetzungsfähigkeit ſteht die lateiniſche Sprache ihrer griechiſchen Schweſter bedeutend nach, wie überhaupt kunſtliebende und dichteriſche Völker, wie die Griechen, Zuſammenſetzungen mehr lieben und ihrer mehr bedürfen, als Sprachen, welche, wie die lateiniſche, mehr auf das nützliche und verſtändige gerichtet ſind, denn Zuſammenſetzungen beſchäftigen vorzugsweiſe die Einbildungskraft, während der Verſtand mehr ſondert und zerlegt. Die romaniſchen Sprachen haben zwar nicht die Zuſammenſetzungsfähigkeit der griechiſchen und deutſchen Sprachen, aber doch eine größere als die lateiniſche Schriftſprache. Während ſie nämlich an eigentlichen Zuſammenſetzungen von Haupt- und Eigenſchaftswörtern mit einander ziemlich arm ſind, haben ſie dagegen einen ziemlich großen Reichthum an Zuſammenſetzungen von Hauptwörtern mit Zeitwörtern, nach Art der deutſchen Störenfried, Habedank, Zeitvertreib u. dergl.

Wenn nun ſo die romaniſchen Sprachen ſchon aus ihren eigenen Mitteln eine ſolche Menge neuer Wörter gebildet haben, daß ſie daran die lateiniſche Sprache bei weitem übertreffen, ſo haben ſie ihren Wortvorrath noch bedeutend durch aus andern Sprachen entlehnte Wörter vermehrt. Und ſie bedurften deren nothwendig, da ſie nach und nach eine unendliche Menge neuer Gedanken errangen, neue Dinge, Erfindungen und Einrichtungen kennen lernten, von denen die Römer keine Ahnung gehabt hatten. Dieſe Lehnwörter erhielten aber ein völlig romaniſches Gepräge, ſo daß ſie in jenen Sprachen keinen geſonderten, fremdartigen Beſtandtheil bilden, wie die Fremdwörter im Deutſchen. Die reichſte Quelle, aus welcher die romaniſchen Sprachen neue Wörter ſchöpften, war die deutſche, nächſt ihr die arabiſche, dann die griechiſche und, vermittelſt des Handels und Verkehrs, verſchiedene morgenländiſche Sprachen.

II. Betonung und Silbenmeſſung.

Urſprünglich muß der Ton natürlich aus dem Einfluſſe der Bedeutſamkeit der Silbe hervorgegangen ſein. Je mehr aber der Sinn eines Volkes auch auf Schönklang gerichtet iſt, deſto mehr Einfluß wird dieß auf die Betonung haben. So trifft namentlich im Griechiſchen der Ton ſehr oft Silben, welche keineswegs die bedeutſamſten ſind; in der nüchternen lateiniſchen Sprache iſt dieß zwar viel ſeltener, aber doch immer noch ziemlich häufig der Fall, beſonders da die Römer, wie die Griechen, den Ton nie anders als auf eine der drei letzten Silben legten (Cic. Or. c. 18.). Die romaniſchen Sprachen haben im allgemeinen die lateiniſche Betonung beibehalten; wegen der Abſchleifung der lateiniſchen Endungen aber fällt der Ton in ihnen häufig auf die Endſilben, was im Lateiniſchen nie der Fall iſt, z. B. italiſch maestà aus majestát-is, i, em, e, franzöſiſch aimér aus amáre. An dieſe Art der Betonung gewöhnt, dulden ſogar die franzöſiſche und provenziſche Sprache den Ton gar nicht anders als auf einer der beiden letzten Silben.

Einige Veränderungen der lateiniſchen Betonung ſind ſehr bedeutungsvoll, namentlich die Betonung einiger im Lateiniſchen unbetonter Ableitungsſilben, wodurch dieſe vor Erſtarrung geſchützt und eine reichliche Quelle zu neuen Ableitungen wurden, z. B. italiſch figliuólo aus filiolus, cristallino aus cristallinus, allegría aus gleichſ. alácria; — und die Betonung der

erſten Perſon der Mehrheit in der Gegenwart, und Vergangenheit bei den Zeitwörtern nach der dritten lateiniſchen (ſtarken) Abwandelung, z. B. lateiniſch **mórimur, quaérimus**, ſpaniſch **morimos, querémos** u. ſ. w. (ſ. meine Beitr. z. Erforſch. d. Rom. Spr. S. 19)

Im Vortheile gegen das Lateiniſche, aber im Nachtheile gegen das Deutſche ſind die romaniſchen Sprachen hinſichtlich der Silbenmeſſung. Im Lateiniſchen können auch außer der betonten Silbe lange Silben in einem Worte ſein; umgekehrt konnte der Ton auch eine kurze Silbe treffen. Ueberall hatte aber in der alten und volksthümlichen lateiniſchen Sprache der Ton den Vorzug vor der Länge, wie man dieß deutlich in den ſogenannten ſaturniſchen Verſen und in den Verſen der alten Schauſpieldichter ſieht; ja in der Volksſprache fiel gewiß ſchon in der früheſten Zeit Ton und Länge zuſammen, und es läßt ſich nicht leugnen, daß dieſes Verfahren, wenn es auch dem Wohlklange nicht ſehr günſtig iſt, doch dem Verſtande viel angemeſſener iſt. Damit ſtimmt auch G. Hermann in ſeinem Handbuche der Metrik (Leipzig 1799. §. 104) überein. Die lateiniſche Sprache konnte ſich aber nicht ungeſtört auf dieſem Wege weiter entwickeln, da die griechelnden Dichter ſie auch hinſichtlich der Silbenmeſſung ganz der griechiſchen Sprache nachbilden wollten und daher ihre Verſe ſo bildeten, daß die Silbenmeſſung, welche ſie ſich ſelbſt erſt künſtlich bilden mußten, den Vorzug vor der Betonung behielt, obgleich neben den ſilbenmeſſenden Gedichten die betonenden (**versus inconditi, carmina incondita, agrestia**) immer fortbeſtanden. Erſt ſpäter, als die lateiniſche Sprache wieder volksthümlicher wurde, gewann auch wieder die Betonung in der Dichtkunſt das Uebergewicht über die Silbenmeſſung, beſonders in der chriſtlichen Kirchendichtung, welche alles gekünſtelte und gelehrte verſchmähend in einfacher, allverſtändlicher Weiſe erklang, bis nun in den romaniſchen Sprachen Silbenmeſſung und Betonung wieder gänzlich zuſammenfallen, ſo daß alſo in denſelben gewiſſermaßen erreicht und vollendet daſteht, worauf ſchon die älteſte römiſche Sprache hinſtrebte.

Im Deutſchen unterſcheiden ſich die Längen in der Ausſprache viel bedeutender von den Kürzen, und die betonten von den nicht betonten Silben, als in den romaniſchen Sprachen. Dieſe verwenden nämlich wegen der größern Lebhaftigkeit und Beweglichkeit, welche ſüdlichen Völkern überhaupt eigen zu ſein pflegt, nicht ſo viel Zeit auf die Ausſprache der Wörter, wie die ernſtern und bedächtigern Deutſchen und Römer; ſie ſprachen ſchneller und flüchtiger und heben daher die langen Silben nicht bedeutend vor den kurzen hervor, ſo daß bei ihnen zwiſchen Längen und Kürzen nicht mehr daſſelbe Verhältniß beſteht, wie in den alten Sprachen, wo man im allgemeinen zwei Kürzen auf eine Länge zu rechnen pflegt. Eben ſo unterſcheiden ſie auch den Ton der Silben bei weitem nicht ſo ſcharf wie die Deutſchen, ſo daß ſogar manche allen Wortton im Franzöſiſchen wegleugnen.

Durch dieſe veränderte Geltung der Silben mußte nothwendig der ganze Versbau der lateiniſchen Schriftſprache, welcher ſich auf den regelmäßigen Wechſel von langen und kurzen Silben gründete, verändert werden. In den romaniſchen Sprachen wechſeln nun betonte und tonloſe Silben (Hebungen und Senkungen) nicht nach beſtimmten Geſetzen, ſondern nach dem Gefühle des Dichters, obwohl im allgemeinen das ſteigende (iambiſche) und fallende (trochäiſche) Versmaß vorherrſcht. Da aber die Willkür des Dichters nicht durch beſtimmte Geſetze der Silbenmeſſung beſchränkt iſt, ſo wird ihr durch die Silbenzählung ein Ziel geſteckt, welche zugleich einige, freilich geringe Mannigfaltigkeit der Versmaße zuläßt.

Als Erſatz für die geſchloſſenen alten Versmaße haben die romaniſchen Sprachen den Reim, die ſpaniſche überdieß den halben Reim oder Anklang (**asonante**). Beides war ſchon

den Alten bekannt unter dem Namen ὁμοιοτέλευτον und similiter cadens und wurden ſelbſt zur Zierde der proſiſchen Rede angewendet; doch tadeln Griechen ſowohl wie Römer die zu häufige Wiederholung des Reims einſtimmig, vergl. Mutzl, die accentuirende Rhythmik der neuern Sprachen S. 32 und Thierſch über die neugriechiſche Poeſie S. 15. Es iſt daher ſehr unrecht den Reim in den romaniſchen Sprachen, wie öfters geſchehen iſt, aus der Bekanntſchaft mit der arabiſchen Dichtung herzuleiten; er iſt vielmehr ganz naturgemäß aus der römiſchen Volksdichtung hervorgegangen.

III. Lautverhältniſſe.

Die Selbſtlaute haben ſich in den romaniſchen Sprachen vielfach verändert. Neue einfache Selbſtlaute ſind im allgemeinen nicht hinzugekommen. Aus den einfachen Selbſtlauten a, o und u haben ſich im Deutſchen durch Einwirkung von i neue Laute (Umlaute) ä, ö und ü gebildet. Im Lateiniſchen finden ſich ſchon die Umlaute ae und oe, die aber nicht häufig vorkommen und leicht mit einander und mit langem e verwechſelt werden. Namentlich ſagte die Volksſprache e ſtatt ae und oe, wie Varro (de lingua lat. IV, 19) ausdrücklich angiebt: in Latio rure hedus quod in urbe ut in multeis a addito haedus. Die romaniſchen Sprachen haben ſie daher aufgegeben; nur die franzöſiſche Sprache hat nicht nur die Umlaute ä (ai) und ö (eu) behalten, ſondern auch noch den dritten Umlaut ü entwickelt, ſo daß ſie an einfachen Lauten größeren Reichthum hat, als die andern romaniſchen Sprachen. Doch war der lateiniſchen Sprache der Laut ü (y) oder ein ihm ganz ähnlicher keineswegs fremd, z. B. in optumus, lubet und dergleichen, für welchen auch der Kaiſer Claudius einen eigenen Buchſtaben erfand.

Einen weit größern Reichthum als die lateiniſche Sprache haben alle romaniſchen Sprachen an Doppellauten, welche für dieſe beſonders in Bezug auf die ſtarke Abwandelung von großer Wichtigkeit ſind (beſonders ai, ie und italiſch uo, ſpaniſch ue, franzöſiſch eu als Steigerung von a, e, o). Aber gerade der wichtigſte lateiniſche Doppellaut au hat in ihnen einen viel beſchränktern Umfang, indem meiſtens o dafür ſteht. Der Grund davon iſt leicht zu erkennen: au war ſchon im Lateiniſchen die ſchriftmäßige, o die volksthümliche Form, wie dieß Feſtus (u. d. W. orata) ausdrücklich angiebt.

In der Behandlung der lateiniſchen Mitlaute zeigt ſich in den romaniſchen Sprachen durchgängig ein Streben nach Weichheit und Wohlklang. Wir finden daher überall Erweichung der harten lateiniſchen Mitlaute und Auflöſung der weichen in Selbſtlaute; ſo wird p zu b, v, endlich u, z. B. capitalis ſpaniſch alt captal, capdal, dann cabdal, caudal; aperire, ſpaniſch abrir, franzöſiſch ouvrir; capra ſpaniſch cabra, franzöſiſch chèvre; ſchon im Lateiniſchen erweichte ſich allmählich p in b, vergl. Poplicola, ſpäter Publicola u. dergl., und b in u, z. B. abſero, abſugio: auſero, auſugio u. ſ. w.; mit v wechſelte b im Lateiniſchen ungemein häufig. Ferner wird c (k) zu g und löſt ſich, durch j durchgehend, in i auf oder fällt auch ganz und gar aus, z. B. focus italiſch fuoco, ſpaniſch fuego, franzöſiſch foyer; clamare ſpaniſch llamar (d. i. ljamar); tractare franzöſiſch traiter (aus trajter), ſpaniſch tratar; regnum franzöſiſch règne, ſpaniſch reino u. ſ. w. Schon im Lateiniſchen erweichte ſich c zu g, z. B. Cnaeus Gnaeus, vicesimus vigesimus und dergleichen. Ferner wird t zu d erweicht; Auflöſung in einen Selbſtlaut konnte bei dieſem Mitlaute nicht ſtattfinden, da er keinen entſprechenden Zungenſelbſtlaut hat, er pflegt daher ſtatt noch größerer Erweichung ganz ausgeſtoßen zu werden, z. B. salutare

ſpaniſch saludar, franzöſiſch saluer; ſo findet ſich in einer Inſchrift bei Gruter quodannis ſtatt quotannis, in einer andern aus Pompeji bei Orelli iradam ſtatt iratam u. dergl.

Ein weſentlicher Unterſchied zwiſchen den Lauten der romaniſchen Sprachen und denen der lateiniſchen beſteht in dem Reichthume an Ziſchlauten in den erſtern und dem gänzlichen Mangel derſelben in der letztern. Die romaniſchen Sprachen beſitzen nämlich die Ziſchlaute sch, tsch, sh (gelindes sch), dsh, welche ſich aus den Kehllauten c, g und j gebildet haben. Dieß iſt eine in der Entwicklungsgeſchichte der Sprachen häufig vorkommende Erſcheinung (Diez, roman. Gramm. I, 199 f.). Außerdem iſt aus dem K- und aus dem T-Laute in gewiſſen Fällen der Laut z in verſchiedenen Färbungen hervorgegangen.

Außer dieſen Erwerbungen, welche die ganze Familie der romaniſchen Sprachen an neuen, dem Lateiniſchen fremden Lauten gemacht hat, haben einzelne Sprachen noch andere Laute erworben, wie die franzöſiſche und portugieſiſche die Naſenlaute, welche aus lateiniſchem m und n hervorgegangen ſind, aber freilich nicht eben zum Wohlklange der genannten Sprachen beitragen, und die ſpaniſche Sprache den kräftigen Kehllaut y, welchen ſie dem arabiſchen ż verdankt. Dagegen haben ſie faſt durchaus den Hauchlaut h verloren, über deſſen Anwendung ſchon die Römer ſelbſt ſehr zweifelhaft waren.

Der größern Mannigfaltigkeit an Lauten wiſſen die romaniſchen Sprachen ſich auch zur Erreichung größern Wohlklanges wohl zu bedienen. An und für ſich iſt kein Laut übelklingend, aber jeder kann es werden durch die Verbindung, in welcher er ſteht. Im Lateiniſchen wird der Wohlklang häufig durch das Zuſammentreffen vieler ähnlicher ſtark hervortretender Laute geſtört; namentlich verurſacht das ſcharfe s oft Uebelklang in den ſo häufigen Endungen as, es, is, os, us, ibus u. ſ. w., wie überhaupt die Endungen im Lateiniſchen oft ein bedeutendes Uebergewicht über den Stamm haben; in den romaniſchen Sprachen dagegen werden die Endungen entweder ganz aufgegeben oder ſo umgeſtaltet, daß ſie, in richtigem Verhältniſſe zum Stamme, aus weniger ſtark hervortretenden Lauten beſtehen, als der Stamm *). Der weſentlichſte Unterſchied zwiſchen dem Klange der lateiniſchen Sprache und dem der romaniſchen beſteht, wie geſagt, in größerer Weichheit der letztern. Dieſe Weichheit erſtreben ſie nicht bloß durch die ſchon berührte häufige Erweichung harter Mitlaute, ſondern auch durch Vereinfachung der lateiniſchen Mitlautverbindungen vermittelſt der Verwandlung, der Verſetzung, der Ausſcheidung eines Mitlautes oder der Zwiſchenſchiebung eines Selbſtlautes. Dieß alles fand ſich beſtimmt ſchon in der römiſchen Volksſprache; ſo bezeugt z. B. Val. Longus S. 2237, daß Cicero gern foresia, hortesia u. ſ. w. ſtatt forensia, hortensia ſagt, ſo ſteht auf Inſchriften: meses (ganz ſpaniſch) ſtatt menses, castresis ſtatt castrensis; ſo ſagte man rusum ſtatt rursum, dossum ſtatt dorsum, salmentum ſtatt salsamentum (Charis. S. 237) u. ſ. w. Die franzöſiſche Sprache iſt von allen romaniſchen die am wenigſten wohlklingende, was beſonders in der von ſtarker Verſtümmelung der Endungen herrührenden Menge einſilbiger Wörter, im Vorherrſchen des e und in dem häufigen Gebrauche der unreinen Naſenlaute ſeinen Grund hat.

*) Bekannt genug iſt, wie ſchon die römiſche Volksſprache das s der Endung wegließ.

IV. Formenlehre.

Hier finden wir ſo bedeutende Abweichungen der romaniſchen Sprachen von der lateiniſchen, daß man jenen öfters ein ganz anderes Weſen als dieſer zugeſchrieben und jene Abweichungen aus dem Einfluſſe anderer Sprachen zu erklären verſucht hat. Aber alle jene Veränderungen haben ihren Grund nur im Streben nach größerer Deutlichkeit und Verſtändlichkeit und fanden ſich ohne Ausnahme im Keime ſchon im Lateiniſchen, und gewiß auch ſchon ausgebildeter in der römiſchen Volksmundart. Die romaniſchen Sprachen haben denſelben Entwickelungsgang gehabt, den alle Sprachen haben: ſie ſind, wie alle neueren Sprachen, auflöſende (analytiſche) geworden, während das Lateiniſche, wie alle alten Sprachen, zuſammenſetzend (ſynthetiſch) war, und dieß iſt der Grundzug, der ſich durch die ganze Formenlehre hindurchzieht. Zuerſt ſtoßen wir hier auf die Erwerbung eines beſondern Redetheils, der ſehr viel zur Beſtimmtheit und Deutlichkeit der Sprache beiträgt. Es iſt dieß:

1. Der Einzler (Artikel).

So habe ich dieſen Redetheil in meiner ſpaniſchen Sprachlehre genannt, und ich behalte dieſe Benennung bei, denn die Grundbedeutung deſſelben iſt Abſonderung und Vereinzelung eines Gegenſtandes aus andern Gegenſtänden derſelben Gattung. Der Einzler iſt keine Erfindung der romaniſchen Sprachen, ſondern gewiß fanden ſich beide Arten deſſelben, der beſtimmende und der nicht beſtimmende (ille und unus) ſchon in der römiſchen Volksſprache vollſtändig ausgebildet. Von unus wenigſtens können wir dieß mit Beſtimmtheit annehmen, da ſich beſonders in den der Umgangsſprache ſich annähernden lateiniſchen Schriften eine Menge Stellen finden, in denen unus offenbar der nicht beſtimmende Einzler iſt; z. B. Plaut. Truc. II, 1, 39: est huic unus servus violentissumus; id. 2. argum. Merc. 2. unius ancillam hospitis; id. Pseud. IV, 1, 38 ibidem una aderit mulier lepida; Ter. Andr. I, 1, 90 sq. interea inter mulieres, quae ibi aderant, forte unam adspicio adolescentulam u. ſ. w. Von ille können wir nicht mit gleicher Beſtimmtheit nachweiſen, daß es die römiſche Volksſprache als beſtimmenden Einzler gebraucht habe (obwohl in einigen Stellen bei Quintil. X, 7, 2. 8. 10. 32. ille der Bedeutung nach dem beſtimmenden Einzler ſehr nahe kommt), aber wir können dieß mit ziemlicher Gewißheit aus der Geſchichte anderer Sprachen vermuthen. Ueberall liebt die Volksſprache derbe und deutliche Bezeichnung der gemeinten Dinge, und darum entwickelt ſich in den meiſten Sprachen bald der Einzler; ſo im Griechiſchen und Deutſchen. Welchen Vortheil der Einzler den romaniſchen Sprachen gewährt, iſt klar; panis kann im Lateiniſchen bedeuten: 1) Brot im Gegenſatze zu andern Gegenſtänden; 2) das (beſtimmte) Brot im Gegenſatze zu andern Broten; 3) ein (unbeſtimmtes) Brot im Gegenſatze zu andern Broten; die romaniſchen Sprachen haben für jede dieſer Bedeutungen eine beſondere Bezeichnung, ſpaniſch pan, el pan, un pan, dazu noch franzöſiſch du pain.

2. Aufgebung der Umendung.

Dieſe hat ihren Grund zunächſt in der jeder Volksſprache eigenthümlichen Nachläſſigkeit, für welche die Ausſprache mannigfaltiger und zum Theile wenig unterſchiedener Endungen unbequem iſt, und ſodann in dem Streben nach Deutlichkeit; denn da die Bedeutung der Endungen nicht mehr gefühlt wurde, ſo zog man Hülfswörter vor, welche dieſelben Beziehungen, aber deutlicher, bezeichneten, die Verhältnißwörter, welche bei weiterer Entwickelung der Sprachen in demſelben

Maße mannigfaltiger und ausgebildeter werden, in welchem die Endungen zurücktreten. Daher findet ſich ſchon im Lateiniſchen Verwechſelung und Vereinfachung der Fallendungen; z. B. Ruricius (480) ſchreibt: in amicum nil displicet, Deſiderius (620) pro conditiones ecclesiasticas, de conditiunculas, pro illa supereminentia bona, pro necessitates u. ſ. w. Eine Menge ſolcher Beiſpiele in den Inſchriften bei Gruter und Orelli. Die Verhältnißwörter dagegen werden, weil ſie deutlicher und bezeichnender ſind, in den Volksmundarten viel mehr beachtet, und in allen Sprachen werden nach und nach ſelbſt die einfachſten Fälle durch Verhältnißwörter ausgedrückt, ſo auch in den romaniſchen Sprachen der Beſitzfall durch de und der Zweckfall durch ad. Dieſer Gebrauch iſt ſchon ſehr alt und ſelbſt in der lateiniſchen Schriftſprache nicht ſelten, z. B. de: Cic. Mil. 24 ab uno de illis; id. Verr. II, 1, 12. partem de istius impudentia; Ter. Heaut. IV, 1, 39 expers partis de nostris bonis u. ſ. w.; auf Inſchriften: curator de sacra via, oppida de Samnitibus, natus de Tusdro u. ſ. w.; — ad: Liv. II, 13, 9 ad parentes restituit; id. XXIV, 47, 5 restituti ad Romanos; id XXVII, 15, 1: ad Q. Fulvium dedidérunt sese; Plaut. Truc. IV, 1, 4. ad me magna nuntiavit; id. Capt. V, 4, 22 hunc ad carnificem dabo; Varr. R. R. I, 40. apparet ad agricolas u. ſ. w.

Durch das Aufgeben der Umendung haben die romaniſchen Sprachen ohne Zweifel an Verſtändlichkeit gewonnen. Denn in einem umgeendeten Hauptworte finden wir etwas doppeltes: die Bezeichnung ſeines Begriffs und die Andeutung ſeiner Beziehung; dieſe kann aber immer nur eine ungefähre ſein; durch Verhältnißwörter wird die Beziehung, das Verhältniß des Begriffes nicht bloß angedeutet, es wird wirklich bezeichnet. Beibehalten mußte man natürlich eine beſondere Form zur Unterſcheidung der Mehrheit von der Einheit und hierbei zeigt ſich in der napoliſchen und rhätoromaniſchen Mundart die merkwürdige, dem Lateiniſchen unbekannte Erſcheinung, daß in mehrern Wörtern der Doppellaut der Einheit in der Mehrheit zum einfachen Selbſtlaute wird, z. B. chierp corps, iess ossa und dergleichen (ſ. m. Beiträge z. Erforſch. d. Rom. Spr. I, 356), was jedenfalls von tiefer Bedeutung iſt, denn innere Veränderung iſt ſtets bedeutſamer als äußerer Zuwachs.

In der Art, wie die romaniſchen Sprachen die Umendung aufgaben, zeigt ſich recht deutlich das Fortwalten des Sprachgeiſtes, der ſie richtig dahin führte, daß ſie nicht den Nennfall übertrugen, ſondern vielmehr den Stamm der Hauptwörter, wenn dieſer nicht ſchon im Nennfalle enthalten war, z. B. franzöſiſch raison, mort u. ſ. w. aus ratio, mors, Stamm ration, mort *).

3. Aufgebung des ſächlichen Geſchlechts.

Auch dadurch haben die romaniſchen Sprachen nichts eingebüßt. Seiner urſprünglichen Beſtimmung, den Mangel des natürlichen Geſchlechts bei Sachen, d. i. lebloſen Gegenſtänden, zu bezeichnen, iſt nämlich das ſächliche Geſchlecht in keiner Sprache vollkommen treu geblieben; denn einerſeits wurde auch lebloſen Dingen häufig eines der natürlichen Geſchlechter beigelegt, je nachdem man an ihnen Eigenſchaften wahrnahm, welche etwas männliches, großes, kräftiges, raſches, thätiges, zeugendes, oder weibliches, kleines, ſchwaches, ſtilles, leidendes,

*) Die gewöhnliche Anſicht, nach welcher die romaniſchen Formen der Hauptwörter aus den lateiniſchen Formen des Zielfalls (Accuſativ) oder auch des Ablativs entſtanden ſind, glaube ich in der Anzeige des zweiten Bandes von Diez's Grammatik der romaniſchen Sprachen (Berliner Jahrbb. März 1839 Nr. 55) hinlänglich widerlegt zu haben.

gebärendes zu haben ſchienen, z. B. der Baum, der Sturm, der Muth, der Hochmuth; die Blume, die Luft, die Sanftmuth, die Demuth u. dergl. Andrerſeits legte man aber auch öfters lebenden Weſen das ſächliche Geſchlecht bei, theils weil man nur die Gattung, aber nicht das natürliche Geſchlecht bezeichnen wollte, z. B. das Kind, das Pferd, das Thier, das Rind u. ſ. w., theils ſollte dadurch das noch unentwickelte ausgedrückt werden, daher z. B. im Deutſchen die verkleinerten Wörter: das Knäblein, das Mädchen u. ſ. w. Daher iſt auch das ſächliche Geſchlecht in der Sprache durch die Form meiſtens nicht ſo ausgezeichnet, wie das weibliche Geſchlecht, ſondern es iſt faſt überall dem männlichen Geſchlechte ſehr ähnlich, von dem es ſich im Lateiniſchen, Griechiſchen und Deutſchen faſt nur im Nennfalle und im Zielfalle unterſcheidet. So beſaßen die romaniſchen Sprachen bei ihrem Streben die Endungen abzuſchleifen kaum ein Mittel, das ſächliche Geſchlecht vom männlichen zu ſcheiden, und dieſe Scheidung war eben auch überflüſſig geworden; ſie wählten daher das männliche Geſchlecht ſtatt des ſächlichen, während in den ſemitiſchen Sprachen das ſächliche Geſchlecht der Form nach mit dem weiblichen zuſammenfällt. Eine ſprachliche Unterſcheidung von lebendem und lebloſem (wie z. B. in den ſlawiſchen Sprachen) findet ſich in den romaniſchen Sprachen nicht; für ſie iſt alles belebt. Der Anfang zur Aufgebung des ſächlichen Geſchlechts findet ſich aber ſchon in der römiſchen Volksmundart, denn dieſe gebrauchte viele ſächliche Hauptwörter männlich (Hieronym. z. Ezech. 40): „illud autem semel monuisse sufficiat, nosse me cubitum et cubita neutrali appellari genere, sed pro simplicitate et facilitate intelligentiae, vulgique consuetudine ponere masculino,“ während ſich umgekehrt bei Auguſtinus hoc flos, hoc ros u. dergl. findet.

4. Die Steigerung der Eigenſchaftswörter

iſt aus demſelben Grunde aufgegeben, wie die Umendung. Die romaniſchen Sprachen beſaßen wohl die Fähigkeit die Steigerung nach lateiniſcher Art zu vollziehen, was außer den erhaltenen unregelmäßigen Formen melior, minor u. ſ. w. alte Formen, namentlich im Franzöſiſchen (z. B. ancienor, bellezour, graindre, hautor u. ſ. w.) zeigen, und wie die Endung der Auszeichnungsſtufe issimus in den meiſten Sprachen zur Bezeichnung eines ſehr hohen Grades noch erhalten iſt. Die franzöſiſche Sprache hat dieſelbe ſogar in gewiſſen Fällen genauer angewendet, als die lateiniſche Sprache ſelbſt, nämlich bei den Ordnungszahlwörtern, deren Endungen im Lateiniſchen zum Theile mehr verſtümmelt ſind; z. B. deuxième neben second secundus, troisième tertius (ſtatt tertimus oder tersimus), quatrième quartus (ſtatt quatuorissimus) u. ſ. w. In der Regel aber wird die Erhöhungsſtufe in den romaniſchen Sprachen auf eine dem Lateiniſchen nicht fremde Art durch plus oder magis gebildet, die Auszeichnungsſtufe, wenn der höchſte Grad dadurch ausgedrückt werden ſoll, durch Vorſetzung des beſtimmenden Einzlers (im Walachiſchen des derbern hinzeigenden cel) vor die Erhöhungsſtufe. Schon in der lateiniſchen Schriftſprache wurde magis und maxime öfters um des Wohlklangs willen ſtatt der gewöhnlichen Endungen gebraucht (magis pius, maxime pius) und von den Dichtern um des Versmaßes willen; in der Volksſprache war dieß gewiß noch viel allgemeiner üblich: Plaut. Amph. II, 1, 54. neque lac lacti magis est simile; Ter. Eun. II, 1, 21. nemo fuit magis severus nec magis continens; Andr. IV, 2, 15 magis verum; daſ. 5, 30. magis aperte u. ſ. w. Die Bedeutung von plus und magis war in der römiſchen Volksſprache nicht genau geſchieden, ſo findet ſich z. B. bei Nemesian. Ecl. IV, 72. plus formosus und bei Ovid Her. 17, 102. magis oris = plus impudentiae. Die romaniſchen Sprachen haben nun den Vortheil, daß ſie die zwei

verſchiedenen Beziehungen der Auszeichnungsſtufe, für welche die lateiniſche Sprache nur eine Bezeichnung hatte, auf doppelte Weiſe ausdrücken kann: lateiniſch altissimus, italiſch altissimo ſehr hoch, il più alto der höchſte.

5. Perſönliche Fürwörter.

Hier haben die romaniſchen Sprachen viel mehr von der Umendung beibehalten als bei den Haupt- und Eigenſchaftswörtern; größtentheils giebt es für alle Fälle beſondere Formen, die zum Theile vom Lateiniſchen abweichend und ganz eigenthümlich gebildet ſind, wie denn überhaupt die Fürwörter in den romaniſchen Sprachen ausgebildeter ſind als im Lateiniſchen, denn ſie verhalten ſich zur Abwandelung der Zeitwörter ungefähr wie die Verhältnißwörter zur Umendung der Hauptwörter. Die romaniſchen Sprachen haben für die perſönlichen Fürwörter meiſtens doppelte Formen, die umgeendeten, kurzen, unſelbſtändigen, ganz eng an das Zeitwort anſchließenden, z. B. franzöſiſch me, te, le und die durch Verhältnißwörter gebildeten längern, ſich ſelbſtändigen, z. B. franzöſiſch à moi, à toi, à lui u. dergl., und dieſe Doppelformigkeit gewährt manche Vortheile für die Betonung, den Wohlklang und die Fügung der Sätze. Auch dieſe Erſcheinung findet ſich in andern Sprachen, wenn auch in keiner ſo ausgebildet wie in den romaniſchen: griechiſch ἐμοί und μοι, ἐμέ und με, deutſch es und 's, in Mundarten mer und mir, der und dir u. dergl., lateiniſch mihi und mi.

6. Abwandelung der Zeitwörter.

Die romaniſchen Sprachen haben zunächſt einen größern Reichthum an Zeiten für die Thatform, welchen ſie der Anwendung der Hülfszeitwörter habere und esse verdanken. Schon die Römer fühlten, als der Sinn der Form für die vollendete Gegenwart (Praeteritum perfectum, ſchlechthin Vergangenheit) audivi d. i. audi-fui ihnen nicht mehr klar war, das Bedürfniß, neben der einfachen Vergangenheit, welche als erzählende Zeit gebraucht wurde (dixi, audivi, perspexi, cognovi), noch eine zuſammengeſetzte (dictum habeo, auditum habeo, Cic. ad Brut. I, 1. „Clodii animum perspectum habeo, cognitum, judicatum") zu bilden, welche eine in der Gegenwart vollendete und völlig abgeſchloſſene Handlung auszudrücken beſtimmt war. So häufig auch dieſe Form von römiſchen Schriftſtellern gebraucht wurde, ſo gelangte ſie doch nicht dahin, als ein weſentlicher Beſtandtheil der Abwandelung angeſehen zu werden. Dieß wurde ſie erſt in den romaniſchen Sprachen, in denen ſie neben der einfachen Form in die Abwandelung aufgenommen wurde (italiſch conobbi und ho conosciato). Und wie die Gegenwart habeo auditum, ſo nahmen die Romanen nun auch die Vergangenheiten habebam auditum und habui auditum auf.

Vermittelſt des Hülfszeitwortes habere bildeten die romaniſchen Sprachen auch die Zukunft: italiſch amar-ho, ſpaniſch amar-he, franzöſiſch aimer-ai u. ſ. w. von amare habeo ich habe zu lieben, d. i. ich ſoll, werde lieben. Die einfachen Formen amabo, monebo, legam, audiam waren die romaniſchen Sprachen gezwungen aufzugeben, weil ſie kaum ein Mittel hatten, die beiden erſten Formen von der unvollendeten Vergangenheit amabam, monebam, die beiden letzten von der gleichlautenden Bedingweiſe der Gegenwart zu unterſcheiden, und ſie mußten daher die Zukunft auf eine ſelbſtändige Weiſe ausdrücken. Die neugriechiſche und die engliſche Sprache griffen zu dem Zeitworte wollen (θέλω δώσει, I will give), die engliſche auch zu ſollen (I shall give); die deutſche Sprache drückt die Zukunft aus durch das Hülfszeitwort werden,

d. i. entſtehen, hervorkommen, hervorgehen, alſo: ich werde thun = ich gehe hervor zum Thun, ich gehe an das Thun; eben ſo die romaniſche Mundart der rhätoromaniſchen Sprache veng a vegnir, ich komme zum Kommen, d. i. ich komme zukünftig. Auch die andern romaniſchen Sprachen bilden ihre Zukunft häufig ganz ſinnlich durch das Zeitwort gehen, kommen, z. B. ſpaniſch voi à decirte, d. i. vado ad dicendum (dicere) tibi, franzöſiſch je vais faire cela, d. i. vado facere illud. In der Regel aber bilden ſie es auf die angegebene Weiſe durch habere, nach Art von Cic. pro Rosc. Am. 35. habeo etiam dicere, ad Famil. 1, 5. habeo polliceri u. dergl.

Außer der währenden und vollendeten Zukunft bilden die romaniſchen Sprachen auf dieſelbe Weiſe noch zwei ihnen eigenthümliche Zeiten, die währende und die vollendete Bedingzeit (Conditionalis): ſpaniſch amaria und habria amado (altſpaniſch hia = habia, d. i. habebam), franzöſiſch j'aimer-ais und j'aur-ais aimé, eigentlich: ich hatte zu lieben und ich hatte geliebt zu haben. Schon dieſe Formen zeigen deutlich genug die eigene Schöpferkraft der romaniſchen Sprachen; aber auch einzelne Formen der Vergangenheit im Spaniſchen und Südfranzöſiſchen (ſpaniſch tuve, anduve, auvergn. rampligai, jéouaitout u. a., Formen, die ich in meinen Beiträgen zur Erforſchung der Romaniſchen Sprachen Bd. I, S. 33 f., 283 u. ſ. w. erläutert habe), ſind Zeugen für die Fähigkeit der romaniſchen Sprachen, ſelbſt neue Formen zu ſchaffen.

Beſondere Formen für die Zeiten der Leideform dagegen haben die romaniſchen Sprachen eben ſo wenig wie die deutſche Sprache. Das Sanskrit, Griechiſche und Lateiniſche bildet die Leideform vermittelſt der rückbeziehlichen Fürwörter, z. B. griechiſch τύπτομαι aus τύπτω με, lateiniſch amor aus amo se (se für alle drei Perſonen wie im Ruſſiſchen), alſo eigentlich: ich ſchlage mich, ich liebe mich; die Perſon wird zugleich als thätig und als die Thätigkeit erleidend dargeſtellt: ich bin in einem Zuſtande (Thätigkeit), in welchem mir Schläge, Liebe zu Theil werden (Leiden). Im Deutſchen bilden wir die Leideform, wie die Zukunft der Thatform, durch werden. Hieß: ich werde ſchlagen, ſo viel wie: ich komme, gehe ans ſchlagen (ich werde ſchlafen = ich gehe ſchlafen), ſo heißt: ich werde geſchlagen, ſo viel wie: ich komme, gehe einher als ein Geſchlagener. Das Hülfszeitwort gehen dient auch ſchon im Sanskrit und öfters im Lateiniſchen zur Bildung der Leideform: amatum iri, perdere d. i. per-dare preisgeben, dagegen perire d. i. per-ire untergehen, vergehen, preisgegeben werden; vendere d. i. venum dare feil geben, dagegen venire d. i. venum ire feil gehen, d. i. verkauft (feil gegeben) werden. Eben ſo bilden die romaniſchen Sprachen öfters ihre Leideform durch ein Zeitwort gehen, z. B. ſpaniſch va dicho d. i. vadit dictum, gewöhnlich durch das Zeitwort ſein, welches ſchon im Lateiniſchen zur Bildung mehrerer Zeiten der Leideform diente, franzöſiſch je suis aimé ich bin geliebt d. h. ich befinde mich in dem Zuſtande eines geliebten. Häufig werden die Zeiten der Leideform auch durch die Thatform mit dem rückbeziehlichen Fürworte ausgedrückt, alſo ganz dem Lateiniſchen entſprechend und nur eine genaue Auflöſung der lateiniſchen Form, z. B. italiſch si dice, ſpaniſch se dice = lateiniſch dicitur d. i. dicit-se. Findet ſich dieſe Auflöſung in den andern romaniſchen Sprachen meiſtens nur in der dritten Perſon, ſo kommt ſie dagegen im Dakoromaniſchen in allen Perſonen vor: io me laud ich werde gelobt, tu te lauzi, el se laudë.

Ein wichtiges Zeichen für die Lebenskraft der romaniſchen Sprachen zeigt ſich darin, daß ſie die ſtarke Abwandelung weiter ausgebildet haben, als die lateiniſche Sprache. Alle indiſch-germaniſchen Sprachen unterſcheiden nämlich mehr oder weniger genau eine ſtarke und eine ſchwache Abwandlung; jene iſt die älteſte und daher bei den urſprünglichſten Zeitwörter üblich

und beſteht darin, daß zur Bezeichnung der Hauptzeiten kein fremdes Wort zu Hülfe genommen, ſondern nur der Stammſelbſtlaut vermittelſt des Ablautes verändert wird; z. B. ich ſpreche, ſprach, geſprochen; dieſe, die ſchwache Abwandelung, iſt jüngern Urſprungs und bedarf beſonderer, aus Hülfszeitwörtern hergenommener Endungen zur Bildung der Zeiten, z. B. lateiniſch amavi aus ama-fui, dixi aus dic-si (von esse), amabam aus ſanskritiſch bhu (φυ-), deutſch redete aus rede-te (d. i. that). Die ſtarke Abwandelung findet ſich auch im Lateiniſchen, aber nur wenig ausgebildet und in verhältnißmäßig weniger Wörtern, z. B. vĕnio vēni, ausgebildeter in ăgo ēgi, cado cecidi u. dergl. Hierauf fußend haben die romaniſchen Sprachen ein vollſtändiges Gebäude der ſtarken Abwandelung aufgeführt, worüber ich auf die öfter angeführten Beiträge verweiſe, in denen ich dieß ausführlich entwickelt habe.

7. Umſtandswörter.

Ich erwähne dieſe noch beſonders, weil A. W. von Schlegel (Observations S. 34) Einfluß des Deutſchen in der Art findet, wie die romaniſchen Sprachen die Verneinungen ausdrücken, indem ſie nämlich zur Verſtärkung und größern Verſinnlichung derſelben ein Hauptwort hinzufügen, welches etwas kleines, geringfügiges bedeutet, wie z. B. franzöſiſch ne point nicht einen Stich, ne pas nicht einen Schritt, altdeutſch n-eo-wiht d. i. nicht irgend ein Ding, nichts, engliſch no-thing, no-body u. dergl. Aber auch dieſe Sitte der romaniſchen Sprachen hat ihren Grund im Lateiniſchen: nihil iſt ne-hilum nicht das mindeſte, nemo iſt ne-homo, alt hemo, nicht ein Menſch (n-ie-man-d, ne-personne, no-body). Aehnliche Redensarten, z. B. non flocci pendere, non pili facere u. dergl. finden ſich in der Schriftſprache nicht ſelten, und ſind in jeder Volksmundart ſehr häufig.

V. Wort- und Satzfügung.

So wie wir in jedem Abſchnitte der Formenbildung finden, daß die Geſtaltung der romaniſchen Sprachen aus dem Streben nach Einfachheit und Verſtändlichkeit hervorgegangen iſt, ſo zeichnet ſich auch die Wort- und Satzfügung durch außerordentliche Klarheit und Ueberſichtlichkeit und zugleich durch Leichtigkeit und Gewandtheit aus. Die Wortfolge iſt die ganz natürliche, ungekünſtelte, der Gedankenfolge entſprechende. Mit Beſtimmtheit iſt anzunehmen, daß die überkünſtliche Wort- und Satzfügung der römiſchen Schriftſteller der Volksſprache fremd war, ja daß das Volk wohl kaum den vielfach verſchlungenen Satzbau ſeiner Schriftſteller verſtand, beſonders da das Zeitwort, grade der wichtigſte Theil der Rede, ſo häufig am Ende des Satzes ſtand. In den romaniſchen Sprachen dagegen bildet dieſes den eigentlichen Mittelpunkt des Satzes, um welchen ſich alles andere anſetzt. Iſt nun der Bau eines einzelnen Satzes in den romaniſchen Sprachen klar und durchſichtig, ſo iſt die Verbindung der Sätze unter einander eben ſo einfach und gewandt, beſonders wegen ihres größern Reichthums an Bindewörtern. Sie ſind daher viel bequemer zu leichter und gewandter Unterhaltung, als die ſteifere und gemeſſenere lateiniſche Schriftſprache. Aber auch Kürze und Gedrängtheit geht ihnen nicht ab, da ſie, wie die lateiniſche Sprache, die Mittelwörter und die Grundformen der Zeitwörter zur Abkürzung der Rede trefflich zu gebrauchen wiſſen. Doch würde es zu weit führen, dieß alles im einzelnen nachzuweiſen, und ich erlaube mir nur noch der langen Rede kurzen Sinn in wenige Worte zuſammenzufaſſen.

Nach meiner Anſicht ſind die romaniſchen Sprachen naturgemäße Entwickelungen und Fortbildungen der römiſchen Volksſprache, die zwar nicht ihrem Stoffe, wohl aber ihrer Form und ihrem Geiſte nach auch ohne die fremden Einwanderungen, wenn auch vielleicht langſamer, eben ſo ſich gebildet haben würden. Wer aber die lateiniſche Sprache in ihrem ganzen Weſen und in ihrem ganzen Lebenslaufe begreifen will, kann der Kenntniß der romaniſchen Sprachen, welche oft genug zur Erläuterung der lateiniſchen Sprache dienen, indem ſie gleichſam eine Brücke bilden, die uns aus der Gegenwart in die Vergangenheit zurückführt, ſo wenig entbehren, wie der Erforſcher der griechiſchen Sprache die neugriechiſche unbeachtet laſſen darf. So wie man das Leben eines Menſchen nur dann völlig verſtehen kann, wenn man denſelben von ſeiner Geburt an durch alle Verhältniſſe des Lebens bis zu ſeinem Ausgange begleitet, ſo muß, wer eine Sprache ganz zu begreifen ſtrebt — wer aber kann ſich rühmen, dieß erreicht zu haben? — ihrer Entwickelung nachforſchen von den früheſten erreichbaren Zeiten bis in die Gegenwart, ich ſage nicht bis zum Tode der Sprache, denn ich möchte von keiner Sprache behaupten, daß ſie wirklich geſtorben ſei. Dieß auf die lateiniſche Sprache angewendet, ergiebt ſich, daß wir ihren Urſprüngen in Aſien nachſpüren und ihre weitere Entwickelung durch die romaniſchen Sprachen hindurch verfolgen müſſen. Einen wie großen Aufſchwung, ja eine wie völlige Umgeſtaltung die lateiniſche und griechiſche Sprachforſchung durch die vergleichende Sprachkunde, welche ihrerſeits durch die wiſſenſchaftliche Erforſchung des Sanskrit zur Wiſſenſchaft erhoben worden iſt, wirklich ſchon gewonnen hat, darüber habe ich grade heute vor zwei Jahren die Ehre gehabt in Straßburg bei Gelegenheit des Congrès scientifique de France einen Vortrag zu halten. Wie mit der lateiniſchen, ſo iſt es mit jeder Sprache: jede bedarf, um begriffen zu werden, der Erläuterung durch viele andere Sprachen und keine Klaſſe von Sprachforſchern kann der andern Klaſſen entbehren. Die dießjährige Verſammlung der Philologen, bei der zuerſt abendländiſche und morgenländiſche Sprachen beſprochen werden, giebt uns die Bürgſchaft, daß dieß allgemeiner als bisher anerkannt worden iſt, daß in Zukunft die Scheidung zwiſchen „Philologen" und „Linguiſten" immer mehr aufhören, und daß ein immer innigerer Verein der deutſchen in verſchiedenen Richtungen Einem Ziele zuſtrebenden Sprachforſcher ſich bilden werde." *)

Zunächſt begründete Profeſſor Hermann aus Göttingen ſeinen Antrag, eine Adreſſe an den Herrn Geheimenrath Creuzer zu erlaſſen als Zeichen der Theilnahme an dem im April gefeierten Gedenkfeſt ſeiner Wirkſamkeit an der Univerſität zu Heidelberg. Er legte zugleich den Entwurf einer Zuſchrift vor, welcher von der Verſammlung genehmigt wurde **).

Es begann hierauf Profeſſor Weber aus Bremen eine humoriſtiſche Vorleſung über Hor. Sat. 2, 4. mit beſonderer Rückſicht auf die römiſche Kochkunſt und einem Excurs über die Krebſe bei den Römern. Dieſer Vortrag ward aber nach vorgängiger Beſprechung des Präſidenten mit dem Redner nicht zu Ende geführt.

Ehe zu einem anderen Gegenſtande übergegangen wurde, erbat ſich Hofrath Thierſch das Wort und äußerte ſich über einige Beziehungen des letzten Vortrags auf einen Stand und ein Volk, welche zu Mißverſtändniſſen führen könnten. Er ſei der Ueberzeugung, daß der Redner ſicher niemandem habe zu nahe treten wollen, fühle ſich aber zu der Erklärung gedrungen, daß

*) Vergl. hierzu die Blätter f. d. lit. Unterh. 1844. 25.—28. Sept. Nr. 269—272.
**) S. Beilage 4.

überhaupt nichts verletzendes in diesem Kreise geduldet werden dürfe. Dieser Grundsatz sei im Interesse des Vereins nothwendiger Weise festzuhalten, damit nicht etwa ein unversehens hingeworfener Funke sich in einen Brand der Trennung verwandle.

Die Versammlung gab in großer Mehrzahl durch Acclamation ihren Beitritt zu dieser Meinungsäußerung zu erkennen.

Der Präsident erklärte hiermit die Discussion über diesen Gegenstand für geschlossen.

Der Tagesordnung zufolge sollten „Andeutungen und Wünsche über Polybius", von D. Zimmer, folgen; da jedoch derselbe bereits zuvor bei dem Präsidium darauf verzichtet hatte diesen Vortrag zu halten, sprach zunächst Professor Walz

über die alt-italische Religion.

„Wenn ich mich unterfange, vor diesem Kreise einige Worte über die alt-italische Religion zu sprechen, so geschieht dies nicht um zu belehren, sondern um mir Belehrung zu erbitten.

Es ist außer Zweifel, daß bei der großen Thätigkeit, mit welcher in unsern Tagen an der Erforschung des römischen Alterthums gearbeitet wird, die nationale Religion, wie sie vor dem Eindringen der griechischen Götterwelt gewesen ist, noch am mindesten bedacht ist. Die Gründe dieser Erscheinung sind nahe gelegen: die Römer waren ein zusammengelaufenes, aus verschiedenen Elementen gemischtes Volk, und waren schon dadurch fremden Einflüssen leicht zugänglich: als aber die Tarquinische Dynastie dem etruscischen Element das Uebergewicht verschafft, und die griechische Religion zur Staats-Religion erhoben hatte, so strömte das Volk, welches nach dem Zeugniß des Varro (bei August. de C. D. IV, 31) die Götter 170 Jahre lang ohne Bilder verehrt hat, dem für die Sinne bestechenden Cultus mit derselben Begeisterung zu, welche der Bilderdienst nach dem Zeugniß der Geschichte über rohe Völker zu verbreiten pflegt. Der alte Götterdienst verschwand beinahe ganz aus dem Leben des Volkes, und lebte zu der Zeit, in welcher die Litteratur sich gebildet hat, aus der daher unsre Nachrichten' berstammen, nur noch in dem Munde des Volkes und der Ammen. Grade derjenige Schriftsteller, welcher für die Kenntniß der alt-römischen Sprache unsere wichtigste Quelle ist, hat zu der Zerstörung des alten Volksglaubens am meisten beigetragen. Ennius war es, der durch seine lateinische Uebersetzung des Euhemerus in Rom den glatten Rationalismus verbreitete, der anfangs als Aufklärung bei den edelsten Männern reißenden Eingang fand, bald aber die Wirkung äußerte, daß nicht nur der alte Volksglaube, sondern auch die neu eingeführte griechische Religion von allen gebildeten verachtet, in beliebige Philosopheme eingesetzt, und nur noch als ein Mittel der Politik betrachtet wurde. Unter diesen Umständen wäre die Kenntniß der alt-römischen Religion nicht nur für uns, sondern auch für die Römer selbst gänzlich untergegangen, wäre nicht der patriotisch gesinnte M. Terentius Varro ins Mittel getreten. Mit tiefer Wehmuth blickt er auf diese Gleichgültigkeit seiner Zeitgenossen gegen die Vorzeit ihrer Nation, und er faßte den Entschluß in seinen Antiquitates rerum divinarum atque humanarum der Vergessenheit zu entziehen, so viel ihm zu retten möglich war. Dieses Unternehmen hielt er für nützlicher, als wenn Metellus die Heiligthümer der Vesta aus dem Brande ihres Tempels, oder wenn Aeneas die Penaten aus dem Brande von Troja rettete (Aug. C. D. VI, 2); denn, meinte er, (Aug. IV, 22) es sei von großer Wichtigkeit zu wissen, was jeder Gott zu leisten vermöge, um ihn im vorkommenden Falle anrufen zu können. Am besten ist die Wichtig-

keit dieſes Werkes von Cicero in den Academica charakteriſirt, wenn er dort zu Varro ſagt: nos in nostra urbe peregrinantes errantesque tanquam hospites tui libri quasi domum reduxerunt, ut possemus aliquando qui et ubi essemus agnoscere — Worte, die wir unter ganz gleichen Umſtänden auf uns ſelbſt und auf den Verfaſſer der deutſchen Mythologie und deutſchen Rechtsalterthümer anwenden können! Leider aber iſt dieſes Werk für uns bis auf wenige Fragmente verloren, deren Erhaltung wir vorzüglich dem Auguſtin in ſeiner Schrift de Civitate Dei verdanken, und ſomit ſind wir an dieſen und einige andere Kirchenväter als Hauptquelle für dieſe Forſchungen verwieſen. Hierin nun liegt ein Hauptgrund, warum die Philologen dieſen Forſchungen ſo lange fremd geblieben ſind. Man wirft den Kirchenvätern im beſten Falle Mangel an Kritik, häufig aber auch abſichtliche Entſtellung und Uebertreibung vor. Es mag an allem etwas wahres ſein, ich kann darüber nicht entſcheiden; allein das reicht noch nicht hin um darum ihr Zeugniß zu verwerfen. Man ſehe doch nach, woher Jacob Grimm den Stoff zu ſeiner deutſchen Mythologie zum großen Theile geſchöpft hat: aus der noch im Munde des Volkes lebenden Tradition, aus Mährchen, aus den Acta Sanctorum, namentlich aus den Berichten über die erſten Verkündiger des Chriſtenthums unter den Deutſchen, welche den alten Aberglauben zu bekämpfen hatten. In der gleichen Lage waren auch die Kirchenväter. Aller Aberglaube erhält ſich am längſten und treuſten unter dem gemeinen Volke, daher wurden auch dieſe alten Götter Dii plebeji genannt (Aug. C. D. VII, 2. 15. IV, 11.) und auch unter dieſer Claſſe wurzelt er am feſteſten da, wo die Einflüſſe der Reſidenzen und anderer Cultur-Puncte am ſchwächſten ſind. Die Kirchenväter alſo waren es vorzüglich, welche mit dieſem Aberglauben in Berührung kamen und deſſelben, um ihn zu bekämpfen, erwähnen mußten. Dabei konnten ſie nun wohl die Sache ins ſchwarze malen und die auffallendſten Entartungen des Heidenthums hervorheben, aber unwahres zu ſagen wäre ihrem eigenen Intereſſe entgegen geweſen.

Werfen wir nun einen Blick auf den Charakter der alt-römiſchen Religion, ſo beſteht ihr weſentlichſtes Merkmal darin, daß in den 170 erſten Jahren Roms der Bilderdienſt unbekannt war, wie Varro bei Aug. C. D. IV. 31, und nach ihm Plutarch Num. 8. berichten Entſprechend dem vulkaniſchen Boden des Landes übten die alt-italiſchen Völker, namentlich die Sabiner den Feuer- und Geſtirndienſt. Die tusciſche Lehre kannte neue blitzſchleudernde Götter (Plin. H. N. II, 13) und die Lehre von der Fulguration machte einen weſentlichen Beſtandtheil dieſer Religion aus. Die alten Römer verehrten den Summanus, deſſen Name aber ſo ſehr in Vergeſſenheit gerieth, daß Auguſtin C. D. IV, 23 ſagt, man finde kaum jemand, der dieſen Namen, den man nicht mehr höre, wenigſtens nur geleſen hätte; wahrſcheinlich wurde er in der griechiſch-römiſchen Religion Jupiter Elicius genannt (Liv. I, 20.). Der Sabiner-König Titus Tatius ſoll den Dienſt des Saturnus, der Ops, der Sonne, des Mondes und des Lichtes bei den Römern eingeführt haben, Aug. IV, 23. Varro L. L. V, 74. Der Sabiner Numa führte den Dienſt des Feuers ein, welches ohne Bild und ohne blutige Opfer verehrt, und nach dem Eindringen der griechiſchen Religion mit der griechiſchen Heſtia identificirt wurde. In dieſen Götterkreis gehört nun obenan Janus und Jana: ſie ſind Sonnen- und Mondgötter. Umſonſt hat es der gelehrte, von allen mythologiſchen Phantaſterien gewiß freie Scaliger vor mehr als zweihundert Jahren in ſeinem Werke de emendatione temporum II, p. 174 geſagt, daß Janus der Sonnengott ſei, umſonſt hat der ſonſt ſo vielfach ausgeſchriebene Niebuhr (R. G. I, 94.) dieſe Behauptung als eine unwiderſprechliche, freilich nur im Vorbeigehen bezeichnet, noch immer

wird von neuem geſchrieben und gedruckt, Janus ſei der Gott des Anfanges oder der Vorſteher der Thüren. Als ob der älteſte der Götter, wie ihn Juvenal Sat. VI, 393 anruft, der Gott der Götter, (Deorum Deus) wie er in dem Carmen Saliare heißt (Macrob. Sat. I, 9. in dem Cult eines roh ſinnlichen Volkes ein abſtracter Begriff ſein könnte, als ob man einen Vorſteher der Thüren verehrt hätte, ehe man Häuſer hatte. Daß Jana den Mond bedeute, erhellt unwiderſprechlich aus Varro R. R. I, 37, wo er von der jana crescens und senescens ſpricht, und von den daran ſich knüpfenden Verrichtungen des Landmanns. Aus Dea Jana oder Diva Jana entſtand der Name Diana, welcher der herrſchende blieb. Iſt aber Jana der Mond, ſo iſt Janus die Sonne, wie auch Nigidius bei Macrobius Sat. I, 9. geradezu ſagt: Apollinem Janum esse, Dianamque Janam. Iſt nun Janus, der auch im carmen Saliare als Deivos Janos angerufen wird, die Sonne, ſo begreifen wir, wie er als älteſter Gott verehrt werden konnte, wie er mit zwei oder vier Köpfen abgebildet, wie der nach ihm benannte Monat an die Spitze des Jahres geſtellt, und ſofort aller Anfang unter ſeine Obhut gebracht wurde.

Neben dieſen beiden Himmelsgöttern ſtanden die Erdgötter Saturnus und Ops, welche als Schöpfer und Geber alles irdiſchen Segens verehrt wurden. Ihre Verehrung war aufs engſte verbunden, ſie hatten einen gemeinſchaftlichen Tempel, und beider Feſte, die Saturnalia und Opalia wurden im December gefeiert, urſprünglich an einem und demſelben Tage. Einer nähern Begründung dieſer Behauptung kann ich mich um ſo eher entheben, da die bekannten italiſchen Mythen von dem Reich des Saturnus auf einen ländlichen Gott hinweiſen.

Man würde ſich aber ſehr täuſchen, wenn man glauben wollte, dieſe älteſte italiſche Religion ſei darum, weil ſie keinen Bilderdienſt hatte, eine unſinnliche, von den Auswüchſen des Polytheismus reine geweſen. Denn eben dieſer Mangel des Bilderdienſtes, dieſes Fernehalten von Theogonieen, Liebſchaften und Kämpfen, welche die griechiſche Mythologie charakteriſiren, hat es erleichtert, durch eine dem proſaiſchen Charakter der Römer nahe liegende Abſtraction die Zahl der Götter ins unendliche zu vervielfältigen. Wenn es überhaupt das Weſen des Polytheismus iſt, daß er das Eine göttliche Weſen nach ſeinen verſchiedenen Aeußerungen in verſchiedene Perſonen zerſpaltet, ſo iſt dieß von den alten Römern auf ganz eigenthümliche Weiſe geſchehen. Sie begnügten ſich nicht damit, die Herrſchaft der Welt an eine Anzahl von Hauptgöttern zu vertheilen: jede einzelne Aeußerung dieſer Götter, jedes Verhältniß des Lebens, jede Empfindung und Stimmung des Gemüthes wurde unter den Schutz einer eigenen Gottheit geſtellt, und ſo wird es begreiflich, wie Varro in ſeinem Werke ſechstauſend Götter aufzählen konnte. Ueber die Art, wie dieſe Götter creirt wurden, giebt uns die Geſchichte einige Winke. Der lanzenkundige Romulus weihte eine Göttin Praestana, weil er einſt im Steinwerfen von allen der beſte geweſen war (Arnob. IV, 3). Der gewiſſenhafte Numa ſtiftete der Fides einen Cult (Liv. I, 21) und ordnete dem Mars und der Robigo Spiele an, um den Gott des Kriegs zu beſchwichtigen, und die Robigo von den Feldern, denen er beſondere Vorſorge ſchenkte, abzuwenden. Der kriegeriſche Tullus Hoſtilius gelobte im hitzigen Gefechte mit den Albanern dem Pallor und Pavor einen Tempel, und auf gleiche Weiſe entſchied auch bei den übrigen ein Zufall des Augenblicks über ihre Weihung. So erzählt Varro nach Aug. VI, 7. ſämmtliche Götter auf, welche in Beziehung zu den Menſchen von ſeinem Empfängniſſe an bis zum Tode in hohem Alter ſtehen, und fieng die Reihe mit Janus an und ſchloß mit Nänia. Die Namen aller dieſer Götter und die Art ihrer Verehrung war in den Pontificalbüchern, welche Indigitamenta heißen, verzeichnet, und man begreift leicht, in welcher Abhängigkeit das abergläubiſche Volk von den dieſer

Bücher kundigen Prieſtern ſtand, wenn ſie bei jedem Abſchnitt des Lebens, bei jedem Schritte und Tritte zu befürchten hatten die einem dieſer Götter ſchuldige Verehrung zu verletzen. Dieſe Creation neuer Götter war aber nicht abgeſchloſſen, nachdem die griechiſche Religion eingedrungen war. Wir ſehen aus mehreren Beiſpielen, daß ſie auch noch ſpäter fortgeſetzt wurde. Der Aeſculanus z. B. konnte erſt dann verehrt werden, als die Römer den Gebrauch des Erzgeldes kennen gelernt hatten, was unter Servius Tullius geſchah, den Deus argentinus aber erſt nach Erfindung des Silbergeldes, was ins J. d. St. 485 fällt. Ebenſo wurde dem Ajus Locutius ein Tempel geweiht wegen einer Stimme, welche die Römer von der Ankunft der Gallier benachrichtigt haben ſollte.

Mit dieſen wenigen Bemerkungen breche ich ab, und mache dabei keinen andern Anſpruch als darauf hingewieſen zu haben, wie mangelhaft unſre Kenntniſſe von dem ächt-nationalen Volksglauben der Römer ſind, und wie wichtig es für eine genaue Kenntniß des römiſchen Lebens iſt nicht nur dieſen älteſten Glauben, ſondern auch die Art und Weiſe ſeines Fortbeſtehens neben dem griechiſchen Götterdienſt näher zu erforſchen. Ich wünſche nur, von dieſer verehrten Verſammlung Winke für weitere Forſchung auf dieſem Wege zu erhalten, und würde mich ſehr befriedigt fühlen, wenn es mir gelingen ſollte, den einen oder andern zu ähnlichen Forſchungen veranlaßt zu haben."

Nach der Pauſe hielt Oberlehrer D. Rinne einen Vortrag

über die Geſchichte und die praktiſche Bedeutung des Begriffs der ſprachlichen Figur.

„Indem ich beabſichtige über die Geſchichte und die Bedeutung des Begriffs der ſprachlichen Figur zu verhandeln, ſo ſcheint es zuvörderſt einer Entſchuldigung zu bedürfen, daß ich einen Gegenſtand in die Mitte einer ſo hochanſehnlichen Verſammlung bringe, der der bisherigen Behandlungsweiſe nach nicht mit Unrecht im Rufe der ſchulmäßigen Trivialität ſteht, und dem man ſich ſeiner Unfruchtbarkeit wegen am liebſten ab- oder höchſtens nur in ſo weit zuwendet, als man es gerade nicht vermeiden kann. Von einer ſolchen Anſicht des Gegenſtandes aus ſtünde denn freilich nichts zu erwarten als entweder eine in bloßen Einzelnheiten ſich bewegende antiquariſch-philologiſche oder eine praktiſch-ſchulmäßige Behandlung derſelben, und es hieße wohl, hochverehrteſte Herrn, in übermäßiger Weiſe an Ihre Duldung appelliren, wenn ich Ihre geneigte Aufmerkſamkeit für das eine oder das andre in Anſpruch nehmen wollte.

Wenn ich dagegen den Begriff von ſprachlicher Figur ſogleich in den betreffenden griechiſchen Ausdruck von σχῆμα umſetzend zunächſt daran erinnere, wie derſelbe mit ſeiner Familie von σχηματισμὸς, σχηματίζειν ꝛc. die rhetoriſchen Werke der Alten von Ariſtoteles an immer mehr durchwurzelt; wie Ariſtoteles ſelbſt, indem er die Rhetorik als eine angewandte Dialektik aufzeigt, doch auch hauptſächlich die Gedanken auf einen gewiſſen topiſchen Schematismus zurückzuführen bemüht iſt; wie wir zahlreiche Abhandlungen, z. B. von Dionyſius, Rufus, Apſines ꝛc. über die Figur in einem gewiſſen andern als dem gebräuchlichen Sinne; noch viel mehrere aber (wie ſie größtentheils im achten Bande der Rhetores graeci des Herrn Prof. Walz zuſammengeſtellt ſind) über die Figur in dem geläufigen Sinne des Worts finden, ſodaß wir ihn durchaus als den Hauptbegriff auffaſſen müſſen, auf dem die ganze alte Rhetorik hauptſächlich beruht;

wenn ich daran erinnre, wie von dieſer im ganzen Mittelalter faſt nichts übrig blieb als eine Figurenlehre, und wie die Auffindung der Figuren und Tropen in der Bibel und in den wenigen geleſenen claſſiſchen Schriftſtellern faſt die einzige praktiſche Uebung war, die beim rhetoriſchen Unterrichte gepflogen wurde; daran erinnere, wie auch die neueren rhetoriſchen Schriftſteller dieſer Lehre einen unverhältnißmäßigen Raum gönnen — wie z. B. Gerh. Joh. Voß in ſeinem über 1000 Quartſ. ſtarken Werke der institutt. oratoriarum ihr über ein Drittel, Joh. Chriſt. Adelung, deſſen Andenken wir hier an dieſem Sitze ſeiner unermüdlichen Thätigkeit mit dankbarer Geſinnung aufrufen, ihr in ſeinem gleichfalls an 1000 Octavſ. ſtarken Werke über den Stil beinahe 300 Seiten widmet: ſo muß ſich ſchon aus dieſer ganz äußerlichen Betrachtung auf eine dem Weſen des Gegenſtandes inwohnende, aber unſerer Erkenntniß oder Praxis verloren gegangene Bedeutſamkeit deſſelben rückſchließen laſſen.

Wenn wir aber ferner aus der Erfahrung hinzunehmen, wie die griechiſchen, und in ihren mittleren und ſpäteren Zeiten auch die römiſchen Redner nachweisbar nur durch eine künſtliche rhetoriſche Bildung, die ſich, wie wir ſehen, vorzugsweiſe in dem Begriffe des topiſchen Schematismus concentrirt und auf der Anwendung einer Figurenlehre beruht, zu der Vollendung der Form gekommen ſind, die wir mit Staunen bewundern; wie dagegen unſre rhetoriſchen Anweiſungen überhaupt und unſre Figurenlehre insbeſondre eben ſo nachweisbar gar keinen fördernden Einfluß auf die vollkommnere Production und Darſtellung der Rede gehabt hat, ſo beſtätigt ſich nicht nur unſre Vermuthung, daß in dem Begriffe der ſprachlichen Figur durchaus etwas andres und mehr liegen müſſe, als man wohl gewöhnlich darunter verſteht, ſondern auch, daß wir es mit einem ſehr wichtigen, aber in einer gewiſſen Dilogie hin- und herſchwebenden Begriffe zu thun haben, und es dürfte daher wohl der Mühe werth ſein aus der Geſchichte deſſelben dieſes ſein Auseinandertreten ſowohl als auch dennoch ſeinen innern Zuſammenhang nachzuweiſen und zu erklären, hierdurch das ſcheinbare Räthſel zu löſen und ihn in ſeiner Bedeutung dem Gedanken und hierdurch dem Leben wieder zuzuführen.

Indem ich dieß zu thun gedenke, von dem unermeßlichen hiſtoriſchen Stoff aber nur ſo viel vorführen werde, als davon der Gang der Entwickelung dieſes Begriffs und ſeine Wichtigkeit für die Kritik und Hermeneutik ſowohl als für ſprachliche Production und Darſtellung überhaupt ſich erkennen läßt, glaube ich einigen Anſpruch auf ihre gütige Aufmerkſamkeit, hochverehrte Herrn, machen zu dürfen, wenngleich mein Vortrag ſich nur auf den Verſuch beſchränkt Ihnen meine Anſicht im allgemeinen mitzutheilen, um hierdurch vielleicht zu weiterer Beſprechung anzuregen.

Die Griechen ſind es faſt allein, welche dieſen Gegenſtand vielfach und auf originale Weiſe behandelt haben; denn alles, was die Römer, noch mehr die modernen Völker darüber ſchrieben, iſt nicht viel mehr als Wiederholung oder bloße Reflexion bis auf den heutigen Tag.

Während aber die Griechen das ihrige gethan haben, daß ſie dieſen Stoff überhaupt empiriſch erzeugten und ausbildeten, — wobei ſie die dazu gehörenden Begriffe freilich auch nur empiriſch beſtimmten —, liegt es uns ob ihn vom Bewußtſein aus nach der Idee der Sprache und der ſprachlichen Darſtellung zu geſtalten und eine theoretiſche Betrachtung an der Hand der Geſchichte ebenfalls von dieſem geiſtigen Geſichtspuncte aus anzuſtellen, ſo daß der Gegenſtand durch die Darlegung ſeiner Geſchichte ſeine Natur und Vergangenheit ſelbſt erklärt und ſeine Idee und Zukunft ſelbſt beſtimmt.

Um dieß aber zu vermögen iſt es nöthig, daß Sie mit mir einen Augenblick an das Wiegenbett der Sprache und des einzelnen Wortes hintreten, und da werden wir denn, — wenn wir das einzige feſthalten, wie ein Wort urſprünglich dadurch entſteht, daß durch den Eindruck auf ein empfindendes Subject eine innere Spannung entſteht, die ſich, nachdem der Eindruck von dem Subjecte als ein beſonderer unterſchieden und als Einheit gefaßt iſt, in der Stimme durch den Laut entledigt, der eben das Moment der Beſtimmtheit an ſich hat, — nicht ohne einige Verwunderung erblicken, daß jedes Wort gleich urſprünglich eine Figur und eine Trope zu gleicher Zeit iſt.

Denn wenn eine Figur das genannt werden muß, wodurch ſich eine Materie eine beſtimmte oder beſonderte Form der Einheit giebt; die Stimme in dem Worte aber durch das beſtimmte Verhältniß des Vocals nach Höhe und Tiefe und durch die beſtimmte Einwirkung der Sprachwerkzeuge auf den Hauch in dem Conſonantismus ſich eine ſolche feſte Umgrenzung unter einer beſtimmten Einheit giebt, die ich mir linienhaft denken kann, ſo folgt auch, daß ein Wort in ſeiner Lautgeſtalt eine Figur im wörtlichen, nicht etwa bloß metaphoriſchen Sinne bilde, wie dieß ja auch die Chladniſchen Klangfiguren ſchon in Hinſicht auf den noch allgemeineren Begriff des Klanges nachgewieſen haben.

So nahmen es auch ſchon die Griechen, ohne Chladniſche Verſuche, und Ariſtoteles nennt daher im 20. Kap. der Poetik die Conſonanten, auf denen die figürliche Geſtaltung des Worts hauptſächlich beruht, geradezu *σχήματα στόματος*; ebenſo belegt Dionys im 11. Kapit. ſ. Buches de compos. verb. die Beſonderheit der conſonantiſchen Geſtaltung mit dem Namen von *σχηματισμὸς* und Plotin ſagt geradezu, daß, wenn jemand ſpreche, er durch die Thätigkeit der Sprachwerkzeuge ein Bild oder ein *σχῆμα* in der Luft hervorbringe, welches der hörende wahrnehme.

Weſentlich iſt hierbei dieß feſtzuhalten, daß der Eindruck und durch ihn der Gegenſtand nach irgend einer beſonderen und einzelnen Seite ſeiner Natur ſich einen unmittelbaren, aber lautlich beſtimmten Ausdruck im Worte gegeben hat. Was dieß heiße, erklärt ſich noch deutlicher, wenn wir ſehen, in wiefern jedes Wort zugleich Tropus iſt. Denn wenn wir Tropus diejenige ſprachliche Erſcheinung nennen müſſen, nach der ſich eine Anſchauung in ihrer Totalität dadurch einen Ausdruck im Worte ſucht, daß ſie ſich in einem an irgend einer beſondern Seite ihr verwandten ſpiegelt; ein Wort aber in ſeiner Beſonderheit zugleich eine ganze Anſchauung oder einen Gegenſtand bezeichnen ſoll, während es doch eigentlich nur einer Beſonderheit deſſelben unmittelbar entſpricht, ſo folgt, daß jedes Wort gleich urſprünglich auch ein Tropus iſt. Wenn ich z. B. Löwe, Leu ſage, ſo liegt darin nichts anders, als daß ſich der Eindruck, den die Stimme dieſes Thieres auf den Menſchen machte, ſich in dem Worte eine durch den Sprachlaut gebildete unmittelbare Beſtimmtheit gegeben, d. h. daß ſich eine Sprachfigur gebildet hat, der zu ihrem Inhalte nichts als der Stimmeindruck des Thieres auf die menſchliche Empfindung zukommt.

Gleichwohl ſoll ich mir auch die Mähne, den Schwanz, den Kopf, die Farbe, kurz den ganzen Eindruck und das ganze Thier mit allen ſeinen Eigenthümlichkeiten mit vergegenwärtigen, — was eben nur ſo geſchieht, daß ſich die Totalität des Eindrucks an einer Beſonderheit tropiſch ſpiegelt, und ſo iſt jedes Wort gleich urſprünglich Figur und Trope.

Auf dieſe Weiſe aber ſchafft ſich der Geiſt in dem Worte ein Mittel, vermöge deſſen er den Inhalt der Welt durch ſeine eigne Thätigkeit in immer individuellerer Weiſe vor ſein Bewußtſein bringt, während er zugleich dieſen Inhalt benutzt, um darin ſeine Anſchauungen in totaler Weiſe abzuſpiegeln.

Es verſteht ſich nun von ſelbſt, daß alles, was von einer Sache in der einfachen Zuſammenfaltung ſeiner Momente gilt, ebenſowohl auch von ihr gelten muß, wenn ſich dieſe entfalten und äußerlich herausſetzen. Wenn daher das Wort in ſeiner Einfachheit nach ſeiner Lautgeſtalt und Bedeutung Figur und Trope iſt, ſo muß beides ihm auch bleiben, wenn es ſich zur Vielheit der Wörter im Satze, in der Satzverbindung und in der ganzen Rede explicirt. Und daher vermannigfaltigt und erweitert ſich der Begriff der Figur und individualiſirt ſich in dem Verhältniſſe des Wortes zum Satze, des Satzes zur Satzverbindung ꝛc. nach allen den in dem Worte liegenden Momenten, — mögen dieſe ſich nun auf die Lautlichkeit des Worts an ſich oder auf das darin liegende zeitliche und intenſive des Lauts, oder auf das Verhältniß der Sache der Vorſtellung gegenüber beziehen, oder mögen ſie die Beziehung des Worts und Satzes als Einzelheit zur Einheit des Ganzen ſelbſt zum Inhalt haben: genug aber, daß ſich hieraus vier Quellen von Figuren erzeugen, die eigentlichen Laut- und Wortfiguren, die rhythmiſch-metriſchen, die wir der Kürze halber weiterhin ganz von unſrer Betrachtung ausſchließen können, die ſogenannten Sach- oder Figuren der Bedeutung und endlich diejenigen, die wir die logiſchen nennen müſſen: ſo daß uns alſo zur Hauptbetrachtung nur drei Arten übrig bleiben.

Ich übergehe die ſchon in den rhetoriſchen Schriften der Alten liegenden Beſtätigungen dafür, daß es keineswegs ungewöhnlich ſei dieſe Verhältniſſe mit dem Namen der figürlichen zu bezeichnen, wie daß z. B. die Metra σχήματα heißen, wie Ariſtoteles und Hermogenes von ἐσχηματισμένοις ῥυθμοῖς ſpricht; wie man die logiſchen Schlüſſe als beſtimmte Verhältniſſe der Begriffe und Gedanken zu einander σχήματα nennt, und wie Leibnitz einmal ſogar die Zahl eine metaphyſiſche Figur nennt ꝛc. und füge nur hinzu, daß ihnen allen dieſe Benennung der vorhin gegebenen Erklärung gemäß nothwendig zukommt.

In dieſem Sinne iſt denn freilich alles was in Wort und Rede hervortritt eine Figur zu nennen, und das war denn auch dem alten Rhetoriker nicht ganz entgangen. „Ἡμεῖς δέ φαμεν, — ſagt Dion. v. Halik. rhet. X, 1. — ὅτι τοσοῦτον ἀπέχει ὀρθῶς λέγειν ὁ λέγων μὴ εἶναι ἐσχηματισμένους λόγους, ὥστε τοὐναντίον οὐδεὶς λόγος ἀσχημάτιστος, οὐδὲ ἁπλοῦς λόγος οὐδείς. Daſſelbe ſpricht Cäcilius in einer bei Photius bewahrten Stelle ſeines verloren gegangenen Buches von den Figuren, dasſelbe Alexander in ſeinem Buche von den Figuren geradezu aus. Nur wußten dieſe Rhetoriker nicht weiter auf dieſer Erfahrung fortzubauen und die neueren haben ſie ganz liegen laſſen.

Dieſelbe Mannigfaltigkeit und Erweiterung aber, die der Figurenbegriff auf dieſe Weiſe erhält, geht auch auf den Begriff der Trope inſofern über, als die Totalanſchauungen immer inhaltvoller und umfaſſender werden oder als ſie ſich an immer vielfacheren Gliederungen und Beſonderheiten ſpiegeln (was freilich der empiriſchen Betrachtungsweiſe der Griechen entging).

Daß dieß freilich nur der weitere und uneigentliche Begriff von Figur und Trope ſei, iſt klar; eben ſo wenig dunkel iſt es aber auch, wie ſich der eigentliche und engere Begriff von beiden aus jenem weiteren hervorbewegt.

Je mehr nämlich der Gebrauch, namentlich der ſchriftliche Gebrauch und die Ausbildung einer Sprache innerhalb eines Volkes einerſeits überhaupt zunahm, andrerſeits aber, je mehr in einigen vorzugsweiſe ein lebendiges und geiſtiges Bewußtſein hervortrat und ſich hierdurch eine poetiſche Sprache im Unterſchiede gegen die vulgäre bildete, wenn dieſer Unterſchied anfangs auch nicht ſehr groß war; je mehr hatte dieß die Folge, daß das figürliche und tropiſche, das anfangs noch durchaus fühlbar war, immer weniger empfunden wurde, und die ſo entſinnlichte Sprache immer mehr in das Verhältniß eines bloß äußerlichen Zeichens für die Sache trat.

Eben ſo hatte es auch die Folge, daß bei dem erhöhteren geiſtigen Leben der Geiſt auch mit mehr Freiheit über den Sprachſtoff ſchaltete, und daß er in dem Bedürfniß eines entſprechenden Ausdrucks für die lebendigere und höhere Anſchauung gewiſſe Veränderungen der vulgären Sprache und Ausdrucksweiſe gegenüber vornahm, die, weil ſie unter einer Einheit gefaßte ſprachliche Beſtimmtheiten vorzugsweiſe ſind, durch welche der Sinn feſtgehalten werden ſoll, auch Figuren im engern oder prägnantern Sinne, oder lumina verborum et sententiarum ſind, wie Cicero ſo ſchön ſie nennt.

Eine ſolche prägnante Figur tritt alſo in Gegenſatz gegen die Figur in ihrem erſten oder natürlichen Sinne; es ſind, wie Alexander ſagt, σχήματα κατὰ μίμησιν καὶ κατὰ τὴν τέχνην im Gegenſatze gegen die σχήματα κατὰ φύσιν καὶ κατὰ συνήθειαν, und damit ſtimmt auch ſeine Erklärung als einer ἐξάλλαξις λόγου ἐπὶ τὸ κρεῖττον κατὰ λέξιν ἢ κατὰ διάνοιαν ἄνευ τρόπου, oder die Erklärung des Ael. Herodianus als einer οἰκονομία μετ' εὐκοσμίας ἐκπεφευγυῖα τὴν ἰδιωτικὴν ἁπλότητα τῆς ἐπαγγελίας.

Daher kommt es ferner, daß, inſofern dieß figürliche nur die Lautgeſtalt des Worts betrifft, es auch ganz mit dem Solöcismus zuſammenſtößt, nur daß dieſer aus Mangel an Sprachgefühl in Bezug auf eine gewiſſe Veränderung und Abweichung, die Figur dagegen aus einem erhöhten Gefühle dafür hervorgeht. Indem aber die griechiſchen Rhetoriker dieſen Unterſchied nicht wohl herausfanden, fiel es ihnen auch ſchwer, die beiden Erſcheinungen gehörig zu trennen. Ein ungenannter Rhetor (in der Walz'ſchen Samml. tom. VIII.) nennt die Figur daher geradezu ein ἁμάρτημα λόγου, Gregor von Korinth definirt ſie ſogar als ein σολοικισμὸς ἀπολογίαν ἔχων und Ael. Herodianus ſagt, daß die Figur auf eben ſo viele Weiſen entſtünde, als der Solöcismus auch entſteht.

Eben ſo wie die Figur tritt aber auch die Trope in ihren prägnanten Sinn. Denn es iſt der geiſtigeren Erhebung und Anſchauung vollkommen entſprechend, daß erſtlich die geiſtigen Begriffe und Anſchauungen überhaupt jetzt entſtehen; noch mehr aber, daß ſie deshalb nicht neue Wortbildungen veranlaſſen, weil ihnen eben nichts ſinnliches zu Grunde liegt, das die Empfindung energiſch genug ſpannen könnte, und daß ſie alſo als bloße Metaphern ihren Sitz in ſchon fertigen Begriffen und Wörtern nehmen und durch dieſe in ihrer Totalität nur hindurchſcheinen. Zu demſelben Mittel greift aber auch die Sprache, um andre Gegenſtände, wie z. B. Werkzeuge und alle ſolche, durch deren Anſchauung die Empfindung nicht energiſch genug geſpannt wird, wörtlich zu bezeichnen, und wie z. B. auf dieſe Weiſe das Hebewerkzeug Krahn Metapher von Kranich wird, eben ſo wie im Griechiſchen das entſprechende γέρανος für Hebewerkzeug Metapher von γέρανος der Kranich iſt. Zu demſelben Mittel greift ſie endlich zur Bezeichnung von poetiſchen Anſchauungen, weil dieſe in ihrer Totalität wieder empfunden werden ſollen. In allen dieſen Fällen iſt der Begriff von Tropus nicht in ſeinem erſten natürlichen Sinne, ſondern weil hier eine Anſchauung eine ihr ſonſt durchaus fremde zum Mittel ihres Ausdrucks gewählt hat um an ihr hindurch zu ſcheinen, im prägnanten Sinne des Worts.

Sehen wir aber auf die Art, wie ſich dieſe beiderſeitige Prägnanz nun ausdrückt, ſo iſt es intereſſant zu beobachten, wie ſie, ganz dem Gange der Entwickelung der Figur in ihrem natürlichen Sinne folgend, ſich zuerſt an das äußerlichſte und einfachſte Verhältniß des Vocals zum Conſonanten in der Lautgeſtalt des Worts heran- und dieſes zu alteriren wagt, — was die Wortfigur im engern Sinne abgiebt, die man insgemein auch die grammatiſche Figur

nennt, und durch die der entſprechende Begriff nur überhaupt durch ſeine ungewöhnliche Form für die Sinnlichkeit mehr hervorgehoben werden ſoll.

Dann ſchreitet die Prägnanz weiter vor, und bringt ſchon den Sinn des betreffenden Wortes dadurch mit ins Spiel, daß ſie es oder nur Theile deſſelben wiederholt, und dadurch das freie Spiel des Geiſtes über die lautliche Form noch mehr bekundet, als durch die Figuren der erſten Art, — was uns die Wortfigur im weitern Sinne giebt.

Weiterhin bezieht ſich dieſes Spiel des Geiſtes lediglich auf das Verhältniß der Sache zur Vorſtellung, und der Fortſchritt der freiern Bewegung liegt darin, daß das figürliche nicht mehr am Worte als Lautgeſtalt haftet, ſondern daß alles das vergegenwärtigt wird, was in und an und um den Begriff liegt, wenn ich mir denſelben in ſeiner concreten Wirklichkeit denke, — was die Gedankenfigur im engeren Sinne abgiebt. Denn indem ſich die ſinnliche Vorſtellung allmählich von dem Worte entfernt hat, ſo daß dieſes nur als eine willkürliche Notion für die Sache erſcheint, ſo wird durch die Kunſt der figürlichen Darſtellung nun die Sache wieder mit der ihr zugehörenden Sinnlichkeit umgeben.

Noch weiter endlich geht die Prägnanz, wenn das figürliche an ſinnlichen Vorſtellungen haftet, die dem Inhalte nicht eigenthümlich zukommen, ſondern die nur zu deſſen Verſinnlichung anderweit hinzugenommen werden, — ſo jedoch, daß dieſe anderweiten Vorſtellungen nicht für den unterliegenden Begriff ſelbſt eintreten, ſondern ſich nur um denſelben gleichſam herumlagern, was wir die Gedankenfigur im weiteren Sinne nennen.

An dieſen beiden Beſtimmungen der Gedankenfigur im weitern Sinne ſieht man ſchon auf das deutlichſte die Annäherung an die Trope. Dieſe ſelbſt tritt aber erſt ein, wenn das eine geradezu für das andere geſetzt wird, damit ſich das letztere in dem erſteren ſpiegeln könne. Aber auch die Trope hat ihre Stufen, zunächſt in der Synekdoche, in der der Theil für das Ganze und umgekehrt eintritt; dann erhebt ſie ſich zur Metonymie, in der das, was in, an oder um den Gegenſtand iſt, für dieſen ſelbſt ſteht, und nun erſt wird ſie Metapher oder Tropus im eigentlichen Sinne, in der ein ſelbſtändiges Ganze für das andere eintritt, durch den das gemeinte in ſeiner Totalität durch die bloße Zuſammenſtellung der Begriffe hindurchſcheint.

So ergiebt ſich eine vollſtändige Stufenleiter der Figuren von dem einfachſten und gebundenſten Verhältniſſe hinauf bis zu dem freieſten in der Trope als Spitze, zu der ſie ſich hinbewegen.

Ich werde Sie aber, hochverehrte Herrn, nicht weiter damit behelligen, wie durch noch weitere eingelegte Subdiviſionen, wie z. B. ob das figürliche auf ſich oder durch Unterlegung eines ſeiner Sphäre andern entſteht, ob es poſitiv oder negativ iſt ꝛc., in der That ein vollſtändiges Aufſteigen von einer Figur zur andern bis zur Trope hinauf nachgewieſen werden kann, und ich darf mich wohl dabei auf einen andern Ort berufen, wo ich eine ſolche Nachweiſung durchgeführt zu haben glaube.

Eben ſo wenig werde ich Sie mit einer weiteren Beweisführung behelligen, wie es durch eine ſolche Anſicht des Gegenſtandes allein gelingen kann, den Figuren eine Eintheilung unterzulegen, durch die uns ihre Erkenntniß wirklich näher gebracht wird; wie es hierdurch allein gelingen kann, die Wortfigur von der Gedankenfigur und dieſe wieder von der Trope zu ſcheiden und doch auch ihren Zuſammenhang nachzuweiſen; wie es ſich hierdurch allein erklärt, warum eine Figur der höheren Sphäre die der niederen in ſich einſchließen kann u. dergl., und noch weniger damit behelligen Ihnen zu zeigen, wie die über alle dieſe Punkte gegebenen Erklärungen

von den älteſten bis auf die neueſten Zeiten nicht Stich halten, und auch warum ſie dieß nicht können, und wie man darüber ſo vielfach geirrt hat.

Ich begnüge mich vielmehr hinzuzufügen, wie alle dieſe Figuren ſich zunächſt ganz unbewußt bilden, und wie der Gebrauch der Tropen und Figuren in einem Zeitalter, in welchem eine objective Anſchauungsweiſe, wie etwa im homeriſchen Zeitalter, herrſcht, ſich hauptſächlich auf ſolche erſtrecken wird, die keine zu große Freiheit der ſubjectiven Vorſtellung herausſetzen, wie dieß bei den Figuren und Tropen der höchſten Stufen nothwendig wird. Daher werden wir z. B. im Homer ſelbſt vorzugsweiſe die Wortfiguren im weiteren Sinne, die auf Wiederholung oder auf Correſpondenz des Wortlauts mit dem Sinne beruhen, und die Gedankenfiguren im engeren Sinne finden, die nur das verſinnlichen, was in und an dem Begriffe ſelbſt iſt, wenn man ſich ihn in ſeiner Wirklichkeit vergegenwärtigt, wie dieß Epitheton, die Individualiſation, Exergeſie, Schilderung, Steigerung, Hyperbel ꝛc. und von den Tropen hauptſächlich nur die Synekdoche und die Metonymie, — wogegen die Gedankenfigur im engeren Sinne und die Metapher ſeltener iſt.

Wir hatten aber vorhin drei Hauptquellen der Figuren erkannt, hier dagegen tritt nur die Wort- und Gedankenfigur in ihrer Prägnanz hervor, und woher dieß komme und wie ſich dieſe Lücke erfülle, betrachten wir jetzt ganz kurz.

Eben ſo nämlich wie das figürliche des Verhältniſſes oder die logiſche Figur im einfachen oder natürlichen Sinne ſich erſt bildete, nachdem ſich das Wort zum Satze und der Satz zur Satzverbindung erweitert und exponirt hatte: eben ſo kann ſich auch die logiſche Figur im prägnanten Sinne nicht eher bilden, als bis man die Elemente der Sprache in einer viel mannigfaltigeren und verſchiedenen Art der Beſtimmtheit auf eine Einheit bezieht, und daher iſt unter der Prägnanz der logiſchen Figur hauptſächlich das verſchiedenartige periodologiſche Verhältniß zur Einheit des ganzen zu verſtehen. Je mannigfaltiger und beſtimmter nun dieſe Verhältniſſe zur Einheit ausgedrückt ſind, je deutlicher tritt dieſe Einheit des ganzen begreiflicherweiſe auch durch das einzelne hervor, — was wiederum nichts anderes heißt, als, je vollkommener die Prägnanz der logiſchen Figur iſt, ein um deſto vollkommneres Mittel wird ſie auch als Spiegelung oder Tropus der Totalität der Innerlichkeit des ſchreibenden.

Das Entſtehen der logiſchen Figur in dieſem prägnanten Sinne ſetzt aber offenbar eine Zeit voraus, in welcher man eine größere Mannigfaltigkeit von Dingen nicht nur überhaupt in individuellerer Weiſe unterſcheidet, ſondern wo man auch ſchon ihren cauſalen Zuſammenhang oder ihre inneren Bezüge zu begreifen weiß; eine Zeit, in der die ſubjectivere Anſchauungsweiſe, d. h. eine ſolche beginnt, in der der eine nicht mehr ganz wie der andere ſeiner Volksgenoſſen denkt, fühlt und handelt, und wo alſo die erſten Zeichen erſcheinen, daß ſich das bisherige nationale, ſittliche und religiöſe Bewußtſein aufzulöſen beginnt; eine Zeit endlich, in der mithin die lyriſche Poeſie (die zugleich die Gedankenfiguren und Tropen der höchſten Sphären gebraucht) ſo wie die dramatiſche Poeſie erſchienen, reſpective vorausgegangen ſein muß: ſie ſetzt mit einem Worte die Entſtehung und Ausbildung der Proſa, namentlich aber die der rhetoriſchen voraus, als in welcher ein concreter, individueller Fall nach aller Mannigfaltigkeit ſeiner Einzelheiten oder ſo beſtimmt als möglich in der Einheit einer über ihm ſchwebenden Allgemeinheit aufgezeigt wird. Und ſuchen wir nach einem concreten Beiſpiele für eine ſolche geſchilderte Epoche, ſo können wir kein treffenderes ergreifen als die griechiſche Geſchichte in der Zeit des peloponneſiſchen Krieges und die Zeit der großen attiſchen Redner.

Blicken wir in Hinſicht auf eine ſolche Zeit noch einmal auf das Verhältniß von Figuren zur Trope, ſo iſt es in der That das vollkommene und daſſelbe wie im urſprünglichen Worte: die Totalität iſt aber ſtatt der vorherigen Anſchauung eines einzelnen Gegenſtandes nun eine explicirte ſittliche geworden, wie ſie das ganze Volk hat, und das figürliche, das erſt am einzelnen Worte haftete, iſt nun eine mannigfaltige vielgegliederte Beſtimmtheit geworden, die nun fähig iſt jenen erweiterten und erhöhten Begriff der Totalität hinlänglich ſinnlich und körperlich an ſich auszudrücken und hindurchſcheinen zu laſſen, und doch iſt der Begriff jenes allgemeinen ſowohl als dieſes beſonderen geiſtiger geworden: mit einem Worte, die Figur iſt durch die Thätigkeit des Geiſtes und durch das Bewußtſein vollkommen adäquates Mittel für die Allgemeinheit geworden, wie man ſie für eine ſolche Zeit zu faſſen fähig iſt, und daher ſtellen die entſprechenden Geiſteswerke auch die höchſte relative Vollendung oder die Einheit von Form und Inhalt dar und tragen ſo das Gepräge der Schönheit an ſich.

Gleichwohl kann man ſich nicht verhehlen, daß eine ſolche Zeit auf einem höchſt gefahrvollen Gipfel ſteht.

Denn je mehr die ſubjectivere Betrachtungsweiſe eindringt und der einzelne ſich alſo immer mehr von den andern im Unterſchiede erkennt; der objectiv-ſittliche Halt, in welchem ſich der eine im Verhältniß zu ſeinen Volksgenoſſen fühlte, mithin ſchwindet, während er doch noch keine andere höhere Allgemeinheit hat faſſen und ſich ihr unterordnen lernen: je mehr ſteht der Menſch in Gefahr, nach und nach alle Dinge nur in Beziehung auf ſich als einzelnes und beſonderes, mithin auch nur ſinnliches Weſen aufzufaſſen und ſo der Genuß- und Eigenſucht und alſo der Unſittlichkeit zu verfallen und ſomit dem Weſen des Geiſtes immer mehr den Rücken zu kehren, das eben in nichts anderem beſteht als in einer zur Einheit gefaßten unterordnenden Beziehung des beſonderen unter das allgemeine und einem dem gemäßen energiſchen oder praktiſchen Verhalten.

Und während nun leider die meiſten der Erfahrung gemäß einem ſolchen Zuge der ſittlichen Verderbtheit folgen, ſo hat dieß, in ſofern es ſich durch Sprache kund giebt, den Einfluß auf ſie, daß, inſofern wir den vorhergehenden Zuſtand als geſetzt annehmen, das dort wahrnehmbare harmoniſche Verhältniß von Figur und Trope, wie wir es zuletzt fanden, ſich nicht nur auflöſt, ſondern daß das figürliche, als Moment des beſondern überhaupt gefaßt, das tropiſche, als Moment des allgemeinen gefaßt, nach langem Kampfe allmählich ganz beſiegt und unterdrückt und nun in ſeiner Einſeitigkeit herrſcht.

Indem nämlich der Menſch immer mehr auf ſich bezieht und darnach auch ſpricht und handelt, und indem er mit der dem ſelbſtſüchtigen Streben eigenthümlichen ſcharfen Klugheit gar wohl bemerkt, daß durch die Rede, namentlich aber durch die figürliche Geſtaltung derſelbe am leichteſten auf die andern zu ſeinen Zwecken gewirkt werden kann, ſo wendet ſich die ganze Energie ſeines Strebens auf den Gebrauch der Rede und der figürlichen Geſtaltung insbeſondere, und daher wird eine ſolche Zeit in ihren geiſtigen Erzeugniſſen nicht nur durchweg rhetoriſch werden, — wie denn in der That bei den kunſtvollen Griechen der Begriff der τέχνη ganz in den Begriff der bloß rhetoriſchen Kunſt aufgeht, ſondern die Figurenlehre wird auch den hauptſächlichſten Punct darin ausmachen, — wie denn die Figurenlehren in dieſen Zeiten auch am reichlichſten bei den Griechen hervorquellen, ſo daß die Rhetorik in dieſen Lehren ganz aufzugehen den Anſchein hat.

Weil aber in den eigenſüchtigen Zwecken die Rede immer mehr ihren allgemeinen ſittlichen Zwecken entzogen wird, ſo geht ſie auch immer mehr in die Kunſt der bloß ſubjectiven oder ſchlechten Ueberredung über, und es half daher nichts, daß Ariſtoteles (Rhet. I, 1.) ſich ausdrücklich dagegen in den Worten verwahrt hatte: — οὐ τὸ πεῖσαι ἔργον τῆν ῥητορικῆς, ἀλλὰ τὸ ἰδεῖν τὰ ὑπάρχοντα πιθανὰ περὶ ἕκαστον: denn es gab immer in ſeinem τὸ τοιοῖσδε noch ein Hinterpförtchen zum Entſchlüpfen; es half nichts, daß ſchon Plato und nach ihm Sextus Empiricus die ſittliche Haltloſigkeit der ſophiſtiſchen Rhetorik aufgedeckt hatten: die Zeit folgte ihrem Zuge, und die Redekunſt galt weiterhin nur als das τὸ καλῶς καὶ πειστικῶς διαθέσθαι λόγον, wie es Rufus ausdrückt.

Und weil das figürliche nicht mehr das allgemeine trug und Mittel zu deſſen Ausdruck war, ſondern weil es vielmehr zum Mittel der einſeitigen ſubjectiven Zwecke vom ſpeculirenden Verſtande gemacht wurde; hierdurch aber der Inhalt ſeine ſittliche Kraft verlor, dennoch aber die Mittel der Verſinnlichung deſſelben um ſo übermäßiger angewandt wurden, ſo entſtand der unangemeſſene Gebrauch des figürlichen oder der Bombaſt, der ſich ſchon im Gorgias und dem Γοργιάζειν angekündigt hatte, und der Begriff des figürlichen ging ganz in den der bloßen Verſinnlichung einzelner Begriffe und Gedanken zurück, in welchem Sinne er uns leider auch nur geläufig iſt. Hierdurch wurde alſo die Figur immer weniger Ausdruck eines allgemeinen oder Tropus im höheren Sinne, und wenn daher auch der einzelne Tropus gebraucht wurde, ſo erſchien er vielmehr im Dienſte der Verſinnlichung des beſonderen, — wogegen der wahre Begriff des Tropus verloren ging.

Somit nahm die Rhetorik jenen ſophiſtiſchen Charakter an, in dem ſie dem deutſchen Sinne ſo zuwider iſt, und wenn es daher auch gelingen mag, die Begriffe von Rhetor und Sophiſt durch die verſchiedenen Zeiträume der griechiſchen Geſchichte aus einander zu halten, ſo wird es doch nicht gelingen, einen Unterſchied in den beiderſeitig von ihnen ausgehenden Reden zu bringen. Rede und Rhetorik erreichen hierdurch ihren niedrigſten Standpunct.

Ich muß es mir hier verſagen, gegen die Geſchichte der griechiſchen Beredſamkeit und Rhetorik die der römiſchen paralleliſirend zu ſtellen. Es würde ſich aber zeigen, wie die Stellung des einzelnen Römers zum Ganzen nicht nur den rhetoriſchen Charakter der römiſchen Sprache überhaupt, ſondern auch das Ueberwiegen des tropiſchen Moments im allgemeineren Sinne des Wortes gegen das figürliche zur Folge hatte und wie der Charakter des großen in den römiſchen Charakter überhaupt und die Grandiloquenz in den der Sprache nothwendig herein kam. Es würde ſich aber auch zeigen, wie, nachdem der ſittliche Halt in den Bürgerkriegen verloren ging, die römiſche Redekunſt trotz jener Eigenthümlichkeiten doch denſelben Weg der Verderbniß ging; es würde ſich insbeſondere zeigen, wie Cicero in ſeiner vermittelnden Stellung zwiſchen der alten und der neuen mit den griechiſchen Elementen noch nicht verſetzten römiſchen Beredtſamkeit, ja zwiſchen der antiken und modernen Welt überhaupt ein für alle Folgezeit ſo bedeutungsvoller Redner werden konnte, indem auch bei ihm jene ſubjective Freiheit und jener objective ſittliche Halt, oder mit andern Worten das figürliche und tropiſche Moment noch in vollkommener Harmonie, aber auch nur bei ihm ſo verhanden war.

Auf dieſer Einſeitigkeit des Realismus, ſelbſt wenn er, wie dieß bei den Römern der Fall iſt, den Charakter der Univerſalität oder der endlichen Größe angenommen hat, kann aber der Menſch nicht verharren, weil er als ein der Sittlichkeit fähiges Weſen nur im Zuſammenwirken mit andern beſtehen und nur dann glücklich ſein kann, wenn er in dem Bewußtſein der

andern mit enthalten iſt. Daher zeigt ſich, nachdem einmal in den drei geiſtigſten Völkern des Alterthums die Beſchränkung der Nationalität durchbrochen und durch die Römer die Idee der Univerſalität in die Welt gekommen war, ein in den geiſtigeren Naturen immer lebendigeres Streben nach einer ſittlichen und religiöſen Verbindung des Menſchen mit dem Menſchen im Geiſte oder in dem, was für alle gleiches Intereſſe hat, d. h. in Gott, und ſo tritt in der Vereinigung der griechiſchen, römiſchen und jüdiſchen religiöſen Anſchauung, indem die erſtern die Idee der concreten Verbindung des Geiſtes mit der Natur, die andern die der Univerſalität und die dritte die der Ueberſinnlichkeit herzubringt, die chriſtliche Idee in die Welt, die ſich in Chriſtus zuerſt perſönlich verkörpert und daher von ihm aus auch zuerſt in ihrer Entſchiedenheit ausgeſprochen wird.

Sie hat deshalb die Realiſirung einer durch die ſittliche Freiheit oder durch die freie Unterordnung des einzelnen unter das ganze ſelbſt zu vollbringende Verbindung der Welt mit Gott oder die Verſöhnung in ihrem Kerne, und die Nothwendigkeit, das in die Wirklichkeit einzuſetzen, was ſie ihrer Idee nach in ſich enthält, liegt in dieſer ſelbſt. Das Eintreten der chriſtlichen Idee in den Geiſt iſt der Schluß der alten Welt, die Einſetzung derſelben in die Wirklichkeit die Aufgabe der neuen.

Indem hierzu aber nöthig war, daß die namentlich den Griechen und Römern eigenthümliche Unterſchiedsloſigkeit der Idee und Wirklichkeit im Bewußtſein des einzelnen aufgehoben und die Idee oder der Geiſt als das Princip erkannt werde, nach deſſen Geſetz die Wirklichkeit durch die Thätigkeit des einzelnen zu geſtalten ſei, iſt es, gelind ausgedrückt, wenigſtens zu entſchuldigen, wenn man in der Erhebung von der Beſchränkung des einzelnen realen allmählich in eine immer größere Abſtraction von demſelben und ſomit in die andre Seite der Einſeitigkeit verfällt, indem man glaubt, durch möglichſte Wegwendung von der Realität das göttliche unmittelbar bethätigen und ausdrücken zu können. Und dieß die Urſache, Berechtigung, aber auch Einſeitigkeit der Aſketik.

Je mehr aber der Geiſt in eine ſolche Verfaſſung kommt, und je undeutlicher und gleichgiltiger mithin ihm die einzelnen Wirklichkeiten und die realen Verhältniſſe derſelben zu einander werden, je weniger können ſie ſich mithin auch in der ſprachlichen Darſtellung ausdrücken. Eben ſo wie daher bei jenen gemeineren und ſelbſtſüchtigeren Naturen das logiſch-figürliche Moment deshalb allmählich unterging, weil das beſtimmte Verhältniß der einzelnen Gedanken zu dem Redeganzen nur wiederum eine Beſonderheit, — nämlich das einſeitige Intereſſe des einzelnen giebt, während es doch das beſtimmte Verhältniß der einzelnen Realitäten zur Allgemeinheit ausdrücken ſoll, eben ſo geht es bei den höheren und geiſtigeren Naturen allmählich deshalb verloren, weil in ihnen nur das Bewußtſein der Allgemeinheit als Inhalt lebendig und gegenwärtig iſt. Und ſo wie dieſer Mangel der logiſchen prägnanten Figürlichkeit bei jenen durch eine bunte und glänzende Verſinnlichung der einzelnen Begriffe und Gedanken verſetzt zu werden geſucht wurde; die ſtärkeſten Mittel hierzu aber die Tropen, namentlich aber Metaphern ſind; dieſe einzelnen Verſinnlichungen aber, weil ſie nicht von einer allgemeinen Idee getragen wurden, hohl blieben und den Bombaſt erzeugten: eben ſo ſuchte ſich bei dieſen, da das Totalbewußtſein der Allgemeinheit ſich doch nicht für ſich ausdrücken kann, der Mangel der Beſtimmtheit des einzelnen oder das figürliche Moment durch Ergreifung gewiſſer Beſonderheiten zu erſetzen, in denen ſich jenes ſpiegeln ſollte, und ſo kam man auch von dieſer Seite zu dem Tropus der einzelnen Begriffe und Gedanken zurück, und der Unterſchied iſt nur der, daß dort keine verſtan-

desmäßige Beſtimmtheit des einzelnen oder keine logiſche Figürlichkeit vorhanden war, weil das ganze ſelbſt eine Einzelheit ausmachte; hier aber, weil das ganze nur als ganzes dem Geiſte gegenwärtig war. Daher wurde aus dieſen doppelten Urſachen die Sprache bilderreich und dunkel.

Dieſer Erſcheinung ganz und gar entſprechend iſt es, daß der Begriff des logiſch figürlichen ganz verloren geht, und daß nur die Verſinnlichung einzelner Begriffe darunter verſtanden wird, und daher ſind die bemerkenswertheſten Arbeiten auf dem Gebiete der Rhetorik in dieſen Zeiten die Abhandlungen über die Tropen, περὶ τρόπων, wobei aber zu bemerken, daß man darunter die Figur in dem letzteren Sinne auch darunter verſteht und beide Begriffe überhaupt identificirt.

So wie ſich daher erſt das figürliche Moment in ſeiner Einſeitigkeit geltend gemacht und das tropiſche verdrängt hatte, ſo verdrängte jetzt das tropiſche Moment das figürliche, was ſich in der Form-, in der Körperloſigkeit und in dem Mangel der Schönheit der Werke in den betreffenden Zeiten deutlich genug belegt, — wogegen die beſſeren wenigſtens unter ihnen einen überwiegend idealen Inhalt haben.

Was nun zu ſagen übrig bleibt, läßt ſich kurz faſſen: denn ſo wie es in dem Weſen und der Idee des Chriſtenthums als der Religion des Geiſtes und der Verſöhnung liegt, daß das beſondere durch die freie Thätigkeit des einzelnen eine ſolche Geſtalt erhalte und eine ſolche Beziehung an ihm ausdrücke, wie ſie der Idee der univerſellen Allgemeinheit entſpricht, und daß es dadurch immer beſtimmterer Ausdruck dieſer letzteren werde; dies aber nur durch Vermittelung von beſchränkteren Allgemeinheiten zu geſchehen vermag, zu denen es in das beſtimmteſte untergeordnete Verhältniß tritt; eben ſo ſoll auch der Gedanke als das Element der ſprachlichen Darſtellung in dem beſtimmteſten Verhältniſſe zu der Einheit ſtehen, die es zunächſt ausdrücken ſoll; dieſe Einheit ſoll aber wiederum ſelbſt ein beſtimmtes richtiges Verhältniß zu der univerſellen Einheit ausdrücken. Das heißt aber nichts anders, als daß jedes ſprachliche ganze eine ſolche Gedankenfigur bilde, daß ſich darin die Einheit deſſelben auf das beſtimmteſte verſinnliche und daß es durch die Einzelheiten hindurchſcheine: das ganze ſelbſt aber muß auch wieder ſein beſtimmtes richtiges Verhältniß zur univerſellen Allgemeinheit ausdrücken oder eine Figur derſelben ſein. Somit wird aber jede Einzelheit Tropus für ſeine Geſammtheit, und während daher der Begriff des figürlichen und tropiſchen, inſofern er nur als Verſinnlichung einzelner Begriffe genommen wird, zurücktritt, nimmt er einen höheren und allgemeineren Sinn an, und das figürliche wird die vom Geiſte beſtimmte Beſonderheit, inſofern ſie entſprechendes Mittel des Ausdrucks für die Totalität wird. Tropus dagegen wird eins mit dem Begriffe der Totalität, inſofern ſie ſich in der Figur ein beſtimmtes Mittel des Ausdrucks geſchaffen hat. In dieſem Sinne ſagt ſchon Goethe treffend: alles vergängliche iſt nur ein Gleichniß. Und noch deutlicher in Hinſicht auf unſern Gegenſtand: „es giebt eine Poeſie ohne Tropen, die ſelbſt ein einziger Tropus iſt.

Wenn wir nun bedenken, wie der idealen Geſtaltung des wirklichen erſt die ideale Geſtaltung des Gedankens vorausgegangen ſein muß, ſo erhellet ſchon im allgemeinen, von welcher Bedeutung die richtige Auffaſſung des figürlichen und tropiſchen iſt.

Und wenn wir ferner bedenken, wie der deutſche Geiſt in ſeiner Entwickelung bis zur Reformation ungefähr auf denſelben Standpunct angekommen war, als die alte Welt bei der Erſcheinung des Chriſtenthums, nur mit dem Unterſchiede, daß dieſe Entwickelung auf der Baſis

des letzteren vor sich gegangen war, so daß der Sinn der Reformation auch in nichts anderem liegt als in der Idee von der freien Vermittelung des allgemeinen durch das besondere; diese Idee der Freiheit aber zunächst auch nur in einer Losreißung des einzelnen von seinen historischen und natürlichen Bedingungen gefaßt wurde; die ganze Folgezeit bis zur Gegenwart dagegen eine fortschreitende Bewegung des allmählichen Zusammenfindens alles besonderen zu der durch verschiedene Sphären und Stufen vermittelten Allgemeinheit ist (— wie denn dieß hauptsächlich der Sinn der Gegenwart ist, den auch unsre Versammlung deutlich genug ausdrückt): die Aufgabe der Gegenwart also auch nur in der vollständigeren Zustandebringung dieser Vereinigung durch ein bewußtes Streben liegen kann, und dieser wieder die Zustandebringung eines richtigen Verhältnisses des besonderen zum allgemeinen oder des figürlichen zum tropischen in der Rede vorausgegangen sein muß, so erhellet auch im besonderen, wie das, was wir alle suchen und wünschen, nur dadurch schneller herbeigeführt werden kann, wenn wir den Gedanken so bilden, daß er wieder Figur und Trope zugleich im geistigen Sinne wird, wie er es anfangs im natürlichen war.

Welche Folgerungen aber hierin für eine objective, ja absolute Gestaltung der Kritik und Hermeneutik sowohl als für eine solche der Lehre für die Composition gegeben sind, liegt auf der Hand, und ich enthalte mich jeder weiteren Nachweisung derselben.

Aus diesen Gesichtspuncten habe ich es neulich unternommen, die Geschichte unsrer National-Litteratur darzustellen; aus diesen Gesichtspuncten dargestellt bin ich im Begriff die Lehre vom Stile der öffentlichen Beurtheilung zu übergeben."

Nach Beendigung der Vorträge forderte der Präsident zur Discussion und zu sonstigen Mittheilungen auf.

Zunächst ging D. Merkel auf den Vortrag des Professor Walz ein. Er dankte demselben, daß er die Aufmerksamkeit der Versammlung auf den von ihm behandelten Gegenstand gelenkt habe, obgleich er bezweifle, daß eine solche Untersuchung ein bedeutendes Ergebniß liefern werde. Vor allem komme es darauf an sich darüber zu vereinigen, auf welchem Wege man zu den sichersten Resultaten gelangen könne. Seiner Ansicht nach werde man wohl thun von dem entgegengesetzten Punkte in festbestimmten Stationen auf das Ziel loszugehen. Man habe sich dabei zu vergegenwärtigen, 1) was die augusteische Zeit an der alten Religion umgewandelt habe; 2) in wie weit Varro und seine Zeitgenossen, welche das grammatische Element in einer höchst bedeutenden Einwirkung auf die Volksbildung darstellen, den alten Glauben umgestalteten; 3) was auf dem rein politischen Wege vermittelst der sibyllinischen Bücher von Sulla bis zurück auf Tarquinius Superbus abgeändert worden sei. Was darüber hinausliege, sei schwerlich aufzuhellen, und namentlich hoffe er wenig von der Benutzung der Etymologie.

Nach einer Erläuterung des Professor Walz über den letzten Punkt machte D. Freund eine Mittheilung über die Einrichtung eines von ihm selbst angelegten thesaurus Tullianus. Als die Hauptprincipien, nach denen ein solches Werk gearbeitet werden müsse, führte er auf, daß es absolut vollständig und mit Kritik gearbeitet sein müsse, ferner, daß es die verschiedenen Stilgattungen gehörig von einander gesondert halte. Zum Schluß wies er auf die reiche Ausbeute hin, welche eine solche Arbeit für die verschiedenartigsten Untersuchungen gewähre.

Der Vicepräsident Director D. Schulz knüpfte noch einige Bemerkungen an den Vortrag des D. Fuchs über das Verhältniß der romanischen Sprachen zur lateinischen. Ihm erschien

das Weſen und die Verbreitung der lateiniſchen Volksſprache in der Blüthezeit der römiſchen Welt nicht genug bekannt und erforſcht um eine den Einfluß der geläuterten lateiniſchen Schriftſprache überbietende Verbreitung der lingua rustica bei den der römiſchen Macht unterworfenen Völkerſchaften, welchen die Sprache der Herrſcher früher vorzugsweiſe durch Geſetzgebung und Verwaltung, ſpäter aber mit den Schriften der chriſtlichen Kirche überliefert wurde, anzunehmen. In Mittelitalien möchten die Etrusker, wie ſie mit dem Weſen der in der römiſchen Kaiſerſtadt herrſchenden Kunſt noch in ſpäter Zeit das Gepräge früherer Eigenthümlichkeiten und beſondere Anſchauungen verbanden, nach den Inſchriften auf Graburnen in Chiuſi (Cluſium), Perugia (Peruſia) und Volterra mit Bildwerken der ſpäten ſinkenden Kunſt, die oft in denſelben Grabhallen mit andern durch lateiniſche Inſchriften bezeichneten Urnen zuſammengeſtellt erſcheinen, lange ihre noch immer räthſelhafte Sprache bewahrt haben. Ebenſo ſei der Herrſchaft der lateiniſchen Volksſprache in Unteritalien das Oskiſche und das Griechiſche entgegengetreten. Erſcheine der früher mit dem Wetteifer der doriſchen und chalkidiſchen Städte Unteritaliens und Siciliens beſtehende Kampf der Dialekte in den ſpätern Inſchriften durch die Herrſchaft der allgemeinen griechiſchen Schreibweiſe (κοινὴ γλῶσσα) mehr ausgeglichen, ſo habe dieſe weder in Sicilien und Griechenland, noch ſelbſt in der von den Luſtgärten mächtiger Römer umringten Neapolis der lateiniſchen Sprache das Feld geräumt.

Die Verſchmelzung verſchiedenartiger Sprachelemente mit der alten lingua rustica Latiums zu einer den größten Theil Italiens beherrſchenden Volksſprache, könne ſomit Hand in Hand gehend mit dem zunehmenden Verfall der in der Weltſtadt herrſchenden lateiniſchen Sprache gedacht werden, wo bald auch das germaniſche Element der nach Italien niederſteigenden Söhne des Nordens hinzutrat. Bei jeder Betrachtung ſowohl der politiſchen und ſittlichen als auch der ſprachlichen Verhältniſſe des italieniſchen Mittelalters erſchwere aber die verſchiedenartige Entwickelung in den einzelnen Theilen des Landes jede Feſtſtellung allgemeiner Anſichten, und eine vollſtändige Geſchichte der Hervorbildung des neueren Italieniſchen könne nur von einer umfaſſenden auf neue kritiſche Sichtung der älteſten Provinzialſchriftquellen geſtützten Erforſchung der verſchiedenen Mundarten ausgehen. In Oberitalien erſcheine das germaniſche Element trotz der kurzen Dauer der Langobardenherrſchaft von nachhaltiger Wirkung auf Sitten und Sprache, und darum hätten Gelehrte aus Norditalien dem Deutſchen einen bedeutenden Einfluß bei der Ausbildung des Italieniſchen eingeräumt.

In Unteritalien ſei dagegen der Einfluß der deutſchen Sprache der langobardiſchen Landbeſitzer trotz der längern Dauer der langobardiſchen Fürſtenthümer früher gleichzeitig durch das Griechiſche und Lateiniſche beſchränkt geweſen und ſcheine durch das Obſiegen der romaniſch ſprechenden Normannen noch mehr verbannt worden zu ſein *). Der Herrſchaft der lateiniſchen Schriftſprache, die nicht bloß in den Schriften der Kirche und der Klöſter, ſondern ſelbſt bei allen bürgerlichen Verträgen fortbeſtand, wie aus Tauſenden von Urkunden aus allen Jahrhunderten in den Kloſterarchiven von La Cava, Montecaſino und Montevergine hervorgeht, ſei hier

*) Das langobardiſche Wörterbuch im berühmten **Codex legum Langobardorum** im Kloſterarchive zu La Cava, welchen Rozan (**Lettera dell' Abate de Rozan su de' libri e Msc. preziosi conservati nella bibliotheca della ssma Trinita di Cava. Napoli 1822**) mit Wahrſcheinlichkeit um das Jahr 1004 oder 1005 geſchrieben annimmt, enthält noch ſehr viele langobardiſche Worte, die aus Urkunden der darauf folgenden normänniſchen Zeit gänzlich verſchwinden.

vorzugsweiſe das Griechiſche entgegengetreten. Von den byzantiniſchen Kaiſern hätten die langobardiſchen Fürſten Titel, Hoffitte und äußere Bildung entlehnt. Das Griechiſche habe in Sicilien vor und während der ſarazeniſchen Herrſchaft fortgelebt, eben ſo ſei das Griechiſche in der jetzt Calabrien benannten alten Heimath der Bruttier, in dem Calabrien des Alterthums, jetzt terra d'Otranto, und in einem Theile Apuliens verbreitet geweſen. In Urkunden des neapolitaniſchen Herzogthums erſcheine es abwechſelnd mit dem Lateiniſchen, und beide Sprachen träten uns oft in Urkunden des zehnten und elften Jahrhundert in bunter Miſchung entgegen. Beider Sprachen hätten ſich die normänniſchen Fürſten in Unterſchriften und Siegeln und oft ſo bedient, daß lateiniſche Worte mit griechiſchen Buchſtaben und griechiſche Worte mit lateiniſcher Schrift erſchienen. Die griechiſche Sprache ſei mit der lateiniſchen und arabiſchen in öffentlichen Inſchriften und Münzen bis in das dreizehnte Jahrhundert in Verbindung gebracht worden. Obwohl ſeit dem zwölften Jahrhundert der lebendige Verkehr der verſchiedenen romaniſchen Völkerſchaften und das Uebergewicht des Abendlandes über den griechiſchen Orient den Gebrauch der griechiſchen Sprache in Unteritalien mehr und mehr verbannt und am Hofe normänniſcher Fürſten die italieniſche Volksſprache Siciliens zuerſt zur Schriftſprache erhoben habe, ſo fände ſich ſelbſt vom Jahre 1355 eine öffentliche griechiſche Aufſchrift in Galatina *), begegne man in den Archiven von Neapel und La Cava griechiſchen Urkunden bis in das fünfzehnte Jahrhundert und hätten ſich noch jetzt in Sicilien und Calabrien wie in den Sitten ſo in den Sprachen und in den Ortsbenennungen viele Elemente des Griechiſchen erhalten.

Nach Beendigung dieſer Verhandlungen lenkte Oberlehrer D. Dietſch die Theilnahme der Verſammlung auf die Unglücksfälle in Plauen und Klausthal. Er bemerkte, daß namentlich bei dem Brande in letzterer Stadt mehrere Gymnaſiallehrer ihre ganze Bibliothek eingebüßt hätten, daß die Gymnaſialbibliothek verbrannt ſei, und daß es bei der dringenden Noth des Augenblicks an Mitteln fehle um dieſem wiſſenſchaftlichen Bedürfniß abzuhelfen. Für dieſes mit zu ſorgen war ſeine Bitte an die Verſammlung. Er erſuchte die Gymnaſialdirectoren Sammlungen zu veranſtalten, überhaupt die Schulmänner und Philologen um Einſendung von Doubletten ihrer Bibliothek und von Exemplaren ihrer Schriften zur Bildung einer neuen Gymnaſialbibliothek, und erklärte ſich ſelbſt zur Entgegennahme von Beiträgen dazu bereit.

Nachdem hierzu bemerkt worden war, es erſcheine nothwendig, daß eine Behörde ſich der Leitung dieſer Angelegenheit unterziehe, ſprach ſich Hofrath Thierſch dahin aus, daß dem D. Dietſch, welcher die Theilnahme der Verſammlung für die Hülfsbedürftigen erweckt habe, gewiß allgemeines Vertrauen entgegenkomme; demzufolge trage er darauf an, daß ihm die Annahme und Beförderung der eingehenden Gaben anheimgeſtellt werden möge.

Die Verſammlung trat dieſem Antrage bei. Später wurde noch die Anzeige gemacht, daß die B. G. Teubnerſche Buchhandlung in Leipzig und Dresden zur Empfangnahme von Beiträgen bereit ſei.

Mit der Mittheilung des Präſidiums, daß die Arnoldiſche Buchhandlung in Dresden und Leipzig den Druck der Protokolle übernommen habe, wurde die Sitzung geſchloſſen.

---

*) Papadia memorie storiche della citta di Galatina. Napoli 1792. S. 67.

IV.

Protokoll

der

dritten öffentlichen Sitzung.

Dresden den 4. October 1844.

Es ward an diesem Tage der Versammlung die hohe Auszeichnung zu Theil, daß Se. Majestät der König und Ihre Majestät die Königin, Ihre kaiserliche Hoheit die verwittwete Großherzogin von Toscana, Ihre königliche Hoheiten Prinz Johann nebst seiner durchlauchtigsten Gemahlin, die Prinzessinnen Auguste und Amalie, und Prinz Albert ihren Verhandlungen beizuwohnen geruhten.

Zu Anfang der Sitzung hielt D. Freund einen Vortrag

über die Idee einer allgemeinen sprachvergleichenden Lexikographie.

Die Wissenschaft der Sprachvergleichung hat sich bei ihrer Behandlung des indogermanischen und semitischen Sprachencompleres bisher fast ausschließlich auf dem Gebiete der Etymologie und der grammatischen Formenlehre bewegt, und den eigentlichen Inhalt der Wörter d. i. ihre Bedeutung nur soweit berücksichtigt, als die etymologische und formalgrammatische Untersuchung dies nöthig machte. Diese besonnene Mäßigung und Beschränkung des Forschens auf einen möglichst kleinen Raum ist für die Entwickelung und das Gedeihen jenes neuen Zweiges der Sprachwissenschaft von segensreichem Erfolge gewesen. Allein es dürfte nunmehr wohl an der Zeit sein, daß der forschende Blick des Sprachvergleichers sich auch der Bedeutung der Wörter zuwende, und dem Walten des menschlichen Geistes in diesem eigentlich und vorzugsweise geistigen Elemente der Sprachen nachspüre. Wir haben eine Reihe von Untersuchungen solcher Art mit den Bezeichnungen der allerconcretesten Begriffe, mit denen der einzelnen Körpertheile, in zwanzig und einigen orientalischen, klassischen und neueuropäischen Sprachen angestellt und beginnen unsere Veröffentlichung derselben wohl am passendsten mit demjenigen Körpertheile, der das Medium der Sprachäußerung ist, indem wir die Bedeutungen des Wortes Zunge in einer Reihe von Sprachen durchgehen, und dann in einem Gesammtüberblick die Entwickelungen, welche der Begriff Zunge innerhalb des von uns gezogenen Kreises erfahren hat, darstellen.

1. Sogleich im Chinesischen (um mit dem fernsten Osten anzufangen) dient sche, Zunge, zuweilen auch zur Bezeichnung des durch die Zunge gesprochenen, in der Bedeutung Wort, Gerede; und in einigen mit sche zusammengesetzten Wörtern hat Zunge nur diesen übertragenen Sinn. So heißt tsche-jin (d. i. Zungenmann) der Dolmetsch; tschang-sche

(d. i. langzüngig) heißt geſchwätzig; sche-kiên mit der Zunge d. i. mit der Rede verletzen; sche-tschén mit der Zunge kämpfen d. i. zanken.

2. Andererſeits hat die Mandschu Sprache in Zunge (illengga) die Function des Sprechens gar nicht berückſichtigt; wohl aber zwei andere Metonymien daran geknüpft. Einmal nämlich hat die Function der Zunge als Geſchmacksorgan dem von illengga abgeleiteten Verbum ileme die Bedeutung lecken gegeben, und zweitens hat illengga von der Geſtalt der Zunge auch die Bedeutung Pflock, Zapfen und Vogelſchlinge erhalten.

3. Das Tibetaniſche giebt dem Worte ltsche oder tsche, Zunge, auch die Bedeutung Donnerkeil und Flamme, ohne Zweifel wegen der zungenartigen, züngelnden Bewegung derſelben. Dagegen liegt der Begriff der Sprache dem Compoſitum tsche-ñis-pa, doppelzüngig, zum Grunde.

4. Im Mongoliſchen iſt wie im Chineſiſchen nur die Rückſicht auf die Sprechfunction geltend geworden, daher von kelen (Zunge) das Verbum kelekü, ſprechen, ſagen, und die Compoſita kelen-chortsa (eigentlich zungenſcharf) d. i. geſchwätzig, und kelen-scherükün (eigentlich zungenrauh) d. i. hart und beleidigend im Reden gebildet werden. In Betreff des Grundwortes kelen ſelbſt aber iſt das Mongoliſche einen Schritt weiter gegangen als das Chineſiſche, indem auch der Inbegriff ſämmtlicher Wörter eines Volks oder die Sprache mongoliſch durch kelen bezeichnet wird, was bei dem chineſiſchen sche niemals der Fall iſt.

Dieſe vier Arten von Metonymien des urſprünglichen Begriffs Zunge, indem entweder der Sprach- oder der Geſchmacksſinn, oder die Form oder endlich die Bewegung dieſes Körpertheils berückſichtigt wird, bilden den Grundtypus aller Bedeutungsentfaltungen des Wortes Zunge in allen uns bekannten Sprachen.

5. Das Sanskrit hat dem Worte Zunge (dschihwan) ſelbſt keine andere Bedeutung angeſetzt, und nur in den Compoſitis und Derivatis wird dem Genius dieſer Sprache gemäß die Bedeutung verändert, indem entweder die Geſchmacksfunction oder die natürliche Beſchaffenheit der Zunge Beſtimmungsgrund der neuen Bedeutung wird.

6. Im Perſiſchen dagegen heißt seban (Zunge) ſowohl Sprache als auch Zunge an der Wage, und auch Flamme, für welche beiden letzteren Bedeutungen auch ein Derivatum sebâne gebildet iſt. Auf den Sprachſinn bezieht ſich das Compoſitum seban-dirâs (eigentlich langzüngig), welches ſowohl allgemein, wie im Chineſiſchen, redſelig, geſchwätzig, als auch in fortſchreitender Sprachentwicklung mit gehäſſigem Nebenbegriffe klatſchhaft, verläumderiſch heißt. Und ebenſo zeigt ſich eine weitere Entfaltung des Begriffs der Rede mit der ſpeciellen Bedeutung Nachricht in dem perſiſchen Ausdruck sebân giriften (Zunge nehmen) d. i. Nachricht einziehen, ſich erkundigen, eine Redensart, die wir auch im Türkiſchen, Romaniſchen und Slawiſchen wiederfinden.

7. Im Türkiſchen heißt Zunge (dil) auch Sprache, und auf den Sprachſinn beziehen ſich die Wortgebilde und Wortverbindungen dilli (zungenbegabt) d. i. der viel ſpricht; tatly dilli (eigentlich ſüßzungig) d. i. leutſelig, affable; dilek nach Etwas verlangen, und im üblen Sinne dillèmek (züngeln) böſes nachreden; dilile sokmak (mit der Zunge ſtechen) d. i. mit Worten verletzen; usun dil (lange Zunge) d. i. unbeſcheiden. Eine neue und eigenthümliche Weiterführung der Begriffsentwicklung zeigt ſich darin, daß dil auch einen Menſchen bezeichnet, welcher eine Nachricht bringt, und zwar ſpeciell den Kriegsgefangenen, welcher Kundſchaft geben kann über den Stand der Dinge beim Feinde. Daher auch dil almak (eigentlich Zunge neh-

men) für: Jemanden fangen, um von ihm Nachricht zu erhalten. — Von der Zungenform und Zungenbewegung iſt die Bedeutung des türkiſchen dil: Zunge an der Wage, Klöppel der Glocke, Riegel am Schloſſe entlehnt, und eben ſo heißt das Deminutivum dildschin (Zünglein) Zäpfchen u. dergl.

8—10. Bei dem vielfachen metonymiſchen Gebrauche, den die hebräiſche Sprache von den Namen aller edleren Körpertheile macht, konnte es nicht fehlen, daß auch der Benennung der Zunge (laschôn) zahlreiche Metonymien zufielen. Am häufigſten erſcheint laschôn als Organ der Rede, und daher auch für die Rede ſelbſt, wobei beachtenswerth iſt, daß nach der Anſchauungsweiſe des Hebräers die Rede nicht bloß auf, ſondern auch gleich einer flüſſigen Subſtanz unter der Zunge ſich befindet. So in den Pſalmen (66, 17): „Zu ihm rief ich mit meinem Munde und Lobpreis war — thachath l'schôni, unter meiner Zunge." Und ebendaſelbſt (10, 7): „Von Meineid iſt ſein Mund voll und von Trug und Bedrückung, unter ſeiner Zunge iſt verderbliches und Unheil", mit welchen Stellen zu vergleichen iſt Hiob 20, 12 ff.: „Wenn ſüß ſeinem Munde das böſe ſchmeckt, er verbirgt es (thachath l'schônô) unter ſeiner Zunge, und das ſchöne Bild, hohes Lied 4, 11: Honigſeim träufeln deine Lippen, o Braut, Honig und Milch unter deiner Zunge, und deiner Gewänder Duft wie Duft des Libanon. — Auch mag zur Vergleichung dienen der arabiſche Spruch: Der Mann iſt verborgen tachta lissânihi, unter ſeiner Zunge, d. h. der Mann wird erkannt durch ſeine Rede. — Specialiſirt iſt das hebräiſche laschôn als Rede auch für üble Rede, Verleumdung; daher isch-laschôn und baal laschôn, eigentlich ein Mann der Zunge, für: ein Mann des Leumundes, ein Verleumder; und das Verbum hilschen für verleumden; im Chaldäiſchen malschinutha Verleumdung. — Auch die Sprache als Inbegriff aller Wörter einer Nation heißt laschôn: „Der Herr wird herbeiführen ein Volk aus der Ferne, deſſen Zunge du nicht verſtehſt (5 Moſ. 28, 49); „und ſie zu lehren Schrift und Zunge der Kasdim" (Dan. 1, 4). — Dem aramäiſchen Dialekt eigenthümlich iſt ein Ausdruck, deſſen Urſprung räthſelhaft ſcheinen könnte. Es wird nämlich im Aramäiſchen ſehr häufig für böſe Zunge im Sinne von Leumund, Verleumdung der Ausdruck lischân th'lithâi, zu deutſch wörtlich dritte Zunge gebraucht, und ſelbſt der griechiſche Ueberſetzer des Buches Sirach giebt dieſen Ausdruck (Sir. 38, 15) wörtlich wieder mit γλῶσσα τρίτη. Spätere Rabbiner haben für dieſen Ausdruck eine ſeltſame moraliſirende Erklärung erdacht. Sie ſagen: die Verleumdung heißt dritte Zunge, weil drei Perſonen bei der Verleumdung zu Schaden kommen: der, welcher verleumdet, der welcher verleumdet wird, und der, welcher die Verleumdung aufnimmt. Die allein richtige Erklärung des Ausdrucks dritte Zunge ſcheint die bereits von Raſchi gegebene zu ſein, wonach dritte Zunge ſoviel iſt als die Zunge des dritten, der zwiſchen zweien, wie wir ſagen, Poſten trägt, der Zwiſchenträger, alſo eigentlich Zwiſchenträgerei, Poſtenträgerei, Klatſcherei, und hiervon erſt iſt die Bedeutung Verleumdung eine weitere, genetiſche Entwickelung. — Im ſpätern rabbiniſchen Hebraismus iſt laschôn auch grammatiſcher Terminus technicus und bezeichnet ſowohl jede grammatiſche Function (wie Genus, Numerus, Tempus) als Bedeutung eines lexikaliſch-erklärten Wortes; z. B. Zunge (d. i. Sprachweiſe) des Mannes, Weibes für Masculinum, Femininum, Zunge der Einheit, der Mehrheit für Singularis, Pluralis; Zunge der Gegenwart, der Zukunft für Praeſens, Futurum; „das Wort ethômôs iſt Zunge (d. i. Sprachweiſe) der Vorbereitung und Anordnung" d. h. bedeutet Vorbereitung, Anordnung. — Auf die Zunge als Geſchmacksſinn bezieht ſich hebräiſch: Wer mit ſeiner Zunge von dem Waſſer leckt, wie der Hund leckt (jalôk bilschônô

min hamajim, Richt. 7, 5) und: „Auf daß dein Fuß im Blute wate, die Zunge deiner Hunde an Feinden habe ihren Theil“ (Pſ. 68, 24); auch im Arabiſchen: Deine Zunge verlangt von dir, an das du ſie gewöhnt haſt (d. i. Leckerbiſſen). — Metonymien von der Geſtalt und der Bewegung der Zunge haben die ſemitiſchen Sprachen mehrere. So l'schon-jâm, Meereszunge, l'schon sahab Goldzunge für Goldbarren, Stück Goldes, wie auch im nachbibliſchen Hebräiſch Zunge von Purpur, von Scharlach für Stücke von Purpur, von Scharlach. Im Arabiſchen die Pflanzen Ochſenzunge und Schafzunge. — Von der züngelnden Bewegung: hebr. l'schon êsch, Feuerzunge, Flamme. Im Arabiſchen auch Zunge der Wage. — Soviel von den ſemitiſchen Sprachen.

11. Die griechiſche Sprache bietet in einer faſt unüberſehbaren Menge von Wortgebilden und Ausdrucksweiſen Belege für die Uebertragung des Wortes Zunge als Bezeichnung des Sprachorgans, in denen zugleich manches charakteriſtiſche der griechiſchen Anſchauungsweiſe hervortritt. Wir erwähnen Beiſpiels halber nur des Wortes ἄγλωσσος, welches urſprünglich zungenlos, von Sophokles und andern, auch für Nichtgrieche, fremder, gleichſam eine unartikulirte Sprache redend (was ja auch βάρβαρος urſprünglich heißt) gebraucht wird. Auch die eigenthümliche Redeweiſe: ein großes Goldſtück liegt an der Zunge (βοῦς ἐπὶ γλώσσῃ μέγας βέβηκεν Aesch. Agam. 36), wofür wir ſagen würden: ein goldnes Schloß verſchließt den Mund, verdient beſondere Erwähnung. — Specialiſirte Bedeutungen von γλῶσσα in der Uebertragung Rede und Sprache ſind erſtens: die Abzweigung einer Geſammtſprache, die Mundart, der Dialekt, und zweitens: das ſeltene, ungewöhnliche, fremdartige, überhaupt einer Erklärung bedürftige Wort. Aus letzterer Bedeutung iſt in weiterer Abſtufung des ſpätern Gräcismus die Bedeutung: Erläuterung eines fremdartigen, ungewöhnlichen Wortes, Gloſſe, entſtanden, in welcher Bedeutung ſchon die ältere Latinität das Lehnwort glossa beſitzt. Varro berichtet im Buche von der lateiniſchen Sprache, daß das lateiniſche Wort tesca „von denen, welche Gloſſen geſchrieben haben“ (qui glossas scripserunt) mit sancta erklärt werde. In dieſer ſpätern Bedeutung, die auch das Derivatum γλώσσημα mit ihm theilt, iſt glossa Lehnwort der neueuropäiſchen Sprachen geworden, und dient endlich im Deutſchen gegenwärtig noch zur techniſchen Bezeichnung einer bekannten Dichtungsart, in welcher vier Verſe einer bekannten älteren Strophe durch einzelne neue Strophen gloſſirt d. i. commentirt wurden.

Von der Form der Zunge entlehnt ſind im Griechiſchen die Bedeutungen Mundſtück der Flöte (wofür auch die Nebenform γλωσσίς) und zungenförmiger Schuhriemen.

12. Die lateiniſche Sprache theilt mit der griechiſchen den ſehr häufigen Gebrauch des Wortes Zunge (lingua) für Rede, Sprache und Dialekt, und kann mit lingua poetiſch auch der Geſang der Vögel und das Bellen des Hundes bezeichnen. Daher in letzterer Beziehung „die Raſerei der Zunge (rabies linguae) von der in einen Hund verwandelten Hekuba gebraucht wird. In der Latinität des Mittelalters hat ſich von dem Begriffe Sprache der der Nation, des Volkes entfaltet, und ein Derivatum linguagium hat die Bedeutung Sprache, Idee und Volk erhalten. — In größerer Mannigfaltigkeit als das Griechiſche hat das Lateiniſche von der Form und Bewegung der Zunge Metonymien entlehnt: lingua heißt 1) wie im Griechiſchen Mundſtück der Flöte; 2) Erdzunge; 3) das kurze Ende des Hebels; 4) der Löffel als mediciniſches Maß; 5) die auch lingulaca genannte Pflanze Hahnenfuß; 6) lingua bubula die Pflanze Ochſenzunge; 7) lingua canina oder lingua canis die Pflanze Hundszunge; 8) Zunge der Wage; 9) Klöppel der Glocke; 10) Zipfel der Fahne; 11) Zipfel eines Prieſter-

kleides. Dagegen iſt die Function der Zunge als Geſchmacksorgan nur in ſehr wenigen Ausdrücken und Wortbildungen berückſichtigt. In rebus amatoriis bezeichnet ein Menſch malae linguae den fellator; und das mittelalterige Derivatum linguare heißt lecken.

Die romaniſchen Sprachen ſind im Gebrauche des Wortes Zunge nur zum Theil ihrer lateiniſchen Mutter gefolgt, haben aber von ihr neben dem eigentlichen Namen für Zunge auch das von demſelben abgeleitete, ſpätlateiniſche linguagium (wofür Diez auch eine Nebenform linguaticum annimmt) zur Bezeichnung der Rede angenommen.

13. Im Italieniſchen iſt lingua als Rede, wie im Perſiſchen (ſ. oben S. 70), ſpecialiſirt für Nachricht in den Ausdrücken pigliar lingua Nachricht nehmen, Kundſchaft einholen, aver lingua Nachricht haben, und dar lingua Nachricht geben. Ebenfalls ſpecialiſirt im üblen Sinne iſt la lingua lunga, die lange Zunge, wie im Perſiſchen, die verläumderiſche Zunge, Läſterzunge; daher das Derivativum linguaccia, concret von einem Menſchen Läſterzunge, Läſtermaul. Als Sprichwort iſt wegen der Gleichheit mit einem bekannten deutſchen bemerkenswerth: la lingua non ha osso e si fa rompere il dosso. — Als Sprache iſt lingua verſchieden von linguaggia, welches die Ausdrucksweiſe, Redeweiſe bezeichnet. — Nach der Form der Zunge heißt das italieniſche lingua 1) Erdzunge; 2) lingua bovina oder lingua buina die Pflanze Ochſenzunge; 3) lingua di cane die Pflanze Hundszunge; 4) im Derivatum linguella oder linguetta ein Tuchläppchen. Dem Italieniſchen eigenthümlich iſt die Bedeutung von lingua 5) eine Art Schwamm, der am Fuße der Bäume wächſt. — Von der Bewegung entlehnt iſt die Bedeutung Flammenſpitze, Flamme, welche auch das Deminutivum linguella und linguetta theilt.

14. Im Franzöſiſchen heißt wie im Italieniſchen Zunge (langue) auch Rede, Nachricht (in dem Ausdruck prendre langue) und Sprache; in letzterer Hinſicht verſchieden von language, der Ausdrucks-, Redeweiſe. Die Länge der Zunge iſt auch hier Bezeichnung theils der Redefertigkeit, theils der Geſchwätzigkeit: il a la langue bien longue; il a la langue bien pendue. Das Wort hat der Franzoſe wie der Italiener nicht bloß auf der Zunge überhaupt, ſondern auch auf der Spitze der Zunge: l'ho in sulla punta della lingua; je l'ai sur le bout de la langue; womit zu vergleichen wäre, daß der Hebräer denjenigen, der das Gerede der Menſchen wird, über die Lippe (d. i. den Rand) der Zunge hinaufſteigen läßt (alâh al s'phath laschôn, Ezech. 36, 3). — Die Zahl der franzöſiſchen Sprichwörter, welche ſich auf die Zunge als Sprachorgan beziehen, iſt ſehr groß; eigenthümlich und intereſſant iſt: qui langue a, à Rome va, etwa wie wir ſagen: auf der Zungenſtraße gehn. Auch jeter sa langue aux chiens, für ſich gefangen geben, iſt bemerkenswerth. — In concreter Uebertragung von Perſonen une mauvaise langue, une mechante langue, une langue de serpent, une langue de vipère. Auch von einem Schwätzer: quelle langue! Von den Lautäußerungen der Thiere iſt language im Gebrauch; eben ſo bildlich von dem Ausdruck der Augen, der Blumen u. dergl.: language des bêtes, des oiseaux, des yeux, des fleurs etc. Dem Gebrauch der Zunge zur bloßen Lautäußerung, zum Schnalzen, verdankt der Jägerausdruck donner de la langue, mit der Zunge ein Zeichen geben, den Urſprung. Von der übertragenen Bedeutung Sprache iſt ſpecialiſirt die Bedeutung Mundart Dialekt, und hiernach wiederum wird langue von den einzelnen Nationen des Malteſerordens gebraucht. — Die Function der Zunge als Geſchmacksorgan tritt hervor in dem ſprichwörtlichen Ausdruck: avaler sa langue, verſchmachten, vergehen, und vom Herausſtrecken der Zunge beim heftigen Durſt iſt entlehnt das Sprüchwort: je lui verrais tirer la langue d'un pied de long,

que je ne lui donnerais pas un verre d'eau, für: ich habe kein Mitleid mit ihm. Von der Form und Bewegung der Zunge hat langue ſelbſt nur wenige Bedeutungen behalten, die meiſten, namentlich für kleinere Gegenſtände, ſind dem Deminutivum languette zugefallen. Langue heißt Erdzunge, und in Verbindung mit chien, cerf und serpent die Pflanzen: Hunds-, Hirſch-, Schlangenzunge; languette bedeutet Zunge der Flöte, Zünglein der Wage, Spalt in der Luftröhre, Randleiſte des Tiſchlers, Scheidewand im Kamin, Zacken eines Kleides.

15. Die ſpaniſche Sprache bietet in ihrer Uebertragung des Wortes lengua auf die Rede ebenfalls manches beachtenswerthe. In ihr iſt lengua nicht bloß Nachricht: tomar lengua, Erkundigung einziehen, ſondern wird auch wie im Türkiſchen für Kundſchafter, Spion, Dolmetſcher gebraucht. — Eine dicke Zunge iſt dem Spanier nicht bloß, wie dem Franzoſen (la langue grasse) im allgemeinen eine ſchwer redende Zunge, ſondern bezeichnet ihm auch den betrunkenen: tener la lengua gorda, betrunken ſein. Die Länge der Zunge iſt dem Spanier Ausdruck des heftigen Verlangens; con la lengua de un palmo oder auch con un palmo de lengua heißt mit außerordentlicher Begierde und Luſt. — Wie im Franzöſiſchen bezeichnet lengua die Nation des Malteſerordens. Nach der Form und Bewegung der Zunge heißt lengua der Klöppel der Glocke, die Zunge der Wage, die Pflanzen: Ochſenzunge, Hirſchzunge, lengua del agua, Ufer-rand, den das Waſſer beſpült; eigenthümlich iſt lengua für Außenwerk der Feſtung.

16. Im Portugieſiſchen hat lingoa oder lingua meiſt die Bedeutungen des ſpaniſchen lengua; auch hier heißt tomar lingua Erkundigungen einziehen, und lingua allein auch Dolmetſcher. má lingua, eine böſe Zunge, auch von einem böſes redenden Menſchen gebraucht. — Nach der Form der Zunge heißt lingoa Erdzunge, die Pflanzen Hunds-, Ochſen- und Schlangenzunge; außerdem auch Spitze eines Schuhes.

17. und 18. Im Polniſchen und Ruſſiſchen iſt Zunge (polniſch jezyk, ruſſiſch jazyk) auch Rede, Ausdruck, Ausdrucksweiſe, Gerede, Geplauder, ſpeciell Nachricht, Kundſchaft; auch concret der gefangene, durch den man Kundſchaft erhält, z. B. „zum Hetman wurde eine Zunge (jezyk) d. i. ein gefangener gebracht;“ und ſo ſelbſt im Plural: „er bemächtigte ſich auf dem Vorpoſten vierer Fahnen und fünf lebender Zungen (jezyków zywych piec), von denen man Nachricht über den Feind eingezogen.“ — Concret bedeutet jezyk und jazyk auch Läſterzunge, Verleumder, Zungendreſcher, und einige Derivata beziehen ſich auf dieſe üble Bedeutung des Worts. Ferner heißt jezyk und jazyk Sprache als Inbegriff aller Wörter einer Nation, ſo wie auch ſpeciell Mundart, Dialekt und übertragen Volk, Nation oder Land, z. B. ruſſiſch: „in der ſerbiſchen Zunge (jazyku) iſt ein Gebiet, das Chrowatien heißt,“ für: im ſerbiſchen Lande. Auch von den Nationen des Malteſerordens iſt jezyk und jazyk im Gebrauch. — Von der Form und Bewegung der Zunge ſind ſehr viele Gegenſtände mit jezyk und deſſen Deminutivum jezyczek bezeichnet. So Erdzunge, Zäpfchen am Gaumen, Zünglein der Wage, Zunge der Schnalle, Zeiger der Sonnenuhr, Klöppel der Glocke, Zunge an einem Kopfſchmuck, die clitoris, andere techniſche Ausdrücke in der Zoologie, Botanik, Mineralogie, im Bergbau, in der Buchdruckerkunſt u. dergl.

19. und 20. Im Finniſchen und Eſthniſchen bedeutet Zunge (keel, kieli) auch Ausſprache und Sprache, und im üblen Sinne keelt kandma (eigentlich auf der Zunge tragen) d. i. verleumden; daſſelbe auch keelt peksma (eigentlich: mit der Zunge ſchlagen). Das Derivatum keelma oder kieldää heißt verſagen, verbieten. — Von der Form der Zunge ſind auch hier mehrere techniſche Gegenſtände mit Zunge benannt.

21. Im Magyariſchen heißt Zunge (nyelv) auch Sprache. — Und von der Function der Zunge als Geſchmacksſinn hat das Derivatum nyelni die Bedeutung ſchlingen, ſchlucken entlehnt.

22. Wir kommen nunmehr zu unſerer eigenen Mutterſprache. Der deutſche Sprachgenius ſcheint der Zunge als Sprachorgan nicht die weite Entfaltung zu vergönnen, deren wir ſie nach dem bisherigen fähig, und in den meiſten gebildeten Sprachen auch theilhaft gefunden haben. Während ſich in dieſen Sprachen der Kreis der Bedeutungen des Wortes Zunge mit der fortſchreitenden Sprachentwickelung immer mehr erweitert, tritt daſſelbe im Deutſchen umgekehrt allmählich mehr und mehr hinter ſeine Synonyma Mund, Lippe, Rede, Sprache zurück, und iſt in den entfernteren Bedeutungen, die ſich auf Rede beziehen, faſt nur Eigenthum der Dichterſprache, während in guter Proſa nur einzelne Sprichwörter und ſtehende Ausdrucksweiſen auf die Zunge als Sprachſinn hinweiſen. „O ſüße Stimme, vielwillkommener Ton der Mutterſprach' in einem fremden Lande," ruft Pylades bei Goethe aus; und in derſelben Scene heißt es: „O ſage, wenn dir ein Verhängniß nicht die Lippe ſchließt," und ſpäter daſelbſt: „die heilge Lippe tönt ein wildes Lied;" eben ſo in Hermann und Dorothea: „Dem ſchon lange das Wort von der Lippe zu ſpringen bereit war." An allen dieſen Stellen wäre in anderen Sprachen Zunge des übliche Wort. So beginnt Uhlands bekanntes Gedicht „die deutſche Sprachgeſellſchaft"

„Gelehrte deutſche Männer,
Der deutſchen Rede Kenner,
Sie reichen ſich die Hand,
Die Sprache zu ergründen," u. ſ. w.

und wiederholt das Wort Sprache faſt in jeder Strophe, ohne auch nur einmal von Zunge Gebrauch zu machen. Bemerkenswerth iſt auch, wie ſelbſt Johann Heinrich Voß, der ſtreng nachahmende Ueberſetzer der Alten, bei γλῶσσα und lingua von ſeinem Princip abweichen zu müſſen glaubt. Das homeriſche ἄλλη δ' ἄλλων γλῶσσα πολυσπερέων ἀνθρώπων überſetzt Voß: „andre von anderer Sprache der weitzerſtreueten Menſchen." Das horaziſche **Rupit Iarbitam Timagenis aemula lingua** heißt bei Voß: „Barſt des Jarbas Sohn mit Timagenes Kehle ſich meſſend," was an Goethes „das Lied, was aus der Kehle dringt, iſt Lohn, der reichlich lohnet," erinnert. **Dive, quem proles Niobea magnae Vindicem linguae Tityosque raptor Sensit** heißt bei Voß: „Gott, dem furchtbar Niobes Stamm ein hohes Wort gebüßt." **Lingua potentium vatum** überſetzt Voß: „und ihr gewaltiger Ausſpruch." **Patruae verbera linguae** heißt bei Voß: „Strafred' und Ermahnung." **At sermo linguâ concinnus utrâque** „aber die Rede aus beiderlei Sprache gefügt." Daß daher bei der Ueberſetzung von **favete linguis** das deutſche Zunge keine Stelle finden werde, war zu erwarten. Voß überſetzt: „ſeid ſtill in Andacht." Ebenſo wechſelt in Böckhs kunſtvoll treuer Ueberſetzung der Antigone Zunge und Rede für γλῶσσα: „denn Zeus haßt ſchwer großſprechender Zung' hochmüthig Geprahl (μεγάλης γλώσσας κόμπους ὑπερεχθαίρει). Dagegen: „denn wer nur ſelber und allein ſich weiſe dünkt mit Rede, wie kein anderer, oder Geiſt begabt" (ἢ γλῶσσαν, ἢν οὐκ ἄλλος, ἢ ψυχὴν ἔχειν).

Im Althochdeutſchen heißt **zunga** auch Rede und Sprache; **zwizunki**, zweizungig, **zungal** und **gazungal** geſprächig; **gazungali** Geſprächigkeit. — Dem Mittelhochdeutſchen iſt Zunge als Rede und Sprache ſehr geläufig: eine zu lange Zunge iſt eine freche ſündhafte Zunge, daher: die Zunge kürzen, die freche Rede hemmen (ſ. Grimm zu Freidanks Beſcheid. 165, 19 und 20.) So im üblen Sinne auch züngelære, Jemand, der mit ſeinem Geſchwätz Zwiſt ſtiftet. — Für

die von Zunge als Sprache übertragene Bedeutung Volk, Land dienen die Beiſpiele: Hartmann von Aue: nû seht wie si mich ûz mîner zungen ziuhet über mer. Walther von der Vogelweide: sô wê dir, tiuschiu zunge (für Deutſchland); ſo Neithart: sô wol dir, tiutschiu zunge. Ein Autor vom Jahre 1470: „nu bin ich von meiner natürlichen zungen, aus ingeborner geerbter wohnung in fremde zung (nach Böhmen) gewichen.“ — Im Neuhochdeutſchen ſind als auf die Rede bezüglich bekannt die Verbindungen ſchwere Zunge, böſe Zunge, giftige Zunge; die ſprichwörtliche Redensart: Jemand die Zunge löſen, welche auch der Poeſie ſehr geläufig iſt: Goethe Hermann und Dorothea 5, 109.

„Wie iſt, o Sohn, dir die Zunge gelöſt, die ſchon dir im Munde
Lange Jahre geſtockt, und nur ſich dürftig bewegte.“

daſelbſt 6, 39:

„Da war jedem die Zunge gelöſt; es ſprachen die Greiſe,
Männer und Jünglinge laut voll hohen Sinns und Gefühles,“

womit zu vergleichen iſt Goethe Iphigenia 1, 3, 82.

„Vom alten Bande löſet ungern ſich
Die Zunge los, ein lang verſchwiegenes
Geheimniß endlich zu entdecken.“

Andere ſprichwörtliche Redensarten: die Zunge im Zaume halten, das Herz auf der Zunge haben, das Wort ſchwebt mir auf der Zunge. Die Compoſita: doppelzüngig, zweizüngig, Zungenheld, Zungendreſcher, auch Zungenfreund (deſſen Freundſchaft nur in Worten beſteht); das dichteriſche Feuerzunge für feurige, lebhafte Rede, Goethe Iphigenia 3, 1, 105.

„Electren giebt Oreſt ſich zu erkennen:
Sie bläſt der Rache Feuer in ihm auf . . .
Mit ihrer Feuerzunge ſchildert
Sie jeden Umſtand der verruchten That.“

Im Doppelſinne braucht Herwegh (Ged. Band 2, S. 33) Feuerzunge von Hamburgs Brand:

„Ich jauchzte, als die Feuerzungen
Jüngſt ſo beredt durchs Land geklungen.“

Für Sprache als Geſammtheit aller Wörter eines Volkes bei Arndt:

„So weit die deutſche Zunge klingt
Und Gott im Himmel Lieder ſingt.“

Bei Auguſt Schlegel:

„Fremde Sitten, fremde Zungen
Lernt ich üben her und hin.“

Hierher gehört auch das bairiſch-mundartliche: der vilzungel, der mehrere Sprachen ſpricht. — Zunge für Mundart gebraucht Jacob Grimm: „In allen deutſchen Zungen von jeher iſt das höchſte Weſen einſtimmig mit dem allgemeinen Namen Gott benannt worden“ (Mythol. Kap. 2, S. 12). — Concrete Bedeutung hat Läſterzunge von einem läſternden, ſchmähenden Menſchen.

Von der Geſtalt der Zunge entlehnt ſind die Pflanzennamen ochsenzunga und rindiszunga, hundiszunga, hirziszunga, spehteszunga; neuhochdeutſch: Zungenblatt, eine Pflanze, Zunge oder Zungenfiſch, Pleuronectes linguatula Linn.; mundartlich der Züngel, ein Donaufiſch; Erdzunge, Landzunge; Zunge, die Zwiſchenwand zwiſchen zwei Feuermauern, die in einen Rauchfang gehen.

Von der Bewegung der Zunge entlehnt ſind: Zunge und Zünglein an der Wage („Auf des Glückes großer Wage Steht die Zunge ſelten ein“, Goethe); das Zünglein in einer Schnalle; Zunge, der kürzere Theil des Hebels, an welchem die Laſt angebracht wird (der längere Theil

heißt der Kopf). Dahin gehört auch das Derivatum züngeln, die Zunge hin und her bewegen: das Feuer züngelt, d. i. brennt in ſpitzen Flammen. Im tropiſchen Sinne mundartlich in der Schweiz: er züngelt nach etwas, d. i. er gelüſtet darnach; er hat es angezüngelt, gleichſam die Zunge darnach ausgeſtreckt. Wahrſcheinlich gehört auch in dieſe Bedeutungsſphäre das althochdeutſche himilzunga, altſächſiſch himiltungel und altnordiſch himintungl für stella, sidus, gleichſam Himmelsflämmchen.

23. Im geraden Gegenſatze zur deutſchen Sprache hat die engliſche nicht bloß an dem Worte Zunge (tongue) ſelbſt die Bedeutungen Rede und Sprache entfaltet und erhalten, ſondern ſich auch noch noch aus dem Franzöſiſchen das Wort language angeeignet, ſo daß tongue und language in den einzelnen Nüancirungen der Bedeutungen Rede und Sprache einander wechſelsweiſe ergänzen: mother tongue, Mutterſprache, neben English language, engliſche Sprache. — Uebertragungen von der Form und Bewegung der Zunge hat die engliſche Sprache mit anderen Sprachen gemein. Erdzunge, die Pflanzennamen Hundszunge, Schlangenzunge, die Zunge der der Wage u. ſ. w.; eigenthümlich iſt ihr die häufige Anwendung des tongue als Kunſtausdruck der Seeſprache. So heißt tongue die mittlere Spitze einer Flagge mit zwei Ausſchnitten; ein kurzes Tau an den Pardunen; der Fuß eines Reepſchlägerrades; die unter dem Waſſer hervorragende Spitze eines Eisberges u. m. a. Auch die Spitze der Degenklinge, an welcher dieſe im Handgriffe befeſtigt iſt, heißt tongue.

So haben wir denn von China bis zum atlantiſchen Ocean die Hauptſprachen unſerer Hemiſphäre nach der genetiſchen Entwickelung eines ihnen allen gemeinſamen concreten Begriffes durchgemuſtert und ſtellen nun die überaus mannigfachen einzelnen Erſcheinungen in ein möglichſt überſichtliches Tableau zuſammen.

Die am meiſten hervortretende Eigenſchaft der Zunge, daß ſie ein fühl- und ſichtbar thätiges Organ der Sprachäußerung iſt, mußte frühzeitig den Namen dieſes Körpertheils in den die Rede betreffenden Gedankenäußerungen vielfach zur Anwendung bringen. Hier machte ſich nun ſogleich, wie in ähnlichen Sprachverhältniſſen, eine doppelte Anſchauungsweiſe geltend: der Menſch ſpricht mit der Zunge, oder die Zunge ſpricht. Nach der erſteren Anſchauungsweiſe iſt die Zunge bloß ſachliches Werkzeug oder Mittel, nach der letztern ſelbſtthätiges, daher ſelbſtändig gedachtes, perſonificirtes Weſen. Nach dieſer verſchiedenen Anſchauungsweiſe geſtalten ſich auch die Bilder, unter welchen die Zunge gedacht wird, völlig verſchieden. Ein bloßes Redewerkzeug iſt Zunge z. B. in Sätzen, wie: „da redete ich mit meiner Zunge" (Pſ. 39, 4.), „ſie reden mit mir mit der Zunge der Lüge (Pſ. 109, 2.), „nicht verleumdet er mit ſeiner Zunge,

„Hätt' ich Menſchen-, hätt' ich Engelzungen,
Würde Gottes Lob von mir geſungen." (Herder.)

Ein Mittel zur Erreichung irgend eines Zweckes: „mit unſerer Zunge bringen wir es hoch" (Pſ. 12, 5.). Eine Geißel: „fürchtend die Schläge der Zunge des Oheims (Hor. Od. 3, 12, 3). Eine Waffe: „ob du als Anwalt ſchärfeſt die Zunge" (seu linguam causis acuis, Hor. Ep. 1, 3, 23); vergl. Goethe im Fauſt:

„Von Norden bringt der ſcharfe Geiſterzahn
Auf dich herein mit pfeilgeſpitzten Zungen."

Insbeſondere als tödtliche Waffe erſcheint die Zunge in: „kommt und laßt uns ihn erſchlagen mit der Zunge" (Jerem. 18, 18.); womit zu vergleichen iſt die deutſche ſprichwörtliche Redensart: Jemand über die Zunge ſpringen laſſen, d. i. böſes von ihm ſagen. Zuweilen iſt die Zunge eine

Stätte, wo die Rede ſich befindet: „kein Wort iſt auf meiner Zunge“ (Pſ. 139, 4), „es ſchwebt mir auf der Zunge,“ „Lobpreis war unter meiner Zunge“ (Pſ. 66, 17), „dem von der Zung' ein Laut wie des Honigs Süße daherfloß“ (Hom. Il. 1, 249) u. dergl.

In der Perſonificirung der Zunge als ſelbſtredendes Weſen entfaltet der Sprachgenius einen großen Bilderreichthum. Die Zunge ſpricht nicht bloß und antwortet, ſondern ſie ſingt auch den Spruch Gottes, ſie jubelt der Gerechtigkeit Gottes; ſie ſchwört („Gott beugt ſich jedes Knie, ſchwört jede Zunge“; womit zu vergleichen iſt der bekannte euripideiſche Vers: „die Zunge ſchwur den Eid, nicht das Herz“). Eben ſo hat die Zunge Sinn und Leidenſchaft: ſie ſinnt Unheil, die Zunge der Lüge haßt den gebeugten, ſie zettelt Betrug an u. dergl. Gleich einem Menſchen ſteht oder wanket die Zunge, ſie hinket vom Weine; ſie erlahmt (Walther von der Vogelweide). Auch ſchlägt die Zunge, daher im Mittelhochdeutſchen der Zunge slac, die Klinge der Zunge. Als Prieſter weiht die Zunge jemand für die Inſeln der Seligen (bei Horaz). Als Thier wird die Zunge im Zaume gehalten; auch mit der Angelſchnur wird ſie gefangen (bei Hiob) u. v. a.

Wie nun der Sprachgenius die Zunge nach der einen Seite hin ſtatt des Menſchen als thätig betrachtet, ſo läßt er ſie nach der anderen Seite hin für das einſtehen, was ſie thut; ſie übernimmt, wie dort die Rolle des ſprechenden, ſo hier die Rolle des geſprochenen: die Zunge wird zum Worte, zur Rede. Als Rede aber theilt ſie ſich durch Specialiſirung und Uebertragung in ſechs Theile: ſie wird entweder eine beſondere beſtimmte Mittheilung, eine Nachricht oder eine böſe Rede, eine Verleumdung, oder grammatiſch ein beſonders bemerkenswerthes Wort, eine Gloſſe, oder das Getön der Thiere, oder die Bedeutung der Rede, oder endlich ein Complex von Wörtern, eine Sprache. Wie nun im weiteren Verlauf durch Metonymie die Zunge eine ganze Reihe von Verwandlungen erfährt, wie die Mittheilung zum Dolmetſcher, die Gloſſe zum Gloſſarium, die Sprache zur Mundart und zur Nation wird, iſt im obigen einzeln nachgewieſen worden. Ebenſo wiederholen wir nicht, wie Zunge als Geſchmacksorgan, wie die Form und Bewegung der Zunge zu neuen Entfaltungen geführt hat. Es läßt ſich nach allem geſagten eine weitverzweigte Genealogie des Wortes Zunge herſtellen, beginnend von der Bezeichnung des allerconcreteſten Begriffes, und ſchließend mit den jüngſten Schöpfungen des in allen Sprachen lebenden und waltenden Geiſtes *).

Statt der Aufſtellung theoretiſcher Sätze für den Begriff der allgemeinen ſprachvergleichenden Lexikographie habe ich ein concretes Beiſpiel vorgeführt um praktiſch an ihm darzuthun, welch eine reiche Fundgrube hier für die Philologie im höhern Sinne, wie ſie von den Gliedern dieſes Vereins verſtanden und angebaut wird, ſich eröffnet. So lange die Forſchung an der Form allein haftet, gehen ſemitiſche, indogermaniſche, romaniſche Philologie ohne innere Verſchmelzung neben einander, und ein Verſuch ſie zu verbinden führt weit mehr zur Vereinigung und Befreundung der Perſonen, als zur harmoniſchen Durchdringung und Vereinbarung der Sachen. Richten wir aber unſere Thätigkeit auch auf den eigentlichen Inhalt, auf die Seele des Wortes, und bauen ein jeder nach Maßgabe ſeiner Neigung und ſeiner Kräfte dieſe Metaphyſik der Sprache an, dann ſchwinden die Schranken, welche Forſchung von Forſchung trennt; wir ſind dann unſeres Berufes nicht Orientaliſten, nicht klaſſiſche Philologen, nicht Slaviſten und Romaniſten, ſondern wir ſind Sprachforſcher in ächter Weiſe, empfänglich für die Offen-

*) Wir geben eine ſolche genealogiſche Ueberſicht in beiliegender Tafel.

Zu ſſiſchen und neueuropä

es bekannten Gliedes im thieriſ
e, mandſchuiſch illengu, mongoliſch kele
schôn, chaldäiſch lischân, arabiſch li
iſch langue, ſpaniſch lengua, portugieſi
oder kieli, magyariſch nyelv, deutſch

In Uebertragung.

II.

von der Zunge als Geſchmacksorg

ache. Derivata:
lecken (mandſchuiſch, mit-
tellateiniſch),
ſchlingen (magyariſch).

zgen:

5
6.
7.
8.
9.
10.
11.
12.
13.
14.
15.
16.
17.
18.
19.
20.
21.
22.
23.
24.
25.

26.

barungen des Geiſtes, der in allen Sprachen ſich kund thut. In dieſer Weiſe laſſet uns unſere Aufgabe ſtellen und löſen, in dieſem Geiſte mögen wir unſere Zuſammenkünfte halten. Nicht nach Indien, Paläſtina, Hellas und Roma wollen wir genannt ſein, ſondern nach dem λόγος, dem ewig göttlichen Geiſte, von deſſen Herrlichkeit die ganze Erde erfüllt iſt, und der ſich auch in der Sprache geoffenbart hat. Unter dem Schutze dieſes Geiſtes mögen wir uns wiederſehn!"

Hierauf ſprach Hofrath Thierſch

über die Aufführung von dramatiſchen Werken der Griechen und Römer auf dem neueren Theater.

Was noch vor kurzem als unzuläſſig und unausführbar geachtet worden, davon ſeien wir in dieſen neueſten Zeiten Zeugen geweſen. Die altgriechiſche Tragödie in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit, der Geiſt des Sophokles ſei in voller Größe über die deutſche Bühne gegangen und in ſeiner hohen Bedeutſamkeit und Würde erkannt und empfunden worden. Auch dadurch bewähre ſich das Wort von Johannes Müller, wenn er ſagt: „es können Zeiten kommen, wo das große und edle verkannt wird; was aber unſterblich iſt, findet darum doch ſeine Zeit."

Hierauf wurde der frühern Verſuche Komödien des Terentius in Weimar auf die Bühne zu bringen gedacht, und die vereinten Bemühungen des Grafen Einſiedel, Goethe's und Böttiger's dabei erwähnt. Ebenſo habe man dort den Jon des Euripides in treuer Nachbildung gegeben *). Glänzend ſei der Erfolg, den die ſophokleiſche Tragödie unter den Auſpicien eines kunſtliebenden deutſchen Königs gefeiert. Nicht nur auf den deutſchen Theatern ſei die Antigone mit entſchiedener Gunſt begrüßt worden, auch auf dem Pariſer ſei ſie bei gleich ſorgfältiger Anſchließung an die Antike mit demſelben Glück gegeben worden. Auch verdiene ſelbſt hier Erwähnung, daß in Berlin, nachdem dort durch ſtudirende Jünglinge bei der Univerſität zwei plautiniſche Stücke im Original und mit einer auch von Meiſtern anerkannten Trefflichkeit und Lebendigkeit in einer Weiſe ſeien aufgeführt worden, welche den alten Komiker wie neu belebt und mit friſcher Jugend erfüllt habe, im letzten Monat Schüler der obern Claſſe des Friedrich Wilhelm'ſchen Gymnaſiums derſelben Stadt unter dem Director Ranke es unternommen hätten in der Aula ihres Gymnaſiums vor einem des Griechiſchen kundigen zahlreichen Verein ausgezeichneter Männer in antiker Coſtumirung und mit der Mendelſohn'ſchen Muſik die Antigone griechiſch aufzuführen. Der Verſuch, bemerkte der Redner, ſei über Erwartung und überraſchend gut gelungen. Es ſei leicht zu erkennen geweſen, daß jene Jünglinge den griechiſchen Dichter nicht nur in das Gedächtniß, ſondern in Geiſt und Herz aufgenommen hatten, von ſeiner Stärke und Erhabenheit erfüllt waren und dieſe mit der der Jugend eignen gefühlvollen Lebendigkeit, zugleich aber auch

*) Es wird gut ſein an die griechiſchen Epigramme zu erinnern, in welchen der ehrwürdige Veteran unſerer Helleniſten, Friedrich Jacobs, jenes Ereigniß, der griechiſchen Anthologie würdig, gefeiert hat. Gedruckt ſind ſie in den **Actis Philologorum Monacensium T. I. p. 421.** Das zweite lautet:

Καινὴν ἀγγελίην, Εὐριπίδη, ἐν νεκύεσσι
Λέξο μάκαρ. Κεῖνται Κεκροπίης χάριτες,
Μελπομένης δ' ἱερὸν σιγᾷ στόμα, τῷ πότ' ἐτέρφθη
Βάκχος, καὶ κισσοῦ πᾶν ἀπόλωλεν ἔαρ.
Μὴ λυποῦ δὲ μάτην· ἔτι σὸν κλέος ἄφθιτον ἀνθεῖ
Θειάσθη δὲ τεοῖς ἄσμασιν Οἰνανίη.

mit dem ſicherſten Takt für das in Vortrag und Ausdruck ziemende wiedergaben. Mit Recht ſei von einem der dabei gegenwärtigen hochgeſtellten Staatsmänner bemerkt worden, daß junge Männer, die ſolch ein Werk in ſich aufgenommen und empfunden, ſchon dadurch über das gemeine und geringfügige erhoben und in Beſitz eines höhern Maßſtabes für Werke des Geiſtes alter und neuer Zeit gekommen ſeien.

Indeß erhebe ſich die Frage, ob es überhaupt zweckmäßig, ob unſerer Bildung entſprechend und unſern Theatern es förderlich ſei oder das Gegentheil, wenn auf ſolche Weiſe Werke der alten Bühne ſo viel als möglich in ihrer vollen Eigenthümlichkeit auf die unſrige gebracht werden, denn unwiderſprochen ſei der Nutzen dieſer Aufführungen nicht geblieben. Die Bühne, ſagen die Gegner derſelben, ſolle zugleich original und national, darum der ideale Abdruck ihres Volkes und ihrer Zeit, der Spiegel ihrer Sitten und Geſinnungen ſein, dem aber widerſtrebe Einführung oder Einmiſchung von Werken, die einer fremden Zeit, einer untergegangenen ſocialen Ordnung und einer von uns abgewendeten Anſchauungsweiſe des Lebens, der Religion und der Kunſt angehören. Die Bühne ſolle ferner, zufolge jenes ihres Berufs, auf uns weckend, belebend, reinigend wirken, ſolle zu dieſem Behuf vorzüglich Gegenſtände behandeln, die aus unſerer eignen Art, unſerm öffentlichen Leben, unſern Gefühlen genommen ſind, einheimiſche Geſinnung und Thatkraft verherrlichen, und die Gefühle für die Heimath, ihren Geiſt, ihre Bildung und Beſtrebungen wecken, ſie ſolle in Deutſchland vor allem deutſch ſein in Weſenheit und in Form, und von dem allem ſei oder leiſte die antike Tragödie das Gegentheil. Wolle man aber die Stoffe der Bühne nicht in die engen Schranken des nationalen einſchließen, ſo gezieme ſich wenigſtens vor allem ſolche Gegenſtände aufzunehmen, die uns weniger fremd, vielmehr durch Betheiligung am germaniſchen Element, durch Geſinnung des Ritterthums, des Chriſtenthums, des gemeinſamen europäiſchen Lebens uns näher ſtünden — mit einem Wort, man ſolle Stoffe romantiſcher Natur wählen, nicht aber Werke auferwecken, die für uns ganz abgeſtorben und und von dem Schutt der Zeiten bedeckt wären. Den Hohn zum Spott fügend habe man bei Aufführung der Antigone und Medea vom Aufgraben foſſiler Tragödien geſprochen, die man in Berlin zur Schau ſtelle, und das von einer Seite, welche ſich vor andern original, national, deutſch an Fleiſch und Blut achte. Zum Grunde dieſer Betrachtungsweiſe lägen die angenommenen Unterſchiede zwiſchen claſſiſcher und romantiſcher Poeſie, welche von der romantiſchen Schule theils ganz willkürlich eingeſetzt, theils größer gemacht wären, als ſie ſind, und ein tiefes Mißverſtändniß deſſen was original und national, was dem einen und dem andern förderlich ſei.

Gegen die darüber verbreiteten irrthümlichen und übertriebenen Lehren und Behauptungen ſei zunächſt zu erinnern, daß das nationale nicht als das erſte und höchſte könne betrachtet werden, und daß über dem reinnationalen das reinmenſchliche ſtehe. „Homo sum, humani nihil a me alienum puto“ gelte auch auf dem Gebiet der Kunſt und ſpeciell der Poeſie. Dieſes ſei das allgemeine, das weſentliche, das nationale, als das beſondere einer beſtimmten Abſchattung oder Ermäßigung des allgemein menſchlichen, und nur inſofern mit dem höchſten verkehrend, als es durch ſeine Beſonderheit daſſelbe wahrnehmen und nur in eigenthümlicher Weiſe empfinden laſſe. Das den Zeiten und Völkern gehörige ſei das Kleid, welches der menſchliche Geiſt für ſeine Werke nach Zeit und Ort wechsle, er ſelbſt aber, wie göttlich und unſterblich, ſo in ſeinen Erzeugniſſen, trotz aller Verſchiedenheit in den Erzeugniſſen des höheren Genius, weſentlich ſich ſelber gleich, und wohne eben darum auch den fähigern bei ſeiner Offenbarung inne. Er ſpreche gleich vernehmlich in den verſchiedenſten Zungen, und wiſſe darum in jeder zu

bewegen und zu erheben, wo er überhaupt ein menſchliches Herz treffe. Wie aber könne man von Tod und Abſterben da ſprechen, wo ewiges und unvergängliches Leben blühe, von innerer Entfremdung da, wo die wahre Schönheit in reinſter Form offenbar ſei?

Unvergänglich und von ewiger Jugend funkelnd ſtänden daher die Geſänge des Homer, wie die Bildſäulen des Phidias da, und kein Jahrhundert noch habe ihnen und den ihnen ebenbürtigen Werken der Dichtung und Sculptur jene Friſche abgeſtreift, welche ſie aus der Frühlingszeit des menſchlichen Geiſtes zu uns herübergebracht. Was aber von den Werken der genannten Meiſter, was auf dem Gebiet der Philoſophie von der platoniſchen, der Beredſamkeit von der demoſtheniſchen gelte, welche von den congenialſten Geiſtern des ihnen am nächſten ſtehenden modernen Volkes am meiſten bewundert werde, wie ſollte das nicht von den Werken des Sophokles gelten, den das Alterthum als den beſten ſeiner Tragöden pries, und den auch unſer Schiller, der begabteſte Richter des Verdienſtes in ſeiner Kunſt, in der Einleitung zur Braut von Meſſina, als den größten Meiſter der Tragödie gefeiert hat?

Weit entfernt die nationale Beſtimmung und Bedeutung der Bühne in Abrede zu ſtellen, ſollen wir uns dadurch doch nicht beſtimmen laſſen das wahrhaft ſchöne, wo es in anderer als deutſcher Form uns entgegentritt, von uns zu weiſen, ſondern wohl erwägen, daß es in einem weit höhern Sinne national und der höhern Bildung grade unſers Volkes würdig iſt neben dem einheimiſchen das ſchöne anzuerkennen und von ihm ergriffen zu werden, auch wenn es in einer uns fremd gewordenen Form und Bekleidung, aber darum nicht weniger in voller Würde und Bedeutſamkeit uns geboten wird. Das ſei wahrhaft deutſch, der Zeit, des Volks, dem wir angehören, und ihrer höhern Bildung allein würdig, das andere undeutſch. Es ſei ein eitles Beſtreben ekler Geiſter von der Schaubühne das beſte und erleſenſte abzuhalten, und über die Maßen thöricht auf dem Gebiet des idealen Binnenzölle und Mauthlinien mit unüberſteiglichen Schranken einzuſetzen, um der innern Fabrication durch Entfernthaltung des fremden zu Hülfe zu kommen. Daneben gezieme ſichs zu erwägen, daß was wir national und auf dem Gebiet höherer Bildung als unſer reinſtes Eigenthum in Anſpruch nehmen, daß dieſe Bildung nicht, wie ſie es bei den Griechen war, aus einem einfachen Stoff, ſondern aus Vereinbarung germaniſcher, chriſtlicher und claſſiſcher Stoffe hervorgegangen ſei. Dieſe Miſchung zeige ſich im Weſen wie in Form, und man brauche nur an Werke wie Klopſtocks oder Platens Oden, wie Hermann und Dorothea, oder Iphigenia von Goethe, wie Schillers Braut von Meſſina und ſelbſt ſeinen Wallenſtein zu erinnern, um zu begreifen was hier gemeint und von welchem Belang es ſei. Gleichwohl ſeien jene Werke, obwohl in ihnen die claſſiſchen oder chriſtlichen Elemente oder beide im Weſen und in der Form durchſcheinen, zugleich original und national, ſie ſeien beides dadurch, daß der eigene Genius der Dichter das fremde in ſich aufgenommen, es mit ſeinem innern Leben verwebt, und darum ſein Werk nur um ſo reicher und edler geſtaltet habe. Wie aber in andern Künſten und Ordnungen ein Werk nur nach denſelben Grundſätzen könne gerahmt und fortgeführt werden, nach denen es ſei gegründet und entfaltet worden, ſo ſei dieſes auch mit unſerer Poeſie der Fall, und weit entfernt, daß das nationale durch unmittelbare Berührung mit dem fremden, zumal mit dem ſchönen in reinſter Form, dem helleniſchen, gefährdet würde, werde daſſelbe durch dieſen erfriſchenden und ſtärkenden Umgang nur um ſo mehr an Kraft und Wohlgeſtalt gewinnen. „Nenne mir deine Freunde, und ich werde dir ſagen, wer du biſt.“ Die Sache ſtelle ſich nicht anders dar, wenn man Geſchick und Gedeihen unſerer dramatiſchen Poeſie ſelbſt und die Beſtimmung unſers Theaters ins Auge faſſe.

Die beſten und größten Meiſter der deutſchen Bühne, wie Goethe und Schiller, hätten die Nothwendigkeit gefühlt das wildwuchernde Gewächs der Poeſie, welches ſich ſehr reichlich auf dem ſchwierigſten Feld der Dichtkunſt, dem dramatiſchen, ausbreitet, dadurch zu zähmen, daß ſie die Jünger der dramatiſchen Kunſt und ſelbſt das Publicum an die tiefer verſtandenen, kunſtreicher geformten und energiſcher durchgeführten Werke fremder Bühnen gewieſen. Goethe habe ſich darum an die franzöſiſche gewandt, die allerdings bei großen Schwächen Werke einer tiefen Berechnung und überlegenen Kunſt hervorgebracht, aber als er den Mohammed von Voltaire aufgeführt, habe Schiller ihm zugerufen:

„Du opferſt auf zertrümmerten Altären
Der Aftermuſe, die wir nicht mehr ehren,“

und ſeinen großen Freund an den Genius des Griechen und des Britten erinnert, der die deutſche Muſe gepflegt und uns auch in Zukunft bildend zur Seite ſtehen müſſe. Schon im Wallenſtein ſei Schiller auf der Spur dieſes griechiſchen Genius gegangen, noch mehr in der Braut von Meſſina, und bekannt ſei, wie ſeine Muſe, namentlich in dem letzten Stücke, dadurch an Erhabenheit, tragiſcher Haltung und Würde gewonnen habe.

Eben ſo klar erſcheine, daß das Beſtreben das deutſche Drama durch das griechiſche oder an ihm edler zu geſtalten um ſo mehr gelingen werde, je reiner das griechiſche aufgefaßt und je vollſtändiger es begriffen werde. „Als der Wallenſtein von Schiller erſchien, übertrug der Helleniſt, den wir das Glück haben an unſerer Spitze zu ſehen, einzelne Scenen deſſelben in das Griechiſche, in einer Weiſe, daß die innere Uebereinſtimmung der griechiſchen und deutſchen Muſe jedem kundigen offenbar wurde. Sie ſind in den Actis Monacensibus T. III. S. 139 ff. (G. Hermanni opuscula. T. V. P. 355 ff.) gedruckt, dabei aber, als er ſie mir zum Druck überſandte, ſchrieb er in einem dort mitgetheilten Brief über die Auffaſſung der griechiſchen Tragödie durch Schiller Bemerkungen, welche für unſern Zweck hier anzuführen ſind. Bei der Erſcheinung des Wallenſtein, ſagt Gottfried Hermann, ſei eine große Bewegung unter unſern Landsleuten eingetreten. Er ſelbſt erinnere ſich oft geſagt zu haben, Schiller habe gefühlt, worin die griechiſche Tragödie gelegen ſei, aber weil er es nicht zum vollen Bewußtſein gebracht (non perspexisset) habe er die Fehler der neueren nicht genugſam gemieden. Er habe weder verſtanden die Einleitung (exordium) gehörig zu machen, noch die Fabel recht zu wenden. Durch Einführung einer übergroßen Zahl von Perſonen habe er jener Einfachheit geſchadet, in welcher der größte Vorzug der Tragödie erblickt werde. Auch in den einzelnen Theilen habe er vieles ſich geſtattet was von der Würde der Tragödie ganz fern liege. Uebrigens zeige ſich das meiſte von der Art, daß, wenn es griechiſch geſchrieben wäre, es eines griechiſchen Tragikers vollkommen würdig könnte geachtet werden.“

Was hier von Wallenſtein geſagt werde, gelte, wenn auch in geringerm Maße, von der Braut von Meſſina, beſonders ſei in ihr das Mißverſtändniß des griechiſchen Chors eine Quelle bedeutender Irrthümer geweſen; aber doch könne man einen ſtarken Fortſchritt wahrnehmen, den der große Dichter während der Zeit zwiſchen beiden Tragödien in der Kunde und tiefern Ergründung der griechiſchen Bühne gemacht habe, und in Folge von dem die Braut von Meſſina als Tragödie weit tiefer gefaßt und reiner durchgeführt ſei. Stelle ſich nun dieſes als die Sachlage heraus, daß die Veredelung deutſcher dramatiſcher Poeſie von dem Maße bedingt werde, in welchem die griechiſche erkannt und gewürdigt ſei, ſo diene doch offenbar dieſem Zwecke mehr als irgend etwas anderes die mit den Mitteln ſceniſcher Ausſtattung gerüſtete Aufführung

hervorragender Werke des griechiſchen Theaters: weil dadurch, mehr als durch bloße Leſung und Erwägung und mehr als durch Lehre, am beſten gezeigt und empfunden werde was tiefe Auffaſſung, was kunſtreiche Führung, was tragiſche Würde und Haltung bedeuten, wie und wodurch ein ſolches Werk die Gemüther ergreife und ſeine praktiſche Beſtimmung erfülle, welche nach Ariſtoteles in Reinigung der Leidenſchaften beſtehe. Inſofern könne die würdige Ausſtattung und die gelungene Aufführung ſolcher Werke als die beſte dramaturgiſche Schule unſerer Dichter betrachtet werden. In gleicher Weiſe hebend und veredelnd wirke ſie auf die dramatiſchen Künſtler und auf das Publicum. Jene würden durch die Erhabenheit des Gegenſtandes ſelbſt zur Würde und zum Bewußtſein ihres Berufes gehoben, und dieſes für Auffaſſung und Würdigung des einfachen, des keuſchen und großartigen der Kunſt in einer Weiſe vorbereitet, daß die dadurch gewonnene Stimmung, Neigung und Urtheilsfähigkeit auch den dramatiſchen Stoffen anderer Sphären und Nationalitäten bei entſprechender Behandlung zu gute kämen. Uebrigens ſolle damit nicht eine Beherrſchung der deutſchen Bühne durch die griechiſche, nicht ein Uebergewicht derſelben über die nationale begehrt, ſondern jene nur als eine Lehrerin und als ein Muſter für dieſe in den weſentlichen Dingen geltend gemacht, und den großen griechiſchen Dichtern in unſern Theatern ein Ehrenplatz neben den einheimiſchen und neben den Meiſtern neuerer Völker geſichert werden.

Der Redner ging dann auf die Aufführung der Antigone ſelbſt über. Hierbei ſchied er, was urſprünglich in Berlin angeordnet, und was in Dresden mit Beibehaltung deſſelben geleiſtet worden ſei. Nicht weniges ſei in der urſprünglichen Anordnung der Bühne unſtatthaft, die Orcheſtra gegen die Scene zu tief gelegen, das Hinabſteigen der erſten Perſonen und des Königs durch eine Art von Fallthüre der Orcheſtra, das Heraufſchaffen des Leichnams des Hämon durch dieſelbe und anderes der Art ſei unzweckmäßig und der antiken Ueberlieferung widerſtrebend. Abgeſehen von dieſem habe die Aufführung in Dresden viele Vorzüge entfaltet. Die architektoniſche Anordnung der Bühne habe reinen Geſchmack mit geziemender Pracht verbunden, die beiden Einzüge in dieſelbe aus der Stadt ſeien der Bewegung der Handlung entſprechend geweſen, dazu Wahl, Anordnung und Glanz des Coſtüms in beſtem Geſchmack, und der Vortrag des Stückes von einer Bewegung und einer Begeiſterung der dramatiſchen Künſtler geſchehen, die ihrem Talent und ihrem Eifer alle Ehre gemacht und den wohlverdienten lauteſten Beifall der ſachkundigen Verſammlung gefunden habe.

Unſtatthaft und der Würde der Handlung widerſtrebend ſei ferner das in Berlin vorgekehrte und in Dresden beibehaltene Verweilen der Antigone, nachdem ihre Reden geendet, in dem Orcheſter. Offenbar müſſe die Jungfrau mit den letzten Worten, die ſie zu ſagen hat, abgehen, und zwar nicht durch die Orcheſtra, ſondern nach der Stadt, und es richte die ganze heroiſche Erſcheinung der Jungfrau faſt zu Grunde, wenn ſie während des ganzen letzten Chorgeſanges, der nach ihrem Abgang vorzutragen ſei, ſich an dem Altar feſthalte, von den Führern mimiſch gemahnt oder handgreiflich gefaßt werde, und ſich gegen die ſie abführenden ſträube, dann der Reihe nach von allen Choreuten Abſchied nehme — das alles ſei ein der antiken Tragödie unwürdiges Uebermaß moderner Sentimentalität und Effectmacherei. Dazu rücke nach dieſer Anordnung ihr Abgang mit dem Eintreten des Tireſias unmittelbar zuſammen, während doch die Oekonomie des ganzen begehre, daß zwiſchen ihrem Abgang und der Erſcheinung des Sehers ein nicht unbedeutender Zeitraum verſtreiche, der durch den Vortrag des Geſanges nach ihrem Abgang ausgefüllt werde. Daß in dem Chorgeſang ſie als „o Tochter" angeredet werde, mache

ihr Verbleiben keineswegs zu einer Nothwendigkeit, und dieſe Anrede könne eben ſo der abgegangenen nachgeſendet als an die gegenwärtige gerichtet werden. Die letzte Scene werde übrigens an Bedeutſamkeit gewinnen und alle Gefühle befriedigen, wenn zu dem Leichnam des Hämon, der übrigens nach antiker Weiſe nicht wirklich, ſondern in einem verhüllten Bilde darzuſtellen ſei, auch der der Antigone auf die Bühne gebracht, ihm gegenüber gelegt würde, und wenn in dem Augenblick wo die Eröffnung des Palaſtes den Leichnam der Königin, der Mutter des Hämon, zum Vorſchein bringe, Ismene vor dieſem niedergebeugt erſcheine und ſich erhebe, um ſich mit ihrem Schmerz zu dem der Schweſter zu wenden. Zwar erwähne davon der Dichter nichts, aber ſolche Dinge, zur Ergänzung der Anordnung gehörig, würden, wie vieles ähnliche im Text auch anderwärts nicht angedeutet, ſondern der ſceniſchen Anordnung überlaſſen.

Der Tonſatz der Chöre ward auch hier als vortrefflich und des großen Tonkünſtlers würdig bezeichnet. Mit Recht habe dieſem dafür die ſechſte Philologenverſammlung in Kaſſel eine Dankadreſſe beſchloſſen, aber für die Auffaſſung der Chöre ſei dieſe harmoniſche Darſtellung ihres Inhaltes zu reich, zu ſelbſtändig, und in ihr das Maß, welches der Tonkunſt als Begleiterin der Poeſie in der alten Tragödie angewieſen war, um vieles überſchritten. Den letzten Chorgeſang habe der Tonkünſtler als Lobgeſang auf den Bacchus, als Dithyrambus gefaßt. Als ſolcher trage er ein gewiſſes Ungeſtüm des harmoniſchen Satzes in ſich, und dieſer Auffaſſung gemäß geſchehe es, daß der Chor ſich bekränze, die Thyrſusſtäbe ergreife und durch ſchwunghaftere Bewegung den ſtürmiſchen Charakter ausdrücke; aber der Chorgeſang ſei kein Dithyrambus, ſei überhaupt nicht auf das Lob des Gottes berechnet, dieſes Lob werde nur als Motiv gebraucht ſeine Ankunft zu beſchleunigen. Es enthalte den die Gottheit ehrenden und preiſenden Anruf, und als Grundgedanke ſtelle ſich heraus, daß der Gott, wo auch jetzt ſein Fuß weilen möge, raſch erſcheinen, und da Theben von neuem durch Ungemach erſchüttert werde, helfen ſolle in einem Augenblick wo menſchliche Hülfe unmöglich. Bei dieſer Auffaſſung des letzten Geſanges ſtelle ſich zugleich der innere Zuſammenhang und die Beziehung der drei Hauptgeſänge auf die Handlung deutlich hervor. Im erſten, der Parodos, preiſe der Chor die Befreiung der Stadt. Er bereite ſich Siegesfeſte zu feiern, deren nächtliche Chorreigen Bacchus anführen ſolle, während in dem vorangehenden, dem Chor unbekannten Geſpräche der Schweſtern ſchon ein neues und ſchweres Unheil aufſteigend und herandrohend erblickt werde.

Dieſes breche durch die That der Antigone und die Verhärtung des Kreon herein, und der dritte Chorgeſang, oder das zweite Staſimon, die Mitte des Ganzen einnehmend:

„Glückſelig denen das Loos nie Leid gekoſtet,“

enthülle die innern Gründe und die dunkeln Mächte des Gemüths, durch welche geſchehe, daß der Menſch in hohem Glück zu Frevel fortgeführt und dadurch der göttlichen Rache überliefert werde. Dieſe bedrängt ſofort den Kreon, nachdem er gegen Rath und Warnung der nachdrücklichſten Art ſich verhärtet hatte, und nun erſt wendet ſich der Chor im letzten Geſang an den die Stadt beſchirmenden Gott in erhabener Feierlichkeit ſeine rettende Ankunft begehrend. Die Siegesfeier, deren Feſte Bacchus führen ſoll, und die neue Bedrängniß, aus der er allein noch retten kann, bilden die beiden äußerſten lyriſchen Punkte, zwiſchen denen ſich die übrigen vermittelnd und den Gang der Handlung erläuternd entfalten.

Der Redner wandte ſich hierauf zur Erläuterung der Kataſtrophe. Obwohl die in ſie aufgenommenen Momente vollkommen klar und energiſch behandelt ſeien, wäre doch nöthig, um

die Verbindung der einzelnen zu gewinnen, aus dem Zuſammenhang oder aus der Natur der Sache andere beizuziehen, das Gemälde gleichſam zu ergänzen um es zu verſtehen.

„Das Grab, welches dem Dichter bei der Erzählung vom Tode der Antigone und des Hämon vorſchwebte, war kein gewöhnliches, es war auch keine „vermauerte Höhle", ſondern ein vollſtändig geordnetes Todtengemach. Der Bote bezeichnet es als ein Brautgemach des Hades (V. 1218) und nennt es mit Steinen belegt (λιθόστρωτον νυμφεῖον Ἄιδου), alſo einen Boden mit Steinen gepflaſtert, was auf kunſtreichen Bau hindeutet. Nach vorn hat es eine Vorhalle (παστάς), in der gewöhnlich die Todtenopfer (κτέρεα) gebracht wurden, die aber in dieſem Fall ohne dieſelben (ἀκτέριστος) blieb. Es war alſo ein Familien- oder Erbbegräbniß, welches für den gegenwärtigen Fall, wo es galt die Jungfrau mit wenig Speiſe und Trank einzuſchließen und von den lebenden zu trennen, dem König zur Verfügung ſtand. Doch darf es nicht als ein Mauſoleum auf freier Fläche ſtehend gedacht werden. Es iſt zwar ein gewölbtes, mit dem man ſie rings umſchließen ſoll (κατηρεφεῖ τύμβῳ περιπτύξαντες, V. 898), aber zugleich ein ausgegrabenes (κατασκαφὴς οἴκησις, V. 903). Wir werden dadurch auf jene halbunterirdiſchen, in ovaler Form nach oben ſich zuſammenziehenden Gewölbe geführt, welche ſich noch an verſchiedenen Orten von Griechenland finden: in Orchomenos am Kopaisſee, in der Gegend von Amyklä oder an dem weſtlichen Hochufer des Eurotas, und vorzüglich unter den Ruinen von Mykene; dort hat ſich neben einer beträchtlichen Zahl beſchädigter Denkmäler der Art in der Vorſtadt ein ganzes erhalten. Es iſt unter dem Namen des Grabmals des Agamemnon oder des Schatzhauſes des Atreus bekannt, und war wohl Grab und Schatzhaus zugleich, eben ſo wie die andern zum Bergen der Todten und der Schätze eingerichtet, als deren ſicherſter Wächter Aides geachtet wurde. In jenem Grab des Agamemnon iſt neben dem eigentlichen Gewölbe rechts eine kleine Kammer, welche, wie es ſcheint, für Aufbewahrung von Aſchenkrügen beſtimmt war und die gegen das innere Gemach offen iſt. Das ovale Gewölbe ſelbſt iſt im Berg, aber dem Abhang deſſelben nahe, ſo daß es mit ſeinem Eingang aus dieſem hervortritt und nach außen geöffnet iſt. Zu dem Eingang führt ein geebneter Weg zwiſchen zwei Mauern, welche den dort abfallenden Berg einfaſſen und mit der Pforte des Eingangs architektoniſch verbunden ſind. Das Licht empfängt dieſer unterirdiſche Thalamos durch eine trianguläre Oeffnung über der Thür und eine runde Oeffnung im Gipfel des ovalen Gewölbes. Dieſes Todtengebäude entſpricht vollkommen allem was der Dichter von dem ſeinigen uns bezeichnet hat. Antigone wird in dieſe „ſteinerne Ausgrabung" (V. 785) hineingeführt und unter feſtem Verſchluß gehalten. Hämon hatte zuvor den Vater in Zorn und unter Drohung verlaſſen. Dieſer ſolle nicht hoffen je ſein Antlitz wieder zu ſehen. Was lag näher als daß der Jüngling, unterrichtet, wie der Spruch gegen ſeine Braut vollzogen werde, bemüht war zu dieſer hineinzubrechen und ſie mit ſich aus der Gewalt des grauſamen Vaters durch Flucht zu retten? Der wohlverſchloſſene Eingang des Todtengemachs widerſteht ſeinen Angriffen, darum bricht er neben ihm Steine aus der Mauer um durch die Oeffnung zu der Jungfrau einzudringen. Das iſt die Fuge (ἁρμός), der Spalt, der durch Ausziehen von Steinen (λιθοσπαδής) entſtanden iſt, welche Kreon (V. 1230) bezeichnet. Aber wie er durch die Oeffnung in das innere des Thalamos dringt, findet er die Braut nicht mehr am Leben. Sie hat durch die Schnur ihr Leben geendet, und iſt am Hals aufgehängt (κρεμαστὴν αὐχένος). Daß er die Schnur gelöſt, den theuern Leichnam am Boden hingebreitet, iſt ebenfalls nicht erwähnt, und niemand war Zeuge geweſen; aber es folgt aus dem was erzählt wird. Denn man findet den Jüngling liegend und ſie mitten am Leibe umfaſſend: κατείδομεν ἀμφὶ μέσῃ

περιπετῆ προσκείμενον V. 1235). Das alſo war der Ankunft des Kreon vorangegangen, und von dieſer allein und was ihr nachfolgte konnte der Bote Meldung thun. Was nun davon berichtet wird, verſteht ſich ſofort leicht, aber nur unter der Vorausſetzung, von der wir ausgegangen und deren Gründe wir nachgewieſen.

Wie Kreon mit Gefolge dem Grabe naht, um die Jungfrau ſelbſt zu löſen, d. i. das Grab zu öffnen, da er ſie ſelbſt dort eingeſchloſſen, hört einer, der als den übrigen vorausgeeilt zu denken iſt, von fern in der Vorhalle, alſo an dem äußerſten Theil der Halle, laut tönende Klage, und kommt zurück dem König davon Meldung zu thun. Dieſer ahnet ſchlimmes und näher tretend glaubt er Klagelaut, die Stimme ſeines Sohnes zu erkennen. Sofort ſendet er einen der Gefährten, dort wo die Steine ausgebrochen ſind, durch den Spalt in das innere zu blicken, und ihm zu berichten ob er ſich täuſche oder nicht. Die Diener gewahren hierauf an der bezeichneten Stelle, alſo an der Oeffnung ſelbſt und ohne einzudringen, im Grunde des Todtengemachs (ἐν λοισθίῳ τυμβεύματι) das klägliche Schauſpiel, deſſen wir eben gedachten. Indeß iſt Kreon ſelbſt herbeigekommen; das Thor iſt geöffnet worden. Auch dieſes iſt aus dem Zuſammenhang zu entnehmen. Der Dichter zeigt ihn, nachdem er die Verwünſchungen des Hämon über den Leichnam der Braut erwähnt, ſogleich im innern, wie er den Sohn erblickt und unter Wehklagen auffordert das Grab zu verlaſſen. Dann folgt die Scene zwiſchen Vater und Sohn, der Verſuch des Vatermordes, die Flucht des Kreon, der Selbſtmord des Hämon, welcher den Hauch blutiger Tropfen über die weißen Wangen der Jungfrau ausſtrömt und ſeine Seele in ihren Armen verathmet. Das alles iſt ſofort deutlich, es iſt mit helleniſcher Klarheit erzählt, und ſo daß die plaſtiſche Ruhe und Beſchaulichkeit der Darſtellung der Tiefe des Gefühls nicht Abbruch thut.

Ueber den Grundgedanken dieſes wundervollen Werkes noch einiges beizufügen fühlte ſich der Sprecher durch die zum Theil irrthümliche Auffaſſung ſelbſt einiger der neuſten und beſten Bearbeiter veranlaßt. Er bezeichnete ihn als den Streit bürgerlicher und religiöſer Pflichten, welcher durch den Widerſpruch göttlichen und menſchlichen Gebotes herbeigeführt wird. „Kreon als König, mit dem Beruf die tief erſchütterte Stadt durch ſtrenge Ordnung, durch Lohn der guten und Strafe der Frevler neu zu befeſtigen, ſteht mit allem was er ſagt bis auf einen Punkt in ſeinem Recht, und die Anſichten, nach denen er verfahren will, die Grundſätze, die er ausſpricht, ſind die eines weiſen Staatsmannes und eines guten Bürgers. Auch wenn er ſein Gebot und ſein Verfahren gegen Antigone und gegen Hämon ſchirmt, iſt er auf ſeinem Standpunkt tadellos, und Hämon ſelbſt geſteht es zu: wie ſoll er Gehorſam bei den Bürgern finden, wenn er in ſeinem Hauſe den Ungehorſam duldet; wie über Männer herrſchen, wenn er von einem Weibe beſiegt wird? Auch iſt der Chor weit entfernt ihm dieſe Befugniß ſtreitig zu machen, im Gegentheil legt er ihm unbedingte Machtvollkommenheit bei über lebende und todte (V. 220), ohne der Antigone in ihrem Verfahren Recht zu geben. Er ſagt: „Zur höchſten Kühnheit, o Kind, biſt du emporgeſtiegen und haſt an dem hohen Thron des Rechtes angeſtoßen" (V. 866), und obgleich Erfüllung frommer Pflicht in gewiſſer Weiſe Frömmigkeit ſei (σέβειν μὲν εὐσέβειά τις, V. 883), ſo gezieme ſich doch in keiner Weiſe Macht und Befehl deſſen dem die Macht vertraut iſt zu überſchreiten. Ihre Geſinnung und ihr ſelbſtändiger Entſchluß habe ſie in das Verderben geſtürzt (σὲ δ' αὐτόγνωτος ὤλεσ' ὀργή, V. 887). Indeß ſchon als König überſchreitet Kreon die Grenzmarken ächter Herrſchaft. Er begehrt Gehorſam, auch wenn er ungerechtes geböte, und verfährt als einer der diejenigen, welche ſein Joch nicht tragen wollten, unter daſſelbe zu beugen

entſchloſſen iſt. Er läßt alſo annehmen, daß ſein Verfahren, obwohl löblich im Zweck, weder vor Unrecht zurückweiche noch Bedrückung ausſchließe; und in dieſer gewaltthätigen Geſinnung überſchreitet er die Grenze, welche menſchlicher Macht und königlichem Geſetz durch die Götter geſtellt iſt. Auf dieſe nämlich, auf ihr Recht und ewige Satzung ſtützt ſich was die todten betrifft und ihnen gebührt. Durch unfürdenkliche menſchliche Satzung iſt verboten dem geſtorbenen Begräbniß zu verweigern. Ein ſolcher gehört den Untergöttern, alſo unter die Erde, und wird ihnen nicht ohne Frevel vorenthalten. Dieſelben ewigen Geſetze gebieten zunächſt den Verwandten ihren Todten durch Beſtattung den Eintritt in das Reich der Untergötter möglich zu machen und wer dieſer Pflicht ſich entzieht, verfällt eben ſo der Sünde und der Schuld wie derjenige welcher die Erfüllung derſelben hemmt. Dem Chor ſelbſt iſt das nicht unbekannt. Er deutet es an durch die Vermuthung, daß ein Gott den Leichnam des Polyneikes könne beſtattet haben, und als am Schluſſe der König, zur Beſinnung gekommen, ſich der Thorheit anklagt, tritt er mit ſeiner Anſicht hervor:

Weh mir! wie ſpät erſt ſcheineſt du das Recht zu ſeyn.

Aber er achtet es für Pflicht dem Gebote des Königs ſich zu fügen, nachdem dieſer auch die leiſeſte Einſprache dagegen mit Entſchiedenheit abgelehnt hat, aber in entſchiedenem Verhältniſſe gegenüber dem König ſteht Antigone. Die Ueberzeugung, welcher jener verbirgt, hervortreten zu laſſen, erſcheint ihr als heiliger Beruf, als Pflicht in Erfüllung deſſelben ſelbſt das Leben zu wagen. Indeß erfordert der Entſchluß dieſer Geſinnung entſprechend zu handeln eine Stärke des Gemüthes, die an Heroismus gränzt, und mit einer ſolchen, die bis zur Leidenſchaft und bis zur Härte gegen die weichere und liebende Schweſter geht, hat der Dichter ſie ausgeſtattet.

Antigone erkennt in Kreon nicht den König, ſie nennt ihn nur den Waffenhäuptling (στρατηγόν) der Stadt. Hemmt ſein Gebot ihre Pflicht gegen den Leichnam des Bruders, ſo iſt ihre Vollziehung derſelben nicht weniger eine heilige That, und wird ihr Verfahren für Frevel erklärt, ſo iſt ſie „eine heilige Frevlerin" (ὅσια πανουργήσασα), wie ſie ſich nicht ohne Ironie gegen die ſanfte Schweſter nennt. Auch ſie demnach handelt in vollem Bewußtſein ihrer Lage, ihrer Pflicht und der Folgen ihrer Handlung, und in der Entſchiedenheit, mit welcher beide feſte und harte Charaktere an einander ſtoßen, liegt zumeiſt die Energie des Stückes.

Die Schuld des Kreon alſo beruht darin, daß, indem er unbedingte Gewalt in Anſpruch nimmt, und keinen Widerſpruch gegen ſein Gebot, keinen Bruch ſeines Geſetzes zuläßt, und ebenſo gegen Bitten, wie gegen Rath und Warnungen taub iſt, er allein die Verantwortlichkeit für ſein Verfahren gegen die Götter übernimmt und ihnen mit ſeinem ganzen Loos und Glück verpfändet iſt, wenn er göttliche Ordnung hemmt und unheiliges begehrt. Die Unvollkommenheit menſchlicher Zuſtände, wie ſie in dem Widerſpruche unbedingter Macht und unbedingten Gehorſams zum Vorſchein kommt, iſt dadurch aus menſchlicher Sphäre in die göttliche erhoben, und der dem Arm der Menſchen unerreichbare, welchem die Bürger in keinem Fall Gehorſam verweigern ſollen, verfällt eben darum dem Arm der Götter in dem Augenblick wo er die Schranken verkennt, welche die bürgerliche Befugniß von dem Gebot des Gewiſſens trennt. Auch der Chor weiß das, obwohl er gegenüber dem König zu ſchweigen ſich beſtimmt fühlt. Er legt ſeine Ueberzeugung ſogar im Laufe des Stücks und vor der Kataſtrophe in dem dritten Chorgeſang nieder, der den vollen ethiſchen und religiöſen Kern der Handlung umfaßt, wenn er ſagt: „Deine Macht, o Zeus, wer der Männer könnte durch Ueberſchreitung ſie hemmen, welche weder der Schlaf

überwältigt, der allermattende, noch die unermüdlichen Monate der Götter. Nicht alternd in der Zeit, walteſt du als Herrſcher in des Olympos hellleuchtendem Glanz!"

Uebrigens trifft ihn die Strafe der Gottheit nicht blind und ohne Warnung. Er wird gewarnt durch die Ahnung des Chors, daß irgend ein Gott den Todten beerdigt, durch die Stimme des verwandten und des eigenen Blutes in Antigone und Hämon, endlich durch die Stimme des Propheten, der ihm die ganze Argheit ſeines Verfahrens und deſſen Folgen enthüllt, und erſt nachdem er auch gegen ihn ſich verhärtet hat, bricht unaufhaltſam die Rache der Gottheit gegen ihn hervor. In ſeinen innigſten Neigungen getroffen ſinkt er in das tiefſte Ungemach, weil er göttliches Recht durch bürgerliches Gebot verletzt und heilige That als Frevel beſtraft hatte."

Indem der Redner dieſe Bemerkungen auf den Hauptinhalt ſeines Vortrages zurückführte, gab er zu erwägen, wie auch aus ihnen hervorgehe, daß das alte, zumal das Sophokleiſche Drama die höchſten und tiefſten Probleme des Staates, der Sittlichkeit und der Religion durch die Entfaltung menſchlicher Geſinnungen und Handlungen hervorwende und zur Löſung bringe, und auch dadurch als ein allgemeines Gut, als ein der höhern Menſchheit aller Zeiten und Völker erworbener Beſitz würdig ſei immer von neuem beachtet und zu genauer Erwägung in voller Klarheit und ganzer Eigenthümlichkeit vorgeführt zu werden. Zugleich pries er die Zeit glücklich, in welcher dieſes erkannt werde, die Wirkung ſolcher Werke eine ſo weitverbreitete, ſelbſt die Maſſen der Zuhörer durchdringende und ergreifende ſei, und wo den Männern unſerer Studien ſich Gelegenheit biete auch öffentlich, in größern Kreiſen, Gegenſtände derſelben unter Theilnahme der erſten und beſten zu verhandeln. Unvergeßlich in den Annalen unſers Vereins werde der Tag ſein, wo er das Glück gehabt bei ſolcher Verhandlung das weiſe und edle königliche Haus von Sachſen in ſeiner Mitte zu begrüßen.

Hieran ſchloß ſich ein Vortrag des Vicepräſidenten Director D. Schulz

über die altgriechiſche Pallas und die dreiſeitige Kandelaberbaſis in der Dresdner Antikenſammlung und die Beibehaltung und Modification des hieratiſchen Kunſtſtils in den ſpäteren Epochen der alten Kunſt.

Zur Veranſchaulichung und Unterſtützung der in dieſem Vortrag aufgeſtellten Erklärungen und Behauptungen wurden Abbildungen der beſprochenen Kunſtdenkmäler, ſo wie griechiſche Münzen, Thongefäße, Thonbildungen und andere Alterthümer aus der Privatſammlung des Redners vorgezeigt.

„Aus der großartigen Welt des helleniſchen Trauerſpiels, wie es in Griechenlands glücklichſter Zeit als die poetiſche Blüthe einer hochgebildeten Nation lebendig in die politiſchen Ereigniſſe eingriff und das Volk mit Gottesfurcht und Rührung erfüllte, möchte ich Sie zurückführen zu den ſtrengen ſtarren Formen uralter Tempelbilder, von der geiſtreichen Schilderung der Vorzüge eines Kunſtwerks, das uns alle noch in dieſen Tagen erſchütterte, auf ein Gebiet der Kunſtgeſchichte, das vorzugsweiſe nur den Forſcher feſſelt, dem aus der Steifheit früherer Bildwerke die ſpätere herrliche Entfaltung künſtleriſcher Freiheit entgegenleuchtet.

Die meiſten der anweſenden werden in der Dresdner Antikenſammlung den alten des Hauptes und der Arme beraubten, ſonſt aber trefflich erhaltenen Sturz der Pallas Athene geſehen haben. Wie bei den alten uns auf Münzen und panathenäiſchen Preisamphoren erhaltenen Palladien mag die ſtreitbare Lichtgöttin in der erhobenen rechten den Wurfſpeer geſchwungen haben, während ſie ſich durch den Schild am vorgeſtreckten linken Arme ſchützte. Ueber den ioniſchen bis zu den Füßen hinabreichenden Chiton iſt der Peplos von dünnem ſchleierartigem Stoffe ſcharf angezogen um die Beine gelegt, zwiſchen denſelben aber zu einer Fülle treppenartig gelegter Falten vereinigt, deren Mittelpunkt ein breiter, mit Figuren verzierter ſenkrecht herabhängender Streifen einnimmt. Dieſes Obergewand reicht bis über die Bruſt hinauf und fällt unter der Aegis umgeſchlagen in zierlichen Falten bis an die Mitte des Leibes und an den Seiten noch tiefer herab. Mit ſchlangenumgebenem Gorgonenhaupt in der Mitte ſchirmt die Aegis panzerartig den Buſen und umſchließt, über dem Peplos durch den ſchlangenförmigen Gürtel zuſammengehalten, Hüften und Rücken. Friſch und lebendig contraſtirt mit der überlieferten Strenge der Geſtalt, die, obwohl nicht mit der uns aus andern Bilderwerken bekannten Athene Polias übereinſtimmend, an die alten Holzbilder (ξόανα) mit angelegten Gewändern erinnert, die freie Bewegung der am Streifen des Peplos hervortretenden Figuren. Wie am Gewand, welches für die Athene Polias vom Feſt der Chalkeia an von den Ergaſtinen gewebt und geſtickt und am Tage der Panathenäen im feierlichen Feſtzuge dargebracht wurde, iſt hier die Gigantenſchlacht dargeſtellt, der man ſpäter auf dem Peplos zu Athen andere Erinnerungen aus der heroiſchen Mythengeſchichte des Landes und Bildniſſe berühmter um den Staat verdienter Männer (ἄξιοι τοῦ πέπλου) anreihte. In dem oberſten durch die herabhängenden Falten halbverdeckten Quadratfeld ſcheint Zeus wie auf dem Onyx des Athenion im bourboniſchen Muſeum von ſeinem Wagen herab den Typhoeus mit dem Blitz niederzuſchmettern. Schwierig iſt es die auf den übrigen zehn Feldern im Zweikampf mit den Giganten dargeſtellten ſechs Götter und vier Göttinnen mit Beſtimmtheit aufzuführen, nachdem mit den Farben, da hier urſprünglich gewiß Malerei bei der Bekleidung und den Waffen der bildneriſchen Ausführung zu Hülfe kam, ein vorzügliches Mittel der Deutung verſchwand. Noch ſchwieriger iſt es aber die einzelnen den Göttern gegenüberſtehenden Giganten, auf die zahlreichen von Inſchriften begleiteten Abbildungen der Gigantenſchlacht auf Thongefäßen wie auf der Kylix des Ariſtophanes im Berliner Muſeum geſtützt, zu benennen, da bald dieſer bald jener der Rieſen den verſchiedenen Gottheiten kämpfend entgegentritt. Auf dem zweiten Felde möchte ich den ſeine Keule ſchwingenden Herakles erkennen, der ſo oft auf Vaſengemälden mit der Pallas gegen die Giganten losſtürmt. Im dritten Feld ſcheint der Erderſchütterer Poſeidon einen Sohn der Gaia, die oft flehend hinter dem niederſtürzenden Polybates oder Enkelados erſcheint, mit dem Dreizack zu bekämpfen. Im vierten Feld ſchwang wohl Hephaiſtos gegen ſeinen Gegner den Hammer. Im fünften Feld ſtreitet Athene ſelbſt ſiegreich gegen den ihr gegenüberſtehenden Giganten, der bisweilen auf Vaſengemälden als Enkelados bezeichnet iſt. Die Göttin des nächſten Feldes könnte Demeter ſein, die vielleicht früher in der erhobenen Rechten die durch Farben angedeutete Fackel in ähnlicher Weiſe ſchwang, wie auf dem vormals im Pallaſt Matthäi, jetzt aber im Vatikan befindlichen Basrelief der Gigantenſchlacht (Monum. Mathaeorum III. tav. 19.). Im ſiebenten Feld könnte der Ferntreffer Apollon, und im achten Here mit Porphyrion ſtreiten. Auf der Kylix des Ariſtophanes ſchwingt die Göttin im Kampf den Scepter und verſchieden iſt der obwohl nicht vollſtändig leſerliche Name

des Giganten. Auf den folgenden drei Feldern aber möchte ich den bärtigen Dionyſos, die Artemis und den Ares im ſiegreichen Zweikampf gegen die Giganten erblicken.

Wie es im allgemeinen nicht bezweifelt werden kann, daß zu allen Zeiten des Alterthums hervortretende Eigenthümlichkeiten der älteſten griechiſchen Kunſt bei einzelnen für den Tempeldienſt beſtimmten Werken in mannigfaltig modificirter Weiſe beibehalten wurden, ſo wird auch bei einer genauen Vergleichung des Pallasſturzes mit andern der früheſten Zeit wirklich angehörigen Denkmälern die künſtliche Nachahmung im Gegenſatz zu der urſprünglichen Einfachheit unverkennbar hervortreten. Stellen wir das Dresdner Fragment mit jener nach Schöll *) unter der Akropolis am Ausgange der Aglaurosgrotte gefundenen thronenden Pallas, mit der dreizehn Centimetres hohen, übrigens in der Anlage unſerem Sturz ſehr ähnlichen Pallas Promachos im Beſitz von Pasquale Jello in Lentini und mit der Statue der Göttin zuſammen, die im weſtlichen Giebelfelde des Zeustempel zu Aegina den Mittelpunkt einnahm, ſo erſcheint ſchon die ganze Haltung und Stellung der Figur bei unſerm Sturz leichter, ſchlanker und gewandter, ſo wie ſich auch in der Behandlung aller Einzelheiten eine größere Zierlichkeit und Freiheit offenbart. Das bei Figuren des höhern Alterthums bald wie bei der Pallas zu Lentini in runden Locken um die Stirn gelegte, bald in Zöpfen herabfallende, oder auch, wo es wie beim Dresdner Pallasſturz in reicher Fülle auf den Rücken hängt, ſcharf abgeſchnittene oder zackenartig auslaufende Haar, iſt weicher und fließender in der Weiſe der ſpätern Kunſt behandelt. Auch iſt hier die bei der atheniſchen Pallasſtatue und den Bildern der Göttin auf panathenäiſchen Preisgefäßen weiter herabhängende Aegis kürzer und ſorgfältig ausgezackt und in ähnlicher aber mehr künſtlicher Weiſe, wie bei der Pallas der Villa Albani, mit zierlich gewundenen Schlangen umgeben.

Bei der Pallas zu Athen war das Gorgonenhaupt von einem andern Material und vielleicht von glänzendem Metall in die runde auf der Bruſt ſichtbare Vertiefung eingeſetzt. Sie ſehen hier auf den vorliegenden Münzen von Athen, Neapolis in Macedonien und Kamerina und dem intereſſanten, aus einem nolaniſchen Grabe herrührenden Thonbasrelief, das an jenem Orte häufig mit dem andern Amulet von gleicher Größe, den Kopf des Stierbacchus darſtellend, gefunden wird, jenes alterthümliche Schreckbild, wie es bei der attiſchen Pallas eingeſetzt und auf der Aegis der äginetiſchen Statue durch Malerei angedeutet ſein mochte. In reicher Mannigfaltigkeit geſtaltete ſich dieſes Bild in den verſchiedenen Epochen der griechiſchen Kunſtgeſchichte fort, wovon neben andern Denkmälern die vorliegenden Thonbildungen meiner Sammlung einen Begriff geben können, bis das grauſige Gorgonenhaupt ſeiner Wildheit entkleidet in der ſchönen ſpätgriechiſchen Maske der Münchner Glyptothek von ſanfter Schwermuth umweht und in der coloſſalen Maske zu Köln aus römiſcher Zeit von bacchiſchem Ernſt umdüſtert erſcheint. Bei zwei Thonbildungen aber ſind vorzugsweiſe die bei den alten Meduſenmasken in runder Fülle hervortretenden Wangen in jene wunderbare Sanftheit der Linien aufgelöſt, an die ſchon der pindariſche Beiname der Meduſa εὐπάρᾳος (Pyth. 12, 28) erinnert. Eins dieſer Thonbasreliefs kann ich ſelbſt vorzeigen, das andere ſah ich in der Sammlung des Baron Judica in Palazzolo. Dagegen erſcheint das Meduſenhaupt auf der Aegis

*) Archaiologiſche Mittheilungen aus Griechenland nach C. O. Müllers hinterlaſſenen Papieren herausgegeben von A. Schöll. 1. Heft S. 23 u. 24. Taf. I. 1.

der Dresdner Pallas von ſpäter conventioneller Bildung, die einigermaßen an die Gorgonenköpfe auf den Münzen der **gens Plautia** denken läßt und eine Maske von getriebener Metallarbeit zum Vorbild haben konnte. Der Peplos, der bei wirklich alten, den Schnitzwerken nachgebildeten Statuen auf den hervortretenden Schenkeln faſt in ägyptiſcher Weiſe ſtreng angezogen die Formen des Beines hindurchſchimmern läßt und ſchon bei der äginetiſchen Figur mehr durch feine Falten bezeichnet erſcheint als bei der noch ältern Pallas zu Athen, iſt zwar auch bei der Dresdner Pallas an dieſen Stellen ziemlich flach gehalten, aber die Falten treten ſchon viel beſtimmter und in größerer Zahl hervor und waren vielleicht noch ſchärfer, ehe moderne Politur, die leider auch von dieſer Figur nicht ganz fern blieb, ſie abſtumpfte. Die Falten am herabhängenden oberhalb umgeſchlagenen Peplos ſo wie die, welche ſich zu den Seiten des breiten Streifens vorn und hinten anlegen, ſind obwohl ſie in der Anordnung mit den bei ältern Werken übereinſtimmen, weniger breit und in ſchärfern Abſätzen gearbeitet, und zeigen ſchon Spuren jenes erhobenen Faltenrandes, der bei der in der Nähe von **Torre dell' Annunziata** gefundenen Artemisſtatue des Bourboniſchen Muſeums, wo der hieratiſche Styl zur größten Zierlichkeit fortgebildet iſt, noch weiter hervortretend die einfach herabfallenden Linien des archaiſchen Gewandſtils zerſtört. Die Füße, welche zwar früher von der Statue getrennt waren, aber ihr urſprünglich angehören, ſind eben ſo weit entfernt von jener ältern Fußbildung, wo die Zehen im Verhältniß zu der gedrungenen Form des Fußes langgeſtreckt erſcheinen, als von der nervigen Rundung und Beſtimmtheit an den ſpäteſten Selinuntiner Metopen und den Bildwerken des Parthenons, und zeichnen ſich durch eine zierliche und geſchmeidige Behandlung aus, die zwar nicht der bei der genannten Artemis gleicht, aber doch an eine ſpätere Zeit nach Prariteles erinnert.

Endlich würde die Darſtellungsweiſe der Gigantenſchlacht, in welcher nichts an den Kunſtſtil vor Phidias erinnert, jeden Gedanken an ein ſehr hohes Alter der Statue entſchieden zurückweiſen. Die Giganten, die in den Metopen von Selinus ſo wie in den zahlreichen ältern Darſtellungen der Gigantenſchlacht auf Vaſengemälden ſtets als bärtige oder unbärtige Krieger in voller Waffenrüſtung erſcheinen, welche erſt auf ſpätern Vaſengemälden, wie dem Ruveſer Krater des bourboniſchen Muſeums, hier und da wegfällt, ſind gänzlich unbekleidet, wie die Pallantiden am Theſeustempel, die der Gigantenerſcheinung auf Bildwerken der Schule des Phidias entſprechen dürften, und wie zwei Giganten auf dem bereits erwähnten Relief des vatikaniſchen Muſeums. Eben ſo fremd ſind ihnen aber auch die den Giganten insbeſondere von ſpätern Dichtern zugetheilten Schlangenfüße, mit welchen ſie z. B. auf einem Sarkophag des Vatikans, dem Onyx des Athenion und einer Ruveſer Feldflaſche im Beſitz des Hauptmann Freudenreich in Neapel vorkommen. In den Gruppen iſt nichts von der Steifheit, der eigenthümlichen Körperbildung und den häufig wiederkehrenden Stellungen der frühern Kunſtperioden zu bemerken, ſie erinnern bisweilen an die gemeſſene faſt feierliche Haltung des Kampfes auf einigen Metopen des Parthenons, auch iſt hier und da insbeſondere bei den Giganten eine der ſpätern griechiſchen Kunſt entſprechende Muskelbezeichnung, die der an den Reliefs des choregiſchen Denkmals des Lyſikrates ähnlich iſt, zu erkennen.

Wenn ſomit kein Zweifel obwalten dürfte, daß uns in der Dresdner Pallas der Typus eines alten Tempelbildes in einer ſpätern zierlichen und ſchmuckreichen Nachbildung erhalten ſei, ſo wird die Ergänzung, die ein mit Recht hochgefeierter deutſcher Bildhauer vorzugsweiſe nach der äginetiſchen Pallas herſtellte, den erhaltenen Theilen wegen der etwas ſchweren Hal-

tung der Arme und der alterthümlichen einfachen Behandlung des Helmes nicht ganz entsprechen. Gewiß war der Helm im Verhältniß zu dem Schmuck der übrigen Theile durch Figuren ausgezeichnet und wahrscheinlich thronte in der Mitte desselben wie bei der Pallas des Phidias im Parthenon und der kleinen in älterer Weise gebildeten Pallas auf dem vatikanischen Candelaber eine Sphinx mit Pegasen oder Greifen zu den Seiten, oder letztere traten wie bei der ebenfalls in späterer Zeit nach alterthümlicher Art gefertigten Pallas von Herkulanum neben dem Helmbusch hervor. Endlich werden wir uns die Statue, wie ich schon früher bemerkte, nicht ohne malerische Zuthat zu denken haben. Wie bei der Pallas von Herkulanum war wohl der Helm vergoldet und dienten Farben zur bestimmtern Bezeichnung von Augen, Haaren und Mund. Wahrscheinlich umgab aue der Aegis farbiger Schmuck mit der Andeutung von Schuppen das Gorgonenhaupt und in verwandter Weise wie bei der Artemis des bourbonischen Museums mögen Farben die herabfallenden Spitzen des Peplos so wie die Einfassung und das Detail des Streifens geschmückt haben.

Werfen wir nun einen Blick von dieser Statue auf jene ganze Classe von Denkmälern, die in einer zu größerer Freiheit vorgeschrittenen Kunstepoche den Stil einer frühern Entwickelungsstufe festhalten, so bietet sich uns die aus dem gewöhnlichen Leben südlicher Völker geschöpfte Bemerkung dar, daß die in alterthümlicher Strenge erscheinenden Gestalten der größern Masse der Menschen mit tieferer Bedeutung entgegentreten als jene, worin die zu geistiger Mündigkeit und freier selbständiger Beherrschung aller Mittel herangereifte Kunst die edelsten Formen mit seelenvoller Durchbildung und milder Schönheit zu beleben strebte. Nicht zu Rafaels verklärten Madonnenbildern betet noch jetzt das Volk in Italien, sondern zu uralten starren byzantinischen Erscheinungen, deren ernste Umrisse die Phantasie der flehenden zu mächtiger Großheit erweitert, oder in sanften Schmelz auflöst. Selten nur konnte die hohe Meisterschaft eines großen Künstlers mit dem Gefühle eines zu plastischer Schönheit herangebildeten Volkes in einem erhabenen Ideale, wie im olympischen Zeus des Phidias, zusammentreffen. Wenn bei den Aegyptiern die freiere Ausbildung der Götterideale durch die auf dem Volke allgewaltig lastenden Eindrücke der sie umgebenden belebten und unbelebten Natur zurückgehalten ward, aus welchen der Mensch sich eben so wenig losringen konnte, wie das Götterbild nicht aus dem architektonisch-symbolischen Zusammenhang des Tempels zu lösen ist, so scheint dagegen bei den Griechen mehr die überlieferte Verehrung für alterthümliche, durch Wundererzählungen und Sagen aller Art zu religiöser Bedeutung erhobene Formen deren Fortgestaltung in den früheren Jahrhunderten gehemmt zu haben. Langsam nur rang sich die Kunst von den einfachen, symbolischen Bezeichnungen los. Lange Zeit blieb die Hermengestalt das Hauptwerk der Steinsculptur, die fortschreitende Kenntniß veredlte und bildete das Götterhaupt aus ohne mit dem es tragenden Quadratpfeiler die Erinnerung an das älteste Pfeilerzeichen der Gottheit aufzugeben. Ueberall hören wir von einfachen durch uralten Cultus geheiligten Palladien, die uns oft in ihrer alterthümlichen Steifheit, von dem freien Leben anderer Figuren umgeben, auf Vasengemälden entgegentreten. Colonien bemühten sich die Idole der Mutterstadt nachzuahmen. Jene Idole waren dem Volke, das mit ihnen durch das Anlegen von Gewändern und allerlei Dienstverrichtungen in ähnlicher Weise in einer fortwährenden Beziehung blieb wie das italienische Landvolk mit den Bildern seiner Heiligen, besonders werth, und gewiß begnügte sich die fortschreitende Kunstentwickelung lange Zeit mit einer immer sorgfältigern bildnerischen und malerischen Ausschmückung jener Schnitzwerke, ehe sie zu einer freieren Gestaltung

der Hauptformen fortſchritt. In gleicher Weiſe können wir bei den alten ſitzenden Idolen männlicher und weiblicher Gottheiten, von welchen Sie in der vorliegenden aus Nola herſtammenden Thonfigur ein Exemplar der älteſten Gattung mit zurücktretender Stirn, ſpitzer Naſe, eingezogenem Mund, flachen langgezogenen hervortretenden Augen und ſtreng in ägyptiſcher Weiſe an den in geſchloſſener Haltung thronenden Körper angelegten Armen ſehen, dieſes in den verſchiedenen Fundorten Griechenlands und Italiens auf mannigfaltige Art dargelegte Beſtreben, das Detail zierlicher auszubilden und die vieldeutige Geſtalt durch ſymboliſche Beigaben näher zu beſtimmen, erkennen, während erſt ſehr ſpät Veränderungen in der ganzen Anordnung der Figur eintreten. Auch das alte ſteife Bild unbekleideter männlicher Gottheiten, von welchen uns die auf der Inſel Thera gefundene Apolloſtatue ein intereſſantes Beiſpiel der früheſten ächtgriechiſchen Bildung giebt, erhält ſich in alterthümlicher Strenge mit der breiten Bruſt, der mächtigen Bezeichnung der tragenden Körpertheile und der ſtarken Durchbildung der Muskeln noch in den uns wahrſcheinlich auf Gemmen und Münzen überlieferten Statuen des Deliſchen Apollon von Tektäos und Angelion und des Apollon Philesios von Kanachos, wie auch die auf kleineren Denkmälern, insbeſondere den Incuſen von Tarent, Kaulonia und Poſeidonia und einzelnen vorzüglichen Skarabäen, deren verfeinertſten Kunſtſtil der vorliegende meiner Sammlung darlegen kann, in verſchiedenen Abſtufungen bis zur größten Zierlichkeit durchgebildeten archaiſchen Götterfiguren entſchieden auf ein abſichtliches Feſthalten dieſer durch den Cultus geheiligten Formen bei größerer Kenntniß hindeuten. Dieſe Strenge der Götterbilder mußte ebenfalls in größeren Darſtellungen, wo wie bei Metopen, Giebelfeldern und Frieſen der Gedanke der Gottheit aus der epiſchen Fülle der Geſtalten hervortritt, die freiere Bewegung eine Zeit lang zurückhalten. Früher entwickelte ſich, auch nach den über die Bildwerke von Xanthos neuerlich erhaltenen Nachrichten, zugleich mit der rhythmiſchen Weichheit der joniſchen Baukunſt eine größere Leichtigkeit und anmuthige Lebendigkeit in den Bildwerken aſiatiſcher Künſtler, während der ſtrenge doriſche Bauſtil feierlichen Ernſt und ſteife Symmetrie bedingt.

Neben verſtändiger Durchbildung des Details herrſchen bei den älteſten der Metopen von Selinus ſchwerfällige gedrungene Hauptformen, die erſt bei den ſpätern Metopen der gleichen Stadt in Verhältniß zu der frühern Entwickelung des erſtern treten. Selbſt bei den äginetiſchen Figuren, deren Geſtalten eine durch die Sonne des helleniſchen Lebens und die Bildung zahlreicher Athletenſtatuen geförderte Naturkenntniß darlegen, ruht noch die alte Strenge doriſcher Symmetrie auf den übereinſtimmenden unentwickelten Geſichtern, und ſteifer erſcheint die Gottheit ſelbſt zwiſchen den freier bewegten Kämpfern.

Als im Zeitalter des olympiſchen Perikles Phidias und ſeine Zeitgenoſſen die letzte Feſſel der zur freieſten Beherrſchung aller Mittel und zur reichſten lebendigſten Formenkenntniß herangereiften Kunſt löſten, und ſich das Hochgefühl des von ſeiner Herrlichkeit erfüllten ſiegsberauſchten Hellas in den idealen Geſtalten ſeiner Götter wie in klarer Meeresfläche abſpiegelte, bewahrten jene Meiſter für die Kunſt des Cultus trotz der reichſten Ausſchmückung der Nebenwerke gewiß viel von der alterthümlichen Haltung der Geſtalt, aber an die Stelle des hieratiſchen Geſetzes trat jene durch innigſte Einheit von Form und Gedanken wirkende geiſtige Hoheit, und jene wenn in der ganzen Kunſt des Alterthums, doch vorzüglich in dieſer Epoche bewundrungswürdige Erkenntniß der innern Bedingungen jedes Kunſtwerks, der zarten Grenzlinien der verſchiedenartigen Kunſtgattungen, ſo wie ihres nothwen-

digen harmoniſchen Verhältniſſes. Wo früher feingeglättete Falten ſenkrecht herabfielen, gab jetzt eine reiche tiefgefurchte und mannigfaltige Beleuchtung darbietende herniederwallende Gewandmaſſe der Statue neben den zarten Wellenlinien der weniger ſtützenden Theile eine architektoniſche Haltung, und gewiß mehr als die vorzugsweiſe durch ihre Größe imponirende Pallas von Velletri, mag an die Bildungen des Phidias jene coloſſale ſtrengere Pallasſtatue erinnern, die vor wenigen Jahren aus der frühern Villa Medicis in Rom in den Louvre überging. Zeigen uns die Kanephoren des Pandroſions die im architektoniſchen Bilde wirkende, aber ſich als freies Glied in ihm bewegende Geſtalt in höchſter Vollendung, ſo waltet in den Giebelfeldern des Parthenons reich bewegtes Leben in den mannigfaltigſten Linienſchwingungen zu einem Ganzen zuſammen, friſche Kraft durchdringt die Kämpfe der Metopen, feierlicher Ernſt den die Cellenmauer umſchließenden Fries. Da Phidias, Polykleitos und ihre Zeitgenoſſen die Ideale der größern Gottheiten in unerreichbarer Hoheit feſtgeſtellt hatte, ſo warf ſich der ſchöpferiſche Genius eines Myron in die friſche Ringerwelt, verkörperte Prariteles die lieblichſten Blüthen der griechiſchen Mythologie, wie ſie aus dem leicht bewegten Meerſchaum blühender Küſten emporzutauchen ſcheinen, und führte ſie hinweg von den dunklen Räumen der Tempelcellen als fröhliche Zeugen ſinnlicher Vergnügungen in die Gärten, Feſtſäle und Prunkgemächer der Reichen. Dagegen wies die hohe Bedeutung des Zeus und der Here und die keuſche Strenge jungfräulicher Göttinnen, wie der Pallas und Artemis, jede freiere Erfaſſung ihres Bildes mit Ernſt von ſich. Spätere Künſtler ahmten die Ideale des perikleiſchen Zeitalters in ſchwächeren Copien oder mannigfaltigen Modificationen nach, oder ſie ſuchten einzelne Begriffe dieſer Gottheiten in einem dem in jener Epoche feſtgeſtellten Geſammtbilde entſprechenden Geiſte zu verkörpern. Viele erfaßten auch, an der Hoffnung verzweifelnd das neuere zu erreichen oder zu überbieten, eine frühere Tempelſtatue der Gottheit und ſuchten ſie, oft wohl hierin dem Wunſche des Volkes ſelbſt entgegenkommend, in einer vollendeteren, zierlicheren und reicher geſchmückten Nachbildung herzuſtellen. So wurden einzelne alterthümliche Götterdarſtellungen mit verſchiedenartiger Beimiſchung ſpäterer Kunſtelemente den folgenden Jahrhunderten überliefert, wobei in dieſer Verſchmelzung verſchiedener Stilarten bald die ältere bald wieder die ſpätere Durchbildung in den einzelnen Wiederholungen vorwaltet. Bei der Aphrodite wurde die älteſte Erſcheinung der Göttin für die von ihrem künſtleriſchen und mythologiſchen Geſammtbegriff losgetrennte Bildung der Elpis ſelbſt in den ſpäteſten Darſtellungen der Spes auf römiſchen Kaiſermünzen beibehalten, während ſich eine andere Aphroditengeſtalt aus dem Zeitalter der hohen und ſtrengen Kunſt in den Statuen der Nemeſis erhielt und zwei Darſtellungsweiſen der Aphrodite aus der Epoche der zarteren Kunſtbildungen, die der bekleideten Urania und der halb oder ganz entblößten ſchaumgeborenen Göttin in dem folgenden Jahrhunderte vorherrſchen. Bei dem ſtrengen Ferntreffer Apollon bemächtigte ſich die ſpätere für Anmuth und Sinnenreiz beſonders empfängliche Kunſt des jugendlichen Alters für liebliche Jünglingsgeſtalten, aber die Tempelſtatuen bewahrten noch lange die ernſte feierliche Haltung. Mit noch größerer Strenge als bei den bedeutenden, für öffentlichen Cultus beſtimmten Werken mußte der Begriff der Gottheit bei den kleineren Idolen der Hausaltäre feſtgehalten werden, wo die geringe Größe und oft auch das unedle Material jede ſinnliche Wirkung ausſchloß. Kleinere Bronzeſtatuen zeigen deshalb häufig den archaiſchen Styl in der zierlichſten Durchbildung, während die Idole von gebrannter Erde ſelbſt an den Fundorten, wo wie in Centorbi der größere Theil der Thonfiguren ein ſichtbares Beſtreben darlegt jede Feſſel plaſtiſcher

Geſetze abzuſtreifen, in einfachſter Weiſe nur das alte Götterſymbol ausſprechen. Eben ſo bewahren die häufig in Gräbern aufgeſtellten Bilder der Erd- und Todesgöttin Perſephone die alterthümlichſte einfachſte Darſtellungsweiſe bis in die ſpäteren Jahrhunderte der Kaiſerzeit. In unſern Tagen, wo man nicht immer mit hinreichender Schärfe die verſchiedenen Bedingungen beachtete, die dem Künſtler in der beſten Zeit der griechiſchen Kunſt theils durch das Material, theils auch durch die Beſtimmung der Statue erwuchſen, hat man mehrfach die eigenthümliche Technik insbeſondere in der Behandlung der Gewänder und Haare bei Figuren, die in ſpäterer Zeit älteren Bronzeſtatuen genau nachgebildet wurden, und ſelbſt, durch die lebhaftere Auffaſſung einzelner aus dramatiſcher Gruppirung geriſſener Götterſtatuen verwöhnt, die einfache architektoniſch ſtrenge Anordnung der für die Tempelcellen beſtimmten Werke mit den wirklichen Zeichen eines hoch alterthümlichen Stils verwechſelt. So iſt z. B. bei der Veſta des Pallaſtes Giuſtiniani einerſeits die Nachbildung dieſes Werkes nach einer Bronzeſtatue nicht zu verkennen, bei welchen in ähnlicher Weiſe geordnete Gewänder auch ſonſt in ſpäterer Zeit vorkommen, ſo wie andrerſeits der Charakter der Göttin und die Beſtimmung der Statue das Feſthalten eines ſtrengeren Stils erheiſchten. Wenn ſchon in Griechenland ſelbſt die größere oder geringere Entfernung von dem Centrum der kunſthiſtoriſchen Entwickelung ſo wie der verſchiedene Charakter der einzelnen Stämme das frühere oder ſpätere Aufgeben des älteren Stils bedingen mußte, ſo zeichnet doch vorzugsweiſe die Etruſker im entſchiedenen Gegenſatz zu den Joniern, die das anmuthige Bewegungsprinzip in der griechiſchen Kunſtgeſchichte darſtellen, eine beſondere Vorliebe für die alterthümliche Manier der Griechen aus, welche theils durch den düſtern und ſchweren Sinn jenes Volkes, theils auch durch ein Gefallen an überladenem kleinlichem Schmuck bedingt wurde, welcher letztere weit leichter mit der frühern Strenge als mit dem freien Leben ſpäterer Kunſtwerke in Verbindung gebracht werden konnte. Bei einem Volke, das ſich zwar mit einer beſondern techniſchen Geſchicklichkeit fremde Kunſtübung aneignete, nie aber ſich zu ſelbſtändiger ſchöpferiſcher Thätigkeit erhob, mußte aber auch das Material, das bei den Griechen nur eine verſchiedene Behandlung des Kunſtwerks für die äußere Wirkung veranlaßte, einen weſentlichen Einfluß auf die Bildung der Formen überhaupt ausüben. So wendete ſich die Zeichnung bei den in Metall eingegrabenen Figuren früh einer freieren Behandlungsweiſe zu, die erſt ſehr ſpät bei den erhaben oder völlig rund in demſelben ausgearbeiteten Geſtalten Eingang fand. Früher befreiten ſich die Thonbildungen und beſonders auch die Bildwerke von Alabaſter von den ältern Manieren, zu deren Beibehaltung gleichzeitig ebenſowohl der harte Peperin wie der weiche Tuf aufforderte. Beſonders alterthümliche Formen bedingte die Bearbeitung des Bernſteins bei den Etruſkern und Lukanern, wo es darauf ankam dem Material eine bedeutungsvolle Form zu geben ohne deſſen Umfang weſentlich zu verringern. Je länger bei den Etruſkern der ältere Stil mit ſpätern Kunſtrichtungen um die Herrſchaft ſtritt, in deſto mannigfaltigerer Weiſe mußten ſich dieſe verſchiedenen Elemente in den Kunſtwerken durchdringen. Häufig werden an demſelben Thongefäße mehrere Darſtellungen in der Auffaſſungsweiſe verſchiedener Zeitalter und in verſchiedenen Zeichnungsmanieren neben einander geſtellt. Oft erſcheinen auch Gruppen, die in der Erfindung mit Darſtellungen der vollendeten Kunſt auf ächtgriechiſchen Vaſengemälden übereinſtimmen, in einer übelverſtandenen archaiſchen Zeichnungsweiſe ausgeführt.

In Griechenland ſelbſt möchte das Feſthalten des ältern Stils auch bei andern Kunſtwerken, als den Idolen, ſeltner durch eine bloße Modeliebhaberei veranlaßt worden ſein, obwohl

die hohe Geltung alterthümlicher Werke, die aus vielen Zeugniſſen der alten Schriftſteller hervorgeht, zu einer künſtlichen Wiederholung derſelben auffordern konnte.

Handelsrückſichten beſtimmten gewiß ebenſo die Athener während ihrer künſtleriſchen Blüthezeit zur Beibehaltung des archaiſchen Pallaskopfes und der alterthümlichen Bildung der Eule auf ihren verſchiedenen Drachmenſtücken, wie die Metapontiner zur Bewahrung ihrer Incuſen mit der Kornähre, während ſich gleichzeitig die Münzen der Colonien und Nachbarſtädte durch eine vollendete Technik auszeichnen. Dagegen iſt die Zuſammenſtellung einzelner Figuren im ältern Stil mit andern der freieren Kunſtentwickelung angehörigen in der Regel durch die Beziehung auf ein altes Tempelbild oder auch ein überliefertes Symbol motivirt.

Da der ältere Stil bei nackten männlichen Geſtalten mit der ſtrengen graden Haltung eine beſonders kräftige Ausbildung der Bruſt und der tragenden Körpertheile und eine mehr maſſenhafte Behandlung der Muskeln verband, ſo wurde er zunächſt aus architektoniſchen Gründen für die Telamonen, deren herrlichſtes Vorbild wir in den Ueberreſten des Zeustempel zu Agrigent erblicken, bis in die ſpätern Zeiten beibehalten, während die weiblichen Geſtalten der Karyatiden und Kanephoren ihre Bildung größtentheils aus dem Zeitalter des Phidias herleiten, deſſen großartige Gewandmaſſen ſpäter jedoch oft, wie z. B. bei den Kanephoren der Villa Albani und des Dresdner Muſeums, in einer kleinlich zierlichen Weiſe ausgebildet werden.

Wie bei den Etruskern eine beſondere Vaſengattung aus ſchwarzem ungebranntem Thon in einer eigenthümlichen, den künſtleriſchen Einfluß Griechenlands ausſchließenden Weiſe zu allen Zeiten für den Grabesſchmuck fortgebildet wurde, ſo ſcheinen auch die Gräber bei den Griechen längere Zeit ſowohl bei den häufig wiederkehrenden Reliefdarſtellungen auf Stelen als auch für die ins Grab niedergelegten Thongefäße und Thonbildungen eine modificirte Beibehaltung älterer Formen veranlaßt zu haben. So lange man bei den Thongefäßen und insbeſondere bei den vorzugsweiſe für die Gräber beſtimmten ληκύθοις die künſtleriſche Beſtimmung der Vaſenmalerei feſthielt, die durch einfache monochrome Schattenriſſe die Form des Gefäßes hervorheben und ihm eine Bedeutung verleihen ſollte, ohne den Anforderungen der freieren Malerei nachzuſtreben, wurde auch die Zeichnung gewiſſermaßen durch ein architektoniſches und ſymmetriſches Geſetz zu den alterthümlich einfachen Stellungen und den ſenkrecht herabfallenden Gewandmaſſen hingewieſen. Insbeſondere wurde auch dieſe Bewahrung der ältern Zeichnungsweiſe ſowohl auf den Gefäßen mit ſchwarzen Figuren auf rothem Grund, als auch bei der ſpätern Vaſengattung mit rothen Figuren auf ſchwarzem Grund, die bei ächtgriechiſcher Abkunft oft im Gegenſatz zu den früheſten Vaſengemälden mit kurzen durch große Köpfe und Füße und faltenloſe Bekleidung bezeichneten Figuren ſchlanke großartige Geſtalten und feingegliederte Gewänder mit dem alterthümlichen hieratiſchen Stil verbindet, theils durch die herkömmliche feſtliche Beſtimmung einzelner Gefäßgattungen, theils auch durch die hohe religiöſe Bedeutung der Darſtellungen bedingt. So deutet die ſichere freie Zeichnung der Kämpfer auf panathenäiſchen Preisvaſen auf ein abſichtliches Feſthalten der alterthümlichen Körperformen, die uns nicht nur bei andern Preisgefäßen mit athletiſchen Darſtellungen, ſondern ſelbſt bei den Athletenfiguren auf dem in Aegina entdeckten Diskus von Bronze *) und der Athletenſtatue des

*) Annali dell' Inst. 1832. tav. d'agg. B. p. 75.

bourboniſchen Muſeums in Verbindung mit einer ſpätern kenntnißreichen Ausbildung des einzelnen entgegentreten *). Nothwendig verbunden mit einer alterthümlichen feierlichen Haltung der Geſtalten ſind z. B. auf Vaſengemälden die Darſtellungen der Geburt der Athene und die verſchiedenen feierlichen Züge mehrer Gottheiten, wie der Einzug der Aphrodite in den Olymp und der feſtliche Gang der drei Göttinnen, die dem die Leier ſpielenden Paris folgen.

In ähnlicher Weiſe bedingte die Beziehung zu dem Cultus eine längere Beibehaltung des alterthümlichen Stils bei vielen Basreliefs von Marmor oder gebranntem Thon, die entweder Mündungen von Tempelbrunnen, Aren und Candelaberbaſen oder auch Platten verzieren, die als Weihgeſchenke für errungene muſiſche Siege im Tempel geſtiftet wurden, oder ſich endlich auf beiden Seiten von runden Marmorſcheiben befinden, die wahrſcheinlich früher in den Tempeln, ſpäter aber auch, wie Avellino **) lehrt, zwiſchen den Säulen der Periſtyle in Wohnhäuſern aufgehangen wurden. Wenige dieſer Denkmäler, die man oft aus Mangel an Gelegenheit zur Vergleichung derſelben mit wirklich hochalterthümlichen Werken dieſer Gattung bis in die früheſten Zeiten hinaufgerückt hat, möchten ihnen wirklich, wie das durch einfache Behandlung ausgezeichnete Relief an der Armlehne des richterlichen Sitzes von Samothrace, das ſogenannte Relief der Leucothea in der Villa Albani, die neuentdeckten Bildwerke Lykiens und das bei den Propyläen zu Athen gefundene Relief einer wagenlenkenden Göttin angehören, von welchen insbeſondere die letztern eine geiſtreiche Naivität mit feingefühlter Eleganz in der Behandlung aller Einzelheiten verbinden. Schon die von Millingen ***) bekannt gemachten Reliefs von Melos mit den Darſtellungen des Perſeus und Bellerophon zeigen Kunſtelemente des Zeitalters des Phidias, an deſſen geniale Bildung der Pferdenatur die Roſſe trotz der alterthümlichen langgeſtreckten Geſtalt erinnern. Später dürfte ebenſowohl das nicht mit gleicher Feinheit durchgebildete Thonrelief des Aktäon im Muſeum Santangelo, wie das von Welcker †) herausgegebene der Hekate in der Sammlung des Duca di Sperlinga in Neapel ſein, welches bereits eine abſichtlich alterthümliche, beſonders zierliche Behandlung verräth. Den Uebergang vom alterthümlichen zum hohen Stil bezeichnet die Darſtellung des feſtlichen Einzugs der Aphrodite in den Olymp auf dem berühmten korinthiſchen Puteal ††). Beide Stile ſind auf der dreiſeitigen borgheſiſchen Ara in einer Weiſe verſchmolzen, daß die Nachahmung in ſpäterer und vielleicht ſelbſt römiſcher Zeit nicht verkannt werden kann.

Bei andern Reliefs ſind die gedrungenen Figuren der älteren Kunſt im Geiſte einer ſpätern Epoche zur größten Schlankheit der Geſtalt mit zierlich aber conventionell gefalteten Gewändern durchgebildet, wobei öfters das Beſtreben eine beſonders feierliche Haltung auszudrücken, wie am capitoliniſchen Relief des Kallimachos, geſuchte Stellungen und gezierte Bewegungen der Hände hervorrief. Eine in ähnlicher Weiſe affektirte Nachbildung alterthümlicher Geſichts- und Körperformen findet ſich bisweilen bei den Anathemen für muſiſche Siege, wo

*) Mus. Borb. Vol. VIII. tav. 8.

**) Descrizione di una casa disotterrata in Pompei negli anni 1832, 1833 e 1834. Napoli 1840. p. 50 sqq.

***) Anc. uned. mon. ser. II. pl. 2 et 3.

†) Mon. dell' Inst. archeol. I. t. 18.

††) Nach Gerhard's Erklärung. Ant. Bildw. Taf. 14, 15, 16. Text 194 ff.

mehrfach Apollon in Begleitung von Leto und Artemis nach dem Siege libirend und Nike ihm Wein einſchenkend erſcheint. Hier und da erinnert ſelbſt die glatte Behandlung, wie bei dem entſprechenden Relief der Villa Albani, an die geſchmeidige Nachahmung des hadrianiſchen Zeitalters. Mehr naiv und ſchüchtern, aber in den einzelnen Figuren ungleich, iſt die Nachbildung des ältern Stils bei den zwölf Göttergeſtalten der capitoliniſchen Brunnenmündung, deren fleißige liebevolle Ausführung die Hand eines ſpätgriechiſchen Künſtlers von geringerer Sicherheit der Zeichnung verräth. Bei weitem der größte Theil der ſpätern Reliefs im hieratiſch archaiſchen Stile zeigt aber entweder eine rein formelle Nachbildung älterer Göttergeſtalten, wie z. B. auf mehrern der bereits erwähnten runden Votivſchilder, oder der Künſtler beſchränkte ſich auf das Erfaſſen der alterthümlichen Anordnung des Bartes und der Haare und einzelner Gewandeigenthümlichkeiten, oder er entlehnte endlich einzelne in der ältern Darſtellungsweiſe typiſch gewordene Figuren, wie z. B. die Geſtalt der Nike, für ſeine ſich im übrigen einer ſpätern Kunſtrichtung anſchließenden Reliefs. In ähnlicher Weiſe entſpricht die Figur des Hermes in dem feierlich bewegten, übrigens frei behandelten bakchiſchen Zuge der Vaſe des Soſibios im Louvre der archaiſchen Darſtellungsweiſe, ſo wie auch alterthümliche Faltenlagen in den Gewändern von ein Paar Götterfiguren der zwei großen dem hadrianiſchen Zeitalter angehörigen Candelaber im vatikaniſchen Muſeum zu bemerken ſind. Oft hat man auch mit Unrecht bei Darſtellungen, wo jene den archaiſch-hieratiſchen Reliefs eigenthümliche Feierlichkeit ohne Beimiſchung früherer Stilelemente wiederkehrt, wie bisweilen bei den Figuren der Hierodulen und Korybanten, eine Nachahmung des archaiſchen Stils vermuthet.

Unter den verſchiedenen mit Reliefs geſchmückten Denkmälern im archaiſch-hieratiſchen Stile wurde die dreiſeitige Candelaberbaſis des Dresdner Muſeums von jeher ſowohl wegen der hohen Bedeutung der Darſtellungen, als auch der techniſchen Behandlung und der wunderbaren Vollkommenheit der Erhaltung als eins der vorzüglichſten betrachtet. Der Annahme von C. O. Müller, daß dieſelbe den Unterſatz eines Dreifußes gebildet habe, der in einem ἀγὼν λαμπαδοῦχος als Preis gewonnen wurde, ſteht insbeſondere die weit leichtere ſäulenartige Bildung ähnlicher Stützen für Dreifüße auf vielen alten Denkmälern und auf einem Felde der Baſis ſelbſt entgegen, welche ſich der Form und den verzierenden Darſtellungen nach entſchieden an eine Reihe anderer Candelaberunterſätze anſchließt. Keine beſondere Schwierigkeit bietet die mit andern Reliefs im weſentlichen übereinſtimmende Darſtellung des Kampfes des unbärtigen Herakles mit Apollon um den delphiſchen Dreifuß dar, über welche, ſeitdem C. O. Müller *) und Paſſow **) ſich ausführlich mit dieſer Baſis beſchäftigten, durch viele neuentdeckte Vaſengemälde und insbeſondere auch durch die Erklärungen von Panofka ***) ein neues Licht verbreitet ward.

Eine doppelte Bedeutung ſcheint dieſen zahlreichen Darſtellungen des Kampfes des doriſchen Stammgottes mit dem großen doriſchen Heros zu Grunde zu liegen; einerſeits wird wohl durch ihn der mehr lokale Streit des apolliniſchen und herakliſchen Cultus um die Herrſchaft im delphiſchen Orakelheiligthume angedeutet, andererſeits iſt aber wohl der kosmiſche Kampf der verſchiedenen durch beide Gottheiten dargeſtellten ſolaren Kräfte in dem Streit um

*) De tripode Delphico. Gott. 1820.

**) Herakles der Dreifußräuber ꝛc., in Böttigers Archaiologie und Kunſt Bd. 1. H. 1. S. 125—164.

***) Annali dell' Inst. Vol. II. p. 194—209. Vol. VII. p. 244.

das auf dem Dreifuß entzündete Feuer in ähnlicher Weiſe ausgeſprochen, wie in dem um die Hindin mit den goldnen Füßen. Wie Athene dem Herakles und Artemis dem Apollon ſowohl in der alten von Phocenſern im Heiligthume zu Delphi geweihten Statuengruppe als auch auf Vaſengemälden beiſtehen, ſo bezeichnet der Feuergott Hephaiſtos auf dem berühmten agrigentiner Gefäß der Münchner Glyptothek*) den Gegenſtand des Streites. Die ihn ſchlichtenden Gottheiten können aber nur Zeus und Dionyſos ſein. Erſterer trennte als oberſter Lichtgott und höchſter Ordner des Univerſums den Streit der beiden von ihm erzeugten ſolaren Mächte durch den Blitzſtrahl aus lichter Aetherhöhe und erſcheint deshalb auch als dritte Figur auf dem in den ſaluſtiſchen Gärten entdeckten vatikaniſchen Candelaber**), wo der Streit auf die verſchiedenen drei Feldern der Baſis vertheilt iſt. Dionyſos aber, der mit Apollon das kosmiſche und Culturſymbol der Lyra gemeinſchaftlich hat und mit ihm im Heiligthum von Delphi herrſcht, wo ihm, wie dem Apollon, der Dreifuß heilig iſt, vermittelt ebenſowohl den delphiſchen Streit des Apollocultus gegen den des mit Dionyſos vielfach verbundenen Herakles, wie er ſelbſt bei dem großen kosmiſchen Kampf als berauſchende, üppige Blüthen treibende Naturkraft die niedern und obern Lichtregionen im Frühlingserwachen belebend, befruchtend und vermittelnd durchdringt. Darum war die Statue des Dionyſos neben dem Streit des Apollon und Herakles auf dem Markte von Gythion aufgeſtellt. (Paus. III, 21. 7.). Ihn erblicken wir auch auf dem zweiten Felde unſerer Baſis in großartiger, den ältern griechiſchen Darſtellungen entſprechender Geſtalt, das bärtige Haupt mit Epheu bekränzt, ſtatt des Thyrſos aber das zugleich Frieden und Fruchtbarkeit bezeichnende Symbol des Palmbaums in der Hand, der Pythia zuſchauend, die den wieder auf die Säule erhobenen Dreifuß mit feierlicher Bewegung durch feſtliche Binden ziert. In der Darſtellung des dritten Feldes endlich werden wir den Zeus ſelbſt erkennen müſſen, der in der Erſcheinung mit der auf andern archaiſchen Denkmälern, wie z. B. auf der capitoliſchen Brunnenmündung übereinſtimmend, in Gemeinſchaft mit der Pythia die durch den Blitzſtrahl angedeutete reine Flamme des himmliſchen Lichts im Gegenſatz zu dem niedern Feuer des Hephaiſtos mit der entzündeten Tempelfackel auf der Säule errichtet und mit ihr zugleich als Urquelle aller Weiſſagung (πανομφαῖος) und Stifter und Beſchützer aller geheiligten Inſtitutionen das Symbol der Weisheit und der harmoniſchen Ordnung einſetzt. Daß wir nicht mit den frühern Erklärern ſtatt des Dionyſos und Zeus Prieſter vermuthen, verbietet ſowohl die verſchiedene Erſcheinung dieſer Figuren als auch ihre Uebereinſtimmung mit andern Darſtellungen der genannten Gottheiten. Auch ſind Prieſter bei Darſtellungen des delphiſchen Heiligthums, wo die begeiſterte Pythia wohl mit den Göttern in nähere Beziehung gebracht werden konnte, nicht gewöhnlich. Ein Prieſter erſcheint hinter der Pythia auf einem von mir beſchriebenen pompejaniſchen Wandgemälde im Hauſe des Lupanars zu Pompeji***), aber in gänzlich verſchiedener Bekleidung mit der Mütze auf dem Kopfe. Dem Dionyſos gehört der unterſte Theil der Baſis, wo das üppige Naturleben durch die an den Ecken vorſpringenden Flügelgeſtalten des Brunnengottes Silenos und die auf den Zwiſchenfeldern von Blumenwindungen umgebenen Satyrn mit Krateren dargeſtellt iſt. Wie hier Silenos die Weiſſagung bakchiſcher Begeiſterung repräſentirt, ſo ruhen Sphinxe

*) Monumenti dell' Inst. I. t. 20.
**) Mus. Pio-Clem. Vol. VII. tav. 37.
***) Annali dell' Inst. Vol. X. p. 187.

[illegible] des oberen Aufſatzes als Symbole der Sonne und ſolarer Weiſſagung, die [illegible] des Zeus wird aber auf der Spitze des durch verſchiedene Aufſätze zum Candelaber [illegible] Baums in ähnlicher Weiſe zwiſchen den ihm heiligen Eichenlaubwindungen aufgeſtie[illegible] wie an dem bereits erwähnten Candelaber des vatikaniſchen Muſeums.

Faſſen wir nun ſchließlich die techniſche Behandlung der Candelaberbaſis näher ins [illegible], ſo wird gewiß jeder, der Gelegenheit fand griechiſche Basreliefs der früheſten Zeit ge[illegible] zu betrachten, mit mir anſtehen ſie den Bildwerken vor Phidias anzureihen. Wohl iſt die Darſtellung des Dreifußraubes ſelbſt in ſtreng alterthümlicher Weiſe angelegt und zum Theil bis ins einzelne durchgeführt, aber wir beſitzen hier wohl nur eine treffliche Nachbildung deſſelben altgriechiſchen Originals, das vielen minder gut ausgeführten Wiederholungen mit einer mehr gedrungenen Geſtaltenbildung zu Grunde lag. Die Erſcheinung des Dionyſos erinnert dagegen an jene großartige Geſtalt des Weingottes auf Vaſengemälden des hohen ſtrengen Stils und die feierliche Haltung bakchiſcher Geſtalten, die uns auf der Vaſe des Salpion entgegentritt. Zierlich und allzuſchlank iſt die Figur des Zeus gehalten, aber auch bei ihr iſt die Bildung der Formen und insbeſondere auch die Behandlung des Geſichts, des Haars und des Bartes gleich weit entfernt von der ältern griechiſchen Kunſt als von der ſpätern conventionellen Nachahmung derſelben in römiſcher Zeit. Wenn im Geiſte der letztern die Bildung der Arme und Finger beim Zeus und der Pythia ſo wie die Geſtalt der Füße im allgemeinen geziert und conventionell ſcheinen könnte, ſo ſpricht dagegen aus den übrigen Theilen der Pythia eine freie anmuthige und naive Behandlung. In gleicher Weiſe zeigt ſich in dem Silenos und Satyrgeſtalten und in der faſt ans individuelle ſtreifende Bildung der Sphinxköpfe ein frei entwickeltes Leben der ſpätern Kunſt, ſo wie auch die Nebenwerke der Windungen und Blumen, die ſich faſt in gleicher Weiſe an einer ſpätern Candelaberbaſis in Venedig wiederfinden, durch beſondere der ſpätern Kunſt eigenthümliche Blätteranſätze ihr jüngeres Zeitalter verrathen. Ich möchte ſomit an dieſem Werke ſo wie bei dem Dresdner Pallasſturz die Hand ſpäterer griechiſcher Künſtler aus dem Zeitalter nach Alexander dem großen erkennen, wo der ältere Stil mit den ſchlanken in dieſer Zeit herrſchenden Proportionen in Verbindung gebracht, für den Tempeldienſt in Anwendung kommen konnte, ſo wie wir auch bisweilen auf Münzen aus jener Zeit einzelne alterthümlicher aber dabei ſchlank und zierlich gebildete Göttergeſtalten wiederfinden."

Während der Pauſe, welche hierauf eintrat, verließen die hohen Anweſenden unter einem dreimaligen Hoch von Seiten der Verſammlung den Saal, mit Ausnahme Ihrer königlichen Hoheit des Prinzen Johann und des Prinzen Albert, welche der Sitzung bis zum Schluſſe beiwohnten.

Die Verhandlungen wurden wieder begonnen mit der Verleſung einer von dem Literatenvereine zu Leipzig an die Verſammlung gerichteten Adreſſe *). Hierauf gab der Vicepräſident die Nachricht, daß in nächſter Zeit ein junger Gelehrter nach Italien reiſen werde, der bereit ſei die Vergleichung von Handſchriften zu übernehmen. Nähere Auskunft hierüber wolle Profeſſor Schneidewin ertheilen. Ferner machte derſelbe auf das von dem geſchickten Lithographen Weinhold angefertigte wohlgelungene Portrait des Präſidenten aufmerkſam.

*) S. Beilage 5.

Nach dieſen Mittheilungen gab Profeſſor Sauppe

Andeutungen zur Geſchichte der attiſchen Beredtſamkeit.

Er ſchilderte in kurzen Zügen die Entwickelung der Redekunſt von ihren Anfängen bis zu ihrem Verfalle, indem er unter ſcharfer Charakteriſtik der bedeutendſten Redner nachwies, daß ihre verſchiedenen Epochen durchaus mit den Perioden der Geſchichte des atheniſchen Staats im Zuſammenhang ſtehen*).

Hierauf ſprach Conſiſtorialrath Peter

über die Methode des Geſchichtsunterrichts.

Er erklärte durch eine zehnjährige Erfahrung ſich überzeugt zu haben, daß die Methodik des Geſchichtsunterrichts, ſo viel auch darüber geſchrieben werde, noch keineswegs es dahin gebracht habe, daß die Schüler in der Regel mit guten Kenntniſſen von der Schule entlaſſen würden. Bis jetzt fehle es an der Grundlage dieſes Unterrichts, welche bei den Sprachen die Grammatik gewähre, der eigentlichen Schule: es gelte noch dem elementaren im geſchichtlichen Unterrichte ſeine gebührende Stellung anzuweiſen. Dafür erſcheine es erforderlich, daß ein geſchichtliches Elementarwerk verfaßt werde, welches ſich auf das nothwendigſte beſchränke, durchaus objectiv gehalten ſei und allgemeine Verbreitung gewinne. Zur Beſchäftigung damit müßten beſondere Stunden angeſetzt werden, und zwar durch alle Claſſen hindurch, ſo daß von unten bis oben das elementariſche ſtets von neuem wieder eingeübt werde.

Ferner ſah ſich Hofrath Thierſch durch ein geäußertes Bedenken zu der Bemerkung veranlaßt, daß er den hiſtoriſchen Theil ſeines Vortrages unterdrückt habe, um ſich nicht zu weit auszudehnen. Doch wolle er noch erwähnen, daß das weſentliche der dramatiſchen Poeſie ſich bei den neueren Dichtern in ganz ähnlicher Weiſe wie in dem alten Drama wiederfinde, daß die moderne Tragödie nur als eine Tochter der antiken anzuſehen ſei, wie denn ja unſere größten Dramatiker ſich zu ihren Hauptwerken an den Alten gebildet hätten.

Der Präſident brachte noch in Anregung auf ſpäteren Verſammlungen die eigentlichen Verhandlungen um zwölf Uhr zu ſchließen, damit die Zeit von zwölf bis ein Uhr zu freien Beſprechungen bleibe.

Dagegen erinnerte Profeſſor Forchhammer, daß es wohl am beſten jeder einzelnen Verſammlung überlaſſen bleibe über die Art ihrer Verhandlungen Beſtimmungen zu treffen, indem leicht eine ſpätere Verſammlung frühere Beſchlüſſe dieſer Art nicht beachte.

Der Präſident erklärte ſich mit dieſer Anſicht einverſtanden und nahm ſeinen Antrag zurück. Ferner theilte er aus einem Schreiben des Profeſſor Weber deſſen Erklärung mit, daß er durch ſeinen Vortrag am geſtrigen Tage niemanden habe beleidigen wollen. Hierauf ſchloß er die Verſammlung mit folgenden Worten:

---

*) Die von dem geehrten Redner gegebene Zuſage ſeinen Vortrag zu den Protokollen geben zu wollen iſt Veranlaſſung geweſen den Inhalt deſſelben nicht näher zu verzeichnen. Wir glaubten der Erfüllung dieſes Verſprechens nicht länger entgegenſehen zu dürfen, um nicht die Herausgabe der Protokolle ins ungewiſſe hinauszuſchieben, und ſehen uns daher zu unſerm lebhaften Bedauern genöthigt auf die Mittheilung dieſes anziehenden und belehrenden Vortrags zu verzichten.

„Da die Zeit, die dieſer Sitzung beſtimmt war, verfloſſen iſt, und unſere Geſchäfte ihre Beendigung fordern, ſo müſſen wir zu unſerem großen Bedauern von einigen Vorträgen, die noch angemeldet waren, abſehen*). Den hochgeachteten Männern aber, die in dieſer Verſammlung geſprochen haben, ſage ich in meinem und der Geſammtheit Namen den aufrichtigſten und verbindlichſten Dank für die intereſſanten, lehrreichen und anregenden Vorträge, mit denen wir von ihnen erfreut worden ſind, und erkläre zugleich die ſiebente Verſammlung deutſcher Philologen und Schulmänner für geſchloſſen.

Wenn dieſe ſo zahlreiche und durch den Anſchluß verwandter Intereſſen erweiterte Verſammlung ſchon an ſich durch viele hochgeachtete und berühmte Namen denkwürdig war, ſo haben wir es noch als eine ganz beſondere Auszeichnung mit dem ehrfurchtsvollen Danke zu erkennen, daß ſelbſt Ihre königliche Majeſtäten und kaiſerliche und königliche Hoheiten unſern Verein mit Ihrer hohen Gegenwart zu beehren geruht, und durch huldvolle Anhörung mehrerer Vorträge gezeigt haben, wie Sie auch unſere Studien Ihrer geneigten Beachtung würdigen. Wie uns dieſes ehrenvolle Zeichen der höchſten Huld unvergeßlich ſein wird, ſo fühlen wir noch inſonderheit uns dadurch in hohem Grade beglückt, daß Seine Königliche Hoheit der Prinz Johann, der mit der alten wie mit der neueren Litteratur vertraut an jedem geiſtigen Wirken und Fortſchreiten den lebhafteſten Antheil nimmt, die Gnade gehabt hat unſern Sitzungen beizuwohnen, und den hier gehaltenen Vorträgen ſeine Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Je mehr wir unſere Studien und uns ſelbſt durch dieſe hohe Gnade geehrt ſehen, deſto größer und inniger iſt der Dank, den wir Seiner Königlichen Hoheit mit den Gefühlen der wahrhafteſten Verehrung darbringen.

Mit dem Wunſche, daß auch dieſe ſiebente Verſammlung deutſcher Philologen und Schulmänner Anregung zu weiterer Verfolgung der beſprochenen Gegenſtände gegeben, gegenſeitige Mittheilungen gefördert, und freundliche Annäherung und Verbindung bewirkt haben möge, und in der freudigen Hoffnung, daß auch ferner unſere Verſammlungen zur Erreichung dieſer Zwecke ihre wohlthätige Kraft beweiſen werden, entledige ich mich nur noch der Pflicht allen hier vereinigten, unter denen ich ſo viele hochverdiente Männer, ſo viele werthe Freunde, ſo viele meiner ehemaligen Zuhörer ſehe, den aufrichtigſten und innigſten Dank ſowohl für die gütige Nachſicht, die ſie mir bewieſen haben, als für die neuen und großen Zeichen ihrer Liebe abzuſtatten, die mir auch hier zu Theil worden ſind. Ich bin mir ſo ſehr bewußt, wie gering das iſt, was von freundlichem Wohlwollen, das den guten Willen für die That nimmt, unverdient ſo gütige und nachſichtsvolle Anerkennung erfahren hat, daß ich nicht weiß, wie ich das Gefühl der Dankbarkeit ausſprechen ſoll, mit dem ich Ihnen ein herzliches Lebewohl ſage."

In Erwiederung hierauf ſprach Hofrath Thierſch dem Präſidenten den Dank der Verſammlung aus.

---

*) Die Kürze der Zeit geſtattete in der letzten Sitzung theils nicht mehr zur Beſprechung mehrerer angeregter Fragen aufzufordern, theils mußten folgende Vorträge, welche noch auf der Tagesordnung waren, unterbleiben: über ſächſiſche Agrarverfaſſungen, inſofern dieſelben mit Tacit. Germ. Cap. 26 übereinſtimmen, von D. Jacobi; Aphorismen über die zweckmäßigſte Methode des Unterrichts in den Sprachen überhaupt, namentlich aber in den Sprachen des Alterthums, von Profeſſor Lindner. Schließlich beabſichtigte D. Milhauſer eine Beſprechung über eine von ihm herausgegebene Abhandlung: „einzelne Andeutungen zur Verbeſſerung des Gymnaſialunterrichts" zu veranlaſſen. Außerdem hatte Profeſſor Weißenborn für den Fall, daß noch Zeit übrig bleibe, ſich zu einem Vortrage über die griechiſche Bühne bereit erklärt.

Die erſte Verſammlung deutſcher Orientaliſten*).

Bei einem Zuſammentreffen in Leipzig, im Herbſte 1843, vereinigten ſich die Profeſſoren Rödiger und Pott aus Halle, Brockhaus, Fleiſcher, Seyffarth und Tuch aus Leipzig, Olshauſen aus Kiel, und der Geheime Regierungsrath von der Gabelentz aus Altenburg zu einem proviſoriſchen Comité, um die Orientaliſten des In- und Auslandes zu einer ſich jährlich wiederholenden Verſammlung einzuladen. Später kam man dahin überein ſich dem bereits beſtehenden Vereine deutſcher Philologen und Schulmänner anzuſchließen. Eine darauf gerichtete Anfrage fand bei dem für die nächſte Verſammlung in Dresden erwählten Präſidenten, Herrn Comthur D. Hermann, die freundlichſte Aufnahme und bereitwilligſte Zuſtimmung, das königlich ſächſiſche Cultusminiſterium genehmigte ſeinerſeits ebenfalls dieſe Erweiterung der Dresdner Verſammlung, und demzufolge erließ das proviſoriſche Comité eine gedruckte Einladung an die orientaliſchen Geſellſchaften und die Orientaliſten des In- und Auslandes. Von den darauf eingehenden Schreiben brachten viele zuſagende Antwort, andere belobten wenigſtens die Idee des Vereins und verhießen ihr eine glückliche und fruchtbare Entwickelung.

Da die Sonderintereſſen der Orientaliſten auch eine beſondere Beſprechung erforderten und für ihre Vorträge im allgemeinen weder die Aufmerkſamkeit des ganzen Philologenvereins, noch eine Verlängerung ſeiner Sitzungszeit in Anſpruch genommen werden konnte, ſo bat Profeſſor Fleiſcher kurz vor Eröffnung der Verſammlung das hohe Miniſterium des Innern um Einräumung eines Locals für die Specialſitzungen der Orientaliſten. Dieß wurde hochgeneigteſt gewährt und zu dieſem Zwecke eine Reihe von Zimmern im Ständehauſe angewieſen.

Hier verſammelten ſich nun die bis dahin eingetroffenen Orientaliſten zu einer

vorbereitenden Sitzung, den 30. September 1844.

Nach der eigenhändigen Namensaufzeichnung und der Anmeldung der zu haltenden Vorträge wählte die Verſammlung durch Acclamation den Profeſſor Fleiſcher zum Präſes. Zum Vicepräſes wurde darauf Profeſſor Rödiger, und zu Secretären die Profeſſoren Tuch und Brockhaus

*) Dem gefaßten Beſchluſſe gemäß geben wir hier nur eine vom Präſidium der Orientaliſten mitgetheilte Skizze. Das ausführlichere bleibt den beſonders zu veröffentlichen den Verhandlungen derſelben vorbehalten.

gewählt, nachdem D. Böttcher die auf ihn gefallene Wahl zu einer der beiden Secretärstellen abgelehnt hatte.

Es wurde sodann beschlossen, daß die ganze Versammlung an der vorbereitenden Sitzung der Philologen Antheil nehmen und der Präses die Begrüßung der Orientalisten in der Eröffnungsrede des Herrn Comthur Hermann beantworten solle, was den Tag darauf wirklich geschah.

Endlich wurde, vorbehaltlich etwaiger Abänderungen, die Vertheilung und Reihenfolge der bisher angekündigten Vorträge bestimmt und der Anfang der ersten ordentlichen Sitzung auf den 2. October Vormittags neun Uhr festgesetzt.

Erste ordentliche Sitzung, den 2. October 1844.

Nachdem die unterdessen um das doppelte vermehrten Orientalisten an der Eröffnung der ersten öffentlichen Sitzung der Philologen Antheil genommen und sich darauf in ihr besonderes Local begeben hatten, ergriff hier zuerst der Präses das Wort und bezeichnete in einer kurzen Ansprache als den Hauptzweck dieser Versammlungen die Förderung eines humanen Gemeingeistes und wissenschaftlichen Zusammenwirkens unter den Fachgenossen.

Zum Belege der lebhaften Theilnahme, welche das Unternehmen auch in weiterer Entfernung gefunden hatte, berichteten hierauf der Vicepräses, der Präses und die beiden Secretäre mit bezüglicher Anführung der Hauptstellen, über die eingegangenen Antwortsschreiben, namentlich über die der Herren Hohlenberg, Westergaard und Hermannsen in Kopenhagen, des Herrn Juynboll in Gröningen, des Herrn Mohl in Paris, zugleich im Namen der dortigen asiatischen Gesellschaft, des Freiherrn von Hammer-Purgstall auf Hainsfeld, der Herren Staatsräthe von Frähn und von Dorn in St. Petersburg, des Herrn Bibliothekar Weil in Heidelberg, des Herrn Professor Kosegarten in Greifswald, des Herrn Professor von Schlegel in Bonn, des Herrn Wilson in London, zugleich im Namen der dortigen asiatischen Gesellschaft, des Herrn Professor Bürnouf und des Herrn Gorresio in Paris, der Herrn Professor Böhtlingk in St. Petersburg, des Herrn Consistorialrath Middeldorpf in Breslau und des Herrn Geh. Kirchenraths Umbreit in Heidelberg. Freiherr von Hammer-Purgstall bethätigte seine Theilnahme noch besonders dadurch, daß er dem Vereine durch Herrn Professor Flügel sein neustes Werk: „Zeitwarte des Gebetes in sieben Tageszeiten. Ein Gebetbuch, arabisch und deutsch. Wien 1844" als Grundstein zu einer Vereinsbibliothek überreichen ließ.

Eine Anfrage des Herrn Vicepräsidenten und Oberhofpredigers D. von Ammon über das Verhältniß, in welchem die orientalische Abtheilung zu dem allgemeinen Philologenvereine stehen solle, beantwortete der Präses dahin, daß eine Trennung nach glücklich bewerkstelligter Vereinigung nicht wünschenswerth, daneben aber die vollständige Selbstständigkeit der orientalischen Abtheilung unbedingt nothwendig scheine. Diese Ansicht fand allgemeine Zustimmung, es wurde aber zugleich beschlossen, das glückliche Zusammentreffen so vieler Fachgenossen zur Begründung einer deutschen asiatischen Gesellschaft nach dem Muster der englischen und französischen zu benutzen. Zur Entwerfung der Gesellschaftsstatuten wurde sofort ein Ausschuß niedergesetzt, bestehend aus dem Präses, dem Vicepräses, den beiden Secretären, dem Herrn Oberhofprediger von Ammon, dem Herrn Geheimen Kirchenrath Hoffmann, und den Herren Professoren von Ewald und Neumann.

Hieran schlossen sich folgende Vorträge:

1) Herr Rabbiner D. Geiger: über die Sprache der Mischnah, als Ankündigung und Probe seines „Lehrbuchs zur Sprache der Mischnah, Breslau 1845," von welchem er die beiden ersten Bogen vorlegte.
2) Herr Oberrabbiner D. Frankel: über das Alter der frühesten Uebersetzer des alten Testaments.
3) Herr D. Fuchs: über den Einfluß des Arabischen auf die romanischen Sprachen.

Zweite ordentliche Sitzung, den 3. October 1844.

Sie wurde eröffnet durch zwei Vorträge:

1) Herr Professor Wüstenfeld: über die doppelte Recension des von ihm herauszugebenden Wörterbuchs der arabischen geographischen Homonymen (Moschtarek) von Jakut.
2) Herr Diaconus Lic. Thenius: über die Längen- und Hohlmaße der Hebräer.

Der Präses unterbrach hier die Reihe der Vorträge durch die Mittheilung der in den Morgenstunden desselben Tages gefaßten vorläufigen Beschlüsse des in der vorigen Sitzung niedergesetzten Ausschusses. Es waren folgende vier Punkte:

1) Die zu gründende Gesellschaft erhält den Namen: Deutsche Gesellschaft für die Kunde des Morgenlandes.
2) Der Gesellschaftsvorstand wird aus einem Vorsitzenden, einem Stellvertreter desselben, einem Secretariat und einem Ausschusse zusammengesetzt.
3) Bedingung des Eintritts in die Gesellschaft nach ihrer ersten Constituirung ist die Vorstellung durch zwei ordentliche Mitglieder und die Uebernahme der Verpflichtung zu einem jährlich zu zahlenden Geldbeitrage.
4) Zum Organe der Gesellschaft dient eine von ihr herauszugebende Zeitschrift.

Diese Grundzüge erlangten allgemeine Zustimmung. Hinsichtlich des vierten Punktes wurde dem Präsidium aufgegeben, mit Herrn Professor Lassen, dem Herausgeber der schon bestehenden Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes, in Vernehmen zu treten.

Da ein vollständiger Statutenentwurf der dießjährigen Versammlung wegen der Kürze der Zeit nicht vorgelegt werden konnte, so wurde der Ausschuß beauftragt einen solchen in der Folge auszuarbeiten und bei der nächsten Jahresversammlung in Darmstadt zur Berathung und Annahme zu bringen.

Zu Mitgliedern des Ausschusses wurden noch hinzugewählt: unter den Anwesenden die Herren von der Gabelentz, Olshausen, Pott und Seyffarth, unter den Abwesenden die Herren von Hammer-Purgstall, von Schlegel, Bopp und Lassen.

Fernere Beschlüsse:

Etwaige Auslagen an Porto u. s. w. sollen von den Mitgliedern des Ausschusses notirt und bei der nächsten Jahresversammlung berechnet werden.

Die hier gehaltenen Vorträge sollen von den Verfassern kurz niedergeschrieben, an das Präsidium nach Leipzig eingesendet und von diesem in zweckmäßiger Form zum Druck gebracht werden.

Für die nächste Jahresversammlung soll Herr Geheimerath Schleiermacher in Darmstadt ersucht werden, die nöthigen Einleitungen und Vorbereitungen gefälligst zu übernehmen.

Hieran reihten sich folgende weitere Vorträge:

3) Herr D. Stern: über das sinesische Zahlwort.

4) Herr Professor Neumann theilte einen Brief des Herrn Karl Gützlaff aus Hong-Kong vom 19. Juni 1844 mit, welcher eine Uebersicht über die ausgebreitete litterarische Thätigkeit desselben gab. Zugleich legte Herr Professor Neumann vor: ein Exemplar der Uebersetzung des neuen Testamentes in das Chinesische und einen Abriß der Geographie in chinesischer Sprache, beide von Herrn Gützlaff verfaßt. Hieran schloß derselbe eine kurze Notiz über die von ihm ebenfalls vorgelegte armenische Zeitschrift der Mechitaristen auf S. Lazaro („Miscellaneen', eine Zeitschrift naturhistorischen, ökonomischen und litterarischen Inhalts." Venedig, 1843 ff. in monatlichen Heften).

5) Herr Professor Haßler: über das vollständige, nach der Ulmer Urhandschrift von ihm herausgegebene Evagatorium des Felix Fabri.

Dritte ordentliche Sitzung, den 4. October 1844.

Eine von dem Präses und dem Vicepräses eingeleitete Debatte über die Form, in welcher der Beschluß über die Gründung einer deutschen Gesellschaft für die Kunde des Morgenlandes zur Kenntniß des Philologenvereins zu bringen sei, führte zu der Entscheidung, daß dieß nicht durch eine besondere Sendung, sondern durch die allgemeinen Mittheilungen über die dießjährige Versammlung geschehen solle.

Zur Berathung in der nächsten Jahresversammlung empfahl der Vicepräses vorläufig besonders den Plan zu einer neuen Ausgabe von Herbelots orientalischer Bibliothek und die Feststellung der Umschreibung orientalischer Alphabete in unsere gewöhnliche Schrift. Ueberhaupt wies er darauf hin, daß diese Versammlungen eine willkommene Gelegenheit darbieten, vielumfassende und bedeutende Gegenstände der Erwägung eines jeden Fachgenossen anheimzugeben und im nächsten Jahre durch wohlvorbereitete allseitige Besprechung zur Erledigung zu bringen.

Der Präses wurde sodann beauftragt den Herren Staatsministern von Wietersheim und von Falkenstein den ergebensten Dank der Gesellschaft für die vielen Beweise hohen Wohlwollens mündlich darzubringen.

Hierauf folgten die letzten Vorträge:

1) Herr Professor Olshausen: über seine neusten Entdeckungen auf dem Gebiete der orientalischen Münzkunde, besonders über die von ihm in der orientalischen Münzsammlung des Herrn D. Pietroschewski aufgefundene älteste der bisher bekannten arabischen Münzen mit Pehlewi-Legenden.

2) Herr Professor Stickel: über einige arabische Münzen in dem Kabinet des Herrn von Römer in Dresden.

3) Herr D. Pietroschewski: über seine Auffindung alter Mameluken-Münzen in Askalon, in französischer Sprache, von Herrn Professor Neumann mit einigen in derselben Sprache vorgetragenen Bemerkungen begleitet.

4) Herr Professor Haßler: über den Fortsetzer der Jahrbücher des Eutychius Ben-Batrik.

5) Herr D. Böttcher: über Conjecturalkritik im alten Testamente, woraus sich hinsichtlich einiger der scharfsinnigen eigenen Proben, welche der Redner davon vorlegte, eine belebte Discussion zwischen ihm und mehreren Mitgliedern der Versammlung entspann.

6) Herr Professor Seyffarth: über die neue Hieroglypheninschrift mit griechischer Uebersetzung, den Obelisk an der porta del popolo in Rom, und Hermapions Auslegung bei Ammianus Marcellinus (XVII, 4), in Bezug auf die Abhandlung im Repertorium der deutschen und ausländischen Litteratur. 2. Jahrg. 32. Heft vom 9. Aug. 1844.

7) Herr Rabb.-Cand. Steinschneider: über fremde Sprachelemente in der neuhebräischen Litteratur und ihre Bedeutung für die Philologie überhaupt*).

Nach Beendigung dieses Vortrags schloß der Präses die erste Versammlung deutscher Orientalisten mit einem Danke an die Versammlung und den besten Wünschen für das fernere Gedeihen des Begonnenen, worauf Herr Professor von Ewald im Namen der Versammelten mit einem Danke an das Präsidium antwortete.

Außer der oben erwähnten „Zeitwarte des Gebetes" vom Freiherrn von Hammer-Purgstall und den beiden ersten Bogen von Herrn D. Geigers „Lehrbuch zur Sprache der Mischnah" wurde der Versammlung von Herrn Buchhändler Vogel in Leipzig als Verleger ein Prachtexemplar der ersten Lieferung von Fleischers Ausgabe des Korancommentars von Beidhawi, Leipzig 1844, von Herrn D. Böttcher als Verfasser ein Exemplar der Collectanea hebraica ad grammatici studii repetitionem moderationemque, Dresden 1844, und von Herrn Rabb.-Cand. Steinschneider als Mitarbeiter eine Anzahl Exemplare des Plans der Real-Encyclopädie des Judenthums. Krotoschin 1844, überreicht. Außerdem waren aufgelegt: mehrere ausgesuchte orientalische Handschriften der königlichen Bibliothek und die beiden seltenen und kostbaren Werke:

Trattato delle sepolcrali iscrizioni in cufica, tamurea e nischia lettera da' Maomettani operate, composto dal Cav. Michelangelo Lanci. Lucca 1840. c. f.

Descrizione di Palermo antico ricavata sugli autari sincroni e i monumenti de' tempi da Salvadore Morso. ed. II. Palermo 1827. c. f.

Die erstere hatte Herr Oberbibliothekar Hofrath Falkenstein, die letztere Herr Director D. Schulz, Vicepräses der Philologenversammlung, zur Ansicht gütigst mitgetheilt.

---

*) Seitdem erschienen unter dem Titel: Die fremdsprachlichen Elemente im Hebräischen und ihre Benutzung für die Linguistik, von M. Steinschneider. Prag 1845. gr. 8.

Auf eine in den Zeitungen erfolgte Einladung des D. Wahl und D. Käuffer an die Freunde der rein grammatisch-historischen Exegese des neuen Testaments kamen mehrere Theologen des In- und Auslandes, unter den letztern insbesondere D. David Schulz aus Breslau, die Fritzschii, der Vater aus Halle, der älteste Sohn aus Gießen, der jüngste aus Zürich, D. Niemeyer aus Halle, die DD. Schwarz und Hase aus Jena u. a., am zweiten Tage der Philologenversammlung in einem Zimmer des Landhauses in Dresden zusammen. D. Käuffer trug Einleitung und Anfang einer Abhandlung über den biblischen Begriff von βασιλεία τοῦ θεοῦ vor, worauf eine kurze Besprechung erfolgte. Am folgenden Tage theilte David Schulz mehreres, was er über Eigenthümlichkeiten des Lucas niedergeschrieben hatte, über das πνεῦμα ἅγιον in der Apostelgeschichte u. a. mit. Tages darauf sprach D. Fritzsche aus Gießen über die im dritten Jahrgange der biblischen Studien von Geistlichen des Königreichs Sachsen befindlichen Abhandlungen von D. Käuffer und M. Zschucke und gab insbesondere seine Ansicht über die berühmte Stelle Gal. 3, 20, worauf Mittheilungen des D. Fritzsche aus Zürich und Besprechungen folgten, an denen insbesondere D. Bornemann aus Kirchberg u. a. Theil nahmen. Man trennte sich in dem innigsten Wunsche sich bei der nächsten Philologenzusammenkunft in Darmstadt wiederzusehn.

Beilagen.

1. Zu Seite 4.

Die von dem Münzgraveur Krüger zur Erinnerung an die ſiebente Verſammlung deutſcher Philologen und Schulmänner angefertigte Medaille, welche in Silber und in Bronce geprägt iſt, zeigt auf der einen Seite das Bruſtbild von Reiz mit der Umſchrift: FRIDERICVS VOLGANGVS REIZIVS NAT. VINSEMII D. II. SEPT. A. CIↃIↃCCXXXIII MORT. LIPS. D. II. FEBR. A. CIↃIↃCCXC. Der Revers enthält die Inſchrift: CVI PVDOR ET IVSTITIAE SOROR INCORRVPTA FIDES NVDAQUE VERITAS QVANDO VLLVM INVENIET PAREM, mit der Umſchrift: PHILOLOGIS GERMANIAE CONGRESSIS DRESDAE M. OCT. A. CIↃIↃCCCXLIV MONVMENTVM.

2. Zu Seite 22.

AD

VIRVM AMPLISSIMVM CLARISSIMVMQVE,

GODOFREDVM HERMANNVM,

PHILOLOGORVM, QVI DRESDAE CONVENERVNT,
PRAESIDEM.

DIE I. OCTOBR. MDCCCXLIV.

Arminius quondam, Germanae gloria terrae,
Adversus Romam fortiter arma tulit.
Alter at Arminius nobis dux est: Godofredus
Arminius, civis, Lipsia clara, tuus.
Pro Roma pugnans proque Hellade fert in honorem
Teutoniae docta magna tropaea manu.
Sit bene Lipsiaco Arminio, qui solus in altis
Musarum est castris magna potensque cohors!

Ph. H. Welcker.

3. Nach dem Schluſſe der Verſammlung ging folgende Adreſſe an den Präſidenten ein:

Q. B. F. F. Q. S.

VIRO CLARISSIMO

GODOFREDO HERMANNO,

PHILOLOGORUM DRESDAE HOC ANNO CONGREGATORUM PRAESIDI ILLUSTRISSIMO

quem, Ilgenii Portensis discipulum non tempore solum, verum etiam ingenio, laude, virtute primum, Frid. Volg. Reizii auditorem omnium excellentissimum, Lipsia docta iure suo nuncupat suum decus, Saxonia grata materno amplexu tenet, Germania litterarum altrix philologorum facile principem veneratur, exterae nationes quotquot Musis favent ut lucidum sidus admirantur;

qui litterarum antiquarum et peritissimus ac sagacissimus investigator et elegantissimus professor uno ore ab omnibus humanitatis cultoribus praedicatur:

qui primus ad naturam legesque linguae Graecae accuratius cognoscendas tum docendo iuvenesque exercendo tum editis praeclaris libris viam munivit, quaeque partes illius linguae explicatu difficillimae essent, expedivit, explanavit, illustravit, et qua porro esset incedendum, remotis errorum caussis et illecebris demonstravit: cuius rei ergo societatem Graecam, celeberrimum iuvenum philologorum seminarium, in academia Lipsiensi condidit, legibus sapienter firmavit, per quinquaginta plus annos moderatus est atque adhuc moderatur, ita ut inde iuvenes, severa sua ipsius disciplina formatos suisque praeceptis et exemplo excultos, in academias aliasque ingenii iuvenilis palaestras quasi in colonias emittat;

qui idem iam inde a puero dulcibus lyrae Aeolicae ductus sonis, egregia aurium exercitatione miraque ingenii sagacitate excellens, antiquorum metrorum naturam, antea fere incognitam, Bentleii aemulus longe superior, primus penitus cognovit, plane descripsit, in doctrinae formam redegit, auditores suos ad haec studia, suspecta multis et neglecta, viva voce felicissime excitavit, scriptisque editis doctissimis metrorum scientiam, cum ceteris humanitatis studiis prudenter coniunctam, eruditissimos suae aetatis viros docuit;

qui deinde metris recte constitutis in emendandis veterum poetarum carminibus tanta usus est felicitate, ut Homerus, Pindarus, Aeschylus, qui emendatus ab Hermanno suo ut in publicum prodeat, et ipse iamdudum desiderat et a nobis vehementer desideratur, Sophocles, Euripides, Aristophanes, Plautus, Terentius, Horatius eum ut sospitatorem suum amicissime amplectantur;

denique qui ingenio et labore formatus eques idemque regiis condecoratus insignibus, quibuscunque virum et civem excellere oportet conspicuus virtutibus, idem semper in asperis rebus et secundis permansit, veri rectique amantissimus, fortis nebularum propulsor, morum simplicitate placens, amicus certus, comis studiorum suasor, per aspera et devia philologiae dux fidissimus, omnibus qui coram eum norunt carissimus, nemini nisi veritatis tuendae caussa adversarius:

TALI VIRO

EGREGIAE NOBILITATIS, SUMMAE DOCTRINAE, RARAE VIRTUTIS

HANC TABULAM

SINCERAE PIETATIS AC REVERENTIAE TESTEM

QUUM IN AMPLISSIMO PHILOLOGORUM CONVENTU DRESDENSI CORAM NON POSSENT ADESSE

D. D. D.

PRAECEPTORES RHENANI ET GUESTPHALI

PRAESIDE GUIL. HENR. GRAUERTO, PROF. ACAD. MONAST.

DUISBURGI KAL. OCTOB. A. MDCCCXLIV.

CONGREGATI.

4. Zu Seite 51.

Die Zuschrift an den Herrn Geheimenrath Creuzer in Heidelberg lautet folgendermaßen:

Hochverehrter Herr Geheimerath!

Die siebente Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner hat mit lebhafter Theilnahme vernommen, daß Ihnen im April dieses Jahres das seltene Glück geworden ist, das Fest Ihrer vierzigjährigen Thätigkeit an der Hochschule, deren erneuerten Glanz zu begründen Sie vor Allen mitgewirkt haben, im Kreise dankbarer Schüler und Verehrer zu begehen. Doch ein Fest wie das Ihrige, der Sie Ihre anregenden und belehrenden Einflüsse weit über die Gränze eines einzelnen Ortes erstreckt und in einer Reihe von Jahren zahlreiche Bewunderer in allen Gauen des deutschen Vaterlandes gefunden, ja wesentlich dazu beigetragen haben, die Anerkennung deutscher Gelehrsamkeit und Wissenschaft bis in die entlegensten Theile des Auslandes zu verbreiten, kann sich nicht bloß auf diejenigen beschränken, welche sich Ihrer persönlichen Nähe erfreuen; und je wenigere von uns sich in diesem Falle befunden haben, desto angelegentlicher eilen wir, unsere dießjährige Zusammenkunft wenigstens in der Weise an Ihrer schönen Feier zu betheiligen, daß wir Ihnen unsern gemeinschaftlichen Glückwunsch aus der Ferne zurufen. Noch ist es manchem von uns erinnerlich, welches elektrische Feuer Ihr beredter Mund vor sechs Jahren über die erste dieser Versammlungen ergossen hat, zu welcher sich eine größere Anzahl von Theilnehmern aus allen Gegenden des Vaterlandes eingefunden hatte; mit welcher Schärfe und Tiefe Sie damals unsere große Aufgabe bezeichneten, welches Ideal Ihre großartige Anschauung des Alterthums dem jüngeren Geschlechte vorgesteckt hat, steht in den Jahrbüchern unserer Zusammenkünfte mit unauslöschlichen Zügen eingetragen, und die Güte, mit welcher Sie dort die Huldigung der begeisterten Anwesenden empfingen, läßt hoffen, daß Sie auch jetzt uns geistig nahe sein und dem Ausdrucke der Empfindungen, die uns der Gedanke an Sie einflößt, eine freundliche Aufnahme nicht versagen werden. Möge der Himmel, der Ihren Geist mit so reichen Blüthen gesegnet hat, Ihnen auch körperliche Frische und Gesundheit erhalten, um die Früchte Ihrer Wirksamkeit bis ins späte Alter mit Heiterkeit und Befriedigung genießen zu können; möge der Schatz von Entdeckungen und Erfahrungen, welchen Ihre unermüdete Thätigkeit gesammelt hat, nicht aufhören eine Quelle mannigfacher Belehrung für alle Freunde unserer Wissenschaft zu werden; möge die Begeisterung, mit welcher Sie Ihr hohes Ziel unter allen Kämpfen und Stürmen unerschütterlich verfolgt haben, noch der späten Nachwelt als ein Beispiel ächter und treuer Liebe zur Wahrheit vorleuchten, — in diesen einfachen aber aufrichtigen Wünschen fließen unser aller Empfindungen in diesem Augenblicke zusammen, und so bitten wir Sie dieselben als ein Zeichen unserer ungeheuchelten Verehrung und Theilnahme mit dem ganzen Wohlwollen entgegen zu nehmen, das Sie mitstrebenden Geistes- und Berufsgenossen nie versagt haben.

Dresden den 2. October 1844.

Die siebente Versammlung ꝛc.

5. Zu Seite 100. Die Adreſſe des Literatenvereins zu Leipzig.

An die Verſammlung deutſcher Philologen in Dresden.

Hochgeehrteſte Verſammlung!

Schon längſt haben die ausgezeichnetſten Männer aller civiliſirten Staaten und namentlich Deutſchlands die moraliſche Nichtswürdigkeit des Nachdrucks und den nachtheiligen Einfluß deſſelben auf Literatur und Kunſt dargethan. Allein erſt in den neueſten Zeiten, und zwar durch den Bundesbeſchluß vom 9. November 1837, iſt in ganz Deutſchland der Nachdruck als Verbrechen anerkannt worden.

Es iſt nicht zu leugnen, daß durch den genannten Bundesbeſchluß viel gewonnen iſt, aber es iſt auch eben ſo wenig zu leugnen, daß noch vieles zu thun übrig bleibt. Der Schutz, den der Bundesbeſchluß gewährt, iſt in der That ein dürftiger. Werke mit Aufwand einer großen Gelehrſamkeit, eines unendlichen Fleißes geſchrieben, die Erzeugniſſe eines langen an Mühſalen und Bedrängniſſen reichen Lebens, werden dem Bundesbeſchluſſe zufolge nach zehn Jahren, von ihrem Erſcheinen an gerechnet, Gemeingut, ſo daß jedem der Nachdruck derſelben geſtattet iſt. In der Regel aber haben gerade die Werke, welche der deutſchen Gelehrſamkeit zur Ehre gereichen, zwar einen ſichern, jedoch langſamen Abſatz. Daher wird ſich ein Buchhändler nur ſelten mit dem Verlag eines ſolchen Werkes befaſſen; denn er muß befürchten, daß es Gemeingut werde, ehe er wegen ſeiner Koſten gedeckt iſt; und wenn er auch den Verlag übernimmt, ſo kann er doch aus dem eben angeführten Grunde nur einen kargen Ehrenſold zahlen. Leider ſind aber die meiſten Gelehrten Deutſchlands in einer ſolchen Lage, daß ſie auf pecuniären Gewinn Rückſicht nehmen müſſen.

Allein auch dieſer dürftige Schutz wird dem Schriftſteller oft verkümmert. Die Erfahrung lehrt uns, daß des Bundesbeſchluſſes ungeachtet der Nachdrucker Mittel und Wege findet, dem deutſchen Gelehrten den karg zugemeſſenen materiellen Gewinn, oft der Lohn vieler durchwachter Nächte, zu ſchmälern.

Die Werke der Philologen leiden nicht weniger unter der Geißel des Nachdrucks, als die Werke jedes andern Zweiges der Literatur; ſo druckt — um nur ein Beiſpiel zu erwähnen — der Edle von Schmid ſeit 1800 ſämmtliche in Deutſchland erſcheinende hebräiſchen Werke nach und ſcheut ſich nicht, ſein verächtliches Gewerbe jetzt noch fortzuſetzen.

Dazu kommt, daß eine Menge einſchlagende Fragen durch die Bundesgeſetzgebung noch keineswegs entſchieden ſind. Noch iſt nicht feſtgeſtellt, in wie weit geſtattet iſt Ueberſetzungen eines fremden Werkes herauszugeben; noch ſind die Rechte des Herausgebers eines fremden Werkes an der von ihm bearbeiteten Ausgabe nicht feſtgeſtellt, wie z. B. der Proceß des Herrn Profeſſors Lachmann als Herausgebers der Werke Leſſings gegen die Voſſiſche Buchhandlung in Berlin beweiſt; noch iſt der Nachdruck der in Deutſchland erſchienenen Werke im Auslande geſtattet, und umgekehrt darf der Deutſche die im Auslande erſchienenen Werke nachdrucken, und daß von dieſer Erlaubniß Gebrauch gemacht wird, davon bringt jeder Tag den Beweis. So wurde z. B. das Werk Meyers: „**Oratorum Romanorum fragmenta ab Appio inde Caeco et M. Porcio Catone usque ad Q. Aurelium Symmachum**“ in Paris, und Forcellinis Lexicon in Schneeberg nachgedruckt.

Die Lösung der Fragen: welche Mittel sind zu ergreifen, um dem Autorrechte eine vollkommene Anerkennung und Schutz im Auslande zu verschaffen? welche Rechte stehen dem Herausgeber eines fremden Werkes an der von ihm bearbeiteten Ausgabe zu? in wie weit ist es gestattet Uebersetzungen eines fremden Werkes herauszugeben? ist, wir gestehen es, eine schwierige Aufgabe. Der Literatenverein zu Leipzig hat die Nachdrucksfrage schon seit längerer Zeit in den Kreis seiner Erörterung gezogen und ist in Petitionen und sonst auf dem Wege der Presse in dieser Beziehung thätig gewesen. Zu gleichem Zwecke wenden sich die unterzeichneten Mitglieder dieses Vereins an die jetzt in Dresden versammelten deutschen Philologen. Es ist jene Aufgabe würdig eines Vereines, der so reich begabte Männer zu seinen Mitgliedern zählt. Deshalb erlauben sich die Unterzeichneten, durchdrungen von der Heiligkeit des Autorrechtes, die ergebenste Bitte:

„die hochgeehrte Versammlung deutscher Philologen möge die aufgeworfenen Fragen in das Bereich ihrer Besprechungen ziehen."

Leipzig am 30. September 1844.

(Folgen die Unterschriften.)

Später gelangte noch an das Präsidium eine „Note sur un ouvrage intitulé: Statistique vocale et orthographique du langage français, par M. Mialle, professeur de Sténographie, à Paris, et Contrôleur à la Caisse d'Amortissement", welche der achten Versammlung zu Darmstadt mitgetheilt werden wird, endlich ein lateinisches Schreiben des Herrn G. Beaumont zu Twickenham in Middlesex.

---

6. Das Festmahl.

Für die gemeinschaftlichen Mahlzeiten war das erste Stockwerk der besonders schön gelegenen Restauration des Belvedere auf der brühlschen Terrasse in der Art hergerichtet worden, daß neben der zahlreichen Versammlung viele Damen und angesehene Männer der Stadt im Saale und in den daranstoßenden Räumen einen passenden Platz fanden.

Bei dem zweiten Festmahle nach der ersten öffentlichen Sitzung, wo wie am vorigen Tage auf eine belebende und erhebende Weise Toaste mit Gesängen wechselten, die von vierstimmigen Männerchören vorgetragen wurden, überreichte Hofrath Thiersch mit geistreichem Zuspruch dem Präsidenten im Namen seiner anwesenden, verschiedenen Generationen angehörigen Schüler einen silbernen im Innern vergoldeten Becher mit der Darstellung der Apotheose des Homer, den der Goldarbeiter Kranert in Dresden nach dem berühmten Herkulaneser Gefäß des bourbonischen Museums, wovon der Vicepräsident eine Nachbildung in Erz und einen Gipsabguß besaß, mit vorzüglicher Sorgfalt ciselirt hatte. In der Mitte des Bechers wird Homer, wie aus den Abbildungen bei Tischbein (Homer nach Antiken 3. Heft) und Millingen (anc. uned. mon. ser. II. pl. 13.) bekannt ist, auf dem Adler des Zeus emporgetragen. Mit ruhiger Haltung senkt der Dichter das zum Zeichen der Vergötterung halbverschleierte Haupt gegen die rechte Hand, während die linke mit der Rolle der unsterblichen Gesänge auf dem Fittig des Aars ruht. Herab von dem Blättergehänge, welches den obern Rand des Bechers umkränzt,

flattert ein Schwan, der Vogel des Apollon und der Muſen, um der neuen Gottheit zu folgen. Zur Rechten des Dichters ſitzt zwiſchen zierlichen Blätter- und Blumenwindungen die ältere der göttlichen Töchter ſeines Genius, die Ilias, als behelmte Jungfrau mit Lanze, Schild und Schwert, während die Odyſſea, als die jüngere Tochter, zur Linken durch eine andere weibliche Geſtalt in nachſinnender Stellung mit der halbeiförmigen Schiffermütze des Odyſſeus, dem Ruder und dem kurzen Schwert bezeichnet iſt.

Bei dem Feſtmahle, welche S. Maj. der König durch des Herrn Cultusminiſters Excellenz in dem Saale der Harmoniegeſellſchaft der Verſammlung hatte bereiten laſſen, wobei auch die übrigen Herren Staatsminiſter und andere höhere Staatsbeamte gegenwärtig waren, forderte zuerſt der Präſident die Geſellſchaft zu einem dreimaligen Lebehoch für Ihre königliche Majeſtäten den König und die Königin auf. Mit eben ſo herzlichem Zuruf wurde der zweite vom Hofrath Thierſch ausgebrachte Toaſt auf Seine königliche Hoheit den Prinzen Johann begrüßt. Dann erhob ſich Seine Excellenz der Cultusminiſter, um das Wohl deutſcher Philologen und Schulmänner auszubringen. Er gedachte der Zeit, wo nach dem Untergange des morgenländiſchen Kaiſerreichs das Studium der Sprachen und der Litteratur des klaſſiſchen Alterthums in dem zu höherem geiſtigem Leben erwachten Italien die Grundlage ward für die geſammte Bildung Europas in den folgenden Jahrhunderten. In Deutſchland vorzugsweiſe ſei dann jenes Studium weiter geführt und tiefer begründet worden und habe beſonders auch in Sachſen eine Heimath, und durch Männer, die das Land mit Stolz unter ſeine Söhne zähle, ein vorzügliche Pflege gefunden. Zuletzt habe der alles belebende Schwung, der Deutſchland ſeit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts auf allen Bahnen geiſtiger Thätigkeit raſch vorwärts führte, eine vielſeitige, wiſſenſchaftliche Betrachtungsweiſe des geſammten Lebens der klaſſiſchen Vorwelt hervorgerufen. Mit Freude ſähen Deutſchlands Regierungen die Erziehung der Jugend Männern anvertraut, die der Wiſſenſchaft des Alterthumes, der vorzüglichſten Grundlage aller tiefern Bildung, eben ſo kundig, wie in der ſchweren Kunſt der Erziehung wohl erfahren ſeien und mit Begeiſterung ſpreche er deshalb den Wunſch aus: daß dieſer durch Mittheilungen aus den verſchiedenen Bereichen des Wiſſens ſo anregende und die fortdauernde Humanität in der Gelehrtenwelt und in der durch ſie gebildeten Jugend verbürgende Verein ſich einer langen Dauer und ſeine Wirkſamkeit eines reichen Segens erfreuen möge.

Oberſchulrath und Director Roſt dankte im Namen der Verſammlung für die ihm zu Theil gewordene gaſtliche Aufnahme in der Hauptſtadt Sachſens und forderte die Geſellſchaft auf, dem edlen Staatsmanne ein Lebehoch auszubringen, in dem die erhabenen Geſinnungen ſeines Monarchen einen ſo würdigen Vertreter gefunden haben. Zwiſchen andern Toaſten auf das Wohl der übrigen zum Empfang der Verſammlung vereinten Staatsmänner, die Fürſten und Völker Deutſchlands, den Präſidenten der Verſammlung u. ſ. w. wurde folgendes vom Profeſſor Nobbe gedichtetes Lied geſungen:

Gaudeamus hodie,
Quotquot estis, cari!
Dresda pandit omnia
Artis almae munia:
Heic placet morari.

Floreat Germaniae
Classicum Museum
Musarum vagantium,
Phoebum consectantium;
Floreat Museum!

Vivant nostri Principes,
Maecenates vivant,
Auscultantes omnibus
Litteris et artibus,
Maecenates vivant!

Wenn ſich die Heiterkeit und Traulichkeit der zahlreichen Theilnehmer des Vereins mit jedem Tage ſteigerte, ſo wird doch gewiß die ungebundene Herzlichkeit, die beim gemeinſchaftlichen Zuſammenſein am letzten Abend vorwaltete, allen unvergeßlich bleiben.

Verzeichniſs der Mitglieder

der

ſiebenten Verſammlung

deutſcher Philologen und Schulmänner

in

Dresden

vom 1. bis 4. October 1844.

(Die Mitglieder der erſten Verſammlung deutſcher Orientaliſten ſind durch ein beigefügtes * bezeichnet.)

1. D. Hermann, Comthur, Profeſſor in Leipzig.
2. D. Schulz, Director der Antiken- und Münzſammlung in Dresden.
* 3. D. Fleiſcher, Profeſſor in Leipzig.
* 4. Schier aus Dresden.
5. D. Burkhard, Gymnaſialprofeſſor, aus Augsburg.
6. D. Forchhammer, Profeſſor in Kiel.
* 7. Steinſchneider, Rabbinats-Candidat aus Prag.
8. D. Curtius, Lehrer am Blochmann-ſchen Inſtitut in Dresden.
9. Albani, Gymnaſiallehrer in Dresden.
10. D. Chalybäus, Inſpector beim Mengs-iſchen Muſeum in Dresden.
11. Vollmar, Collaborator in Blanken-burg.
12. D. Stieglitz, Appellationsrath in Dresden.
13. D. Gröbel, Ritter ꝛc., Rector der Kreuz-ſchule in Dresden.
14. D. Schumann, Großkreuzritter, Prä-ſident des Oberappellationsgerichts in Dresden.
* 15. D. Gräße, Bibliothekar S. M. des Königs und Oberlehrer an der Kreuz-ſchule zu Dresden.
* 16. D. Haßler, Profeſſor in Ulm.
17. D. Kuhn aus Dresden.
* 18. D. Landau aus Dresden.
19. Hauſchild, Oberkriegsgerichts-Secretär in Dresden.
20. Hand, Geheimer Hofrath und Profeſſor an der Univerſität zu Jena.
* 21. Anger, Profeſſor in Leipzig.
22. Zetzſche, Profeſſor in Altenburg.
* 23. Lic. D. Thenius, Diaconus in Dresden.
* 24. D. Beer aus Dresden.
25. Becher, Paſtor in Lommatzſch.

26. D. Milhauſer aus Dresden.
27. Hochſtetter, Profeſſor der Architectur in Carlsruhe.
28. Seebeck, Director der techniſchen Bildungsanſtalt zu Dresden.
29. D. Herrmann aus Dresden.
30. D. Klemm, k. Bibliothekar u. Director der Porcellan- und Gefäßſammlung in Dresden.
31. Loßnitzer, Bibliothekſecr. in Dresden.
32. Manitius, Bibliothekſecr. in Dresden.
33. D. Falkenſtein, Hofrath und Oberbibliothekar in Dresden.
34. von Wietersheim, Staatsminiſter und Miniſter des Cultus, Excellenz.
35. von Falkenſtein, Staatsminiſter und Miniſter des Innern, Excellenz.
36. D. Hübel, Geh. Kirchenrath in Dresden.
37. D. Hübler, Bürgermeiſter in Dresden.
38. von Globig, Geh. Rath und Kammerherr in Dresden.
39. Marquart aus Dresden.
* 40. D. Frankel, Oberrabbiner in Dresden.
41. D. Götz, Oberlehrer an der Kreuzſchule in Dresden.
42. Diethe, Collaborator an der Kreuzſchule in Dresden.
43. D. Weiße, Profeſſor in Leipzig.
44. D. Löwe, Profeſſor an der chirurgiſch-mediciniſchen Akademie in Dresden.
45. D. Bezzenberger, Gymnaſiallehrer in Dresden.
46. Sperling, Hofrath, aus Dresden.
* 47. D. Sörenſen aus Altona.
48. Kremſier, Conrector emer., Dresden.
49. Lindemann, Lehrer an der Kreuzſchule in Dresden.
50. D. K. Th. Wagner, Profeſſor a. d. königl. Militärbildungsanſtalt in Dresden.
51. Calinich, Vice-Seminardirector in Dresden.
52. D. Herz aus Dresden.
53. M. Leonhardi, Diaconus an der Kreuzkirche in Dresden.
54. F. W. Wagner, Lehrer in Dresden.
55. Schulze, D. med. in Dresden.
56. D. Beger, Rector an der höhern Bürgerſchule in der Neuſtadt-Dresden.
57. Beger, D. med. in Dresden.
58. Krauſe, Schuldirector in Dresden.
59. Dav. Schulz, Conſiſtorialrath u. Prof. der Theologie in Breslau.
60. von Weyrauch, Sprachforſcher in Dresden.
61. Kraukling, Director des hiſtoriſchen Muſeums in Dresden.
62. Hrabieta, Director des katholiſchen Progymnaſiums in Dresden.
63. Pfretzſchner, Prorector am Gymnaſium in Plauen.
64. Förtſch, Oberlehrer an der proteſtantiſchen Studienanſtalt zu Augsburg.
65. Pönitz, Hauptmann und Lehrer an der Militärbildungsanſtalt in Dresden.
66. Gebauer, Lehrer an der Bürgerſchule in Dresden.
67. D. Elſter, Conrector am Gymnaſium zu Helmſtädt.
68. M. Tauſcher, emer. Gymnaſiallehrer, aus Dresden.
69. D. Eckſtein, Rector der lateiniſchen Hauptſchule in Halle.
70. Herrmann, Candidat des Predigtamts in Dresden.
* 71. Fuchs, Lehrer in Deſſau.
72. Freeſe, Gymnaſialdirector in Stargard.
73. D. Trompheller aus Gotha.
74. Wieland, Lehrer in Dresden.
75. Leſſing, Candidat aus Potsdam.
76. D. Haaſe, Profeſſor in Breslau.
77. Heger, Lehrer in Dresden.
78. Berthelt, Schuldirector in Dresden.
79. E. Wagner, Schuldirector in Dresden.

80. Meinicke, Professor in Prenzlau.
81. D. Wuttke, Privatdocent in Leipzig.
82. Kokemüller, Lehrer aus Hannover.
83. Hübner, Lehrer am Blochmann-Vitzthumschen Gymnasium in Dresden.
84. Graf von Baudissin aus Dresden.
85. Hirschel, D. med. in Dresden.
86. D. Hermann, Professor in Göttingen.
87. D. Becker, Professor in Leipzig.
88. M. Prölß, Oberlehrer in Freiberg.
89. D. Rüdiger aus Dresden.
90. D. Schmiedt, Oberlehrer im Kloster Rosleben.
91. Selckmann, Professor in Berlin.
92. Behn-Eschenburg, Cand. phil., aus Dresden.
93. D. Ruthard aus Breslau.
* 94. Stenzler, Professor in Breslau.
95. D. Blochmann, Professor und Gymnasial-Director in Dresden.
* 96. D. th. Böttcher, Gymnasiallehrer in Dresden.
* 97. D. Olshausen, Professor aus Kiel.
98. Petermann, Schuldirector in Dresden.
99. D. Rost, Oberschulrath und Gymnasial-Director in Gotha.
100. D. Gerlach, Professor und Bibliothekar zu Basel.
101. D. Kraft, Schuldirector in Hamburg.
102. D. Krüger, Director des Obergymnasiums zu Braunschweig.
103. D. Schirlitz, Gymnasialdirector in Braunschweig.
104. D. Dohrn, Rector in Meldorf.
105. D. Schädel aus Hannover.
106. Oppermann, Lehrer an der höhern Bürgerschule in Hannover.
107. Seyffert, Advocat in Dresden.
108. D. Hille, Medicinalrath und Hofmedicus in Dresden.
109. D. v. Seckendorff, Bezirksarzt in Dresden.
110. Schulze, Commissionsrath in Dresden.
111. Schaarschmidt, stud. phil., a. Berlin.
112. D. Lobe, Gymnasiallehrer in Rinteln.
113. D. Lindner, Professor in Leipzig.
* 114. D. Haarbrücker aus Halle.
* 115. D. Pietraschewski aus Berlin.
116. D. Wiese, Professor am Joachimsthalschen Gymnasium in Berlin.
117. D. Spilleke, Lehrer an der Realschule in Berlin.
118. D. Franke, Adjunct und ordentlicher Lehrer am Joachimthalschen Gymasium in Berlin.
119. Döring, Conrector am königlichen Gymnasium in Freiberg.
120. D. Walz, Professor in Tübingen.
121. D. Teuffel, Privatdoc. in Tübingen.
122. D. Jaspis, Stadtprediger in Dresden.
123. Ritter, Gymnasialdirector in Zerbst.
* 124. D. Rödiger, Professor in Halle.
* 125. D. Neumann, Professor in München.
* 126. D. Brockhaus, Professor in Leipzig.
127. D. Käuffer, Consistorialrath und Hofprediger in Dresden.
128. D. Tittmann, Geheim. Archivar in Dresden.
129. D. Kritz, Professor in Erfurt.
130. Eggers, stud. phil., aus Rostock.
131. Cäsar, Professor in Marburg.
132. Zumpt, Professor in Berlin.
133. D. Lindau aus Dresden.
134. Lindau, Literat, aus Dresden.
135. Wiedasch, Director in Ilfeld.
136. Wiedasch, Cand. phil., aus Ilfeld.
* 137. Seyffarth, Professor der Archäologie in Leipzig.
138. D. Klitzsch, Gymnasiallehrer in Zwickau.
139. D. Hopf, Gymnasiallehrer in Nürnberg.
140. Kohl, Subrector in Schwabach.
141. Bondi, Rechtscandidat in Dresden.
142. Schulze, D. med. in Dresden.
143. Beger, D. med. in Dresden.

144. Franke, Professor an der technischen Bildungsanstalt in Dresden.
145. D. Runde aus Dresden.
146. Hedenus, D. med., aus Dresden.
147. Helbig, Oberlehrer in Dresden.
148. Haacke, Cand. theol. in Dresden.
149. D. Horckel aus Berlin.
150. D. Sauppe, Professor in Zürich.
151. Lehrs, Professor in Königsberg.
152. D. Wunder aus Dresden.
* 153. D. Freund aus Berlin.
154. Levinson, Cand. phil., aus Leipzig.
155. Pretzsch, Schuldirector in Dresden.
156. M. Rüdiger, Pfarrer in Schmerkau.
157. D. Scheibe, Gymnasiallehrer in Neustrelitz.
158. Meineke, Director des Joachimsthalschen Gymnasium in Berlin.
159. D. Zimmer, Gymnasiallehrer in Freiberg.
160. v. Gerzimsky, Collegienassessor in Mitau.
161. D. Georgi, Director der königl. Blindenanstalt in Dresden.
162. D. Höfer, Schuldirector in Dresden.
163. Loeschke, emer. Gymnasiallehrer, aus Bautzen.
164. Wittig, Cand. theol. in Dresden.
* 165. v. d. Gabelentz, Geh. Regierungsrath in Altenburg.
* 166. D. Tuch, Professor in Leipzig.
* 167. D. Höfer, Professor in Greifswald.
168. D. Manitius aus Dresden.
169. D. Rothmaler, Oberlehrer in Nordhausen.
* 170. Schlurick, Professor in Meißen.
171. D. th. Petri, Hofrath, Director am Collegio Carolino in Braunschweig.
172. Petri, bisher Professor zu Poitiers, aus Braunschweig.
173. Wolf, Professor in Pforta.
174. D. Schulze, Geh. Kirchenrath in Dresden.
175. D. von Zobel, Geh. Kirchenrath in Dresden.
176. D. Lechner, Gymnasialrector in Hof.
177. D. Röder, Oberlehrer in Nordhausen.
178. D. Stüve, Gymnasialdirector in Münster.
179. Leßmüller, Candidat des Predigtamts in Dresden.
180. Schulz, Candidat des Predigtamts in Dresden.
181. D. Snell, Professor in Jena.
182. Manitius, Director am Freimaurer-Institut in Dresden.
183. D. Seifert, Lehrer am Freimaurer-Institut in Dresden.
184. D. Sauße, Conrector und Oberlehrer in Guben.
185. Naumann, Rechtscand. in Dresden.
186. D. Wunder, Rector und erster Professor an der Landesschule zu Grimma.
187. Thacher, A. M., Lehrer in Yale-College New-Haven, Nordamerika.
188. Bondi, Mitglied des israelitischen Religionsvorstandes in Dresden.
189. Rev. Says, A. M., Massachusets.
190. Welk, A. M., Director in Hartfort, Verein. Staaten.
191. D. Dietrich, Gymnasiallehrer in Freiberg.
192. D. Benseler, Gymnasiallehrer in Freiberg.
* 193. D. Wüstenfeld, Professor in Göttingen.
194. Hörnig aus Dresden.
195. Steglich, Seminardirector in Dresden.
196. D. Osann, Professor in Gießen.
197. D. Henze aus Dresden.
198. Wahoda, Lehrer in Dresden.
* 199. Bertheau, Professor in Göttingen.
200. Schneidewin, Prof. in Göttingen.
201. Zimmermann aus Dresden.
202. D. Dietsch, Oberlehrer in Grimma.
203. D. Wüstemann, Professor in Gotha.

204. Millenet, Professor in Gotha.
205. D. Rinne, Oberlehrer in Zeitz.
206. D. Held, Rector in Bayreuth.
207. D. Heerwagen aus Bayreuth.
208. D. Weber, Director der Gelehrtenschule in Bremen.
* 209. D. Wolff, Stadtpfarrer in Rottweil.
210. M. Herzog, Schulrath und Director des Gymnasiums in Gera.
211. Bürk aus Dresden.
212. Keil, Collaborator in Neubrandenburg.
213. D. Keil aus Berlin.
214. Stallbaum, Professor und Rector der Thomasschule in Leipzig.
215. D. Hasse aus Magdeburg.
216. D. Niemeyer aus Halle.
217. D. Schwarz aus Jena.
218. Göttling, Geh. Hofr. u. Prof. in Jena.
219. D. Hase, Professor und Geh. Kirchenrath in Jena.
220. Preßler, Professor in Tharand.
221. D. Prabucki, Gymnasialdirector in Posen.
222. D. Prusinowski aus Posen.
223. D. Klee, Gymnasiallehrer und Privatdocent in Leipzig.
224. Sintenis, Professor in Zerbst.
225. D. Voigt aus Halle.
226. D. Geier aus Halle.
* 227. D. Arnold aus Halle.
* 228. Pott, Professor in Halle.
229. D. Böhme aus Halle.
230. Werder, Professor in Berlin.
231. Böcking, Professor in Bonn.
232. Haupt, Professor in Leipzig.
233. Lachmann, Professor in Berlin.
234. D. Sauppe, Rector und Professor in Torgau.
235. Rothmann, Subrector in Torgau.
236. D. Arndt, Conrector in Torgau.
237. D. Francke aus Torgau.
238. D. Reinhardt, Oberlehrer in Frankfurt a. d. Oder.
239. D. Poppo, Director in Frankfurt a. d. Oder.
240. Heyder, Oberlehrer ebendaselbst.
241. D. Kuniß, Gymnasiallehrer in Dresden.
242. Klotz, Professor in Leipzig.
243. Westermann, Professor in Leipzig.
244. D. Kreyssig, Professor in Meißen.
* 245. D. Flügel, Professor in Meißen.
246. D. Palm, Professor in Grimma.
247. D. Kraner, Professor in Meißen.
248. Franz, Domprediger in Meißen.
249. D. Haltaus aus Leipzig.
250. D. Ladewig, Professor in Neustrelitz.
251. Schröder, Rector in Neustrelitz.
252. D. Parreidt aus Magdeburg.
253. M. Kreußler, Gymnasiallehrer in Leipzig.
254. D. Siebelis aus Hildburghausen.
* 255. D. Stickel aus Jena.
256. M. Lorenz, Professor in Grimma.
257. D. Sillig, Oberlehrer an der Kreuzschule in Dresden.
258. M. Unger aus Grünstädtel.
259. Lauhn, Advocat in Dresden.
260. D. Mayer, Professor in Gera.
261. Saupe, Subconrector in Gera.
262. Grotefend, Director in Hannover.
263. D. C. L. Grotefend aus Hannover.
264. Jenke, Director am Taubstummen-Institut in Dresden.
265. v. Eisfeld aus Ganserbach.
266. Dittrich-Fabricius, Privatgelehrter in Dresden.
267. D. Meyer, Gymnasiallehrer i. Dresden.
268. D. Schaefer, Gymnasiallehrer in Dresden.
269. D. Peter, Consistorialrath in Hildburghausen.
* 270. D. Hofmann, Geheimer Kirchenrath in Jena.
271. D. Hupfeld, Gymnasiallehrer in Rinteln.

272. D. Heiland, Gymnaſiallehrer in Halberſtadt.
273. D. Schmidt, Director in Halberſtadt.
274. D. Weber, Gymnaſialdirector in Caſſel.
275. D. Theobald, Gymnaſial-Lehrer in Caſſel.
276. Nöldeke, Collaborator in Emden.
* 277. Petermann, Prof. extraord. in Berlin.
278. D. Döderlein, Profeſſor in Erlangen.
279. Weiſſenborn, Profeſſor in Jena.
280. D. Hertz aus Berlin.
281. D. Merkel aus Magdeburg.
282. Hoffmann, Rector in Bautzen.
283. Gürſching, Inſpector in Augsburg.
284. D. Weber, Profeſſor in Weimar.
* 285. D. Meier, Privatdocent in Tübingen.
286. D. Petri, Kirchen- und Schulrath in Bautzen.
287. D. Kortüm, Geh. Ober-Regierungsrath in Berlin.
288. D. Brüggemann, Geh. Regierungsrath in Berlin.
289. D. Fr. W. Fritzſche, Prof. in Roſtock.
290. D. C. F. A. Fritzſche, Prof. in Gießen.
291. D. Ch. F. Fritzſche, Prof. in Halle.
292. D. O. Fr. Fritzſche, Prof. in Zürich.
293. D. Lhardy, Oberlehrer in Berlin.
294. D. Mullach, Oberlehrer in Berlin.
295. D. Krehl, Profeſſor der Theologie in Leipzig.
296. D. Thierſch, k. b. Hofrath u. Profeſſor in München.
* 297. Wolfart, Lic. theol. und Oberlehrer aus Magdeburg.
298. D. v. Jan, Profeſſor in Schweinfurt.
299. D. Cramer, Profeſſor in Stralſund.
300. D. Tittmann, Cand. phil. in Leipzig.
* 301. D. Geiger, Rabbiner in Breslau.
302. Graf, Oberlehrer in Meißen.
* 303. D. Stern aus Berlin.
304. D. Georges, Gymnaſiallehrer in Gotha.
305. D. Dryander aus Halle.
306. Lic. Ziemßen, Gymnaſiallehrer in Dresden.
307. D. Herbſt, Profeſſor und Gymnaſialdirector in Bernburg.
308. D. Zeiß, Profeſſor in Weimar.
309. D. Günther, Gymnaſial-Oberlehrer in Bernburg.
310. Baltzer, Cand. Rev. Min. aus Dresden.
* 311. D. Fürſt, Docent in Leipzig.
* 312. D. Ewald aus Tübingen.
313. Natuſch, Gymnaſiallehrer in Dresden.
314. D. Hertel, Stadtrath in Dresden.
315. Schönborn, Gymnaſial-Director in Breslau.
316. Low, aus den Verein. Staaten von N.A.
317. D. Gaſt aus Wittenberg.
318. Herrmann, Profeſſor in Dresden.
319. Coolidge aus New-York.
320. Schäl, Lehrer in Dresden.
321. Otto, Seminardirector in Dresden.
322. Kaden, Schuldirector in Dresden.
323. Täuber, Gymnaſiallehrer in Berlin.
324. Naumann, Lehrer in Dresden.
325. Schneider, Profeſſor in Breslau.
226. D. Zeſtermann, Coll. V. Schol. Thom. in Leipzig.
327. D. Jahn, Lehrer der Mathematik in Leipzig.
328. Bäumlein, Profeſſor in Maulbronn.
329. Nobbe, Profeſſor und Rector der Nicolaiſchule in Leipzig.
330. D. Naumann, prakt. Arzt in Dresden.
* 331. D. Zenker, Privatdocent in Roſtock.
332. Schönborn, Profeſſor in Poſen.
333. D. Jahn, Conrector an der Thomasſchule in Leipzig.
334. Steinhart, Profeſſor in Pforta.
335. D. Jacob, Profeſſor in Pforta.
* 336. D. Wetzſtein aus Leipzig.
337. Beyer, Schloßprediger und Adjunct in Dobrilugk.

338. Müller, Lehrer an der Bürgerſchule in Dresden.
339. Weißenborn, Oberpfarrer in Pulsnitz.
340. Gebhardt, Schuldirector in Dresden.
341. D. Gerhard, Profeſſor in Berlin.
342. Galle, Lehrer in Dresden.
343. Burkhardt, Cand. rev. min. und Lehrer in Dresden.
344. Zechel, Lehrer in Dresden.
345. M. Fiſcher, Diaconus an der Kreuzkirche in Dresden.
346. Runge, Gerichtsaſſeſſor in Hoyerswerda.
347. Müller, Conſiſtorialpräſes in Dresden.
* 348. Hirſch, Rabbinatscandidat in Prag.
349. Mieth, Lehrer in Dresden.
350. Winckler, Lehrer in Dresden.
351. D. Baltzer, Gymnaſiallehrer in Dresden.
352. Humann, Paſtor in Seifersdorf.
353. D. Breitenbach, Subrector in Wittenberg.
354. Welſchke, Lehrer aus Liebenwerda.
355. Ackermann, Appellationsrath in Dresden.
356. Ackermann, Rechtscand. in Dresden.
357. D. Schilling, Domherr und Profeſſor in Leipzig.
358. D. Schneider, Appellationsrath in Dresden.
359. D. Art, Stadtrath in Dresden.
360. D. Kritz, Oberappellationsrath in Dresden.
361. Klemm, Candidat des Predigtamts in Dresden.
362. Neumann, Candidat des Predigtamts in Dresden.
363. Weber, Cand. theol. in Dresden.
364. König, Schuldirector in Dresden.
365. Treubmann, Cand. th. in Dresden.
366. Hiecke, Profeſſor in Merſeburg.
367. D. Richter, soc. exeg. V. et N. T. Lips. sod. hon. in Dresden.
368. Heſſe, Cand. theol. in Dresden.
369. v. Römer auf Neumark, Dresden.
* 370. D. Spiegel aus München.
371. Stanley aus Orford.
372. Jonett aus Orford.
373. D. Heymann, Landes-Conſiſtorialrath und Superintendent in Dresden.
374. Klien, Paſtor in Kittlitz.
375. M. Freitag, Archidiaconus in Meißen.
376. D. Berkholz, Oberpaſtor u. Gymnaſialoberlehrer in Riga.
377. D. Foß, Director in Altenburg.
378. D. Wahl, Conſiſtorial-, Kirchen- und Schulrath in Dresden.
379. Wahl, Pfarrer in Unkersdorf.
380. Schiefer, Pfarrer in Gottleube.
381. Heuſinger, Gymnaſiallehrer in Dresden.
382. D. Meier, Profeſſor in Halle.
383. Franke, Diaconus in Glaucha.
384. Flor, Paſtor in Windheim.
385. Schmidt, Paſtor in Meißen.
386. Teichgräber, Paſtor in Schönbach.
387. D. Schäfer, Secretär des Vereins für ſächſ. Geſch. u. Alterthümer, Dresden.
388. Frankenberg, Vorſteher des Kindergartens in Dresden.
389. Gelpke, Cand. th., aus Hubertusburg.
390. Pfautzſch, Stud. phil., aus Halle.
391. Marix, Profeſſor in Hamburg.
392. D. Bornemann, Oberpfarrer in Kirchberg.
393. D. Minckwitz aus Leipzig.
394. D. Minckwitz, Advocat in Pulsnitz.
395. Richter, Director in Dresden.
396. Reinicke, Seminarlehrer in Dresden.
397. D. Hauſchild aus Leipzig.
398. D. Kummer aus Dresden.
399. Dzondi, Director einer Knabenanſtalt in Dresden.
400. D. Oertel, Profeſſor in Meißen.
401. Panofka, Profeſſor an der Univerſität zu Berlin.

402. D. Rienäcker, Lehrer an der lateiniſchen Schule d. Waiſenhauſes in Halle.
403. D. Rinnich, Paſtor in Bornſtedt bei Eisleben.
404. D. Kretzſchmar aus Dresden.
405. Döhner, Stadtkrankenhausprediger in Dresden.
406. Hunnius, Paſtor aus Narva bei St. Petersburg.
407. Richter, Bürgerſchuldir. in Dresden.
408. Müller, Profeſſor und Director des Kloſter-Gymnaſiums zu Magdeburg.
409. D. Singer aus Leipzig.
* 410. D. Löbe aus Altenburg.
411. D. K. Hermann aus Leipzig.
412. D. Ph. Wagner, Conrector an der Kreuzſchule in Dresden.
* 413. D. von Ammon, Vicepräſident des Landesconſiſtoriums und Oberhofprediger in Dresden.
* 414. Schwarzauer aus Dresden.
415. D. Holtze aus Naumburg.
416. Yrem, Gymnaſialprofeſſor in Berlin.
417. Schaub, Regierungs- und Schulrath in Magdeburg.
418. D. Lobeck jun., Docent an der Univerſität und Cuſtos der königl. Bibliothek in Königsberg.
419. M. Zſchucke, Diaconus in Oſchatz.
420. Wigard, Profeſſor der Stenographie in Dresden.
421. D. Hefſter, Geh. Ober-Reviſionsrath und Profeſſor in Berlin.
422. Engelmann, Collaborator in Kamenz.
423. D. Sintenis, L. Regierungs- und Conſiſtorialrath in Deſſau.
424. Grunler, Geh. Legationsrath in Dresden.
425. M. Ziller, Archidiaconus in Dresden.
426. Böttcher, Diaconus in Dresden.
427. Böttcher, Paſtor an der Annenkirche in Dresden.
428. M. Adam, Prediger am Ehrlichſchen Geſtift in Dresden.
429. D. Jacobi, Privatdocent in Leipzig.
430. Müller, Stud. phil., aus Leipzig.
431. Raetzſch, Cand. jur., aus Dresden.
432. Schad, Stud. phil., aus Leipzig.
433. D. Wolf, Gymnaſiallehrer in Berlin.
* 434. D. Dietrich, Privatdocent aus Magdeburg.
435. D. Tillberg, Profeſſor in Greifswald.
436. D. Cantzler, Profeſſor am Gymnaſium in Greifswald.

Nachtrag zu Seite 101.

Andeutungen zur Geschichte der attischen Beredtsamkeit

von

Professor Sauppe*).

Nach jahrelanger Abwesenheit freu' ich mich die Heimat wiederzusehn und im Glück dieses Wiedersehens hoff' ich Muth und Kraft zu neuen Anstrengungen zu gewinnen. Altes und neues bewegt meine Seele zu sehr, als daß ich daran gedacht hätte in dieser ansehnlichen Versammlung zu sprechen. Aber verehrte und befreundete Männer wünschten und verlangten gestern, daß ich heute sprechen möchte. Ihrem Wunsche füg' ich mich; möge denn ihr Ansehen es entschuldigen, wenn ich Ihnen jetzt die Geschichte der attischen Beredtsamkeit in flüchtigen Andeutungen zu entwickeln versuche, so gut es eben die Gunst des Augenblickes gestatten wird: denn weder Bücher noch Zeit standen mir für sorgfältige Vorbereitung zu Gebote.

Das Leben bringt aus sich die Künste hervor, und in unmittelbarer Uebung pflegt sich nothwendiges zum schönen umzugestalten, lange bevor das Bewußtsein sich der Regeln bemächtigt und sie zum ganzen gestaltet. So bildete sich in den Kämpfen des attischen Staatslebens die Redekunst, da die Rede allein die Wogen der Volksversammlung aufzuthürmen und zu glätten vermochte. Mit der Größe des Kampfes steigt die Größe der Kraftentwickelung. Je ernster und entscheidender also der Kampf der Geschlechter gegen die Gemeinde wurde, zu je mehr Kühnheit sich das Volksbewußtsein erhob, mit desto größerer Gewalt entfaltete sich die Beredtsamkeit. So dürfen wir wohl glauben, daß bei Solon, Kleisthenes, Themistokles, Aristeides, Perikles die Kunst der Rede ihrer staatsmännischen Größe und der Gewalt ihres Geistes entsprach, so wenig wir von einer Theorie wissen, nach der sie diese Kunst lernten und übten. Die Beredtsamkeit war eine naturwüchsige bis gegen das Jahr 425.

Aber der Geist der Zeit war ein anderer geworden: die Verfassung gab jedem einzelnen die Möglichkeit und der siegreiche Kampf mit den Persern das Vertrauen sich und seine Ansicht geltend zu machen. Die Macht des Glaubens und der unbewußten Sitte brach mehr und mehr zusammen, ohne daß die Erkenntniß des wahren gleichzeitig an die Stelle trat. Die Individualität machte einseitig ihre Rechte geltend und unedlere Naturen folgten nur den Forderungen des Egoismus. Alle Aeußerungen des geistigen Lebens ergriff diese Richtung. Aus der ionischen und eleatischen Philosophie hatte die Sophistik jenem Egoismus Rüstzeug geschmiedet. Die Plastik hatte sich von dem typischen losgemacht und folgte der eigenen Beobachtung. In der Musik war Mischung der Harmonien und üppige Zierlichkeit eingerissen. Euri-

*) Der Entschluß ist mir schwer geworden das, was bei augenblicklichen Anhören allenfalls entschuldigt werden mochte, genauerer Prüfung zugänglich zu machen. Ich habe mich aber streng an die wenigen Notizen gehalten, die ich mir für den mündlichen Vortrag gemacht hatte. In diesen fehlte Deinarchos nicht, den ich beim Sprechen vergessen habe. S. — Der Vortrag ist uns unmittelbar vor dem Schluß des Druckes zugekommen, so daß er nur hier noch eine Stelle finden konnte. Die Redaction.

pides hatte in die Tragödie die bunte Mannigfaltigkeit und Zufälligkeit menſchlicher Charaktere eingeführt. Zugleich aber hatte jene Sophiſtik auch die Sprache in das Bereich der Unterſuchung gezogen und Prodikos über Synonymik, Protagoras über die Kategorien der Grammatik und das Verhältniß der Wörter zu den Gegenſtänden geſprochen. Protagoras hatte auch ſchon zum Gebrauch für die Gerichte allgemeine Fälle beiſpielsweiſe behandelt. Da gelangten die Lehren des Korax und Tiſias über Anwendung der Rede und Beweisführung, eine Sammlung einzelner Regeln, aus Sicilien nach Athen. Da berauſchte Gorgias, der Geſandte der Leontiner, die Volksverſammlung durch den Prunk ſeiner Sprache. Dürfen wir uns da wundern, wenn die beweglichen Geiſter der Athener, die ſich ſchon jenen ſophiſtiſchen Unterſuchungen über ſprachliche Gegenſtände mit Eifer zugewendet hatten, die neuen Lehren mit Ungeſtüm in ſich aufzunehmen trachteten? Mit Perikles Tode war die letzte Feſſel geſprengt, welche die Menge im Zaume hielt. Jeder ſah, daß der Weg zu Genuß und Macht ihm offen ſtehe, wenn er die Volksverſammlung zu lenken vermöge. Da mußte eine Kunſt, die dem Verſtande zu lernen gab, was bisher die unberechenbare Gewalt des Augenblicks aus der Tiefe des ſchöpferiſchen Geiſtes erzeugt hatte, als das höchſte erſcheinen. Was bisher Werk des Genius war, ſchien zum berechneten Kunſtſtück des Verſtandes zu werden.

So entſtand die Kunſt der Beredtſamkeit, die im Laufe eines Jahrhunderts ſich entwickelte, blühte und hinwelkte. In dieſem Jahrhundert laſſen ſich vier Perioden unterſcheiden, denen jedesmal die Erfindung neuer Kunſtmittel vorangeht, deren Seele aber ein politiſcher Kampf iſt.

Die erſte Periode geht vom Jahre 425 etwa bis zum Jahre 403. Ihre Mittel ſind die durch Korax und Tiſias einerſeits und durch Gorgias andererſeits aufgeſtellten Regeln. Der Kampf, der die ſtreitenden Kräfte in der Volksverſammlung beſchäftigt, iſt Krieg mit Sparta, aber überall bricht mehr oder minder deutlich der Zwieſpalt zwiſchen Volk und Geſchlechtern als der eigentliche Sitz des Kampfes durch. Außer der Volksverſammlung bemächtigt ſich die Beredtſamkeit auch der Gerichte; denn je mehr eine gewiſſe Fertigkeit zu reden ſich verbreitet, deſto weniger reicht die natürliche Sprache der betheiligten hin. Wer nicht ſelbſt der Kunſt mächtig iſt, muß ſich zu den Männern des Fachs flüchten und ſich die Rede, mit der er angreifen oder häufiger mit der er den Angriff abwehren will, von ihnen machen laſſen. So entſtehn die Logographen. Nur von Antiphon iſt uns aus dieſem Zeitraume etwas erhalten, aber keine Staatsreden, ſondern außer einigen Vorübungen, aus denen wir uns einen Begriff über die Art des Unterrichts bilden können, zwei gerichtliche, die ſich auf Blutſachen beziehen, und für andere geſchrieben ſind. Die Darſtellung iſt klar, aber ſtreng und ſchroff, der vorliegende Stoff iſt nicht bewältigt, ſo daß die Rede aus ſich ſelbſt zu erzeugen ſchiene, ſondern fertige Gedankenreihen der Schule werden äußerlich angepaßt, und wiederholen ſich daher in beiden Reden. Sie ſtimmen zu der ſchroffen, ariſtokratiſchen Denkweiſe, mit der Antiphon ſich und den Staat lieber den Erbfeinden Athens in die Hände geben, als den Sieg der Demokraten ſehn wollte. Staatsreden finden wir aus dieſer Zeit zwar bei Thukydides, und die Regeln der Schule zeigen ſich in Anordnung und Behandlung. Aber ſie haben nicht die Friſche und Natürlichkeit der Volksverſammlung, ſondern die Menge allgemeiner Betrachtungen und die oft peinliche Kürze erinnern uns, wie der Verfaſſer die Gedanken, die er in ſtrenger und langer Zurückgezogenheit ſich langſam zurechtgelegt und mehr und mehr zuſammengedrängt hatte,

nur in ihren wichtigſten Momenten an einander reiht. Noch gehört Andokides in dieſen Zeitraum. Nicht ſowohl durch ſeine Individualität iſt er von Bedeutung, als weil er ſich, eine Art attiſcher Roué, als ein Bild der gewöhnlichen vornehmen Geſellſchaft darſtellt und zeigt, in wie weit künſtleriſche Beſtrebungen und Fertigkeiten ſchon gleichſam in die Luft übergegangen waren, die alle einathmeten. Seine Rede iſt gewandt und leicht, aber die Darſtellung iſt breit und verſchwimmt in weitſchweifigen Perioden.

Unterdeſſen aber hatte die Theorie bedeutende Fortſchritte gemacht. Thraſymachos ſtellte nicht nur Regeln über die Erregung der Gefühle und Leidenſchaften bei den Zuhörern auf, ſondern begründete auch die Lehre vom Rhythmus und der Periodologie. Theodoros und Euenos erweiterten die Anweiſungen über Beweisführung. Polos und Likymnios ſchloſſen ſich Gorgias an und bildeten ſeine Lehren über die äußere Ausſchmückung der Rede durch Bilder und Sentenzen aus.

Es begann eine zweite Periode der Beredtſamkeit, die von 403 bis 360 geht. Der Kampf des Demos und der Geſchlechter iſt erloſchen; mit der Vertreibung der Dreißig hörte die politiſche Bedeutung der Geſchlechter auf, obgleich ſie privatrechtlich fortbeſtanden. Der Kampf, der die Seele der Beredtſamkeit in dieſer Periode bildet, gilt erſt der Geſtaltung der neuen Verfaſſung, dann bewegt er ſich um die Frage, ob ſich Athen an Sparta oder Theben anzuſchließen habe, und wird alſo von einer ſpartaniſchen und böotiſchen Partei geführt. In der Form der Reden machen ſich beſonders die Lehren des Thraſymachos und Theodoros geltend. Bei den Verfaſſungskämpfen tritt Archinos hervor, bei den ſpätern glänzen unter den Freunden Thebens Ariſtophon und Kephalos, unter denen Spartas Kalliſtratos, nach den Zeugniſſen der Zeitgenoſſen und dem Eindruck, den er auf Demoſthenes machte, der größte Redner dieſer Periode. Von dem kecken und ſoldatiſch derben Iphikrates werden nur Gerichtsreden erwähnt.

Leider beſitzen wir ebenſowenig aus dieſer Periode, wie aus der erſten nur eine Staatsrede. Gerichtsreden aber ſind erſtens in bedeutender Anzahl von Lyſias vorhanden, der zwar nicht attiſcher Bürger war, aber alles in ſeiner Sprache vereint, was man attiſche Einfachheit und Feinheit nennt. Vor allem ſind ſeine Erzählungen von bezaubernder Klarheit und Anſchaulichkeit: ſo gleich in der erſten Rede über die Tödtung des Eratoſthenes. Auch die Beweisführung iſt in kleineren und einfacheren Sachen bündig und trägt in ihrer Natürlichkeit eine Gewalt zu überzeugen, der die Richter ſchwerlich ſich zu entziehen vermochten. Weniger beherrſcht er verwickelte Rechtshändel, und ſeine Kraft reicht nicht aus, wo Leidenſchaften zu erregen und das Gefühl der Zuhörer fortzureißen iſt. So verwirrt er ſich zuweilen in der zwölften Rede über die Ermordung ſeines Bruders und verfehlt in dem Beſtreben den Zorn der Richter gegen Eratoſthenes zu ſchärfen durch weithergeholte künſtliche Gedanken ſein Ziel. Außer Lyſias haben wir eilf Reden von Iſäos. Sie beziehen ſich alle auf Erbſchaftsſtreitigkeiten und liefern ſo den Beweis, daß die ſämmtlichen Reden dieſer Logographen ihrem Inhalte nach, wahrſcheinlich von den Alexandrinern, geordnet worden waren, indem uns gerade die Abtheilung der Erbſchaftsreden erhalten wurde. Seine Rede iſt klar aber dürr, allerdings dem Gegenſtande angemeſſen; er beherrſcht ſtets die Sache vollkommen, alles iſt darauf angelegt den Kreis des Beweiſes ſo um die Seele des Zuhörers zu ſchlingen, daß er nicht entrinnen könne. Aber es kommt einem das Gefühl, daß nur die Kunſt des Redners die Sache ſo drehe und wende; man vermuthet Entſtellung, und dieſer Verdacht hindert die Zuſtimmung.

Vermiſſen wir bei beiden genannten Rednern die Kunſt des Periodenbaus, ſo tritt uns als Meiſter hierin Iſokrates entgegen. Streng genommen verdient er weniger den Namen eines Redners, als den eines Publiciſten. Angeborne Schüchternheit hielt ihn von der Volksverſammlung fern, und ſo ſuchte er in Pamphleten ſeine Mahnung, die Einfachheit alter Sitten zurückzuführen, die Zwiſtigkeiten unter den Griechen durch einen gemeinſchaftlichen Zug gegen Perſien zu löſen, ſeinen Mitbürgern oder Philippos ans Herz zu legen. Dieſe Gedanken gehören ihm nicht eigen, aber der ebenſo beſchränkte als wohlmeinende Mann kann ſie nicht oft genug wiederholen. Häufig nimmt er den Schein philoſophiſcher Beſtrebungen in Anſpruch, aber Philoſophie iſt ihm nur die Kunſt ſich im Leben zurecht zu finden. Sein Stil iſt leicht, rund, ſorgfältig. Dieſer mit gleichem, breitem Wellenſchlag fortgleitende Strom ermüdet, aber jede einzelne Periode für ſich ergötzt durch die Symmetrie der künſtlich verſchlungenen Glieder und den glatten Fluß der gewählten und reinen Sprache. Es lag ſo viel wahrer Fortſchritt und ſo viel wirkliches Verdienſt in ſeinen Regeln über die Form der Rede, daß kein Rhetor mehr Schüler zählte und ſelbſt all das engherzige und beängſtigende, was in vielen ſeiner Vorſchriften lag, mit erhalten wurde. Es bildete ſich eine beſtimmte Schule von Iſokrateern, in der ſich dieſe Anſichten Jahrhunderte lang getreu fortpflanzten.

Wir ſind zur dritten Periode gelangt, der höchſten Blüthe, die von 360 bis 338 geht; denn dieſe Grenzen ſchließen den Kampf auf Leben und Tod in ſich, den Athen an der Spitze der Griechen, in denen das Gefühl der Volksehre noch lebte, gegen Philippos von Makedonien führte. Die Lehren des Iſokrates hatten die Form der Sprache zu einer Vollkommenheit gebracht, daß ſie als williges Material ſich den kühnſten Geſtaltungen der Geiſter anſchmiegte.

Bald nach Philippos Auftreten erkannte Demoſthenes, daß das Leben Athens und Griechenlands auf dem letzten Wurfe ſtehe. Da erſchloß ſich in den Gluthen der Vaterlandsliebe und des ſittlichen Zornes die tiefe Roſe des ſchüchternen Geiſtes. Er ſah, daß er nicht nur mit der gewaltigen Macht eines thatenluſtigen und raſtloſen Einzigen zu kämpfen habe, ſondern auch mit der Schlaffheit und Kurzſichtigkeit der eigenen Bürger. Aber das Vaterland ſtand ſo verklärt vor ſeinen Augen, ſo großes hatte Athen vollbracht, daß mit ihm alles hohe und ſchöne ſtehen oder fallen zu müſſen ſchien. Athen und Griechenland war für Demoſthenes gleich mit Tugend und Wahrheit. In Philippos mit ſeinen Ränken und Hinterliſten bekämpfte er das Laſter und die Lüge. So war er der Held, den allein Philippos fürchtete, ſo weht noch jetzt aus dieſen mit Schwerterglanz flammenden Worten jedes edle Gemüth friſcher Morgenhauch an, ſo weckt ſeine Gluth über Jahrhunderte hin neue Begeiſterung. Wohl iſt dieſer Stil nicht glatt und geſchmeidig, man ſieht ihm an, daß nur im harten Ringen die fluthenden Gedanken ſich der Form der äußeren Erſcheinung fügen, man erkennt zuweilen die Spuren der mühevollen Arbeit. Aber, um das Bild eines Alten zu gebrauchen, in ſeiner Rede iſt der harte Ernſt des Schlachtengetümmels, während anderer zierliche Perioden dem Spiele der Fechtſchule gleichen. Mir ſtehn hier vorzüglich die Staatsreden, die drei olynthiſchen, die erſte und dritte philippiſche, die über die Angelegenheiten der Cherſonneſos vor der Seele. Sie gehören zu dem gewaltigſten und beſten, was jemals geſprochen und geſchrieben wurde. Weniger kann ich die Bewunderung theilen, die der Rede vom Kranze gezollt wird. Groß und ſchön iſt auch hier, was er über ſeine Politik und den Kampf mit Makedonien ſagt, faſt voller brauſen einigemal die Wogen ſeiner Beredtſamkeit daher, als in den Staatsreden, aber die Darſtellung der Sache

ſelbſt und die Anordnung iſt nicht einfach und klar genug, die Beweisführung zum Theil gewunden. Sei es nun perſönliche Leidenſchaft, ſei es die Schwierigkeit jene alten Händel mit allen kleinen Wendungen und Zufälligkeiten lebendig wiederzugeſtalten, ſei es der Aerger bei der erſten Geſandtſchaft an Philippos weniger kräftig aufgetreten ſein, was ſeiner Redekunſt im Wege ſtand. In den kleinern gerichtlichen Reden hält er ſich ſtreng an die Sache; der ganze Ton iſt trocken, aber die Erzählung klar und anſchaulich, die Beweisführung bündig.

Neben ihm ſprachen gegen Philippos vorzüglich Hypereides und Lykurgos. Es iſt ſchwer über Hypereides ein wenigſtens einigermaßen deutliches Urtheil zu gewinnen. Aber die Andeutungen alter Kunſtrichter und die zwar zahlreichen, jedoch an Umfang nicht bedeutenden Bruchſtücke führen dahin uns ihn als gewandten, einer leichten und klaren Darſtellung vollkommen mächtigen, aber weder durch Tiefe der Gedanken, noch durch Kraft des Willens bedeutenden Redner zu denken. Das Bruchſtück aus ſeiner Leichenrede iſt mir immer ziemlich matt vorgekommen. Von Lykurgos iſt die bekannte Rede gegen Leokrates enthalten. Bewundernswerth zwar und in einer Zeit des gebildeten Weltbürgerthums und Egoismus faſt mährchenhaft erſcheint uns in ihr eine Vaterlandsliebe, die den, welcher in bedrängter Zeit ſeine Perſon aus dem drohenden Schiffbruch des Vaterlandes zu retten ſucht, als Hochverräther anklagt. Aber den Erfolg, daß Leokrates nur durch das Gleichſtehn der Stimmen gerettet wurde, erlangte wohl mehr das perſönliche Anſehen, welches Lykurgos durch große öffentliche Verdienſte und lang bewährte reine Bürgertugend erworben hatte, als die Kunſt der Rede. Die Perioden ſind loſe gefügt, der Klang und Rhythmus der Worte oft rauh, die Gedanken ſind zum Theil ſehr geſucht und wiederholen ſich, die Beiſpiele aus der mythiſchen und hiſtoriſchen Zeit Athens erſcheinen in ihrer Menge und Ausdehnung unpaſſend. Doch vielleicht iſt es unrecht den Ehrenmann gerade nach dieſer einzigen Rede zu beurtheilen.

Reichbegabte Geiſter ſtanden zum Theil auch auf der andern Seite und ſprachen für Philippos und Makedonien. Aber nicht weil ſie, über das Griechenthum im Geiſte hinausgewachſen, in Philippos den Beginn einer neuen Zeit erkannten, ſondern entweder aus kleinmüthiger Kurzſichtigkeit, wie Iſokrates; oder aus finſterer Strenge des Urtheils, die aus Haß gegen die unmittelbare, als ſchlecht erſcheinende Gegenwart alles, was nur dieſer ſich feindlich zeigt, unterſtützt, wie Phokion; die meiſten aus Eigennutz. Zu dieſen gehörten Eubulos und Aeſchines. Nichts iſt, wenn man die Reden des letztern lieſt, deutlicher, als daß hier ein klarer Verſtand ſeinem reichen Talent freien Lauf giebt und ohne Anſtrengung und beſondern Kunſtaufwand die Rede in vollen, wenn auch loſe gegliederten Perioden, mit natürlicher Leichtigkeit dahinſtrömen läßt. Aber ſo wie er höhere Töne anſchlägt, zeigt ſich das gemachte und unwahre; die offenbaren Uebertreibungen, die er ſich Demoſthenes gegenüber zu Schulden kommen läßt, beweiſen, daß er mit Bewußtſein falſches ſpricht, und laſſen ſelbſt da, wo er ſchlicht und einfach zu ſein ſcheint, abſichtliche Täuſchung vermuthen.

Nach den reichen Erfahrungen, wie dieſe Periode ſie bot, leiſtete auch die Theorie außerordentliches. Anaximenes entwickelte und vervollſtändigte die alte, ſeit Korax und Tiſias allmählich angewachſene Sammlung praktiſcher Regeln über Beweisführung und Anordnung der Rede, indem er für die Behandlung des für und wider in den wichtigſten Rückſichten, die zur Sprache kommen können, zum Theil ſehr feine, zum Theil nur auf den Schein berechnete Vorſchriften aufſtellt. Als die köſtliche Frucht aber jener Blüthe der Beredtſamkeit ſtellt ſich Ariſtoteles Rhetorik dar.

Für einen kurzen Nachhall der großen Zeit können wir noch eine vierte Periode anſehn, die von 338 bis 307 reicht, wo Demetrios von Phaleros aus Athen vertrieben wurde. Demoſthenes und die gleich geſinnten ſtreben umſonſt nochmals den Kampf gegen Makedonien zu entflammen. Neben den alten Gegnern gewinnt Demades Bedeutung, eine gemeine Natur, die mit kühlem Verſtand nur ihren Vortheil verfolgt und ſo vor allen Täuſchungen der Mitgefühle und der Begeiſterung ſicher iſt. Aber kühner Witz und immer fertiges Urtheil, wie wir ſie bei ſolchen Naturen nicht ſelten zu allen Zeiten finden, gaben ſeiner Rede Kraft und Anſehn. Von Demochares, dem Neffen des Demoſthenes, wiſſen wir nur, daß er die Geſinnung ſeines großen Oheims getreu bewahrte und kühn und unerſchrocken für das Recht ſprach; mit welcher Kunſt und welchem Erfolge er es that, läßt ſich aus den wenigen Bruchſtücken nicht ermitteln.

Durch zahlreiche Gerichtsreden zeichnete ſich Deinarchos aus, von denen noch drei auf den harpaliſchen Prozeß bezügliche vorhanden ſind. In dieſen iſt die Rede ohne ſtiliſtiſche Verdienſte, die Anſtrengungen die er macht den Zorn der Richter gegen Demoſthenes aufzuregen erſcheinen als ſpitzfindige Verdächtigung und laſſen kalt. Seine Reden mochten aber für den Hausbedarf der Gerichte gut genug ſein, und ſein Verdienſt beſtand in ſeinem Fleiß und ſeiner Fruchtbarkeit. So bleibt nur noch Demetrios von Phaleros zu erwähnen, deſſen Lieblichkeit und leichte Zierlichkeit von den alten Kunſtrichtern gerühmt wird.

Aber alles dies war nur ein Schatten wahres Lebens, dieſes ſelbſt war erloſchen. Mit dem Kampfe des öffentlichen Lebens, von dem ſie allein die Kraft zu ſein empfängt, war auch die Beredtſamkeit verſtummt. Ihr blieb hinfort nur ein Scheinleben, indem ſie in den Schulen Reden dichtete, wie ſie der oder jener alte in einem beſtimmten Falle gehalten haben könnte, oder allgemeine Fälle ſpitzfindig oder kleinlich behandelte. Erhielt dieſe Gewohnheit der Rednerſchulen eine gewiſſe Reinheit des Geſchmacks in der Sprache, ſo gab ſie durch jene erdichteten Reden vielfachen Anlaß nicht nur dieſe den alten Rednern als ächte unterzuſchieben, ſondern auch die ächten Reden durch Flitterwerk zu verunſtalten, was die Rhetoren den Stellen, die ſie aus alten Rednern entlehnten, anhängten, und welches dann ſpätere Grammatiker auch in die ächten Reden übertragen zu müſſen glaubten.

Inhalts-Verzeichniß.

	Seite
Protokoll der vorbereitenden Sitzung	1
Einleitende Worte des Präsidenten	—
Wahl der Secretäre	3
Für den Verein eingesandte Schriften	—
Commission für die Bestimmung des nächsten Versammlungsortes	5. 34
Protokoll der ersten öffentlichen Sitzung	6
Hermann (Comthur), über H. W. Reiz	—
Adresse an Friedrich Jacobs	11
Schulz (Director), über die Pflege der classischen Studien in Sachsen	12
Thiersch (Hofrath), über die wissenschaftliche Militärerziehung	17
Zusammenkünfte der Theologen	22. 108
Gedicht von Professor Welcker zu Gotha	22. 109
Forchhammer (Professor), über die Ebene von Troja	22
Gerlach (Professor), P. Cornelius Scipio Aemilianus und seine Zeit	25
Discussion über den Vortrag des Prof. Forchhammer (Prof. Walz, D. Krehl, Oberlehrer Dietsch)	30. 31.
Brüggemann (Geh. Regierungsrath), die wissenschaftliche Militärbildung im Königreiche Preußen	32
Fritzsche (Prof. F. V.), das Verhältniß der Philologie zum Zeitgeiste	33
Protokoll der zweiten öffentlichen Sitzung	34
Darmstadt nächster Versammlungsort	—
Fuchs (Lehrer), über das Verhältniß der romanischen Sprachen zum Lateinischen	35
Hermann (Prof. K. H.), Adresse an F. Creuzer	51. 111
Weber (Prof. W. E.), über Hor. Sat. 2, 4.	25. 51. 101
Walz (Professor), über die alt-italische Religion	52
Rinne (Oberlehrer) über die Geschichte u. d. prakt. Bedeutung des Begriffs der sprachlichen Figur	55
Discussion über den Vortrag des Prof. Walz (D. Merkel)	66
D. Freund, über die Einrichtung eines thesaurus Tullianus	—
Discussion über den Vortrag des D. Fuchs (Director Schulz)	—
Dietsch (Oberlehrer), Herstellung der Gymnasialbibliothek in Klausthal	68
Protokoll der dritten öffentlichen Sitzung	69
D. Freund, über die Idee einer allgemeinen sprachvergleichenden Lexikographie	—
Thiersch (Hofrath), über die Aufführung von dramatischen Werken der Griechen u. Römer auf dem neueren Theater	79. 101
Schulz (Director), über die altgriechische Pallas und die dreiseitige Kandelaberbasis in der Dresdner Antikensammlung	88
Adresse des Litteratenvereins in Leipzig	100. 112
Sauppe (Professor), Andeutungen zur Geschichte der attischen Beredtsamkeit	101. 124
Schlußworte des Präsidenten	101
Die erste Versammlung deutscher Orientalisten	103
Versammlungen zur Besprechung über grammatisch-historische Exegese des neuen Testaments	108
Beilagen.	
1. Die Medaille	109
2. Lateinisches Gedicht an den Präsidenten von Prof. Ph. H. Welcker	—
3. Adresse des rheinisch-westphälischen Vereins von Schulmännern an den Präsidenten	110
4. Zuschrift an den Geh. Rath Creuzer	111
5. Adresse des Litteratenvereins zu Leipzig an die Versammlung	112
6. Das Festmahl	113
Lateinisches Gedicht von Prof. Nobbe	114
Verzeichniß der Mitglieder	115
Nachtrag: Sauppe (Prof.), Andeutungen zur Geschichte der attischen Beredtsamkeit	124

Druck von Ernst Blochmann und Sohn in Dresden.

In der **Arnold**ischen Buchhandlung in Dresden und Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Dr. J. G. Th. Gräße,

Lehrbuch

einer

allgemeinen Literärgeschichte aller bekannten Völker der Welt

von der ältesten bis auf die neueste Zeit.

Erster Band.

Lehrbuch einer Literärgeschichte der berühmtesten Völker der alten Welt,

oder

Geschichte der Literatur der Aegypter, Assyrer, Juden, Armenier, Chinesen, Perser, Inder, Griechen und Römer vom Anfange der literärischen Cultur bis zum Untergange des weströmischen Reiches.

Erste Abtheilung.

gr. 8. 1837. $2\frac{2}{3}$ Thlr.

Inhalt: Einleitung. I. Periode bis auf Moses. Erfindung der Sprache und Schrift und Literatur derselben. II. Periode: Von Moses bis 426 v. Chr. Geb. 1. Abschnitt von Moses bis auf Alexander den Großen. Charakteristik der Nationen, die bereits eine Literatur haben, der Assyrer, Phönicier, Aegypter, Hebräer, Inder, Perser, Chinesen und Griechen. Poesie der Griechen, Hebräer, Aegypter, Perser, Inder, Chinesen Theologie der Griechen, Hebräer, Assyrer, Phönicier, Aegypter, der Perser u. der Zoroaster, der Chinesen mit ihrer Literatur, der Inder und Literatur der heiligen Bücher derselben. Aelteste Geschichtsdenkmäler. Literatur der Geschichte der Babylonier, Phönicier, Aegypter, Juden, Perser, Chinesen und der Griechen. Literatur der Geographie. Literatur der alten Philosophie. Beredtsamkeit und Epistolographie. Mathematik der Assyrer, Phönicier, Aegypter, Perser, Hebräer, Chinesen, Inder und Griechen. Naturwissenschaften. Medicin. Sprachwissenschaften. Rechtswissenschaft. Zusätze.

Zweite Abtheilung.

gr. 8. 1838. $4\frac{1}{3}$ Thlr.

Inhalt: II. Periode. 2. Abschnitt von 336 bis 29 v. Chr. Geb. Charakteristik der Hebräer, Griechen, Aegypter, Orientalen und Römer während dieser Zeit. Philologie der Griechen und Römer. Geschichte der Griechen und Römer. Chronologie. Geographie. Biographie. Mythographie. Literaturgeschichte. Dichtkunst der Hebräer, Inder, Griechen und Römer. Theologie der Hebräer. Ihre Secten und die Alexandrinische Bibelübersetzung. Theologie der Griechen. Philosophie der Hebräer, Griechen und Römer. Mathematik der Griechen und Römer. Beredtsamkeit der Griechen und Römer. Epistolographie. Rechtswissenschaft. Medicin der Griechen und Römer. Naturgeschichte. II. Periode. 3. Abschnitt von 30 v. Chr. bis 476 n. Chr. Charakteristik der Griechen, Aegypter, Syrer, Armenier, Chinesen, Hebräer, Perser, Römer, Celten, Deutschen und Inder während dieser Periode. Philologie der Griechen, Römer, Deutschen, Inder und Juden Dichtkunst und Romane der Griechen und Römer. Christliche Dichter in griechischer und lateinischer Sprache. Runen. Celtische, germanische, jüdische, indische, armenische und syrische Poesie. Theologie. Uebersetzungen und Paraphrasen des alten Testaments. Kabbala, Mischna und Masora. Christliche Kirchengeschichte in lateinischer und griechischer Sprache. Christliche Religion und das neue Testament. Apokryphen. Patristik. **Patres apostolici.** Schriften der Feinde der christlichen Religion. Apologetik bei den Griechen, Römern, Syrern und Armeniern. Schriften gegen Ketzer. Dogmatiker bei den Griechen, Römern, Syrern und Armeniern. Katechetik. Symbolik. Liturgik. Moral. Exegetik und Hermeneutik. Kritik. Lateinische, gothische, syrische, ätiopische, armenische und koptische Bibelübersetzung. Koptische Literatur. Homiletik. Celtische und deutsche Mythologie. Orientalische und gnostische Philosophie. Griechische und römische Philosophie. Mathematik bei den Griechen, Römern, Indern, Juden und Chinesen. Naturwissenschaft und Oekonomie. Griechische und römische Medicin. Geschichte bei den Juden, Armeniern und Chinesen, bei den Griechen und Römern. Geographie. Mythographie. Literatur- und Kunstgeschichte. Chronologie. Beredtsamkeit bei den Griechen, Römern und Armeniern. Epistolographie. Rechtswissenschaft. Zusätze. Wort- und Sachregister über Band I.

Zweiter Band.

Lehrbuch einer Literärgeſchichte der berühmteſten Völker des Mittelalters,

oder

Geſchichte der Literatur der Araber, Armenier, Perſer, Türken, Syrer, Juden, Chineſen, Inder, Griechen, Italiener, Engländer, Franzoſen, Deutſchen, Spanier, Portugieſen, Slaven und der Völker der ſkandinaviſchen Halbinſel, vom Untergange des römiſchen Reiches bis zur Zerſtörung des oſtrömiſchen Reiches.

Erſter Abtheilung erſte Hälfte.

gr. 8. 1839. 2½ Thlr.

Inhalt: III. Periode von 476 bis 1100 n. Chr. Allgemeine Einleitung. Quellenkunde und Charakteriſtik der hier vorkommenden Völker, der Juden, Araber, Perſer, Inder, Italiener, Spanier, Portugieſen, Franzoſen, Griechen, Engländer, Schottländer, Irländer, Niederländer, Dänen, Schweden, Norweger, Isländer, Slaven, Ungarn und Deutſchen. Theologie. Kirchengeſchichte. Apologetik. Polemik gegen Ketzer und über Streitpuncte der chriſtlichen Lehre. Dogmatik. Moral. Exegetik und Hermeneutik. Syriſche, arabiſche, perſiſche, georgiſche, ſlaviſche, angelſächſiſche und altdeutſche Bibelüberſetzung. Liturgik. Katechetik. Armeniſche und ſyriſche Theologie. Deutſche Theologie. Mohammedanismus, ſeine heiligen Bücher und Secten. Theologie der Druſen. Jüdiſche Theologie. Indiſche und perſiſche Theologie. Poeſie der Griechen. Lateiniſche Gedichte. Kirchenmuſik. Angelſächſiſche, waliſiſche, ſchottiſche und iriſche Poeſie. Deutſche Poeſie. Romaniſche Poeſie der Waldenſer. Slaviſche, jüdiſche und arabiſche Poeſie. Orientaliſche Fabelwerke (**Lokman, Bidpa, Syntipas,** Mährchen) und ihr Uebergang nach Europa. Perſiſche Poeſie. Zuſätze.

Erſter Abtheilung zweite Hälfte.

gr. 8. 1840. 2 Thlr.

Inhalt: III. Periode von 476 bis 1100 n. Chr. Philoſophie der Araber und Griechen. Philoſophie des Occidents. Scholaſtik. Mathematik der Araber, Juden, Chineſen, Griechen und der lateiniſchen Scribenten. Arabiſche und perſiſche Chronologie. Naturwiſſenſchaften und Oekonomie. Medicin der Araber, Perſer, Juden und Griechen. Medicin im Occident. Botanik. Jurisprudenz bei den Griechen und im Abendlande. Kanoniſches Recht. Lehen- und Staatsrecht. Orientaliſche Rechtskunde. Geſchichte bei den Griechen, im Occidente, bei den Syrern und Samaritanern, bei den Arabern und Juden. Literaturgeſchichte. Geographie. Philologie bei den Griechen, im Occident, bei den Arabern und in deutſcher Sprache. Geſchichte der claſſiſchen Studien in Griechenland, im Orient und im Occident. Zuſätze. Wort- und Sachregiſter.

Zweiter Abtheilung erſte Hälfte.

gr. 8. 1840. 2⅚ Thlr.

Inhalt: IV. Periode von 1100 bis 1500 n. Chr. Einleitung. **La bataille des sept arts.** Einleitung in dieſelbe und über die Bücher **de tribus impostoribus** und **de imitatione Christi.** Apologetik. Polemik. Viſionärs. Todtentänze und Sagen vom Antichriſt. Homiletik Griechiſche Dogmatik. Bücherverbote. Dogmatik des Abendlands. Liturgik. Moral. Exegetik und Hermeneutik. Bibelüberſetzungen in franzöſiſcher, italieniſcher, engliſcher, deutſcher, niederländiſcher, ſpaniſcher und ſlaviſcher Sprache. Kirchenhiſtoriker. Jüdiſche und arabiſche Theologie. Theologie der Syrer und Armenier. Zuſätze.

Zweiter Abtheilung zweite Hälfte.

gr. 8. 1841. 3⅔ Thlr.

Inhalt: IV. Periode von 1100 bis 1500 n. Chr. Mediciniſche Wiſſenſchaften im Abendlande. Zauberromane. Naturgeſchichte. Naturwiſſenſchaften. Medicin bei den Griechen, Juden, Arabern, Perſern und Armeniern. Ariſtoteliſche und Platoniſche Philoſophie im Abendlande. Moralphiloſophie. Pädagogik. Staatsverwaltung im Abendlande. Philoſophie bei den Griechen, Arabern, Perſern, Juden, Armeniern, Slaven, Indiern und Chineſen. Rhetorik. Erfindung des Schießpulvers und Compaſſes. Reiſebeſchreibungen und Geographie. Landkarten. Mathematiſche Wiſſenſchaften. Malerei. Muſik u. Kirchengeſang. Karten- u. andere Spiele. Mathematik und Geographie bei den Griechen, Arabern, Perſern, Juden, Indern und Armeniern. Nordiſche Literatur und Dichtkunſt. Deutſche Poeſie. Engliſche, niederländiſche, franzöſiſche, italieniſche, ſpaniſche, portugieſiſche, ſlaviſche und lateiniſche Poeſie (mit Ausſchluß aller zu den Sagenkreiſen von Abtheilung III gehörigen Dichtungen). Orientaliſche Dichtkunſt. Wort- und Sachregiſter.